LION FEUCHTWANGER

Goya

Roman

aufbau

Lion Feuchtwanger

Goya

oder

Der arge Weg

der Erkenntnis

Roman

aufbau *digital*

Impressum

Mit einer Nachbemerkung von Gisela Lüttig

Textgrundlage:
Lion Feuchtwanger, Gesammelte Werke in Einzelbänden,
Band 13, Aufbau-Verlag GmbH, Berlin 1994

ISBN 978-3-8412-0614-5

Aufbau Digital,
veröffentlicht im Aufbau Verlag, Berlin, Februar 2013
© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin
Bei Aufbau erstmals 1961 erschienen; Aufbau ist eine
Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie für das öffentliche Zugänglichmachen z.B. über das Internet.

Umschlaggestaltung capa design, Anke Fesel
unter Verwendung des Gemäldes „Der Sonnenschirm“,
1777, Francisco de Goya,
akg-images / Erich Lessing

E-Book Konvertierung: le-tex publishing services GmbH, www.le-tex.de

www.aufbau-verlag.de

Menü

Buch lesen
Innentitel
Inhaltsübersicht
Informationen zum Buch
Informationen zum Autor
Impressum

Inhaltsübersicht

Erster Teil

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

Zweiter Teil

1

2

3

4

5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32

33

34

35

36

37

38

39

40

Dritter Teil

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
Zu diesem Band

Erster Teil

1

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts war fast überall in Westeuropa das Mittelalter ausgetilgt. Auf der Iberischen Halbinsel, die auf drei Seiten vom Meer, auf der vierten von Bergen abgeschlossen ist, dauerte es fort.

Um die Araber von der Halbinsel zu verdrängen, hatten vor Jahrhunderten Königtum und Kirche ein unlösliches Bündnis eingehen müssen. Der Sieg war möglich nur, wenn es den Königen und den Priestern gelang, die Völker Spaniens durch strengste Disziplin zusammenzuschweißen. Es war ihnen gelungen. Sie hatten sie vereinigt in einem inbrünstig wilden Glauben an Thron und Altar. Und diese Härte, diese Einheit war geblieben.

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts war die iberische Tradition auf tragisch lächerliche Art erstarrt. Zweihundert Jahre zuvor schon hatte sich der größte Dichter des Landes aus diesem finster grotesken Willen zur Beharrung seinen Stoff geholt. Er hatte in der Geschichte von dem Ritter, der von den alten, ritterlichen, sinnlos gewordenen Bräuchen nicht lassen kann, ein für immer gültiges Gleichnis geschaffen, und sein höchst liebenswerter Held, rührend und lächerlich, war berühmt geworden über den Erdkreis.

Die Spanier hatten über Don Quijote gelacht, aber ihren Willen zur Tradition nicht aufgegeben. Länger als sonstwo in Westeuropa hielt sich auf der Halbinsel das mittelalterliche Rittertum. Kriegerische Tugend, bis zur Tollheit heldisches Gehabe, hemmungsloser Frauendienst, herrührend aus der Verehrung der Jungfrau Maria, diese Eigenschaften blieben die Ideale Spaniens. Die ritterlichen Übungen, längst ohne Sinn, hörten nicht auf.

Verknüpft mit diesem kriegerischen Gewese war eine leise Verachtung der Gelehrsamkeit und des Verstandes. Desgleichen ein ungeheurer Stolz, berühmt und berüchtigt über die Welt, Stolz der Gesamtheit auf die Nation, Stolz des einzelnen auf

seine Kaste. Das Christentum selber verlor in Spanien seine Demut und seine Heiterkeit, es nahm ein wildes, düsteres, herrisches Gepräge an. Die Kirche wurde hochfahrend, kriegerisch, männlich, grausam.

So war noch um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts das Land das altertümlichste des Erdteils. Seine Städte, seine Trachten, die Bewegungen seiner Menschen, ja, ihre Gesichter muteten den Fremden seltsam starr an, Überbleibsel der Vorzeit.

Aber jenseits der nördlichen Berge, abgetrennt von Spanien nur durch diese Berge, lag das hellste, vernünftigste Land der Welt: Frankreich. Und über die Berge drang trotz aller Absperrmaßnahmen seine Vernunft und seine Beweglichkeit. Unter der starren Oberfläche, sehr langsam, änderten sich auch die Menschen der Halbinsel.

Es herrschten damals über Spanien fremde Könige, Herrscher französischen Ursprungs, Bourbonen. Wohl konnten die Spanier sie zwingen, sich ihnen anzupassen, so wie sie früher die Habsburger gezwungen hatten, sich zu hispanisieren. Doch der spanische Adel lernte durch die französischen Könige und ihre französische Umgebung die fremden Sitten kennen, und manche lernten sie lieben.

Die Gesamtheit indes hielt, während sich der Adel langsam änderte, zäh am alten fest. Mit ernster Gier übernahm das Volk die Rechte und Pflichten, welche die großen Herren hatten fallenlassen. Der edelste Sport waren die Stierkämpfe gewesen, ein Privileg des Hochadels. Die Übung selber wie der Anblick war Adeligen vorbehalten gewesen. Jetzt, da sich die Granden nicht mehr im Stierkampf betätigten, übte um so leidenschaftlicher das Volk die wilde Sitte. Und wenn die Granden ihre Manieren lockerten, so wurde die Etikette des Volkes um so strenger. Schuhmacher legten Gewicht darauf, als kleine Adelige, als Hidalgos, angesehen zu werden, und Schneider begrüßten sich mit umständlichen Titeln. Don Quijote hatte abgedankt, Don Quijote hatte sich in einen eleganten Herrn von Versailles verwandelt; nun übernahm das Volk seinen Schild und sein klappriges Streitroß. Sancho Pansa wurde Don Quijote, heroisch und lächerlich.

Drüben, jenseits der Pyrenäen, köpfte das französische Volk seinen König und jagte seine großen Herren davon. Hier in Spanien vergottete das Volk seine Monarchen, wiewohl sie französischen Ursprungs waren und höchst unköniglich. König blieb dem Volke König, Grande blieb ihm Grande, und während diese Granden, französischen Sitten mehr und mehr zugetan, sich schon damit abgefunden hatten, auch mit einem republikanischen Frankreich zu paktieren, kämpfte das spanische Volk begeistert weiter gegen die gottlosen Franzosen und ließ sich totschlagen für den König, seine Granden und seine Priester.

Spanier gab es freilich, welche
Diesen Widerspruch verspürten
In sich selber, und sie kämpften
In der eignen Brust den Streit aus
Zwischen altem Brauch und neuem,
Zwischen Fühlen und Verstehen,
Schmerzhaft oft und leidenschaftlich,
Siegreich manchmal, doch nicht immer.

2

Doña Cayetana, Dreizehnte Herzogin von Alba, gab einen Theaterabend für ihre Freunde in ihrem Madrider Palais. Eine Truppe royalistischer Pariser Schauspieler, die vor dem Terror der Republik über die Pyrenäen hatte fliehen müssen, führte ein Stück des Schriftstellers Berthelin auf, »Das Martyrium der Marie-Antoinette«, ein Drama, das trotz seines zeitgenössischen Inhalts im klassischen Stil gehalten war.

Die Zuhörer – es waren ihrer nicht viele, zumeist Herren und Damen des Hochadels – verloren sich in dem weiten Saal, der nur mäßig erhellt war, auf daß die Vorgänge auf der Bühne besser beleuchtet seien. Edel und eintönig klangen von der Szene herab die

sechsfüßigen Jamben, ihr erhabenes Französisch war spanischen Ohren nicht immer ganz verständlich, der Saal war warm, es überkam die Zuhörer in ihren bequemen Sesseln allmählich eine melancholische, behagliche Schläfrigkeit.

Die königliche Dulderin auf der Bühne gab jetzt ihren Kindern, der vierzehnjährigen Madame Royale und dem neunjährigen König Louis dem Siebzehnten, noble Lehren. Dann wandte sie sich an ihre Schwägerin, die Prinzessin Elisabeth, und gelobte, sie werde, was immer über sie kommen möge, mit einer Fassung tragen, die ihres gemordeten Gemahls, des Sechzehnten Louis, würdig sei.

Die Herzogin von Alba selber hatte sich noch nicht gezeigt. Wohl aber saß in der ersten Reihe ihr Mann, der Marqués de Villabranca, der, gemäß dem Gebrauch, zu seinen vielen anderen Titeln auch den ihren angenommen hatte. Der stille, elegante Herr, eher schmächtig, doch vollen Gesichtes, schaute aus schönen, dunklen Augen nachdenklich auf die hagere Schauspielerin, die da oben sentimentale, pathetische Verse deklamierte, vorgebend, sie sei die tote Marie-Antoinette. Der Herzog von Alba war empfindlich vor Kunstleistungen nicht allerhöchsten Ranges und war von vornherein skeptisch gewesen. Aber seine liebe Herzogin hatte erklärt, infolge der Trauer, welche der Hof anläßlich des schauerlichen Ablebens der Königin Marie-Antoinette angeordnet hatte, sei das Leben in Madrid tödlich langweilig geworden, und irgend etwas müsse sie unternehmen. Eine solche Aufführung wie die des »Martyriums« bringe Leben ins Haus und beweise Teilnahme an der Trauer über den Untergang der Könige von Frankreich. Der Herzog konnte es verstehen, daß seine Frau, die um ihrer Capricen willen an allen Höfen Europas berühmt war, sich in der weiten Einsamkeit ihres Madrider Palais langweilte, er hatte ohne weiteres zugestimmt und ließ nun diese Vorstellung über sich ergehen, geduldig und skeptisch.

Seine Mutter, die Witwe des Zehnten Marqués de Villabranca, saß neben ihm, lässig und zuhörend. Die Habsburgerin auf der Bühne, wie war sie laut und tränenselig! Nein, so war Marie-Antoinette nicht gewesen, die Marquesa de Villabranca hatte sie gesehen und gesprochen seinerzeit, in Versailles. Sie war eine charmante Dame gewesen,

Marie-Antoinette von Habsburg und Bourbon, heiter und liebenswert, ein wenig zu auffällig vielleicht und zu laut. Aber schließlich war sie eben nur eine Habsburgerin und hatte nichts von dem unaufdringlichen Adel einer Villabranca. Das Verhältnis Marie-Antoinettes zu ihrem schweigsamen, unaufdringlichen Louis, hatte es nicht Ähnlichkeit gehabt mit dem Verhältnis Cayetana de Albas zu ihrem Don José? Verstohlen schaute sie auf ihren Sohn, er war ihr Lieblingssohn mit seiner Zartheit und Schwäche, und was sie sah und lebte, bezog sie auf ihn. Er liebte seine Frau, und das verstand ein jeder, der sie einmal gesehen hatte; aber es war keine Frage, er stand in ihrem Schatten, der Welt war er der Mann der Herzogin von Alba. Ach, nur wenige kannten ihren Sohn José. Sie sahen und rühmten seine stille Vornehmheit. Allein um seine innere Musikalität, um das wunderbar ausgeglichene Schwingen seines Wesens wußten wenige, auch seine Frau wußte zu wenig darum.

Oben auf der Bühne war jetzt der Präsident des Revolutionstribunals, ein brutaler Mann, um der Königin das Urteil zu verkünden. Zunächst hielt er ihr noch einmal alle ihre Schandtaten vor, er verlas eine ebenso dumme wie scheußliche Liste maßloser Verbrechen.

In seinem weiten Sessel verloren, saß dürr und schmächtig in der strotzenden Gesandtenuniform Monsieur de Havré, der Geschäftsträger des Thronfolgers, der von Verona aus an Stelle des kleinen, von den Republikanern gefangenen Königs Frankreich regierte. Es war nicht leicht, ein Land zu regieren, von dem man keinen Quadratzoll besaß, noch weniger leicht, der Botschafter eines solchen Regenten zu sein. Monsieur de Havré war ein alter Diplomat, er hatte jahrzehntelang den Glanz von Versailles repräsentiert, er fand sich schwer in seine neue, klägliche Lage. Die Botschaften, die er im Auftrag seines Herrn, des Regenten, dem Hofe von Madrid zu bestellen hatte, sehr großspurig manchmal, nahmen sich merkwürdig aus im Munde eines Mannes, dessen Diplomatenuniform fadenscheinig wurde und der ohne die Unterstützung des spanischen Hofes sein Mittagessen nicht hätte bezahlen können. Da saß Monsieur de Havré, die schäbigsten Stellen seines Rockes mit dem Schiffhut deckend, seine schmale, bläßliche,

hübsche, sechzehnjährige Tochter Geneviève neben sich. Auch sie hätte neue Kleider gut brauchen können, im Interesse Frankreichs und in ihrem eigenen. Ach, man war heruntergekommen. Man mußte froh sein, wenn die Herzogin von Alba einen einlud.

Oben auf der Bühne hatte der Mann vom Tribunal der königlichen Dulderin das Todesurteil verkündet, und sie hatte erwidert, sie sehne sich danach, mit ihrem Gatten vereint zu werden. Doch so leicht machte man ihr das Sterben nicht: vielmehr hatten sich die gottlosen Schurken eine letzte Schmach ausgedacht. Marie-Antoinette habe, erklärte, immer in Versen, der Schreckensmann auf der Bühne, Frankreich durch die langen Jahre ihrer zügellosen Wollust in den Augen der Welt erniedrigt; deshalb sei es der Wille des Volkes, daß sie, selber entwürdigt, entblößt bis zum Nabel, zum Richtplatz geführt werde.

Die Zuschauer hatten viele Berichte über das gräßliche Ereignis gelesen, aber das war neu. Sie horchten auf, schaudernd und gekitzelt, sie schüttelten die Schläfrigkeit von sich, das Schauspiel ging unter allgemeinem Interesse seinem Ende entgegen.

Jetzt schloß sich der Vorhang, man klatschte höflich. Die Gäste standen auf, froh, die Glieder zu bewegen, sie promenierten durch den Saal.

Mehr Kerzen wurden angezündet. Man konnte sehen, wer da war.

Auffiel ein Mann, der sich inmitten dieser gepflegten Herren und Damen trotz seiner sorgfältigen, ja kostbaren Kleidung ein wenig ungelenk ausnahm. Er war nicht groß, unter schweren Lidern lagen tief die Augen, die Unterlippe war voll und gewalttätig vorgeschoben, die Nase kam gerade, fleischig und flach aus der Stirn heraus, der Kopf hatte etwas Löwenhaftes. Er schlenderte durch den Saal, fast alle kannten ihn und erwiderten seinen Gruß mit Achtung. »Es ist angenehm, Sie zu sehen, Don Francisco«, hörte er wieder und wieder.

Don Francisco de Goya freute sich, daß ihn die Herzogin von Alba zu diesen erlesenen Gästen eingeladen hatte, er freute sich der Achtung, deren man ihn würdigte. Es war ein langer Weg gewesen aus dem Bauerndorfe Fuendetodos hierher in das Palais Alba, es war kein leichter Weg gewesen, aber hier war er, der kleine Francho, Maler

des Königs jetzt, Pintor de Cámara, und wenn er diese großen Damen und Herren porträtierte, war es unentschieden, wer wem eine Gunst erwies.

Er neigte sich tief vor der alten Marquesa de Villabranca. »Wie fanden Sie Stück und Aufführung, Don Francisco?« fragte sie. »Ich kann mir nicht denken«, antwortete er, »daß die Königin Marie-Antoinette so sollte gesprochen haben. Und wenn, würde ich ihren Tod weniger bedauern.« Die Marquesa lächelte. »Immerhin ist es schade«, meinte sie, »daß die Majestäten nicht da waren.« Es lag aber in ihrem Ton eine kleine Spitzbüberei, sie schaute ihn an mit ihren schönen, ungenierten Augen, den breiten, schmallippigen Mund um ein Winziges verzogen. Und auch er lächelte und dachte mit, was die Marquesa nicht aussprach, daß nämlich die spanischen Bourbonen vermutlich ein unangenehmes Kitzeln verspürt hätten, wenn sie den ganzen Abend von dem hätten hören müssen, was den Hälsen ihrer französischen Verwandten zugestoßen war.

»Wann endlich werden Sie mich malen, Don Francisco?« fuhr die Marquesa fort. »Ich weiß, ich bin eine alte Frau, und Sie haben Besseres zu tun.« Er bestritt das, leidenschaftlich und mit Überzeugung. Die Marquesa war mit ihren Fünfundfünfzig noch immer schön, es war um sie der Hauch eines noch nicht lange vergangenen reichen Lebens. Goya sah das vielwissende, freundlich resignierte Gesicht, er sah das einfache, kostbare, dunkle Kleid, den zarten, weißen Schal, aus dem eine Rose hervorkam. Sie war genau das, was er sich in den Träumen seiner Jugend unter einer großen Dame vorgestellt hatte. Er freute sich darauf, sie zu malen.

Der Mayordomo bat die Gesellschaft in den großen Empfangssaal, wo die Herzogin sie erwarte. Goya begleitete die Marquesa. Langsam gingen sie durch die Gemäldegalerie, welche den Theatersaal mit dem Empfangsraum verband. Da hingen ausgewählte Bilder der alten spanischen, flämischen, italienischen Meister, es war schwer, nicht stehenzubleiben vor diesem Bilde, vor jenem; so eindringlich von den Wänden in dem flackerigen Lichte der Kerzen strahlte das alte Leben.

»Ich kann mir nicht helfen«, sagte die Marquesa zu Goya, »aber ich liebe meinen Raphael. Von allem, was hier hängt, ist mir ›Die Heilige Familie‹ das liebste.« Goya,

entgegen dem allgemeinen Urteil, war kein Anhänger des Raphael, er schickte sich an, etwas freundlich Unverbindliches zu erwidern.

Da aber waren sie an der Wendung der Galerie angelangt, und durch die Flügeltür des großen Empfangssaals sahen sie Cayetana de Alba. Sie saß, nach alter Sitte, auf einer niedrigen, mit Teppichen belegten Estrade, die durch ein kleines Gitter mit weiter Öffnung vom übrigen Saal geschieden war, und sie trug nicht wie die übrigen Damen ein modernes Kleid, sondern ein spanisches von altem Zuschnitt. Die Marquesa lächelte. So war Doña Cayetana: sie nahm von Frankreich, was von Frankreich Gutes kam, aber sie wollte nicht verleugnen, daß sie Spanierin war. Es war ihr Abend, die Einladungen waren in ihrem, nicht in ihrem und in ihres Gatten Namen ergangen, niemand durfte es ihr verdenken, wenn sie auf den ersten, französischen Teil des Abends einen zweiten, spanischen setzte. Aber sich im eigenen Haus inmitten einer Abendgesellschaft in spanischer Tracht zu zeigen, fast wie eine Maja, ein solcher Effekt war ein bißchen sehr laut. »Sie hat immer neue Einfälle, unsere Doña Cayetana«, sagte die Marquesa zu dem Maler. »Elle est chatoyante«, fuhr sie fort, französisch.

Goya antwortete nicht. Töricht, wortlos stand er unter der Tür und starrte auf die Alba. Über dem silbergrauen Kleid trug sie schwarze Spitzen; bräunlichweiß leuchtete die warme Blässe des ungeschminkten ovalen Gesichtes, krauses, schwarzes Haar, gekrönt von einem hohen Kamme, umrahmte es üppig; winzig, zierlich, in ihren spitzen Schuhen, schauten die Füße aus dem weitfallenden Rock. Ein lächerlich kleiner, weißer, wolliger Hund saß auf ihrem Schoß, sie streichelte ihn mit der linken, behandschuhten Hand. Die Rechte aber, nackt, schmal, fleischig, kindlich, lag halb auf der Lehne des Sessels, und lässig, mit spitzen, leicht gespreizten Fingern, hielt sie den Fächer, beinahe geschlossen, nach unten.

Die Marquesa, da Goya noch immer schwieg, glaubte, er habe ihr Französisch nicht verstanden, und übersetzte: »Sie schillert wie eine Katze.« Don Francisco indes starrte weiter. Er hatte die Herzogin oft getroffen, er hatte ein Porträt von ihr gemalt, unbeteiligt, es war auch nichts Rechtes geworden, er hatte spielerisch das Gesicht der

großen Dame, von der Madrid so viel und so gerne sprach, in den galanten, unverbindlichen Entwürfen verwandt, die er für die Gobelins der königlichen Schlösser anfertigte. Nun aber erkannte er sie nicht, er hatte sie niemals gesehen, und war das die Alba?

Die Knie zitterten ihm. Jedes Haar von ihr, jede Pore ihrer Haut, die starken, hohen Augenbrauen, die unter den schwarzen Spitzen halbentblößten Brüste erregten ihm eine Leidenschaft ohne Maß.

Die Worte der Marquesa klangen in ihm nach, ohne daß er ihren Sinn recht erfaßt hatte; mechanisch antwortete er: »Ja, sie ist erfrischend unabhängig, Doña Cayetana, überaus spanisch.« Er stand noch immer unter der Tür, die Augen auf der Frau. Nun aber hob sie den Kopf in seiner Richtung. Sah sie ihn? Schaute sie blicklos über ihn weg? Sie sprach weiter, streichelte weiter mit der Linken den kleinen Hund. Die Rechte indes hob jetzt den Fächer, entfaltete ihn ganz, so daß das Bild des Fächers sichtbar wurde – ein Sänger, der zu einem Balkon hinaufsang –, schloß ihn wieder und entfaltete ihn von neuem.

Freudiger Schreck lähmte Francisco den Atem. Es gab eine Fächersprache, in welcher die Majas, die Mädchen aus dem Volke, in der Kirche, bei öffentlichen Festen, in den Schenken, sich Unbekannten verständlich machten, und das Signal, welches da von der Estrade kam, war eine starke Ermunterung.

Vielleicht hatte die alte Marquesa inzwischen weitergesprochen, vielleicht hatte er geantwortet. Er wußte es nicht. Jetzt jedenfalls verließ er sie brüsk, unmanierlich, und ging durch den Saal der Estrade zu.

Gedämpfte Stimmen waren überall, Lachen, Klirren von Tellern und Gläsern. Durch das leise Gelärm indes kam von der Estrade her eine Stimme, etwas hart, doch keineswegs schrill, eine sehr junge Stimme, ihre Stimme. »War sie nicht ein wenig dumm, Marie-Antoinette, alles in allem?« fragte die Alba, und da sie offenbar wahrnahm, wie diese dreisten Worte befremdeten, erläuterte sie mit freundlichem Spott: »Ich meine natürlich die Antoinette in dem Stück Monsieur Berthelins.«

Nun war er auf der Estrade. »Wie hat Ihnen unser Stück gefallen, Señor de Goya?« fragte sie. Er antwortete nicht. Er stand da und schaute sie an, unbekümmert. Er war nicht mehr jung, fünfundvierzig Jahre alt war er, und er war nicht schön. Das runde Gesicht mit der flachen, fleischigen Nase, den tiefliegenden Augen und der üppigen, vorspringenden Unterlippe war sonderbar bekränzt von dem vollen, modisch gepuderten Haar, sein Körper, prall in dem eleganten Rock, war dicklich. Der ganze Mann mit seinem Löwengesicht wirkte gerade durch seine Gepflegtheit ungeschlacht, ein Bauer in übermodischer Hoftracht.

Er wußte nicht, ob er schließlich doch geantwortet hatte, wußte nicht, ob andere gesprochen hatten. Aber jetzt kam die bestürzende Stimme von neuem aus dem bräunlichweißen, hochmütigen, launischen Gesicht. »Gefallen Ihnen meine Spitzen?« fragte sie. »Der Feldmarschall Alba hat sie erbeutet, vor dreihundert Jahren in Flandern oder in Portugal, ich weiß nicht mehr.« Goya antwortete nicht. »Was entdecken Sie sonst an mir?« fuhr sie fort. »Sie haben mich gemalt, Sie sollten mich kennen.« – »Das Porträt ist nichts geworden«, brach es aus ihm heraus, seine Stimme, klingend sonst und schmiegsam, war heiser und ungebärdig laut. »Auch die Gesichter auf den Gobelins sind nichts als Spielerei. Ich möchte es nochmals versuchen, Doña Cayetana.«

Sie sagte nicht ja, nicht nein. Sie schaute ihn an, das mattleuchtende Gesicht unbewegt, aber die dunkeln, metallischen Augen voll und dringlich auf ihm. Drei Augenblicke lang schaute sie ihn so an, und für die Ewigkeit dieser drei Augenblicke waren sie allein in dem menschenvollen Raum.

Unvermittelt aber brach sie die zauberische Gemeinsamkeit. Beiläufig meinte sie, für die nächste Zeit werde sie für Sitzungen leider keine Zeit haben; sie sei beschäftigt mit dem Bau und der Einrichtung eines Landhauses in Moncloa. Von diesem Projekt sprach man viel in Madrid; die Herzogin, wetteifernd mit der toten Königin von Frankreich, wollte sich ihr Trianon bauen, ein kleines Schloß, gelegentlich dort ein paar Tage allein zu verbringen, nicht mit den Freunden der Familie, sondern mit ihren eigenen.

Sogleich indes nahm sie den früheren Ton wieder auf. »Wollen Sie mir in der Zwischenzeit etwas anderes malen, Don Francisco?« fragte sie. »Einen Fächer vielleicht? Wollen Sie mir ›El Abate y la Maja‹ malen?« Es war aber »El Fraile y la Maja«, »Der Mönch und das Mädchen«, ein Zwischenspiel von Ramón de la Cruz, eine gewagte kleine Komödie, die, für die öffentliche Aufführung verboten, in einer heimlichen Liebhabervorstellung gespielt worden war.

Die Herzogin von Alba bat den Hofmaler Francisco de Goya, ihr einen Fächer zu malen. Daran war nichts Ungewöhnliches, oft ließ sich eine Dame einen Fächer malen, Doña Isabel de Farnesio war berühmt für ihre Sammlung von mehr als tausend Fächern. Nichts Auffallendes geschah auf der Estrade. Trotzdem war denen ringsum, als wohnten sie einem vermessenen, unerlaubten Schauspiel bei.

Armer Don Francisco, dachte unten im Saal die alte Marquesa, vor ihrem innern Aug stand ein Bild des Rubens, das sie soeben in der Galerie gesehen hatte, der Herkules, den Omphale spinnen macht. Die alte Dame hielt auf Manieren, doch sie nahm es dem Maler, dem einzigen Bürgerlichen übrigens in dieser Gesellschaft von Granden, nicht übel, daß er sie so unerzogen hatte stehenlassen. Auch nahm sie es der Frau ihres Sohnes nur wenig übel, daß sie sich auf so bedenkliche, ja schamlose Art vergnügte. Sie verstand Doña Cayetana, sie hatte selber viel erlebt, sie liebte das Leben. Ihr Sohn, der schwach und zart war, brauchte starken Zustrom, das dünne Rinnsal des eigenen Lebens zu speisen, es war gut für ihn, daß er diese Frau zur Seite hatte, man mußte der Frau vieles nachsehen. Die großen Häuser Spaniens verdämmerten, die Männer wurden immer feiner und schwächer, und was noch an Kraft da war, das war in den Frauen, in dieser zum Beispiel, der Frau ihres lieben Sohnes, die da oben so frech und anmutig mit dem Maler spielte, einem der wenigen Männer des Landes.

Der Herzog von Alba selber, mit seinen großen, nachdenklichen Augen, verfolgte das Spiel, welches seine Frau mit dem Maler trieb. Da saß er, Don José Alvarez de Toledo, Dreizehnter Herzog von Berwick und Alba, Elfter Marqués de Villabranca und Inhaber vieler anderer Titel; unter den hundertneunzehn Granden des Königreichs waren nur

zwei ihm gleich an Rang, er war gesegnet mit allen Glücksgütern dieser Welt. Da saß er, schmächtig, vornehm, sehr elegant, und es verlangte ihn nicht, einzugreifen in die Geschicke dieser Welt, wozu ihm seine Abkunft und der erworbene Name das Recht gegeben hätten, der große, stolze, finstere Name Alba, heute noch gefürchtet in Flandern. Vielmehr war dieser Alba müde der Hoheit und des vielen Denkens über die komplizierten Dinge des Lebens, es lüstete ihn nicht, einem andern was vorzuschreiben oder zu verbieten. Wahrhaft froh fühlte er sich nur, wenn er Musik hörte oder selber Musik machte. Ging es um Musik, dann fühlte er Kraft in sich, und er hatte sich kühn gegen den König gestellt, als dieser sich weigerte, die Oper im Coliseo del Príncipe weiter zu subventionieren; herausfordernd hatte er damals selber den Unterhalt der Oper auf sich genommen, bis es ihm der König verbot. Nun also schaute er auf seine schöne Herzogin, wie sie den Köder nach dem Maler auswarf. Er war sich bewußt, daß seine Kraft gering war, er begriff, daß sich Cayetana angezogen fühlte von Don Francisco, der ein Künstler war und ein Mann. Sie war ihm zugetan, seine Herzogin, doch er spürte gut, daß diese Zuneigung nicht frei von Mitleid war, niemals hatte sie ihm einen Blick gegeben wie den, mit dem sie Don Francisco angeschaut hatte. Eine leise Traurigkeit war in ihm. Wenn er allein ist, wird er zu seiner Violine greifen und sich mit Haydn oder Boccherini das »Martyrium der Marie-Antoinette« und was darauf folgte von der Seele waschen. Er fühlte auf sich den zärtlich besorgten Blick seiner Mutter; mit einem fast unmerklichen Lächeln wandte er ihr den Kopf zu. Sie verstanden sich ohne Worte, sie wußte, er gönnte der Frau auf der Estrade ihr Spiel.

Goya, auf der Estrade, nahm wahr, daß sich die Frau nicht mehr mit ihm befaßte, und wußte, daß sie ihn an diesem Abend nicht mehr ansehen würde. Er ging, unziemlich früh.

Draußen empfing ihn unwirtliches Wetter, eine jener unangenehmen Madrider Januarnächte, voll von Wind und Schauern schneevermischten Regens. Sein Wagen wartete, mit livrierten Bedienten, das gehörte sich so für den Maler des Hofes, wenn er bei der Herzogin von Alba eingeladen war. Aber zur Verwunderung seiner Leute

schickte er den Wagen fort. Er zog es vor, zu Fuß nach Haus zu laufen, und achtete, der sparsame Mann, nicht darauf, daß sein hoher Seidenhut und seine Schuhe Schaden leiden mochten.

Wild, verlockend, herausfordernd und furchterregend stand die nächste Zukunft vor ihm. Vor zwei Tagen erst hatte er seinem Freunde Martín Zapater nach Saragossa geschrieben, wie gut geregelt jetzt endlich seine Dinge seien, und das war die Wahrheit gewesen. Es gab keinen Zank mehr mit seiner Frau Josefa; er hatte Freude an seinen Kindern; von den vielen Kindern, die sie ihm geboren hatte, waren freilich nur drei am Leben geblieben, aber es waren nette, gesunde Kinder. Der Bruder seiner Frau, der unleidliche Bayeu, Erster Maler des Königs, redete ihm nicht mehr ein in seine Kunst und seine Lebensführung, sie hatten sich versöhnt, übrigens litt Bayeu schwer am Magen und wird es nicht mehr lange machen. Auch setzten ihm, Francisco, seine Angelegenheiten mit Frauen nicht mehr so heftig zu wie früher; Pepa Tudó, mit der er es jetzt schon seit acht Monaten hielt, war vernünftig. Den schweren Krankheitsanfall, der ihn vor einem Jahr heimgesucht, hatte er überwunden, und er war schwerhörig nur dann, wenn er’s sein wollte. Auch um seine Finanzen stand es nicht schlecht. Die Majestäten zeigten ihm bei jeder Gelegenheit, wie sehr sie ihn schätzten, so tat Don Manuel, der Herzog von Alcudia, der Favorit der Königin, und alles, was in Madrid Namen und Geld hatte, drängte sich, von ihm porträtiert zu werden. »Komm bald, Martín meines Herzens«, hatte er seinen Brief geschlossen, »und schau Dir an, wie zufrieden lebt Dein wohlbestellter ewiger Freund, Dein kleiner Francho, Francisco de Goya y Lucientes, Mitglied der Akademie und Maler des Hofes.« Oben und unten aber hatte er den Brief mit einem Kreuz versehen, auf daß sein Glück daure, und in einer Nachschrift hatte er den Freund aufgefordert, der Jungfrau del Pilar zwei vielpfündige Kerzen zu stiften, daß sie ihm sein Glück erhalte.

Aber Kreuze und Kerzen halfen nicht, und was vor zwei Tagen wahr gewesen, war es heute nicht mehr. Die Frau auf der Estrade hatte alles umgeworfen. Es war Seligkeit gewesen, die großen, metallischen Augen aus dem launischen, hochmütigen Gesicht auf

sich zu spüren; neues Leben hatte ihn überschwemmt. Aber er wußte: was gut ist, will bezahlt sein, so besser es ist, so höher. Er wußte, er werde um die Frau kämpfen und leiden müssen, denn man war umgeben von bösen Geistern, immerfort, und wenn man nicht achtgab und sich seinem Gewünsche und Geträume ohne Vorsicht überließ, dann fielen die Ungeheuer einen an.

Er hatte schlecht gesehen. Er hatte eine launische Puppe aus der Frau gemacht. Das war sie, unter anderm; aber das andere, das dahinter, hatte er nicht gesehen. Dabei war er damals schon kein schlechter Maler gewesen, ein besserer jedenfalls als alle andern, auch als die beiden, die ihm bei Hofe voranstanden, Bayeu und Maella. Die mochten mehr gelernt haben bei ihrem Mengs und in ihrem Winckelmann, aber er hatte das bessere Aug und zu Lehrern den Velázquez und die Natur. Und trotzdem war er ein Stümper gewesen. Er hatte nur das Klare der Menschen gesehen, das Deutliche, aber das Vielerlei, das Verworrene, das in jedem Menschen ist, das Gefährliche, das hatte er nicht gesehen. In Wahrheit zu malen angefangen hatte er erst in den letzten Jahren, eigentlich erst seit wenigen Monaten, seit seiner Krankheit. Älter als vierzig hatte er werden müssen, ehe er auch nur zu begreifen begann, was Malen heißt. Aber nun hatte er’s begriffen, nun arbeitete er, jeden Tag viele Stunden. Und da mußte ihm diese Frau dazwischenkommen. Sie war eine großartige Frau, und es wird ein großartiges Erlebnis sein, und sie wird ihm viel zu schaffen machen, und sie wird ihm die Zeit und den Geist für die Arbeit wegstehlen, und er verwünschte sich und sie und das Schicksal, weil er sie so hoch wird bezahlen müssen.

Ein kleines Klingeln kam durch den Schnee, und dann sah er, wie sich ein Priester und ein Chorknabe mit dem Allerheiligsten durch das Wetter arbeiteten, offenbar auf dem Wege zu einem Sterbenden. Leise fluchend zog er sein Taschentuch heraus, breitete es in den Matsch und kniete nieder, wie es der Brauch, die Inquisition und sein Herz verlangten.

Es war ein schlechtes Vorzeichen, daß er der Monstranz auf dem Weg zu einem Sterbenden begegnete. Es wird nicht gut ausgehen mit der Frau. Lieber einem

neunjährigen Stier in einer Sackgasse in den Weg laufen, murrte er in seinem Innern, als einer Frau, wenn dein Herz geil ist. Er war aus dem Volk, und sein Inneres war voll von den alten Sprüchen des Volkes.

Er schnaufte unwillig durch die Nase, während er sich durch das Wetter weiterarbeitete, die Hausmauern entlang; denn die Mitte der Straße war knöchelhoher Matsch. Nichts als Ärger hatte man. Unvermittelt dachte er an Monsieur de Havré, den französischen Gesandten. Er hatte sein Porträt gemalt, und der Franzose hatte nicht bezahlt. Nachdem er die Rechnung ein drittes Mal geschickt, hatte man ihm überdies bei Hofe bedeutet, man sähe es nicht gern, wenn der französische Herr weiter behelligt werde. Francisco hatte Aufträge, so viele er wollte, doch wenn es galt, Zahlung zu erhalten, gab es oft Schwierigkeiten. Dabei mehrten sich die Ausgaben. Der Wagen und die Pferde waren kostspielig, die Bedienten waren unverschämt und verlangten immer mehr, auch stahlen sie, aber man konnte nichts machen, ein Hofmaler konnte sich nicht lumpen lassen. Wenn sein seliger Vater wüßte, daß er, der kleine Francho, in zwei Tagen ausgibt, was die ganze Familie Goya in Fuendetodos in einem Jahr verbraucht hat, in seinem Grabe drehte er sich um. Aber war es nicht herrlich, daß er, Francisco, so viel ausgeben *konnte*? Und ein Schmunzeln ging über sein Gesicht.

Er war vor seinem Hause; der Sereno, der Blockwächter, sperrte ihm das Tor auf. Goya stieg hinauf, warf die nassen Kleider ab, legte sich zu Bett. Allein er konnte nicht schlafen. Im Schlafrock ging er in sein Atelier. Es war kalt. Auf leisen Sohlen schlich er über den Korridor. Aus dem Türspalt des Bedienten Andreo kam Licht. Goya klopfte; wenn der Bursche schon seine fünfzehn Realen bekam, sollte er wenigstens Feuer anmachen. Unwillig tat der halbangezogene Mensch, wie ihm geheißen.

Goya saß nieder und schaute ins Feuer. Schatten kletterten die Wand hinauf, hinunter, fratzenhaft, unheimlich anziehend, bedrohlich. Ein Gobelin hing an der einen Wand, darstellend eine Prozession, das züngelnde Licht riß Teile heraus, den riesigen Heiligen, der auf einem Podium getragen wurde, Gesichter der wilden, inbrünstigen Menge. Der kinnbärtige Kardinal, der, von Velázquez gemalt, aus finstern, etwas

gelangweilten Augen von der andern Wand schaute, wurde gespenstisch in dem Geflacker, und selbst die uralte, bräunlichschwarze Holzfigur der Jungfrau, die eckig anmutige Virgen de Atocha, Franciscos Schutzheilige, wurde spöttisch und bedrohlich.

Goya stand auf, räkelte sich, riß sich mit kräftiger Schulterbewegung aus dem Geträume. Lief auf und ab. Nahm Streusand, schüttete ihn über den Tisch.

In den Sand zu zeichnen hub er
An. Es wurde eine nackte
Frau; sie hockte auf dem Boden,
Mit gekreuzten Beinen, lässig.
In den Sand zurück verwischte
Goya sie und machte eine
Zweite, nackt auch sie und tanzend.
In den Sand zurück auch diese
Wischte Goya, machte eine
Dritte. Aufrecht ging sie, stolzen
Ganges, auf dem Kopfe trug sie
Einen Krug. Auch diese mußte
In den Sand zurück. Er griff zum
Stifte. Zeichnete die vierte.
Einen hohen Kamm trug diese,
Und vom Kamm die schwarzen Spitzen
Der Mantilla fielen über
Ihre weiße Nacktheit. Seufzend,
Hilflos zornig, durch die Nase
Schnaubend, sah Francisco Goya
Auf die Zeichnung und zerriß sie.

3

Er arbeitete. Von der Leinwand schaute eine Dame, sehr hübsch, das längliche Gesicht leicht maskenhaft und spöttisch, die Augen weit auseinanderstehend unter hohen Brauen, den breiten Mund mit schmaler Ober- und starker Unterlippe geschlossen. Dreimal bereits war ihm die Dame gesessen. Außerdem hatte er verschiedene Skizzen von ihr gemacht. Jetzt arbeitete er an der Vollendung des Bildes. Er war seines Handwerks sicher und ein rascher Arbeiter. An diesem Porträt werkelte er schon die vierte Woche, und es wollte und wollte nicht glücken.

Dabei war alles »richtig«. Dies war die Dame, die er darstellen wollte, er kannte sie genau und seit langem, er hatte sie mehrmals gemalt, sie war die Frau seines Freundes Miguel Bermúdez. Alles war da, das Verschwiegene, Spöttische, tief Verschmitzte, welches sie hinter ihrer damenhaften Maske versteckte. Aber ein Winziges fehlte, und dieses Winzige war für ihn das Entscheidende. Er hatte sie gesehen bei einer Gesellschaft Don Manuels, des Herzogs von Alcudia, des allmächtigen Günstlings, dessen vertrauter Sekretär Miguel Bermúdez war, sie hatte ein hellgelbes Kleid getragen, weißes Spitzengewebe darüber: und da auf einmal hatte er sie ganz gesehen, das Verschwebende, Verwirrende, das Abgründige, worauf es ankam. Es war ein gewisser silbriger Ton über ihrer Erscheinung gewesen, ganz genau hatte er damals beim Anblick dieser Doña Lucía Bermúdez in dem hellgelben Kleid mit dem weißen Spitzengewebe erkannt, was er machen wollte, machen mußte. Nun quälte er sich damit ab, und es war alles da, das Gesicht und das Fleisch und die Haltung und das Kleid und der helle, graue Hintergrund, der bestimmt richtig war. Und doch war nichts da: die Tönung war nicht da, auf die es ankam, und was fehlte, war ein Winziges, und was fehlte, war alles.

In seinem Heimlichsten wußte er, warum das Bild nicht geriet. Mehr als zwei Wochen waren jetzt vergangen seit dem Theaterabend im Palais Alba, und er hatte von der Frau auf der Estrade nichts gehört. Er war erbittert. Wenn die Frau nicht kam, warum nicht wenigstens rief sie ihn und verlangte den Fächer? Gewiß, sie war

beschäftigt mit ihrem frechen, lächerlichen Schloß in Moncloa. Auch hätte er ja wohl ungerufen zu ihr gehen und ihr den Fächer bringen können. Allein das litt sein Stolz nicht. Die Frau mußte ihn rufen. Die Frau wird ihn rufen. Ein Vorgang wie der auf der Estrade konnte doch nicht einfach weggewischt werden wie die Figuren, die er in den Sand zu zeichnen pflegte.

Francisco war nicht allein im Atelier. Wie beinahe immer war sein Schüler und Mitarbeiter Agustín Esteve da; der Raum war groß genug, daß man einander nicht störte.

Heute malte Don Agustín an einem Reiterbild des Generals Ricardos. Das kalte, grämliche Gesicht des alten Generals hatte Goya gemalt, das Pferd und die zahllosen Einzelheiten der Uniform und der Medaillen, auf deren genaue Wiedergabe der General Gewicht legte, überließ er seinem gewissenhaften Agustín. Agustín Esteve, ein hagerer Mensch Anfang der Dreißig, hügeliger Kopf, hohe, gebuckelte Stirn unter zurückweichendem Haar, hohle Wangen, dünne Lippen, das ganze Gesicht länglich, ziemlich spitz zulaufend, war nicht redselig; Francisco indes, mitteilsam von Natur, liebte es, auch während der Arbeit zu schwatzen. Heute aber war auch er schweigsam. Gegen seine Gewohnheit hatte er von dem Abend bei der Alba nicht einmal seinen Nächsten erzählt.

Agustín, auf seine leise Art, trat hinter Goya und beschaute die silbriggraue Leinwand mit der silbriggrauen Frau. Er lebte nun sieben Jahre bei Goya, sie waren beinahe den ganzen Tag zusammen. Don Agustín Esteve war kein großer Maler und war sich dessen schmerzhaft deutlich bewußt. Aber er verstand viel vom Malen, und da war kein zweiter, der so genau gewußt hätte, was stark an Francisco war und was läppisch. Goya brauchte ihn, sein mürrisches Lob, seinen mürrischen Tadel, seine stummen Vorwürfe. Goya brauchte Kritik, er begehrte dagegen auf, er verhöhnte und beschimpfte den Kritiker, er bewarf ihn mit Schmutz, aber er brauchte ihn, seine Bestätigung und seine Verneinung. Er brauchte seinen schweigsamen, immer verdrossenen, tief verständigen, viel wissenden, kennerischen, hageren Agustín, der herumging wie die sieben mageren

Kühe, er beschimpfte ihn wüst, wünschte ihn zum Teufel, liebte ihn. Er konnte ohne ihn nicht auskommen, sowenig wie Agustín ohne seinen großen, kindischen, bewunderten, unerträglichen Freund.

Agustín schaute lange auf das Bild. Auch er kannte die Dame, die da so spöttisch von der Leinwand auf ihn schaute, er kannte sie sehr gut, er liebte sie. Er hatte kein Glück bei Frauen, und er wußte, wie wenig reizvoll er war. Doña Lucía Bermúdez war bekannt als eine der wenigen Frauen von Madrid, die neben ihrem Manne keinen Cortejo hatte, keinen erklärten Liebhaber. Francisco, dem, wenn er's nur darauf anlegte, jede Frau zufiel, hätte sicher ihr Cortejo werden können. Daß er's offenbar nicht wollte, befriedigte Agustín, doch kränkte es ihn auch. Er war bei alledem Kenner genug, das Bild nur auf seinen künstlerischen Wert hin anzuschauen. Er sah, daß es gut war, und daß gerade das, was Francisco anstrebte, nicht erreicht war. Er bedauerte das und freute sich, ging zurück zu seiner großen Leinwand und arbeitete schweigend weiter am Hinterteil seines Generalspferdes.

Goya war es gewohnt, daß Agustín hinter ihm stand und auf seine Leinwand schaute. Das Porträt der Doña Lucía war nicht geglückt, immerhin war, was er da machte, neu und verwegen, und er hatte auf Agustíns Urteil gespannt gewartet. Nun dieser wiederum stumm vor seinem berittenen General saß, stieg Wut in Goya hoch. Wie frech er war, dieser verkrachte Student, der sich hatte nähren müssen von Bettelsuppen an Freitischen. Wo wäre der Jämmerling hingekommen, wenn sich er, Francisco, seiner nicht angenommen hätte? Der Kastrat, der alle Frauen anschmachtete und sich nichts traute und nichts erreichte. Und so einer wagte es, sich wortlos von seinem Bilde abzukehren. Aber er hielt an sich. Tat, als habe er nicht gemerkt, daß sich der andere das Bild angeschaut hatte. Arbeitete weiter.

Zwei Minuten hielt er's aus, dann, grimmig, gefährlich sanft, sagte er über die Achsel: »Was hast du zu äußern beliebt? Du weißt doch, daß es heute um meine Ohren wieder schlechter steht. Du hättest ruhig deine faulen Lippen ein wenig weiter aufmachen können.« Don Agustín erwiderte sehr laut und sehr trocken: »Ich habe nichts

gesagt.« – »Wenn man von dir was hören will«, schimpfte Francisco, »dann spielst du Salzsäule, und wenn du nicht gefragt bist, dann geht es wie ein Wasserfall.« Agustín erwiderte nichts. Goya aber, böse, fuhr fort: »Ich habe dem General Ricardos versprochen, den Schinken noch diese Woche abzuliefern. Wann endlich wirst du mit deinem Pferd fertig?« – »Noch heute«, antwortete trocken Agustín. »Aber dann werden Sie finden, daß Sie an der Seele des Generals noch eine ganze Menge zu arbeiten haben.« – »Es ist deine Schuld«, empörte sich Goya, »wenn ich nicht rechtzeitig abliefern kann. Ich hatte geglaubt«, höhnte er, »so viel Handwerk wenigstens hättest du dir zugelegt, daß du nicht eine ganze Woche auf einen Pferdearsch verwenden mußt.«

Agustín nahm dem Freunde die Grobheit nicht übel. Was Francisco sagte, zählte nicht; es zählte nur, was er malte. Ins Bild malte er seine Empfindungen und Ansichten treu und wahr bis an die Grenze der Karikatur. Und die Bilder, die Francisco von ihm, Agustín, gemalt hatte, trugen nicht nur die Inschrift: »Dem Don Agustín Esteve sein Freund Goya«, sie waren in Wahrheit das Werk eines Freundes.

Goya machte sich wieder an das Porträt, und wieder arbeiteten beide eine Weile schweigend. Dann klopfte es an die Tür, und herein kam ein unangemeldeter Gast, Don Diego, der Abate.

Goya störte es nicht, wenn man ihm bei der Arbeit zuschaute; er war diszipliniert und verhöhnte jene Maler, die, wie Antonio Carnicero, der Nichtskönner, viel von Stimmung redeten. Franciscos Freunde und seine Kinder mochten jederzeit ins Atelier kommen, Fragen an ihn richten und nach Belieben schwatzen, während er malte. Versperrt war sein Atelier erst nach der sehr frühen Abendmahlzeit; dann ließ er nur zu, wen er sich selber aussuchte, einen Freund oder eine Freundin, oder er blieb auch allein.

Er war also nicht eben ungehalten, als der Abate kam, beinahe war er ihm heute willkommen. Er spürte, er werde das, was ihm vorschwebte, heute doch nicht »sehen«, es gehörte zu dem wenigen, was sich durch Arbeit nicht erzwingen ließ, worauf man zu warten hatte.

Müßig schaute er zu, wie der Abate im Atelier herumging. Der schwere Herr saß niemals still, auffallend leichten Schrittes ging er durchs Zimmer; er hatte, Don Diego, eine selbstverständliche Art, wo immer er war, alles zu untersuchen, es in die Hand zu nehmen, wieder hinzulegen, Bücher, Schriftstücke, Gegenstände jeder Art. Goya, der Menschen schnell durchschaute, kannte den Abate seit langem, aber er war sich über sein Wesen nie klargeworden, ihm war, als trüge der sehr intelligente Mann ständig eine kunstvolle Maske. Unter der hohen, schönen Stirn Don Diegos schauten kluge, lustige Augen, darunter war eine flache, gerade Nase; voll, überaus breit, genießerisch streckte sich der Mund. Das ganze Gesicht saß blaß, jovial, gescheit und sehr unpassend über der schwarzen geistlichen Gewandung. Der Abate war eher ungeschlacht, doch war alles an ihm gepflegt, und er vermochte selbst die geistliche Gewandung elegant zu machen; kostbare Spitzen schauten aus der schweren, schwarzen Seide, steinbesetzt glänzten die Schnallen der Schuhe.

In dem großen Atelier umherwandernd, erzählte der Abate allerlei Klatsch, freundlich ironisch, manchmal auch scharf, niemals langweilig. Er war gut informiert, er war bei den Herren der Inquisition ebenso zu Hause wie in den Kreisen der Freigeister.

Francisco zollte ihm wenig Aufmerksamkeit. Da aber hörte er ihn sagen: »Als ich heute beim Lever Doña Cayetanas war, –« Er zuckte hoch in jäher Erregung. Doch was war das? Er sah den Abate die Lippen bewegen, aber er hörte kein Wort. Ungeheurer Schreck faßte ihn. War jene Krankheit zurückgekommen, die er für immer überwunden glaubte? War er taub? Er schickte einen Blick des Grauens und der Hilflosigkeit hinüber zu dem alten Holzbild der Jungfrau de Atocha. Was die Jungfrau und alle Heiligen verhüten mögen, dachte er, er dachte es mehrere Male, es war alles, was er denken konnte.

Als er wieder hörte, erzählte der Abate von dem Doktor Joaquín Peral, der offenbar auch bei dem Lever der Alba gewesen war. Doktor Peral war erst vor kurzem aus dem Ausland zurückgekehrt und über Nacht der Wunderarzt der Madrider Gesellschaft geworden; es hieß, er habe den Grafen Espaja vom Tode auferstehen machen. Überdies,

erzählte der Abate, sei der Doktor beschlagen in allen Künsten und Wissenschaften und ein ausgezeichneter Gesellschafter, man reiße sich um ihn. Allein er sei verwöhnt und mache sich kostbar. Der Herzogin von Alba freilich warte er täglich auf, und sie schätze ihn außerordentlich.

Francisco bemühte sich, den Atem ruhig zu halten. Hoffentlich hatten Agustín und dieser Don Diego nichts von seinem Anfall bemerkt; sie waren luchsäugig, beide. »Mir hat noch keiner geholfen«, sagte er grimmig, »von diesen Bartkratzern und Aderlassern.« Es war aber noch nicht lange her, daß sich die Ärzte aus der Innung der Barbiere hatten aussondern dürfen. Der Abate lächelte. »Ich glaube, Don Francisco«, sagte er, »dem Doktor Peral tun Sie unrecht. Er versteht sein Latein und seine Anatomie. Von seinem Latein kann ich es mit Sicherheit sagen.«

Dann aber verstummte er für eine kleine Weile. Er stand im Rücken Goyas und schaute auf das Porträt, an dem dieser arbeitete. Agustín beobachtete ihn scharf. Der Abate gehörte zu dem Freundeskreise der Bermúdez, und Agustín glaubte wahrgenommen zu haben, daß die Aufmerksamkeiten, die er der schönen Lucía sagte und erwies, zuweilen mehr waren als die üblichen Galanterien eines mondänen Abate.

Jetzt also stand Don Diego vor dem Bilde Doña Lucías, und Agustín wartete gespannt auf das, was er sagen werde. Doch der sonst so beredte Herr äußerte sich nicht.

Vielmehr erzählte er weiter von Doktor Peral, dem großen Arzt. Der habe aus dem Ausland herrliche Gemälde mitgebracht, sie seien aber noch nicht ausgepackt, Doktor Peral suche ein Haus für seine Sammlung. Vorläufig habe er sich einen wunderbaren Wagen angeschafft, einen schöneren sogar, als Don Francisco ihn fahre. Die Karosserie sei in englischem Stil gehalten, vergoldet, den Bildschmuck habe Carnicero entworfen, der übrigens auch Doña Cayetanas Lever beigewohnt habe. »Auch er?« konnte sich Goya nicht enthalten auszurufen. Er befahl sich, ruhig zu bleiben, sich keine neue Welle der Wut und der Taubheit zu gestatten. Es gelang ihm, doch mit Mühe. Er sah sie alle, mit seinen Maleraugen sah er sie, den Abate, den Bartkratzer und den Carnicero, den Kleckser, den Pfuscher, der sich den Titel eines Hofmalers erschlichen hatte, wie sie

herumsaßen, die drei Widerwärtigen, während man die Frau anzog und frisierte. Er sah sie schwatzen, sah ihre gespreizten Gesten, sah sie sich weiden am Anblick der Frau, und er sah die Frau ihnen zulächeln, hochmütig und trotzdem ermunternd.

Er hätte ja einfach selber hingehen können zum Lever der Frau. Für ihn hätte sie bestimmt ein tieferes, freundlicheres Lächeln als für die andern. Aber mit diesem Knochen mochte sie einen andern Hund locken. Er wäre nicht hingegangen, und wenn er die Sicherheit hätte, daß sie ihm sogleich ins Bett spränge. Nicht um ein Indien wäre er hingegangen.

Der Abate mittlerweile berichtete, sowie die Hoftrauer abgelaufen sei, in wenigen Wochen also, gedenke die Herzogin eine Gesellschaft zu geben zur Einweihung ihres Schlößchens in Moncloa, des Palais Buenavista. Freilich sei es jetzt schwer, Pläne zu machen, infolge der militärischen Nachrichten von gestern.

»Was für militärische Nachrichten?« fragte Agustín, schneller als sonst. »In was für einer Welt leben Sie, meine lieben Freunde?« rief der Abate. »Bringe wirklich ich Ihnen die böse Nachricht als erster?« – »Was für eine Nachricht?« drängte Agustín. Und der Abate erwiderte: »Sie wissen wirklich nicht, daß die Franzosen Toulon zurückerobert haben? Beim Lever Doña Cayetanas war von nichts anderm die Rede. Abgesehen natürlich«, setzte er mit freundlicher Bosheit hinzu, »von den Aussichten des Costillares beim nächsten Stiergefecht und von dem neuen Wagen des Doktor Peral.« – »Toulon ist gefallen?« fragte heiser Agustín. »Die Nachricht scheint schon vor einigen Tagen eingetroffen zu sein«, antwortete der Abate, »man hat sie wohl zurückgehalten. Ein ganz junger Offizier hat die Festung zurückerobert, unserer und der englischen Flotte vor der Nase weg, ein einfacher Hauptmann. Buonafede oder Buonaparte oder so ist der Name.«

Goya sagte, und es war nicht zu erkennen, ob in seiner Stimme Schmerz war oder Zynismus: »Nun ja, dann werden wir bald Frieden haben.« Agustín schaute ihn finster an. »Wenige in Spanien«, grollte er, »werden wünschen, daß der Friede auf solcher

Grundlage zustande kommt.« – »Manche werden es gewiß nicht wünschen«, stimmte der Abate zu.

Er sprach leichthin und zweideutig, und die andern schauten hoch. Es war viel Zwielicht um den Abate. Seit Jahren trug er den Titel »Sekretär der Inquisition«, selbst der neue, sehr fanatische Großinquisitor hatte ihm den Titel belassen. Einige sagten geradezu, Don Diego spioniere für die Inquisition. Andernteils war er eng befreundet mit fortschrittlichen Staatsmännern, es hieß, er sei der Autor gewisser Werke, die unter dem Namen dieser Staatsmänner gingen, und manche erklärten, er sei ein geheimer Anhänger der Französischen Republik. Ganz klug wurde auch Goya nicht aus dem spöttisch duldsamen Herrn; soviel war gewiß: der genießerische Zynismus, den er zur Schau trug, war eine Maske.

Als der Abate gegangen war, sagte Agustín: »Nun wird sich ja Ihr Freund Don Manuel doch wohl herbeilassen müssen, die Regierung zu übernehmen, und dann sitzen Sie noch bequemer im Sattel.« Es hieß nämlich, Don Manuel Godoy, Herzog von Alcudia, der Günstling, sei von Anfang an ein Gegner des Krieges gewesen und habe die offizielle Übernahme der Regierung abgelehnt.

Goya hatte Don Manuel mehrmals zu dessen höchster Zufriedenheit gemalt und sich vor Agustín gerühmt, er glaube, er gelte was bei dem mächtigsten Manne in Spanien. So hörte er aus dem Hohn Agustíns doppelte Schärfe heraus. Der nämlich beschäftigte sich voll brennenden Interesses mit den öffentlichen Dingen, sprach darüber mit Eifer und Verstand und nahm es dem Freunde bitter übel, daß dieser die Sorge darüber von sich wegschob. Was Agustín jetzt geäußert hatte, kratzte Goya sehr. Es war wirklich sein erster Gedanke gewesen, daß nun bald Friede sein und daß sein Gönner Don Manuel die Regierung übernehmen werde. Aber war es nicht natürlich, daß ihm das Freude machte? Er war nun einmal kein Politiker, die politischen Dinge waren ihm zu verworren. Krieg oder Friede, das ging den König an, seine Räte und seine Granden. Seine, Franciscos, Sache war es nicht, er war Maler.

Er antwortete nicht. Er trat vor das Bild, vor das Porträt der Doña Lucía. »Kein Wort hast du gesagt über das Bild«, beklagte er sich. »Sie wissen ja von allein, wie es darum steht«, antwortete Agustín und trat, auch er, vor das Bild. »Es fehlt nichts, und es fehlt alles«, erklärte er mürrisch und autoritativ. »Einen angenehmeren Gesellschafter für dunkle Stunden hätte ich mir nicht aussuchen können«, höhnte Goya. Und da Agustín vor dem Bilde stehenblieb, es betrachtend, fuhr er fort: »Aber da ist sie, deine Lucía, sehen kann man sie, oder nicht?« Und bedenkend, wie er den andern kränken konnte, fuhr er hämisch fort: »Schau sie dir nur an. Was anderes kannst du ja doch nicht mit ihr anfangen, du Pla-to-ni-ker.« Er sprach das Wort mit Mühe, die Silben zerteilend. Agustín preßte die Lippen zusammen. Er selber redete niemals von seiner Liebe zu Doña Lucía, doch Goya verhöhnte ihn damit, sooft er schlechter Laune war. »Ich weiß, daß ich nicht anziehend bin«, antwortete er, und seine Stimme klang noch scholleriger als sonst. »Aber auch wenn ich Sie wäre, mit Ihrer Begabung und mit Ihren Titeln, würde ich keinen Versuch machen, die Frau unseres Freundes Don Miguel Bermúdez zu verführen.«

»Edle Lebensregeln«, höhnte
Don Francisco. »Stolze Sätze.
Von den Füßen bis zum langen
Kopf ein Tugendbold. Nur schade,
Daß sie niemals deine Tugend
Auf die Probe stellt, die ange-
Schmachtete Geliebte.« Keine
Antwort gab Esteve. Düster
Strich er sich das Kinn, beschaute
Schweigend die gemalte Liebste.
Goya aber zürnte: »Keinem,
Auch dem Besten nicht, kann Farbe,
Tönung, Rhythmus kommen in der

Sauern Luft, die von dir ausgeht.«
Und er nahm sich Hut und Mantel,
Zornig, und verließ die Werkstatt.

4

Wenn er, wie an diesem Tage, nichts Besonderes vorhatte, liebte er's, den Abend mit seiner Familie zu verbringen; er hatte seine Frau gern und ergötzte sich an seinen Kindern. Aber er fürchtete, in seiner heutigen Stimmung werde ihm das harmlose Geschwätz des Familientisches schwer erträglich sein. Er zog es vor, zu seiner Freundin Pepa Tudó zu gehen.

Pepa war angenehm überrascht. Sie war niemals schlampig angezogen wie so viele andere Madrileninnen; auch heute trug sie einen hübschen, blauen Schlafrock, aus dem ihre weiße Haut strahlend herauskam. Zurückgelehnt auf dem Sofa saß sie, träg, üppig, mit dem Fächer spielend, und führte mit ihm ein langsames Gespräch.

Ihre Dueña kam, Conchita, und fragte, was Don Francisco zum Abendessen wünsche. Die dürre Conchita hatte Pepa seit ihrer Geburt betreut und durch alle Wechselfälle ihres jungen und bewegten Lebens bei ihr ausgehalten. Sie berieten über die Zusammenstellung des Essens; dann entfernte sich die Alte, um einzuholen, was nötig war, vor allem den etwas vulgären Manzanilla, den Francisco bevorzugte.

Er blieb schweigsam, auch als Conchita gegangen war. Es war sehr warm in Pepas hübschem Wohnzimmer, das Kohlenbecken war hoch gefüllt, beide fühlten sich faul und behaglich, wiewohl sie wußten, daß einiges zu besprechen war. Pepa hatte eine seltsam schamlose Art, einem unverwandt das Gesicht zuzukehren, ein sehr weißes Gesicht mit breiter, niedriger Stirn unter schönem, rotblondem Haar und grünen, weit auseinanderstehenden Augen.

»Wie hast du die letzten Tage verbracht?« fragte schließlich Francisco. Sie hatte gesungen, sie hatte drei hübsche Couplets gelernt, welche María Pulpillo in der neuen

Zarzuela sang, dann hatte sie Karten gespielt mit der Dueña; es war merkwürdig, Conchita war goldehrlich, aber beim Spielen mogelte sie; es war keine Frage, sie hatte sie um drei Realen betrogen. Ferner war Pepa bei der Schneiderin gewesen, bei Mademoiselle Lisette an der Puerta Cerrada. Ihre Freundin Lucía hatte ihr versichert, Mademoiselle Lisette werde ihr einen Ausnahmepreis machen. Aber auch mit Ausnahmepreis wäre der Mantel, den sie benötigte, viel zu teuer gekommen. Sie mußte also weiter bei der Buceta arbeiten lassen. »Übrigens war ich auch bei Lucía«, erzählte sie, »und einmal war Lucía hier.«

Goya wartete darauf zu erfahren, was Lucía über das Porträt gesagt hatte. Aber Pepa ließ ihn warten, er mußte fragen. Ja, von dem Porträt hatte sie auch gesprochen, mehrmals. »Du malst sie doch in dem gelben Kleid. Das hat sie von Mademoiselle Lisette. Achthundert Realen hat sie ihr dafür abgenommen. Da siehst du ihre Preise.« Goya bezähmte sich. »Und was meint Doña Lucía zu dem Porträt?« fragte er. »Sie wundert sich«, erzählte Pepa, »daß es so gar nicht fertig wird. Sie findet, es sei längst soweit, und versteht nicht, daß du dich sträubst, es ihrem Mann zu zeigen. Ich wundere mich auch, offen gestanden«, schwatzte Pepa weiter. »Freilich ist Don Miguel schwierig und hat an allem zu mäkeln. Aber du quälst dich doch sonst nicht so ab. Und was wird dir Don Miguel schon zahlen? Wahrscheinlich gar nichts, weil er dein Freund ist. Und sicher nicht deine dreitausend Realen.«

Goya stand auf und ging hin und her. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, er hätte mit seiner Familie gegessen.

»Sag mir, Francisco«, beharrte Pepa, »warum wirklich plagst du dich so? An meinem Porträt für den Admiral hast du keine drei Tage gearbeitet, und er hat dir viertausend gezahlt. Ist Lucía soviel schwerer als ich? Oder was ist es? Willst du mit ihr schlafen? Oder hast du schon mit ihr geschlafen? Sie ist sehr hübsch, das ist wahr.« Pepa sprach beiläufig, ohne Emotion.

Goyas massiges Gesicht war finster. Wollte Pepa ihn aufziehen? Wahrscheinlich nicht. Sie war häufig so unheimlich sachlich. Wenn er’s ernstlich wollte, hätte er Doña

Lucía sicher haben können bei all ihrer maskenhaften Damenhaftigkeit. Aber – da waren viele Aber. Pepa war manchmal schwer erträglich. Und im Grunde war sie gar nicht einmal sein Geschmack. Sie war füllig, eine Jamona, ein hübsches, anmutiges Schweinchen, mit ihrer glatten Haut.

Pepa holte ihre Guitarre und sang. Sie sang leise, mit Hingabe. Sie war schön, wenn sie so dasaß und ihre alten, volkstümlichen Romanzen trällerte, sich mit der Guitarre begleitend. Goya wußte, daß sie im Geiste den alten, poetischen Versen ihre eigenen Erlebnisse unterlegte.

Die Dreiundzwanzigjährige hatte viel erlebt. Sie war in den Kolonien groß geworden, in Amerika, als Tochter eines wohlhabenden Pflanzers. Als sie zehn Jahre alt war, hatte ihr Vater seine Schiffe und sein Vermögen verloren. Er war mit seiner Familie nach Europa zurückgekehrt, aus einem weiten, üppigen Leben war Pepa in ein enges, dürftiges versetzt worden. Ein glückliches Naturell hatte sie davor bewahrt, unter diesem Umschwung ernsthaft zu leiden. Dann war der junge Seeoffizier Felipe Tudó in ihr Leben getreten, er war hübsch und leicht lenkbar, es war eine angenehme Ehe gewesen, aber er war arm und hatte für sie Schulden machen müssen. Wahrscheinlich hätten sie auf die Dauer wenig Freude aneinander gehabt. Nun war er umgekommen auf einer Fahrt seines Geschwaders, in mexikanischen Gewässern, und sicher war er im Paradiese, er war ein guter Mensch gewesen. Als Pepa dann dem Admiral de Mazarredo ihre Bittschrift um Erhöhung der Pension überreichte, hatte sich der dicke, alternde Herr maßlos in sie verliebt. Eine Viudita, eine kleine, leckere Witwe, hatte er sie genannt und ihr die hübsche Wohnung in der Calle Mayor eingerichtet. Pepa hatte es verstanden, daß der Admiral sie nicht seinen Freunden aus dem Hochadel vorführte; es bedeutete viel, daß er sie von dem berühmten Hofmaler porträtieren ließ. Jetzt, im Krieg, kreuzte Don Federico mit seiner Armada auf fernen Meeren, und es war gut gewesen, daß sie ihren Maler getroffen hatte, der sich feurig bereit erklärte, der Einsamen Gesellschaft zu leisten.

Pepa war von ruhiger Gemütsart und erfreute sich dessen, was sie hatte; aber oft erinnerte sie sich des breiten Lebens in den Kolonien, der riesigen Landgüter, der unzähligen Sklaven. Von dem ganzen Überfluß war ihr nichts geblieben als ihre alte, treue Conchita, die goldehrlich war und nur beim Kartenspiel mogelte. Francisco, Francho, war ein wunderbarer Freund, ein richtiger Mann, an dem eine Viudita ihre Freude haben mochte, und ein großer Maler: aber er hatte viel zu tun, seine Kunst nahm ihn in Anspruch, der Hof nahm ihn in Anspruch, seine vielen Freunde und Frauen nahmen ihn in Anspruch, und selbst wenn er bei ihr war, gehörten seine Gedanken nicht immer ihr.

Von alledem träumte Pepa Tudó, wenn sie ihre Romanzen trällerte. Sie träumte wohl, sie sei selber die Heldin einer solchen Romanze, eine schöne, junge Frau zum Beispiel, von Mauren überfallen oder von ihrem Liebhaber an die Mauren verkauft. Es mußte seine Vorteile haben, die vergötterte weiße Geliebte eines tapfern braunen Fürsten zu sein. Sie träumte auch wohl davon, daß ihr hier in Madrid das Glück nochmals begegnen könnte, und sie sah sich als eine jener Damen, die drei- oder viermal im Jahr von ihren Stadtpalästen nach ihren ländlichen Schlössern reisten und wieder zurück an den Hof, immer umgeben von Haushofmeistern, Zofen und Friseuren, angetan mit den schicksten Pariser Kleidern und mit Schmuck, den vor Jahrhunderten die Feldherren der Katholischen Isabella oder Karls des Fünften erbeutet haben mochten.

Die Dueña bat Pepa, ihr beim Zurichten des Tisches zu helfen. Sie aßen. Das Mahl war gut und reichlich, sie genossen es.

Auf sie herunter schaute das Bild des Admirals Federico de Mazarredo. Der Admiral hatte sich von Goya malen lassen für seine Schwester und dann eine Kopie bestellt für Pepa. Agustín Esteve hatte die Kopie gewissenhaft ausgeführt, und nun also schaute der Admiral zu, wie Pepa und der Maler aßen.

Es war keine große Leidenschaft, die Goya zu Pepa getrieben hatte, aber die Selbstverständlichkeit und die Wärme, mit der sie sich ihm gegeben hatte, freute ihn und füllte ihn mit Genugtuung. Sein bäuerlich realistischer Sinn erwog, daß Pepa ihrer Liebe

Opfer brachte. Er wußte Bescheid um ihre Vermögensumstände. Nach dem Tod ihres Seeoffiziers hatte sie bei der großen Tirana Schauspielstunden genommen, dabei war das wenige draufgegangen, das ihr geblieben. Jetzt, seit Kriegsbeginn, wurden ihr fünfzehnhundert Realen im Monat angewiesen. Es war nicht ganz klar, wieviel davon Pension der Regierung, wieviel persönliches Geschenk des Admirals war. Fünfzehnhundert Realen waren viel und waren wenig. Kleider bei Mademoiselle Lisette konnte man sich davon nicht machen lassen. Goya war nicht geizig, und er brachte seiner schönen, angenehmen Freundin häufig Geschenke, kleine, manchmal auch ansehnliche. Aber immer wieder überkam ihn die Rechenhaftigkeit des aragonesischen Bauern, und oft, wenn er den Preis eines ihr zugedachten Geschenkes erkundet hatte, kaufte er's lieber nicht.

Der Tisch war abgeräumt, es war sehr warm, Doña Pepa lehnte in ihrem Sofa, schön, bequem, träg begehrlich, sich mit der wohlgeformten Hand lässig fächelnd. Offenbar dachte sie wieder an Doña Lucía und ihr Porträt; denn, mit dem Fächer auf das Bild des Admirals weisend, sagte sie: »Viel Mühe hast du dir mit dem auch nicht gegeben. Sooft ich ihn anschaue, muß ich denken: der rechte Arm ist viel zu kurz.«

Goya war mit einemmal überschwemmt von dem Gefühl des vielfachen Mißgeschicks, das ihn in diesen letzten Tagen heimgesucht hatte: das aufreibende Warten auf die Alba, das Unvermögen vor dem Bilde der Doña Lucía, der Ärger mit der Politik und dem kritischen Agustín. Und nun kam ihm auch noch die Pepa mit albernen Frechheiten. Mußte ein Mann, den die Alba in Gegenwart der Granden Spaniens angeschaut hatte, als ob sie mit ihm im Bette läge, sich derart blödes Geschwätz anhören und von einer solchen Jamona? Er nahm seinen grauen Seidenhut und stülpte ihn ihr über den Kopf. »Jetzt siehst du von dem Bild des Admirals genausoviel wie vorher«, erläuterte er grimmig.

Sie arbeitete sich aus dem Hut heraus, sie sah komisch und hübsch aus mit der zerstörten hohen Frisur. »Conchita«, rief sie wütend, und als die Alte erschien: »Sperr Don Francisco die Haustür auf.« Aber Francisco lachte nur. »Unsinn, Conchita«, sagte

er. »Geh zurück in deine Küche.« Und als sie gegangen war, entschuldigte er sich: »Ich bin heute ein bißchen schwer zu haben, ich hatte viel Ärger. Übrigens war, was du über das Bild gesagt hast, wirklich nicht sehr gescheit. Schau genau hin, dann wird dir der Arm nicht zu kurz vorkommen.« Sie maulte und bestand: »Er ist doch zu kurz.« – »Blind bist du, aber hübsch mit den verwirrten Haaren«, sagte er gutmütig. »Und eine neue Coiffure schenk ich dir auch«, tröstete er sie weiter, und er küßte sie.

Später, im Bett, sagte sie: »Weißt du, daß Don Federico in allernächster Zeit zurückkommt? Kapitän Morales hat es mir gesagt, in seinem Namen, mit Grüßen.« Das stellte Francisco vor eine neue Situation. »Was wirst du tun, wenn der Admiral wirklich zurückkommt?« fragte er. »Ihm sagen, was ist«, antwortete sie. »Ihm sagen: ›Und zwischen uns beiden / Ist alles vorbei‹«, zitierte sie eine ihrer Romanzen. »Das wird unangenehm für ihn sein«, überlegte laut Goya. »Erst verliert er Toulon, und dann dich.« – »Eigentlich hat nicht er Toulon verloren«, verteidigte sachlich Pepa ihren Admiral, »sondern die Engländer. Aber ihm gibt man schuld, das ist nun einmal so.«

Nach einer Weile ließ Francisco einen Gedanken laut werden, der ihn die ganze Zeit beschäftigte. »Und wie wird das mit deiner Pension?« fragte er. »Das weiß ich nicht«, erwiderte sie, nicht sehr besorgt. »Etwas wird mir wohl bleiben.«

Es war nicht Goyas Sache, eine Frau auszuhalten; ein großer Maler hatte dergleichen nicht nötig. Auch überlegte er, daß er Pepa sehr wohl aus seinem Leben wegdenken könnte. Andernteils fand er es natürlich, daß eine hübsche Frau in angenehmen Umständen leben wollte, und es hätte ihn gekränkt, wenn sie, nur weil er ihr nicht genügend Geld gab, schließlich einem andern anheim- oder gar an den Admiral zurückgefallen wäre.

»Laß es dich nicht kümmern«, sprach er.
»Denn ich werde dafür sorgen,
Daß du weiter leben kannst wie
Bisher.« Doch er sprach es schwunglos.
»Danke«, sagte Pepa träge.

»Und den Admiral, den hängen
Wir dann von der Wand weg«, schlug er
Vor, belebt. »Warum denn?« fragte
Pepa. »Weil der Arm zu kurz ist?
Nein, er ist gar nicht zu kurz. Ich
Hab es nur gesagt, weil du dir
Soviel Müh gibst mit Lucía.«

5

Er stand vor dem Porträt, allein, und beschaute es, schärfsten Auges nach Fehlern spähend. Das war Doña Lucía, keine Frage. So lebte sie, so leibte sie, so sah er sie. Alles war da, das Maskenhafte, das etwas Künstliche, das Hintergründige. Denn etwas Hintergründiges hatte sie, und manche glaubten, die Frau, die jetzt dreißig Jahre alt sein mochte, schon früher gesehen zu haben, ohne die damenhafte Maske.

Ob er mit dieser Frau schlafen wolle, hatte die Pepa ihn gefragt. Alberne Frage. Jeder gesunde, im Saft stehende Mann möchte mit jeder halbwegs hübschen Frau schlafen, und Doña Lucía Bermúdez war aufreizend hübsch, damenhaft hübsch, anders hübsch als andere.

Ihr Mann, Don Miguel, war sein Freund. Aber er gestand sich ehrlich zu, daß es nicht das war, was ihn abhielt, Mühe und Zeit auf die Gewinnung Lucías zu verwenden. Vielmehr war, was ihn hemmte, gerade jenes etwas Rätselhafte, Ungewisse. Das reizte den Maler in ihm, aber nicht den Mann. Was sie war und was sie nicht war, ging ineinander über, es ließ sich nicht trennen, es war gespenstisch, unheimlich. Einmal hatte er’s gesehen, damals, im Ballsaal Don Manuels. Der Silberton auf dem gelben Kleid war es gewesen, das Flirrende, jenes verdammte, gesegnete Licht. Das war ihre Wahrheit, seine Wahrheit, das war das Bild, das er machen wollte.

Und mit einemmal sah er es von neuem. Mit einemmal wußte er, wie er jenes schimmernde, schillernde, silbrig verfließende Grau herstellen konnte, das er damals gesehen hatte. Nicht der Hintergrund tat es, nicht das weiße Gewebe über dem gelben Kleid. Diese Linie hier mußte aufgeweicht werden, und hier diese, die Fleischtöne mußten mitwirken, das Licht, das von der Hand ausging, vom Gesicht. Es war ein Winziges, es war alles. Er schloß die Augen und sah. Er wußte, wie er's zu machen hatte.

Arbeitete. Änderte. Nahm ein Winziges weg, tat ein Winziges zu. Es kam alles von selbst, ohne Mühe. In einer unglaublich kurzen Zeit war es da.

Er beschaute sein Werk. Es war gut. Er hatte es geschafft. Da war etwas Neues, Großes. Das war die Frau, die sie wirklich war, mit all ihrem Geflirre. Er hatte das Verfließende, Verschwebende festgehalten. Das war sein Licht, seine Luft, die Welt seines Auges.

Sein Gesicht entspannte sich, wurde fast töricht vor Genugtuung. Er hockte sich in einen Sessel, leicht erschöpft, müßig.

Agustín kam. Grüßte mürrisch. Machte ein paar Schritte. Ging an dem Porträt vorbei, blicklos. Allein es mußte ihm etwas aufgefallen sein. Er wandte sich mit einem Ruck, Schärfe kam in sein Aug.

Er schaute lange. Räusperte sich. »Das ist es, Don Francisco«, sagte er schließlich, heiser. »Jetzt haben Sie es. Jetzt haben Sie die Luft und das Licht. Jetzt hast du dein richtiges Grau, Francisco.« Goya strahlte knabenhaft über das ganze Gesicht. »Ist das dein Ernst, Agustín?« fragte er und legte ihm den Arm um die Schultern. »Ich scherze selten«, sagte Agustín.

Er war tief aufgerührt, mehr beinahe als Francisco. Er hatte nicht gelernt, mit Zitaten aus dem Aristoteles und dem Winckelmann um sich zu werfen wie Don Miguel Bermúdez oder der Abate. Er konnte nichts, er war ein miserabler Maler, aber er verstand mehr vom Malen als irgendwer sonst, und er wußte, daß dieser Francisco Goya, sein Francho, jetzt etwas erreicht hatte, wovon das ganze Jahrhundert noch keine

Ahnung hatte; er war losgekommen von der Linie. Die andern hatten die Linie nur immer reiner herausarbeiten wollen, ihre Malerei war schließlich nichts mehr gewesen als kolorierte Zeichnung. Dieser Francisco lehrte die Welt neu sehen, vielfältiger sehen. Und bei all seiner Einbildung wußte er wahrscheinlich nicht einmal, was er da Großes und Neues gemacht hatte.

Goya jetzt, auffallend langsam, nahm seine Pinsel und wusch sie umständlich aus. Während dieser Arbeit, mit stillem Jubel, doch immer langsam, sagte er: »Ich werde dich nochmals malen, Agustín. Du mußt deinen braunen, schlampigen Rock tragen und dein mürrischstes Gesicht. Das wird großartig werden mit meinem Grau, meinst du nicht? Dein Mürrisches und mein Leuchtendes, du wirst sehen, das wird ein ganz besonderer Effekt.« Er trat vor das riesige Bild des berittenen Generals, an dem Agustín noch immer arbeitete. »Recht gut, der Pferdearsch«, anerkannte er. Dann, überflüssigerweise, wusch er nochmals seine Pinsel.

Agustín indes war voll von
Tiefer Freude, dieses Mannes
Freund zu sein und sein Genosse.
Ja, er hatte ihm auf seine
Ungeschickte Art geholfen
Und den rechten Weg ihn finden
Machen. Voll von Freundschaft blickte
Er auf Don Francisco, seinen
Francho, väterlich beinahe,
So wie auf ein sehr begabtes,
Liebenswertes Kind, das immer
Neue, wilde, dumme Streiche
Macht. Und er gelobte sich’s, den
Unerträglichen Genossen,
Seinen lieben Freund, für stets und

Ewig zu ertragen.

6

Andern Tages, davon verständigt, daß das Porträt nun fertig sei, stellten sich Don Miguel und Doña Lucía Bermúdez in Franciscos Atelier ein.

Francisco Goya und Miguel Bermúdez waren, wiewohl einer am andern manches auszusetzen fand, nahe befreundet. Don Miguel, der Erste Sekretär des allmächtigen Don Manuel, Herzog von Alcudia, leitete aus dem Hintergrund die Geschicke Spaniens. Der fortschrittliche, im Grunde franzosenfreundliche Mann mußte viel Geschick aufwenden, um sich in diesen Zeiten gegen die Intrigen der Inquisition zu halten, und Francisco bewunderte die Bescheidenheit, mit welcher Miguel seine Macht mehr verbarg als zeigte. Als Wissenschaftler hingegen, vor allem als Kunsthistoriker, war Miguel weniger bescheiden, und das von ihm veröffentlichte große Künstlerlexikon gab sich überaus autoritär. Señor Bermúdez ließ, den Theorien eines Winckelmanns und Raphael Mengs folgend, nur die einfache, erhabene Linie gelten, die Nachahmung der Alten. Raphael Mengs und Goyas Schwager Bayeu waren ihm die größten zeitgenössischen Meister Spaniens, und er tadelte seinen Freund Francisco mit höflich pedantischem Bedauern, weil er in der letzten Zeit immer häufiger von der klassischen Theorie abwich.

Francisco freute sich mit spitzbübischer Erwartung darauf, dem Freunde gerade am Porträt seiner Frau zu zeigen, was alles man durch Verletzung der Regeln erreichen konnte; er war überzeugt, daß Miguel trotz seiner strengen Doktrin für wahre Kunst empfänglich war. Er wollte den korrekten Freund, der, bei aller gespielten Gelassenheit, sicher höchst gespannt war auf das neue Werk, seine kostbaren Prinzipien wieder einmal in langen Erörterungen von sich geben lassen, ehe er ihn mit der flirrenden Doña Lucía überraschte. Er hatte also die gemalte Dame mit all ihrer Luft

und ihrem Licht und ihrer Schönheit gegen die Wand gekehrt, so daß nur der rauhe, nackte, graubraune Rücken des Bildes sichtbar war.

Es kam, wie er sich's erwartet hatte. Don Miguel saß da, ein Bein übers andere geschlagen, und wies, ein kleines Lächeln auf dem weißen, leicht gepuderten, viereckigen, klarstirnigen Gesicht, auf eine große Mappe, die er mitgebracht hatte. »Es ist mir geglückt«, führte er aus, »trotz des Krieges dieser Pariser Stiche habhaft zu werden. Da werdet ihr Augen machen, meine Lieben, du, Francisco, und Sie, Don Agustín. Die Stiche sind von Morel und geben wieder das Wichtigste, was Jacques-Louis David in diesen letzten Jahren geschaffen hat.« Es war aber Jacques-Louis David der bekannteste Maler Frankreichs, das Haupt jener klassischen Schule, welche Señor Bermúdez so hoch schätzte.

Die Stiche stellten neben Szenen aus dem klassischen Altertum Menschen und Vorgänge der allerneuesten Geschichte dar, auch sie gehalten in antiker Manier: die französischen Abgeordneten etwa in der Tennishalle, schwörend, sie würden keine weitere Willkür der Tyrannei dulden, Porträts ferner des Danton und des Desmoulins, und vor allem war da Marat, ermordet in der Badewanne.

Das Werk des französischen Malers war dem Wesen und dem Werk Franciscos entgegengesetzt. Doch konnte keiner besser erkennen als er, mit wieviel Kunst diese Bilder gemacht waren. Der tote Marat zum Beispiel. Schlaff nach der Seite lehnte sein Kopf, schlaff fiel der rechte Arm aus der Wanne, während die Linke noch die Bittschrift hielt, welche die listige Mörderin überbracht hatte. Mit kalter Meisterhand war das gemacht, mit überlegener Ruhe, und trotzdem: wie war es erregend. Wie schön und groß bei aller Realistik sprang das häßliche Gesicht des Toten einen an. Wie sehr mußte der Maler diesen »Freund des Volkes« geliebt haben. So stark traf das Geschehnis des Bildes in seiner scheußlichen und großartigen Wirklichkeit den schauenden Goya, daß er für eine Weile nicht mehr der Künstler war, der kritisch das Werk des andern prüft; vielmehr packte ihn Beklemmung, die Angst vor dem Schicksal, das auf einen jeden

lauert, ihn aus dem Hinterhalt anzufallen, vor der Staffelei, während man arbeitet, im Bett, wenn man liebt, im Bade, wenn man sich entspannt.

»Es friert einen, wenn man seine Bilder anschaut«, sagte er schließlich. »Ein großer, verabscheuungswürdiger Mann«, und alle dachten daran, wie der Maler und Revolutionär David im Nationalkonvent für den Tod seines Gönners, des Sechzehnten Louis, gestimmt hatte. »Auch nicht auf einen Monat«, schloß Goya, »möchte ich sein Leben gegen das meine eintauschen, nicht für den Ruhm des Velázquez.«

Señor Bermúdez aber erläuterte, wie sich an den Bildern des Franzosen wieder einmal erweise, daß alle wahre Kunst auf dem Studium der Antike basiere. Auf nichts als auf die Linie kam es an. Die Farbe war ein notwendiges Übel und hatte eine einzige Funktion: die, zu gehorchen.

Francisco grinste gutmütig. Nun aber mischte Don Agustín sich ein. Er hatte Respekt, ja, Bewunderung vor der tapfern und gleichwohl geschmeidigen Politik des Señor Bermúdez. Aber alles andere an dem Mann stieß ihn ab. Vor allem verdroß ihn seine Trockenheit, seine pedantische, enthusiastische Schulmeisterei. Es war nicht zu begreifen, daß eine so delikate und lieblich krause Dame wie Doña Lucía diesen Menschen hatte heiraten können, der nichts war als eine zweibeinige Enzyklopädie und im Innersten steril. Grimmig freute er sich darauf, ihn und seine ganze albern gelehrte Theorie vor Doña Lucía durch das Werk Franciscos zuschanden zu machen.

Er tat den breiten, dünnen, mürrischen Mund auf und sagte mit seiner schollerigen Stimme ungewöhnlich höflich: »Die Bilder Davids, die Sie uns da haben sehen lassen, Don Miguel, scheinen wirklich ein Gipfel.« – »*Der* Gipfel«, verbesserte Bermúdez. »*Der* Gipfel«, gab Agustín zu. »Trotzdem könnte ich mir vorstellen«, fuhr er mit tückischer Freundlichkeit fort, »daß man auch mit der von Ihnen so gescholtenen Farbe neue, überraschende Wirkungen erzielen könnte. Gipfel-Wirkungen.« Und stakigen Schrittes ging er zur Wand und hob mit kräftiger Bewegung die Leinwand hoch, die dort graubraun lehnte.

»Ich kann mir schon denken«, sagte lächelnd Don Miguel, »wovon Sie sprechen, Don Agustín. Wir sind beide, Doña Lucía und ich, gespannt auf das Porträt, das so lange –« Er vollendete den Satz nicht. Denn jetzt schaute von der Staffelei die gemalte, flirrende Lucía.

Er stand und schwieg. Der Kunstkenner, gewohnt, Bilder an seinen wohlerwogenen Theorien zu messen, vergaß seine Prinzipien. Die Frau auf der Leinwand war die Lucía, die er kannte, und gleichzeitig eine verwirrend andere. Wiederum gegen seine Grundsätze schaute er hinüber zu der Lucía in Fleisch und Blut, seine Bestürzung nur mit Mühe verbergend.

Damals, vor Jahren, als er sie heiratete, war Lucía eine »Maja« gewesen, ein Mädchen aus dem Volk, impulsiv, unberechenbar, und sie zu heiraten, war ein Entschluß gewesen, ebenso schnell wie kühn und gefährlich. Aber Instinkt, Erfahrung und das Studium der Klassiker hatten ihn gelehrt, daß, wer nicht rasch zugreift, häufig leer ausgeht und daß die Götter einem Sterblichen die große Gelegenheit nur einmal zuwerfen. Er hatte auch seine rasche Tat nie bereut. Er liebte und begehrte seine schöne Frau heute wie am ersten Tag; sie hatte sich überdies aus dem zweideutigen Mädchen von der Straße in eine repräsentative Señora Bermúdez verwandelt, um die man ihn beneidete. Eine Dame der Gesellschaft, begehrenswert und repräsentativ, sah sie ihn auch von der Leinwand her an, aber da war um sie herum ein Ungreifbares, Silbriges, Schillerndes, und Don Miguel wußte auf einmal: die Lucía, die er doch während dieser Jahre bis in ihr Letztes ergründet zu haben glaubte, war ihm heute noch so erregend und fremd, so bedrohlich unberechenbar wie am ersten Tag, auch heute noch eine Maja.

Goya nahm mit heiterer Genugtuung die Verblüffung wahr auf dem sonst so beherrschten Antlitz des Freundes. Ja, mein lieber Miguel, die Methoden deines Monsieur David sind gut; klare Linien sind eine gute Sache, und klare Dinge lassen sich damit klar wiedergeben. Aber Welt und Menschen sind nun einmal nicht klar. Das Bösartige, das Gefährliche, das Kobold- und Hexenhafte, das Dahinter, das läßt sich mit

deinen Mitteln nicht malen, das kann man den verehrten Alten nicht abschauen. Da wissen sich dein Winckelmann und dein Mengs und da weißt auch du dir keinen Rat.

Er selber, Francisco, blickte von der gemalten Frau zu der lebendigen. Die stand da, tief schweigend und schauend auch sie. Ihre schmalen, schrägen Augen unter den hohen, höflich befremdeten Augenbrauen schauten auf das flirrende Licht, welches sie auf dem Bilde umspielte, ihr launisches Gesicht hatte etwas von seiner Maskenhaftigkeit abgelegt, ihr breiter Mund hatte sich leicht geöffnet, ein Lächeln war um ihn, doch nicht fein und spöttisch wie sonst zumeist, sondern tiefer, gefährlicher, wohl auch vulgärer, lasterhafter. Und plötzlich erinnerte sich Francisco Goya einer Episode, die er vergessen und lange gesucht hatte. Einmal war er mit einer Frau im Prado spazierengegangen, es war viele Jahre her, und eine Avellanera, eine Mandelverkäuferin, halbwüchsig, sie mochte vierzehn oder fünfzehn sein, hatte sich an ihn herangemacht. Er hatte Mandeln für seine Dame kaufen wollen, das Kind hatte ihn überfordert, er hatte einen niedrigeren Preis geboten, und die junge Verkäuferin, eine richtige Maja, hatte ihn ertränkt in einem Strom von Hohn und Geschimpfe: »Zwei Realen. Ich will meinen Patron fragen. Warten Sie hier, schöner Herr, in einem halben Jahr bin ich zurück mit der Antwort.« Und sie hatte andere ihrer Rotte herbeigeschrien: »Kommt her, meine Lieben. Hier ist einer, der das Geld springen läßt. Er hat die Spendierhosen an. Er will zwei Realen für seine Dame springen lassen.« Und beschämt und zornig hatte er dem frechen Balg die fünf Realen hingeworfen. Es war ihm ein Triumph, daß er etwas aus dieser abgelebten Zeit in seine Lucía hineingemalt hatte, etwas von dieser vulgär spitzbübischen Lucía und ihrer verfänglichen Lust an dreisten Antworten und derben Späßen. Und es war ihm ein Triumph, daß sein Bild sie trieb, die Maske ein wenig zu lüften.

Don Agustín seinesteils, als jetzt Lucía vor dem Porträt stand, sah, wie die Schönheit der Frau im Fleische die Schönheit des Bildes erhöhte, und die Herrlichkeit des Bildes die Herrlichkeit der Frau, und das Herz war ihm gepreßt von Begierde und von Genuß.

Noch immer schwiegen alle. Da endlich tat Doña Lucía den Mund auf. »Ich habe gar nicht gewußt«, sagte sie mit ihrer etwas schleppenden Stimme zu Don Francisco, »daß ich auch lasterhaft bin.« Diesmal aber verriet ihr spielerischer Ton und ihr Lächeln mehr, als es versteckte. Sie forderte Francisco heraus, des war kein Zweifel, sie schickte sich an, gerade in Gegenwart ihres Mannes, seines Freundes, ein bedenkliches Spiel mit ihm zu beginnen. Er aber begnügte sich, sehr höflich zu erwidern: »Es freut mich, daß mein Porträt Ihnen gefällt, Doña Lucía.«

Diese Wechselreden rissen Agustín aus seiner Verzückung und brachten ihn zurück auf sein Geschäft, die Demütigung Don Miguels. »Ich bin neugierig«, sagte er mit seiner brüchigen Stimme, »ob auch der Herr Gemahl so zufrieden ist mit dem Bilde wie Sie.«

Don Miguel hatte sich nach der ersten Betroffenheit bemüht, die allzu persönlichen Gesichtspunkte zurückzudrängen, doch der Kunsttheoretiker stand vor dem Gemälde nicht weniger verwirrt wie der Mann der Doña Lucía. Er konnte es nicht leugnen: dieses regelwidrige Produkt bewegte ihn, sprach ihn an, es war schön. »Das ist alles ganz falsch«, sagte er schließlich, »aber ich gebe zu, es ist großartig.« – »Sie sind ein Bekenner«, sagte Agustín und grinste über sein knochiges Gesicht.

Der ehrliche Miguel aber rang sich noch stärkere Anerkennung ab. »Ich habe dich doch gesehen, Lucía«, sagte er, »in diesem gelben Kleid, bei dem Ball Don Manuels, und du sahst wunderbar aus in dem Licht der vielen Kerzen. Aber auf dem Bild siehst du noch schöner aus. Und dabei bleibt dieser Teufelsmensch durchaus bei der Wahrheit. Wie hast du es nur angestellt, Francisco?« – »Das kann ich Ihnen sagen, Don Miguel«, erklärte trocken Agustín, »es gibt eben mehr als die Wahrheit.«

Doch vermochten die Anrempelungen Agustíns Don Miguel nicht zu ärgern, und auch die Beklemmungen und Bedenken, welche ihm das Porträt bereitet hatte, quälten ihn nicht länger. Er war ein fanatischer Sammler großer Kunst, und sein Herz wärmte sich an der Freude, daß ihm für wenig oder eigentlich für nichts dieses zwar regelwidrige, aber erregende und kunsthistorisch bedeutsame Gemälde zufallen sollte.

Die wichtigsten Geschäfte Don Manuels lagen in seiner Hand, seine Zeit war bemessen. Trotzdem verzog er im Atelier des Freundes. Ein Bein über das andere geschlagen, mechanisch mit den Davidschen Stichen spielend, meinte er: »Ich bin neugierig, Francisco, ob du deine neue Methode auch anwenden wirst, wenn du jetzt meinen Herzog porträtierst.« Und da Goya hochsah, fuhr er fort, sehr beiläufig: »Denn selbstverständlich werden wir jetzt, nachdem Don Manuel das Ministerpräsidium übernommen hat, dich bitten müssen, mindestens zwei weitere Porträts von ihm zu malen, und wir benötigen eine ganze Reihe von Kopien für die Ministerien und für die öffentlichen Institute.« Goya freute sich. Sein Freund Miguel ließ sich nichts schenken; er bezahlte nichts für Lucías Porträt, aber er verschaffte ihm den ehrenvollen und einträglichen Auftrag. Der Fall Toulons griff wahrhaftig in sein Leben ein; er nötigte ihm die Sorge für Pepa auf, doch brachte er ihm auch den dicken Auftrag.

Don Miguel, mittlerweile, im gleichen, leichten, beiläufigen Ton, fuhr fort: »Wenn es dir recht ist, arrangiere ich also eine längere Sitzung in den allernächsten Tagen, beginnend beim Lever.« – »Das ist besonders freundlich von dir«, bedankte sich Francisco.

Allein Señor Bermúdez war noch nicht zu Ende. »Es wird sich manches ändern«, plauderte er, »nun Don Manuel in Person die Leitung der Geschäfte übernommen hat. Das Land wird sich daran gewöhnen müssen, die Französische Republik als einen Faktor anzuschauen, der sich nicht mehr aus der Welt schaffen läßt.« Agustín sah hoch. »Verstehe ich Sie recht«, fragte er eifrig, »wird Don Manuel die Innenpolitik des Landes wieder auf die früheren Prinzipien stellen? Beabsichtigt er, gewisse Maßnahmen gegen die Liberalen aufzuheben?« – »Eben das«, erwiderte Bermúdez, und, immer mit den Stichen spielend, ohne Francisco anzuschauen, wandte er sich an diesen: »Übrigens könntest du uns helfen, Francisco. Du weißt, wie gerne dich Don Manuel um sich sieht. Vielleicht könntest du ihm bei deinen Sitzungen eine gewisse politische Maßnahme nahelegen.« Und noch leichter, im Konversationston, mit dem

übergeschlagenen Bein wippend, schloß er: »Ich denke, es wäre an der Zeit, Don Gaspar zurückzurufen.«

Der ruhige Agustín stand auf, erregt. Goya atmete stark durch die flache Nase, Unbehagen über dem ganzen Gesicht.

Es war nämlich Don Gaspar Melchor de Jovellanos der angesehenste liberale Staatsmann und Schriftsteller des Landes, allgemein nannte man ihn den »spanischen Voltaire«. Als Minister des vorigen Königs hatte er eine Menge wohltätiger Reformen durchgesetzt. Dem Vierten Carlos indes und Don Manuel war der strenge, stets fordernde Mann bald unbequem geworden, er hatte die Krone in immer neue Zwistigkeiten mit der Inquisition und dem reaktionären Hochadel gebracht, und der Ausbruch der Französischen Revolution hatte willkommenen Vorwand gegeben, den Führer der Liberalen, den Umstürzler, beiseite zu schieben; man hatte ihn in seine fernen heimatlichen Berge verbannt und ihm die Veröffentlichung weiterer Werke untersagt. Es war keine angenehme Aufgabe, Don Manuel um die Begnadigung dieses Mannes zu bitten.

Francisco schwieg. Agustín ging auf und ab, unmanierlich, erregt, stakigen Schrittes. Doña Lucía, mit ihrem Fächer spielend, schaute neugierig aus ihren schleierigen Augen auf Goyas verdrossenes Gesicht. »Wieso brauchst du für eine solche Anregung mich, Miguel?« fragte Francisco schließlich. »Warum trittst du nicht selber für Jovellanos ein?« – »Von der Stunde an«, erwiderte freundlich gelassen Don Miguel, »da mein Herzog die Regierung übernahm, war ich entschlossen, die Rehabilitierung meiner liberalen Lehrer und Freunde zu verlangen. Aber Don Manuel weiß natürlich wie jedermann, wie sehr ich Don Gaspar verpflichtet bin, daß ich ihm meine ganze Karriere verdanke und wohl auch meine Philosophie. Du, Francisco, bist unverdächtig, du giltst als politisch neutral und keinesfalls als Parteigänger Don Gaspars, wiewohl er, wenn ich mich recht erinnere, auch für dich einiges getan hat. Es wäre ohne Zweifel wirksam, wenn der erste Anstoß von dir käme. Ich werde dann nachdrücken, und wenn wir erst

Jovellanos wieder hier haben, werde ich auch die Rehabilitierung des Grafen Cabarrús und der andern erwirken.«

Francisco strich sich verdrossen das dichte Haar weiter vors Ohr. Der Hinweis auf die Dienste, welche ihm Jovellanos erwiesen hatte, ärgerte ihn. Es war richtig, Jovellanos hatte ihm, als er unbekannt und bettelarm nach Madrid kam, einen großen Porträtauftrag gegeben und wirksame Empfehlungen. Doch im Grunde war ihm der unerbittlich strenge Mann fremd geblieben, er verspürte vor ihm die gleiche frostige Bewunderung wie vor dem Maler David, er verstand es, daß der leichtherzige Don Manuel den grimmigen Jovellanos nicht leiden mochte, der immer als ein lebendiger Vorwurf herumging. Nun also forderte der tugendhafte Miguel, daß er, Francisco, sich großherzig und dankbar zeige. »Gute Taten«, dachte er eine alte Volksweisheit, »machen sich gewöhnlich erst im Himmel bezahlt, schlechte auf Erden.«

Don Miguel redete ihm zu: »Gerade jetzt, da Don Manuel dem Frieden mit Frankreich zusteuert, ist eine solche Anregung aussichtsreich.«

Vermutlich stimmte das. Trotzdem blieb Miguels Bitte eine Zumutung, und Goyas unbeherrschtes Gesicht zeigte deutlich sein Widerstreben. Sein Aufstieg war langsam gewesen, er hatte ihn sich erkämpfen müssen durch Leistung, Zähigkeit, List und Vorsicht. Jetzt sollte er das Erreichte gefährden dadurch, daß er sich in Staatsgeschäfte mischte. »Schließlich bist du der Politiker«, sagte er unmutig, »ich bin Maler.« – »Begreife doch, Francisco«, erklärte ihm nochmals geduldig Señor Bermúdez, »daß in diesem Fall du der bessere Fürsprech bist, eben weil du keine politischen Ambitionen hast.«

Doña Lucía schaute Francisco noch immer an, unverwandt. Den Fächer hielt sie jetzt fast geschlossen, der Brust zugekehrt, in der Sprache der Majas bedeutete das spöttische Ablehnung, und das Lächeln um ihre langen Lippen hatte sich vertieft. Auch Agustín starrte auf Goya, gespannt, geradezu höhnisch, und dieser wußte, daß auch der treue Freund sein Zögern mißbilligte. Es war niederträchtig von Miguel, daß er ihm seinen peinlichen Vorschlag in Gegenwart Doña Lucías und Don Agustíns machte.

»Gut denn«, sagte er verdrossen,
Schwunglos, »gut, ich werd es machen,
Und es möge Unsre Jungfrau
Von Atocha mich bewahren,
Daß es nicht zum Bösen ausgeh.«
Und er schaute nach dem Holzbild,
Sich bekreuzend.
Doch Lucía
Sagte lächelnd zu dem Gatten:
»Wußt ich's doch, dein Freund Francisco
Ist voll Hilfsbereitschaft, edel,
Tapfer, selbstlos, ein Hidalgo
Von dem Kopf bis zu den Füßen.«
Grimmig schaute Don Francisco.

Als die beiden dann gegangen
Mit dem Bild Doña Lucías,
Wandte sich Francisco böse
Gegen Agustín. »Da sitzt du«,
Hub er an, »und lachst und freust dich.
Du hast's leicht mit deiner Tugend,
Hungerleider. Was hast du schon
Zu verlieren?« Und er seufzte.
»Wo man hinkommt, nichts als Ärger«
Murrte er das alte Sprichwort,
»Wo man hinkommt, stets das gleiche:
Pflichten, Schulden, Kinder, Unkraut.«

7

Als am übernächsten Tage Goya beim Lever Don Manuels erschien, um das bestellte Porträt zu beginnen, fand er den Vorsaal dicht gefüllt. Durch die geöffnete Tür sah man in das üppige Schlafzimmer, wo der Herzog angekleidet und frisiert wurde.

Es waren da Lieferanten aller Art, Spitzenhändler, Juwelenhändler, ein Kapitän, soeben aus Amerika zurückgekehrt, der dem Herzog seltene Vögel zum Geschenk machen wollte. Da war Señor Paván, der die neugegründete, von Don Manuel subventionierte geographische Zeitschrift »Der Weltreisende« redigierte, und da war Don Roberto Ortega, der große Botaniker, um dem Herzog sein letztes Werk zu überreichen; Don Manuel ließ es sich angelegen sein, die botanische Wissenschaft zu fördern. Die meisten Besucher aber waren junge, hübsche Frauen, die dem Minister Bittschriften präsentieren wollten.

Sowie ihm Goya gemeldet wurde, kam Don Manuel ins Vorzimmer, halb angezogen, den Schlafrock flüchtig übergeworfen, gefolgt von Sekretären und Bediensteten. Die Lakaien trugen rote Strümpfe, ein Abzeichen, das dem königlichen Haushalt vorbehalten war; aber der Vierte Carlos hatte den Herzog ermächtigt, auch seine Dienerschaft die auszeichnenden Strümpfe tragen zu lassen.

Don Manuel begrüßte Goya herzlich. »Ich habe Sie erwartet«, sagte er und hieß ihn in das innere Zimmer treten, während er selber im Vorraum noch eine Weile verzog. Er sprach den und jenen an, lässig, nicht unfreundlich, hatte ein paar nette Worte für den Kapitän, der die feindliche Blockade durchbrochen hatte, dankte liebenswürdig dem Botaniker, schaute sich jovial, ungeniert abschätzend die wartenden Frauen an, ließ die Bittschriften von seinen Sekretären entgegennehmen, schickte dann die ganze Versammlung fort und ging zurück in sein Ankleidezimmer, zu Goya.

Während man ihn vollends ankleidete und während ihm Señor Bermúdez, sie erläuternd, allerlei Papiere zur Unterschrift vorlegte, machte sich Francisco ans Werk. Das hübsche Gesicht des Ministers, voll, faul, mit dem kleinen, üppigen, sehr roten Mund hatte etwas sonderbar Starres. In seinem Innern, während er arbeitete, lächelte

Goya über die vielen stümperhaften Bilder dieses Gesichtes, die andere gemacht hatten. Sie waren gescheitert, weil sie sich bemüht hatten, es zu heroisieren. Es war nicht leicht, Don Manuel richtig zu sehen, es war viel Haß um ihn. Die öffentlichen Dinge standen schlecht, und die königstreuen Spanier maßen die Schuld nicht ihrem Monarchen bei, sondern eher der Königin, der Fremden, der Italienerin, und vor allem ihrem Freund, ihrem Cortejo, Don Manuel. Der kam von unten, er hatte nichts als sein unverschämtes Glück, und er hatte sich zu benehmen wie sie selber, nicht wie ein großer Herr oder der König.

Goya dachte anders. Gerade sein Glück, sein märchenhafter Aufstieg, machten ihm den jungen Herrn sympathisch.

Geboren in Badajoz, in der herdenreichen Estremadura, aus kleiner Familie, war Manuel jung als Gardeleutnant an den Hof gekommen und dort durch seinen strammen, wohlgebildeten Körper und seine angenehme Stimme der Frau des Thronfolgers, der Prinzessin von Asturien, aufgefallen. Die lebensgierige Dame ließ nicht mehr von ihm, als Kronprinzessin nicht und nicht als Königin. Heute, mit siebenundzwanzig Jahren, nannte sich der stattliche Jüngling Manuel de Godoy y Alvarez de Faria, Herzog von Alcudia, er war Generalkapitän der wallonischen Leibgarde, Geheimsekretär der Königin, Präsident des Kronrats, Ritter des Goldenen Vlieses, im Besitz aller Reichtümer, die er begehrte, und Vater der beiden jüngsten königlichen Kinder, der Infantin Isabella und des Infanten Francisco de Paula, sowie zahlreicher Bastarde.

Goya wußte, daß es schwer war, so viel Glück zu ertragen, ohne bösen Herzens zu werden. Don Manuel blieb gutmütig, er hatte Respekt vor Kunst und Wissenschaft, war empfänglich für Schönes und wurde gemein und grausam nur, wenn ihm jemand nicht den Willen tat. Es wird nicht einfach sein, Leben in das breite Gesicht des jungen Herzogs zu malen; denn der repräsentierte gern und legte zu diesem Zweck eine hochmütig blasierte Maske an. Francisco, infolge der Sympathie, die er für ihn spürte, wird es vermögen, die Lust zum Leben und zum Lachen sichtbar zu machen, die sich hinter der leicht gelangweilten Miene verbarg.

Don Manuel hatte die vorgelegten Akten unterzeichnet. »Und nun«, sagte Señor Bermúdez, »habe ich Eurer Exzellenz einige Mitteilungen zu machen, die nicht für die Öffentlichkeit geeignet sind«, und er schaute mit lächelndem Blick auf Goya. »Don Francisco ist keine Öffentlichkeit«, sagte liebenswürdig der Herzog, und Don Miguel schickte sich an, Vortrag zu halten.

Der Geschäftsträger des Regenten von Frankreich, Monsieur de Havré, hatte in anmaßendem Ton verlangt, Spanien solle den Krieg gegen die gottlose französische Republik mit mehr Intensität führen. Don Manuel war eher amüsiert als ungehalten. »Unser dicker Prinz Louis kann leicht kriegerisch sein in seinem Hotelzimmer in Verona«, meinte er, und er erläuterte dem Maler: »Er lebt im Gasthof ›Zu den Drei Buckligen‹, und wenn wir ihm nicht Geld schicken, muß er eines von seinen zwei Zimmern aufgeben. Stellt er bestimmte Forderungen?« wandte er sich wieder an Bermúdez. »Havré hat mir eröffnet«, erwiderte dieser, »zehn Millionen Francs und zwanzigtausend Mann mehr seien das mindeste, was sein fürstlicher Herr von der Krone Spaniens erwarte.« – »Havré hat eine hübsche Tochter«, meditierte Don Manuel, »freilich mager, hundsmager. Ich habe nichts gegen Magere, aber zu dürr, das ist auch nichts. Was meinen Sie, Don Francisco?« Und ohne die Antwort abzuwarten, gab er Miguel Weisung: »Teilen Sie Monsieur de Havré mit, daß wir unser Äußerstes getan haben. Und weisen Sie ihm in Gottes Namen nochmals fünftausend Francs an. Haben Sie übrigens die Zahlung erhalten für Ihr Porträt?« wandte er sich wieder an Goya. Und da Goya verneinte, kommentierte er: »Da sieht man es. Noch vor fünf Jahren war dieser Monsieur de Havré einer der glänzendsten Herren am Hofe von Versailles, jetzt zahlt er nicht einmal seinen Maler.«

»Monsieur de Havré«, berichtete Bermúdez weiter, »ist leider nicht der einzige, der verlangt, daß Verstärkungen an die Front gehen. General Garcini tut es noch viel dringlicher. Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz sind schlecht«, fuhr er fort und blätterte in seinen Akten. »Figuera ist gefallen«, schloß er.

Der Herzog hatte bisher seine Pose festgehalten. Jetzt sah er hoch, peinlich überrascht, und wendete sich Bermúdez zu. Doch gleich wieder drehte er den Kopf zurück in die Pose. »Entschuldigen Sie, Don Francisco«, sagte er.

»Garcini fürchtet«, erklärte Don Miguel, »nun unsere Alliierten geschlagen seien, würden die Franzosen Truppen von den andern Fronten abziehen und in die Pyrenäen schicken. Garcini fürchtet, wenn er keine Verstärkungen erhält, könnten die Franzosen in drei Wochen am Ebro sein.«

Goya nahm an, nun werde Don Manuel ihn wegschicken. Aber der blieb in der Pose. »Ich glaube nicht«, überlegte er laut, mit sanfter Stimme, »ich glaube nicht, daß ich Garcini Verstärkungen schicken werde.« Und da Bermúdez erwidern wollte, fuhr er fort: »Ich weiß, die Kirche wird ungehalten sein. Aber das muß ich eben auf mich nehmen. Wir haben mehr getan als die Alliierten. Soll das Land sich ausbluten? Der Hof schränkt sich ein, mehr und mehr. Doña María Luisa hat zwei Stallmeister entlassen und zehn Lakaien. Ich kann der Königin keine weiteren Entbehrungen zumuten.« Er hatte die Stimme leicht gehoben, aber der Kopf blieb in der Stellung, die Goya ihm angewiesen hatte. »Was soll ich also General Garcini mitteilen?« fragte sachlich Bermúdez. »Die Französische Republik«, antwortete Don Manuel, »pflegt Generäle, die versagt haben, zu guillotinieren; wir begnügen uns, ihnen keine Verstärkungen zu schicken. Das, bitte, teilen Sie General Garcini mit, aber in höflicher Form.«

»Offenbar«, berichtete Don Miguel weiter, »haben unsere Alliierten alle Hoffnung aufgegeben, Frankreich niederzuwerfen. Der preußische Gesandte hat die Ansichten seiner Regierung über die Kriegslage in einem Memorandum niedergelegt, in einem langen Memorandum.« – »Bitte, machen Sie es kurz«, forderte Don Manuel ihn auf. »Herr von Rohde«, antwortete Bermúdez, »deutet an, seine Regierung beabsichtige, Frieden zu machen, wenn sie halbwegs erträgliche Bedingungen erzielen könne. Er rät uns das gleiche.« – »Was hält er für halbwegs erträgliche Bedingungen?« fragte Don Manuel. »Wenn uns«, antwortete Bermúdez, »die Französische Republik die Kinder der toten Majestäten auslieferte, dann, findet Preußen, wäre das ein ehrenvoller Friede.« –

»Die königlichen Kinder von Frankreich«, meinte Don Manuel, »sind, wenn sie kein Land mitbekommen, mit fünfzig Millionen Realen und zwölftausend toten Spaniern ein wenig hoch bezahlt. Finden Sie nicht, Don Francisco?« Goya lächelte höflich; er fühlte sich geschmeichelt, daß ihn Don Manuel in die Unterredung zog. Er malte weiter, aber er hörte gespannt zu. »Wenn der kleine König Louis und Madame Royale in unsern Schutz gerettet werden«, erläuterte Bermúdez, »dann lebt die Idee der französischen Monarchie auf unserm Boden fort. Das ist kein unehrenhafter Friede.« – »Ich hoffe, Don Miguel«, antwortete der Herzog, »Sie werden uns für die Kinder wenigstens noch das Königreich Navarra herausschlagen.« Bermúdez entgegnete liebenswürdig: »An mir soll es nicht fehlen, Exzellenz. Aber ich fürchte, da wir Garcini keine Verstärkungen schicken, werden wir uns mit den Kindern begnügen müssen.« Er raffte seine Akten zusammen, verabschiedete sich, ging.

Goya hatte über dem politischen Gespräch den Zweck vergessen, zu welchem Don Miguel diese Zusammenkunft mit dem Herzog arrangiert hatte. Jetzt fiel ihm die Angelegenheit Jovellanos schwer aufs Herz.

Er fragte sich, wie er sein Ansuchen vorbringen sollte. Doch bevor er sprechen konnte, nahm Don Manuel das Wort. »Viele werden verlangen«, sagte er nachdenklich, »ich solle Garcini abberufen. Viele verlangen auch, ich solle den Admiral Mazarredo abberufen, weil er den Fall Toulons nicht verhütet hat. Aber Krieg ist Glückssache, und ich bin nicht rachsüchtig. Haben Sie nicht übrigens ein paar Porträts für den Admiral gemalt?« fuhr er fort, lebhafter. »Mir ist, als hätte ich ein Bild von Ihnen in seinem Hause hängen sehen. Ja«, bestätigte er sich selbst, »es war bei dem Admiral, wo ich dieses ungewöhnlich gute Damenporträt sah.«

Verwundert hörte Goya zu. Wohinaus wollte Don Manuel? Die Frau, die er für den Admiral gemalt hatte, war Pepa Tudó gewesen, bei den Sitzungen für dieses Porträt hatten sie sich kennengelernt. Er war auf der Hut. »Ja«, sagte er unverbindlich, »ich habe für den Admiral eine Dame seines Bekanntenkreises gemalt.« – »Das Bild ist wunderbar geworden«, meinte Don Manuel. »Die Dame dürfte übrigens auch in Fleisch

und Blut sehr hübsch sein. Eine Witwe, eine Viudita, hat mir, glaube ich, der Admiral mitgeteilt. Ihr Mann soll umgekommen sein, in Mexiko oder so, und der Marineminister hat ihr eine Pension ausgesetzt. Oder irre ich mich da? Eine ungewöhnlich hübsche Dame.«

Jetzt hatte Goya mit seinem bäuerlich realistischen Verstand begriffen, wohinaus Don Manuel wollte, und er war verwirrt, hin und her gerissen. Er sah sich mit einemmal verstrickt in eine komplizierte Intrige. Er begriff, warum Miguel nicht selber für Jovellanos sprach, sondern ihn vorschickte; Miguel hatte keine Pepa anzubieten für den alten Liberalen. Francisco kam sich ein bißchen blöd vor. Vielleicht stak sogar Doña Lucía hinter dem ganzen Handel. Vielleicht hatte sie ihn darum so niederträchtig gespannt angestarrt mit ihrem dreisten Lächeln, als er nicht gleich ja sagte. In all seinem Ärger aber amüsierte er sich auch über die seltsamen Wege, welche da der Tugendbold Miguel Bermúdez ging, um einen noch Tugendhafteren aus der Verbannung zu holen. Wahrscheinlich hielt es Miguel für seine, Goyas, Pflicht, die Freundin aufzugeben, wenn dafür etwas so Großes wie die Rückberufung des Jovellanos erreicht werden konnte. Wahrscheinlich auch hielt Miguel das Opfer, welches er ihm zumutete, für nicht übermäßig groß, und das war richtig: er konnte sich sein Leben schließlich auch ohne Pepa vorstellen. Aber die Rolle, in die man ihn da hineindrängte, war widerwärtig, sie kränkte seinen Stolz. Ihm lag nicht übermäßig viel an Pepa, aber abzwingen, abkaufen läßt er sie sich nicht. Er wird sie diesem eingebildeten Lümmel Manuel nicht abtreten, bloß, weil den nach ihr juckt.

Andernteils war er Don Gaspar zu Dank verpflichtet, und es war nicht recht, daß der in seinen Bergen sitzenbleiben sollte, zum Müßiggang verurteilt in einer Zeit spanischen Elends, bloß weil er, Francisco, eine Frau festhielt, an der ihm nicht viel lag, eine Jamona.

Zunächst einmal wird er selber vorstoßen und mit der Angelegenheit Jovellanos kommen. Don Manuel wird ein Gesicht machen; aber wer sauren Wein anbietet, darf sich nicht wundern, wenn man ihm sauren Wein zu trinken gibt, wie es im Sprichwort

hieß. Schwerlich wird, wie jetzt die Dinge liegen, Don Manuel nein sagen können, und dann wird er, Francisco, weitersehen.

Ohne sich zu dem Thema Pepa Tudó zu äußern, immer arbeitend, sagte er also nach einer Weile: »Das Land wird Ihnen dankbar sein, Don Manuel, wenn Sie den Frieden bringen. Madrid wird ausschauen wie früher, und das Herz wird einem warm werden, wenn man wieder die Gesichter zu sehen bekommt, die man so lange vermißt hat.« Don Manuel, wie es Francisco erwartet hatte, war erstaunt. »Vermißt?« fragte er zurück. »Sie glauben ernstlich, Don Francisco, Madrid hat die paar allzu eifrigen Fortschrittler vermißt, die wir haben bitten müssen, Landaufenthalt zu nehmen?« – »Es fehlt einem was«, antwortete Goya, »wenn gewisse Leute nicht da sind. Sehen Sie, Exzellenz, meine Bilder verlören ihr halbes Leben mit gewissen winzigen Lichtern. So fehlt was an Madrid, wenn zum Beispiel, sagen wir, Graf Cabarrús oder Señor de Jovellanos nicht da sind.« Don Manuel fuhr ärgerlich hoch. Aber: »Bitte, Exzellenz, halten Sie den Kopf ruhig«, befahl furchtlos Goya.

Don Manuel gehorchte. »Wenn unser Freund Miguel derlei Dinge äußerte«, sagte er dann, »würde es mich nicht wundern. In Ihrem Munde klingen sie überraschend.« Goya malte. »Es sind Gedanken«, meinte er leichthin, »die mir kamen, als Sie mich der Ehre würdigten, Ihrem Gespräch mit Don Miguel beizuwohnen. Ich bitte um Entschuldigung, Don Manuel, wenn ich zu kühn war; ich hatte das Gefühl, ich dürfte mir vor Ihnen Offenheit erlauben.«

Der Herzog mittlerweile hatte begriffen, wie der Handel ging. »Ich höre immer gern eine offene Meinung«, sagte er liebenswürdig, ein wenig herablassend. »Ich werde Ihre Anregung in wohlwollende Erwägung ziehen.« Und dann, ohne Übergang, sehr viel lebhafter, fuhr er fort: »Um auf jene Dame zurückzukommen, von deren geglücktem Porträt wir soeben sprachen, wissen Sie zufällig, ob sie noch hier in Madrid ist? Sind Sie ihr in der letzten Zeit begegnet?«

Es amüsierte Goya, welch ungeschickte Umwege zu machen der Herzog sich bemüßigt fühlte. Es wurde über das, was einer tat und ließ, in den Akten der Polizei so

genau Buch geführt wie in den Registern der Santa Casa, der Inquisition, und Don Manuel wußte natürlich Bescheid über alles, was Pepa Tudó anging und ihre Beziehungen zu ihm, Francisco. Wahrscheinlich hatte er auch mit Miguel darüber gesprochen. Don Francisco blieb zurückhaltend. »Gewiß, Don Manuel«, antwortete er ziemlich kühl, »ich sehe die Dame zuweilen.«

Dem Herzog blieb nichts übrig als klare Sprache. Er hielt den Kopf brav in der Richtung, in welcher Goya ihn wünschte, und sagte beiläufig: »Es wäre nett von Ihnen, Don Francisco, wenn Sie mir die Bekanntschaft der Dame vermittelten. Vielleicht auch sagen Sie ihr, daß ich nicht so wahllos gierig bin, wie feindliche Gerüchte mich hinstellen, sondern ein heißes und zuverlässiges Herz habe für das wahrhaft Schöne. Das Porträt der Señora ist das einer intelligenten Frau. Ohne Zweifel kann man mit ihr reden. Die meisten Frauen können nichts als sich hinlegen, und wenn man das dritte Mal mit ihnen zusammen war, weiß man nichts mehr mit ihnen anzufangen. Hab ich nicht recht?« In seinem Innern dachte Goya etwas ungeheuer Obszönes. Laut sagte er: »Ja, Exzellenz, philosophieren kann man nur mit wenigen Frauen.« Jetzt wurde Don Manuel vollends offen. »Wie wäre es«, legte er Francisco nahe, »wenn wir einmal einen vergnügten und vernünftigen Abend zusammen verbrächten, Sie, die liebenswürdige Viudita und einige andere Freunde, mit denen zu essen, zu trinken, zu schwatzen und zu singen sich lohnt? Wenn ich nicht irre, kennt auch unsere Doña Lucía die Viudita. Aber Voraussetzung bleibt, daß Sie einer solchen Tertulia beiwohnen, mein lieber Don Francisco.«

Klarer konnte der Handel nicht sein: Don Manuel war bereit, über Jovellanos mit sich reden zu lassen, wenn Goya mit sich reden ließ über die Viudita. Im Geiste sah Francisco die Pepa, wie sie lässig, üppig und begehrlich dasaß, ihn anblickend aus den grünen, weit auseinanderstehenden Augen. Jetzt erst könnte er sie richtig malen, in ihrem schweren, grünlichen Kleid zum Beispiel mit den Spitzen darüber, das wäre das Richtige für sein neues silbriges Grau. Schlecht war auch jenes andere Bild nicht gewesen, das er für den Admiral Mazarredo gemalt hatte, er war damals recht verliebt

gewesen in die Pepa, das hatte er in das Bild hineingemalt. Es war eigentlich spaßhaft, daß er selber Don Manuels Appetit geweckt hatte mit seinem guten Bild. Ganz deutlich jetzt sah er die Pepa, wie sie war und wie er sie hätte malen müssen und wie er sie vielleicht malen wird. Und wiewohl er vorhatte, noch ein paarmal mit ihr zu schlafen, nahm Francisco Goya in diesem Augenblick Abschied von seiner Freundin Pepa Tudó. »Es wird«, sagte er formell, »Señora Josefa Tudó sicherlich eine Ehre und eine Freude sein, Eure Exzellenz zu sehen.«

Bald darauf erschien einer der rotbestrumpften Diener und meldete: »Die Dame wartet bereits zehn Minuten, Exzellenz.« Das unbewegte, diskret respektvolle Gesicht des Mannes zeigte, wer die Dame war: die Königin. »Schade«, seufzte Don Manuel, »da müssen wir wohl aufhören.«

Zwiespältigen Gefühles ging Goya nach Hause. Er hatte Frauen schlecht behandelt, hatte Frauen aufgegeben um seiner Karriere willen. Aber niemals hatte jemand gewagt, an ihn ein Ansinnen zu richten wie dieses, und er konnte sich nicht vorstellen, daß er ein solches Ansinnen hingenommen hätte, ginge es nicht um Jovellanos.

In seinem Atelier fand er Agustín. Der mit seinem sauren, immer fordernden Gesicht hatte auch sein Teil dazu beigetragen, ihn in diesen unbehaglichen Handel hineinzuhetzen. Francisco nahm die Skizzen vor, die er von Don Manuel hatte. Er zeichnete weiter; aus dem fleischigen Gesicht des Herzogs schwand die Gutmütigkeit, schwand der Geist, er wurde immer faunischer, schweinischer. Goya zerriß die Skizze, streute Sand über den Tisch, zeichnete in den Sand. Eine begehrliche, tief verspielte Lucía mit dem Gesicht einer bösen Katze, einen schlauen, eckigen Miguel mit dem Gesicht eines Fuchses. Unmutig seufzend wischte er die Gesichter weg.

Schlecht gelaunt verbrachte Goya
Diese Nacht und schlecht gelaunt die
Nächste. Doch am dritten Tage
Kam ihm Botschaft aus dem Hause
Alba. Ein livrierter Diener

Überbrachte eine Karte,
Darin wurde Don Francisco
Eingeladen zu dem Fest, mit
Dem die Herzogin von Alba
Ihr Palais Buenavista
Einzuweihn gedachte, ihre
Neue Wohnstatt. Ferner hieß es
Auf der Karte: »Und wann krieg ich
Meinen Fächer, Don Francisco?«
Lächelnd sah, tief atmend, Goya
Auf die krause, kleine Handschrift.
Dieses war Bestätigung, dies
War der Lohn des Himmels, weil er
Sich und seine Hoffart hatte
Überwunden für die Sache
Spaniens, für Jovellanos.

8

Der preußische Gesandte, Herr von Rohde, berichtete nach Potsdam über Don Manuel Godoy, Herzog von Alcudia:

»Er steht früh auf und gibt seinen Stallmeistern und andern Angestellten ausführliche Weisung für den Tag und die nächste Zeit. Um acht Uhr geht er dann in die Reitbahn seines Landhauses; jeden Morgen, gegen neun, besucht ihn dort die Königin, um ihm beim Reiten Gesellschaft zu leisten. Er ist ein ausgezeichneter Reiter. Das geht so bis elf. Wenn der König von der Jagd zurückkommt, reitet er mit. Auf den Herzog warten mittlerweile schon zahllose Leute, die mit ihm Geschäfte aller Art bereden wollen. Sie werden binnen einer Viertelstunde abgefertigt. Dann findet sein offizielles Lever statt,

gewöhnlich sind ein halbes Dutzend Damen von Rang anwesend, und die besten Musiker konzertieren. Um ein Uhr begibt sich Don Manuel in das königliche Palais. Dort hat er sein eigenes großes Appartement, Wohnzimmer, Arbeitszimmer, Schlafzimmer. In seiner Eigenschaft als Kammerherr nimmt er an dem offiziellen Diner des Königs teil. Nach dem Diner begibt er sich in seine Privaträume, diese befinden sich unmittelbar unter dem Appartement der Königin. Dort nimmt dann Don Manuel seine wirkliche Mahlzeit ein, in Gegenwart der Königin, die über eine versteckte Treppe zu ihm herunterkommt, während der König bereits wieder auf der Jagd ist. Bei diesen Zusammenkünften pflegen sich Doña María Luisa und Don Manuel über die Maßnahmen zu einigen, die sie dem König vorschlagen.

Gegen sieben Uhr begibt sich Don Manuel zum König, um ihm Vortrag zu halten. Um acht Uhr geht er wieder in seine Privatwohnung, wo sich gewöhnlich dreißig bis vierzig Frauen aller Stände und Klassen mit ihren Bittgesuchen eingefunden haben. Die Erledigung dieser Bittgesuche nimmt ihn länger als zwei Stunden in Anspruch. Für zehn Uhr nachts pflegt er seine Herren zu bestellen, mit ihnen geht er dann an die eigentliche Arbeit. Im allgemeinen hat er dafür nur diese zwei Nachtstunden. Doch hält er darauf, daß die laufenden Geschäfte rasch und pünktlich erledigt werden. Briefe, die keine längere Bedenkzeit erfordern, beantwortet er fast immer am gleichen Tag. Seine Auffassung ist schnell und richtig, und wenn er die Geschäfte bald satt zu haben pflegt, so gleicht er durch die Sicherheit des Urteils die Schäden aus, die aus der Kürze seiner Arbeit entstehen könnten.

Alles in allem versieht er trotz seiner Jugend sein schwieriges Amt nicht schlecht, und es stünde gut um Europa, wenn alle Staaten an der verantwortlichsten Stelle solche Beamte hätten.«

Die Gesellschaft für Don Manuel und die Viudita Josefa Tudó fand bei Doña Lucía Bermúdez statt.

Das Haus des Señor Bermúdez war groß und weit; und es war vollgestopft mit Kunstgegenständen. Die Wände hinauf und hinunter, dicht aneinander, hingen Gemälde, alte und neue, große und kleine, in verwirrender Fülle, gleich einem Teppich.

Hier also empfing Doña Lucía ihre Gäste, auf ihrer Estrade sitzend, unter einem hohen Baldachin, nach altspanischer Art. Sie war ganz in Schwarz, und gleich dem Kopf einer Eidechse, zierlich und maskenhaft, äugte ihr Gesicht unter dem hohen Kamm hervor. So also saß sie, schmal und gehalten, doch spitzbübisch erregt, sich freuend der Dinge, die da kommen sollten.

Don Manuel erschien früh. Er war sorglich angezogen, elegant und nicht übertrieben. Er war ohne Perücke, er hatte das rotblonde Haar nicht einmal gepudert. Von seinen vielen Orden trug er nur das Goldene Vlies. Auf seinem weiten Gesicht lag nichts von der gewohnten Blasiertheit. Er bemühte sich, mit der Hausfrau galante Konversation zu machen, aber er war nicht recht bei der Sache, er wartete.

Der Abate stand vor Goyas Porträt der Doña Lucía. Zuerst hatte Miguel dem Bilde einen gesonderten Platz geben wollen, aber dann fand er, daß seine Eigenart noch mehr herausstach, wenn es von andern Kostbarkeiten umringt war. Da hing es also unter den vielen andern Gemälden des Raumes. Don Diego merkte, daß er nicht länger stumm davor verharren könne. Vielwortig, seine Rede mit lateinischen und französischen Zitaten schmückend, rühmte er die Neuartigkeit und Vorzüglichkeit des Werkes, und es klang wie eine Liebeserklärung an Doña Lucía. Mit geteilter Freude hörte Don Miguel die Lobpreisung der lebendigen und der gemalten Lucía; dabei mußte er zugeben, daß Don Diego das Werk und seine neue Tönung vielleicht noch kennerhafter rühmte, als er selber es hätte tun können.

Pepa kam. Sie trug ein grünes Kleid mit hellem SpitzenÜberwurf und als einzigen Schmuck ein edelsteinbesetztes Kreuz, ein Geschenk des Admirals. So hatte Goya sie gesehen, als ihm Don Manuel seinen unverschämten Vorschlag machte, so hatte er sie

malen wollen mit seiner neuen Kunst. Sie entschuldigte sich gelassen, daß sie so spät komme; ihre Dueña habe Mühe gehabt, eine Sänfte zu finden. Goya bewunderte ihre dreiste Gelassenheit. Es war zwischen ihnen nur in leisen Andeutungen die Rede gewesen von dem, was heute abend vor sich gehen sollte. Er hatte erwartet, er hatte gehofft, sie werde ihn mit Klagen und Verwünschungen überschütten. Nichts dergleichen war erfolgt, nur leise, spöttische, vieldeutige Sätze. Wie sie sich jetzt hatte, das war natürlich einstudiert und voll Absicht. Sie kam mit Absicht zu spät, sie zeigte mit Absicht die Dürftigkeit ihrer Verhältnisse. Sie wollte ihn beschämen vor dem Herzog, daß er sie kärglich halte. Dabei hätte sie nur den Mund auftun müssen, dann hätte er ihr mehr Bedienung gestellt, freilich grollend. Es war niederträchtig.

Don Manuel hatte wohl kaum gehört, was sie sagte. Er hatte sie angestarrt, unziemlich, doch voll einer Verehrung, deren ihn die andern nie für fähig gehalten hätten. Als Doña Lucía ihn endlich vorstellte, neigte er sich tiefer, als er sich je vor der Königin oder den Infantinnen geneigt hatte. Ungehemmt sprach er ihr davon, wie sehr Goyas Bild ihn vom ersten Augenblick an begeistert habe, und wie weit in diesem besonderen Fall das Porträt auch eines so großen Meisters hinter der Wirklichkeit zurückbleibe. Sein Blick war Hingabe und Dienstbereitschaft.

Pepa war übertriebene Huldigungen gewöhnt: darin waren sich alle Spanier gleich, madrilenische Majos, Hidalgos aus den Provinzen, Granden des Hofes. Aber sie hatte Sinn für Nuancen, sie erkannte rasch, daß dieser große Herr ihr tiefer verfallen war als der Admiral Mazarredo, dessen Rückkehr bevorstand, und vielleicht sogar tiefer als ihr in Gott und der See ruhender Mann, der Marineleutnant Tudó. Wenn Francisco sie verriet und verkaufte, dann sollte er sehen, daß er etwas Kostbares aufgab, und sie beschloß, sich sehr teuer zu machen. Ihr breiter Mund mit den großen, strahlend weißen Zähnen lächelte freundlich und unverbindlich, ihr Fächer lehnte zwar nicht ab, doch lud er nicht ein, und sie sah vergnügt, daß Francisco herüberschaute, die Bewerbungen Don Manuels mit widerwilligem Interesse verfolgend.

Der Page meldete, der Tisch sei bereit. Man ging ins Speisezimmer. Auch hier waren die Wände hinauf und hinunter bedeckt mit Gemälden, mit Stilleben und Küchenstücken flämischer, französischer, spanischer Meister. Da waren Männer, geschäftig um einen Herd, gemalt von Velázquez, da war eine Hochzeit von Kana des Van Dyck, da war Geflügel, Wild, Fische und Früchte, so saftig gemalt, daß dem Beschauer das Wasser im Munde zusammenlief. Die Tafel selber war erlesen, doch nicht zu üppig bestellt; es gab Salate, Fische, Kuchen und Süßigkeiten, Malaga und Jerez, Punsch und gesüßtes Eiswasser. Keine Bedienten waren anwesend, nur der Page; die Männer bedienten die Frauen.

Don Manuel war eifrig bemüht um Pepa. Sie sei voll von jener heitern Ruhe, versicherte er ihr, welche Franciscos Porträt ausstrahle. Nicht aber habe er geahnt, wieviel Erregendes in ihrer Ruhe verborgen sei. Wie sei sie in all ihrer Gelassenheit aufrührend, émouvante, bouleversante. Ob sie französisch spreche? »Un peu«, antwortete sie mit schwerem Akzent. Das habe er erwartet, daß sie gebildeter sei als die andern madrilenischen Frauen. Den andern, den Damen des Hofes und all den Petimetras und Majas, könne man nur leere Galanterien sagen, mit ihr könne man über die Dinge des Lebens und des Geistes reden. Sie aß und trank und hörte zu; durch die Spitzen des Handschuhs schimmerte zart und weiß das Fleisch ihres Armes.

Später, durch ihren Fächer, ließ sie ihn wissen, daß er ihr nicht unwillkommen sei. Stürmisch daraufhin erklärte Don Manuel, Goya müsse ein weiteres Bild von ihr malen; so wie sie dasitze, müsse er sie malen, alle seine Kraft müsse er zusammennehmen; für ihn, für Manuel, müsse er sie malen.

Ihn, Goya, hatte Doña Lucía in ein Gespräch gezogen. Sie saß da, still, überlegen, und schaute hinüber zu Don Manuel, der sich um Pepa abmühte. Aus der Art, wie er sie anschaute, wie er sich über sie neigte, mußte jetzt ein jeder erkennen, in welche Leidenschaft er sich verstrickt hatte, und Doña Lucía genoß den Anblick.

Sehr beiläufig, an ihrem Eisgetränk nippend, sagte sie: »Ich freue mich, daß sich unsere Pepa unterhält. Das arme Kind. Eine so junge Witwe, und obendrein ohne Eltern.

Sie hat die Auf- und Abschwünge ihres Schicksals mit bewundernswerter Ruhe ertragen, finden Sie nicht?« Und, immer hinüberblickend zu Don Manuel, fuhr sie fort: »Wie merkwürdig, Don Francisco, daß es im Grunde Ihr Bild war, welches Don Manuels Anteilnahme an unserer armen Pepa erregte. Sie machen Schicksale, Don Francisco. Mit Ihren Bildern, meine ich.«

Goya hatte geglaubt, er wisse mehr um Frauen als alle andern Männer, die er kannte. Aber da saß nun diese Lucía, lieblich, dünn, lang, maskenhaft, damenhaft und verrucht, und trieb ihr freches Gespött mit ihm. Im Ohr klangen ihm die unverschämten, schreienden Sätze, mit denen damals die Mandelverkäuferin des Prado, diese Avellanera, dieses Lausemädchen, die andern ihres Gelichters auf ihn gehetzt hatte, und er kam sich dumm vor. Er wußte nicht einmal, wieweit Pepa mit dem Hintergrund der ganzen Angelegenheit vertraut war, ob sich nicht Lucía und sie gemeinsam über ihn lustig machten. Ein tiefer Groll packte ihn, doch er bezwang sich, antwortete einsilbig, gab sich blöde und erwiderte stumpfen Auges die Blicke ihrer schleierigen, weit auseinanderstehenden Augen. »Sie sind heute noch stacheliger als sonst, Don Francisco«, sagte sie freundlich. »Freuen Sie sich denn gar nicht über Pepas Glück?«

Er war froh, als der Abate zu ihnen trat, so daß er Gelegenheit hatte, aus dem unerquicklichen Gespräch zu kommen.

Kaum aber hatte er Lucía verlassen, als Pepa ihn rief. Sie forderte ihn auf, ihr ein Glas Punsch zu bringen. Don Manuel merkte, daß sie mit Goya allein sein wollte; er verstand das und wollte sie nicht verstimmen. Er ging zu den andern.

»Wie sehe ich aus?« fragte Pepa, sie saß träg und zärtlich in ihrem Sessel. Francisco war unsicher. Er war immer bereit gewesen, offen mit ihr zu sprechen; es war ihre Schuld, wenn sie nun ohne Aussprache auseinandergingen und nicht so freundlich, wie es hätte sein können. Wenn einer Ursache hatte zu zürnen, so war es er.

»Ich möchte nicht lange bleiben«, fuhr sie fort. »Soll ich zu dir kommen, oder kommst du zu mir?« Sein Gesicht wurde töricht vor Verblüffung. Was wollte sie? So dumm war sie doch nicht, daß sie, als sie zu diesem Abend eingeladen wurde, nicht verstanden

hätte, worum es ging. Oder hatte Lucía sie doch nicht aufgeklärt? Vielleicht war doch er es gewesen, der alles falsch gemacht hatte.

In Wahrheit wußte Pepa seit Tagen, worum es ging, aber die Entscheidung fiel nicht so leicht, wie er sich's vorstellte. Tagelang hatte sie sich gefragt, warum er nicht spreche und ob nicht sie die Auseinandersetzung herbeiführen solle. Bei aller Gelassenheit ihres Gemütes war sie erbittert, daß er sie so leicht preisgab, sei es um seiner Karriere willen, sei es, weil er sie los sein und ihrem Fortkommen nicht im Wege stehen wollte. Inmitten all dieser Erwägungen erkannte sie, wie sehr sie an ihm hing.

Sie war trotz ihrer vielen Erlebnisse in ihrem Empfinden einfach geblieben. Sie hatte mit Männern geäugelt und geliebelt, aber ihr Felipe Tudó war der erste gewesen, mit dem sie geschlafen hatte. Als sich später, vor allem während ihrer Schauspielstudien, Männer handgreiflicher um die Viudita bewarben, hatte sie das mehr abgestoßen als angezogen. Dann war mit vielen Masten der Admiral in ihr Leben gesegelt, und das hatte ihr Selbstgefühl sehr erhöht. Aber was Lust ist, tiefe, wirkliche Lust, das hatte sie erst Francisco Goya spüren machen. Es war schade, daß er sie nicht mehr liebte, als er's tat.

Als Lucía ihr davon sprach, daß dem allmächtigen Minister viel daran liege, sie kennenzulernen, hatte sie natürlich begriffen, daß sich da ein breiter, sehr besonnter Weg vor ihr auftat; der Traum ihrer Romanzen von prächtigen Schlössern und demütiger Dienerschaft konnte sich verwirklichen. Sie hatte sich in Phantasien verloren, wie das sein werde, wenn jetzt der Herzog von Alcudia, der Cortejo der Königin, ihr Cortejo werden würde, und sie hatte sich beim Kartenspiel von der Dueña noch mehr betrügen lassen als sonst.

Bei alledem war sie entschlossen gewesen, Franciscos Freundin zu bleiben, wenn der nur wollte, und dazu entschlossen war sie noch.

Nun also hatte sie ihm eine klare Frage gestellt: »Soll ich zu dir kommen heute nacht, oder kommst du zu mir?« Und da saß er, so dummen Gesichtes, wie nur er es machen konnte.

Da er schwieg, fragte sie weiter, liebenswürdig: »Hast du eine andere gefunden, Francho?« Und da er immer noch schwieg: »War ich dir lästig? Warum wirfst du mich dem Herzog hin?« Sie sprach freundlich, nicht laut, die andern mußten glauben, sie mache belanglose Konversation.

Sie saß da, schön, begehrenswert, seinem Mannes- und seinem Malerauge wohlgefällig, und ärgerlicherweise hatte sie recht: er hatte eine andere gefunden, nicht gefunden, sie war einfach in sein Leben getreten, diese andere, und hatte ihn gepackt mit Haut und Haaren, und darum gab er sie, Pepa, dem Herzog preis. Aber sie hatte nur zum Teil recht. Von den Zusammenhängen, von dem Opfer, das er für den Jovellanos und Spanien brachte, ahnte sie nichts. Unvermittelt stieg eine wilde Wut in ihm hoch. Immer wird man verkannt. Am liebsten hätte er sie geschlagen.

Agustín Esteve schaute von Pepa zu Lucía und von Lucía zu Pepa. Er ahnte die Zusammenhänge. Francisco war in Not. Francisco brauchte ihn, sonst hätte er ihn heute abend nicht hierher mitgenommen, und das zeigte ihm, wie fest sie zusammenhingen. Trotzdem hatte Agustín wenig Freude an diesem Abend. Er stand verloren herum, beneidete Francisco um seine Nöte.

Lucía hatte Champagner bringen lassen. Agustín, gegen seine Gewohnheit, begann zu trinken. Abwechselnd trank er von dem Malaga, der ihm nicht schmeckte, und von dem Champagner, der ihm nicht schmeckte, und er war traurig.

Don Manuel fand, er habe jetzt dem Anstand Genüge getan und dürfe sich wieder der Viudita widmen. Diese sah das nicht ungern. Sie hatte sich Francisco angeboten, klar und deutlich, sie hatte sich erniedrigt, und wenn Francisco sie verschmähte, gut, so wird sie den Weg gehen, den er sie wies. Aber dann soll es auch werden wie in ihren Romanzen. Dann will sie dastehen, geschmäht vielleicht, aber bewundert und erhöht über die andern. Es ist nicht so, daß ein großer Herr wie dieser Herzog einfach hergehen kann und sie auflesen. Vielmehr wird sie von diesem Manuel ihren Preis verlangen, einen guten Preis, einen überaus hohen Preis, da er bereit scheint, ihn zu zahlen.

Pepa Tudó war mit Lucía Bermúdez befreundet, sie erschien häufig in deren Tertulia, aber nicht wohnte sie den repräsentativen Abenden bei, welche Señor und Señora Bermúdez zuweilen gaben. Sie war vernünftig und verstand es, daß die große Gesellschaft die Witwe eines kleinen Seeoffiziers nicht in ihren Kreis aufnahm. Aber das sollte jetzt anders werden. Wenn sie eine Bindung mit Don Manuel einging, dann wollte sie nicht eine seiner kleinen, versteckten Freundinnen sein, sondern seine offizielle Mätresse, die Rivalin der Königin.

Don Manuel hatte getrunken, er war heiß, erregt von seinem Champagner und von der Nähe der Viudita. Er wollte sich ihr vorführen. Ob sie reite, fragte er sie. Das war eine ungewöhnlich törichte Frage: auf Pferden ritten nur die Damen der Granden und der Allerreichsten. Gelassen erwiderte sie, auf den Pflanzungen ihres Vaters habe sie zuweilen auf einem Pferde gesessen, aber hier in Spanien nur auf Eseln und Maultieren. Da sei vieles nachzuholen, antwortete er. Sie müsse reiten, sie werde göttlich aussehen zu Pferde. Er selber sei kein schlechter Reiter.

Pepa sah ihre Gelegenheit. »Ganz Spanien weiß«, erwiderte sie, »was für ein guter Reiter Sie sind, Don Manuel.« Und: »Kann ich Sie nicht einmal reiten sehen?« fügte sie hinzu. Es war aber diese unschuldige Frage überaus kühn, ein Ansinnen, eine richtige Zumutung, selbst im Munde der schönsten Viudita des Landes; denn den Reitübungen Don Manuels pflegte die Königin beizuwohnen und häufig auch der König. Mußte, was in Madrid Stadtgespräch war, nicht auch Señora Tudó wissen? Einen Augenblick stutzte der Herzog; mehr als das, er wurde nüchtern, er sah einen großen Käfig sich auftun, in den ein schöner Mund ihn einzutreten bat. Aber dann sah er diesen schönen, breiten, verlockenden Mund, er sah die grünen Augen Pepas auf sich, ruhig, wartend, und er wußte: wenn er jetzt nein sagte, wenn er jetzt zurückwich, dann hatte er die Frau verloren, diese herrliche Frau, deren rotes Haar, deren weiße Haut, deren Geruch ihn so angenehm betäubte. Gewiß, er wird mit ihr schlafen können, auch wenn er nein sagte; aber er wollte mehr, er wollte sie immer um sich haben, wann immer er sie begehrte, und immer war immer, er wollte sie ganz für sich haben. Er schluckte, trank, schluckte

wieder, sagte: »Gewiß, Señora. Natürlich, Doña Josefa. Es wird mir eine Ehre sein, Ihnen vorzureiten. Der Hof geht in den nächsten Tagen nach dem Escorial. Aber es wird ein Morgen sein, da wird Ihr ergebener Diener Manuel Godoy nach Madrid zurückkehren in sein Landhaus, und er wird für einige Stunden die Sorgen und Geschäfte des Staates von sich abschütteln, und er wird vor Ihnen reiten, für Sie reiten, Doña Pepa.« Es war das erste Mal, daß er die Koseform ihres Namens gebrauchte.

Pepa Tudó, in ihrem Innern, triumphierte aus ganzer Brust. Sie dachte an ihre Romanzen: was Don Manuel da gesagt hatte, klang poetisch wie ihre Romanzen. Vieles in ihrem Leben wird nun anders werden, manches wohl auch im Leben Don Manuels. Und einiges auch im Leben Franciscos. Sie wird in der Lage sein, ihm Dienste zu erweisen oder zu verweigern. Sie wird sie natürlich nicht verweigern. Aber – und ein rachsüchtiger Glanz kam in ihre grünen Augen – sie wird ihn spüren lassen, daß sie es ist, die seine Karriere fördert.

Señor Bermúdez sah, wie sich Don Manuel um Pepa abarbeitete, und Sorge beschlich ihn. Stürmisch gab sich sein Herzog oft, aber niemals war er so ins Zeug gegangen wie jetzt. Man mußte acht darauf haben, daß er keine Dummheiten beging. Manchmal war er der Königin zu sicher. Doña María Luisa hatte nichts dagegen, daß er zuweilen über die Stränge schlug, aber sie war nicht die Frau, eine ernsthafte Bindung Don Manuels zu dulden, und die Sache mit der Witwe Tudó sah nicht so aus, als ob sie nur über den Sonntag dauern sollte. Wenn sich Doña María Luisa in Wut hineinsteigerte, kannte sie keine Grenzen; dann war sie imstande, Don Manuels Politik, seiner, Miguels, Politik entgegenzuwirken.

Er wollte sich keine verfrühte Angst machen, er wandte sich ab von Manuel und Pepa, schaute hinüber zu Doña Lucía. Wie schön war sie, wie damenhaft. Seitdem freilich Franciscos Porträt unter seinen Bildern hing, schien ihm ihre damenhafte Schönheit nicht mehr so eindeutig wie früher. Da hatte er in vielen Jahren endlosen Studiums feste Regeln herausgefunden; er hatte seinen Shaftesbury gelesen und war sich klar darüber, was schön war und was nicht. Jetzt aber begannen ihm die Grenzen zu

verfließen, und von beiden Lucíen, der gemalten und der lebendigen, ging ein Flirren aus, das ihn mit Unruhe füllte.

Pepa, seitdem Einverständnis darüber erzielt war, daß sie Don Manuel in der Reitbahn besuchen durfte, gab sich vertraulicher. Sie erzählte ihm von ihrer Kindheit, von den Zuckerplantagen und von den Sklaven, auch von ihrer guten Bekanntschaft, ja, Freundschaft mit der Tirana, der großen Schauspielerin, und wie sie bei ihr Stunden genommen habe.

Sie müsse wunderbar auf der Bühne sein, erklärte sogleich feurig Don Manuel: ihre spärlichen und gleichwohl sprechenden Gesten, ihr ausdrucksvolles Gesicht, ihre ins Blut gehende Stimme hätten ihn vom ersten Augenblick daran denken lassen, daß sie eigentlich für die Bühne bestimmt sei. »Sicherlich singen Sie auch«, erklärte er. »Ein wenig«, erwiderte sie. »Darf ich Sie einmal singen hören?« bat er. »Ich singe nur für mich selber«, sagte sie, und da er ein enttäuschtes Gesicht machte, fügte sie mit ihrer vollen, trägen Stimme hinzu: »Wenn ich für jemand singe, dann ist mir, als ließe ich ihn mir sehr nahekommen«, und sie schaute ihn voll an. »Wann singen Sie für mich, Doña Pepa?« verlangte er, leise, begehrlich. Sie aber antwortete nicht, sondern schloß, versagend, den Fächer. »Haben Sie für Don Francisco gesungen?« fragte er eifersüchtig. Nun sperrte sie auch ihre Miene zu. Er indes, in stürmischer Reue, bat: »Verzeihen Sie mir, Doña Pepa. Ich wollte Sie nicht kränken, das wissen Sie doch. Aber ich liebe die Musik. Ich könnte keine Frau lieben, die nicht Musik in sich hat. Ich selber singe ein wenig. Erlauben Sie, daß ich für Sie singe«, bat er.

Man erzählte sich in Madrid, Doña María Luisas, der Königin, höchste Freude sei es, ihren Liebling singen zu hören, doch lasse sich Don Manuel lange bitten, bevor er ihr willfahre, und dreimal unter vieren verweigere er es. Pepa war also in ihrem Innern sehr stolz, daß sie sich den Herzog bei ihrem ersten Zusammentreffen so ganz unterwürfig gemacht hatte, aber sie zeigte nur gelassene Liebenswürdigkeit. »Denke dir, Lucía«, rief sie, »der Herzog will für uns singen.« Alle waren überrascht.

Der Page brachte die Guitarre. Don Manuel schlug ein Bein über das andere, stimmte die Guitarre und sang. Zunächst, sich selber begleitend, sang er die alte, sentimentale Romanze von dem Burschen, der, zum Militärdienst ausgelost, in den Krieg ziehen muß. »Fort, fort zieht die Armada, / Und meine Rosita bleibt, / O meine Rosita!« sang er. Er sang gut und mit Gefühl, seine Stimme war geübt. »Mehr, mehr!« baten die geschmeichelten Damen, und Don Manuel sang ein Couplet, eine Seguidilla Bolera, die sentimental ironische Weise von dem Stierkämpfer, der sich im Zirkus blamiert hat, so daß er sich nicht mehr vor den Leuten sehen lassen kann, geschweige denn vor den Stieren. Zweihundert schöne und elegante Madrileninnen, Majas, Petimetras, sogar zwei Herzoginnen, haben sich vorher seinethalben die Augen ausgekratzt, jetzt muß er froh sein, wenn ein Mädchen in seinem Heimatdorf ihn noch auf ihr Stroh läßt. Man applaudierte stark, und Don Manuel freute sich. Er legte die Guitarre beiseite.

Aber: »Mehr, mehr!« baten die Damen. Der Minister, zögernd und gelockt, erklärte sich bereit, eine richtige Tonadilla vorzutragen, doch bedürfe er dazu eines zweiten Sängers, und er schaute auf Francisco. Goya, der Gesang liebte, und wohl auch angeregt durch den Wein, war für eine Tonadilla zu haben. Der Herzog und er berieten flüsternd, probierten, waren sich einig. Sie sangen, spielten, tanzten die Tonadilla von dem Maultiertreiber. Der Treiber beschimpft seinen Reisenden, doch dieser wird nur immer anspruchsvoller. Er hetzt Tier und Treiber, er will nicht absteigen, wenn es aufwärts geht, schließlich ist er noch knickerig und will dem vereinbarten Preis keinen Cuarto zulegen. In das Gestreite und das Geschimpfe der beiden hinein tönt das Geschrei des Maultiers, bald von Manuel, bald von Francisco naturähnlich wiedergegeben.

Sie sangen und tanzten mit Hingabe, der Erste Minister und der Hofmaler der Katholischen Majestäten. Die beiden elegant gekleideten großen Herren spielten nicht nur den schimpfenden Treiber und den geizigen Reisenden: sie waren es. Waren es weit mehr, als sie der Ministerpräsident und der Hofmaler waren.

Die Damen schauten zu, der Abate aber und Señor Bermúdez unterhielten sich flüsternd. Als sich indes Don Manuel und Goya immer heftiger ins Zeug legten,

verstummten auch sie, verwundert bei aller Weltklugheit, und sie verspürten für die beiden eine leise, lächelnde Verachtung, herrührend aus dem Bewußtsein ihrer Geistigkeit und ihrer Bildung. Wie sie sich abmühten, die Barbaren, um den Frauen zu gefallen, wie sie sich erniedrigten, und sie merkten es nicht.

Dann, endlich, hatten Manuel und Francisco genug gesungen und gesprungen, und sie veratmeten, erschöpft, glücklich.

Da aber, überraschend, produzierte sich ein anderer, Don Agustín Esteve.

Trunkenheit galt den Spaniern als etwas Verächtliches, sie nahm dem Menschen seine Würde. Don Agustín erinnerte sich nicht, jemals durch Wein die Klarheit seines Hirnes verloren zu haben. Heute indes hatte er mehr getrunken, als er hätte sollen, und er war sich dessen bewußt. Er war gereizt gegen sich selber, doch mehr noch gegen die andern Gäste. Da waren diese beiden Männer, Manuel Godoy, der sich Herzog von Alcudia nannte und sich goldenes Geglitzer vor den Magen hängte, und Francisco Goya, der sich und seine Kunst verschüttete, als wäre es Spülwasser. Das Glück hatte die beiden aus ihrer Niedrigkeit zur höchsten Höhe erhoben und ihnen zugeworfen, was sie sich nur träumen konnten, Reichtum, Macht, Ansehen, begehrenswerte Frauen. Und statt dem Himmel und dem Schicksal demütig Dank zu wissen, machten sie sich lächerlich und brüllten und tanzten herum wie angestochene Schweine, im Angesicht der wunderbarsten Frau der Welt. Und er, Agustín, mußte dabeistehen und zuschauen und von dem Champagner trinken, den er satt hatte bis in seinen Hals. Wenigstens war er jetzt in dem rechten Mut, dem Abate gründlich seine Meinung zu sagen und dem Don Miguel, dem gelehrten, pergamentenen Esel, der nicht begriff, was er an Doña Lucía besaß.

Mit seiner schollerigen Stimme begann sich Agustín zu verbreiten über die hohle Gelehrsamkeit gewisser Herren. Da schwatzten sie ein langes und ein breites, ein Griechisches und ein Deutsches über ihren Aristoteles und ihren Winckelmann. Das war nicht schwer, wenn man Geld genug gehabt hatte fürs Studium und Zeit genug, und wenn man zu den »Colegiales« gehört hatte mit Stutzerkragen und Schnallenschuhen und wenn

man sich nicht wie ein gewisser Agustín Esteve als »Manteista« hatte abschinden müssen, um sich seine dünne Suppe für den Abend zu verdienen oder zu erbetteln. Ja, gewisse Herrn hatten die nötigen zwanzigtausend Realen gehabt für ihr Festbankett und ihr Stiergefecht und ihr Doktordiplom. »Und unsereiner, der keinen Doktor hat, aber im kleinen Finger mehr von Kunst versteht als die vier Universitäten und die ganze Akademie mit ihren diversen Doktoren, der sitzt da und muß Champagner trinken, bis er nicht mehr kann, und Pferde malen unter die Ärsche besiegter Generäle.« Agustíns Weinglas war umgefallen, nun sackte er selber zusammen über dem Tisch, schwer atmend. Der Abate aber sagte freundlich: »So, nun hat auch unser Don Agustín seine Tonadilla gesungen.«

Don Manuel hatte Verständnis für den hageren Gehilfen seines Leibmalers. »Besoffen wie ein Schweizer«, meinte er wohlwollend; es waren aber die Soldaten der Schweizer Garde bekannt dafür, daß sie an Urlaubsabenden in langen Reihen Arm in Arm die Straßen durchzogen, betrunken, grölend, die Passanten belästigend. Don Manuel nahm befriedigt den Unterschied wahr zwischen der schweren, bösartig reizbaren Betrunkenheit Agustíns und seiner eigenen leichten, gutherzigen, angenehm warmen. Er setzte sich zu Goya, um, weiter trinkend, dem Maler, dem klugen, älteren, mitfühlenden Freunde, sein Herz auszuschütten.

Don Miguel befaßte sich mit Pepa. Da sie offenbar für einige Zeit Einfluß auf seinen Herzog haben wird, hielt er es im Interesse Spaniens und des Fortschritts für angebracht, sich ihrer Freundschaft zu versichern.

Don Diego hatte sich zu Doña Lucía gesetzt, er glaubte, die Menschen, er glaubte, Doña Lucía zu kennen. Sie hatte viel erlebt, sie mußte blasiert sein, sie war am Ziel: eine Frau wie sie zu gewinnen, war schwierig. Aber er war Wissenschaftler, Philosoph, Theoretiker, und er hatte sich sein System, seine Strategie zurechtgelegt. Wenn manchmal Doña Lucía leisen, schwer deutbaren Hohn zeigte, wo man Befriedigung hätte erwarten sollen, dann wohl, weil sie sich ihres Ursprungs bewußt und stolz auf diesen Ursprung war. Sie gehörte zur untern Volksschicht, zu den Majas, das vergaß sie

nicht, darin lag ihre Stärke. Sie gaben keinem was nach, die Majos und die Majas von Madrid, sie fühlten sich als ebenso reine Spanier wie die Granden, vielleicht als reinere. Der Abate hielt diese große Dame Lucía Bermúdez für eine heimliche Revolutionärin, die in Paris ihre Rolle gespielt hätte, und darauf baute er seinen Plan.

Er wußte nicht, ob Don Miguel Staatsgeschäfte mit ihr beredete, nicht einmal, ob sie daran interessiert sei. Doch er tat, als wäre es sie, die von ihrer Estrade, von ihrem Salon aus die Geschicke Spaniens leitete. Die ersten, tastenden Schritte auf dem Wege zum Frieden hatten wenig Erfolg gehabt; Paris war mißtrauisch. War es nicht denkbar, daß ein Geistlicher, der bei den Herren der Inquisition wohlgelitten war, und eine elegante Dame, die einen der ersten Salons Europas hatte, die Geschäfte Spaniens bei den Parisern unverbindlicher und gerade darum wirksamer sollten treiben können als die Staatsmänner des Hofes? Don Diego deutete an, daß er gewissen Einfluß in Paris habe, Zutritt zu Männern, die den andern kaum zugänglich seien. Auf vorsichtige Art, viele Galanterien einstreuend, bat er um ihren Rat, forderte er sie auf, ein Bündnis mit ihm zu schließen. Die kluge Lucía merkte wohl, daß seine Zwecke jenseits des Politischen lagen. Trotzdem schmeichelte der verwöhnten Dame das Vertrauen des gebildeten, hintergründigen Herrn und die schwierige, subtile Rolle, die er ihr anbot. Zum ersten Mal beschauten ihn ihre schrägen, vieldeutigen Augen mit ernsthaftem Interesse.

Dann aber zeigte sie Spuren von Müdigkeit, es war spät, und sie hielt auf reichlichen Schlaf. Sie zog sich zurück und nahm Pepa mit, die sich zurechtmachen wollte.

Don Manuel und Goya blieben. Sie merkten nichts von dem, was um sie vorging, sie tranken und waren mit sich beschäftigt. »Ich bin dein Freund, Francho«, versicherte der Herzog dem Maler, »dein Freund und dein Beschützer. Wir spanischen Granden waren immer Beschützer der Künste, und ich habe Sinn für Kunst. Du hast gehört, was für ein Sänger ich bin. Wir gehören zusammen, du und ich, der Maler und der Staatsmann. Du kommst von Bauern, nicht wahr, aus Aragón, man hört es an deiner Sprache. Ich habe eine adelige Mutter, aber, unter uns, ich komme auch von Bauern. Ich habe etwas

Großes aus mir gemacht, und ich werde auch aus dir was Großes machen, darauf kannst du dich verlassen, mein Francho. Wir sind Männer, du und ich. Es gibt nicht mehr viele Männer hierzulande; ›Spanien erzeugt große Männer, aber es verbraucht sie rasch‹, so heißt es im Sprichwort, und so ist es. Das kommt von den vielen Kriegen, da bleiben nur mehr wenige übrig. Du und ich, wir sind übriggeblieben. Darum streiten sich auch die Frauen um uns. Granden gibt es bei Hofe hundertneunzehn; Männer gibt es nur zwei. Mein Vater hat mich immer gerufen: ›Manuel, mein Stierlein.‹ Stierlein hat er mich genannt, und recht hat er gehabt. Aber der Toreador für diesen Stier ist noch nicht gekommen, der muß erst geboren werden. Ich sag dir was, Don Francisco, mein Francho: Glück muß man haben. Haben muß man es, es kommt nicht zu einem. Glück ist eine Eigenschaft, wie die Nase, wie das Bein, wie der Arsch und alles andere; man hat es oder man hat es nicht. Du bist mir sympathisch, Francho. Ich bin ein dankbarer Mensch, und dir bin ich zu Dank verpflichtet. Ich hab kein schlechtes Aug von Natur, aber richtig sehen gelehrt hast erst du mich. Wer weiß, ob mir ohne dein Bild die Viudita über den Weg gelaufen wäre? Und wer weiß, ob ich ohne dein Bild die Göttin in dieser Frau erkannt hätte? Wo ist sie denn? Es scheint, sie ist nicht da. Das macht nichts, sie kommt wieder. Von mir geht das Glück nicht fort. Ich sage dir, die ist richtig, diese Señora Josefa Tudó. Sie ist die Richtige für mich. Aber du weißt es ja, ich brauche es dir nicht erst zu sagen. Klug ist sie, intelligent, sie spricht französisch. Und nicht nur das, sie ist auch eine Künstlerin, befreundet mit der Tirana. Und sie streicht es einem nicht aufs Brot, sie ist zurückhaltend, eine der ganz wenigen Damen. Wieviel Musik sie in sich hat, das darf nur der erkennen, der ihr wirklich nahekommt. Aber es wird ein Tag sein, oder vielmehr eine Nacht, da werde ich es erkennen dürfen. Sie ist schon da, diese Nacht, oder meinst du nicht?«

Goya hörte zu, zwiespältigen Gefühles, nicht ohne Verachtung, doch auch nicht ohne Freundschaft für den betrunkenen Mann. Was der von sich gab, war seine innerste Wahrheit. Und inmitten all seiner Trunkenheit fühlte sich Manuel sicher vor ihm, hielt ihn für seinen Freund, war sein Freund. Merkwürdig, wie sich die Dinge verknüpften.

Da hatte er den Jovellanos zurückrufen wollen und sich überwunden und die Pepa dafür preisgegeben, und nun war Don Manuel sein Freund geworden, der mächtigste Mann in Spanien. Und nun brauchte er den pedantischen, hochmütigen Bayeu nicht mehr, den Bruder seiner Frau, vielmehr war er jetzt, durch seine Verknüpfung mit dem Herzog, sicher, gegen jeden Widerstand Erster Maler des Königs zu werden. Freilich darf man das Schicksal nicht berufen, und was da Don Manuel gesagt hatte, Glück sei eine Eigenschaft, das war vermessen. Er, Francisco, war nicht vermessen. Er war sich der dunklen Mächte bewußt, die immer um einen sind. Er bekreuzte sich in seinem Innern und dachte das alte Sprichwort: »Das Glück hat schnelle Beine, das Unglück hat Flügel.« Es konnte sich noch viel ereignen, bevor er Erster Maler des Königs wurde. Darin aber hatte Don Manuel sicher recht: sie gehörten zusammen, sie beide, sie waren Männer. Und darum war er den finstern Mächten zum Trotz seiner Sache sicher. Denn heute gab es nur ein Glück für ihn, es war nicht ein Diplom mit einem königlichen Siegel, vielmehr hatte es ein bräunlichweißes, ovales Gesicht und schmale, kindliche, fleischige Hände, und es war chatoyant, es schillerte wie eine Katze. Und wenn sie ihn auch verzweifelt lange hatte warten lassen, zuletzt hatte sie ihn doch eingeladen nach Moncloa, in das Palais Buenavista, schreibend mit eigener Hand.

Don Manuel hatte weiter geschwatzt. Nun aber unterbrach er sich. Pepa war auf einmal wieder da, neu geschminkt.

Die Kerzen waren heruntergebrannt, der Geruch schalen Weines war im Raum, der Page saß halb schlafend, todmüde auf seinem Stuhl. Agustín hockte vor dem Tisch, über die Platte geworfen, den großen, hügeligen Kopf auf den Armen, die Augen geschlossen, schnarchend. Auch Don Miguel schien müde. Sie aber, Pepa, saß da, lässig wie immer, doch frisch und prangend im Fleische.

Señor Bermúdez machte sich daran, neue Kerzen anzuzünden. Aber Don Manuel, auffallend nüchtern jetzt, hielt ihn ab. »Nicht doch, Don Miguel«, rief er, »bemühen Sie sich nicht. Auch das schönste Fest muß ein Ende haben.«

Er schritt auf Pepa zu, erstaunlich behende, und neigte sich tief. »Gönnen Sie mir die Ehre, Doña Josefa«, sagte er mit schmeichelnder Stimme, »Sie nach Hause zu bringen.« Pepa schaute ihn aus ihren grünen Augen freundlich gelassen an und spielte mit dem Fächer. »Vielen Dank, Don Manuel«, sagte sie und neigte den Kopf.

Und vorbei an Don Francisco
Schritten Manuel und Pepa.
Draußen eingeschlafen hockte
Die Dueña. Lächelnd weckte
Pepa sie, und der Sereno
Sprang. Getrappel war von Pferden,
Und Don Manuels stolzer Wagen
Fuhr vors Tor. Der rotbestrumpfte
Diener riß den Schlag auf. Dröhnend
Fuhren Manuel und Pepa
Durch das nächtige Madrid nach
Hause.

10

Wenige Tage später, als Goya, übrigens ohne Schwung, an dem Bilde Don Manuels arbeitete, stellte sich ein unerwarteter Besucher ein: Don Gaspar Jovellanos. Der Minister hatte sein Versprechen ohne Zögern eingelöst.

Agustíns hageres Gesicht wölkte sich vor Verlegenheit, Freude und Verehrung, als er den bewunderten Staatsmann ins Atelier treten sah. Goya selber war verwirrt, stolz und beschämt, daß der große Mann gleich nach seiner Ankunft zu ihm kam, ihm zu danken.

»Ich darf sagen«, erklärte Don Gaspar, »ich habe während der ganzen Zeit meiner Verbannung niemals daran gezweifelt, daß meine Gegner mich am Ende würden

zurückrufen müssen. Der Fortschritt ist stärker als der tyrannische Wille verderbter einzelner. Aber ohne Ihr Eingreifen, Don Francisco, hätte es wohl eine gute Weile länger gedauert. Es ist Bestätigung und Trost, wenn Freunde ein tapferes Wort wagen für die Sache des Vaterlandes. Es ist doppelt wohltuend, wenn solche Worte gesprochen werden von einem Mann, von dem man das, offen gestanden, nicht erwartet hatte. Nehmen Sie meinen Dank, Don Francisco.« Er sprach mit Würde, sein strenges, hartfaltiges, knochiges Gesicht blieb finster. Als er zu Ende war, verneigte er sich.

Goya wußte, daß in den Kreisen der Liberalen große Worte üblich waren; ihm selber aber lag das Pathetische nicht, die umständlichen Sätze seines Besuchers machten ihn verlegen, er erwiderte vag. Dann, lebhafter, meinte er, Don Gaspar sehe erfreulich gesund und kräftig aus. »Ja«, antwortete grimmig Jovellanos, »wenn einige Leute geglaubt haben, ich würde mich in meinem Exil in Trübsal und Kummer verzehren, dann haben sie sich getäuscht. Ich liebe meine Berge. Ich bin herumgeklettert, ich habe gejagt, ich habe in Ruhe studiert, und es ist mir, wie Sie richtig sagen, nicht schlecht bekommen.«

»Es heißt«, sagte respektvoll Agustín, »Sie hätten in dieser Zeit der Ruhe mehrere bedeutende Bücher geschaffen.« – »Ich hatte Muße«, antwortete Jovellanos, »und ich habe einige meiner Ideen zu Papier gebracht. Es sind Essays über philosophische und staatswirtschaftliche Gegenstände. Nahe Freunde hielten meine Manuskripte für wichtig genug, sie nach Holland zu schmuggeln. Aber nach Madrid ist wohl nur wenig gelangt oder gar nichts.« – »Ich glaube, Sie irren, Don Gaspar«, sagte lächelnd, heiser und enthusiastisch Agustín. »Es gibt da zum Beispiel ein Manuskript, nicht umfangreich, aber gewichtig, ›Brot und Stierzirkus‹, ist der Titel. Als Verfasser zeichnet zwar ein gewisser Don Cándido Nocedal, aber wer einmal ein Werk von Jovellanos gelesen hat, der weiß, wer dieser Nocedal ist. So schreibt nur einer in Spanien.« Das hagere, gefurchte Gesicht des Jovellanos hatte sich überrötet. Agustín aber, begeistert, fuhr fort: »Die Inquisition hat nach dem Werk gejagt, und wer sich bei der Lektüre ertappen ließ, dem ging es nicht gut. Aber unsere Madrilenen haben sich nicht abschrecken lassen, sie

haben das Manuskript wieder und wieder abgeschrieben, viele können es auswendig.« Und er begann zu zitieren: »Madrid hat mehr Kirchen und Kapellen als Wohnhäuser, mehr Priester und Mönche als Laien. An jeder Straßenecke werden einem gefälschte Reliquien angeboten und Berichte über erlogene Wunder. Die Religion besteht aus absurden Äußerlichkeiten, vor lauter Bruderschaften ist die Brüderlichkeit ausgestorben. In jedem Winkel des morschen, verfallenen, unwissenden, abergläubischen Spanien hängt ein verschmutztes Madonnenbild. Zur Beichte gehen wir jeden Monat, aber in unserer Lasterhaftigkeit verharren wir alle unsere Tage bis zu unserem Tod. Kein Heide ist so barbarisch und verbrecherisch wie wir spanischen Christen. Was wir fürchten, sind die Kerker der Inquisition, aber nicht fürchten wir das Jüngste Gericht.« – »Don Cándido Nocedal hat recht«, sagte schmunzelnd Jovellanos.

Francisco indes hörte die klingenden Sätze mit Unmut und Furcht, und er zürnte Agustín, der sie unter seinem Dache sprach. Goya liebte nicht die Kirche und ihre Behörden; aber dergleichen dreiste und lästerliche Reden waren gefährlich, sie konnten einem die Inquisition auf den Hals hetzen. Auch forderten sie das Schicksal heraus. Er schaute auf die Jungfrau de Atocha und bekreuzte sich.

Aber der Maler in ihm konnte nicht umhin, die Veränderung wahrzunehmen, die mit Jovellanos vorgegangen war. Dessen hartes Gesicht war sanfter geworden; er genoß den Humor der Situation, daß ihm da einer die guten Sätze zitierte, die er unter fremdem Namen aus seiner Verbannung nach Madrid geschmuggelt hatte. Goya sah, was unter den verkrusteten Zügen des Jovellanos vorging, und er wußte jetzt, wie er ihn malen werde, einen großen Mann trotz der schrullenhaften Härte seiner Tugend.

Geradezu behaglich jetzt erging sich Jovellanos in Erinnerungen aus seiner politischen Vergangenheit. Erzählte, wieviel schlaue Umwege er hatte machen müssen, um fortschrittliche Maßnahmen durchzusetzen. Da hatte er etwa eine Verfügung erreicht, es dürfe nicht mehr aller Unrat Madrids einfach auf die Straße geschüttet werden. Daraufhin hatten die Gegner ärztliche Gutachten beigebracht, die dünne Luft Madrids verursache gefährliche Krankheiten, wenn sie nicht durch die Ausdünstungen des Unrats

verdickt werde. Er aber, Jovellanos, hatte sie durch andere ärztliche Gutachten geschlagen: Madrids Luft sei zwar zu dünn, doch werde sie zur Genüge verdickt durch den Rauch und Ruß der industriellen Unternehmungen, die er nach Madrid gebracht habe.

Bald aber verlor sich die freundliche Laune Don Gaspars, und er steigerte sich hinein in immer wildere Anklagen gegen das heutige Regime. »Wir seinerzeit«, ereiferte er sich, »haben durch Verminderung der Steuern die Lebenshaltung der untern Klasse verbessert. Wir haben bewirkt, daß wenigstens jedes achte Kind in die Schule gehen konnte, und wenn unsere Goldschiffe aus Amerika kamen, dann haben wir sogar kleine Rücklagen gemacht. Das gegenwärtige Regime hat alles wieder verpraßt. Sie haben nicht begriffen, diese Herren und Damen, daß die Verschwendung Marie-Antoinettes eine der Hauptursachen der Revolution war. Sie verschwenden wilder. Sie halten sich Günstlinge und englische und arabische Pferde, statt die Armeen zu verstärken. Wir förderten Bildung und Wohlstand, diese säen Unwissenheit und Elend, und nun ernten sie Verwüstung und Niederlage. Unter uns waren die spanischen Farben Gelb und Rot, unter diesen sind sie Gold und Blut.«

Francisco erschienen die Reden des Jovellanos verzerrt und übertrieben. Er mochte recht haben in Einzelheiten, doch verfälschte ihm der Haß das Gesamtbild, und wenn ihn Goya jetzt hätte malen sollen, dann hätte er einen finstern, engstirnigen Eiferer gemacht und nichts sonst. Dabei war ohne Zweifel dieser Gaspar Jovellanos einer der klügsten und tugendhaftesten Männer des Landes. Wer sich auf Politik einließ, der mußte eben übertreiben, nach der einen Seite oder nach der andern. Goya war froh, daß er selber nichts mit Politik zu tun hatte.

Die ganze Zeit über hatte Jovellanos das Bild Don Manuels mit finstern Blicken gemustert. Jetzt hob er den Finger und deutete anklägerisch auf den Herzog, der ihn, halbfertig und hochmütig, von der Leinwand anschaute. »Wenn dieser Herr und seine Dame«, wütete er, »nicht so wilde Verschwender wären, dann wäre mehr Geld für Schulen da. Aber gerade das will man nicht. Man fördert die Unwissenheit, damit das

Volk nicht erkenne, wo die Ursache seiner Leiden liegt. Wie kommt es, daß das arme Frankreich siegreich ist gegen die ganze Welt? Ich will es euch sagen, meine Herren. Es ist, weil das französische Volk der Vernunft anhängt, der Tugend, weil es Gesinnung hat. Was aber haben wir? Einen König ohne Hirn, eine Königin, die nichts gelten läßt als die Gelüste ihres Unterleibes, und einen Ersten Minister, der einen einzigen Befähigungsnachweis mitbringt: stramme Schenkel.«

Francisco war empört. Der Vierte Carlos war nicht übermäßig klug, zugegeben, und Doña María Luisa war launisch und geil; aber der König war wohlmeinend und auf seine Art würdig und die Königin höllisch gescheit, und sie hatte dem Lande eine ganze Reihe lebendige Infanten und Infantinnen geschenkt. Was gar Don Manuel anging, so ließ sich sehr gut mit ihm auskommen, wenn man ihn nicht reizte. Er jedenfalls, Francisco, war froh, daß diese Persönlichkeiten ihn ihrer Freundschaft würdigten. Er war überzeugt, daß die Macht den Königen von der Gnade Gottes verliehen sei, und wenn Jovellanos wirklich glaubte, was er daherredete, dann war er kein Spanier und sollte sich nach Frankreich scheren, in das Land der Gottlosen und Meuterer.

Aber Goya zähmte sich und sagte nur: »Sind Sie nicht ein wenig ungerecht gegen den Herzog, Don Gaspar?« – »Ein wenig?« fragte Jovellanos zurück. »Sehr, hoffe ich, sehr. Ich will nicht gerecht sein gegen diesen Lumpen. Daß er gegen mich ungerecht war, das ist unter seinen vielen Übeltaten diejenige, die ich ihm am wenigsten verdenke. Man kann nicht Politik machen mit Gerechtigkeit. Tugend ist nicht identisch mit Gerechtigkeit. Tugend verlangt, daß man zuweilen ungerecht sei.«

Immer noch sanft, ja das Ironisch-Zwiespältige seiner Situation ganz auskostend, meinte Francisco: »Aber am Ende ist Don Manuel doch bemüht gutzumachen, was er Ihnen angetan hat. Warum sonst hätte er Sie zurückgerufen?« Jovellanos, mit zornigem Blick auf das halbfertige Porträt, antwortete: »Es raubt mir den Schlaf meiner Nächte, daß ich diesem Menschen zu Dank verpflichtet sein soll.«

Mit einem jener plötzlichen Umschwünge indes, welche viele für immer vergessen machten, was an ihm Hartes, Kantiges, Abstoßendes war, fuhr er fort: »Aber sprechen

wir nicht davon, sprechen wir von Kunst, von Ihrer Kunst. Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, Don Francisco, und wenn ich an Ihre Kunst denke, bin ich es gerne. Man erzählt mir, Sie gehören jetzt zu den größten Porträtmalern des Landes.« Das Gesicht Don Gaspars, wenn er dergleichen sprach, war strahlend, hinreißend liebenswürdig, und Goya freute sich von Herzen seiner Worte.

Nicht lange. Denn sogleich wurde Don Gaspar wieder unerträglich und kommentierte: »Einiges von Ihnen, sagt man mir, reiche geradezu an Bayeu und Maella heran.« Selbst Agustín zuckte zusammen.

Jovellanos ging im Atelier herum und beschaute Goyas Bilder und Studien, ernsthaft, gewissenhaft, lange, schweigend. »Ich schulde Ihnen Dank, Don Francisco«, sagte er schließlich, »gerade deshalb schulde ich Ihnen Offenheit. Sie können viel, vielleicht wirklich soviel wie Bayeu und Maella, vielleicht sogar mehr. Aber Sie experimentieren zuviel mit den großen, überkommenen Wahrheiten. Sie spielen mit der Farbe, Sie lösen die Linie auf. Damit verderben Sie Ihr Talent. Nehmen Sie sich Jacques-Louis David zum Vorbild. Wir könnten hier in Madrid einen solchen Maler brauchen. Ein Jacques-Louis David würde angefeuert werden vom Zorn über den Hof und über seine Verrottung. Er würde keine eleganten Damen malen, sondern den gewitternden Zeus.« Alter Narr, dachte Francisco, und sprichwörtlich: »Flöten geht des Menschen Witz, / nimmt der Zorn von ihm Besitz.« Laut und seinen Hohn nicht verbergend, antwortete er: »Soll ich ein Porträt von Ihnen malen, Don Gaspar?«

Einen Augenblick schien es, als werde Jovellanos furchtbar ausbrechen. Aber er hielt sich zurück und antwortete nur, beinahe liebenswürdig: »Es ist schade, daß Sie meine Einwände nicht ernst nehmen, Don Francisco; denn ich nehme Sie ernst. Nächst der Politik steht nichts meinem Herzen näher als die Kunst. Künstlerische Begabung, mit politischer Leidenschaft vereint, könnte das Höchste erzielen, was der Mensch zu erreichen vermag. Ein Jacques-Louis David wäre diesem Lande von nicht geringerem Nutzen als ein Mirabeau.«

Zuerst, nachdem Jovellanos gegangen war, zuckte Francisco die Achseln; dann aber stieg Unmut in ihm hoch. Da mußte er sich stumm den schulmeisterlichen Unsinn dieses Tugendboldes anhören. »Man hätte ihn sitzenlassen sollen in seinen wohlverdienten Bergen«, stürmte er los, und er wandte sich an Agustín. »Du bist schuld daran. Du hast mich angeschaut mit deinen dummen, fanatischen, vorwurfsvollen Augen, und da war ich Narr genug, ja zu sagen. Und jetzt muß ich auf wer weiß wie lange diesen ledernen Pedanten um mich haben. Die Palette trocknet einem ein, wenn er darauf schaut.«

Dieses Mal schwieg Agustín nicht. »Reden Sie nicht so daher«, erwiderte er, mürrisch und herausfordernd. »Natürlich ist es schief, was Don Gaspar über Sie und David sagt. Aber daß er die Kunst politisch machen will, jetzt, heute, in Spanien, damit hat er recht. Und das sollten Sie sich aufschreiben.« Er erwartete, Goya werde schreien. Der tat es nicht. Die Stimme gemäßigt, doch voll giftigsten Hohnes, antwortete er: »Und das predigt mir einer, der, wenn er eine gute Stunde hat, einen Pferdearsch zustande bringt. Haben deine Pferdeärsche Politik? Der David Spaniens. Was für ein hanebüchener Blödsinn. Der David Spaniens, der kannst du werden, Don Agustín Esteve. Dazu reicht dein Talent.«

Agustín indes, den hageren, großen Schädel vorgestoßen, sagte finster und hartnäckig: »Ich sag Ihnen was, Don Francisco, ich sag dir was, Francho, ich sag dir was, Herr Hofmaler und Mitglied der Akademie. Er hat tausendmal recht, Don Gaspar, und wenn du dich noch so sehr krümmst und noch soviel Gift von dir gibst. Deine Bilder sind Schinken, Don Francisco Goya, bei all deiner Begabung, und in meinen Pferdeärschen ist mehr Sinn und Politik als in dem geilen Gefrieß deiner großen Damen. Und solange du so feig neutral bleibst und solange du keine Meinung hast und keine zeigst, solange bleibt deine ganze Malerei Dreck und Gelump.« Er wies auf das Bild Don Manuels. »Traust du dir hinzuschauen? Eine Schande, es ist eine Schande. Qué vergüenza. Da schmierst du herum seit einer Woche, und es wird nichts, und du weißt es. Da machst du in wunderbaren Farben eine wunderbare Uniform und wunderbare Orden, und das Gesicht ist leer, und das Ganze ist leer. Geschissen, nicht gemalt. Und warum? Weil du

deinem Don Manuel schöntun willst. Dein Manuel, der ist nämlich aus dem gleichen Holz wie du, hochmütig und eitel und kläglich besorgt um sein bißchen Reputation. Darum traust du dir nicht, ihn zu malen, wie er ist. Angst hast du vor der Wahrheit, vor seiner Wahrheit und vor deiner Wahrheit. Ein Schisser bist du.«

Jetzt aber war es genug. Den runden, bäuerlichen, löwenhaften Kopf vorgestoßen, ging Goya auf ihn los; die kräftigen Hände geballt, stand er vor ihm, ganz nahe. »Halt's Maul, du trauriger Hanswurst!« befahl er gefährlich leise.

»Ich denke nicht daran«, antwortete Agustín. »Da kleckst und schmierst du deine zehn Stunden am Tag und bist stolz auf deinen Fleiß und deine vielen hundert Bilder. Ich sage dir, du bist faul, leichtsinnig, lasterhaft, schlampig. Du weichst aus, du bist feig, du verdienst deine Begabung nicht. Da hast du diese Doña Lucía gemacht und dein neues Licht gefunden und deine neue Luft. Und was fängst du damit an? Statt dich zu konzentrieren, statt dich mit dem Neuen herumzuschlagen, bis du es für immer hast, verläßt du dich auf deine Hand und schmierst drauflos, brutal, mit dem alten Schlendrian.«

»Wirst du jetzt das Maul halten, du Hund!« sagte Goya so bedrohlich, daß ein jeder zurückgewichen wäre. Nicht so Agustín. Er sah Goya schwer atmen, er wußte, daß der Freundfeind in seiner Wut sogleich in Taubheit fallen werde, und er hob die Stimme. »Dein Manuel«, schrie er, »wird vielleicht zufrieden sein mit deinem Dreck. Aber es ist Dreck, effektvoller Dreck und also doppelter Dreck. Und du weißt es. Und warum versagst du so jämmerlich? Weil du stinkend faul bist. Weil du dich nicht konzentrieren willst. Weil du zu geil bist, um dich zu konzentrieren. Eine Schande. Qué vergüenza. Weil du auf eine Frau wartest, die dir nicht gleich ja sagt und die es wahrscheinlich nicht wert ist, daß du wartest.«

Das letzte, was Goya gehört hatte, war: »Qué vergüenza.« Dann hatte ihn eine dunkelrote Wolke von Wut eingehüllt und war ihm in die Ohren geschlagen und ins Hirn, daß er nicht mehr hörte. »Hinaus!« brüllte er. »Geh zu deinem Jovellanos. Mal ihn. Mal

ihn, wie dein David den Marat gemalt hat, im Bad, totgeschlagen! Hinaus, sag ich! Hinaus! Und für immer!«

Was Agustín erwiderte, hörte Francisco nicht, er sah ihn nur die Lippen bewegen. Er wollte sich auf ihn stürzen. Aber da ging Agustín wirklich. Eilig, ungelenk, stakigen Schrittes ging er hinaus.

Töricht stand Francisco Goya
Und allein mit dem halbfert'gen
Manuel. »Qué vergüenza«, sprach er
Vor sich hin und noch und nochmals:
»Qué vergüenza, qué vergüenza.«
Lief dann fort, geschäftig, lief dem
Andern nach, laut rufend, schreiend;
Denn er konnte seiner Stimme
Schall nicht schätzen, ihm versagte
Noch das Ohr. »So bleib doch«, rief er,
»Bleib, du Esel, laß mich doch zu
Ende reden. Ja, so bist du.
Die gemeinsten Dinge sagst du
Mir, und wenn ich was erwidre,
Dann bist du gekränkt wie eine
Ältliche Infantin-Tante.«

11

Francisco Goya hatte von den hundertneunzehn Granden Spaniens beinahe die Hälfte porträtiert. Er kannte ihre Schwächen, ihre kleinen Menschlichkeiten, er bewegte sich unter ihnen wie unter seinesgleichen. Trotzdem war er jetzt, auf der Fahrt nach Moncloa

zu der Herzogin von Alba, voll einer Scheu, wie er sie ähnlich nur verspürt hatte, als er, ein kleiner Junge, zum ersten Mal vor dem Grafen von Fuendetodos erscheinen sollte, dem allmächtigen Pachtherrn seines Vaters.

Er machte sich über sich selber lustig. Was fürchtete er denn, und was hoffte er? Er fuhr zu einer Frau, die ihm deutliche Avancen gemacht hatte; das konnte keine Lüge gewesen sein. Aber warum dann hatte sie so lange geschwiegen?

Sie war sehr beschäftigt gewesen in diesen Wochen, das war richtig. Er hatte viel über sie gehört, die ganze Stadt sprach von dem, was die Alba tat und ließ. Wo immer er war, hatte er erwarten müssen, daß ihr Name falle, und er hatte sich davor gefürchtet und sich danach gesehnt.

Er wußte, dieser Name tat die gleiche Wirkung in den Kneipen der Majos und Majas wie in den Salons der Granden. Man schimpfte lästerlich, erzählte die wüstesten Dinge von ihr und war gleichzeitig entzückt, daß die Urenkelin des blutigsten Mannes in Spanien, des Marschalls Alba, so strahlend schön war, so kindlich, so hochmütig, so launisch verspielt. Einmal ließ sie sich mit Straßenjungen in Gespräche ein über den nächsten Stierkampf, dann wieder übersah sie hochmütig alle Grüße. Einmal zeigte sie herausfordernd ihre Neigung für französisches Wesen, dann wieder gab sie sich höchst spanisch wie eine richtige Maja. Und immerzu suchte sie Zwist mit der Königin, der Italienerin, der Fremden.

Alles in allem lebte Cayetana de Alba nicht weniger stolz und extravagant als die Königin, sie hatte ebenso kostspielige Launen, und viel tugendhafter war sie auch kaum. Aber wenn der Toreador Costillares der Königin seinen Stier widmete, dann blieb es still, und widmete er ihn der Alba, dann jubelte die ganze Arena.

Es war eine Dreistigkeit, daß sie sich jetzt, während sich das Land wegen des Krieges die höchsten Entbehrungen auferlegte, das neue Schloß bauen ließ. War nicht die Verschwendung, mit welcher Marie-Antoinette ihr Trianon gebaut hatte, einer der Gründe gewesen, welche sie unter die Guillotine gebracht hatten? Doch lächelnd und vermessen, in ihrem unbändigen Albaschen Stolz, setzte Doña Cayetana die Spielereien

Marie-Antoinettes da fort, wo jene sie hatte beenden müssen. Und nicht viele, auch Francisco nicht, hätten sagen können, ob sie sie darum bewunderten oder haßten. Immer ging es den Leuten von Madrid so mit der Alba. Sie ärgerten sich über sie. Machten sich lustig über sie. Liebten sie.

Das Palais war klein; nur die nächsten Freunde Cayetanas waren geladen und die erhöhtesten unter den Granden. Daß sie ihn dazu zählte, machte Francisco stolz und froh. Aber sie war unberechenbar wie das Wetter des nächsten Jahres; vielleicht begriff sie schon nicht mehr, daß sie ihn eingeladen hatte. Wie wird sie ihn empfangen? Wird sie seinen Fächer tragen? Was wird sie ihm durch den Fächer zu verstehen geben? Und wird sie ihn Goya nennen oder Don Francisco oder einfach Francisco?

Der Wagen hatte das Gittertor von Buenavista erreicht und fuhr die Rampe hinauf. Reserviert, in dem Estilo desornamentado des Herrera, alles Nicht-Zugehörige ausschließend, unendlich hochmütig hob sich die Fassade. Das Flügeltor öffnete sich, in edler Schwingung stieg die Innentreppe hinan, und von oben, von der Mündung der Treppe, schaute groß, stolz über die Besucher hinweg, das Porträt eines frühen Ahnen der Herzogin. Goya konnte nicht verhindern, daß ihn Beklemmung erfaßte vor dem Namen Alba, dem ersten Namen in Spanien, älter, berühmter, erhabener als der der Bourbonen. So erstieg er, die Tracht höfisch, das Innere bäurisch, die große Treppe, vom Haushofmeister geleitet, zwischen zwei Reihen von Dienern. Ihm voraus, leise und wichtig, geflüstert von einem Munde zum andern, flog sein Name: »Señor de Goya, Maler des Königs«, bis oben der Türsteher laut meldete: »Señor de Goya, Maler des Königs.«

Dieser die Treppe ersteigende Señor de Goya nahm in all seiner Scheu und Würde überrascht wahr, daß das Innere des kleinen Schlosses in dreistem, spöttischem Gegensatz stand zu seiner klassisch strengen Bauart. Hier war alles heiterster Luxus von der Art, wie ihn der französische Hof vor einem Menschenalter geschaffen hatte, der Hof des Fünfzehnten Louis und der Dubarry. Wollte die Besitzerin dieses Palais zeigen,

daß sie beides war, die Trägerin des stolzesten und finstersten Namens in Spanien und eine Anhängerin der galanten Lebensweisheit der gestürzten französischen Aristokratie?

An die Wände ihres Palais aber hatte die Alba sehr andere Gemälde gehängt als diejenigen, welche ähnliche Schlösser französischer Adeliger schmückten: keine Bilder des Boucher oder des Watteau und nichts, was Goyas oder seines Schwagers Bayeu Gobelins entsprochen hätte. Vielmehr hingen da nur Gemälde der alten, großen, spanischen Meister, ein dunkles, grausames Granden-Porträt von der Hand des Velázquez, ein finsterer Heiliger des Ribera, ein fanatisch düsterer Mönch des Zurbarán.

Unter diesen Gemälden saßen die nicht zahlreichen Gäste. Da waren von den zwölf ganz großen Herren, die das Privileg hatten, in Gegenwart des Königs den Hut aufzubehalten, fünf, mit ihren Damen. Da war auch Goyas ewiger Schuldner, Monsieur de Havré, der Botschafter des königlichen Knaben von Frankreich und seines Regenten; repräsentativ, etwas schäbig und herausfordernd saß er da, seine hübsche, dünne, sechzehnjährige Tochter Geneviève neben sich. Aber da war auch der Abate, Don Diego. Und da war ferner ein blonder, stattlicher Herr mit einem starkzügigen, doch ruhigen Gesicht, und noch ehe er ihm vorgestellt war, wußte Goya: das war Doktor Peral, der Verhaßte, der Arzt, der Bartkratzer.

Wer aber zeigte sich da noch, würdig, finster, tugendhaft, eine lebendige Verneinung all des zierlich tändelnden Krimskrams, mit welchem das Palais angefüllt war? Ja, er war es, Don Gaspar Jovellanos, der Opponent der Kirche und des Thrones, der ungern Zurückgerufene, dem der König noch nicht verstattet hatte, ihm zum Dank für die neue Huld die Hand zu küssen. Es war eine Dreistigkeit sondergleichen, daß Doña Cayetana ihn eingeladen hatte, heute, da die Katholischen Majestäten erwartet wurden. Die versammelten Herren und Damen wußten denn auch nicht recht, wie sie sich zu Don Gaspar stellen sollten. Sie begrüßten ihn höflich und kühl und vermieden Gespräche mit ihm. Ihm schien das recht. Es war ein Sieg seiner Sache, daß die Erste Edeldame des Reiches ihn bei einem solchen Anlaß zu sich bat; im übrigen lag ihm nicht daran, sich

mit dem adeligen Gelichter gemein zu machen. Einsam und trotzig saß er auf seinem goldenen Stühlchen, und Goya hatte das Gefühl, das kleine Möbel müßte unter so viel Würde zusammenbrechen.

Der Herzog von Alba und seine Mutter, die Marquesa von Villabranca, begrüßten die Gäste. Der Herzog war lebhafter als sonst. »Sie werden eine kleine Überraschung erleben, mein Lieber«, erzählte er Goya. Der Abate klärte Goya darüber auf, daß die Herzogin den Theatersaal von Buenavista mit Kammermusik einzuweihen gedenke und daß der Herzog selber spielen werde. Goya war nicht sehr interessiert. Er war nervös, er vermißte die Gastgeberin, es war seltsam, daß sie nicht da war, ihre Gäste zu empfangen. Auch dafür hatte der Abate die Erklärung. Man mußte mit der Besichtigung des Hauses wohl oder übel warten, bis die Majestäten eintrafen. Doña Cayetana aber wollte nicht warten, auch nicht auf das Königspaar. So hatte sie einen guten Meldedienst eingerichtet und wird den Saal erst unmittelbar vor den Majestäten, gleichzeitig mit den Majestäten, betreten.

Da war sie. Viele Male hatte sich Francisco befohlen, ruhig zu bleiben bei ihrem Anblick, aber es geschah ihm wie damals, da er sie auf der Estrade erschaut hatte. Alles andere, die Gäste, das goldene Um und Um, die Bilder, die Spiegel, die Kronleuchter, alles versank, und da war sie allein. Sie war von äußerster, herausfordernder Einfachheit. Ihr Kleid war weiß und unverziert, so wie es wohl jetzt die Damen der Republik in Paris tragen mochten: von der schmalen, mit einer breiten Schärpe umspannten Taille fiel es weit mit blassem, goldenem Saum zu Boden. Um das Handgelenk trug sie einen Reif glatten Goldes, sonst war sie ohne Schmuck. Das Haar fiel in dichten Massen schwarz, in ungebärdigen Locken, über die nackten Schultern.

Goya starrte. Ohne Rücksicht auf die andern, die vor ihm das Recht hatten, sie zu begrüßen, wollte er zu ihr vordringen. Aber da, genau wie es geplant gewesen, kam vom Treppenhaus, sich verstärkend, der Ruf: »Ihre Katholischen Majestäten!« Die Anwesenden bildeten Spalier, und Cayetana ging den Kömmlingen entgegen.

Der Haushofmeister, seinen Stock aufstoßend, verkündete ein letztes Mal: »Ihre Katholischen Majestäten und Seine Hoheit der Herzog von Alcudia.« Und da kamen sie. Der König, der Vierte Carlos, stattlich, bauchig, raumfüllend, trug, der sechsundvierzigjährige Herr, einen roten, silbergestickten Frack, darüber ein mächtiges Ordensband und den Orden des Goldenen Vlieses; unterm Arm hatte er den dreieckigen Hut, in der linken Hand einen Stock, und sein rotes, freundlich behäbiges Gesicht mit der großen, fleischigen Nase, dem üppigen Mund und der etwas fliehenden, in eine kleine Glatze auslaufenden Stirn war bemüht, imponierend auszuschauen. Neben ihm, einen halben Schritt hinter ihm, die ganze Flügeltür mit dem weiten Reifrock ausfüllend, juwelenübersät wie die Statue einer Heiligen, den mächtigen Fächer in der Hand, erschien Doña María Luisa von Parma, die Königin; riesig, die hohe Türwölbung beinahe streifend, wippten die Federn ihres Hutes. Hinter ihnen aber wurde Don Manuel sichtbar, auf dem schönen, etwas schweren Antlitz das gewohnte, leicht blasierte Lächeln.

Höfisch knicksend küßte Cayetana die Hand erst des Königs, dann Doña María Luisens. Diese musterte, ihre Verblüffung mühsam verbergend, mit ihren kleinen, scharfen, schwarzen Augen das herausfordernd einfache Kleid, in welchem die hochmütige Alba die Katholischen Majestäten zu empfangen sich erdreistete.

Sie hielten Cercle ab. Da stand, als gehöre er hierher, Gaspar Jovellanos, der Rebell. Der König, der langsam im Geiste war, erkannte ihn nicht sogleich. Dann meinte er, sich räuspernd: »Wir haben uns lange nicht gesehen. Wie geht es denn immer? Sie sehen vorzüglich aus.« Doña María Luisa hingegen konnte für einen Augenblick ihre peinliche Überraschung nicht verhehlen; dann aber sagte sie sich, nachdem man den Mann einmal zurückgerufen habe, sollte man sich wenigstens seiner Finanzkünste bedienen. So ließ sie sich denn den Handkuß des Rebellen gnädig gefallen. »In dieser schweren Zeit, Señor«, sagte sie, »bedarf unser armes Land der Dienste eines jeden, er sei wer immer. So haben wir, der König und ich, beschlossen, auch Ihnen Gelegenheit zu geben, sich zu bewähren.« Sie sprach laut mit ihrer nicht unangenehmen Stimme, so daß alle die

zweideutige Liebenswürdigkeit bewundern konnten, mit der sie sich aus der schwierigen Situation zog. »Ich danke Ihnen, Majestät«, erwiderte Jovellanos, und auch er wandte seine geübte Rednerstimme an, so daß er überall im Saale vernehmlich war. »Ich hoffe nur, daß meine Fähigkeiten während der langen Zeit, die ich zu feiern gezwungen war, keinen Rost angesetzt haben.« Das alles sollst du mir bezahlen, dachte María Luisa, und sie meinte die Alba.

Man besichtigte das Haus. »Sehr hübsch, sehr gemütlich«, lobte Don Carlos. Die Königin aber betrachtete neidisch und mit Kennermiene die kostbaren Details der zierlich heitern Einrichtung. Sie wies auf die Meisterschöpfungen der alten spanischen Maler, die seltsam kalt und großartig auf die liebenswürdige Nichtigkeit ringsum herunterschauten. »Sonderbare Sachen haben Sie sich da an die Wand gehängt, meine Liebe«, meinte sie. »Mich würde frösteln unter diesen Bildern.«

Im Theatersaal ergingen sich selbst die kühlen, verschlossenen Granden in Ausrufen des Entzückens. Prunkvoll und trotzdem diskret schimmerte der blau und goldene Raum im Lichte der zahllosen Kerzen. Logen und Gestühl, gefertigt aus edelstem Material, lockten zärtlich und zeremoniös. Die Pfeiler aber, die den Balkon trugen, liefen aus in altertümliche Wappentiere, andeutend, daß man zu Gaste war bei einer Dame, welche die Titel von sieben Granden Spaniens vereinigte.

Und nun kam die Minute, auf welche sich der Herzog von Alba seit Wochen gefreut hatte. Der Haushofmeister bat die Damen und Herren, sich zu setzen. Auf der Bühne aber erschienen der Herzog, seine Schwägerin Doña María Tomasa und die kleine Geneviève, die Tochter Monsieur de Havrés. Des Herzogs Schwägerin, eine schwarzhaarige, wohlgebaute Dame, wirkte robust neben Geneviève und dem Herzog; aber sie spielte von den drei Instrumenten auf der Bühne das kleinste, die Viola. Geneviève hingegen saß dünn, lieblich, ein wenig dürftig von Körper und von Tracht, vor ihrem großen Violincell. Der Herzog selber spielte ein Instrument, das man jetzt seltener und seltener hörte und sah, ein Baryton, eine Viola di bordone, eine Art

Kniegeige mit vielen Saiten, nicht allzu groß, von aufrührend hart und weichem, tiefem Klang.

Die drei probierten auf ihren Instrumenten, nickten einander zu, dann begannen sie ein Divertimento von Haydn. Doña María Tomasa spielte ihre Viola mit Ruhe und Sicherheit, Geneviève arbeitete an ihrem gewaltigen Cello, großäugig, eifrig und schüchtern. Der Herzog aber, sonst so kühl und abwesend, belebte sich, während er spielte; die Finger, welche die Saiten drückten und rissen, wurden zu Wesen, die für sich selber lebten, die schönen, melancholischen Augen strahlten, der ganze, sonst so beherrschte Körper ließ sich gehen, schwang vor und zurück, während er dem Instrument sein verborgenes Wesen entriß. Gerührt und entzückt schaute die alte Marquesa de Villabranca auf ihren lieben Sohn, und: »Ist er nicht ein Künstler, mein José?« fragte sie Goya, der neben ihr saß. Er aber sah nur mit halbem Aug und hörte nur mit halbem Ohr. Er hatte noch kein Wort mit Cayetana gesprochen, er wußte nicht einmal, ob sie ihn bemerkt hatte.

Den Gästen gefiel die Musik, und das Lob, mit dem sie den lächelnden und erschöpften Herzog von Alba bedachten, war ehrlich. Auch König Carlos vergaß, daß Don José rebellischerweise mehrere Male unter durchsichtigen Vorwänden abgelehnt hatte, als er, der König, ihn aufgefordert, mit ihm in seinem Quartett zu spielen, und er schickte sich an, ihm etwas Gnädiges zu sagen. Füllig und ungeschlacht stand der Monarch vor seinem schmächtigen Ersten Granden. »Sie sind ein richtiger Künstler, Don José«, erklärte er. »Das schickt sich eigentlich nicht für einen Herrn in Ihrer Stellung. Aber, was wahr ist, muß man sagen; gegen Ihr Baryton kann ich nicht aufkommen mit meiner bescheidenen Violine.«

Die Alba erklärte, ihre Bühne gehöre den Dilettanten, und ob sich einer ihrer Gäste betätigen wolle. Die Königin, beiläufig, doch so, daß jeder es hören konnte, fragte: »Wie ist das, Don Manuel? Wollen nicht Sie eine Ihrer Romanzen oder eine Seguidilla Bolera zum besten geben?« Don Manuel zögerte eine winzige Weile. Dann, unterwürfig, erwiderte er, er fürchte, in einem so verfeinerten Milieu und nach einer so kostbaren

Darbietung sei seine arme Kunst fehl am Ort. Nun aber bestand Doña María Luisa. »Zieren Sie sich nicht, Don Manuel«, redete sie ihm zu, und es war nicht mehr die Königin, die bat, es war eine Frau, welche ihren Bekannten die mannigfachen Talente ihres Liebhabers vorführen wollte. Don Manuel aber – vielleicht dachte er an Pepa – war nicht in der Laune, sich vorführen zu lassen. »Bitte, glauben Sie mir, Madame«, erwiderte er, »ich bin nicht bei Stimme, und ich werde nicht singen.«

Das war brüsk. So durfte ein Grande seiner Königin nicht antworten und nicht ein Cortejo seiner Dame, zumindest nicht in Gegenwart anderer. Ein kleines, betretenes Schweigen war. Aber die Herzogin von Alba besaß den Takt, die Niederlage der Königin nur für wenige Sekunden auszukosten. Dann, liebenswürdig, bat sie zur Tafel.

Goya saß am Tische des niederen Adels, mit Jovellanos und dem Abate. Das war anders schwer möglich. Trotzdem war er verdrossen, redete wenig und aß viel. Noch immer nicht hatte er mit der Herzogin gesprochen. Nach Tische –

der Herzog hatte sich sogleich zurückgezogen – hockte Francisco allein in einer Ecke. Er war nicht mehr zornig, eine schlaffe Enttäuschung hatte ihn überkommen.

»Sie vermeiden mich geradezu, Don Francisco«, hörte er eine etwas harte Stimme sagen; doch ihn rührte sie tiefer an, als es die Musik des österreichischen Meisters getan hatte. »Erst lassen Sie sich wochenlang nicht sehen«, fuhr die Herzogin fort, »dann gehen Sie mir einfach aus dem Wege.« Er starrte sie an, wie damals, hemmungslos, sie schaute freundschaftlich, keineswegs wie damals. Sie spielte mit dem Fächer, es war nicht sein Fächer, aber wenigstens sagte der Fächer Angenehmes.

»Setzen Sie sich zu mir«, befahl sie. »Ich habe wenig Zeit gehabt in diesen letzten Wochen«, erzählte sie ihm, »der Bau dieses Landhauses hat mich in Anspruch genommen. Auch in der nächsten Zukunft werde ich nicht viel Zeit haben, ich muß mit dem Hof nach dem Escorial. Aber sowie ich zurück bin, müssen Sie endlich ein Porträt von mir machen, auf Ihre neue Art. Alle Welt schwärmt von Ihren neuen Porträts.« Goya hörte zu, verneigte sich, schwieg.

»Kein Wort haben Sie mir gesagt über mein Haus«, fuhr die Alba fort. »Sie sind nicht höflich. Und was halten Sie von meinem Theaterchen? Natürlich nichts. Ihnen gefällt eine Bühne für derbe, männliche Sachen, für Weiber mit viel Busen und großen Stimmen. Mir gefällt dergleichen auch, zuweilen. Aber auf meiner Bühne möchte ich anderes spielen lassen; es sollte auch sehr frech sein, gewiß, doch gleichzeitig zart, elegant. Was halten Sie zum Beispiel von Calderóns ›Weh dem, der mit der Liebe spaßt‹? Oder fänden Sie ›Das Mädchen des Gómez Arias‹ besser?«

Franciscos Gehör versagte, ihm flirrte vor den Augen. »Das Mädchen des Gómez Arias«, das war die bunte, süße und wilde Komödie von dem Manne, der sich maßlos in ein Mädchen verliebt, sie entführt, sie sogleich satt hat und sie an die Mauren verkauft. Franciscos Herz setzte aus. Die Alba wußte Bescheid um seine Sache mit Don Manuel und der Pepa. Sie verhöhnte ihn. Er stammelte was, erhob sich, verneigte sich ungelenk, ging von ihr weg.

Wütete. Wiederholte sich, was sie gesagt hatte. Überdachte es. Wog es. Gómez war ein Schuft, gewiß, aber ein Schuft von Format, ein Schuft, dem alle Weiber zuflogen. Was ihm die Alba gesagt hatte, bestätigte nur, daß er bei ihr alle Aussichten hatte. Aber er ließ sich nicht so behandeln, er war kein kleiner Junge, mit dem man spielte.

Don Manuel setzte sich zu ihm, redete auf ihn ein, begann ein vertrauliches Gespräch, ein Männergespräch. Verbreitete sich über den Spaß, den er sich mit der Königin geleistet hatte, noch dazu im Hause der Alba. »Ich lasse mir nicht einreden«, erläuterte er, »von niemand. Ich singe, wann *ich* will. Ich singe für Leute, die für mich Verständnis haben, nicht für diese Granden. Ich bin selber einer, aber was ist das für eine Gesellschaft! Wir sind beide leicht entzündlich, Francisco, Sie und ich: aber möchten Sie von den Frauen hier viele im Bett haben? Ich keine fünfe. Diese kleine Geneviève ist ja ganz niedlich, aber ein Kind, und ich bin noch nicht alt genug, daß mir Kinder Spaß machten. Übrigens, ich kann es auch ohne unsere liebenswürdige Wirtin aushalten. Sie ist mir zu kompliziert, zu kapriziös, zu prätentiös. Sie verlangt, daß man sich

Wochen und Monate um sie bewirbt. Das ist nichts für Don Manuel. Ich mag keine langen Ouvertüren, ich hab es gern, wenn der Vorhang gleich aufgeht.«

Goya hörte zu mit dumpfer, bitterer Zustimmung. Don Manuel hatte recht, die Frau war nichts als eine verspielte, hochmütige Puppe. Er hatte genug von ihr, er wird sie ausreißen aus seinem Innern. Solange die Majestäten noch da waren, mußte er wohl bleiben. Aber unmittelbar nach ihrem Abgang wird auch er gehen, und die Alba und ihr Schloß Buenavista, das verrückt war wie sie selber, werden für immer hinter ihm versinken.

Vorläufig gesellte er sich zu einer Gruppe um die beiden Damen, die in dem Trio mitgewirkt hatten. Man sprach über Musik, und Doktor Peral, der Arzt, mit seiner ruhigen, nicht lauten, doch weithin vernehmbaren Stimme ließ sich sachverständig aus über das Baryton, dieses Instrument, das leider mehr und mehr aus der Mode kam, und über Señor José Haydn, den österreichischen Komponisten, der sehr viel für dieses Instrument geschrieben hatte. »Hören Sie, Doktor«, erklang die Stimme Doña Cayetanas, »gibt es eigentlich irgend etwas, worüber Sie nicht Bescheid wissen?«

Die etwas harte Stimme der Alba war leicht spöttisch, doch hörte Goya eine Zärtlichkeit heraus, eine Verbundenheit mit dem Arzt, die ihn rasend machte. Unvermittelt, mit mühsamer Ruhe, erzählte er eine Anekdote, wie sich ein junger Herr seiner Bekanntschaft in allen Salons durch ein einfaches Rezept den Ruhm höchster Gelehrsamkeit verschafft habe. Dieser junge Herr wisse alles in allem drei gelehrte Fakten, aber er verstehe, sie überall anzubringen. Er zitiere einen Satz aus einem Werk des heiligen Hieronymus. Dann erzähle er gelegentlich, daß Virgil seinen Helden Äneas tränenselig und abergläubisch gemacht habe, nur um dem Kaiser Augustus zu schmeicheln, der die gleichen Eigenschaften gehabt habe. Dann spreche er von der besonderen Blutzusammensetzung des Dromedars. Durch kluge Verwertung dieser drei Daten habe sich der bewußte junge Herr den Ruf höchster Gelehrsamkeit erworben.

Ein kleines, erstauntes Schweigen war. Doktor Peral mit seiner gelassenen Stimme fragte halblaut den Abate: »Wer ist der dicke Herr?« Dann, mit einem kleinen,

amüsierten Seufzer, meinte er: »Der Herr Hofmaler hat recht: Menschenwissen ist Stückwerk. In meinem Fach zum Beispiel weiß auch der Gelehrteste nur wenig mit Sicherheit. Es gibt da kaum vier- oder fünfhundert Tatsachen, die über allen Zweifeln feststehen. Was aber ein ernsthafter Mediziner alles nicht weiß und vorläufig auch nicht wissen kann, damit könnte man ganze Bibliotheken füllen.« Der Arzt hatte ohne Prätention gesprochen, mit der freundlichen Überlegenheit des Sachverständigen, der einen groben Ignoranten mühelos abführt.

Die Heftigkeit, mit welcher der Maler ihre Freunde anfiel, amüsierte die Alba. Sie wollte ihm zeigen, welche Macht über Männer sie hatte. Ohne Übergang, liebenswürdig, wandte sie sich an den Herzog von Alcudia. »Ich konnte es verstehen, Don Manuel«, sagte sie, »daß Sie es vorhin, in meinem Theaterchen, ablehnten zu singen. Aber hier ist keine anspruchsvolle Bühne, hier sind wir zwanglos zusammen. Singen Sie uns jetzt ein Lied, Don Manuel, machen Sie uns die Freude. Wir alle haben so viel von Ihrer Stimme gehört.« Don Carlos, während die andern gespannt und leicht geniert auf Don Manuel schauten, meinte: »Eine ausgezeichnete Idee. Jetzt wird's gemütlich.« Don Manuel zögerte einen Augenblick lang: es war unklug, die Königin weiter zu reizen. Aber stellte er sich nicht, wenn er zurückwich, vor allen diesen Damen und Herren bloß? Er war kein Pantoffelheld. Er lächelte gnädig und geschmeichelt, verneigte sich vor der Alba, stellte sich in Positur. Räusperte sich. Sang.

Doña María Luisens kleine, schwarze Augen schauten böse, doch ertrug sie diese zweite Demütigung im Hause ihrer Rivalin mit Würde. Sie saß da in ihrem weiten, juwelenübersäten Rock, in guter Haltung, das scharfe Kinn hoch, den riesigen Fächer langsam bewegend. Ihre Lippen lächelten freundlich.

Goya, der María Luisa oft gemalt hatte, kannte sie genau, jedes Fältlein ihres von Lebensgier, Genuß und unbefriedigtem Verlangen zerstörten Gesichtes. Schön war sie nie gewesen, aber es hatte, solange sie jung war, so viel wildes, wüstes Leben von ihr ausgestrahlt, daß sie Männer wohl hatte anziehen können. Auch war sie wohlgebaut; jetzt freilich war durch viele Geburten ihr Leib schlotterig geworden, und

übriggeblieben waren nur schöne Arme. Mit bitterem Amüsement und kleiner Rührung sah Goya, wie kläglich in all ihrem Stolz die mit jedem Prunk geschmückte Königin dasaß vor der blühenden Alba und ihrer kostbaren Einfachheit. Die alternde María Luisa hatte den schärferen Verstand und unbegrenzte Macht, aber die andere war herzbeklemmend schön. Böse waren sie beide, hexenhaft, und es war die Frage, welche der beiden Hexen die gefährlichere war, die schöne oder die häßliche. Wie überflüssig, wie dumm und grausam war es gewesen, daß die Alba ihre Rivalin ein zweites Mal gedemütigt hatte. Es war nicht gut für ihn, diese Frau länger anzuschauen. Finster entschlossen, zum zehnten Male, befahl er sich, zu gehen, sowie der König gehen werde.

Aber er wußte: er wird bleiben. Er wußte, diese schöne, böse Frau war die äußerste Versuchung und die tiefste Gefahr seines Lebens, ein Einmaliges, wie es ihm nie mehr begegnen wird, die Quelle hoher Lust und hohen Leids. Er aber schrieb sich Francisco Goya, und er wird diesem Einmaligen nicht aus dem Wege gehen.

Don Manuel sang dieses Mal nur drei Lieder. Kaum war er mit dem dritten zu Ende, so sagte die Königin: »Sie wollten morgen mit dem frühesten zur Jagd, Carlos. Ich denke, wir sollten aufbrechen.«

Aber der König knöpfte seine prunkvolle Weste auf, darunter wurde eine andere, einfache, sichtbar mit mehreren Uhrketten. Er zog zwei Uhren heraus, beschaute sie, behorchte sie, verglich sie; er liebte Uhren und Genauigkeit. »Es ist erst zehn Uhr zwölf«, konstatierte er. Er steckte die Uhren wieder fort, knöpfte sich zu, saß da, seinen Stuhl ausfüllend, lässig, massiv, verdauend, behaglich. »Eine kleine halbe Stunde«, meinte er, »können wir noch bleiben. Es ist ein so gemütlicher Abend.«

Des Königs Äußerung war Don Diego, dem Abate, ein willkommenes Stichwort. Von ganzem Herzen ein Gegner des Krieges, wußte er, daß Don Manuel und die Königin Frieden machen wollten, bisher aber vorsichtig davor zurückscheuten, solche Stimmungen laut werden zu lassen. Jetzt rechnete der kluge Abate damit, die temperamentvolle Doña María Luisa, gereizt durch ihre Niederlage als Frau, werde froh sein um eine Gelegenheit, Staatsmannschaft zu zeigen und zu glänzen auf einem

Gebiet, auf welches ihr die Rivalin nicht folgen konnte. Er ergriff die Gelegenheit und sprach: »Eure Majestät haben geruht, die heitere Stimmung zu rühmen, die über dem heutigen Tage liegt, die ›Gemütlichkeit‹, wie Eure Majestät sich auszudrücken beliebten. Sie werden, Sire, überall, wo heute Spanier zusammenkommen, mögen sie hohen Standes sein oder niedrigen, ein solches Aufatmen wahrnehmen; denn alle spüren, daß dank der Weisheit Ihrer Regierung dieser harte Krieg seinem Ende entgegengeht.«

Don Carlos schaute verwundert auf den schweren, ungeschlachten Herrn, der seine schwarze, geistliche Gewandung so elegant trug. Was war das für ein sonderbarer Vogel, ein Höfling oder ein Priester? Und schon gar nicht wußte der König, was er aus den seltsamen Sätzen machen sollte, die aus seinem Munde kamen. Wohl aber schnappte, genau wie es der Abate beabsichtigt hatte, Doña María Luisa nach dem Köder und nutzte die Gelegenheit, wenn nicht als Frau, so doch als Königin zu glänzen. Sie zeigte sich als die gütige Landesmutter, die einen gemäßigten Frieden der ehrenvollen, aber an Blut und Gold überaus kostspieligen Fortsetzung des Krieges vorzieht. »Was Sie da sagen, Herr Abate«, erklärte sie mit ihrer klangvollen Stimme, »erfüllt uns mit Genugtuung. Wir haben, der König und ich, länger und feuriger als alle andern das heilige Prinzip der Monarchie gegen die aufrührerischen Franzosen verteidigt. Wir haben unsere Alliierten angefleht und bedroht, um sie festzuhalten bei ihrer Pflicht, Frankreich unter die Herrschaft seines gottgewollten Herrn zurückzugewinnen. Aber leider sind die uns verbündeten Fürsten und Völker nicht so opferwillig wie wir und unsere Spanier. Sie sind bereit, die Französische Republik anzuerkennen, ob mit oder ohne uns. Halten wir aber allein aus, dann müssen wir gewärtigen, daß eine gewisse andere gierige Nation, neidisch auf unsere Seemacht, über uns herfällt, während wir an unsern Landesgrenzen verwickelt sind in einen Kampf auf Leben und Tod. Wir sind also, der König und ich, zu dem Schluß gekommen, daß wir unserer und unserer Nation Ehre genuggetan haben und daß wir vor Gott und der

Welt berechtigt sind, unsern Völkern den Frieden zurückzugeben. Es wird ein Frieden in Ehren sein.«

So sprach María Luisa von Parma und Bourbon. Sie war nicht aufgestanden, sie thronte mit ihrem weiten Rock, ihren Juwelen und Federn, gleich einem Götzenbild. Sie hatte den Porträts ihrer Ahnen die königliche Haltung abgeschaut, sie hatte eine gute, geübte Stimme, und der leise, italienische Akzent, mit dem sie sprach, erhöhte den feierlichen Abstand zwischen ihr und ihren Hörern.

Verzweiflung überkam bei ihren Worten den armen Monsieur de Havré, Botschafter des königlichen Knaben von Frankreich und seines Regenten. Er hatte sich gefreut auf diesen Abend. Es war ihm eine Genugtuung gewesen, daß die Herzogin von Alba ihn eingeladen hatte und daß sein armes, schönes und so begabtes Kind in dem Divertimento hatte mitspielen dürfen. Allein das kurze Erscheinen Genevièves auf der Bühne war das einzige Licht gewesen in der Schwärze dieses Abends. Erst hatte er das Gesicht des schlauen Abate wahrnehmen müssen, dieser dicken Schlange, die ihr Gift gegen seinen königlichen Herrn verspritzte, dann gar noch das verhaßte Antlitz des Jovellanos, des Erzrebellen, dessen Kopf nicht die Herzogin von Alba, sondern der Henker den Katholischen Majestäten präsentieren sollte. Ganz zu schweigen von dem Anblick des frechen Malers, der ihn pöbelhafterweise wieder und wieder um Geld anging, statt der Ehre froh zu sein, den Botschafter der kleinen, rührenden Majestät von Frankreich auf der Leinwand festzuhalten. Und jetzt hatte der furchtbarste Schlag ihn getroffen. Mit eigenen Ohren hatte er hören müssen, wie die Königin dieses Landes in Gegenwart ihrer Granden in nackten, schamlosen Worten das Prinzip der Monarchie verriet, dessen erste Vertreterin sie war. Und er mußte dasitzen, gelassen, in Haltung, er durfte nicht den Kopf über die Arme werfen und losheulen. Oh, wäre er in dem meuterischen Paris geblieben und mit seinem König unter der Schärfe der Guillotine gestorben!

So größer war die Freude des Abate und des Jovellanos. Der Abate war stolz darauf, mit seelenkennerischem Geschick den rechten Augenblick wahrgenommen zu haben. Im

Grunde war er der einzige Staatsmann auf dieser Seite der Pyrenäen. Es beeinträchtigte sein Siegesgefühl nur wenig, daß vermutlich die Geschichte sein Verdienst um den Fortschritt niemals verzeichnen wird. Jovellanos seinesteils wußte natürlich, daß es nicht die Rücksicht auf die Wohlfahrt des Landes war, welche diese María Luisa, diese Messalina, die gekrönte Hure bewog, ihre Friedensabsicht zu verkünden, sondern nur die Sorge, daß sie und ihr Beischläfer bei den steigenden Kriegskosten nicht genug Gold haben würden, ihrer maßlosen Verschwendungssucht zu frönen. Aber welches immer die Gründe sein mochten, sie hatte, allen vernehmlich, ihre Bereitschaft erklärt, den Krieg zu beenden. Friede wird kommen und die Zeit, da ein Mann, erfüllt von Eifer für das Gute, wohltätige Reformen für sein Volk wird durchsetzen können.

Den meisten der Gäste kam die Ankündigung Doña María Luisens nicht ganz unerwartet, aber doch als Überraschung. Sie fanden den Entschluß der Krone nicht rühmlich, aber vernünftig. Sie waren es zufrieden, wenn der Krieg beendet wurde; seine Fortführung bedeutete für jeden einzelnen wirtschaftliche Einschränkungen. Auch mußte man der Königin zugestehen, daß sie ihre wenig glorreiche Entscheidung klug und würdig einkleidete.

Doña María Luisa gefiel also ihren Granden. Doch nicht gefiel sie Doña Cayetana de Alba. Sie wollte es nicht leiden, daß diese Frau, ihre Rivalin, ein großes, stolzes letztes Wort haben sollte, noch dazu in ihrem neuen Hause. Sie antwortete, sie widersprach. »Sicherlich«, sagte sie, »werden sehr viele Spanier die Weisheit des königlichen Entschlusses bewundern. Aber ich persönlich und mit mir vermutlich mancher andere Spanier wird gleichzeitig tief betrübt sein, daß man an Friedensschluß denkt, während noch feindliche Truppen auf unserm Boden stehen. Ich erinnere mich, wie die Ärmsten ihr Letztes beisteuerten für die Rüstung; ich erinnere mich, wie das Volk in den Krieg zog, singend, tanzend, stampfend, begeistert. Ich bin sicherlich eine sehr törichte junge Frau, aber ich kann mir nicht helfen, mir kommt nach all dem Enthusiasmus dieses Ende ein wenig, wie nenn ich es, ein wenig nüchtern vor.«

Sie war aufgestanden. Weiß und schmal, in hoher Simplizität, stand sie vor dem weitausladenden Prunk der Königin.

Dem armen französischen Botschafter, Monsieur de Havré, ging das Herz auf. Noch erklangen in Spanien Stimmen für das Edle und Heilige, noch gab es in diesem Lande Menschen, die das Königtum verteidigten gegen Aufruhr und Gottlosigkeit. Mit Rührung schaute er auf diese iberische Jungfrau von Orléans und streichelte zärtlich die Hand seiner Geneviève.

Auch die andern entzogen sich nicht der Wirkung Cayetanas. Natürlich hatte die Königin recht, und was die Alba von sich gab, war Romantik, hellichter, heldischer Unsinn. Aber wie war sie schön, und wie war sie kühn! Gab es einen zweiten in Spanien, Mann oder Frau, der es gewagt hätte, vor der Katholischen Königin den Mund aufzutun, wie sie es getan hatte? Die Herzen der ganzen Versammlung gehörten der Alba.

Niemand sprach, als sie zu Ende war. Nur Don Carlos schüttelte den großen Kopf und sagte begütigend: »Na, na, na. Aber meine Liebe.«

Schmerzhaft deutlich spürte Doña María Luisa, wie sich ihr auch dieser Sieg in eine Niederlage kehrte. Sie hätte die freche Widersacherin züchtigen können, sie hatte die Gewalt, aber sie durfte sich nicht gehenlassen, die Worte der andern durften sie nicht getroffen haben, sie durfte nicht heftig werden. »Ihr neues Haus, meine liebe junge Freundin«, sagte sie gelassen, »hat zwar eine Fassade besten alten spanischen Stiles: aber innen haben Sie es eingerichtet, wie die neue Zeit es will. Vielleicht sollten Sie es auch für Ihre Person so halten.« Schwerlich konnte man eine bessere Erwiderung finden, die Königin hatte ihre Erste Edeldame auf würdige Art zurechtgewiesen. Aber Doña María Luisa war sich klar, es nützte nichts, sie selber blieb für alle die häßliche Alte, und die andere wird recht haben, wenn sie noch so unrecht hatte.

Das wußte offenbar auch die Alba. Sie knickste vor der Königin und sagte mit dreister Demut: »Ich bedaure tief, das Mißfallen Euer Majestät erregt zu haben. Ich bin jung verwaist und nachlässig erzogen. So kommt es, daß ich zuweilen unwillentlich

verstoße gegen das strenge und weise Zeremoniell des spanischen Hofes.« Sie schaute aber, während sie so sprach, mit kleinem, schrägem Blick hinauf zu dem Porträt ihres Ahnen, des blutigen Herzogs von Alba, des Feldmarschalls, der, als ihm der König Rechnungslage abverlangte, die Aufstellung geschickt hatte: »Für die Krone Spaniens erobert: 4 Königreiche, erfochten: 9 entscheidende Siege, erfolgreich durchgeführt: 217 Belagerungen, gedient: 60 Jahre.«

Geteilten Herzens hatte Goya das Streitgespräch der beiden großen Damen mit angehört. Er glaubte an die göttliche Herkunft des Königtums, die Gehorsamspflicht des Untertanen war ihm heilig wie die Verehrung der Jungfrau, und die Worte der Alba schienen ihm frevelhaft vermessen; er hatte sich innerlich bekreuzt, als er sie hörte, soviel Hochmut mußte Unheil herabrufen auf das Haupt der Sprecherin. Trotzdem preßte sich ihm das Herz beinahe schmerzhaft zusammen vor Entzücken über den Stolz und die Schönheit der Alba.

Die Majestäten entfernten sich bald, pompös, nicht sehr gnädig. Goya blieb. Auch die meisten andern blieben.

Und jetzt hielt es Don Gaspar Jovellanos für geboten, die Herzogin zu belehren. Er hatte es sogleich nach ihrer Rede tun wollen: allein die stolze und schöne Dame war ihm in ihrer glühenden Vaterlandsliebe sowohl wie in ihrer Torheit als Allegorie seiner Heimat erschienen, und er hatte es nicht übers Herz gebracht, ihr seine Meinung in Gegenwart der Rivalin zu sagen. Nun aber tat er bedeutend den Mund auf. »Señora«, sagte er, »Doña Cayetana, ich begreife Ihren Schmerz über die Nachricht, daß der Krieg beendet werden soll, ohne gewonnen zu sein. Glauben Sie mir, mein Herz schlägt nicht weniger spanisch als das Ihre. Doch mein Hirn denkt nach den Regeln der Logik. Für dieses Mal haben die Berater der Krone recht. Es könnte nur Schaden bringen, den Krieg weiterzuführen, und es gibt kein furchtbareres Verbrechen als einen unnötigen Krieg. Es fällt mir schwer, eine Dame zu bitten, sich die Schrecknisse des Krieges vorzustellen. Aber lassen Sie mich einige Sätze zitieren aus einem Schriftsteller, dem größten dieses Jahrhunderts.« Und er zitierte: »›Candide kroch über einen Haufen von

Sterbenden und Toten und erreichte ein Dorf, das in Schutt und Asche fiel: die Feinde brannten es nach allen Regeln des Völkerrechts nieder. Männer, unter Hieben gekrümmt, schauten mit an, wie ihre Frauen erdrosselt starben, ihre Kinder an die blutenden Brüste pressend. Mädchen, mit aufgeschlitzten Bäuchen, verendeten, nachdem sie die natürlichen Bedürfnisse einiger Helden befriedigt hatten; andere, halb verbrannt, flehten um den Gnadenstoß. Die Erde war voll von verspritztem Gehirn und abgehackten Armen und Beinen.‹ Entschuldigen Sie, meine Damen und Herren, die unbehagliche Schilderung. Doch kann ich Ihnen aus eigener Erfahrung sagen: der Mann hat recht. Und ich darf Ihnen weiter sagen, Dinge, wie er sie schildert, geschehen jetzt, eben jetzt, in dieser Nacht, in unsern nördlichen Provinzen.«

Es war taktlos, aber es entbehrte nicht der Pikanterie, daß Señor de Jovellanos ohne Furcht vor der Inquisition den verbotensten Schriftsteller der Welt zitierte, Monsieur de Voltaire, und das im Palais der Herzogin von Alba. Es war ein angeregter Abend, und man blieb länger zusammen.

Goya indes empfand die Worte des Jovellanos als eine Warnung vor der Alba. Was diese Frau tat, was sie sprach, war unheilvoll. Er wollte nichts mehr mit ihr zu tun haben. Er schickte sich an zu gehen, endgültig.

Da wandte sich Cayetana an ihn. Leicht mit der Hand rührte sie ihm den Ärmel, die andere spielte mit dem Fächer, einladend.

Und sie sagte: »Hören Sie, ich
Hab was falsch gemacht. Ich bat Sie,
Mich zu malen, wenn ich aus dem
Escorial zurück sein würde.«
Staunend schaute er, verwirrt, sie
An, gefaßt auf eine neue
Teufelei. Doch sie, vertraulich,
Dringlich, nah an ihm, sprach weiter:
»Das war falsch, das war ein Irrtum;

Ich bereu ihn, und ich bitte
Sie, mir zu verzeihn. Ich kann so
Lang nicht warten, Don Francisco.
Hören Sie, entweder schaff ich
Eine Einladung für Sie zu
Hofe, oder ich komm selber
Bald hierher zurück. Sie müssen,
Und sogleich, mich malen, hören
Sie, Francisco, und wir müssen
Was zustande bringen, daß die
Freunde stehen offnen Mundes.«

12

Wenn Goya, wie an den meisten Tagen, die Hauptmahlzeit im Kreise der Seinen einnahm, dann war er von Kopf bis zu Fuß Familienvater und freute sich seiner Frau Josefa, seiner Kinder, des Essens und des Trinkens und des Tischgespräches. Heute indes verlief die Mahlzeit trübselig, und die Tafelrunde, Goya, Josefa, die drei Kinder und der dürre Agustín, blieb einsilbig. Meldung war gekommen, Francisco Bayeu, Josefas Bruder, seit langem leidend, habe höchstens noch zwei oder drei Tage zu leben.

Goya beschaute seine Frau von der Seite. Sie saß aufrecht, wie stets, das lange Gesicht zeigte nichts von ihren Empfindungen. Die hellen, lebendigen Augen schauten geradeaus, der schmallippige Mund unter der großen Nase war streng geschlossen, ein wenig saugte sie an der Oberlippe, und das Kinn war vielleicht noch spitzer als sonst. Das goldenrote Haar hatte sie in schweren Zöpfen über der hohen Stirn geknotet, gleich einer altertümlichen Priestermütze lief es schräg nach rückwärts. In Saragossa, als ihre Ehe noch jung gewesen war, hatte er sie einmal als Heilige Jungfrau gemalt, in Anmut strahlend, mit zweien ihrer Kinder als den Jesusknaben und den kleinen Johannes.

Seither hatte er zwanzig Jahre mit ihr gelebt, durch Hoffnungen und Enttäuschungen, durch schlechte Zeiten und durch gute, und sie hatte ihm Kinder geboren, lebendige und tote. Aber wie er sie damals gesehen hatte, so, manchmal, sah er sie noch jetzt; trotz der vielen Schwangerschaften war um die Dreiundvierzigjährige ein mädchenhaft Zartes, Kindliches, eine strenge Lieblichkeit.

Er wußte genau, was heute in Josefa vorging, und spürte Mitleid. Sie verlor viel mit ihrem Bruder. Wenn sie sich in ihn, Goya, verliebt hatte, dann nur in den Mann, in seine Kraft, seinen Trotz, die Fülle seines Wesens: von dem *Maler* Goya aber hatte sie nie viel gehalten. Um so tiefer glaubte sie an das Genie ihres Bruders; er, Francisco Bayeu, Erster Maler des Königs, Präsident der Akademie, der berühmteste Künstler des Landes, blieb für sie das Haupt der Familie; von ihm kam alles Ansehen auch des Hauses Goya, und daß sich Goya gegen ihn und seine Theorien auflehnte, war Josefa stetes Herzeleid.

Sie hatte unverkennbare Ähnlichkeit mit ihrem Bruder. Doch was Goya an diesem unleidlich war, gefiel ihm an Josefa. So aufreizend eingebildet und starrsinnig er den Schwager fand: daß sie stolz war auf ihre geachtete Familie, daß sie hartnäckig und zugesperrt war, erhöhte ihren Reiz. Er liebte sie, weil sie war, wie sie war, weil sie eine Bayeu aus Saragossa war. Oft hatte er unwillkommene Aufträge angenommen, nur weil er ihr hatte zeigen wollen, daß er die Mittel herbeischaffen konnte für das breite Leben, das einer Bayeu anstand.

Niemals hielt ihm Josefa seine künstlerische Unzulänglichkeit vor, niemals seine vielen Beziehungen zu Weibern. Ihm war ihre strenge Ergebenheit selbstverständlich. Eine Frau, die einen Francisco Goya heiratete, mußte sich klar darüber sein, daß er kein Pflichtmensch war, sondern ein Mann.

Dafür hatte sich um so häufiger Bayeu in Goyas Leben einzumischen versucht. Doch dieser hatte dem Schwager, dem Herrn Ersten Maler des Königs, dem Herrn Schulmeister und Pflichtmenschen, kräftig heimgeleuchtet. Was wollte der Schwager? Schlief er, Goya, nicht mit seiner Frau, sooft diese wünschte, ja noch häufiger? Machte

er ihr nicht alle Jahre ein Kind? Teilte er nicht den Tisch mit ihr? Hielt er sie nicht besser als standesgemäß? Sie war sparsam, man konnte schon sagen, geizig; kein Wunder bei der Schwester des Herrn Pflichtmenschen. Hatte er sie nicht geradezu zwingen müssen, im Bett zu frühstücken? Schokolade, auf aristokratische Art? Beste Schokolade, Moho-Schokolade aus Bolivia, von dem Händler im Hause vor Josefas Augen pulverisiert? Bayeu hatte hochmütig erwidert, er hatte auf die dörfliche Abstammung Goyas angespielt, hatte eine Dame, mit welcher Goya zu tun hatte, mit einem verächtlichen Wort bezeichnet, und Goya hatte sich genötigt gesehen, den Schwager am Halse zu packen und zu schütteln; dabei hatte dessen silberbestickter Frack Risse bekommen.

Nun war Doña Josefa im Begriff, den Bruder zu verlieren, und damit schwand ein großer Glanz aus ihrem Leben. Sie aber saß unbewegten Gesichtes, in guter Haltung, und Goya liebte und bewunderte sie darum.

Allmählich bedrückte ihn die Schweigsamkeit und Trübsal der Tafelrunde. Unvermittelt erklärte er, man solle die Mahlzeit ohne ihn beenden, er wolle zu Bayeu. Doña Josefa schaute hoch. Dann glaubte sie zu verstehen. War befriedigt; offenbar wollte Francisco den Sterbenden in einem Gespräch ohne Zeugen um Verzeihung bitten für alles, was er ihm angetan hatte.

Goya fand den Schwager gebettet auf niedrigem Lager, gestützt durch viele Kissen. Das magere, gelblichgraue Gesicht war noch verfurchter als sonst, verdrossen, streng, leidend.

Goya nahm wahr, daß das vertraute Bild an der Wand, darstellend den Heiligen Franziskus, mit dem Kopf nach unten hing; ein alter Volksglaube besagte, nur solche Gewaltmaßnahmen könnten den Heiligen zu tätiger Hilfe anspornen. Schwerlich versprach sich der gebildete, dürr verständige Schwager Hilfe von dergleichen, er hatte denn auch die besten Ärzte konsultiert, doch scheute er sichtlich selbst vor dem abwegigsten Mittel nicht zurück, um sein Leben der Familie, dem Lande und der Kunst zu erhalten.

Goya befahl sich, den Sterbenden zu bedauern; er war der Bruder seiner Frau, er hatte es gut mit ihm gemeint und ihm manchmal wirksam geholfen. Aber er konnte sich kein Mitleid abzwingen. Dieser Kranke hatte ihm das Leben nach Kräften vergällt. Wie einen dummen, aufsässigen Schüler hatte dieser Bayeu ihn zurechtgewiesen, wieder und wieder, vor dem ganzen Domkapitel, damals als sie die Fresken der Kathedrale von Saragossa malten. Noch jetzt brannte ihn die »sarna«, die Schande, die Krätze, der kratzende Grind jenes Erlebnisses. Und dann hatte dieser Sterbende ihm obendrein die Frau entfremden wollen, Josefa, hatte ihr zeigen wollen, wie verachtet ihr Mann war und wie hochgeehrt ihr Bruder. Hatte bewirkt, daß das Domkapitel ihm, Goya, seinen Lohn vor die Füße warf und ihn mit Schanden fortjagte; seiner Frau indes schenkten die gleichen geistlichen Herren eine goldene Medaille »als der Schwester unseres großen Meisters Bayeu«. Grimmig sagte sich, auf den Leidenden, Sterbenden hinunterschauend, Goya das alte, gute Sprichwort vor: »Ein Schwager und ein Pflug taugen nur, wenn sie in der Erde sind.«

Sehr lüstete ihn, ein Porträt Bayeus zu malen. Er hätte nichts unterschlagen von seiner Würde, seiner zielstrebigen Arbeitsamkeit, seiner Intelligenz, aber er hätte seine Starrheit hineingemalt, seine wassernüchterne Beschränktheit.

Bayeu mittlerweile begann zu reden, mühsam, doch in wohlgerundeten Sätzen wie immer. »Ich sterbe«, sagte er, »ich mache dir den Weg frei. Du wirst Präsident der Akademie; ich habe das mit dem Minister abgesprochen, auch mit Maella und mit Ramón. Maella hätte das Präsidium vor dir verdient, auch mein Bruder Ramón, ich schulde dir diese Offenheit. Zwar bist du begabter, aber du hast keine Zucht und zu viel freches Selbstbewußtsein. Andernteils glaube ich es vor Gott verantworten zu können, daß ich meiner Schwester zuliebe den schlechtern Mann bevorzugt habe.« Er machte eine Pause, das Sprechen fiel ihm schwer, er keuchte. Der Narr, dachte Goya. Ich hätte die Akademie auch ohne ihn bekommen, Don Manuel hätte sie mir verschafft.

»Ich kenne dein ungebärdiges Herz, Francisco Goya«, sprach Bayeu weiter, »und vielleicht ist es gut für dich, daß kein Porträt von dir in der Welt ist von meiner Hand.

Aber es werden Zeiten kommen, da du bedauern wirst, meinen lästigen Rat nicht befolgt zu haben. Ich mahne dich ein letztes Mal: Halte dich an die klassische Tradition. Lies jeden Tag ein paar Seiten in der Theorie des Mengs. Ich hinterlasse dir mein Exemplar mit seiner Widmung und vielen Anmerkungen von mir. Du siehst, was er und ich erreicht haben. Bezähme dich. Vielleicht kannst du Gleiches erreichen.«

Goya spürte höhnisches Mitleid. Da spannte dieser arme Mensch noch sein letztes bißchen Kraft an, sich und den andern vorzumachen, er sei ein großer Maler. Unablässig hatte er der »wahren Kunst« nachgestrebt und immer wieder in den Büchern nachgelesen, ob er's auch recht mache. Er hatte ein gutes Aug und eine geschickte Hand, aber seine Theorie hatte ihm alles verdorben. Du und dein Mengs, dachte Goya, ihr habt mich um Jahre zurückgeworfen. Ein schräger Blick, ein schiefes Maul meines Agustín ist mir wertvoller als eure ganzen Regeln und Prinzipien. Du hast es dir schwer gemacht, du armer Erster Maler, dir und den andern, die Erde wird uns leichter sein, wenn du darunter bist.

Es war, als hätte Bayeu nur darauf gewartet, dem Schwager eine letzte Vorlesung zu halten. Gleich darauf setzte der Todeskampf ein.

Mit schweren Mienen standen Bayeus nächste Freunde und Verwandte, Josefa, Ramón, der Maler Maella, um das niedrige Lager. Francisco Goya betrachtete unguten Auges den Röchelnden. Diese Nase hatte keine Witterung, diese zum Mund hinunterlaufenden Falten sprachen von einer Anstrengung, die nicht gesegnet war, diese Lippen konnten nur schulmeisterlich strenge Worte von sich geben. Auch die Berührung des Todes machte dieses hagere Gesicht nicht bedeutender.

König Carlos hatte seinen Ersten Maler sehr geschätzt; er gab Weisung, ihn zu bestatten wie einen Granden des Reichs. Der tote Francisco Bayeu wurde beerdigt in der Krypta der Kirche San Juan Bautista, an der Seite des größten Malers, den die Halbinsel hervorgebracht hatte, des Don Diego Velázquez.

Die Verwandten des Toten und seine wenigen Freunde hielten Umschau in seinem Atelier, um zu beraten, was mit seinen hinterlassenen Werken geschehen sollte. Es gab

da eine große Anzahl vollendeter und nicht vollendeter Bilder. Was die Beschauer am meisten anzog, war ein Gemälde, in dem sich Bayeu selber dargestellt hatte, vor der Staffelei. Wiewohl manche Details, die Palette, der Pinsel, die Weste, mit besonderer Sorgfalt ausgeführt waren, so war das Bild offenbar nicht vollendet; der gewissenhafte Mann war mit seinem Gesicht nicht fertig geworden. Halbfertig, aus toten Augen, wie schon vor der Geburt verwest, starrte der Kopf auf die Beschauer. »Welch ein Jammer«, sagte nach einer Weile Ramón, »daß es unserm Bruder nicht vergönnt war, dieses Bild fertigzumachen.« – »Ich werde es fertigmachen«, sagte Goya. Die andern schauten hoch, überrascht, nicht ohne Bedenken. Doch schon hatte sich Goya der Leinwand bemächtigt.

Lange malte er an dem Bild Bayeus, unter den Augen Agustíns. Er wahrte Pietät, er änderte nicht viel an dem Vorhandenen. Nur um ein winziges finsterer wurden die Brauen, um ein winziges tiefer und müder die Furchen von der Nase zum Mund, um ein winziges eigensinniger das Kinn, um ein winziges mürrischer senkten sich die Mundwinkel. Wohl arbeiteten Haß und Liebe an dem Werk, aber sie trübten nicht das kalte, kühne, unbestechliche Aug des Malers. Was schließlich entstand, war das Porträt eines grämlichen, kränklichen, ältlichen Herrn, der sich sein ganzes Leben hindurch abgeplagt hatte und der nun müde war der Würde und der ewigen Mühe, aber doch zu pflichtbewußt, um auszuruhen.

Agustín Esteve stand neben Goya und besah das vollendete Werk. Von der Leinwand schaute repräsentativ ein Mann, der von der Welt mehr verlangte, als ihm zukam, von sich selber mehr, als er geben konnte. Alles aber war getränkt in eine silbrige Heiterkeit, herrührend von Franciscos neuentdecktem, lichtem, schwebendem Grau, und hämisch nahm Agustín wahr, wie diese souveräne, silbrige Leichtigkeit die Härte des Gesichtes unterstrich und die lehrhafte Nüchternheit der den Pinsel haltenden Hand. So wenig anziehend der Mann war, den das Porträt wiedergab, so anziehend war das Bild. »Das hast du großartig gemacht, Francho«, brach Agustín aus, bewundernd, vergnügt.

Lange stand und stumm Josefa
Vor dem Bild des Bruders. Goya

Fragte: »Habe ich dem Toten
G'nug getan?« Josefa saugte
An der Oberlippe. »Was soll
Mit dem Bild geschehen?« fragte
Sie. »Es ist dein eigen«, gab er
Antwort, und Josefa sagte:
»Danke.«

Sie bedachte, wo das
Bild wohl hängen solle. Lange
Fand sie keinen rechten Platz, und
Schließlich schickte sie es ihrem
Bruder Manuel Bayeu nach
Saragossa.

13

Goya wartete peinvoll auf eine Nachricht aus dem Escorial, doch Cayetana schwieg, und die Langeweile der Trauerwochen verschärfte seine Nervosität.

Da stellte sich unverhofft ein Besucher aus der Heimat ein, Martín Zapater.

Als Goya seines Herzens-Martín ansichtig wurde, umarmte er ihn stürmisch, rief alle Heiligen zu Zeugen seiner Freude an, küßte ihn, drückte ihn in einen Sessel, riß ihn wieder hoch, schleifte ihn untergefaßt durch das Atelier.

Goya war bei allem Stolz mitteilsamer Natur. Oft und gerne sprach er sich aus vor Josefa, vor Agustín, vor Miguel. Doch sein Letztes, seine heimlichste Eitelkeit und sein heimlichstes Ungenügen, konnte er nur mit seinem Freund und Aberfreund bereden, mit Martín. Hundert Fragen stellte er dem stattlichen, behäbigen, gutmütigen, würdigen Mann, und er selber erzählte wild durcheinander, während Agustín neidisch und eifersüchtig zuhörte.

Seitdem der sechsjährige Francisco aus seinem Dorfe Fuendetodos nach Saragossa gekommen war, waren er und Martín Zapater befreundet. Sie hatten zusammen in der Schule des Fray Joaquín lesen und schreiben gelernt, aber sie hatten zwei feindlichen Banden angehört, Goya der Bande Unserer Jungfrau del Pilar, Zapater der des Heiligen Luis. Nachdem der kleine Goya einmal den kleinen Zapater furchtbar verhauen hatte, war dieser voll Bewunderung zu seiner Bande übergegangen, seither waren sie engste Freunde. Francisco gab Martín die erregende Nähe seiner starken, unberechenbaren Persönlichkeit, der vernünftige Martín gab praktischen Rat und leistete sachliche Dienste. Francisco war aus armer Familie, Martín aus wohlhabendem, angesehenem Bürgerhaus. Von frühester Jugend an glaubte Martín an die künstlerische Berufung Goyas; auf den Zuspruch Vater Zapaters hatte Graf Pignatelli, der Mäzen von Saragossa, dem kleinen Francisco Zeichen- und Malunterricht geben lassen.

»Ganz unverändert bist du, Kleiner«, sagte jetzt Goya zu Zapater, der ihn um Haupteslänge überragte. »Nur die Riesennase, el narigón, ist noch riesiger geworden. Stattlich schaust du drein, würdig, man sieht alle die großen Familien Saragossas hinter dir, die Salvadores und die Grasas und die Aznárez.« – »Ich hoffe«, gelang es Martín einzuwerfen, »auch das Castel und die Lonja und den Puente.« – »Alles«, antwortete herzlich Francisco, und in Wahrheit sah er im Geiste deutlich die Stadt seiner Jugend, Saragossa, mit ihrer müden Großartigkeit, ihrem Schmutz und Staub, mit ihren maurischen Kirchtürmen, mit der uralten Brücke über dem trägen, grüngrauen Ebro-Fluß, mit der staubigen, mattfarbenen Ebene und den fernen Bergen dahinter.

Beide, nun sie zusammen waren, wurden zu Knaben. Wieder lag das Leben abenteuerlich reizvoll vor ihnen, und hinter jeder Ecke lauerte etwas Neues, das man ausfinden, mit dem man sich herumraufen, das man erobern mußte. Beide spürten sie, wie sehr sie einander brauchten. Francisco brauchte die erdnahe Vernunft des Freundes, seine immer bereite Dienstwilligkeit; für Martín gewann die trübe Welt Farbe, wenn ihn Goya in die Offenbarungen seines Auges und seiner Brust hineinsehen ließ.

In den Tagen, die folgten, malte Goya den Freund, es waren gesegnete Tage. Es war Spaß und große Lust, Martín auf der Leinwand entstehen zu lassen, so wie er war, klug, würdig, liebenswert, ein bißchen spießig, warmherzig. Gescheit, mit gemächlicher Heiterkeit, blickten schlaue Augen über fleischigen Backen und der mächtigen Nase. »Das also bin ich«, sagte Martín und schnalzte mit der Zunge.

Francisco wußte nicht, was schöner war, das Malen oder die langen Pausen, die er mit dem Freund verschwatzte. Gerne dann, unter einem Vorwand, schickte er Agustín weg und legte so recht los. Die alten Erinnerungen rief er herauf, in wahllosem Durcheinander, Mädchen, Geldnöte, Händel mit der Polizei, abenteuerliche Flucht vor der Inquisition, wüste Herausforderungen, gefährliches Geraufe mit Messern und Säbeln, die Zwistigkeiten mit der hochmütigen Familie der Bayeu. In naiver Prahlerei ließ er sich aus über den Unterschied seiner dürftigen Jugend und seiner jetzigen Blüte. Da saß er in seinem soliden, madrilenischen Haus mit den teuren Möbeln und den Kunstgegenständen und mit den livrierten Bediensteten, vornehme Freunde kamen, die er nicht einmal immer vorließ, und er hatte den großartigen Wagen, die vergoldete Berlina englischen Stiles, nur dreie gab es in Madrid. Ja, dieser Wagen, diese Carroza, war Goyas Stolz; der Unterhalt des Wagens, besonders der Pferde, war teuer in Madrid, doch scheute Goya die Opfer nicht, es lohnte sich. Und wiewohl sich das in der Trauerzeit nicht schickte, fuhr er den Freund im Prado spazieren.

Zuweilen sangen und musizierten Francisco und Martín, spielten Seguidillas, Tiranas, Boleros, beide liebten sie leidenschaftlich die volkhafte Musik. Sie stritten wohl häufig über den Wert der einzelnen Musikstücke, gewöhnlich überzeugte Francisco den Martín und verhöhnte ihn dann wegen seines langsamen Geschmackes. Auch hänselte er ihn, weil Martín dem Stierkämpfer Costillares anhing; er, Goya, schwor auf Ramiro. Er streute Sand auf den Tisch und zeichnete die beiden Stierkämpfer, einen kleinen, kräftigen Ramiro mit dem eigenen Löwengesicht und einen großen, behäbigen Costillares mit einer ungeheuren Nase, und beide lachten schallend.

Plötzlich aber, mitten im Lachen, hielt Francisco inne, und sein Gesicht wölkte sich grimmig. »Da lach ich«, sagte er, »und protze vor dir, wie weit ich es gebracht habe. Herrlich weit. Pintor de Cámara bin ich, und in wenigen Tagen Präsident der Akademie, das beste Aug in Spanien hab ich, die meisterlichste Hand, alle beneiden mich, und ich sage dir, Martín: das ist alles Fassade, und dahinter ist Scheiße.«

Martín kannte die jähen Umschwünge und maßlosen Ausbrüche des Freundes. »Francho, Francho«, versuchte er ihn zu beruhigen, »rede nicht so wild und sündhaft daher!« Francisco blickte schnell hinüber zu Unserer Jungfrau von Atocha, sich bekreuzigend, doch dann fuhr er fort: »Aber es ist wahr, Chico. Alle meine Glücksgüter haben ihre böse Seite, hinter allen stecken die feindlichen Geister und grinsen mich an. Da hab ich das Glück, daß mein Schwager, dieser sauertöpfische Schulmeister, endlich aus der Welt ist: aber die Josefa sitzt mir blaß herum und grämt sich Tag und Nacht. Da hab ich das Glück, daß sich Don Manuel eng mit mir angefreundet hat, und er ist der Mächtigste in Spanien und ein großartiger junger Mann: aber ein Lump ist er auch und ziemlich gefährlich. Und außerdem kratzt mich die Art und Weise, wie er mit mir verfreundet wurde. Ich komme nicht weg über das, was man mir zugemutet hat wegen des Don Gaspar, und dabei kann ich den Tugendbold nicht ausstehen. Und niemand dankt es mir. Die Pepa schaut mich nur höhnisch an aus ihren grünen Augen und tut großartig, als wäre sie von allein hinaufgelangt. Alle wollen was von mir, kein einziger bemüht sich, mich zu begreifen.« Und in heftigen Worten ließ er sich aus über die Unverschämtheit, wie Miguel und Agustín jede zweite Woche kamen und in ihn drängten, er solle sich in die Geschäfte des Königs und des Staates einmengen. Er war Hofmaler, er gehörte zum Hof, und das war gut so, er wollte es so, er war stolz darauf. Mit seiner Malerei leistete er dem Lande größere Dienste als alle die Wichtigmacher und politischen Reformer mit ihrem Maulaufreißen. »Ein Maler hat zu malen«, sagte er böse und entschieden, Finsternis über dem ganzen, massigen Gesicht, »ein Maler hat zu malen, Schluß, basta.«

»Und über meine Geldangelegenheiten muß ich auch einmal mit jemand reden, der was davon versteht«, fuhr er fort. Das war ein erstaunlicher und erheiternder Übergang. Doch Martín hatte erwartet, daß Francisco von ihm Rat werde haben wollen; er hatte seine Bank in Saragossa, und Francisco hielt ihn für einen Sachverständigen. »Ich freue mich, wenn ich dir raten kann«, sagte er herzlich, und bedächtig fügte er hinzu: »Soweit ich es übersehen kann, sind deine Finanzen keineswegs beunruhigend.«

Das aber wollte Goya nicht wahrhaben. »Ich bin kein Hypochonder«, erwiderte er, »und ich jammere nicht gern. Mir liegt nichts am Geld; nur haben muß ich es. Hier in Madrid ist es wirklich so, wie das Sprichwort sagt: ›Wer kein Geld hat, dem stehen nur drei Plätze auf: das Gefängnis, das Spital und der Kirchhof.‹ Ich muß ein sündhaftes Geld hinausschmeißen für meine Kleider und für die betrügerischen Bedienten. Ich muß repräsentieren. Wenn ich es nicht tue, gleich drücken mir meine Granden die Preise. Außerdem: ich arbeite wie ein Maulpferd, da will ich auch was davon haben. Und es gibt in diesem Leben nun einmal keinen Spaß ohne Geld. Nicht als ob die Frauen Geld von mir verlangten; aber zuweilen schlafe ich mit großen Damen, und die haben Anspruch darauf, daß ihr Liebhaber auftritt wie ein großer Herr.«

Don Martín wußte, daß Francisco das Herz danach stand, Pracht um sich zu haben und mit Geld um sich zu werfen, daß er aber dann wieder von Gewissensbissen und Anfällen bäuerlichen Geizes heimgesucht wurde. Er brauchte Zuspruch, sein Freund Francisco, und Martín sprach ihm zu. Der Hofmaler Francisco Goya verdiente in einer einzigen Stunde soviel wie ein aragonesischer Schafhirt in einem ganzen Jahr. Kriege er nicht für ein Porträt, das er in zwei Tagen hinhauen könne, viertausend Realen? Ein solcher Goldscheißer brauche keine Bange zu haben für seine Zukunft. »Dein Atelier«, versicherte er Goya, »ist ein besseres finanzielles Fundament als meine Bank in Saragossa.«

Goya wollte mehr dergleichen Tröstliches hören. »Alles schön und gut, Großnase«, sagte er, »aber vergiß nicht die maßlosen Ansprüche, die man in Saragossa an mich stellt, du weißt es ja, vor allem meine Brüder. ›Am fetten Käse freuen sich die

Maden‹«, zitierte er bitter das alte Sprichwort. »Meiner Mutter soll natürlich nichts abgehen; erstens liebe ich sie, und zweitens muß die Mutter eines Pintor de Cámara in Wohlstand leben. Aber mein Bruder Tomás ist frech wie eine Ratte. Habe ich ihm nicht die Vergolderwerkstatt in der Calle de Morería eingerichtet? Ihm Aufträge verschafft? Ihm bei seiner Heirat tausend Realen geschenkt und dreihundert bei der Geburt jedes Kindes? Und mit Camilo ist es noch schlimmer. Ich beiße mir die Lippen ab, ehe ich für mich um was bitte, und für ihn habe ich mich gedemütigt und ihm die Pfarrstelle in Chinchón erbeten. Aber er ist nie zufrieden. Heute will er was für die Kirche, morgen für das Pfarrhaus. Wenn ich mit ihm jagen gehe, dann kostet mich ein Hase soviel wie ein Pferd.«

Das alles hatte Martín mehrmals gehört. »Red keinen Unsinn, Francho«, sagte er gutmütig. »Hast du nicht Einkünfte wie ein Erzbischof? Gehen wir doch einmal über dein Konto«, schlug er vor. »Du wirst sehen«, prophezeite Goya, »ich habe keine dreißigtausend Realen.« Martín schmunzelte; sein Freund hatte die Gewohnheit, je nach Stimmung die Ziffern hochschwellen oder einschrumpfen zu lassen.

Es ergab sich, daß Goya, abgesehen von Haus und Hausrat, an die achtzigtausend Realen besaß. »Auch das ist jämmerlich«, fand er. »Immerhin«, tröstete Martín, »kann man damit manchen hohlen Zahn füllen.« Er dachte eine Weile nach. »Vielleicht läßt dir die Bank von Spanien Vorzugsaktien ab. Wenn Graf Cabarrús die Bank wieder übernehmen konnte, dann nur durch Vermittlung des Señor Jovellanos, an dessen Rückberufung«, schloß er lächelnd, »du ja nicht ganz unbeteiligt bist.« Goya wollte Einwände erheben, aber: »Verlaß dich darauf, Francho«, versicherte Martín, »ich mache das würdig und delikat.«

Es wurde Francisco frei und wohl, da Martín so gut zuhörte und so verständigen Rat gab. Er schickte sich an, ihm auch das Letzte anzuvertrauen, das Heimlichste, seine Träume um Cayetana. Aber es ging nicht, er fand die Worte nicht. So wie er nicht gewußt hatte, was Farbe ist, bevor er sein Grau entdeckt hatte, so hatte er nicht gewußt, was Leidenschaft ist, ehe er die Alba gesichtet hatte auf ihrer Estrade. Leidenschaft war

ein blödes Wort, es drückte nichts aus von dem, dessen er voll war. Es ließ sich eben nicht in Worten sagen, und da war niemand, auch nicht sein Martín, der sein Gestammel würde begreifen können.

Zur Freude Goyas geschah, noch während Martín in Madrid war, seine Ernennung zum Präsidenten der Akademie. Es erschienen in seinem Hause der Hofmaler Don Pedro Maella und zwei andere Mitglieder der Akademie, um ihm das Dokument zu überreichen. So oft hatten diese Männer ihn über die Achsel angesehen, weil er ihnen nicht klassisch genug nach der Regel malte, und jetzt standen sie da und lasen ihm aus ihrem stolzgesiegelten Pergament feierliche Sätze der Verehrung und des Ruhmes. Er hörte sie mit Lust.

Zunächst indes ließ, als sich die Deputation entfernt hatte, Francisco seine Frau Josefa und seine Freunde Agustín und Martín nichts von seinen Gefühlen merken, sondern sagte nur verächtlich: »Fünfundzwanzig Dublonen im Jahr trägt die Geschichte. Das bekomme ich für ein einziges Bild. Und dafür soll ich jetzt mindestens einmal die Woche Hoftracht anlegen, mit faden Nichtskönnern langweilige Stunden versitzen, feierlichen Unsinn anhören und selber feierlichen Unsinn von mir geben. ›Viel Ehr, wenig Vorteil‹«, zitierte er das alte Sprichwort.

Dann aber war er mit Martín allein, und: »Glück und Segen«, sagte herzlich Martín, »Glück und Segen, Señor Don Francisco de Goya y Lucientes, Maler des Königs und Präsident der Akademie von San Fernando. Und möge Unsere Jungfrau del Pilar dich in ihren Schutz nehmen.« – »Und Unsere Jungfrau von Atocha«, setzte Goya eilig hinzu und schaute hinüber zu seiner Jungfrau und bekreuzte sich. Dann aber fingen sie beide zu lachen an und machten großen, freudigen Lärm und schlugen einer dem andern den Rücken. Und dann sangen sie die Seguidilla von dem Bauern, der eine unerwartete Erbschaft gemacht hat, die Seguidilla mit dem Refrain: »Und jetzt tanzen, tanzen, tanzen, / Den Fandango tanzen wir jetzt. / Ja, wer Geld hat, der darf tanzen, / Tanzen darf er den Fandango, / Ob er’s kann, und ob er’s nicht kann.« Und sie tanzten ihren Fandango.

Als sie zu Ende waren und erschöpft dahockten, hatte Goya eine Bitte an den Freund. Er habe, meinte er, viele Gegner, Abates und Witzbolde, die sich beim Lever großer Damen über seinen dunklen Ursprung lustig machten. Unlängst habe ihm sogar sein frecher Diener Andrés mit hämischer Beiläufigkeit Dokumente vorgelegt, bezeugend, daß er, Andrés, ein Hidalgo sei, ein Hijo de algo, ein Sohn von Jemand, ein Edelmann. Nun wisse Martín ja, daß die Reinheit des Blutes und die altchristliche Abstammung der Familie Goya über allen Zweifel erhaben sei und daß Franciscos Mutter, Doña Ingracia de Lucientes, einer Familie entstamme, die sich bis in die dämmerigen Zeiten der Gotenherrschaft zurückverfolgen lasse. Es wäre aber gut, wenn er ein Dokument im Hause hätte, das diese seine reine Abstammung bestätige. Martín möge ihm die Liebe tun und dem Fray Jerónimo zureden, der solle ihm an Hand der Kirchenbücher von Fuendetodos und Saragossa einen Stammbaum seiner Mutter aufzeichnen, auf daß er in Zukunft jedem, der ihn anzweifle, diesen Stammbaum um die Ohren hauen könne.

Die nächsten Tage brachten viele Gratulanten.

Es kamen auch, begleitet von dem Abate Don Diego, die Damen Lucía Bermúdez und Pepa Tudó. Goya war überrascht, fühlte sich unbehaglich, redete, gegen seine Gewohnheit, wenig. Zapater schwatzte respektvoll und vergnügt. Agustín, aufgerührt von zwiespältigen Gefühlen, starrte finster auf die schönen Frauen.

Pepa fand Gelegenheit, mit Francisco allein zu sprechen. Mit ihrer trägen Stimme, ein wenig ironisch, erzählte sie. Sie lebte jetzt in dem kleinen Palais an der Calle de Antorcha, an der Fackelstraße; Don Manuel hatte es für sie aus dem Nachlaß der verstorbenen Condesa Bondad Real erworben. Don Manuel war mehrmals aus dem Escorial nach Madrid gekommen, sie zu besuchen; auch in die Reitbahn seiner Villa hatte er sie eingeladen, um ihr seine Reitkunst vorzuführen. Goya hatte von dem Aufstieg der Señora Tudó bereits gehört, er hatte darüber weghören wollen, jetzt aber mußte er die Geschehnisse wohl zur Kenntnis nehmen.

Übrigens, berichtete Pepa weiter, habe Don Manuel ihr mitgeteilt, man werde Goya demnächst in den Escorial einladen. »Ich habe das sehr befürwortet«, sagte sie

beiläufig und sah mit Freuden, welche Mühe es Goya kostete, nicht mit Fäusten über sie herzufallen.

»Ich«, erklärte sie mit freundlich
Läss'ger Stimme, »ich bin selber
Schon im Escorial gewesen.«
Da er, blaß und wütend, stumm blieb,
Fuhr sie fort: »Wir machen beide
Karriere, Don Francisco.«

»Hombre!« sagte, als die Damen
Weggegangen, Don Martín. Er
Schnalzte mit der Zunge, und er
Wiederholte: »Hombre!«
Tages
Drauf erschien ein rotbestrumpfter
Läufer. Seine Botschaft lud den
Präsidenten Don Francisco
Goya in den Escorial, zu
Hofe.

14

Dreißig Meilen nordwestlich von Madrid hebt sich weithin sichtbar vor dem dunkeln Hintergrund der Sierra Guadarrama das Schloß El Escorial. Eine ungeheure, imponierende Steinmasse steht es da, kaltprächtig, finster, abweisend.

Nächst dem Vatikan und dem Schloß von Versailles war der Escorial das berühmteste Bauwerk Europas; den Spaniern galt es als das achte Wunder der Welt.

Gebaut hatte das Schloß in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts der Zweite Philipp, jener finstere, fanatische, wollüstige, mißtrauische, kunstsinnige, bürokratische Herrscher. Zu dreifachem Zwecke. Als seine Soldaten bei Saint-Quentin die französische Armee schlugen, hatten sie unwillentlich ein Kloster des Heiligen Laurentius zerschossen; nun war Laurentius Spanier von Geburt gewesen, die grausame Art seines Martyriums – er war lebendigen Leibes geröstet worden – machte ihn den Spaniern besonders teuer, und König Philipp wollte ihm zur Versöhnung eine Weihestätte errichten, wie die Erde keine zweite kannte. Des fernern wollte er einen Befehl seines Vaters erfüllen, des Kaisers Karl, der in seinem Testament angeordnet hatte, es solle für seine und seiner Kaiserin Gebeine ein würdiges Grabmal erbaut werden. Endlich aber wollte Philipp seine letzten Jahre einsam verbringen, nur in seiner eigenen und seines Gottes Gesellschaft, umgeben von Mönchen und Gebeten.

Nichts war ihm kostbar genug, diese Einsamkeit seiner, des Weltherrschers, würdig zu machen. Aus seinen westindischen Inseln verschrieb er sich die edelsten Hölzer, aus seinen Wäldern von Cuenca die besten Bäume. In den Bergen von Granada und Aracena ließ er braunen, grünen, rotgesprenkelten Marmor schlagen, weißen in den Bergen von Filabrés, Jaspis in den Brüchen von Burgo de Osma. Nicht nur in Spanien arbeiteten die besten Maler und Bildhauer für ihn, auch in Flandern, Florenz, Mailand. Über ferne Landstraßen rollten, über die sieben Meere schwammen Transporte heran für sein Schloß. Mit Hand und Auge prüfte der König jedes Detail; war er im Felde, so mußte ihm täglicher Bericht gesandt werden. Die Einkünfte ganzer überseeischer Provinzen verbaute er.

Der Grundplan des Escorial war so, daß das Schloß als Ganzes das Instrument versinnbildlichen sollte, dessen sich Gott für das Martyrium des Heiligen Laurentius bedient hatte, das Rösteisen, auf dem er verbrannt worden war. Das gewaltige, viereckige Bauwerk selber mit seinen vielen Höfen sollte eine umgekehrte Darstellung dieses Rösteisens sein, die vier Ecktürme sollten die vier Füße, der vorragende Palacio de Infantes den Griff darstellen.

Da hob sich nun das Gebäu, in strengem, gottseligem Prunk, trotzig, gedacht und gemacht für fernste Zukunft, gleich den Pyramiden, doch aus festerem Material, aus dem weißlichgrauen Granit von Peralejos. 16 Patios hatte der Escorial, 2673 Fenster, 1940 Türen, 1860 Räume, 86 Treppen, 89 Springbrunnen, 51 Glocken.

Der Escorial besaß eine herrliche Bibliothek, 130 000 Bände und über 4000 Manuskripte. Die besonders kostbaren arabischen Manuskripte waren gefunden worden auf erbeuteten Schiffen, welche die Schätze Zidians, des Sultans von Marokko, über See trugen. Der Maurenkönig bot zwei Millionen Realen für die Rückgabe der Manuskripte; aber die Spanier verlangten dazu die Freilassung aller seiner christlichen Gefangenen. Da der Sultan darein nicht willigte, befanden sich jetzt die Manuskripte im Escorial.

204 Statuen waren im Schloß und 1563 Gemälde, darunter Meisterwerke des Leonardo, des Veronese und des Raphael, des Rubens und des Van Dyck, des Greco und des Velázquez.

Mehr aber als auf alle diese Kunstwerke waren die Spanier stolz auf die Schätze, die in dem »Relicario« des Escorial gehortet wurden, auf die Reliquien. 1515 Behälter waren da aus Gold, Silber, vergoldeter Bronze und edelstem Holz, viele von ihnen dickbesetzt mit Edelsteinen. Darin verwahrt wurden zehn vollkommen erhaltene Skelette von Heiligen und Märtyrern, 144 Schädel, 366 Arm- und Beinknochen, 1427 einzelne Finger und Zehen. Da gab es einen Arm des Heiligen Antonius, ein Bein der Heiligen Teresa, das Skelettlein eines der von Herodes gemordeten Säuglinge. Da waren ferner ein Teil des Strickes, mit dem Jesus Christus gebunden gewesen, zwei Dornen seiner Krone, ein Teil des essiggetränkten Schwammes, den ihm der Soldat gereicht hatte, und ein Holzteilchen des Kreuzes, an dem er gelitten hatte. Auch war da das tönerne Gefäß, dessen Wasser Jesus in Wein verwandelt hatte, des weiteren das Tintenfaß des Heiligen Agustín und schließlich ein Stein aus der Blase des Heiligen Vaters Pius des Fünften. Ein böses Gerücht wollte wissen, daß einmal ein Mönch, dessen Sinne der Teufel verwirrt hatte, viele der prunkenden Geräte ihres Inhalts entleert und auf einen heillosen Haufen zusammengeworfen habe, dergestalt, daß man

nicht mehr habe unterscheiden können, welches der Arm des Isidro war, welches der der Verónica.

In einer besonderen Kapelle verwahrt wurde die stolzeste Reliquie des Escorial, die »Santa Forma«, eine Hostie, eine Oblate, in welcher sich die Gottheit auf bestürzende und erhebende Art manifestiert hatte. Ketzer, »zuinglianos«, hatten sich dieser Hostie bemächtigt, sie auf den Boden geworfen, sie mit Füßen getreten. Die Hostie aber hatte zu bluten begonnen, deutlich waren Blutstreifen sichtbar geworden, die Gottheit hatte erwiesen, daß sie in der Oblate lebte. Das war in Holland geschehen; von einem dortigen Kloster war die Hostie nach Wien, später nach Prag gebracht worden zu Kaiser Rudolf dem Zweiten. Von diesem hatte sie der Weltherrscher Philipp erworben, er hatte einen hohen Preis dafür gezahlt, drei Städte in seinen Niederlanden und wichtige Handelskonzessionen. Jetzt also ruhte die »Santa Forma« im Escorial, und keines Ketzers Auge durfte sie schauen.

Das Zeremoniell des Hofes, ebenso streng und prächtig wie der Escorial, schrieb den Herrschern Spaniens vor, daß sie und welche genau festgelegte Zeitspanne in jedem ihrer Schlösser zu verbringen hatten. Im Escorial hatten sich der König und sein Hof 63 Tage aufzuhalten, die Daten waren festgelegt. Der Dritte Carlos, der Vater des jetzt regierenden Königs, war an dieser Regelung gestorben; gegen die Warnung seiner Ärzte war er trotz einer beginnenden Lungenentzündung zur vorgeschriebenen Zeit in den Escorial übersiedelt.

Den behaglichen Vierten Carlos bedrückte die finstere Großartigkeit des Schlosses. So richtete er sich für die neun Wochen, die er dort verbringen mußte, seine Appartements nach seinem eigenen freundlichen Geschmack ein, und während unten die Zimmer, in welchen der Zweite Philipp sein letztes Jahrzehnt verlebt hatte, streng und mönchisch kahl hersahen, wohnte oben der Vierte Carlos in komfortablen Räumen, zwischen fröhlichen Wandteppichen und Bildern, die spielende Kinder darstellten, schäkernde Schäferinnen, üppige, schwatzende Waschweiber.

Jede Woche einmal aber, wie der Brauch es befahl, ging auch dieser Monarch in die Kirche des Escorial, um seine toten Vorfahren zu besuchen. Durch den Patio de los Reyes ging er, wo graniten die Könige von Juda standen: David mit Harfe und Schwert, Salomo mit Büchern, Hesekias mit einem Mauerbrecher, Manasse mit Maßgerät, Josaphat mit einer Axt. Das waren die Werkzeuge, mit denen diese Könige den Tempel von Jerusalem gebaut hatten, und nun führte der Escorial die Tradition fort und war der christlichen Welt, was dem Volk des Alten Bundes der Tempel Salomonis gewesen war.

Vorbei an diesen Königen ging der Vierte Carlos. Vor ihm auf tat sich das Haupttor der Kirche, das nur geöffnet wurde für Personen königlichen Ranges, lebendige und tote. Unbehaglich, das Gesicht würdig und finster, schritt der massige König durch die stolze und kühne Harmonie des edlen Baues, und so stattlich er war, er wirkte zwerghaft in dem gewaltigen Raum unter der gigantischen Kuppel.

Zwischen Wänden und Bögen ausgesuchten Marmors stieg er hinab, zunächst in das Panteón de los Infantes, die Grabstätte der Prinzen, Prinzessinnen und jener königlichen Frauen, deren Kinder nicht auf den Thron gelangt waren. Dann, weiter hinunter, immer auf granitenen Stufen, ins Panteón de los Reyes. Da stand er in dem achteckigen Raum, dem stolzesten, prunkvollsten Mausoleum Europas, zwischen Wänden, überdeckt mit Jaspis und schwarzem Marmor. Errichtet aber war die Grabstätte unter dem Hochaltar der Capilla mayor, so daß der Priester, der die Hostie hob, genau über den toten Königen stand und diese teilhaben konnten an der Gnade.

Hier also, zwischen den Bronzesärgen, in denen die Reste seiner Vorgänger ruhten, stand der Vierte Carlos.

Auf die schlicht und edeln Lettern
Schaute er, die ihre Namen
Nannten, und auf jene beiden
Särge, die noch ohne Inhalt
Warteten; des einen Aufschrift
War: »Don Carlos, Vierter seines

Namens«, die des andern aber:
»Königin María Luisa«.
Fünf Minuten blieb er; also
Wollte es der Brauch. Er zählte
Bis dreihundert. Dann verließ er
Das Gewölbe, stieg die Stufen
Aufwärts, schnell und immer schneller.
Hallend durch die Kirche ging er,
Durch den Hof, vorüber an den
Königen von Juda, eilig,
Blicklos. Stieg hinauf in seine
Hellen, heitern Räume. Hier dann,
Zwischen angenehmen Bildern,
Schlüpfte er aus seiner schweren
Düstern Tracht und zog sich um, zu
Jagen.

15

Goya wurde nicht im Escorial selber untergebracht, sondern in der Posada von San Lorenzo. Er hatte das erwarten müssen; der Escorial reichte trotz seiner Größe nicht aus, alle Gäste des Hofes aufzunehmen. Gleichwohl war er verstimmt.

Don Miguel kam. Goya fragte nach Doña Lucía. Ja, sie war hier, es ging ihr gut; Miguel war etwas zurückhaltend. Lebhafter wurde er, als man auf Politik zu sprechen kam. Die Friedensverhandlungen, erzählte er, die man in Basel mit den Franzosen führe, gingen nicht recht voran. Frankreich weigere sich, den kleinen Sohn und die Tochter des toten Louis des Sechzehnten herauszugeben. Spanien habe nun aber einmal seinen Stolz

darein gesetzt, die königlichen Kinder zu befreien, und Don Manuel wolle in diesem Punkte nicht nachgeben.

Später traf Goya den Abate Don Diego und Doña Lucía. Der Abate berichtete Weiteres über die politische Situation. Militärisch sei der Krieg verloren. Aber nur die Königin sei vernünftig und willens, auf die Kinder Frankreichs zu verzichten, damit endlich Friede werde. Carlos zögere, aufgehetzt von Don Manuel. Der nämlich spiele mit der Idee, die kleine französische Prinzessin zu heiraten, um so den Titel eines souveränen Fürsten zu erlangen.

»Und unsere Pepa bestärkt ihn in seinen Plänen«, erzählte Lucía, ihre schleierigen, weit auseinanderstehenden Augen schienen Goya doppelt spöttisch und verschmitzt. »Ist Pepa noch immer hier?« fragte er, unangenehm überrascht. Der Abate erläuterte: »Seit der Entlassung des Admirals Mazarredo hat Señora Tudó Schwierigkeiten wegen ihrer Pension. Sie ist hier, um bei Hofe zu petitionieren.« – »Die Königin wundert sich«, ergänzte Lucía, »daß Señora Tudó die Entscheidung nicht in Madrid abwartet. Aber Sie kennen unsere Pepa. Sie ist nun einmal hier und will nicht zurück. Sie hat sich's in den Kopf gesetzt, ihr Manuel müsse die Tochter des Königs von Frankreich heiraten. Sie singt ihm jeden zweiten Tag die Ballade vor von dem Jüngling Ramiro, der heldisch die Infantin entführt.« – »Soviel ist gewiß«, meinte der Abate, »die Anwesenheit Señora Tudós im Escorial macht die Aufgabe unserer Friedensdelegation nicht leichter.«

Es mißfiel Goya, daß seine frühere Pepa in die Geschäfte der Fürsten eingriff. Das ziemte sich nicht, das verstieß gegen die gottgewollte Ordnung. »Sie sollten sie besuchen, Don Francisco«, meinte freundlich und hinterhältig Lucía. »Sie wohnt in der unteren Posada.« Francisco beschloß, Pepa aus dem Weg zu gehen.

Den Morgen darauf begab er sich in den Escorial, um, wie es die Sitte vorschrieb, dem Lever der Königin beizuwohnen. Er wußte nicht, ob Doña Cayetana Dienst haben werde und ob er wünschte, sie zu sehen, oder ob er sich davor fürchtete.

Das Vorzimmer war voll von geputzten Herren und Damen. Da war der Abate, da war der Botschafter des königlichen Frankreichs, Monsieur de Havré, da war auch –

Franciscos Laune wölkte sich – Carnicero, sein Berufsbruder, der Pfuscher, der sich auf nichts verstand als auf Effekte und gesalzene Preise.

Die Flügeltür des Schlafraums öffnete sich. An ihrem Putztisch saß die Königin von Spanien. Zeremoniös, mit genau vorgeschriebenen Bewegungen, verrichteten die Damen des Hochadels ihren Dienst; diese Herzogin überreichte den Rock, diese Gräfin die Jacke, diese Marquesa die Bänder. Die Gesten gezirkelt, die Gesichter maskenhaft geschminkt, gingen sie ab und zu, glänzende Puppen, melancholisch mit ihrem gefrorenen Lächeln, und Goya schaute und wußte nicht: war dieses jahrhundertealte, farbig feierliche Gehabe lächerlich oder großartig?

Da war die Alba, und ihm schlug das Herz. Wie die andern rührte sie die Glieder, war sie puppenhaft zurechtgemacht. Aber wenn die andern hier im Escorial über der Gruft der toten Weltherrscher die überkommenen Bräuche übten, spielten sie Komödie und waren lächerlich: sie, Doña Cayetana, gehörte hierher; ihr war, was sie tat, angeerbt, angestammt.

Don Manuel beschied ihn zu sich. Sagte ihm, er habe sich darauf gefreut, ihm für ein weiteres Porträt zu sitzen. Leider aber fehle es ihm vorläufig an der Zeit. Die Friedensverhandlungen, ohnedies schwierig, komplizierten sich durch private Probleme. »Unsere gemeinsame Freundin, Señora Tudó«, erläuterte er, »möchte mich heroisch haben. Das ist liebenswert und patriotisch. Aber ich kann schließlich das Land nicht verbluten lassen, nur um vor mir und unserer Freundin Pepa den Helden zu machen. Ich bin Staatsmann. Ich muß der Vernunft gehorchen, den politischen Notwendigkeiten, nicht dem Gefühl.«

Unbehaglich hörte Goya zu. Bestimmt war da wieder ein Ansinnen auf dem Wege, eine Zumutung, etwas Entwürdigendes.

»Überdies«, fuhr der Minister fort, »ist die Königin nervös, bedrückt von der Schwere der Entscheidungen, die sie zu treffen hat, und nimmt Anstoß an unschuldigen Kleinigkeiten, an der Anwesenheit unserer Freundin Tudó zum Beispiel. Die Señora fügt sich natürlich dem Wunsch der Krone, doch fühlt sie sich mit Recht gekränkt. Ich

möchte ihr nun, bevor sie nach Madrid zurückkehrt, eine kleine Freude machen. Wie wäre es, wenn man jenen ungezwungenen Abend wiederholte, der, dank Ihrer Hilfe, meine erfreuliche Bekanntschaft mit der Señora einleitete?«

»Ist das Pepas Idee?« fragte, seine Unlust mühsam verbergend, Goya. »Halb die ihre, halb die meine«, gab Don Manuel zu. »Pepa stellt es sich so vor, daß wir den Abend hier veranstalten, in meinem Appartement im Escorial. Sie verspricht sich davon besonderen Spaß.«

Nun war Goya höchlich verstimmt. Was war Pepa in den Kopf gestiegen? Warum veranstaltete sie ihre zweideutige Tertulia im erhabensten Hause Spaniens? »Das Huhn gehört nicht in die Kathedrale«, dachte er finster die alte Redensart. Und warum mußte sie ihn dabei haben? Wollte sie ihm vorführen, wie weit sie es gebracht hatte? Allein er sah keine Möglichkeit, die Einladung des Ministers abzulehnen.

Am nächsten Abend also, über die feierliche Treppe, durch die langen, ernsten Korridore, ging er von neuem zu Don Manuel.

Im Vorraum hockte Pepas Dueña, die dürre Conchita. Sie begrüßte Francisco unterwürfig, doch war auf ihrem hagern Gesicht ein freches, vertraulich gemeines Lächeln.

Die Gesellschaft Don Manuels war die gleiche wie damals bei Doña Lucía: nur fehlten Agustín und der vorsichtige Don Miguel. Pepa, in schlichtem, grünem Kleid, war sehr schön, halb widerwillig gestand ihr's Francisco zu. Er begriff genau, was in ihr vorging, ihre Gekränktheit und ihren Triumph. Sie brauchte bloß von ihm wegzugehen, und alles fiel ihr zu, was eine Frau begehren konnte. Da stand sie, Pepa Tudó, frech, stolz, im stolzesten Palaste des Reichs, über der Gruft der toten Könige, und gab ihre Tertulia, und ihn hatte sie herbefohlen, und er konnte sich nicht weigern. »Trágalo, perro – Friß es, du Hund!«

Pepa begrüßte ihn unbefangen, freundlich fremd: »Schön, daß ich Sie endlich zu Gesicht bekomme, Don Francisco. Ich höre, Sie sind hier, um die Majestät zu porträtieren. Es tut mir leid, daß man Sie warten läßt. Auch ich bin hier in Geschäften.

Ich habe, was ich wollte, schon so gut wie erreicht und kann morgen zurück nach Madrid.«

Goya hätte sie gerne bei den Schultern gepackt, sie durchgeschüttelt, ihr einige kräftige, unflätige Worte in ihr freches Gesicht gesagt; doch in Gegenwart Don Manuels mußte er an sich halten.

Der tat, als wäre es das natürlichste von der Welt, daß er Pepa Tudó seine feierliche Wohnung im Escorial für ihre Tertulia zur Verfügung stellte, er war lustig, gesprächig, lärmend. Seine Unbefangenheit war nicht echt. Zwar hatte ihm Doña María Luisa vieles nachgesehen, aber war er diesmal nicht sehr weit gegangen?

Reine Freude an dem Abend hatte der Abate. Er genoß die Gegenwart Lucías. Langsam, auf vielen klugen Umwegen, war er ihr nähergekommen, nun sah sie die politischen Dinge mit seinen Augen, hatte, wie er, ihr spitzbübisches Vergnügen an dem ironischen Sakrileg dieser Tertulia. Das hätte sich der Zweite Philipp, der große Errechner der Zukunft, nicht träumen lassen, daß sich über seinem Grabe der Erste Minister des Reiches mit seiner Freundin verlustieren werde.

An diesem Abend sang Pepa eine ihrer Romanzen, eine zweite, eine dritte. Sie sang die Romanze von dem König Don Alfonso, der sich in Toledo in eine Jüdin verliebt, Raquel la Fermosa, in »die Schöne Rahel«, und sieben Jahre mit ihr verlebt, seine Königin, die englische Leonora, allein lassend. Dann aber empören sich die Granden und schlagen die Jüdin tot. Der König trauert maßlos. »Seine Jüdin«, sang Pepa, »seine Jüdin ihm entrissen, / Stand Alfonso trüb und klagte. / Sehnsucht ihm und Gram um Rahel / Mörderisch am Herzen nagte.« Dann aber kommt ein Engel und hält ihm seine Schuld vor. Er bereut und schlägt zur Buße tausend Mauren tot.

So sang Pepa. Die andern hörten nachdenklich zu. »Unsere Pepa«, sagte scheinbar zusammenhanglos Don Manuel, »will mich durchaus zu einem altspanischen Helden machen.« Und Pepa, ebenso zusammenhanglos, antwortete: »Ich habe keinen Tropfen jüdischen oder maurischen Blutes in mir. Ich bin von altkastilischer Reinheit«, und sie bekreuzte sich. »Ich weiß«, beeilte sich Don Manuel zu erwidern, »wir alle wissen es.«

»Du singst noch besser als früher, Pepa«, sagte Goya, als er Gelegenheit hatte, mit ihr allein zu reden. Sie schaute ihm aus ihren grünen Augen voll ins Gesicht, auf ihre schamlose Art. »Meine Romanzen sind schöner als die Wirklichkeit«, sagte sie. Er sagte: »Du interessierst dich jetzt für Politik, höre ich?« Sie antwortete freundlich: »Ich interessiere mich nicht für Politik, Don Francisco, ich interessiere mich für Spanien. Und für Don Manuel. Als mein seliger Felipe noch lebte, und auch während meiner Zeit mit dem Admiral, interessierte ich mich für die Marine. Als Sie und ich befreundet waren, für Malerei. Erinnern Sie sich, wie ich Sie darauf aufmerksam machte, daß der Arm Señor Mazarredos auf Ihrem Porträt zu kurz geraten war? Jetzt interessiere ich mich für Don Manuel. Er ist der größte Staatsmann Spaniens, warum soll er nicht der größte der Welt werden? Aber glauben Sie nicht, daß ich meine alten Freunde vergesse. Don Manuel hat auf meine Anregung dem König nahegelegt, er möge die Stelle des Ersten Malers neu besetzen. Leider ist vorläufig Don Carlos eigensinnig und will gerade dieses Gehalt sparen.«

Goya blieb ruhig. »Ich an deiner Stelle, Pepa«, sagte er, »würde es dem König von Spanien und dem Konvent der französischen Republik überlassen, was aus den Kindern des Sechzehnten Louis werden soll.« Nach wie vor wandte sie keinen Blick von ihm. »Sie sind klug, Don Francisco«, antwortete sie. »Sie sind nicht wie die Männer meiner Romanzen. Sie haben immer gut verstanden, Ihr Werk nützlich zur Geltung zu bringen. Wahrscheinlich ist auch der Rat gut, den Sie mir geben. Übrigens habe ich ihn befolgt, schon bevor Sie ihn mir gaben.«

Goya dachte: Hilf einer Frau aus dem Wasser, und sie wird behaupten, du seiest hineingefallen. Gleichzeitig, wiewohl er es kaum in Worten hätte ausdrücken können, wußte er mit seinem guten, bäuerischen, männlichen Instinkt, was sie spürte. Gerade daß sie sich mühte, ihn zu kränken, bewies, wie sehr sie an ihm hing. Er brauchte ihr nur zu winken, und bei all ihrem Phlegma spränge sie ihm ins Bett. Mochte sie ihn verhöhnen, mochte sie sich überlegen glauben, er fühlte Mitleid.

Er wartete darauf, wie Manuel und Pepa den Abend beschließen würden. Werden sie es wagen, die Nacht durch zusammenzubleiben im Escorial, unter einem Dach mit der Königin, über der Gruft Karls des Fünften und des Zweiten Philipp?

Lucía und der Abate verabschiedeten sich. Pepa machte keine Anstalten zu gehen. Auch Goya mußte wohl nach Hause. »Gute Nacht, Don Francisco«, sagte Pepa mit ihrer trägen, angenehmen Stimme. »Gute Nacht, Francho«, sagte sie und schaute ihm voll ins Gesicht.

Durch den Vorraum schritt Francisco.
Schläfrig kauerte die Alte,
Die Dueña; grinsend nickte
Sie, stand auf und neigte tief sich.
Er bekreuzte sich. Ihm schien die
Dürre Gegenwart der Alten
Unterm Dach des Escorial noch
Lästerlicher als die Nacht Don
Manuels und seiner Pepa.

16

Es wurde in der Posada für den Hofmaler Don Francisco de Goya y Lucientes ein Brief aus dem Escorial abgegeben. Er lautete: »Ich habe morgen keinen Dienst bei der Königin. Warum sehe ich Sie niemals bei meinem Lever? Ihre Freundin Cayetana de Alba.«

Er hatte auf diese Botschaft gewartet, das Herz voll Bitterkeit. Jetzt waren alle üblen Gefühle weggewischt. »Ihre Freundin Cayetana de Alba.« Elle est chatoyante, dachte er, eher zärtlich.

Des nächsten Tages, er war kaum angelangt, winkte sie ihn zu sich. »Wie gut, daß Sie endlich kommen, Don Francisco«, begrüßte sie ihn, »wir haben viel zu besprechen. Bleiben Sie doch, wenn die andern gegangen sind.« Ihre kleine, etwas harte Stimme war unbekümmert laut, so daß auch die andern ihre Worte hörten, und voll unverstellter Herzlichkeit.

Es waren leider viele andere und manche, die Goya ungern hier traf. Da war natürlich der blonde, hochgewachsene Doktor Peral, da war der Berufsbruder, der Pfuscher Carnicero, da war der hübsche, geckenhafte Marqués de San Adrián, in dessen liebenswürdigem Gehabe Goya stets eine Spur Herablassung witterte, da war der Stierkämpfer Costillares, dem weiß Gott der Escorial hätte verschlossen bleiben müssen.

Und die Frau hatte für jedermann liebenswürdige Blicke. Franciscos Freude, während er wartete, verdampfte. Er fertigte diejenigen, die ihn ansprachen, einsilbig ab.

Kehrte der Gesellschaft den Rücken, beschaute die bunten Gobelins, die an den Wänden hingen.

Die Albas hatten eines der wenigen Appartements inne, welche der König in dem heitern Geschmack des letzten Jahrzehntes hatte einrichten lassen. Unter den Gobelins war einer nach einem Entwurf, den er selber, Francisco, gemacht hatte, zu der Zeit, als er unbekümmert fröhlich darauflosmalte. Es war eine lustige Volksszene. Vier Mädchen ergötzten sich, einen »pelele«, einen Hampelmann, auf einem Tuche hochspringen zu machen, ihn zu prellen. Die Gruppierung war nicht schlecht, die Bewegungen natürlich. Trotzdem mißfiel ihm sein Werk von damals. Diese Majas, diese Mädchen aus dem Volke, welche die Puppe springen machten, waren unecht. Es waren keine Majas, es waren Hofdamen, welche Majas spielten, und ihre Fröhlichkeit war jene geschminkte, gefrorene, die er beim Lever der Königin beobachtet hatte. Die lächerlichen, schmerzhaften Bewegungen des Hampelmannes waren wahrhaftiger als die der Mädchen.

Ihm selber hatte die fröhliche Mummerei sehr gefallen seinerzeit, und er hatte eifrig mitgetan. Alle hatten mitgetan. Seine Kollegen in Paris hatten die Herren und Damen Versailles' als Schäfer und Schäferinnen gemalt, so steif und künstlich wie er seine Majos und Majas. Einigen dieser galanten Schäfer und hübschen Schäferinnen waren mittlerweile die eleganten Puppenköpfe abgeschlagen worden. Auch er, wiewohl es ihm jetzt eher besser ging als damals, hatte zugelernt, und die Heiterkeit seiner Volksszene erschien ihm jetzt dumm, krampfig, ärgerlich.

Die fröhlich leeren Gesichter des Gobelins waren nicht eben Porträts, und waren dennoch Porträts. Er konnte es mit Gründen bestreiten, daß die dritte der puppengesichtigen Damen die Alba sei, aber sie war es. In dieser Technik war er allen voran, ein Gesicht anzudeuten und es dennoch anonym zu lassen. Sie prellte ihren Pelele mit Lust, die Alba.

»Meine Herren und Damen, ich wäre fertig«, erklärte unerwartet bald die Alba, und liebenswürdig, doch bestimmt verabschiedete sie ihre Besucher. »Sie bleiben, Don Francisco«, wiederholte sie.

»Wir werden spazierengehen, Eufemia«, bedeutete sie ihrer Dueña, nachdem die andern weg waren, und sie stellte vor: »Das ist Doña Luisa María Beata Eufemia de Ferrer y Estala.« Francisco verneigte sich tief und sagte: »Es ist eine Ehre und Freude, Ihre Bekanntschaft zu machen, Doña Eufemia.« In einem Liebeshandel mit einer großen Dame war die Dueña eine wichtige Person, die nach Belieben Sonne und Schatten machte.

Zofen rollten auf einem Toilettentisch neue Salbentöpfchen und Toiletteflaschen heran; der geplante Spaziergang erforderte Schutzmaßnahmen gegen die Sonne. Goya sah, wie sich das bräunlichblasse, ovale Gesicht Cayetanas sehr weiß färbte; auch so, mit den bestürzend hohen Augenbrauen, blieb es das einmalige Gesicht der Alba. Wo hatte er seine Augen gehabt, als er das dritte Mädchen malte für den Pelele-Gobelin?

»Und welches Kleid befiehlt mein Lämmchen für den Spaziergang?« wandte sich die Dueña an Cayetana. »Das grüne Pariser oder das andalusische oder das weiße

Musselinkleid aus Madrid?« – »Das weiße natürlich«, befahl die Alba. »Und die rote Schärpe.«

Zu ihm sprach sie jetzt nicht mehr, sich anziehen zu lassen, erforderte ihre ungeteilte Aufmerksamkeit. Die Damen Madrids waren gewohnt, Männer um sich zu haben, wenn sie Toilette machten, und zeigten freigebig Arme, Schultern, Rücken, Brüste; nur hielten sie nach alter Sitte darauf, daß ihre Beine unsichtbar blieben. Doña Cayetana verbarg auch die Beine nicht. »Sagt des Mädchens Fuß nicht nein, / Ist auch bald das Ganze dein«, ging Goya der Refrain einer alten Tonadilla durch den Kopf.

Mit geübtem Blick, sachlich bei aller Leidenschaft und Begier, nahm er die ganze, umständliche Zeremonie des Ankleidens in sich auf. Geleitet wurde sie umsichtig von der Dueña. Doña Eufemia war dürr und lang, ein breiter Kopf mit schräger Stirn, platter Nase und wulstigem Mund saß auf einem Spindelhals. Die Alba behandelte die schwarzgekleidete würdige Alte bald herrisch wie eine Sklavin, dann wieder mit spaßhafter, beinahe lasterhafter Vertraulichkeit.

Das weiße Musselinkleid war kürzer, als eigentlich erlaubt war, es schleifte nicht nach, es war das rechte Kleid für einen Spaziergang. Nun war auch die rote Schärpe befestigt und das üppige, schwarze Haar in einem dünnen Netz verwahrt.

Die Begleiter fanden sich ein, welche Doña Cayetana mitzunehmen pflegte, der Page Julio, ein käsegesichtiger, spitznasiger Junge mit frechen Augen, der zehn Jahre sein mochte, und das kleine, vielleicht fünfjährige Negermädchen María Luz. Die Dueña nahm den Sonnenschirm, der Page den Behälter mit Puder und Parfums, das Negerkind hob den winzigen, weißwolligen Hund Don Juanito auf den Arm.

Die kleine Prozession, Cayetana und Goya voran, schritt über die feierlichen Korridore, die großen Treppen hinunter, hinaus in den Garten. Über gewundene, gekieste Wege ging man, zwischen Blumenbeeten und Hecken von Buchs und Taxus, dahinter war der massige Ernst des Schlosses. Dann verließ Doña Cayetana den Bereich der Gärten und schlug einen Pfad ein, der sich schnell verengte und hinaufführte

zu der Silla del Rey, dem Sitze des Königs, jenem Felsvorsprung, welcher die berühmte Sicht des Escorial bot.

Die Luft war fröhlich frisch, in einem hellen Himmel stand eine blasse Sonne, leichter Wind ging. Die Alba schritt auf zierlichen Schuhen, fest und mit Vergnügen, die Füße, wie es die Mode vorschrieb, nach außen gestellt; den Fächer trug sie geschlossen in der Linken, ihn leicht schwenkend. So, klein, anmutig und entschieden, ging sie den schmalen, steinübersäten Pfad, der durch die graubraune Wüste langsam aufwärts führte, hinein in die Vorberge der Guadarrama.

Schräg hinter ihr ging Goya. Es war Vorschrift für jeden, der als Gast den Escorial betrat, in Hoftracht zu kommen; er ging steif in der etwas zu knappen Kleidung, Hut, Degen und Perücke beengten ihn. Vor sich sah er den kleinen Leib der Alba, prall umschloß die rote Schärpe die zärtlich gewölbten Hüften. So ging sie vor ihm her, winzig, gestreckt und schmal, sie schritt nicht, wandelte nicht, tänzelte nicht, es war schwer, für die Art, wie sie sich bewegte, das rechte Wort zu finden.

Der Weg, ansteigend durch die besonnte, graubraune, weißliche Steinwüste, schien Goya lang. Die schwarzgekleidete Dueña rührte würdig und klaglos die alten Glieder, der Page Julio trug gelangweilt die Parfums und Puderflaschen, María Luz, die kleine Negerin, lief bald vor, bald zurück, das Hündlein kläffte übellaunig, befehlshaberisch und wollte jeden Augenblick niedergesetzt werden, um zu pissen. Goya war sich der Lächerlichkeit der kleinen Prozession bewußt, die da farbig, modisch, geckenhaft durch die uralte Ödnis hinzog.

Über die Schulter sprach die Alba zu ihm. »Wohnt Señora Tudó in der gleichen Posada wie Sie?« erkundigte sie sich. »Señora Tudó ist abgereist, soviel ich höre«, antwortete er, bemüht unbeteiligt. »Ich höre«, fuhr sie fort, »Sie haben für Señora Tudó ein hübsches Fest gegeben. Oder war es Don Manuel? Erzählen Sie ein bißchen. Seien Sie nicht so pedantisch diskret. Don Manuel ist beharrlich, aber auch die Italienerin ist nicht nachgiebig. Wer, glauben Sie, wird seinen Stier umbringen?« – »Ich bin zuwenig

eingeweiht, Frau Herzogin«, antwortete er trocken. »Sagen Sie wenigstens nicht Frau Herzogin zu mir«, verlangte sie.

Da war der Felsvorsprung, die Silla del Rey, König Philipps Lieblingsplatz, von dem aus er sein Schloß hatte wachsen sehen, Stein um Stein. Die Alba setzte sich, der Fächer lag ihr geschlossen im Schoß, die Dueña und die beiden Kinder ließen sich hinter ihr nieder. Goya blieb stehen. »Setzen Sie sich doch auch«, befahl sie über die Schulter. Er hockte sich auf den Boden, ungelenk, behindert durch den Degen, behindert durch spitze Steinchen. »Cubríos, bedecken Sie sich«, befahl sie weiter, und er wußte nicht, ob sie mit oder ohne Absicht, im Ernst oder ironisch die Formel brauchte, mit welcher der König seine zwölf Ersten Granden auszeichnete.

Da saß sie, ein launisches, zartes Figürchen, auf dem Steinsitz, und schaute über die flirrende Wüste auf das Schloß. So mochte ihr Ahnherr gesessen sein, den der fanatische König Philipp manches Mal hierherbefohlen hatte; hier mochte er, dieser frühe Alba, die Weisungen überdacht haben, die ihm der König in seiner leisen, höflichen Art erteilt hatte, Befehle, ein unfügsames Reich zu überfallen, eine ketzerische Provinz zu vernichten.

Die Alba saß vollkommen still, auch die andern hielten sich reglos. Das Flimmern der großen Ödnis, aus welcher das Schloß herauswuchs, starr und tot wie die Ödnis selber, lähmte sie.

Goya starrte über die steinerne Wüste wie die andern. Plötzlich sah er aus der Ödnis, über die Ödnis, etwas sich bewegen, ein Geschöpf, wesenlos und doch sehr deutlich, weißlich graubraun wie die Wüste, eine riesige Kröte, oder war es eine Schildkröte? Ein Etwas mit einem Menschenkopf, aus dem gewaltige Augen herausquollen. Langsam, doch unausweichlich kroch das Wesen näher; breit, freundlich, höllisch grinsend, seiner selbst und seiner Beute sicher, kam es auf einen zu. Man sollte gehen, warum blieben sie alle sitzen? Es gab Geister, die nur des Nachts arbeiteten, und solche, die bei Tag Macht hatten. Die waren selten, doch gefährlicher. Goya kannte das Gespenst, welches da im hellen Tag herankroch, er hatte schon als kleines Kind von ihm gehört, es trug

harmlose, ja, angenehme Namen, es hieß »El Yantar«, Das Mittagessen, oder, noch freundlicher, »La Siesta«. Aber es war ein tückischer Geist mit seinem Grinsen und seinem Flirren und seiner Freundlichkeit, er zeigte sich nur in der Sonne, und man sollte Kraft haben und aufstehen und gehen.

Da hob die Alba zu sprechen an, und sogleich verschwand der Krötengeist, die Wüste wurde leer. »Wissen Sie«, sagte die Alba, »daß mir diesmal während meines Aufenthalts im Escorial etwas Außerordentliches zustoßen wird?« – »Wie kommen Sie darauf?« fragte Goya. »Meine Eufemia hat es mir gesagt«, antwortete Cayetana, »und auf sie kann man sich verlassen. Sie weiß viel von der Zukunft. Sie hält es mit Hexen. Einmal, wenn sie mich ärgert, werde ich sie der Inquisition anzeigen.« – »Reden Sie doch nicht so lästerlich daher, Lämmchen meiner Seele«, bat die Dueña. »Der Herr Hofmaler ist ein kluger Mann und versteht einen Scherz. Aber wenn Sie sich gehenlassen, reden Sie einmal auch so vor andern.« – »Erzähl uns was, Eufemia«, befahl die Alba. »Erzähl von denen, die lebendig begraben sind in den Grundmauern des Escorial.« – »Das sind alte Geschichten«, antwortete die Dueña, »und wahrscheinlich kennt sie Don Francisco.« Aber: »Zier dich nicht«, befahl Cayetana, und da erzählte Eufemia.

Ein junger Mensch in dem Dorfe San Lorenzo, ein gewisser Mateo, schimpfte auf die hohen Abgaben, welche die Klosterbrüder von den Bauern verlangten, und war überhaupt ein Ketzer. Die Klosterbrüder zeigten ihn an. Da verwandelte sich Mateo in einen schwarzen Hund und heulte die Nächte durch, um die Dorfleute gegen die Klosterbrüder aufzuhetzen. Schließlich hängten die Brüder den Hund auf den First des Klosters. Da verwandelte sich der Hund von neuem, erschien im Dorfe in Gestalt eines stattlichen, jungen Kriegsmannes, behauptete, er habe hundertsiebenundzwanzig Mohren erschlagen, und hetzte, auch er, gegen die Klosterleute. Doch ein gelehrter Mönch entdeckte, daß der Kriegsmann, der Hund und der frühere Mateo *eines* waren, und zeigte ihn der Inquisition an. Als die Häscher kamen, wurde der Kriegsmann wieder zum Hunde. Da fingen die Klosterbrüder den Hund und begruben ihn lebendig im

Fundament des Erweiterungsbaues; denn es war um die Zeit, da das Kloster in den Escorial umgewandelt wurde. »Noch jetzt«, schloß die Alte, »hört man den Hund manchmal heulen, wenn Vollmond ist.« – »Eine interessante Geschichte«, sagte Francisco.

»Übrigens«, wandte sich die Alba über die Schulter an Francisco, »habe ich auch eine andere, die mir weissagt, eine Zofe meiner Großmutter. Diese Zofe, Brígida hieß sie, wurde seinerzeit als Hexe verbrannt. Viele sagten, sie sei unschuldig gewesen, aber als der Henker sie um den Kuß der Verzeihung bat, hat sie ihn nicht geküßt, ein sicheres Zeichen, daß sie eine Hexe war. Sie kommt manchmal zu mir und verkündet mir, was geschehen wird. Sie ist sehr gut im Weissagen.« – »Was hat sie Ihnen denn geweissagt?« fragte er. Sie erwiderte sachlich: »Daß ich nicht alt werde und daß ich meine Zeit nützen muß, wenn ich was vom Leben haben will.«

Das Gesicht dann drehte sie ihm
Zu, aus den metallischen, großen
Augen schaute sie ihn an, und:
»Glauben Sie an Hexen?« fragte
Sie. »Natürlich glaube ich an
Hexen«, sagte unwirsch Goya,
Und er sprach jetzt in dem groben,
Heim’schen Dialekte, den er
Manchmal brauchte. »Selbstverständlich«,
Sagt’ er nochmals, »glaube ich an
Hexen.«

Tage vergingen, Francisco sah und hörte nichts von ihr. In seinem Zimmer in der Posada saß er, wartete. Zeichnete das Mittagsgespenst, zeichnete es ein zweites, ein drittes Mal. Elle est chatoyante, dachte er.

Unvermutet wurde er aufgefordert, ins Schloß zu übersiedeln. In heißem, freudigem Schreck nahm er an, sie habe ihm die Gunst erwirkt. Aber nicht sie, der König selber wünschte ihn im Schloß. Die peinliche politische Spannung war vorbei, der Zwist zwischen Doña María Luisa und Manuel beendet, der König hatte Zeit und Lust, sich von Goya porträtieren zu lassen.

Carlos schätzte seinen Goya. Der König, bei all seinem behäbigen Phlegma, hatte Sinn für Repräsentation. Auch empfand er die traditionelle Aufgabe der spanischen Herrscher, die Kunst und besonders die Malerei zu fördern, nicht als Bürde. Es war ihm eine angenehme Vorstellung, in den Bildern guter Maler weiterzuleben.

Beflissen überlegte er mit Goya, wie er sich diesmal solle porträtieren lassen. Er wünschte drei sehr repräsentative Gemälde, dazu angetan, jedem Untertan sogleich die Unterschrift des Königs ins Gedächtnis zu rufen: »Yo el Rey – Ich, der König.«

Goya hatte von jeher bewundert, wie Velázquez auf seinen Philipp-Bildern die Majestät des Königsmantels auf das Gesicht des Trägers zurückstrahlen ließ. Er hatte von Velázquez gelernt, aus Menschen und Kleidern Einheiten zu machen. Er hatte Carlos in rotem, blauem und braunem Rock gemalt, goldbestickt und silberbestickt, mit Bändern und Sternen, in Purpur und Hermelin, auch in der Uniform der Garde du Corps, zu Fuß und zu Pferde. Mehrmals war ihm geglückt, aus dem gutmütigen, etwas rohen, angestrengt würdigen Gesicht seines Königs Carlos und den hoheitsvollen Kleidern, aus dem gegen die Brust gedrückten Doppelkinn, dem fülligen Bauch und den strahlenden Ordenssternen etwas Neues, Organisches zu bilden, was dem Beschauer den Begriff Königtum gab, ohne doch die gemächliche Leiblichkeit Carlos' zu verfälschen. Er freute sich darauf, neue, wirksame Varianten des vertrauten Themas zu finden.

Carlos war sich der Aufgabe bewußt, seinem Maler zu helfen, und er hielt aus in den manchmal ermüdenden Posen. Er regte Unterbrechungen nicht an, doch war er dafür

dankbar. In solchen Fällen schwatzte er freundschaftlich mit Goya, ein Spanier mit dem andern. Zog wohl auch den schweren Königsrock aus, setzte sich massig in einen breiten Sessel oder stapfte in Wams und Hosen herum. Da wurden dann die Ketten von Uhren sichtbar, und oft auch redete der König von seinen Uhren. In einem, meinte er, halb im Scherz, halb ernsthaft, sei er seinem großen Vorgänger, dem Kaiser Karl, überlegen: er habe es dahin gebracht, daß seine Uhren auf die Sekunde die gleiche Zeit anzeigten. Und stolz zog er seine Uhren heraus, verglich sie, behorchte sie, zeigte sie Goya, ließ auch ihn horchen. Das Wesentliche sei, setzte er ihm auseinander, daß Uhren immerzu getragen würden. Um ihre ganze Leistungsfähigkeit zu erreichen, bedürfe die Uhr der unmittelbaren Nähe des menschlichen Körpers, die Uhr sei etwas Menschliches. Er halte darauf, daß seine Lieblingsuhren ständig getragen würden; diejenigen, die er nicht selber trage, lasse er von seinem Kammerdiener tragen.

Goya hätte für die bestellten Porträts nur drei oder vier Sitzungen benötigt; mit Hilfe der entstandenen Skizzen und mit Hilfe von Röcken und Uniformen, die man ihm in sein Atelier schicken mochte, hätte er wahrscheinlich rascher und besser gearbeitet. Allein Carlos langweilte sich im Escorial, die Sitzungen machten ihm Freude, er saß seinem Maler fünf Tage lang, acht Tage lang, Morgen um Morgen, zwei bis drei Stunden. Auch die Unterhaltung mit Francisco machte ihm offenbar Spaß. Er fragte ihn aus über seine Kinder und erzählte ihm von seinen eigenen. Oder er sprach von der Jagd. Oder er erörterte seine Lieblingsgerichte, wobei er niemals vergaß, die großartige Qualität der Schinken zu rühmen, die aus Estremadura kamen, der Heimat seines lieben Manuel.

Schließlich erklärte die Königin, Carlos habe Goya lange genug für sich arbeiten lassen, jetzt wolle sie ihn haben.

Doña María Luisa war guter Laune. Sie hatte die Nachricht von der »Orgie« Pepas im Escorial nicht so entrüstet aufgenommen, wie man erwartet hatte. Ihr war das wichtigste, daß jetzt die Frauensperson fort war, so daß sie sich wieder, ohne sich was zu vergeben, der Nähe Manuels erfreuen konnte. Der seinesteils fühlte sich erleichtert, als ihm María Luisa nicht die gefürchtete Szene machte, und es war ihm willkommen,

daß er eine Zeitlang die Aufforderungen Pepas zum Heldentum nicht hören mußte. Überdies bezeigte ihm die kluge María Luisa höchste Großmut. Sie tat, als habe er schon seit langem auf Versöhnung mit der Französischen Republik hingearbeitet, sie rühmte ihn vor den Granden und Ministern als den Mann, der Spanien den Frieden bringen werde. Die Freundschaft zwischen der Königin und ihrem Ersten Minister war enger als je.

Goya fand also eine heitere und sehr gnädige María Luisa. Er hatte sie schon vor beinahe einem Jahrzehnt gemalt, als sie noch Kronprinzessin war. Damals hatte sie trotz ihrer Schärfe und Häßlichkeit einen Mann reizen können. Nun war sie älter und häßlicher, doch noch immer bestrebt, nicht nur auf dem Throne, sondern auch als Frau zu gelten. Sie verschrieb sich aus allen Hauptstädten Europas Kleider, Wäsche, die kostbarsten Salben, Öle, Parfums, sie trug die Nacht über Masken aus Teig und seltsamen Fetten, sie trainierte mit dem Tanzmeister und ging, Kettchen an den Fußgelenken, vor dem Spiegel auf und ab, um ihren Gang zu verbessern. Mit souveräner Schamlosigkeit sprach sie mit Goya über die Mühen, die es sie kostete, sich als Frau zu behaupten. Ihm imponierte ihre wilde Energie, und er wollte sie malen, wie sie war: häßlich und interessant.

Er vermißte die Behelfe seiner Werkstatt und mehr noch Agustín, seinen Rat, seinen mürrischen Tadel, seine vielen Dienste. Bei dem beschränkten Raum des Escorial konnte er aber schwerlich verlangen, daß man ihn kommen lasse.

Nun hatte Don Manuel der Königin als eines der Zeichen der Versöhnung den Hengst Marcial zum Geschenk gemacht, den Stolz seiner Ställe, und auf diesem Pferde wollte sie sich für ihn malen lassen. Dergleichen umfangreiche Bilder ohne Gehilfen zu bewältigen, noch dazu in der kurzen gegebenen Frist, war so gut wie unmöglich. Goya konnte also mit gutem Grunde verlangen, seinen Freund und Schüler Don Agustín Esteve zuziehen zu dürfen.

Agustín kam. Breit grinsend begrüßte er den Freund, er hatte ihn bitter entbehrt, es war ihm Genugtuung, daß Francisco seine Einladung in den Escorial erwirkt hatte.

Bald indes mußte er wahrnehmen, wie Goya inmitten aller Arbeit plötzlich abglitt, wie qualvoll er auf etwas wartete, das nicht kam. Bald auch, aus Worten Lucías, Miguels, des Abate, erriet er die Zusammenhänge, erkannte, wie heillos tief sich Francisco dieses Mal verstrickt hatte.

Er begann, an der Arbeit des Freundes zu mäkeln. Die Porträts des Königs seien bei weitem nicht geworden, was sie hätten werden können. Wohl habe Goya viel Handfleiß darauf verwandt, aber wenig innere Sammlung. Es seien rein repräsentative Bilder, das sei zuwenig für den Goya von heute. »Ich weiß auch, warum Sie versagen«, erklärte er. »Sie sind mit Nebendingen beschäftigt. Ihr Herz ist nicht bei Ihrem Werk.« – »Du Klugschwätzer, du Neidling, du verkrachter Student«, gab Goya zurück, doch verhältnismäßig ruhig. »Du weißt genau, daß diese Bilder genauso gut sind wie alle andern, die ich von Don Carlos gemacht habe.« – »Richtig«, antwortete Agustín, »und somit sind sie schlecht. Sie können jetzt mehr als früher. Ich wiederhole Ihnen: Sie sind zu faul.« Er dachte an Lucía und steigerte sich in Wut. »Sie sind zu alt für kleine Weiberaffären«, sagte er feindselig. »Sie haben noch eine Menge zuzulernen, und Ihre Zeit wird kurz. Wenn Sie es weiter so treiben, dann wird alles, was Sie gemacht haben, Stückwerk sein, und Sie selber nichts als ein abgebauter Schacht.« – »Nur so fort«, antwortete Goya leis und böse. »Heute höre ich gut, heute kann ich einmal deine Meinung ganz hören.« – »Du hast ein unwahrscheinliches, unverdientes Glück«, erwiderte, nicht faul, Don Agustín. »Der König sitzt dir und sitzt dir nochmals und zeigt sich dir in seinem Wams und läßt seine Uhren für dich ticken. Und was fängst du an mit dieser einmaligen Möglichkeit, ganz in den Mann hineinzuschauen? Hast du in das Gesicht deines Carlos hineingemalt, was wir Patrioten darin sehen? Blind infolge leerer Sinnlichkeit, siehst du nicht einmal, was jeder Laie sieht. Qué vergüenza. Weil Carlos freundlich mit dir gesprochen hat über die Schinken von Estremadura, hältst du ihn für einen großen König und malst zu seinem Staatsfrack und seinem Goldenen Vlies ein würdiges Gesicht.« – »So«, sagte Goya, immer noch auffallend ruhig. »Jetzt hast du

deines gesagt. Und jetzt schicke ich dich nach Hause, und auf dem ältesten Maultier, das in San Lorenzo aufzutreiben ist.«

Er erwartete eine wüste Antwort. Er erwartete, Agustín werde fortlaufen, die Tür hinter sich zuknallend, daß der ganze Escorial dröhnte. Nichts dergleichen geschah. Agustín hatte ein Blatt zur Hand genommen, welches Francisco, als er Skizzen zu den Königsbildern aus der Schublade holte, achtlos darunter gemischt hatte; es war jene Zeichnung »El Yantar«, das Mittagsgespenst. Da stand nun Agustín und schaute und starrte.

Goya aber, und gegen seine Gewohnheit beinahe verlegen, sagte: »Das ist nichts. Das ist so hingeschmiert. Eine Laune. Ein Capricho.«

Von da an sprach Agustín nicht mehr über Franciscos neue Weiberaffäre und über die Vernachlässigung seiner Kunst. Vielmehr wählte er, selbst wenn es nur um das Technische ihrer Arbeit ging, seine Worte zart und vorsichtig. Francisco wußte nicht, ob es ihm lieb war oder unlieb, daß Agustín so tief in seine Verstrickung hineinschaute.

Die Königin María Luisa paradierte vor Goya auf dem Hengste Marcial, als Inhaberin des Regimentes Garde du Corps. Auf Männerart saß sie zu Pferde, sie war eine gute Reiterin, hoch und kühn hob sich der Kopf über der kriegerischen Uniform.

Es hätte genügt, wenn sie bei weiteren Sitzungen auf dem Holzbock posiert hätte. Goya aber bereitete es scharfe Lust, sie ein zweites und drittes Mal ihre Reitkunst vorführen zu lassen, und zwar in Gegenwart Agustíns. Er kommandierte der Königin, das Pferd so zu drehen und anders, den Kopf auf diese Art zu halten und auf jene. Und er schob Agustín in den Vorgrund, betonte dessen Anteil an dem zu schaffenden Werk, fragte: »Was meinst du, Agustín, sollen wir es so lassen? Oder findest du es besser so?«

Als zum ersten Mal er einen
Großen Herrn gemalt, vor vielen
Jahren, hatte er sich selber
In den Hintergrund gepinselt,
Winzig, schattenhaft, dem Granden

Das bestellte Werk hinhaltend.
Heute, wenn er seinem Freunde,
Seinem Schüler und Gehilfen,
Ein Vergnügen machen wollte,
Ließ er ihm die Königin von
Spanien ihre Kunst vorreiten,
Ehe er geruhte, sie zu
Malen. Schade, daß sein Vater,
Daß der alte Goya das nicht
Mehr erlebte. Oh, wie hätte
Der die Augen aufgerissen.

18

Er ging den Korridor entlang, der von den Gemächern Doña María Luisas zu seinem Zimmer führte. Er kam von der Königin, ein rotbestrumpfter Lakai trug sein Malgerät. Ihm entgegen kam klein, zierlich, festen Schrittes die Alba, begleitet von Doña Eufemia.

Die Knie zitterten ihm, der Boden unter ihm wankte. Sie hielt an. »Gut, daß ich Sie treffe, Don Francisco«, sagte sie. Und in langsamem, deutlichem Französisch fuhr sie fort: »Ich halte es hier im Escorial nicht mehr aus, ich gehe auf ein oder zwei Tage nach Madrid. Ich fahre Mittwoch. Werden Sie auch dort sein?«

Ein ungeheurer, glückhafter Schreck packte Goya. Da war sie, die Erfüllung. Versprochen für die genaue Zeit, für Mittwoch, für Mittwoch nacht. Sofort aber, im gleichen Moment, sagte ihm sein bäuerlich rechenhafter Verstand, daß gerade diese Zeit ihm nicht gehörte. Die Königin erwartete ihn zur Sitzung, Donnerstag, am frühen Morgen. Wenn er nicht kam, brach seine Zukunft zusammen. Niemals mehr wird er ein Mitglied des Hofes malen dürfen, niemals Erster Maler des Königs werden. Zurück ins Nichts fiel er. Wenn er aber nicht der Frau hier, solange noch ihr letztes Wort in der Luft

ist, ein beglücktes Ja in ihr hochmütiges, spöttisches, wunderbares Gesicht hineinsagt, dann wird sie den Korridor weitergehen und ihm für immer entschwebt sein.

Schon machte sie eine winzige, kaum wahrnehmbare Bewegung weiterzugehen, und um ein kleines auch hatte sich der Spott ihres spöttischen Mundes vertieft. Er wußte, diese unheimliche Frau hatte genau erkannt, was in ihm vorging. Angst packte ihn, er habe verspielt. Schnell, heiser, stockend, auf spanisch, sagte er: »Habe ich recht verstanden? Ich darf Ihnen Mittwoch abend meine Aufwartung machen, in Madrid?« Sie, immer französisch, antwortete: »Sie haben verstanden, mein Herr.«

Er wußte nicht, wie er in sein Zimmer gekommen war. Schwer, gedankenlos, saß er, eine lange Weile. Alles, was er spürte, war: Es hat sich entschieden, es ist entschieden.

Dann aber begann er, bäuerlich schlau zu kalkulieren. Er hielt es für angemessen, daß das Schicksal einen hohen Preis von ihm verlangte für seine Nacht mit der Alba; aber mußte es gleich seine ganze Karriere sein? Es mußte sich doch ein schlagender, triftiger Grund finden lassen, die Sitzung bei der Königin abzusagen. Wenn zum Beispiel jemand krank wurde, sterbenskrank, jemand aus seiner nächsten Familie. Eine Depesche solchen Inhaltes mußte er dem Ersten Kammerherrn der Königin vorlegen.

»Wann gehst du endlich nach Madrid, zu Ezquerra?« fragte er eine Stunde später mit etwas angestrengter Barschheit Agustín. »Wie lange willst du mich noch auf die Farben warten lassen?« Agustín schaute ihn verwundert an. »Wir kommen noch mindestens drei oder vier Tage mit den Farben aus«, sagte er. »Außerdem kann der tägliche Bote sie besorgen. Wenn ich ihm klare Instruktionen mitgebe, weiß Ezquerra Bescheid.« Aber Goya, finster, bestand: »Du gehst nach Madrid! Noch heute!« – »Bist du verrückt?« antwortete Agustín. »Du hast fest versprochen, das Bild zum Namenstag Don Manuels fertigzumachen. Du selber hast von der Königin die vier Sitzungen verlangt. Und da willst du mich wegschicken?« – »Du gehst nach Madrid!« befahl Goya. Und heiser, noch mürrischer und entschiedener, setzte er hinzu: »Du wirst dort erfahren, daß meine kleine Elena ernstlich erkrankt ist und daß Josefa auf meine sofortige Rückkehr drängt.« Agustín, tiefer erstaunt, sagte: »Ich verstehe kein Wort.« – »Du brauchst nicht zu

verstehen«, erwiderte ungeduldig Goya. »Die Botschaft sollst du mir bringen, daß meine Elenita erkrankt ist. Das ist alles.«

Agustín stakte auf und ab, bestürzt, angestrengt nachdenkend. »Du willst also der Königin absagen«, fand er schließlich folgerichtig, »du willst nach Madrid.« Goya, gequält, fast flehend, sagte: »Ich *muß* nach Madrid. Mein Leben hängt daran.« – »Und du findest keinen andern Vorwand?« fragte zögernd Agustín. Goya selber wurde jetzt unheimlich, daß er sich diesen Vorwand ausgedacht hatte, aber er fand keinen andern. »Laß mich jetzt nicht im Stich«, bat er dringlich. »Du weißt, wie ich arbeite, wenn wir einen Termin haben. Das Bild wird fertig, und es wird gut. Laß mich jetzt nicht im Stich.«

Seitdem Agustín die Zeichnung des Mittagsgespenstes gesehen hatte, wußte er, daß Francisco im Begriff war, eine seiner ganz großen Tollheiten zu machen, und daß niemand und nichts ihn zurückhalten konnte. »Ich geh nach Madrid«, sagte er unglücklich, »du bekommst deinen Brief.« – »Danke«, sagte Goya. Und: »Versuche zu begreifen«, bat er.

Goya, als Agustín fort war, bemühte sich zu arbeiten. Er war diszipliniert, doch er konnte seine Gedanken nicht zusammenhalten, sie kreisten um die Nacht in Madrid, und wie sie verlaufen werde. Schwärmerisch Verliebtes klang in ihm auf; dann wieder sagte er sich und stellte sich vor das Unflätigste, was er in den Vorstadtkneipen gehört und gesehen hatte.

Er war zusammen mit Lucía und dem Abate. Er fühlte auf sich den wissenden, leicht spöttischen Blick Lucías. Wohl hatte er sich die Technik erworben, mit Frauen umzugehen, mit Herzoginnen und mit Huren, aber in der Nacht des Mittwochs, besorgte er, werde er sich läppisch anstellen. Er beneidete den Abate um seine Gewandtheit, um seine oft von ihm gehöhnte Eleganz. Er hatte Furcht vor dem Lachen der Alba und mehr noch vor ihrem Lächeln.

Lange nach Mitternacht, Goya lag in unruhigem Schlaf, kam Agustín. Bestaubt, in Reisekleidung, stand er in der Tür, ein Diener mit einer Fackel hinter ihm. »Hier haben

Sie Ihren Brief«, sagte er, der Brief schien schwer in seiner Hand. Francisco hatte sich halb aufgerichtet. Er nahm den Brief, hielt ihn, ohne ihn zu öffnen, auch er, als wiege er schweres Gewicht. »Der Brief ist so, wie Sie ihn brauchen«, sagte Agustín. »Danke, Agustín«, sagte Goya.

Andern Morgens erklärte Goya dem Ersten Kämmerer der Königin, dem Marqués de Vega Inclán, er müsse zu seinem schmerzlichsten Bedauern auf die ihm gnädigst bewilligten Sitzungen Doña María Luisas verzichten, er setzte den Grund auseinander und überreichte seinen Brief. Der Marqués nahm den Brief, legte ihn ungelesen auf den Tisch und sagte: »Ihre Majestät hätte die Sitzungen sowieso absagen müssen. Der Infant Francisco de Paula ist ernstlich erkrankt.«

Goya starrte den Marqués an,
Blaß. Er sagte ein paar Worte,
Stammelnd, und verließ das Zimmer.
Schwankend, ungebührlich schnell. Der
Kammerherr, leicht angewidert,
Sah ihm nach. Was für Manieren
Diese Künstler haben, dachte
Er. Und so was muß ich dulden
Im Escorial. Gesindel,
Dacht er, Chusma, Pöbel.

19

»Wir gehen ins Theater, ins Cruz«, erklärte die Alba, als er sich bei ihr einfand. »Man gibt ›Die feindlichen Brüder‹, das ist ein dummes Stück, soviel ich hörte, aber Coronado spielt den Narren und die Gizmana die Soubrette, und die Tonadillas sind

sicher gut.« Goya ärgerte sich über den beiläufigen Ton, in dem sie ihm das mitteilte. War das die Einleitung einer Liebesnacht?

Eine Menge Burschen warteten am Eingang des Theaters, um die Frauen aus den Wagen und den Sänften steigen zu sehen; das war die einzige Gelegenheit, bei welcher Frauenbeine sichtbar wurden. Die Alba stieg aus der Sänfte. »Was für leckere Beinchen«, rief man ihr zu, »zart, rund, zum Anbeißen.« Goya stand daneben, finster. Er hätte gern zugeschlagen, aber er fürchtete den Skandal.

Um ins Innere zu kommen, mußte man einen langen, dunklen Korridor passieren. Lärm und Gedränge war, Hausierer boten Wasser an, Süßigkeiten, Texte der Gesänge, es stank und war schmutzig. Man wurde gestoßen und konnte Schuhe und Kleider nur mit Mühe frei von Kot halten. Die wenigen Logen – Frauen in Männerbegleitung waren nur in den Logen zugelassen – waren vergeben, und es kostete Goya lange Verhandlungen und ein unverschämtes Aufgeld, ehe er eine Loge erhielt.

Kaum hatten sie Platz genommen, da kam Lärm vom Patio, vom Parterre. Die Leute dort, die »Mosqueteros«, hatten sogleich die Alba erkannt. Sie riefen ihr zu, klatschten. Noch brennender interessiert, wiewohl weniger lärmend, waren die Frauen; sie saßen in dem ihnen reservierten Teil des Theaters, im »gallinero«, dem Hühnerstall, alle gleich in den dort vorgeschriebenen schwarzen Kleidern und weißen Kopftüchern, und alle jetzt der Loge zugewandt, gackernd, lachend.

Goya hielt das massige, umwölkte Gesicht krampfhaft unbewegt. Cayetana tat, als gälte der Lärm einer andern, und schwatzte mit ihm, freundlich, gleichmütig.

Das Stück »Die feindlichen Brüder« war wirklich dumm, der schwache Aufguß eines Schauspiels von Lope. Der schurkische jüngere Sohn verdrängte den edlen älteren aus der Liebe des Vaters und aus dem Herzen seines Mädchens. Schon im ersten Akt fand ein Duell auf einem Friedhof statt, verschiedene Gespenster erschienen, der böse Bruder trieb den braven in die Wälder und sperrte den Vater in einen Hungerturm. Die Bauern empörten sich gegen den schlimmen neuen Herrn, das Publikum auch, und als der Darsteller des Polizeihauptmanns, des Alguacil, aus dem Zuschauerraum auftrat, um

dem bösen Bruder beizustehen, spuckten die Zuschauer ihn an und wollten ihn verprügeln; er mußte beteuern, er sei doch nur der Schauspieler Garro.

»Sind Sie eigentlich ein ›Chorizo‹ oder ein ›Polaco‹?« fragte die Alba den Maler. Das Publikum Madrids, leidenschaftlich an seinem Theater interessiert, war seit einem halben Jahrhundert in zwei Parteien gespalten: die einen nannten sich nach einem längst verstorbenen Komiker »Würstchen – Chorizos«, die andern »Polacos«, nach dem Namen eines Abate, der eine Streitschrift für die rivalisierende Truppe veröffentlicht hatte. Goya gestand, daß er ein Chorizo war. »Das hab ich mir gedacht«, sagte böse die Alba. »Wir Albas sind Polacos, schon mein Großvater war es.«

Die Tonadilla, die nach dem ersten Akte gesungen wurde, war lustig und vereinigte beide Parteien in lärmender Freude. Dann begann der zweite Akt, im Turm, mit Kettengerassel und knisterndem Stroh. Ein männlicher Engel, zeitgenössisch in Kniehosen, doch an den Schultern beflügelt, tröstet den eingekerkerten Greis. Das Mädchen, den Verleumdungen des bösen Bruders mißtrauend, trifft den Grafen im rauhen Walde, das Publikum, gespannt, gerührt, war still geworden. Die Alba meinte, jetzt könne man ohne Aufsehen gehen.

Sie atmeten die frische, abendliche Luft. »Wir gehen in eine Ihrer Tavernen«, befahl die Alba. Goya, absichtlich mißverstehend, schlug ein elegantes Restaurant vor. »Zu Ceferino?« fragte er. »In eine *Ihrer* Tavernen«, sagte die Alba. »In Abendkleidern können wir nicht in die Manolería«, meinte Goya unbehaglich; die Manolería war jener vorstädtische Bezirk, in dem die Majos und Majas wohnten. »Das brauchen Sie mir nicht zu erklären«, sagte mit ihrer kleinen, geschwinden Stimme die Alba. »Ich lasse mich nach Hause bringen, ziehe mich um und erwarte Sie.«

Er ging nach Hause, mißmutig. Hatte er dafür so viele Qual auf sich genommen, sich den gefährlichen Brief über die kleine Elena ausgedacht, seine Karriere aufs Spiel gesetzt? Qué vergüenza, dachte es in ihm in der schollerigen Stimme Agustíns.

Bevor er sich umkleidete, ging er, auf Zehenspitzen, ins Kinderzimmer und schaute sich nach der kleinen Elena um. Sie schlief friedlich.

Er legte seine alte Majo-Tracht an. Sein Unmut schwand, glückliche Erwartung stieg in ihm hoch. Wohl waren die einzelnen Kleidungsstücke abgebraucht, und die Hose, die stark grüne Weste, der kurze, rote Rock saßen ihm knapp. Aber er hatte viel erlebt in dieser Tracht, und es waren gute Erlebnisse gewesen. Als er gar die breite Schärpe umband und die Navaja, das Messer, hineinsteckte, fühlte er sich ein anderer Mensch, jung, abenteuerlustig. »Zieh die Kutte an, und du kannst Latein«, dachte er das alte Sprichwort. Dann hüllte er sich in den riesigen Mantel, der eigentlich verboten war, in die Capa, und setzte den breitkrempigen, das Gesicht tief überschattenden Hut auf, den Chambergo.

So, bis zur Unkenntlichkeit verhüllt, machte er sich auf den Weg. Er schmunzelte, als ihn der Türsteher der Alba nicht einlassen wollte. Er zeigte ihm sein Gesicht, und der Mann grinste. Auch die Alba lächelte bei seinem Anblick, wie ihm schien, anerkennend. Sie selber trug einen reichen, bunten Rock und ein farbig besticktes, ausgeschnittenes Mieder. Das Haar trug sie im Netz. Das Ganze kleidete sie gut, und man mochte sie als eine Maja hinnehmen.

»Wohin gehen wir?« fragte sie. »In den Weinschank der Rosalía im Barquillo«, antwortete Goya. »Aber Sie werden Ärger mit der Mantilla haben«, mahnte er; denn Eufemia legte ihr die Mantilla um, und »Tapadas«, Verschleierte, wurden in der Manolería nicht gerne gesehen. Cayetana, ohne zu antworten, zog die Mantilla tiefer übers Gesicht. »Lassen Sie mich mitkommen, mein Lämmchen«, bat die Dueña. »Ich werde sterben vor Angst, solange ich Sie in der Manolería weiß.« – »Unsinn, Eufemia«, sagte streng Cayetana. »Don Francisco ist Manns genug, mich zu beschützen.«

Die Weinschenke war voll. Man saß, trank und rauchte, einsilbig, bemüht um kastilianische Gravität. Die meisten Burschen hatten ihre breitkrempigen Hüte auf. Die Frauen waren derb, viele hübsch, alle unverschleiert. Dicker Rauch lag überm Raum. Jemand spielte auf der Guitarre.

Man betrachtete die neuen Gäste mit gehaltener Neugier, nicht eben freundlich. Einer bot Goya geschmuggelten Tabak an. »Wieviel soll er kosten?« fragte Goya. »22 Realen«, verlangte der Mann. »Hältst du mich für einen Gabacho?« fragte Goya; mit diesem verächtlichen Wort bezeichnete man den Fremden, im besondern den Franzosen. »16 Realen zahle ich, wie jeder.«

Eines der Mädchen mischte sich ein. »Kaufen Sie nicht wenigstens Ihrer Dame eine Zigarre, mein Herr?« fragte sie. »Ich rauche nicht«, sagte unter ihrem Schleier die Alba. »Das sollten Sie aber«, sagte das Mädchen. Und der Bursche neben ihr erklärte: »Rauchen reinigt das Gehirn, reizt den Appetit und hält die Zähne gesund.« – »Freilich müßte die Dame ihre Mantilla herunterlassen«, stichelte das Mädchen. »Sei ruhig, Zanca, Storchenbein«, sagte der Bursche, »und mach keinen Stunk.« Aber die Zanca bestand: »Sagen Sie doch Ihrer Dame, Señor, sie soll die Mantilla abnehmen. In den Anlagen wird man verschleiert nicht zugelassen, hier gehört sich's noch weniger.« Und ein Bursche an einem andern Tisch vermutete: »Vielleicht ist die Dame eine Gabacha.«

Francisco hatte Cayetana vorhergesagt, ihre Mantilla werde böses Blut machen. Er kannte seine Majos, er gehörte zu ihnen. Sie steckten keinen zudringlichen Blick ein, sie hielten sich für die besten Spanier, die spanischsten, und waren nicht gewillt, die herablassende Neugier Fremder zu dulden. Wer zu ihnen kam, in ihre Schenken, mußte sich ihren Bräuchen fügen und sein Gesicht zeigen.

Der mit der Guitarre hatte aufgehört zu spielen. Alle schauten auf Goya. Er durfte jetzt unter keinen Umständen nachgeben. »Wer hat das von der Gabacha gesagt?« fragte er. Er hob nicht den Ton, er sprach gleichmütig, zwischen zwei Zügen an seiner Zigarre. Ein kleines Schweigen war. Die Wirtin, die dralle Rosalía, sagte zu dem mit der Guitarre: »Sei nicht faul, spiel einen Fandango.« Aber Francisco wiederholte: »Wer hat das von der Gabacha gesagt?« – »*Ich* habe es gesagt«, sagte der Majo. »Wirst du die Señora um Entschuldigung bitten?« fragte Goya. »Das braucht er nicht«, sagte ein anderer, »da sie die Mantilla nicht heruntergelassen hat.« Das war richtig, aber Goya durfte es nicht zugeben. »Wer hat dich um deine Meinung gefragt?« sagte er vielmehr,

und: »Sei du ganz still«, fuhr er fort, »oder ich zeige dir, daß ich meinen Fandango auf der Leiche eines jeden tanzen kann.« Das war so recht eine Wendung, wie sie in die Manolería paßte, sie erfreute das Herz der Anwesenden. Aber der Bursche, der die Alba eine Gabacha genannt hatte, sagte: »Ich zähle jetzt bis zehn. Und wenn du dann die Deinige nicht dazu gebracht hast, daß sie den hochmütigen Schleier heruntertut, dann, du Menschenfreund, der du mich bisher verschont hast, kriegst du einen Tritt, daß du bis nach Aranjuez fliegst.«

Goya sah, daß jetzt eine Tat von ihm erwartet wurde. Er stand auf, die Capa, der lange Mantel, glitt vollends herunter, er fühlte nach seiner Navaja, nach dem Messer.

Da aber erhob sich ein großer, überraschter Ruf. Die Alba hatte die Mantilla abgenommen. »Die Alba«, rief man, »unsere Alba.« Und der Bursche sagte: »Entschuldigen Sie, Señora. Sie sind weiß Gott keine Gabacha, Señora. Sie gehören zu uns.«

Goya war die Huldigung und Anbiederung noch mehr zuwider als das Gezänk vorher. Denn leider stimmte das nicht, was der Bursche sagte: die Alba gehörte *nicht* hierher. Sie war bestenfalls eine Dame vom Hof, die eine Maja spielte. Er schämte sich vor den echten Majas, daß er sie hierhergebracht hatte. Gleichzeitig dachte er daran, daß er selber, Francisco Goya, für die Volksszenen seiner Gobelins keine Majas gemalt hatte, sondern kostümierte Herzoginnen und Gräfinnen, und er ärgerte sich noch tiefer.

Sie schwatzte mit den andern, auf deren Art. Die Worte flogen ihr vom Mund, unbefangen, liebenswürdig, und außer ihm schien niemand zu spüren, daß ihr Gehabe nicht echt war, daß Herablassung dahinter stak, Leutseligkeit.

»Gehen wir«, sagte er plötzlich, es kam herrischer, als er’s gewollt hatte.

Für einen Augenblick schaute die Alba überrascht hoch. Sogleich aber, freundlich überlegen, mit winzigem Spott, erklärte sie den andern: »Ja, Señores, wir müssen leider aufbrechen. Der Herr Hofmaler erwartet einen großen Herrn, der sich porträtieren lassen will.« Man lachte. Die Absurdität dieser Entschuldigung amüsierte alle. Er war voll hilfloser Wut.

Man holte eine Sänfte. »Kommen Sie bald wieder«, rief man ihr nach, herzlich, voll Anerkennung.

»Wohin gehen wir?« fragte er, bitter. »In Ihr Atelier natürlich«, erwiderte sie, »wo Sie Ihr Modell erwarten.«

Ihre Versprechung nahm ihm den Atem. Aber sie war so wankelmütig; vielleicht änderte sie noch unterwegs ihren Sinn.

Erregt, voll ohnmächtiger Wut über das Vorhergegangene, ihre Launen und seine Hilflosigkeit, hin und her geworfen von Ärger, Erwartung, Leidenschaft, ging er neben ihrer Sänfte durch die Nacht. Nun ließ sich gar noch ein Klingeln hören, ein Priester kam mit dem Viaticum. Die Träger stellten die Sänfte ab, die Alba stieg aus, er breitete sein Taschentuch hin für sie, und alle knieten nieder, bis der Priester und der Knabe vorbei waren.

Endlich waren sie an seinem Hause angelangt. Der Sereno, der Blockwart, öffnete. Sie stiegen hinauf ins Atelier. Goya, nicht sehr geschickt, zündete Kerzen an. Die Alba saß in einem Sessel, lässig. »Es ist dunkel hier«, stellte sie fest, »und kalt.« Er weckte den Bedienten Andrés. Der brachte zwei silberne Leuchter mit vielen Kerzen und machte Feuer, umständlich, mürrisch. Die Alba, unverschleiert, schaute ihm zu. Sie und Goya schwiegen, solange Andrés im Zimmer war.

Endlich ging der Bursche. Der Raum lag nun in warmem, nicht sehr hellem Licht. Der Gobelin mit der Prozession des riesigen Heiligen und der erregten Menge blieb undeutlich, und undeutlich der kinnbärtige, finstere Kardinal des Velázquez. Die Alba trat näher an das Bild heran. »Wer hatte doch diesen Velázquez vor Ihnen?« fragte sie sich und ihn. »Es ist eine Gabe der Herzogin von Osuna«, antwortete er. »Ja«, sagte sie, »ich erinnere mich, ihn in der Alameda gesehen zu haben. Haben Sie mit ihr geschlafen?« fragte sie unvermittelt mit ihrer etwas harten Kinderstimme, freundlich.

Goya antwortete nicht. Sie stand noch immer vor dem Bild. »Ich habe viel von Velázquez gelernt«, sagte er nach einer Weile, »mehr als von irgendwem sonst.« Sie sagte: »Ich habe einen Velázquez in meinem Landhaus in Montefrio, ein kleines,

merkwürdiges Bild, so gut wie unbekannt. Wenn Sie einmal in Andalusien sind, Don Francisco, dann schauen Sie es sich an, bitte. Ich glaube, es würde gut hier hereinpassen.«

Sie betrachtete Skizzen, die auf dem Tisch lagen, Entwürfe zum Porträt der Königin. »Es scheint«, sagte sie, »Sie beabsichtigen, die Italienerin beinahe so häßlich zu malen, wie sie ist. Erlaubt sie das?« – »Da Doña María Luisa gescheit ist«, antwortete Goya, »wünscht sie ihre Bilder ähnlich.« – »Ja«, meinte die Alba, »wenn eine Frau so ausschaut, muß sie wenigstens gescheit sein.«

Sie setzte sich auf den Diwan. Bequem zurückgelehnt saß sie, klein, mattbräunlichen Gesichtes, nur sehr leicht gepudert. »Ich glaube, ich werde Sie als Maja malen«, sagte er. »Oder doch nicht. Ich möchte nicht wieder Gefahr laufen, Sie maskiert zu malen. Ich muß darauf kommen, welches die wirkliche Cayetana ist.« – »Sie werden nie darauf kommen«, verhieß die Alba. »Übrigens weiß ich es selber nicht. Ich glaube ernstlich, am ehesten noch bin ich eine Maja. Ich kümmere mich nicht um das, was die andern denken, und ist das nicht die Art der Majas?«

»Stört es Sie, wenn ich Sie so anschaue?« fragte er. Sie sagte: »Ich nehme es Ihnen nicht übel, da Sie Maler sind. Sind Sie übrigens nur Maler? Immer nur Maler? Ein bißchen redseliger könnten Sie sein.« Er schwieg weiter. Sie kam zurück auf ihre früheren Worte: »Ich bin erzogen zur Maja. Mein Großvater ließ mich nach den Prinzipien Rousseaus erziehen. Wissen Sie, wer Rousseau war, Don Francisco?« Goya war mehr amüsiert als gekränkt. »Meine Freunde«, antwortete er, »lassen mich zuweilen in der Encyclopédie lesen.« Sie sah flüchtig auf. Die Encyclopédie war der Inquisition besonders verhaßt; das Werk zu besitzen, darin zu lesen, war schwierig und gefährlich. Aber sie ging nicht auf seine Worte ein, sondern erzählte weiter: »Mein Vater starb sehr früh, und mein Großvater ließ mir jede Freiheit. Außerdem besucht mich ja zuweilen die tote Zofe meiner Großmutter und sagt mir, was ich tun soll und was nicht. Ernstlich, Don Francisco, Sie sollten mich als Maja malen.«

Goya stocherte im Feuer des Kamins. »Ich glaube Ihnen kein Wort«, sagte er. »Weder halten Sie sich für eine Maja, noch führen Sie nächtliche Gespräche mit der toten Zofe.« Er wandte sich und schaute herausfordernd in ihr Gesicht. »Ich sage, was ich denke, wenn es mir Spaß macht. *Ich* bin ein Majo, obwohl ich zuweilen in der Encyclopédie lese.« – »Ist es wahr«, fragte freundlich gleichmütig die Alba, »daß Sie vier oder fünf Menschen umgebracht haben, bei Stechereien oder aus Eifersucht? Und mußten Sie nach Italien fliehen, weil die Polizei Sie suchte? Und haben Sie wirklich die Nonne in Rom entführt, so daß nur unser Gesandter Ihnen heraushelfen konnte? Oder haben Sie das alles nur in Umlauf gebracht, um sich interessant zu machen und mehr Aufträge zu bekommen?«

Goya sagte sich, die Frau sei schwerlich um diese Stunde in sein Atelier gekommen, nur um ihn zu kränken. Sie wollte ihn klein machen, damit sie selber sich später, nachher, nicht klein vorkomme. Er bezwang sich und antwortete ruhig, freundlich, spaßhaft: »Ein Majo liebt große Worte und Prahlereien. Das muß Ihnen doch bekannt sein, Frau Herzogin.« – »Wenn Sie mich noch einmal Frau Herzogin nennen, gehe ich!« antwortete die Alba. »Ich glaube nicht, daß Sie gehen werden, Frau Herzogin«, sagte Goya. »Ich glaube, Sie sind darauf aus, mich« – er suchte nach einem Wort –, »mich kaputtzumachen.« – »Warum sollte ich dich denn kaputtmachen wollen, Francho?« fragte sanft die Alba. »Das weiß ich nicht«, sagte Goya. »Woher soll ich wissen, was Sie wollen macht?« – »Das klingt nach Philosophie und Ketzerei«, sagte die Alba. »Ich fürchte, du bist ein Ketzer, Francho. Ich fürchte, du glaubst mehr an den Teufel als an Gott.« – »Wenn mit einem von uns«, antwortete Goya, »dann müßte sich die Inquisition mit Ihnen befassen.« – »Die Inquisition befaßt sich nicht mit der Herzogin von Alba«, antwortete sie so selbstverständlich, daß es nicht einmal hochmütig klang. »Übrigens«, fuhr sie fort, »darfst du es nicht zu ernst nehmen, wenn ich dir manchmal böse Dinge sage. Mehrmals habe ich zur Virgen del Pilar gebetet, sie möge alles Freundliche auf dich herunterschicken, Francho, weil der Teufel dich so bitter zu quälen scheint. Aber« – und sie schaute hinüber zu dem Holzbild der Señora de Atocha – »du vertraust ja

nicht mehr auf die Virgen del Pilar. Dabei hast du es früher bestimmt mehr als andere getan, da du von Saragossa bist. Treulos bist du also auch.«

Sie war aufgestanden und vor die uralte, bräunlichschwarze Holzfigur getreten, sie auf und ab schauend. »Aber ich will nicht unehrerbietig von der Virgen de Atocha reden«, sagte sie, »und schon gar nicht von dieser, die Ihre Schutzheilige ist. Sicher hat auch sie viel Macht, und keinesfalls darf man sie kränken.«

Und sie hüllte sorgsam, zärtlich,
Ihren schwarzen, großen Schleier,
Die Mantilla, um das schwarze
Holzbild Unserer Señora
De Atocha, auf daß diese
Nicht vor Augen habe, was sich
Nun begab. Aus ihren schwarzen
Haaren nämlich zog sie jetzt den
Hohen Kamm und schlüpfte aus den
Hohen Schuhen. Kleiner war sie
Nunmehr. Überflackert von dem
Feuer des Kamines zog sie
Dann den schweren Rock aus, ernsthaft,
Sachlich, schamlos, und das bunte
Mieder.

Zweiter Teil

1

Im Jahre 1478 hatten die katholischen Herrscher Ferdinand und Isabella ein Sondertribunal eingesetzt zur Verfolgung aller Verbrechen gegen die Religion. Das war geschehen nach der Niederkämpfung der Araber, als es galt, die mühsam hergestellte Einheit des Reiches durch die Einheit des Glaubens zu wahren. »*Eine* Herde, *ein* Hirt, *ein* Glaube, *ein* König, *ein* Schwert«, hatte damals der Dichter Hernando Acuña gesungen.

Dieses geistliche Gericht, die Inquisition, das Heilige Offizium, hatte seine Pflicht getan. Ausgespäht, ausgetrieben, ausgetilgt waren die Araber und Juden, desgleichen alle jene, die ihre subversive Gesinnung hinter der Maske des katholischen Glaubens zu verbergen gesucht hatten: die heimlichen Mauren und Juden, die Moriscos, die Judaisantes, die Marranen.

Aber als die Inquisition diese ihre Aufgabe erfüllt hatte, war sie zu einer selbständigen Macht innerhalb des Staates geworden. Zwar beschränkte sich dem Namen nach ihre Tätigkeit auf die Ausfindung und Bestrafung der Ketzerei. Aber was alles war nicht Ketzerei? Ketzerei war zunächst jede Ansicht, die gegen ein Dogma der katholischen Kirche verstieß, und somit fiel der Inquisition die Aufgabe zu, alles Geschriebene, Gedruckte, Gesprochene, Gesungene und Getanzte zu zensieren. Ketzerei war weiterhin jede für die Allgemeinheit wichtige Tätigkeit, wenn sie von dem Abkömmling eines Ketzers ausgeübt wurde. Somit hatte das Heilige Offizium die Pflicht, die Reinblütigkeit aller derer nachzuprüfen, die um ein Amt nachsuchten. Jeglicher Anwärter mußte seine »limpieza« erweisen, seine Abstammung von altchristlichen Eltern und Ureltern; es durfte unter seinen Ahnen kein Maure oder Jude gewesen sein. Solche Gutachten ausstellen konnte nur die Inquisition. Sie konnte die Untersuchung nach Belieben hinausziehen, sie konnte dafür beliebig hohe Gebühren berechnen, die letzte Entscheidung, ob ein Spanier im Staatsdienst beschäftigt werden

konnte, war in ihre Hand gegeben. Ketzerei war aber auch Fluchen, die Darstellung des Nackten, Bigamie, unnatürliche Unzucht. Ketzerei war Wucher, da er in der Bibel verboten war. Sogar der Pferdehandel mit Nichtspaniern war Ketzerei, weil solcher Handel den Ungläubigen jenseits der Pyrenäen Vorteile bringen konnte.

Durch solche Interpretierung ihres Amtsbereiches riß die Inquisition immer mehr Rechte der Krone an sich und untergrub die Autorität des Staates.

Alljährlich schrieb das Heilige Offizium einen Feiertag aus, um an ihm das sogenannte Glaubensedikt zu verkünden. In diesem Erlaß wurden diejenigen, die sich ketzerischer Neigungen schuldig fühlten, ermahnt, sich selber innerhalb einer Gnadenfrist von dreißig Tagen bei dem Heiligen Tribunal zu bezichtigen. Weiterhin wurden alle Gläubigen aufgefordert, jegliche Ketzerei anzuzeigen, von der sie erfahren hätten. Es wurde eine lange Liste verdächtiger Handlungen aufgezählt. Auf heimliche Ketzerei wiesen hin alle jüdischen Bräuche, das Anzünden von Kerzen am Freitagabend, das Wechseln der Wäsche zum Sabbat, das Nichtessen von Schweinefleisch, das Händewaschen vor jeder Mahlzeit. Auf ketzerische Neigungen hin wies die Lektüre fremdsprachlicher Bücher wie überhaupt häufiges Lesen profaner Werke. Kinder hatten ihre Eltern, Ehemann oder Ehefrau den Partner anzuzeigen, sowie sie Verdächtiges bemerkten, sonst verfielen sie der Exkommunikation.

Beklemmend war die Heimlichkeit, mit der das Tribunal vorging. Die Bezichtigung hatte heimlich zu erfolgen; schwerer Strafe schuldig machte sich, wer den Beschuldigten von der Anklage verständigte. Geringe Indizien genügten dem Gericht, um Verhaftung zu verfügen, und keiner wagte, nach denen zu fragen, die in den Kerkern der Inquisition verschwanden. Anzeiger, Zeugen, Angeklagte wurden eidlich zum Schweigen verpflichtet, ein Verstoß gegen den Eid wurde ebenso bestraft wie die Ketzerei selber.

Leugnete der Inkriminierte oder beharrte er in seinem Irrtum, so wurde die Folter angewandt. Um die Bezahlung der Folterknechte zu sparen, forderte die Inquisition manchmal hohe Zivilbeamte auf, die gottgefällige Tätigkeit umsonst auszuüben. Wie alle Phasen der Prozedur vollzog sich die Folterung nach peinlich genauen Vorschriften, in

Anwesenheit eines Arztes und eines Sekretärs, der jede Einzelheit protokollierte. Mit Nachdruck, durch die Jahrhunderte hindurch, betonten die geistlichen Richter, daß sie das widerwärtige Mittel der Folter aus Barmherzigkeit anwendeten, um nämlich den Verstockten von seiner Ketzerei zu befreien und ihn auf den Weg der wahren Erkenntnis zu führen.

Gestand und bereute der Beschuldigte, so wurde er dadurch »mit der Kirche ausgesöhnt«. Die Aussöhnung war verknüpft mit einer Buße; es wurde etwa der Auszusöhnende gegeißelt oder in öffentlicher Prozession im Schandkleid durch die Stadt geführt, oder er wurde den weltlichen Behörden überstellt zur Abbüßung einer drei- bis achtjährigen, manchmal auch lebenslänglichen Galeerenstrafe. Das Vermögen des Büßenden wurde konfisziert, zuweilen auch sein Haus zerstört; er und seine Nachfahren bis ins fünfte Geschlecht blieben unfähig, ein Amt zu bekleiden oder einen angesehenen Beruf auszuüben.

Das Heilige Tribunal hielt am Prinzip der Milde fest, selbst wenn der Ketzer nicht gestand oder nur ein teilweises Schuldbekenntnis ablegte. Die Kirche tötete den Sünder nicht; wohl aber stieß sie den hartnäckigen oder rückfälligen Verbrecher aus ihrer Gemeinschaft aus und übergab ihn den weltlichen Behörden. Auch diesen empfahl sie die Vermeidung des Richtschwertes, forderte sie aber auf zur Beherzigung des Schriftverses: »Wer nicht in mir bleibt, der wird weggeworfen wie eine Rebe und verdorrt, und man sammelt sie und wirft sie ins Feuer, und sie müssen brennen.« Demzufolge verbrannte die weltliche Behörde die weggeworfenen Reben, die aus der Gemeinschaft Ausgestoßenen, und zwar lebendigen Leibes. Ging es um einen toten Ketzer, so wurde der Leichnam ausgegraben und verbrannt. Gestand der Ketzer noch nach der Verurteilung, so wurde er erdrosselt und nur seine Leiche verbrannt. War der Ketzer geflohen, so wurde er im Bilde verbrannt. Immer wurde sein Vermögen konfisziert; einen Teil der verfallenen Güter erhielt der Staat, einen Teil die Inquisition.

Die Inquisition war sehr wohlhabend, Freisprüche erfolgten selten. Die Gesamtzahl derjenigen, die von der Inquisition in Spanien seit deren Bestehen bis zur Krönung

Carlos' IV. verbrannt oder mit schwerster Strafe belegt wurden, betrug 348 907.

So geheim das Verfahren der Inquisition war, mit so pomphafter Öffentlichkeit wurden ihre Urteile verkündigt und vollzogen. Verkündung und Vollziehung des Urteils wurde »Glaubensakt« genannt, »Glaubenskundgebung, Glaubensmanifest, Auto de Fe«. Daran teilzunehmen galt als gottgefällige Handlung. Prächtige Prozessionen zogen auf, feierlich wurde die Standarte der Inquisition enthüllt, auf riesigen Tribünen saßen die zivilen und die geistlichen Würdenträger. Jeder einzelne Verbrecher wurde aufgerufen und vorgeführt, angetan mit dem Schandhemd und dem hohen, spitzen Ketzerhut, sein Urteil wurde ihm mit schallender Stimme verkündet. Zum Quemadero, zum Verbrennungsplatz, wurden die Verurteilten mit großem Aufgebot von Militär geführt. Der Verbrennung der Ketzer schaute die Menge mit einer Gier zu, welche die Entzückungen des Stierkampfes übertraf, und wenn zu viele Sünder nach der Verurteilung bereut hatten, so daß sie mit der Erdrosselung davonkamen und nicht brennen mußten, dann murrten die Zuschauer.

Häufig wurden solche »Glaubensakte« gehalten zur Feier freudiger Ereignisse, der Thronbesteigung oder Hochzeit eines Königs oder der Geburt eines Thronfolgers; dann wurde der Scheiterhaufen von einem Mitglied der königlichen Familie angezündet.

Über jedes Autodafé wurden Berichte veröffentlicht, die von kundigen geistlichen Schriftstellern verfaßt waren. Diese Berichte waren sehr beliebt. Da erzählt etwa der Padre Garau von einem Autodafé auf der Insel Mallorca. Wie da drei verstockte Sünder den Feuertod fanden und wie sie, als die Flammen sie erreichten, verzweifelt vom Pfahl los wollten. Der Ketzer Benito Terongi riß sich wirklich los, doch nur um in die Flammen zu seiner Linken zu fallen. Seine Schwester Catalina, die sich vorher gerühmt hatte, sie werde sich selber in die Flammen stürzen, schrie und winselte, man solle sie losbinden. Der Ketzer Rafael Valla stand zuerst bewegungslos wie eine Statue im Rauch, aber als die Flammen ihn berührten, wand und krümmte er sich. Er war fett und rosig wie ein zullendes Ferkel, und als man außen an seinem Körper keine Flammen mehr sah, brannte er innen weiter, sein Leib brach auf, seine Eingeweide fielen heraus

wie die des Judas. Das Büchlein des Padre Garau »La Fe Triunfante«, »Der triumphierende Glaube«, hatte besondern Erfolg, es erreichte vierzehn Auflagen, eine letzte in den Zeiten Francisco Goyas.

Manche unter den Inquisitoren wurden von reinem Eifer für den Glauben getrieben, andere nützten ihre Autorität zur Befriedigung ihrer Machtgier, Habsucht, Fleischeslust. Die Erzählungen entkommener Opfer mögen übertrieben sein, doch zeigt das Manuale der Inquisition, ihre Prozeßordnung, wie leicht es den geistlichen Richtern gemacht war, nach Belieben vorzugehen, und die Akten beweisen, wie willkürlich sie verfuhren.

Die Inquisition rühmte sich, sie habe, alle hispanischen Menschen im katholischen Glauben vereinigend, die Halbinsel vor den Glaubenskriegen bewahrt, welche das übrige Europa heimsuchten. Aber dieses Erreichnis war teuer erkauft. Die Inquisition hatte den Spaniern die Überzeugung beigebracht, wichtiger als ein sittlicher Lebenswandel sei der unerschütterliche Glaube an das Dogma. Die Ausländer, die Spanien bereisten, bekundeten beinahe übereinstimmend, daß gerade in dem Lande der Inquisition die Religion wenig zu tun habe mit der Moral und daß brünstiger Eifer fürs Dogma oft verbunden sei mit unsittlichem Wandel. Häufig bestrafte das Heilige Gericht Verbrechen, die der ganzen Welt als abstoßend galten, etwa die Verführung von Beichtkindern während der Beichte, mit Nachsicht. Kleinste technische Verstöße gegen das Dogma aber wurden in allen Fällen mit Härte geahndet. In Córdoba zum Beispiel wurden in einer einzigen Verhandlung hundertsieben Menschen, Männer, Frauen und Kinder, zum Scheiterhaufen verurteilt, weil sie der Predigt eines gewissen Membreque beigewohnt hatten, der als Ketzer befunden worden war.

Um die Zeit, da Goya geboren wurde, waren eine Reihe von Judaisantes, unter ihnen ein achtzehnjähriges Mädchen, wegen der Ausübung einiger jüdischer Bräuche in einem besonders prunkvollen Autodafé verbrannt worden. Montesquieu, der größte Schriftsteller des damaligen Frankreich, legt einem der Beklagten eine von ihm verfaßte Verteidigungsrede in den Mund: »Ihr werft den Mohammedanern vor«, heißt es da, »sie hätten ihre Religion mit dem Schwerte verbreitet: warum verbreitet ihr die eure mit dem

Feuer? Um die Göttlichkeit eurer Religion zu erweisen, macht ihr viel Wesens von dem Blut eurer Märtyrer; jetzt aber habt ihr selber die Rolle des Diokletian übernommen, und die Märtyrerrolle übertragt ihr uns. Ihr verlangt, daß wir Christen werden, und ihr selber verzichtet darauf, es zu sein. Wenn ihr aber schon keine Christen seid, so tut doch wenigstens so, als ob ihr jenen kümmerlichen Gerechtigkeitssinn besäßet, mit welchem die Natur auch die niedrigsten Wesen ausgestattet hat, die Menschenangesicht tragen. Soviel ist gewiß: eure Wirksamkeit wird zukünftigen Geschichtsschreibern als Beweis dienen dafür, daß das Europa unserer Epoche von Wilden und Barbaren bewohnt war.«

In Spanien selber gingen während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Schriftwerke um, die der Inquisition die Hauptschuld zuschoben am Niedergang des Landes, an seiner Entvölkerung, Entgeistung, Entmachtung. Auch die Herrscher jener Zeit, Bourbonen französischen Ursprungs, erkannten, daß das Land zugrunde gehen müsse ohne gewisse moderne, »ketzerische« Reformen. Sie beließen also, fromm und voll Ehrfurcht vor der Tradition, dem Heiligen Offizium dem Buchstaben nach alle Autorität, entkleideten es aber seiner wichtigsten Funktionen und Privilegien.

Ungeschmälert indes erhielt sich der Einfluß der Inquisition im Volk, und das Dunkel und Geheimnis, welches ihre Macht umgab, stärkte nur ihre Anziehung. Der Tag, an dem das Glaubensedikt verkündet wurde, war großartig und verlockend gerade durch die finstern Drohungen des Erlasses. Noch mehr waren es mit ihrer Mischung von Grauen, Grausamkeit, Geilheit die Autodafés.

Überall im Dunkeln spähte
Die Inquisition, und über
Jedem hing sie, ein Verhängnis.
Heucheln mußte man, man durfte,
Was man spürte, was man auf dem
Herzen hatte, nur Vertrauten
Sagen, und nur flüsternd. Aber
Diese ew’ge Drohung gab dem

Leben Reiz, die Spanier wollten
Ihre Inquisition nicht
Missen. Denn sie gab dem Volke
Seinen Gott, der freilich aller
Völker Gott war, doch besonders
Der der Spanier. Und die Spanier
Hielten starr und zäh zu ihrer
Inquisition, so wie sie
Starr und steif zu ihrem König
Hielten.

2

Die Friedensverhandlungen, welche der Hof von Madrid in Basel mit der Französischen Republik führte, zogen sich hin. Die Spanier, wiewohl im geheimen entschlossen, auf die Auslieferung der königlichen Kinder Frankreichs zu verzichten, hielten sich aus Gründen der Ehre für verpflichtet, gerade diese Bedingung bis zum letzten Augenblick zu verteidigen. In Paris indes dachte man nicht daran, durch Auslieferung des Erben der Capets ein Zentrum des royalistischen Widerstandes zu schaffen, sondern blieb bei einem frostigen Nein. Trotzdem und gegen alle Vernunft hoffte Frankreichs royalistischer Botschafter in Madrid, Monsieur de Havré, das heftige Drängen der Spanier werde am Ende den Sieg davontragen. In seinen Träumen sah er bereits den kleinen König gerettet in Madrid und sich selber als dessen Lehrer und Vormund, als den heimlichen Regenten des großen, holden, geliebten Frankreich.

Da traf eine furchtbare Nachricht ein: der königliche Knabe Louis der Siebzehnte war gestorben. Monsieur de Havré bezweifelte diesen Tod. Wahrscheinlich hatten Royalisten den Knaben entführt und hielten ihn verborgen. Aber Doña María Luisa und Don Manuel waren sehr bereit, den Tod des kleinen Louis als Tatsache hinzunehmen, ja, im stillen begrüßte der Hof von Madrid die schlimme Nachricht mit Aufatmen. Jetzt war man, ohne der Ehre was zu vergeben, des lästigen Streitpunkts ledig.

Trotzdem kamen die Friedensverhandlungen nicht weiter. Die Republik, pochend auf die Erfolge ihrer Armeen, forderte die Abtretung der Provinz Guipúzcoa mit der Hauptstadt San Sebastián und eine Kriegsentschädigung von vierhundert Millionen. »Ich rechne damit«, erklärte Doña María Luisa ihrem Ersten Minister, »daß der Friede uns ein etwas breiteres Leben erlauben wird«, und Don Manuel sah ein, daß er die vierhundert Millionen nicht zahlen durfte. Pepa ihresteils sagte: »Ich hoffe, Don Manuel, Sie werden aus dem Krieg ein größeres Spanien erstehen lassen«, und Manuel erkannte, daß er die baskische Provinz nicht preisgeben konnte. »Ich bin Spanier«,

erklärte er groß und düster seinem Don Miguel. »Ich werde weder San Sebastián abtreten noch diesen ungeheuerlichen Tribut zahlen.«

Allein der listenreiche Miguel hatte bereits, ohne seinen Herrn zu kompromittieren, Fühler nach Paris ausgestreckt und war bald in der Lage, interessante Mitteilungen zu überbringen: das Pariser Direktorium strebte über den Frieden hinaus eine Allianz mit Spanien an; sicherte man eine solche Allianz zu, dann war die Republik bereit, die Friedensbedingungen erheblich zu mildern. »Soviel ich höre«, schloß Don Miguel vorsichtig, »dürfte es Paris genügen, wenn Sie persönlich versprächen, die gewünschte Allianz zustande zu bringen.«

Don Manuel sah hoch. »Ich persönlich?« fragte er angenehm überrascht. »Ja, Señor«, bestätigte Don Miguel. »Falls Sie ein eigenhändiges Schreiben mit einer solchen Zusicherung, vertraulich natürlich, an einen der Direktoren richteten, sagen wir an den Abbé Sieyès, dann würde die Republik nicht länger auf den beiden störenden Klauseln bestehen.«

Die Bedeutung, die man seiner Person in Paris beimaß, schmeichelte Don Manuel. Er getraue sich, sagte er der Königin, einen leidlichen, ja einen ehrenvollen Frieden zustande zu bringen, wenn man ihn ermächtige, in einen nicht offiziellen persönlichen Meinungsaustausch mit den Pariser Herren zu treten. María Luisa war skeptisch. »Ich glaube, du überschätzest dich, Pico, mein Kleiner«, antwortete sie. Don Manuel war gekränkt. »Gut, Doña María Luisa«, sagte er, »dann überlasse ich die Rettung des Reiches Ihnen«, und trotz des Drängens Don Miguels schickte er das Schreiben an den Abbé Sieyès nicht ab.

Die Franzosen, des langen Feilschens müde, gaben ihrem General Perignon Order vorzurücken. In raschem Siegeszug nahm die republikanische Armee Bilbao, Miranda, Vitoria, drang vor bis an die Grenzen Kastiliens. Panik war in Madrid. Gerüchte gingen, der Hof rüste sich zur Flucht nach Andalusien. »Ich werde Sie retten, Madame«, erklärte Don Manuel, »Sie und Spanien.« Und er schrieb.

Eine Woche später wurde der vorläufige Friedensvertrag unterzeichnet. Frankreich begnügte sich mit der Abtretung des spanischen Teils der Antillen-Insel San Domingo und verzichtete auf die baskische Provinz. Auch stimmte die Republik dem spanischen Vorschlag bei, daß die Kriegsentschädigung über zehn Jahre verteilt und in Naturallieferungen bezahlt werden solle. Ferner verpflichtete sich die Republik, die Prinzessin Marie-Thérèse, Tochter Louis' des Sechzehnten, auszuliefern, freilich nach Österreich.

Ein ungeheures Staunen war im Land und ein großer Jubel, daß man aus dem verlorenen Krieg so gut wie ohne Gebietsabtretung herauskam. Dieser Manuel Godoy! »Du bist mir einer«, sagte Don Carlos und schlug ihm kräftig die Schulter. »Soll ich dir sagen, wie ich es zuwege gebracht habe?« fragte Manuel die Königin. Aber: »Nein, nein«, sagte sie; sie ahnte die Zusammenhänge und wollte sie nicht wissen.

Da der günstige Friede allein Don Manuel zu verdanken war, wurden ihm Ehrungen zuteil, wie sie seit langem nicht verliehen worden waren. Es wurde ihm als Geschenk eine Staatsdomäne bei Granada überschrieben, er wurde ernannt zum Príncipe de la Paz, zum Fürsten des Friedens, und zum Generalissimus aller Armeen des Reichs.

In der Uniform des Generalissimus stattete er dem Herrscherpaar seinen Dank ab. Prall um die Schenkel saßen ihm die weißen Hosen, strotzend umschloß der Rock seine Brust; vom Hut, den er unterm Arm trug, wippte üppig die Feder. »Großartig siehst du aus«, sagte Don Carlos, und schnell fügte er hinzu: »Bedecke dich.« Nur die zwölf Ersten Granden des Reichs hatten Anspruch, den Hut aufzusetzen, bevor sie geantwortet hatten. Die Granden der Zweiten Reihe durften sich erst nach der Antwort bedecken, die der Dritten erst, wenn sie zum Sitzen aufgefordert waren.

Doña María Luisa ahnte, daß nicht Manuel selber diesen Frieden herbeigeführt hatte, sondern seine Ratgeber, die verdächtigen, aufgeklärten, rebellischen Afrancesados, die Französlinge, und daß das scheinbar so glänzende Ergebnis neue Kriege und unabsehbare Folgen, wahrscheinlich schlimme, nach sich ziehen werde. Immerhin, vorläufig war es ein Friede in Glanz und Ehren, und Manuel zeichnete für ihn. Sie

selber hatte den jungen Menschen in diese Uniform gesteckt, aber sie konnte sich nicht helfen, er imponierte ihr in seiner neuen, männlichen Pracht, ihr Herz schlug ihm entgegen.

Zwölf Granden der Ersten Reihe gab es noch, Abkömmlinge solcher Geschlechter, die seit Sancho dem Großen, seit neunhundert Jahren also und mehr, auf der Halbinsel herrschten; sie redeten einander mit dem brüderlichen Du an. Jetzt, da die Gnade des Königs ihn, den Príncipe de la Paz, diesen Höchst-Adeligen als dreizehnten beigesellt hatte, überwand Manuel die angestammte Ehrfurcht und sagte du zu den Herzögen von Arcos, Béjar, Medina Sidonia, Infantado und wie sie sonst hießen. Ein winziges Erstaunen zeigten sie, dann gaben sie ihm das Du zurück; er war glücklich.

Und er sagte zu dem Herzog von Alba: »Es freut mich, José, daß du heute so frisch aussiehst.« Unbewegt blieb das stille, volle Gesicht des schmächtigen, eleganten Herrn, unbewegt seine schönen, dunkeln, nachdenklichen Augen, und freundlich sagte er: »Ich danke Ihnen für Ihr Interesse, Excelentísimo Señor.« Ja, Excelentísimo Señor sagte er und erwiderte nicht sein Du.

Und Manuel sagte zu Don Luis María de Borbón, Conte de Chinchón, Erzbischof von Sevilla: »Ich habe dich lange nicht mehr gesehen, Luis.« Der sehr junge und sehr ernste Herr schaute ihn an, als wäre er Luft, und ging weiter. Dabei war dieser Don Luis María de Borbón nur ein halber Bourbon: zwar war er der Sohn eines Infanten von Kastilien und ein geborener Vetter des Königs, aber seine Mutter war eine einfache Doña María Teresa de Vallabriga gewesen, von kleinem, aragonesischem Adel, und der König hatte Don Luis María den Titel »Infante« nicht zugestanden. Wiewohl also Don Luis María aus königlichem Blute war, hatte eigentlich heute er, Don Manuel, den höheren Titel und Anspruch. Er war gewiß nicht eitel, aber er wird dem Bastard, er wird diesem halben Bourbon seine Arroganz nicht vergessen.

María Luisa, um die Unbill gutzumachen, die man ihrem Liebling angetan hatte, ersann ihm neue Ehrungen. Der Hofastrolog stellte umständliche Berechnungen an, die ergaben, daß das Haus der Godoy dem kurfürstlichen Hause von Bayern und dem

königlichen der Stuarts verwandt war. Der Genealog des Königs erklärte an Hand langer Tabellen, daß Don Manuel Godoy von den alten Gotenkönigen abstammte. Schon sein Name erwies es; denn der Name Godoy war zurückzuführen auf die Worte »Godo soy, ich bin Gote.«

Des ferneren verfügte Carlos, es solle dem Príncipe de la Paz, wenn er sich in offizieller Funktion zeige, von einem Herold ein Januskopf vorangetragen werden zum Zeichen dessen, daß er Vergangenheit und Zukunft richtig ausgedeutet habe.

Es war bei der Eröffnung der Akademie der Wissenschaften, daß Don Manuel diese neue Auszeichnung zum ersten Mal zur Schau stellte.

Aber nicht auf gradem Wege
Fuhr er, sondern sein vierspänn'ger
Wagen machte einen Umweg,
Derart daß von seinen Freunden
Pepa Tudó als die erste
Ihn in seinem neuen, doppel-
Köpf'gen Glanze sah. Im Fenster
Stand sie, und er grüßte ehrer-
Bietig tief. Sie aber war voll
Stolz, daß sie zu einem Manne
Ihn gemacht, gleich denen ihrer
Lieder und Romanzen, zu dem
Retter Spaniens und zum Ersten
Mann des Reiches. Und in diesem
Seinem Glanze, so beschloß sie,
Müsse Don Francisco ihn ihr
Malen.

3

Gespornt von seinen aufklärerischen Freunden und Ratgebern, nutzte Don Manuel seine überraschende Popularität, um fortschrittliche Maßnahmen zu verfügen. Er hatte von jeher darauf Gewicht gelegt, als Protektor der Künste und Wissenschaften zu gelten; überdies zeigte er durch eine solche liberale Politik den Machthabern in Paris seinen guten Willen, die versprochene Allianz vorzubereiten.

Aber seine Verfügungen blieben ohne Wirkung, da die Kirche sie mit ihrem ganzen Einfluß bekämpfte. Seine Freunde rieten ihm, er solle die Gerichtsbarkeit des Heiligen Offiziums weiter einschränken und einen viel größeren Teil der Einkünfte der Inquisition für den Staat in Anspruch nehmen; ja, er könne, nun er der Liebe und Bewunderung des Volkes gewiß sei, die Steuerfreiheit der Kirche aufheben und so, einen alten Traum verwirklichend, gleichzeitig die Staatsfinanzen sanieren und den Widerstand der Kirche gegen die Modernisierung des Landes für immer brechen.

Solch offener Krieg aber widersprach dem Wesen Don Manuels. Und Pepa tat ihr Bestes, ihn vor entschiedenen Maßnahmen zurückzuhalten. Sie hatte als Kind ein Autodafé miterlebt, und die wilde, finstere Feierlichkeit, die Fahnen und Priester, die Armensünder und die Flammen, in denen sie brannten, waren eine ihrer tiefsten Erinnerungen. Ihr Beichtvater blieb bemüht, ihren Geist zu beschäftigen mit der dunkeln Mystik des Heiligen Tribunals. Herren von der Inquisition gingen bei ihr ein und aus; sogar der Erzbischof Despuig von Granada, der dem Großinquisitor nahestand, hatte sie während seines letzten Aufenthalts in Madrid empfangen.

In den sechziger und siebziger Jahren hatte sich der Einfluß der Inquisition verringert. Doch war sie, als jenseits der Pyrenäen Aufruhr und Gottlosigkeit überhandnahmen, von neuem erstarkt. Der liberale Großinquisitor Sierra war gestürzt und durch den fanatischen Kardinal-Erzbischof von Toledo ersetzt worden, den finstern Francisco de Lorenzana. Mit Billigung der Regierung hatte das Heilige Offizium als gottlos, als

»Philosophismus«, jegliche Geistesrichtung verfolgt, welche Sympathien mit französischen Theorien bekundete, und das Verfahren gegen zahlreiche Afrancesados eröffnet. Nun aber hatte man mit der Republik Frieden geschlossen, ja, man trug sich mit dem Plan einer Allianz, die Freigeister gewannen wieder die Oberhand, die neu erworbene Macht der Inquisition war gefährdet.

Lorenzana, ein kluger Politiker und Ränkespinner, traf Vorsorge. Beinahe alle Minister und hohen Räte, Don Manuel an ihrer Spitze, waren des »Philosophismus« verdächtig und des »Naturalismus«, der Gleichsetzung Gottes und der Natur. Lorenzana sammelte Material gegen die Herren, in den Archiven seiner Tribunale häuften sich die Anzeigen. Freiwillige und bezahlte Helfer spähten das Leben des Príncipe de la Paz aus, die Freundschaft gewisser Prälaten mit Pepa Tudó tat das übrige, jeder Tag und jede Nacht des Ersten Ministers wurde sorglich verzeichnet in den Registern des Heiligen Offiziums. Genau prüfte und maß der Großinquisitor, wie die Beziehungen des Günstlings zu der Königin wärmer wurden und kälter, je nach der Temperatur seiner Liebschaft mit Pepa Tudó. Er kam zu dem Schluß, daß die Stellung Don Manuels nicht so stark, die des Heiligen Offiziums keineswegs so schwach war, wie man gemeinhin annahm.

Er stieß vor gegen den gottlosen Ministerpräsidenten, schlug zurück gegen die Ketzer. In mehreren Provinzhauptstädten eröffnete die Inquisition Verfahren wegen Philosophismus gegen Männer von großem Ansehen, Professoren, hohe Staatsbeamte. Man verhaftete und verurteilte den früheren Gesandten in Frankreich, Grafen de Azora, den Philologen Yeregui, der unter dem Dritten Carlos Hofmeister der königlichen Infanten gewesen war, den berühmten Mathematiker der Universität Salamanca, Luis de Samaniego.

Gespannt wartete der Großinquisitor, ob der Erste Minister einschreiten, ob er versuchen werde, ihm diese seine Genossen in der Freigeisterei zu entreißen. Don Manuel wagte es nicht. Er erhob beim Heiligen Offizium halbherzige Vorstellungen, man

möge die Strafe dieser Männer mit Milde vollziehen, da sie sich um die Krone verdient gemacht hätten.

Lorenzana holte zum entscheidenden Schlag aus: zur Vernichtung eines Führers der Freidenker, der überall in Europa berühmt war, des Schriftstellers und Staatsmannes Olavide.

Don Pablo Olavide war geboren zu Lima in Perú. Er galt als Wunderkind und wurde in sehr jungen Jahren zum Richter bestellt. Als ein furchtbares Erdbeben die Stadt Lima zerstörte, wurde ihm die Verwaltung der Güter und Gelder anvertraut, deren Besitz durch den Untergang der Inhaber strittig geworden war. Jene Gelder, deren Erben sich nicht zur Genüge legitimieren konnten, verwandte der sehr junge Herr zum Bau einer Kirche und eines Theaters. Dieses verdroß den Klerus. Mit Unterstützung mächtiger peruanischer Geistlicher wandten sich diejenigen Erben, deren Ansprüche zurückgewiesen worden waren, klageführend nach Madrid. Olavide wurde nach Madrid berufen, vor Gericht gestellt, seines Amtes entsetzt, in mehreren Fällen für schadenersatzpflichtig erklärt, zu Gefängnis verurteilt. Bald wegen Kränklichkeit entlassen, wurde er von den Aufgeklärten des Landes als Märtyrer gefeiert. Eine sehr vermögende Witwe heiratete ihn. Er erlangte den Erlaß der noch nicht verbüßten Strafe. Ging auf Reisen. War häufig in Paris. Erwarb ein Palais in der spanischen, eines in der französischen Hauptstadt. Schloß Freundschaft mit Voltaire, mit Rousseau, wechselte Briefe mit ihnen. Unterhielt ein Theater in Paris, wo er die modernen französischen Stücke in seiner eigenen Übersetzung aufführte. Carlos' des Dritten liberaler Ministerpräsident Aranda holte in wichtigen Angelegenheiten seinen Rat ein. Europa sah in Pablo Olavide einen der führenden progressiven Geister.

Nun gab es auf dem Südabhang der Sierra Morena weite Strecken Landes, die, früher kultiviert, durch die Vertreibung der Mauren und Morisken verödet waren. Die Mesta, eine Vereinigung von Viehzüchtern, hatte erwirkt, daß diese Ländereien ihr unentgeltlich als Weideplätze für ihre großen, wandernden Schafherden überlassen blieben. Jetzt, auf Betreiben Olavides, entzog die Regierung der Mesta dieses Privileg und ermächtigte

Olavide, auf dem Ödland Siedlungen zu errichten, »nuevas poblaciones«. Mit Hilfe des bayrischen Obersten Thürriegl siedelte er dort an die zehntausend Bauern an, zumeist Deutsche, auch Seidenwurmzüchter und Seidenweber aus Lyon. Er selber wurde zum Gouverneur der Landschaft ernannt, und er erhielt weitgehende Vollmachten. Es wurde ihm erlaubt, seiner Kolonie eine liberale Verfassung zu geben. Es wurde ihm zugestanden, daß die neuen Siedler Pfarrer aus ihrer früheren Heimat mitbringen durften; selbst Protestanten wurden zugelassen. In wenigen Jahren machte Olavide die Wüste zu einer blühenden Landschaft mit Weilern, Dörfern, kleinen Städten, Gasthöfen, Werkstätten, Fabriken.

Nun hatten pfälzische Siedler einen Kapuziner mitgebracht, auf daß er ihre Seelen betreue, den Bruder Romuald von Freiburg. Dieser vertrug sich nicht mit dem liberalen Olavide. Als sich die Streitigkeiten mehrten, bezichtigte ihn Romuald bei dem Heiligen Tribunal als einen Atheisten und Materialisten. Im geheimen und, wie es Vorschrift war, ohne daß Olavide darum wußte, verhörte die Inquisition Zeugen und sammelte Material. Doch wagte man nicht, formelle Anklage gegen den hoch angesehenen Mann zu erheben. Allein die Mesta hatte einen mächtigen Protektor in dem Erzbischof Despuig von Granada. Er und der Beichtvater des Königs, der Bischof von Osma, wirkten dahin, daß Carlos eine zögernde Erklärung abgab, er werde der Inquisition nicht im Wege stehen, wenn sie, um die Verdunklung des Tatbestandes zu hindern, Olavide verhafte.

Das alles war geschehen, bevor Don Manuel zur Macht kam. Ein strenger Großinquisitor war abgelöst worden von einem liberalen, dieser von dem noch liberaleren Sierra, und alle die Zeit hindurch war Olavide in den Kerkern der Inquisition geblieben. Man hatte das Heilige Offizium nicht diskreditieren wollen durch seine Freilassung, hatte ihn aber auch nicht verurteilt.

Der dreiundvierzigste Großinquisitor, eben Don Francisco Lorenzana, war ein Mann anderen Schlages als seine Vorgänger. Er beschloß, dem Ketzer Olavide das Urteil sprechen zu lassen. Das wird den Spöttern auch in den höchsten Ämtern eine Warnung sein, daß die Inquisition noch lebte und waltete.

Lorenzana hatte die Unschlüssigkeit Don Manuels erkannt. Trotzdem wollte er sich decken durch Beistand des Vatikans; er war gewiß, bei dem energischen Pius dem Sechsten Verständnis zu finden. Er halte es für seine Pflicht, schrieb er dem Papst, die Verbrechen des Olavide in einem Autodafé zu sühnen. Andernteils werde bei dem gottlosen Zustand der Welt die öffentliche Verurteilung eines von den Philosophastern so geschätzten und geschützten Ketzers Angriffe hervorrufen sicherlich auf die spanische Inquisition und vermutlich auf die Kirche der ganzen bewohnten Welt. Er bitte den Heiligen Vater um Weisung.

Der Abate, einer der Sekretäre des Heiligen Offiziums, erfuhr von dem Plane des Großinquisitors. Er und Don Miguel bestürmten den Príncipe de la Paz, er solle Vorsorge treffen und dem Lorenzana rechtzeitig erklären, die Regierung werde ein solches Autodafé nicht dulden.

Für einen Augenblick war Manuel bestürzt. Aber noch immer wollte er dem offenen Kampf mit Lorenzana aus dem Wege gehen. Pablo Olavide, erklärte er, sei verhaftet worden unter dem fortschrittlichen Ersten Minister Aranda, und der König habe das Vorgehen der Inquisition gebilligt. Unter diesen Umständen sei es nicht seines Amtes, die Verurteilung zu verhindern. Im übrigen glaube er, Lorenzana wolle die Regierung nur einschüchtern, er werde, wenn überhaupt, das Urteil hinter verschlossenen Türen verkünden lassen, nicht in einem Autodafé. Er dachte an Pepa, blieb taub vor den Beschwörungen Miguels, verharrte in lässiger Selbstsicherheit.

Don Miguel und Don Gaspar und
Don Diego, der Abate,
Saßen kummervoll, voll Unmut,
Und berieten. Sie beschlossen,
Ihre Zuflucht zu dem Maler
Don Francisco, ihrem Freund, zu
Nehmen; denn in diesen Wochen
Malte er an einem Bild des

Fürsten de la Paz für Pepa

Tudó.

4

Goya war tief verstrickt in seine Passion für Cayetana. Er hatte gefürchtet und gehofft, seine Leidenschaft, so unbegreiflich schnell gekommen, werde ebenso rasch verwehen; mehrmals war es geschehen, daß er sich in eine Frau maßlos verliebt glaubte, um nach zwei oder drei Wochen zu staunen, was er an ihr hatte finden können. Aber Cayetana war ihm jedesmal ein Neues, er lernte sie nicht aus. Er hatte mit seinem genauen Malerauge alle Winzigkeiten ihres äußern Wesens ausgespäht, daß er sie aus dem Gedächtnis aufzeichnen konnte. Trotzdem schien sie ihm anders, sooft er sie traf, sie blieb ihm unberechenbar.

Was immer er tat, wenn er dachte, malte, mit andern sprach, stets war irgendwo in seinem Kopf Cayetana. Die Verknüpfung mit ihr war sehr anders als die ruhige, sichere Verbundenheit zwischen ihm und Josefa und sehr anders als die glücklichen oder quälenden Neigungen, die er früher für diese oder jene Frau verspürt hatte.

Ihre Wandlungen erfolgten jäh, und was sie war, war sie ganz. Sie hatte viele Gesichter, er sah die vielen, das letzte unter den vielen sah er nicht. Es war da, er spürte es, wußte es, doch fand er nicht das Einheitliche, Verbindende hinter den hoffnungslos verschiedenen Masken. Sie war jetzt dieses Steinbild, jetzt jenes, aber immer wieder kehrte sie zurück in den Stein, den er nicht fassen und begreifen konnte. Er trieb sein altes Spiel, zeichnete dieses ihrer Gesichter in den Sand, jenes; ihr wahres Gesicht zerrann ihm wie sein Sand.

Er malte sie. Stellte sie ins Freie und malte mit delikater Sorgfalt die Landschaft, doch so, daß die Landschaft verschwand und nichts da war als Cayetana. Weiß, stolz und zart stand sie da mit unglaubhaft hohen Augenbrauen in der schwarzen Flut ihres Haares, die Schärpe hoch gegürtet, eine rote Schleife auf der Brust, und vor ihr stand unsäglich dumm und winzig ihr weißer, wolliger Hund mit einer roten Schleife am Hinterfuß, einer lächerlichen Nachahmung ihrer eigenen. Sie aber deutete steif, zierlich

und hochmütig hinunter vor ihre Füße; da war zu lesen in dünnen, feinen Lettern: »Der Herzogin von Alba Francisco de Goya«, und die Lettern waren huldigend den Augen der Herzogin zugekehrt.

Dann malte er sie so, wie er sie zuerst gesichtet hatte auf ihrer Estrade, dann so, wie er sie auf dem Spaziergang vor dem Escorial gesehen hatte, er malte sie oft und abermals. Er war nicht zufrieden. Was ihn überwältigt hatte damals auf der Estrade, was ihn verwirrt hatte damals auf dem Spaziergang, was an ihr ihn unaufhörlich ärgerte und lockte, war nicht in seinen Bildern.

Bei alledem war er glücklich. Sie zeigte sich mit ihm ohne Scheu, und er war stolz, daß er, der dickliche, nicht mehr junge Mann, der von unten kam, ihr Cortejo war. Er kleidete sich mit letzter Eleganz, auch beim Malen, gerade beim Malen. So hatte er's gehalten, als er nach Madrid kam; aber Josefa hatte darauf gedrängt, er solle die teuern Kleider nicht beschmutzen und sich des üblichen Arbeitskittels bedienen, und allmählich hatte ihr Zureden und die eigene Rechenhaftigkeit ihn in den Kittel gezwängt. Jetzt verschwand der Kittel wieder. Dabei wußte er, daß er in der knappen, modischen Tracht lächerlich war, und er machte sich lustig über sich selber. Malte etwa einen Stutzer, der sich im Spiegel beschaut; der ungeheure Halskragen beengt ihn, er kann den Kopf nicht rühren, nicht das Gelenk im enormen Handschuh, nicht den Arm im engen Ärmel, er kann nur mit Mühe gehen in den niedrigen, geschnäbelten Schuhen.

Er war nachsichtig mit sich und mit den andern. Duldete Miguels Pedanterien, des Abate gelehrte, elegante Geschäftigkeit, die besorgte Miene Agustíns. Im Kreise der Familie war er aufmerksam und aufgeräumt. Er wünschte, alle Welt solle teilhaben an seinem Glück.

Cayetana konnte kindisch sein, er war es mehr. Kam sie unerwartet, dann etwa stellte er sich auf den Kopf und winkte ihr seinen Gruß mit den Füßen zu. Mit Freuden nützte er seine Kunst, um sie lachen zu machen. Zeichnete ihr sein eigenes Gesicht als eine tolle Fratze, zeichnete großartig verzerrt die Köpfe ihrer Dueña Eufemia, des stutzerhaften Marqués de San Adrián, des gutmütig tölpischen, würdigen Königs. Sie

gingen häufig ins Theater, und er lachte glücklich über die naiven Späße der Tonadillas und Sainetes. Oft gingen sie in die Manolería, gern gesehene Gäste in den Weinschenken der Majos.

Er spürte an der Schwelle des Alters eine neue Jugend. Vorher war alles abgebraucht gewesen, das Gute wie das Schlechte, es war immer das gleiche gewesen, bekannt wie der Geschmack der Speisen. Jetzt wurde ihm die Welt reich und neu, es war eine zweite Jugend, erfahrener in Begierde und in Genuß.

Dabei war er sich bewußt, daß die bösen Geister lauerten und daß dieses große Glück großes Unheil gebären müsse. Hatte er nicht das Mittagsgespenst gesehen? Aber Cayetana in seinem Leben zu haben war ein Glück ohne Maß, und er war bereit, dafür zu zahlen.

Sein Glück übertrug sich auch auf seine Arbeit, er malte viel und mit Lust. Seine Hand war leicht, sein Blick schnell, scharf, genau. Er malte ein Porträt des Herzogs de Castro Terreno, ein Bild Don Miguels, ein Bild des Abate; auch Don Manuel hatte noch zwei Porträts bestellt, in andern Posen.

Und dann malte er ein Bild, das ihm niemand in Auftrag gegeben hatte, ein Bild nur sich selber zur Freude, ein schwieriges Bild, das umständliche Kleinmalerei erforderte, eine Romería, eine Wallfahrt zu Ehren des Heiligen Isidro, des Patrons der Hauptstadt.

Fröhliche Wallfahrten zur Wiese und zur Einsiedelei des Heiligen Isidro waren eine beliebte Unterhaltung der Madrilenen; er selber, Francisco, hatte anläßlich der letzten glücklichen Entbindung seiner Josefa auf der Wiese des Isidro ein Fest gegeben für dreihundert Freunde, man hatte Truthahn gegessen und Messe gehört, wie es üblich war. Solche Romerías zu malen hatte die Künstler der Hauptstadt von jeher gereizt, Maella hatte es getan, sein Schwager Bayeu, er selber hatte ein Volksfest des Heiligen Isidro dargestellt, vor zehn Jahren, als er für die Gobelin-Manufaktur des Königs gearbeitet hatte. Aber die Festfreude jenes Gobelins war die künstliche Heiterkeit maskierter Kavaliere und Damen gewesen; jetzt malte er seine eigene urtümliche Freude und die seines Madrid.

Weit im Hintergrunde hebt sich
Die geliebte Stadt, ein Wirrwarr
Weißer Häuser, mit dem Schloß, mit
Türmen, Kirchenkuppeln; vorne
Aber, friedevoll, erglänzt der
Manzanares, und an seinen
Ufern freut Madrid sich seines
Schutzpatrones. Da sind viele,
Die gemächlich sich ergehen,
Wagen auch und Reiter, eine
Menge winziger Figuren,
Jede einzelne gemalt mit
Sorgfalt. Andre sitzen, liegen,
Essen, trinken, schwatzen, liebeln,
Mädchen, Burschen, wohlbehäb'ge
Bürgersleute, Kavaliere,
Über ihnen unbeschwerte,
Heitre Helle. Goya malte
Alle Freude seines unge-
Trübten Herzens, alle sichre
Kunst der Hand, des scharfen Auges
In das Bild hinein. Er hatte
Abgeschüttelt jene strenge
Lehre von der Linie, die so
Lange ihn beengt, er war jetzt
Frei, er war jetzt glücklich, und in
Seiner Romería wurde
Alles Sicht und Licht und Farbe.

Vorn das Volk, der Fluß, die weiße,
Breite Stadt Madrid dahinter
Wurden *eines*; Luft und Stadt und
Menschen woben ineinander,
Farbig, locker, leicht und hell und
Glücklich.

5

Francisco erhielt ein Schreiben des Don Gaspar Jovellanos mit einer höflich dringenden Einladung »zum Tee«. Die Liberalen nämlich bevorzugten den Tee vor der aristokratisch reaktionären Schokolade; hatte doch die Vorliebe für den Tee und die Auflehnung gegen seine Verteuerung durch den Absolutismus den amerikanischen Kolonien Englands Revolution und Freiheit gebracht.

Goya liebte nicht das laue Getränk und nicht den pedantisch feurigen Jovellanos. Aber es ging nicht wohl an, nein zu sagen, wenn ein Mann wie Jovellanos mit so höflicher Strenge einlud.

Es war eine kleine Gesellschaft, die sich bei Jovellanos eingefunden hatte. Da war Don Miguel Bermúdez und Graf Cabarrús, der große Finanzmann, natürlich auch Don Diego, der Abate. Der einzige Gast, den Goya nicht kannte, war der Anwalt und Schriftsteller José Quintana. Doch waren ihm wie jedermann Quintanas Verse geläufig; der Dichter sollte sie als Sechzehnjähriger geschrieben haben. Heute noch schien er sehr jung, schwerlich älter als zwanzig oder einundzwanzig. Goya, selber langsam gereift, hatte Mißtrauen vor Leistungen, in solcher Jugend erreicht; aber der bescheidene und gleichwohl lebhafte José Quintana gefiel ihm.

An der Wand hing ein großes Porträt des Hausherrn, Goya hatte es gemalt, gleich nachdem er nach Madrid gekommen war, vor etwa zwanzig Jahren. Da saß an einem zierlich einfachen Schreibtisch ein geleckter, verbindlicher Jovellanos. Der Mann, seine Kleidung, seine Möbel hatten etwas Gesuchtes, Affektiertes; nichts war an ihm von der finstern Tugendhaftigkeit des Jovellanos von heute. Vielleicht war er damals sehr viel milder gewesen, doch so glatt und freundlich bestimmt nicht, und so glatt und falsch hätte auch der junge Francisco Goya ihn nicht sehen dürfen.

Man sprach, wie Goya es erwartet hatte, von Politik. Man tadelte heftig die Haltung des Príncipe de la Paz. Gewiß, der Minister *war* überaus selbstbewußt; Goya hatte

gerade jetzt, da ihm Don Manuel posierte, Gelegenheit, aus nächster Nähe zu beobachten, wie selbstgefällig nonchalant er in Miene und Gesten seine neue Bedeutung zur Schau trug. Aber schädigte diese Eitelkeit das Land? Zeigte nicht vielmehr Don Manuel den guten Willen, Fortschrittliches zu fördern? Nützte er nicht seine Popularität für wohltätige Reformen?

Die Maßnahmen des Príncipe de la Paz, meinte Jovellanos, seien halbherzig. Das Wesentliche sei und bleibe der Kampf gegen die Inquisition, gegen die Kirche, und vor dem Klerus weiche der Minister mit der gleichen abergläubischen Furcht zurück, wie sie der Pöbel vor dem Heiligen Offizium zeige. Jeder ernsthafte Reformversuch aber, eiferte er weiter mit seiner polternden, fanatischen Stimme, müsse gerade die Entmachtung des Klerus zum ersten Ziel haben. Denn der Grund allen Übels sei die von der Kirche behütete und geförderte Unwissenheit der Massen. Was man da in Madrid erlebe, sei finster genug, aber die Ignoranz und der Aberglaube in den Provinzen sei herzbeklemmend. Don Francisco möge sich einmal von Doktor Peral dessen Kollektion gewisser kleiner, wächserner Jesusbilder zeigen lassen; der Doktor habe sie durch Vermittlung eines Klostergärtners erhalten. »Die Nonnen«, erzählte er, »hatten mit diesen heiligen Figuren gespielt wie mit Puppen. Bald hatten sie ihr Jesuslein als Priester angezogen, bald als Richter, bald als Doktor mit Perücke und goldknopfigem Stock. Und wie soll man in diesem Land hygienische Vorschriften durchführen, wenn sogar eine Herzogin von Medina Coeli ihrem erkrankten Sohn einen pulverisierten Finger des Heiligen Ignatius eingibt, zur Hälfte als Suppe, zur Hälfte als Klistier? Die Inquisition aber geht gegen einen jeden vor, der die Wundertat solcher Mittel zu bezweifeln wagt.«

Auf einmal indes unterbrach er sich und sagte lächelnd: »Entschuldigen Sie, ich bin ein schlechter Hausherr. Ich setze Ihnen den bittern Trank meines Unmuts vor, statt Wein und was zu essen.« Und er ließ Hipocrás bringen, Pajarete, Früchte, Pasteten und Konfekt.

Man sprach jetzt von Bildern und Büchern. Der Abate forderte den jungen Quintana auf, ein paar seiner Gedichte vorzulesen. Der zierte sich nicht lange. Doch zog er es vor, ein Prosastück zu lesen von einer etwas gewagten neuen Art. Es sei eine kurze Biographie, erklärte er seinen Hörern, entsprechend jenen kleinen Porträts, jenen »Miniaturen«, wie man sie früher Büchern vorangestellt habe und wie sie jetzt wieder in Mode kämen.

Und da alle zustimmten, las er ein Lebensbild des Dominikaners Bartolomé Carranza, Erzbischof von Toledo, des glänzendsten Märtyrers der Inquisition.

Immer noch, dreihundert Jahr nach
Seinem Tod, war es verboten,
Ihn zu rühmen. Trotzdem sprachen
Sie im Volke überall von
Ihm, von seinen heil'gen Worten,
Seinen heil'gen Taten, hoch ihn
Preisend. Freilich sprachen sie nur
Flüsternd.

6

Don Bartolomé Carranza zeichnete sich schon in jungen Jahren als Professor der Theologie aus und galt bald als der erste Kirchenlehrer Spaniens. Karl der Fünfte schickte ihn als seinen Vertreter zum Konzil von Trient, wo er seinem Land und der Kirche außerordentliche Dienste leistete. Karls Nachfolger, König Philipp der Zweite, den er in England und in Flandern mit geistlichem und politischem Rat betreut hatte, machte ihn zum Erzbischof von Toledo und damit zum Primas des Reiches. Carranzas strenge Ansichten von den Pflichten des Priestertums und seine außerordentliche Mildtätigkeit verschafften ihm überall in Europa den Namen des würdigsten Kirchenmannes seiner Zeit.

Allein er war kein Politiker; seine hohe Stellung, sein Ruhm, seine unnachsichtig harten Urteile, wenn es um die Pflichten des hohen Klerus ging, erweckten Neid und Feindschaft.

Sein bitterster Gegner war Don Fernando Valdés, Erzbischof von Sevilla. Carranza hatte ihn, freilich indirekt, durch ein theologisches Gutachten gezwungen, aus den Einkünften seines Erzbistums fünfzigtausend Dukaten Kriegssteuer an König Philipp zu entrichten, und Don Fernando Valdés war ein geldgieriger Mann. Später gar hatte ihm Carranza die reichste Pfründe des Landes weggeschnappt, eben das Erzbistum Toledo mit seinen acht bis zehn Millionen Jahresrente. Don Fernando Valdés wartete auf die Gelegenheit, Carranza zu demütigen.

Diese Gelegenheit fand sich, als Valdés zum Großinquisitor ernannt worden war. Erzbischof Carranza hatte einen Kommentar zum Katechismus verfaßt, der viel gerühmt, aber auch viel angefeindet wurde. Der gelehrte Dominikaner Melchor Cano, den Carranza durch Meinungsverschiedenheiten in theologischen Fragen gekränkt hatte, erklärte neun Stellen dieses Buches für der Ketzerei verdächtig. Weitere ähnliche Gutachten liefen ein, auch Anzeigen wegen verdächtiger Äußerungen Carranzas. Der

Großinquisitor las die Bekundungen, studierte sie, fand, das Material genüge zur Anklageerhebung.

Carranza, gewarnt, daß eine Untersuchung gegen sein Buch schwebe, ließ sich von hoch angesehenen Theologen Gutachten ausstellen, welche die exemplarische Frömmigkeit und Orthodoxie seines Werkes in starken Worten feierten, und wandte sich um Schutz an seinen Zögling König Philipp, der sich um jene Zeit in Flandern aufhielt. Großinquisitor Valdés wußte, daß er nach der Rückkehr des Königs an Carranza nicht mehr herankönne. Er beschloß zuzuschlagen.

Carranza war auf einer Dienstreise in Torrelaguna. Die Inquisition ordnete an, es dürfe zwei Tage lang kein Bewohner des Ortes sein Haus verlassen, und umstellte das kleine Palais, in dem der Erzbischof wohnte, mit einer starken, bewaffneten Macht. Der Ruf ertönte: »Man öffne dem Heiligen Offizium.« Mit Tränen in den Augen kniete der Inquisitor de Castro vor dem Bett des Erzbischofs und wies ihm den Verhaftsbefehl vor, ihn um Verzeihung bittend. Carranza bekreuzte sich, gab sich in Haft.

Verschwand aus den Augen der Menschen, als wäre er von der Erde verschwunden.

Der Großinquisitor reiste in Eile nach Flandern zu König Philipp und erstattete ihm Bericht. Prälaten vom Bischof aufwärts unterstanden nicht der Gerichtsbarkeit der Inquisition, nur der des Papstes. Doch hatte sich Valdés vom Heiligen Vater Vollmacht ausstellen lassen, in besonders gefährlichen Fällen die Untersuchung vornehmen zu dürfen, ohne erst Erlaubnis von Rom einzuholen. Ein solcher Fall, setzte er dem König auseinander, liege hier vor. Er unterbreitete ihm das Material. Betonte, daß er die Einkünfte des Erzbistums Toledo bereits unter Sequester genommen habe und daß die Inquisition nach Deckung der Prozeßspesen diese Einkünfte der Krone überlassen wolle. Daraufhin sah Philipp ein, daß sein Berater und geistlicher Lehrer Carranza stark nach Ketzerei rieche, und billigte das Vorgehen des Großinquisitors.

Carranza war nach Valladolid gebracht worden. Dort, in der Vorstadt San Pedro, wurde er mit einem einzigen Begleiter in zwei luft- und lichtlose Räume eingesperrt.

Eine langwierige Untersuchung begann. Dreiundneunzig Zeugen wurden vernommen, das ganze, ungeheure Archiv des Erzbistums Toledo durchstöbert. Es fanden sich Aufzeichnungen für Predigten, welche der Student Carranza vor vierzig Jahren gemacht hatte; Stellen aus ketzerischen Büchern, die er, als Sachverständiger des Konzils von Trient, abgeschrieben hatte, um sie zu widerlegen; zahllose ähnliche verdächtige Dokumente.

Die Vollmacht, die der Heilige Vater der Inquisition erteilt hatte, ermächtigte Valdés lediglich zur Sicherstellung des Beschuldigten und des Materials. Papst Paul verlangte, man solle ihm den Verhafteten und die Akten nach Rom übersenden. Der Großinquisitor machte Ausflüchte, der König genoß die Einkünfte des Erzbistums Toledo. Papst Paul starb, ihm folgte Pius der Vierte. Die Vollmacht, die Rom erteilt hatte, war auf zwei Jahre befristet gewesen. Papst Pius verlangte die Auslieferung des Verhafteten und des Prozeßmaterials. Der Großinquisitor machte Ausflüchte, der König zahlte aus den Einkünften des Erzbistums dem Nepoten des Papstes eine Pension. Papst Pius verlängerte die Vollmacht um zwei Jahre. Dann nochmals um ein Jahr.

Inzwischen war der Fall Carranza zum europäischen Skandal geworden. Das Tridentinische Konzil sah in dem schweren Unrecht, welches man dem Erzbischof Carranza antat, einen Schimpf für die Kirche und einen Angriff der spanischen Inquisition auf die Immunität der Prälaten. Das Konzil setzte Carranzas Kommentar zum Katechismus, jenes Werk, welches die spanische Inquisition als Hauptargument seiner Ketzerei betrachtete, nicht nur nicht auf den Index der verbotenen Bücher, sondern befand, das Werk sei gut katholisch und wert, von allen Frommen der Erde gelesen und beherzigt zu werden.

Daraufhin tat Papst Pius dem Konzil und aller Welt zu wissen, der Heilige Stuhl sei durch die verstockte Haltung des Katholischen Königs erniedrigt. Die Vollmacht der Inquisition, den Fall Carranza zu prüfen, sei am 1. Januar des nächsten Jahres ein für allemal abgelaufen und der gefangene Erzbischof mit dem gesamten Aktenmaterial den römischen Behörden zu überstellen. Allein König Philipp deckte die Inquisition. Er

wollte auf die Einkünfte des Erzbistums Toledo nicht verzichten und betrachtete es als eine Schwächung seines Prestiges, wenn er jetzt dem Papst nachgäbe. Carranza blieb in strenger Haft in Valladolid.

Der Papst erklärte feierlich: sollte die Auslieferung des Erzbischofs weiter verzögert werden, so verfielen alle Schuldigen ipso facto dem Anathema, sie seien ihrer Würden und Funktionen verlustig, sie seien als Verbrecher zu betrachten und unfähig, jemals wieder in ihre Ämter eingesetzt zu werden. Carranza selber sei ohne Verzug dem päpstlichen Nuntius auszuliefern. König Philipp antwortete nicht; Carranza blieb in seinem Gefängnis in Valladolid.

Man kam schließlich überein, eine päpstliche Legation solle auf spanischem Boden gemeinsam mit den spanischen Inquisitoren den Fall Carranza untersuchen. Rom schickte vier Gesandte, so erlesen, wie sie der Heilige Stuhl noch niemals einem Herrscher geschickt hatte. Der erste war der spätere Papst Gregor der Dreizehnte, der zweite der spätere Papst Urban der Siebente, der dritte Kardinal Aldobrandini, Bruder des späteren Papstes Clemens des Achten, der vierte der spätere Papst Sixtus der Fünfte. Der Großinquisitor empfing die Herren mit der Ehrfurcht, die ihnen gebührte, bestand aber darauf, daß sie richten sollten im Rahmen der Suprema, des höchsten Tribunals der Inquisition, zusammen also mit fünfzehn Spaniern; das bedeutete, daß sie nur vier von neunzehn Stimmen gehabt hätten.

Während man darüber verhandelte, starb Papst Pius der Vierte. Auf dem Sterbebett erklärte er, er habe, um den unersättlichen Katholischen König zu befriedigen, im Falle des Erzbischofs Carranza gegen die kanonischen Gesetze und den Willen der Konzilien und der Kardinäle verstoßen; nichts belaste sein Gewissen schwerer als sein Versagen im Falle Carranza.

Der Nachfolger des toten Papstes war Pius der Fünfte, ein schwieriger Herr. Sehr bald schon beklagte sich der spanische Gesandte Zúñiga bei seinem König, der Heilige Vater habe keine Erfahrung in Staatsgeschäften und keinerlei private Interessen; er tue leider nur das, was er für gerecht halte, nichts sonst. Der neue Papst erklärte denn auch,

die Jurisdiktion des Großinquisitors und seiner Herren sei mit sofortiger Wirkung erloschen. Großinquisitor Valdés habe den gefangenen Erzbischof ohne Verzug freizulassen, damit sich dieser nach Rom begebe, um vom Papste in Person gerichtet zu werden. Die Akten des Falles seien binnen drei Monaten nach Rom zu transportieren. Dies alles bei Strafe des göttlichen Zornes, des Unwillens der Apostel Peter und Paul und der Exkommunikation.

Der alte geld-, macht- und rachsüchtige Valdés war willens, den Kampf auch mit dem neuen Papst aufzunehmen. Der Katholische König aber, in schwere außen- und innenpolitische Händel verwickelt, scheute das Interdikt. Carranza wurde dem päpstlichen Legaten überstellt und fuhr nach Italien.

Acht Jahre hatte der Erzbischof in spanischer Gefangenschaft verbracht; jetzt lebte er im Castel Sant' Angelo, komfortabel, doch in Haft. Denn Pius der Fünfte, gründlich, wie er war, hatte angeordnet, daß die Untersuchung von neuem beginne. Das ganze, riesige Material wurde ins Italienische und ins Lateinische übersetzt. Ein Sondergericht, siebzehn Prälaten, darunter vier Spanier, tagte allwöchentlich unter dem Vorsitz des Papstes. Der Katholische König folgte den Verhandlungen mit größtem Interesse und sandte immer neues Material.

Der Prozeß schleppte sich hin. Den acht Jahren spanischer Gefangenschaft folgten fünf Jahre italienischer.

Dann aber hatte der Heilige Vater jedes Für und Wider erwogen. Er und sein Gericht fanden den Erzbischof Carranza nicht schuldig der Ketzerei. Der Spruch wurde aufgesetzt, sorglich, mit vielen Argumenten, unter der Aufsicht des Papstes. Doch verkündete der Heilige Vater das Urteil noch nicht, sondern teilte es, aus Höflichkeit, zuerst König Philipp mit.

Unmittelbar aber nach dem Konzept des Urteils, das den Freispruch verkündete und begründete, traf in Spanien die Nachricht ein, Papst Pius der Fünfte sei tot. Das Urteil war nicht gesprochen. Es verschwand.

Pius' des Fünften Nachfolger, Gregor der Dreizehnte, wußte natürlich um den Freispruch. Doch hatte er als einer der vier Legaten, welche der Heilige Stuhl seinerzeit in Sachen Carranza nach Spanien geschickt hatte, die Zähigkeit des Katholischen Königs kennengelernt. Er erklärte, er werde die ganze Angelegenheit von neuem persönlich nachprüfen.

König Philipp schickte mehr Material. Dann, sehr bald, schrieb er dem Papste, er sei von der Ketzerei Carranzas mit Herz und Hirn überzeugt und verlange dessen schnelle Verurteilung. Drei Wochen später schrieb er dem Papst ein zweites Mal, mit eigener Hand, heftig und beredt. Forderte, daß der Ketzer auf den Scheiterhaufen geschickt werde. Jede geringere Strafe würde es Carranza, wenn auch in späterer Zeit, ermöglichen, wieder in sein Erzbistum eingesetzt zu werden; es sei aber untragbar für den König von Spanien, einen Ketzer im Besitz der höchsten geistlichen Würde seines Reiches zu wissen.

Bevor indes dieses Schreiben den Papst erreichte, hatte der das Urteil über den Erzbischof gefällt, ein diplomatisches Urteil. Carranza wurde in sechzehn Fällen der leichten Ketzerei für schuldig befunden. Er sollte öffentlich abschwören und auf fünf Jahre von seinem Erzbistum suspendiert sein. Während dieser Zeit sollte er in einem Kloster in Orvieto leben, mit einem Monatsgehalt von tausend Goldkronen. Des weiteren wurde ihm eine leichte geistliche Buße auferlegt.

Papst Gregor teilte König Philipp das Urteil in einem persönlichen Briefe mit. »Wir bedauern«, schrieb er, »daß Wir diesen durch Wandel, Gelehrsamkeit und Wohltun ausgezeichneten Mann haben verurteilen müssen und daß Wir nicht, wie Wir gehofft hatten, ihn haben freisprechen können.«

Siebzehn Jahre hatte Don Bartolomé Carranza, Erzbischof von Toledo, den Tausende für den heiligsten Mann hielten, der je auf dem Boden der Iberischen Halbinsel wandelte, in spanischen und italienischen Gefängnissen zugebracht, die Päpste Paul der Vierte, Pius der Vierte und Pius der Fünfte waren gestorben, ehe man ihm sein Urteil sprach.

Nachdem der Erzbischof im Vatikan seine Irrtümer abgeschworen hatte, unterzog er sich der geistlichen Buße, welche ihm der Heilige Vater auferlegte. Sie bestand darin, daß er sieben römische Kirchen zu besuchen hatte. Als Zeichen seiner Achtung und seiner Anteilnahme hatte ihm Papst Gregor für diese Besuche seine eigene Sänfte zur Verfügung gestellt, auch Pferde für sein Gefolge. Carranza aber hatte abgelehnt. Er ging zu Fuß. Zehntausende hatten sich versammelt, viele waren von weit her gekommen, um ihn zu sehen, wenn er vorbeigehe, und ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Seine Buße wurde zu einem Triumph, wie er auch einem Papste selten zuteil geworden war.

Als Carranza von seinem Bußgang zurückkam, verspürte er heftige Schmerzen und mußte sich zu Bett legen. Nach wenigen Tagen erkannte man, daß er verloren sei. Der Papst schickte ihm Generalablaß von seinen Sünden und den apostolischen Segen. Carranza bat sieben hohe geistliche Würdenträger zu sich. In ihrer Gegenwart, nachdem er die Absolution empfangen hatte und unmittelbar vor dem Empfang der Letzten Wegzehrung, erklärte er feierlich: »Ich schwöre bei der Rechenschaft, die ich in kurzer Frist dem Allmächtigen abzulegen habe, und bei dem König aller Könige, der in dem Sakramente kommt, das ich zu empfangen im Begriffe bin: daß ich während der Zeit, da ich Theologie lehrte, und in der Folge, da ich in Spanien, Deutschland, Italien und England schrieb, predigte, disputierte und atmete, immer die Absicht hatte, der Religion Jesu Christi den Sieg zu verschaffen und die Ketzer zu bekämpfen. Ich habe denn auch durch die Gnade Gottes viele zum katholischen Glauben bekehrt. König Philipp, lange mein Beichtkind, war des Zeuge. Ich habe ihn geliebt, liebe ihn von Herzen, kein Sohn kann ihm aufrichtiger zugetan sein. Ich versichere ferner, daß ich niemals in einen der Irrtümer verfallen bin, deren man mich verdächtig erklärt hat; man hat meine Worte verdreht und ihnen einen falschen Sinn unterlegt. Trotzdem, weil es von dem Statthalter Christi ausgesprochen worden ist, erkenne ich für gerecht das Urteil, das meinen Prozeß abschloß. Ich verzeihe in der Stunde meines Absterbens allen denen, die in diesem Prozesse gegen mich aufgetreten sind, ich habe nie Groll gegen sie gehegt, und ich

werde, wenn ich dahin gehe, wohin ich durch die Barmherzigkeit des Herrn zu kommen hoffe, für sie bitten.«

Sektion der Leiche wurde angeordnet. Die Ärzte erklärten, der Dreiundsiebzigjährige sei an einem krebsartigen Leiden gestorben. Doch niemand glaubte es. Alle nahmen an, dieser Tod, der dem Katholischen König so gelegen kam, sei auch auf ihn zurückzuführen. Der stolze Mann hätte, wie er selber schrieb, es nicht ertragen, wenn Carranza wieder in sein Erzbistum eingesetzt worden wäre. Der König und der Erzbischof konnten nicht unter *einem* Himmel leben, und der König hielt es für sein ihm von Gott verliehenes Recht, sich des Gegners zu entledigen, auf welche Art immer.

Und er schrieb dem Papst, das Urteil
Scheine manchem span'schen Priester
Von Erfahrung und von Weisheit
Allzu mild. Doch anerkenne
Er des Papstes ernste Mühe
Um ein frommes und gerechtes
Urteil. Dies besonders, da ja
Gottes Hand bereits das rechte
Mittel angewandt, um weitre
Übel zu verhüten, die des
Papstes milder Spruch bewirken
Hätte können.

7

Die Geschichte des Erzbischofs, Heiligen und Ketzers Don Bartolomé Carranza war es, welche der junge Quintana in Form einer seiner »Miniaturen« für Jovellanos und dessen Gäste las.

Alle kannten die Geschichte, aber sie wurde fremd und neu, wie Quintana sie las. Er scheute sich nicht, Begebenheiten, um die man nicht wissen, die man höchstens vermuten konnte, als Tatsachen hinzustellen. Doch seltsam: wie er sie erzählte, waren sie so, sie konnten gar nicht anders gewesen sein.

Goya, wie die andern, hörte hingerissen zu. Die Ereignisse, wie dieser junge Mensch sie vor einen hinstellte, hatten sich nicht vor einem Vierteljahrtausend begeben, es waren Geschehnisse von heute, erregend, empörend. Aber gerade deshalb: war nicht, was hier geschrieben wurde, Aufruhr und überaus verfänglich? Und war es nicht unsinnig, wenn er jetzt, da ihm das Leben Erfüllung und Verheißung bot, unter diesen Rebellen und Fanatikern herumhockte? Dabei gefiel ihm der törichte Junge, der mit mühsam unterdrückter Empörung seine Geschichte vortrug. Und er hätte weiter zugehört, selbst wenn es angegangen wäre, sich fortzumachen.

Als der junge Quintana zu Ende war, herrschte beklommenes Schweigen. Endlich räusperte sich Jovellanos und sagte: »Ihre Verstöße gegen das reine Kastilisch, mein lieber Don José, sind gar nicht zu zählen. Aber Kraft ist in Ihren Sätzen, und Sie sind ja noch sehr jung, da wird sich noch manches abschleifen.«

Der Abate war aufgestanden. Vielleicht hatte unter allen ihn die Vorlesung Quintanas am meisten angerührt. »Wir sind klug, wir von der Inquisition«, sagte er. Er hatte das Recht zu sagen: »Wir von der Inquisition«, denn noch immer, wiewohl sein Beschützer, der Großinquisitor Sierra, in Ungnade gefallen und wegen bedenklicher Theologie in Anklagezustand versetzt war, trug er den Titel »Sekretär des Heiligen Offiziums«. Jetzt also ging er auf und ab in dem geräumigen Zimmer Don Gaspars, nahm hier und dort

einen Gegenstand auf, ihn zu betrachten, und hielt dabei seinen kleinen Vortrag. »Wir von der Inquisition«, sagte er, »waren immer klug. Es waren nicht wir, die den Erzbischof Carranza ins Gefängnis und zur Strecke gebracht haben, es waren der Papst und König Philipp. Und wenn jetzt Großinquisitor Lorenzana endlich den Fall Olavide zur Entscheidung bringt: war es etwa er, der den großen Mann hat verhaften lassen? *Muß* er nicht endlich aufräumen mit einem Fall, der so lange schwebt?«

Goya horchte hoch. Er hatte Don Pablo Olavide flüchtig gekannt; es hatte ihn erschüttert, als damals, vor Jahren, dieser tapfere, blitzend gescheite Mann verhaftet und seine große Gründung in der Sierra Morena gefährdet worden war. Auch er hatte in den letzten Wochen davon gehört, daß jetzt die Inquisition sogar den Olavide endgültig vernichten wolle, aber er hatte darüber hinweggehört, er wollte sich und sein Glück von Gerüchten nicht stören lassen. Jetzt, unter dem Eindruck der Vorlesung Quintanas, konnte er sich nicht enthalten zu fragen: »Werden sie wirklich –?«

»Gewiß werden sie«, antwortete der Abate, und seine klugen, lustigen Augen waren jetzt keineswegs mehr lustig. »Lorenzana hat von Anfang an den Ehrgeiz gehabt, im Kampf für die reine Lehre ebenso berühmt zu werden wie Großinquisitor Valdés. Er hat bereits den Segen des Heiligen Vaters eingeholt für die Vernichtung des Olavide. Wenn Don Manuel noch länger in seiner Lethargie verharrt, wenn der König dem Großinquisitor nicht endlich in den Arm fällt, dann wird diese Hauptstadt ein Autodafé zu sehen bekommen wie keines seit Jahrhunderten.«

Goya spürte deutlich, daß die böse Prophezeiung des Abate, daß vielleicht selbst die Vorlesung des jungen Quintana nur für ihn bestimmt gewesen war. Da wandte sich auch schon Jovellanos ohne Umschweife an ihn. »Sie arbeiten doch jetzt an einem Porträt des Príncipe de la Paz, Don Francisco. Don Manuel soll bei solchen Sitzungen sehr zugänglich sein. Wie wäre es, wenn Sie einmal mit ihm den Fall Olavide beredeten?« Obwohl sich Jovellanos bemühte, beiläufig zu sprechen, kam jedes Wort gewichtig. Es war still, alle warteten auf Goyas Antwort.

Unbehaglich sagte er: »Ich zweifle, ob mich Don Manuel ernst nimmt in Fragen jenseits der Malerei. Offen gestanden«, fuhr er mit mattem Scherz fort, »ist es mir auch nicht wichtig, ernst genommen zu werden, wenn es nicht um meine Malerei geht.« Die andern schwiegen, mißbilligend. Jovellanos aber sagte streng und geradezu: »Sie machen sich leichtfertiger, Don Francisco, als Sie sind. Sie sind begabt, und wer begabt ist, ist es auf allen Gebieten. Cäsar war nicht nur ein großer Staatsmann und Feldherr, auch ein großer Schriftsteller. Sokrates war Philosoph, Religionsstifter, Soldat, er war alles. Leonardo, jenseits seiner Malerei, war Wissenschaftler, Techniker, er hat Festungen gebaut und Flugmaschinen. Und um von meiner bescheidenen Person zu reden, so wünsche ich nicht nur auf dem Gebiet der Nationalökonomie ernst genommen zu werden, sondern auch in Fragen der Malerei.«

Auch auf die Gefahr hin, in den Augen dieser Herren eine kümmerliche Figur zu machen, durfte sich Goya kein zweites Mal verleiten lassen, sich in politische Dinge einzumischen. »Ich bedaure, Ihnen trotzdem nein sagen zu müssen, Don Gaspar«, antwortete er. »Das Verfahren gegen Don Pablo Olavide empört mich nicht minder als Sie, aber«, erklärte er mit zunehmender Energie, »ich werde *nicht* mit Don Manuel darüber sprechen. Sicherlich hat unser Freund Don Miguel die böse Sache mit ihm erörtert, und sicherlich haben Sie, Don Diego« – er wandte sich an den Abate –, »ihm mit allen Künsten kluger Überredung zugesetzt. Wenn Sie beide versagen, Sie, die erfahrenen Politiker, was soll da ich erreichen, der simple Maler aus Aragón?«

Don Miguel nahm die Herausforderung an. »Wenn viele große Herren«, sagte er, »dich besonders gerne um sich sehen, Francisco, dann tun sie es nicht nur um deiner Porträts willen. Sie haben den ganzen Tag Spezialisten um sich, Wirtschafter, Techniker, Politiker, wie ich einer bin. Der Künstler aber ist mehr als ein Spezialist, er wirkt auf alle, kennt das Wesen aller, spricht für alle, er spricht fürs Volk als Ganzes. Das weiß Don Manuel, und darum hört er auf dich. Und darum solltest du mit ihm über diesen verruchten und verzweifelten Prozeß des Pablo Olavide reden.«

Bescheiden und doch glühend mischte sich der junge Quintana ein. »Was Sie da sagen, Don Miguel«, rief er, »habe ich selber oft gespürt. Nicht wir armen Schriftsteller, Sie, Don Francisco, Sie sprechen die Sprache, die alle verstehen, das Idioma Universal. Vor Ihren Bildern geht einem das Wesen der Menschen tiefer auf als vor den Gesichtern selber und vor den Worten der Schriftsteller.« – »Sie tun meiner Kunst viel Ehre an, junger Herr«, antwortete Goya. »Aber leider will man ja, daß ich mit Don Manuel *rede*, und da bin ich meines Idioma Universal beraubt. Ich bin Maler, Señores«, sagte er, beinahe unhöflich laut. »Begreifen Sie doch, ich bin Maler, nichts als Maler.«

Als er allein war, suchte er die peinliche Erinnerung an Jovellanos und seine Gesellschaft abzuschütteln. Er wiederholte sich die Gründe seiner Ablehnung, es waren gute Gründe. »Oir, ver y callar – Hören, sehen, Maul halten«, das war unter den vielen guten alten Sprichwörtern eines der gescheitesten. Aber sein Unbehagen blieb.

Er mußte sich mit einem Vertrauten aussprechen, sich rechtfertigen. Er erzählte seinem Agustín, wie Jovellanos und die andern ihm schon wieder zugemutet hätten, sich in die Geschäfte des Königs zu mischen, und wie er's, selbstverständlich, abgelehnt habe. »Der Mensch«, schloß er mit etwas gezwungener Munterkeit, »braucht zwei Jahre, bis er reden lernt, sechzig, bis er lernt, das Maul zu halten.«

Agustín war bekümmert. Er schien um die Angelegenheit bereits zu wissen. »Quien calla, otorga«, erwiderte er mit seiner schollerigen Stimme, »wer schweigt, stimmt zu.« Goya antwortete nicht. Agustín bezwang sich, er schrie nicht, er bemühte sich, ruhig zu sprechen. »Ich fürchte«, sagte er, »wenn du die Fenster gegen die Zeit verhängst, Francho, dann wirst du bald auch in deinem eigenen Gehäuse schlechter sehen.« – »Red keinen Unsinn«, begehrte Francisco auf. »Male ich jetzt schlechter als früher?« Doch auch er zwang sich zum Gleichmut. »Manchmal imponiert er mir, dein tugendhafter Jovellanos«, konzedierte er sachlich, »mit seiner Starrheit und seinen großen Reden. Aber öfter finde ich ihn lächerlich.

Lächerlich ist, wer in einer

Welt lebt, wie sie sollte sein, und
Nicht in der, die ist. Anpassen
Muß man sich, es geht nicht anders«,
Rief er heftig. »Nun, Sie tun es,
Don Francisco«, sagte sänftlich
Agustín. Francisco aber,
Und er schrie nicht, sagte: »Zwischen
Beiden Welten muß ein Weg sein,
Und ich will und werd ihn finden.
Glaub es mir, ich werd ihn finden,
Agustín. Nur hab Geduld, mein
Lieber.«

8

Goya malte an dem heitern Bild der Wallfahrt zu San Isidro. Malte hingegeben, fröhlich. Er war allein. Plötzlich spürte Francisco, daß jemand im Atelier war.

Ja, es war einer da, er war eingetreten, ohne anzuklopfen, ein Mann in der Tracht der Nuncios, der Boten des Heiligen Offiziums. »Gelobt sei Jesus Christus«, sagte der Mann. »In Ewigkeit, amen«, antwortete Don Francisco. »Wollen Sie mir, bitte, bestätigen, Don Francisco«, sagte sehr höflich der Nuncio, »daß ich Ihnen ein Schreiben des Heiligen Offiziums übergeben habe.« Er reichte ihm die Quittung, Goya unterzeichnete. Der Mann übergab ihm das Schreiben, Goya nahm es und bekreuzte sich. »Gesegnet sei die Heilige Jungfrau«, sagte der Nuncio. »Dreimal gesegnet«, antwortete Don Francisco, und der Nuncio entfernte sich.

Goya hockte nieder, das gesiegelte Schreiben uneröffnet in der Hand. Es war in der letzten Zeit viel davon die Rede gewesen, daß die Inquisition das Urteil des Don Pablo Olavide nicht öffentlich, sondern in einem Auto particular zu verkünden gedenke, in einer nur für geladene Gäste bestimmten Kundgebung. Dazu geladen zu werden war ehrenvoll und gefährlich, es kam einer Verwarnung gleich. Goya war sicher, das Schreiben in seiner Hand enthielt eine solche Ladung. Erst jetzt spürte er den ganzen Schreck, den ihm die leise und jähe Erscheinung des Boten bereitet hatte. Er hockte in dem Sessel, erschöpft, mit matten Knien, es dauerte lange, ehe er das Schreiben öffnete.

Josefa, als Francisco ihr von der Einladung sprach, erschrak tief. Nun also erfüllte sich, was ihr Bruder vorhergesagt hatte: Franchos unsittlicher Lebenswandel hatte ihn in den Geruch der Ketzerei gebracht. Wahrscheinlich hatte, mehr noch als sein übler Verkehr mit den Gottlosen, die freche Zurschaustellung seiner Liebschaft mit der Alba die Herren von der Inquisition zu dieser gefährlichen Einladung bestimmt. Das Schlimme war, daß ihr Francho wirklich ein Ketzer war. Und das Überschlimme: sie hing an ihm, so fest nur ein Mensch an einem andern hängen konnte. Und wenn die

Inquisition sie folterte, niemals wird sie ein Wort gegen Francho aussagen. Sie bemühte sich, ihr Gesicht, ihr verschlossenes, hochmütiges Bayeu-Gesicht, ruhig zu halten, nur den Mund verpreßte sie ein wenig mehr. Dann sagte sie: »Die Jungfrau segne dich, Francho.«

Sogar die Alba, als er ihr von der Einladung erzählte, machte eine Bewegung peinlichen Staunens. Doch sogleich wieder hatte sie sich in der Gewalt. »Da sieht man, Don Francisco«, sagte sie, »was für ein wichtiger Mann Sie sind.«

Der Großinquisitor Lorenzana hatte die angesehensten Männer des Reiches eingeladen, dem Triumph der Inquisition beizuwohnen, nicht nur Don Miguel, Cabarrús, Jovellanos, sondern sogar Don Manuel. Rom hatte ihm empfohlen, im Falle des Olavide kein Auto público abzuhalten, um die Krone nicht zu reizen, wohl aber der Verurteilung des Ketzers viel Öffentlichkeit zu geben. Er hatte also ein Auto particular »bei offenen Toren« angeordnet, so daß trotz Ausschlusses der Öffentlichkeit die ganze Bevölkerung Madrids teilnehmen konnte an der Demütigung des Ketzers.

Eine Woche vor der Feierlichkeit durchzogen berittene Diener und Notare der Inquisition die Stadt Madrid mit Trommeln, Hörnern und Trompeten, und ein Herold tat allem Volke zu wissen, daß zur höhern Ehre Gottes und des katholischen Glaubens das Heilige Offizium in der Kirche San Domingo El Real ein Auto particular zelebrieren werde »bei offenen Toren«. Es würden alle Gläubigen aufgefordert, dem heiligen Schauspiel beizuwohnen; das sei Gottesdienst.

Am Tage vor dem Auto wurde das große, grüne Kreuz und die Standarte des Heiligen Offiziums in die Kirche gebracht. Der Prior der Dominikaner trug das grüne Kreuz, umgeben von fackeltragenden Mönchen, die das Miserere sangen. Auf der reichbestickten Standarte aus purpurnem Damast waren das Wappen des Königs zu sehen und das des Heiligen Offiziums, Kreuz, Schwert und Rute. Der Standarte folgten die Särge der ausgegrabenen toten Ketzer, deren Urteile sollten verkündet werden, sowie die Bildnisse der flüchtigen. Eine riesige Menge säumte die Straßen und kniete vor der Standarte und dem grünen Kreuz.

Des andern Morgens, in frühester Frühe, versammelten sich in der Kirche San Domingo El Real die geladenen Gäste, Minister, Generäle, der Rektor der Universität, führende Schriftsteller, alle jene Männer von Rang, die des Fortschritts verdächtig waren; einer Einladung zu einer solchen Feier nicht zu folgen, wäre, selbst im Fall einer Krankheit, dem Eingeständnis der Ketzerei gleichgekommen.

Ferner auch waren, um sich ihres Sieges zu freuen, jene Männer geladen, die den Olavide zu Fall gebracht hatten, der Erzbischof Despuig von Granada, der Bischof von Osma, Bruder Romuald aus Freiburg, die Männer der Mesta, welche durch die Siedlungen Olavides ihre unentgeltlichen Weideplätze verloren hatten.

Sie alle, Freunde und Feinde, saßen auf einer großen Tribüne, ihnen gegenüber wartete eine zweite Tribüne auf die Herren der Inquisition. Zu ihren Häupten hing das berühmte Bild des Heiligen Domingo; er lag auf der Erde, erschöpft durch Kasteiung, und die Heilige Jungfrau ließ erbarmungsvoll Milch aus ihrer Brust in seinen Mund laufen.

In der Mitte der Kirche war ein Podium aufgeschlagen, darauf standen die Särge der toten und, an schwarzverhängte Kreuze gebunden, die Bildnisse der flüchtigen Ketzer; ein zweites Podium wartete auf die Ketzer in Fleisch und Blut.

Draußen mittlerweile zog die Prozession der Richter und Verbrecher heran. Das Kavallerieregiment von Murcia bildete die Spitze, afrikanische Kavallerie den Beschluß des Zuges, die ganze übrige Garnison Madrids bildete Spalier. In zwei langen Reihen schritten die Beamten der Inquisition, zwischen ihnen die Sünder.

Am Eingang der Kirche empfing die Geistlichkeit von San Domingo den Großinquisitor und sein Gefolge. Unmittelbar hinter Lorenzana schritt der Vorsitzende des Heiligen Tribunals der Hauptstadt, Doktor Don José de Quevedo, sowie die drei Ehrensekretäre, Granden der Ersten Reihe alle drei, dann die sechs amtierenden Sekretäre, unter ihnen Don Diego, der Abate. Die Gäste, als der Zug die Kirche betrat, knieten nieder.

Als sie wieder hochschauten, war auch die Bühne der lebendigen Ketzer besetzt. Gegenüber dem Podium mit den Särgen der toten saßen sie, die lebendigen Ketzer, auf niedriger Bank, auch sie zu Füßen eines schwarzverhängten Kreuzes.

Es waren ihrer vier, und sie waren angetan mit dem Sambenito, der Zamarra, dem Schandkleid. Gelb und grob hing um sie das sackartige Hemd mit dem schwarzen Andreaskreuz, der Ginsterstrick baumelte ihnen um den Hals, der hohe, spitze Hut, die Coroza, saß ihnen auf dem Kopf, die nackten Füße staken in gelben, groben Stoffschuhen, in den Händen trugen sie ausgelöschte, grüne Kerzen.

Tief erregt schaute Goya auf die Armensünder in ihren Sambenitos. In allen Kirchen waren solche Schandhemden aufgehängt, und in ihm hoch stieg die Erinnerung an jenen Sambenito, vor dem er als kleiner Junge zum ersten Mal belehrt worden war, was ein solches Schandkleid bedeute. Es war ein altertümlicher Sambenito gewesen, bemalt mit grausigen Teufeln, welche Sünder in die Hölle stürzten; über ihm war verzeichnet der Name und das Verbrechen des Ketzers, der ihn vor hundert oder mehr Jahren getragen hatte. Deutlich erinnerte sich Francisco des Grausens und Entzückens, welches ihm damals der Gedanke bereitet hatte, daß die Nachkommen dieses Ketzers auch heute noch ausgestoßen waren von der Gemeinschaft der Reinen.

Mit Gier geradezu, mit der Teilnahme eines Besessenen suchte er nach dem Gesicht des Pablo Olavide. Denn in ihren Sambenitos und unter den spitzen Hüten schauten die vier Ketzer beinahe gleich aus, sie hockten vornübergebeugt mit grauen, erloschenen Gesichtern, eine Frau schien unter ihnen, man konnte sie kaum von den Männern unterscheiden. Francisco hatte ein scharfes Gedächtnis für Gesichter, deutlich vor sich sah er den Pablo Olavide, den er vor Jahren getroffen hatte, es war ein schmächtiger, eleganter, beweglicher Herr gewesen mit einem freundlich aufgeweckten Gesicht. Jetzt brauchte Francisco lange, um zu entscheiden, wer unter den vieren Olavide war; denn er hatte kein Gesicht mehr, es war verwischt und erloschen.

Ein Sekretär betrat die Kanzel und las die Eidesformel, durch welche sich die Anwesenden verpflichteten zu striktem Gehorsam vor dem Heiligen Offizium und zu

steter Verfolgung jeglicher Ketzerei. Und alle sprachen amen.

Dann predigte der Prior der Dominikaner. Sein Text war: »Steh auf, o Herr, und halte Gericht in deiner Sache«, und er predigte kurz und wild. »Das Heilige Tribunal«, verkündete er, »und diese Bühne mit den Sündern, die bestimmt sind zu leiden, sind ein einprägsames Bild dessen, was wir alle eines Tages beim Jüngsten Gericht schaudernd erleben sollen. Aber, fragen die Zweifler, hast du nicht noch andere Feinde, o Herr, als die Juden, Mohammedaner und Ketzer? Beleidigen nicht Tag um Tag auch zahllose andere deine Heiligkeit durch andere Sünden und Verbrechen? Ganz gewiß, antwortet Gott, aber das sind läßliche Verbrechen, die ich vergebe. Unversöhnlichen Abscheu habe ich nur vor den Juden, Mohammedanern und Ketzern, denn sie beschmutzen meinen Namen und meine Ehre. Das ist es, was David sagen wollte, als er den Herrn anrief: ›Wach auf aus der Milde, in welche übergroßes Mitleid dich einlullt. Steh auf, o Herr, und halte Gericht in deiner Sache. Schlag nieder mit der Wucht deines Zornes die Heiden und Ungläubigen.‹ Und nach diesen Worten handelt heute das Heilige Offizium.«

Dann wurden die Urteile über die vier Ketzer verlesen. Es erwies sich, daß man Pablo Olavide zusammengespannt hatte mit Leuten ohne Rang und Namen, wohl um zu zeigen, daß vor dem Gericht der Inquisition der Hohe gleich war dem Geringen.

Zunächst vorgerufen wurde José Ortiz, Koch, früher im Seminar von Palencia. Er hatte Zweifel geäußert an der Wunderkraft des Bildes Unserer Jungfrau del Pilar. Er hatte weiterhin erklärt, das Schlimmste, was ihm nach seinem Tode zustoßen könne, sei, daß er von den Hunden gefressen werde. Die Äußerung von den Hunden wurde als geringfügige Ketzerei angesehen, da auch Leichname von Märtyrern zur Beute von Hunden, Raubvögeln, sogar von Schweinen geworden seien. Die andere Äußerung aber wurde als eine monströse Leugnung des Dogmas befunden. Verurteilt wurde der Mann, in öffentlicher Prozession durch die Stadt geführt zu werden und zweihundert Peitschenhiebe zu erhalten; sodann sei er den weltlichen Behörden zu übergeben zur Abbüßung einer fünfjährigen Galeerenstrafe.

Nach ihm aufgerufen wurde die Buchhändlerin Constancia Rodríguez. Es hatten sich unter ihren Vorräten siebzehn Bücher gefunden, die auf dem Index standen, drei in gefälschten Einbänden mit unverfänglichen Titeln. Die Frau wurde, außer zu den üblichen »Nebenstrafen« Exil, Vermögenskonfiskation und dergleichen, verurteilt zur Strafe der Vergüenza, das heißt, sie sollte mit nacktem Oberleib durch die Stadt geführt werden, während ein Herold ihre Schuld und ihre Strafe verkündete.

Der Lizentiat Manuel Sánchez Velazco hatte im Bereich der Kirche San Cayetano blasphemische Äußerungen getan, der Heilige könnte ihm doch nicht helfen und dergleichen. Er kam mit milder Sühne davon. Er wurde auf Lebenszeit aus Madrid verbannt, und es wurden ihm die Rechte abgesprochen, Ehrenstellen zu bekleiden oder geachtete Berufe auszuüben.

Die Urteile wurden langsam verlesen, mit pedantischer Aufzählung der Gründe und Beweise. Die geladenen Gäste hörten zu, gelangweilt und erregt, sie warteten auf das Urteil des Olavide. Aber sie konnten sich nicht entziehen einem unbehaglichen Mitleid mit den kläglichen Gestalten in den grotesken Sambenitos, deren Leben für immer vernichtet war durch ein unvorsichtiges Wort, und nicht entziehen konnten sie sich der Furcht vor dem Ketzergericht, das mit Millionen Ohren leichtsinnige Äußerungen belauschte und jeden vernichten konnte, den es sich ausersah.

Endlich wurde Pablo Olavide aufgerufen, und zwar mit allen seinen Titeln: früherer Auditor des Vizekönigtums Perú, früherer Gouverneur von Sevilla, früherer Generalgouverneur der Nuevas Poblaciones, früherer Kommandeur des Ordens von Santiago, früherer Ritter des Andreaskreuzes.

Sehr still war es in der menschenvollen Kirche, als der kleine Mann, riesig erhöht durch die Ketzermütze, vorgeführt wurde. Er versuchte zu gehen, aber der Geistliche an seiner rechten und der Wärter an seiner linken Seite mußten ihn stützen und ziehen, man hörte seine Füße in den lächerlichen gelben Stoffschuhen über den Steinboden der Kirche schleifen.

Da er sich offenbar nicht aufrecht halten konnte, hieß man ihn niedersitzen. Da hockte er. Sein Oberkörper lehnte schlaff über dem niedrigen Geländer, das den Stand des Beklagten abgrenzte, die spitze, hohe Mütze stach grotesk vor, und ringsum saßen der Erste Minister und der Rektor der Universität und viele hohe Herren und Gelehrte und Schriftsteller, die seine Freunde waren, und auch jene Erbärmlichen, seine Feinde, und sie waren Zeugen seiner Schande.

Das Urteil war ausführlich, wohlerwogen, untermauert mit viel Theologie. Der Beschuldigte hatte zugegeben, unvorsichtige Äußerungen getan zu haben, hatte indessen behauptet, er habe den rechten katholischen Glauben nie aufgegeben und das Verbrechen der Ketzerei nicht begangen. Das Heilige Offizium aber hatte die Schriften und Bücher des Beklagten untersucht, man hatte zweiundsiebzig Zeugen vernommen, und die Schuld Pablo Olavides war erwiesen. Er hatte erklärt, er glaube nicht an Wunder. Hatte bestritten, daß Nicht-Katholiken der Hölle verfallen seien. Hatte geäußert, mehrere Kaiser des heidnischen Rom seien manchen christlichen Fürsten vorzuziehen. Hatte Kirchenväter und Scholastiker bezichtigt, sie hätten den Fortschritt des menschlichen Geistes gehemmt. Hatte Zweifel daran geäußert, daß Gebet schlechte Ernte verhüten könne. Das waren mehr als unvorsichtige Äußerungen, das war Ketzerei. Des weiteren war Olavide im Besitz vieler verbotener Schriften gewesen, ja, er hatte den Vorkämpfer des Anti-Christ, den berüchtigten Voltaire, in der Schweiz aufgesucht, ihm Verehrung und Freundschaft bezeigt, und es hatten sich unter seinen Akten Briefe gefunden, die dieser Erzketzer ihm geschrieben hatte. Fernerhin hatte der Beschuldigte vor Zeugen erklärt, das Läuten der Glocken bei Gewittergefahr sei unnütz. Hatte auch während einer Seuche angeordnet, daß die Toten nicht in den Kirchen begraben werden sollten, sondern fern von den Ortschaften in ungenügend geweihter Erde. Kurz, Pablo Olavide war in hundertsechsundsechzig Fällen einwandfrei der Ketzerei überführt.

Die Verlesung dieser hundertsechsundsechzig Fälle dauerte länger als zwei Stunden. Am Ende der zweiten Stunde sank Olavide schräg zur Seite, und jedermann erkannte, er

war ohnmächtig geworden. Er wurde mit Wasser bespritzt, und als er nach einigen Minuten wieder zum Bewußtsein gekommen war, ging die Verlesung weiter.

Endlich war man am Schluß. »Aus diesen Gründen«, hieß es, »erklären Wir ihn für einen überführten Ketzer, für ein angefaultes Mitglied der christlichen Gemeinschaft und verurteilen ihn, sich durch Abschwörung seiner Ketzerei mit der Kirche zu versöhnen.« Als Buße wurde ihm auferlegt, acht Jahre in dem Kapuzinerkloster zu Gerona zu verbringen. Damit verbunden waren die üblichen Nebenstrafen. Sein Vermögen wurde konfisziert. Er hatte sich auf Lebenszeit von Madrid und allen königlichen Residenzen fernzuhalten, desgleichen von den Königreichen Perú und Andalusien sowie von den Siedlungen in der Sierra Morena. Auch durfte er keinen Ehrentitel führen und kein Amt bekleiden. Untersagt waren ihm die Berufe des Arztes, Apothekers, Lehrers, Advokaten, Steuerpächters. Er durfte kein Pferd besteigen, keinen Schmuck tragen, auch keine Kleider von Seide oder feiner Wolle, sondern nur solche von grobem Serge oder sonstigem groben Tuch. Beim Verlassen des Klosters von Gerona sollte sein Ketzerhemd, der Sambenito, in der Kirche der Nuevas Poblaciones aufgehängt werden nebst einem Verzeichnis seiner Ketzereien, auf daß alle Welt darum wisse. Den Nebenstrafen blieben auch seine Nachfahren bis ins fünfte Geschlecht unterworfen.

Viele Kerzen brannten, die Luft in der Kirche war schlecht, kühl und schwül zugleich. Die Geistlichen in ihren altertümlichen Stolen, Kutten, Roben, die großen Herren in ihren Gala-Uniformen saßen still, müde und erregt, schwer atmend zumeist, und hörten zu.

Der Abate, als einer der Sekretäre des Heiligen Tribunals von Madrid, saß unter den Inquisitionsrichtern. Er war ein Freund des Großinquisitors Sierra, den Lorenzana gestürzt und unter Anklage gestellt hatte, und Lorenzana wußte natürlich, daß dieser gestürzte Großinquisitor ihn beauftragt hatte, ein Memorandum auszuarbeiten über die Methoden, das Prozeßverfahren der Inquisition dem Zeitgeist anzupassen. Der Abate war sich also klar darüber, daß er ebenso wie Olavide im Schandkleid auf dem Stühlchen hätte hocken können. Wenn ihn Lorenzana vorläufig nicht anzufassen gewagt

hatte, dann nur, weil er ein Vertrauter und der offizielle Bibliothekar Don Manuels war. Sicher aber stand er auf der Liste derjenigen, die ausgesucht waren, das Schicksal des Mannes da unten zu teilen, und nach diesem Autodafé mußte er jeden Tag erwarten, verhaftet zu werden. Er hätte sich längst davonmachen, hätte längst die Pyrenäen zwischen sich und die Inquisition bringen sollen. Die Ursache, daß er's nicht tat, hatte einen Namen: Doña Lucía. Er konnte Spanien nicht verlassen, ehe er ihre politische Erziehung vollendet hatte, er konnte ihren Anblick nicht entbehren.

Don Manuel saß in der ersten Reihe der Würdenträger. Es drängte ihn, aufzustehen und die Kirche hallenden Schrittes zu verlassen. Seine Freunde hatten recht: er hätte dieses schmachvolle Schauspiel nicht zulassen dürfen. Aber er hatte die Frechheit Lorenzanas unterschätzt, und als der das Autodafé einmal angekündigt hatte, war es zu spät gewesen. Ein angekündigtes Autodafé zu verbieten, ein solcher Frevel hätte einen Aufruhr hervorgerufen, der zu seinem sichern Sturz geführt hätte. Aber es blieb ein Skandal, daß dieser Lorenzana, der ihm gegenüber im ganzen Staat seiner göttlichen Richterwürde thronte, auf solche Art herumtreten durfte auf einem Manne wie Olavide, dessen kleine Zehe wertvoller war als sein geschwollener Kopf. Andernteils hatte natürlich Pepa recht, und der da drüben thronte in dickem Triumph, war nicht der Señor Francisco Lorenzana, es war Rom und der Altar, es war die Kirche selber. Von dem Augenblick an, da er zu Recht die Robe des Großinquisitors trug, war sogar ein so verwerflicher Mensch wie Lorenzana die Verkörperung der göttlichen Gerechtigkeit, und es war nicht geheuer, gegen ihn vorzugehen. Trotzdem, gelobte sich Don Manuel, sollten sich seine Freunde nicht in ihm getäuscht haben. Über dieses klägliche Schauspiel hinauszugehen, wird er dem Lorenzana nicht erlauben; er wird nicht dulden, daß er den Olavide weiter, daß er ihn zu Tode hetzt.

Francisco Goya schaute mit brünstiger Teilnahme auf den Armensünder. Was dem da unten geschah, konnte uns allen geschehen. Es waren die bösen Geister, die überall lauernden, die diesem unseligen Pablo Olavide das Schandhemd und den Ketzerhut aufgezwungen hatten und die ihn verhöhnten in Gestalt des Großinquisitors und seiner

Gesellen. »Trágalo, perro – Schluck's, du Hund.« Und Goya saß und schaute und nahm wahr jedes winzige Detail dessen, was da in der Kirche San Domingo El Real vorging. Gleichzeitig aber erlebte er neu Begebenheiten seiner frühen Jugend. Damals, in seinem heimatlichen Saragossa, hatte er ein Autodafé mit angesehen, noch feierlicher, schauriger und grotesker. Das war gewesen in und vor der Kathedrale der Virgen del Pilar, und dann hatte man die Ketzer verbrannt vor der Puerta del Portillo. Beinahe deutlicher jetzt als damals sah Goya jene Richter und Sünder und Zeugen von Saragossa, er roch den Gestank der Verbrannten, die Ketzer von damals und die Armensünder von heute wurden ihm *eines*.

Kniend jetzt, im Angesicht des schwarzverhängten Kreuzes, die Hand auf der aufgeschlagenen Bibel, schwor Olavide ab. Der Priester sprach ihm vor, und er wiederholte, er sage ab jeglicher Ketzerei, und im besondern Ketzereien solcher Art, wie er selber sie durch Meinung, Wort und Tat verübt habe. Der Priester sprach ihm vor, und er wiederholte, er schwöre bei Gott und der Heiligen Jungfrau, in Demut und Geduld jegliche auferlegte Buße anzunehmen und sich ihr nach Kräften zu unterziehen. Sollte er versagen oder einen ferneren Verstoß begehen, so werde er sich selber als einen unbußfertigen und rückfälligen Ketzer anschauen, der ohne weiteren Prozeß der Strenge kanonischen Rechtes und dem Scheiterhaufen verfallen sei.

Sehr gedämpft kam durch das offne
Tor der Kirche das Gesumm der
Ungeheuern Menge draußen.
In der Kirche selber, in der
Menschenüberfüllten, aber
War es still, so still, daß jeder-
Mann zusammenfuhr, als eine
Hellebarde leise auf den
Boden stieß. Doch trotz der Stille
Waren nur die Worte hörbar,

Die der Priester vorsprach; von ihm
Selber, Olavide, hörte
Man nicht einen Laut, man sah nur,
Wie in dem erloschnen, grauen
Antlitz mühsam sich die Lippen
Öffneten und schlossen.

Damit

War der heil'ge Akt beendet.
Hell und deutlich scholl von außen
Jetzt Kommandoruf und Taktschritt
Von Soldaten. Und in gleicher
Ordnung, wie sie eingezogen,
Zog die Prozession der Richter
Und der Armensünder aus der
Kirche San Domingo.

9

Es drängte Goya mitzuteilen, was er in der Kirche San Domingo erlebt hatte. Agustín fragte ihn nicht darum, doch sichtlich wartete er, daß Francisco erzähle.

Der schwieg. Er fand die Worte nicht. Was er erlebt hatte, war zu verwickelt. Er hatte mehr gesehen als den Jammer des Olavide und den brutalen Fanatismus seiner Richter. Er hatte die Dämonen gesehen, die um die Richter, Ketzer, Gäste flogen, krochen, kauerten, jene bösen Geister, die immer um einen waren, und er hatte ihre fratzenhafte Freude gesehen. Ja, er selber – und das würde der brave Teetrinker Agustín niemals begreifen –, er selber, bei allem Mitleid, Haß und Ekel, den ihm das grausig groteske Schauspiel erregte, er selber hatte sich der Freude der Dämonen mitgefreut. Mehr als das: es war in ihm die kindisch gierige, angstvolle Freude wieder wach geworden, die er als Knabe gespürt hatte, damals, beim Anblick der verurteilten und brennenden Ketzer. Diesen Wirrwarr aber, diese verfilzten alten und neuen Gesichte und Gefühle konnte man nicht in Worten aussagen.

Malen konnte man sie.

Er malte. Schob alles andere von sich fort und malte. Sagte die Sitzungen ab, die ihm der Príncipe de la Paz gewährt hatte. Enthielt sich Cayetanas. Ließ niemand ins Atelier. Bat selbst Agustín, keinen Blick auf seine Malerei zu werfen; wenn er fertig sei, werde Agustín als erster sie zu sehen bekommen.

Er zog seine kostbarsten Kleider an zur Arbeit, manchmal auch, trotz der Unbequemlichkeit, seine Majo-Tracht.

Er malte schnell, doch mit Anspannung. Er malte auch des Nachts; er trug dann einen niedrigen, zylinderförmigen Hut mit einer Art Metallschild, auf dem er Kerzen befestigt hatte, die ihm das jeweils rechte Licht gaben.

Er spürte, es war ihm in der kurzen Zeit, seitdem er die »Wallfahrt zum Heiligen Isidro« gemacht hatte, neue Sicht und Farbe zugewachsen. Er war freudig erregt. Mit

triumphierender Bescheidenheit schrieb er seinem Herzensmartín, er male jetzt an einigen kleinen Bildern, nur sich selber zur Lust, und da folge er, ganz anders als man es bei bestellten Bildern könne, dem eigenen Herzen, der eigenen Beobachtung und Laune, er lasse seiner Phantasie die Zügel und male die Welt, wie er sie sehe. »Es wird ganz großartig«, schrieb er, »und ich werde die Bilder ausstellen, erst hier für die Freunde, dann in der Akademie, und ich wünschte nur, Martín meiner Seele, du kämest bald sie anzuschauen.« Er machte ein großes Kreuz auf den Brief, damit nicht zu schlechter Letzt die bösen Geister dazwischenkämen, ihm alles vereitelnd wegen seiner vermessenen Zuversicht.

Und es kam der Tag, da sagte er zu Agustín mit fast grimmiger Befriedigung: »So, fertig. Jetzt kannst du sie anschauen, und wenn du willst, kannst du auch was dazu äußern.«

Da waren die Bilder.

Eines stellte einen ärmlichen, ländlichen Stierkampf dar. Da war der Stierzirkus mit Kämpfern, Pferden, Zuschauern und ein paar gleichgültigen Häusern dahinter. Der Stier selber war gehetzt und blutend, ein feiger, schlechter Stier, der sich an die Palisade drückte, Wasser ließ und nicht mehr kämpfen wollte, sondern nur mehr sterben. Und die Beschauer waren empört über die Feigheit des Stieres, der ihnen nicht das Schauspiel bot, auf das sie Anspruch hatten, der nicht wieder auf den Kampfplatz und in die Sonne wollte, sondern niederträchtigerweise im Schatten stehenbleiben und verenden. Der Stier nahm nicht viel Raum ein, es war nicht der Stier, den Francisco hatte malen wollen, sondern sein Schicksal, und dazu gehörten die andern, die Kämpfer, Zuschauer und Pferde, genauso wie der Stier. Es war ein figurenreiches Bild, doch war da nichts Überflüssiges.

Das zweite Bild zeigte einen Haufen von Irrsinnigen in ihrer Behausung. Es ist ein großer, kellerartiger Raum, nichts als Stein mit bogenförmigen Wölbungen; durch die Bögen und das vergitterte Fenster fällt das Licht. Hier also sind die Irrsinnigen zusammengesperrt, ihrer viele, ein jeder hoffnungslos allein. Und ein jeder treibt seinen

Un-Sinn. In der Mitte ist ein junger, kräftiger, nackter Mensch, er predigt mit wilden Gesten auf einen nicht vorhandenen Gegner ein, dringlich und drohend. Andere Halbnackte sind da, geschmückt mit Kronen, Stierhörnern, bunten Federn, wie Indianer sie auf dem Kopfe tragen. Sie hocken, stehen, liegen zusammengeknäuelt in dem ewig steinernen Gewölbe. Aber viel leichtes Licht ist um sie.

Das dritte Bild stellt dar eine Karfreitagsprozession. Ohne daß übermäßig viele Menschen zu sehen wären, ist sichtbar, spürbar das ganze, heftige Gewimmel der Fahnen, Kreuze, Teilnehmer, Zuschauer, Büßer. Vor schwarzverhängten Häusern schwankt ein schweres Podium heran, getragen von kräftigen, schwitzenden Männern, und auf ihm das Riesenbild der Jungfrau mit dem Heiligenschein. Dahinter, fernher, ein ebensolches Podium mit dem Heiligen Joseph, und, noch ferner, ein drittes und auf ihm, gigantisch, der Gekreuzigte. Fahnen und Kreuze sind weit vorne im Zug. Am deutlichsten aber werden die Büßer, die Disciplinantes, halbnackt und weiß, mit weißen, spitzen Sünderhüten die einen, mit schwarzen Teufelsfratzen und -kleidern die andern, fanatisch bewegt alle, schwingend ihre vielschwänzigen Peitschen.

In dem Autodafé, an dem er als Neunjähriger teilgenommen hatte, damals, in Saragossa, hatte er mit angesehen und angehört, wie ein Geistlicher abgeurteilt worden war, der Padre Arevalo, der seine Beichtkinder nackend gepeitscht hatte und sich von ihnen hatte peitschen lassen auf jene Körperteile, welche gesündigt hatten. Das Urteil, das dem Padre gesprochen wurde, war mild gewesen, doch lang, mit ausführlicher Begründung, und verlesen worden war eine in alle Einzelheiten gehende Darstellung der regelwidrigen, verbotenen Buße, welche der Padre sich und seinen Beichtkindern auferlegt hatte. Seit Jahrzehnten hatte Goya daran nicht mehr gedacht. In der Kirche San Domingo aber hatte er von neuem deutlich verspürt die drangvolle, befangene, inbrünstige Teilnahme, mit der er damals die Verlesung jenes Urteils angehört hatte. Und aufgestiegen war ihm die Erinnerung an die vielen Flagellanten, die er seither gesehen hatte, an die Prozessionen jener seltsamen Büßer, die sich Leiden zufügen, um künftiges Leid abzuwehren. Sie züchtigen sich mit Lust. Ihre Peitschen tragen die Farben

der Geliebten, und wenn sie an dieser vorbeiziehen, versuchen sie, sie mit ihrem Blute zu bespritzen; das ist Ehre und Liebesdienst nicht nur für die Heilige Jungfrau, sondern auch für die Geliebte. Und nun also hatte er sie gemalt, die Büßer. Vorn auf seinem Bild schreiten sie, tanzen sie, nackend, mit gekrümmten, muskulösen Rücken, mit weißen Lendenschurzen und weißen, spitzen Büßerhüten. Grell über ihnen liegt das Licht. Doch mild und sanft geht es aus von der Heiligen Jungfrau.

Eine sehr andere Prozession stellte das vierte Bild dar, »Die Beerdigung der Sardine«, jene wilde Festlichkeit, die den Karneval beschloß, die letzte Feier vor der langen, harten Fastenzeit. Dicht drängt sich da die Menge, bemüht um Fröhlichkeit, eine große Fahne mit einem teuflischen Mond ist da, ein paar Burschen tragen wilde, kinderschreckende Masken, zwei Mädchen, ausschauend wie verkleidete Männer, tanzen mit einem dritten, maskierten Mann einen schweren Tanz. Es ist eine gewollte, besessene Fröhlichkeit, die von dem Bild ausgeht, eine fanatische Ausgelassenheit, man spürt, gleich nach ihr kommt die Zeit von Sack und Asche.

Auch in dieses Bild hatte Goya persönlichen Groll hineingemalt. Die Engländer nämlich nützten die Fastenzeit, um in Spanien gedörrten Fisch in Mengen einzuführen, und der Papst, um die Profite der verhaßten Briten zu verringern, räumte solchen, denen Arzt und Beichtvater ein Zeugnis ausstellten, das Recht ein, auch während der Fastenzeit Fleisch zu essen. Wer dieses Privileg genießen wollte, mußte ein gedrucktes Exemplar der päpstlichen Erlaubnis-Bulle kaufen, alljährlich ein neues, unterzeichnet vom Pfarrer seines Sprengels; der Pfarrer erhob dafür eine Gebühr je nach dem Einkommen des Petenten. Über die Höhe dieser Gebühr ärgerte sich Francisco Jahr für Jahr, und so geriet ihm die Fröhlichkeit der »Beerdigung der Sardine« besonders grimmig.

Das fünfte Bild endlich stellte ein Autodafé dar. Es findet statt nicht in der Kirche San Domingo, sondern in einer hellen Kirche mit lichten, hohen Wölbungen und Bögen. Vorn auf seiner Bühne hockt im Schandhemd der Ketzer, erhöht über die andern, hell und grotesk sticht der spitze Hut schräg in die Luft. Der ganze Mensch ist

zusammengesackt, ein Bündel Not und Schande, seine Erhöhung macht seinen Jammer doppelt kläglich. Getrennt von ihm, viel tiefer, sitzen drei andere Sünder, wie er haben sie die Hände gebunden, wie er sind sie im Schandkleid und tragen die spitzen Hüte, einer ist zusammengefallen, die andern halten sich noch aufrecht. Im Hintergrund, vor dem thronenden Gericht, verliest der Sekretär das Urteil. Würdenträger sitzen herum, geistliche und weltliche, in Perücken und mit Käppchen hocken sie da, ziemlich unbeteiligt, dick, fromm, repräsentativ und maskenhaft, und in ihrer Mitte der Mann, den sie gefangen haben, der Ketzer, dem sie das Urteil sprechen.

Vor diesen Bildern also stand jetzt Agustín. Stand und schaute. Trank die Bilder ein. War bestürzt. Erschreckt.

Es war ein freudiger Schreck. Das war eine andere Malerei, als man sie bisher gesehen hatte. Das war ein anderer Francisco, der das gemalt hatte, und war doch der gleiche. Was auf diesen Bildern zu sehen war, das waren umständliche Begebenheiten mit vielen Menschen, aber da war nichts Überflüssiges mehr. Es war eine sparsame Fülle. Was sich nicht dem Ganzen unterordnete, war weggelassen, der einzelne Mensch, das einzelne Ding waren nichts als dienende Teile. Und noch seltsamer: alle fünf Bilder, Agustín spürte es gut, alle fünf Bilder, so mannigfach ihr Inhalt schien, gehörten zusammen. Der sterbende Stier, die tolle Karnevalsprozession, die Flagellanten, das Irrenhaus, die Inquisition, das war *eines*, das war Spanien. Die ganze Wildheit war darin, das Grausen, das Dumpfe, Dunkle, das sogar in der spanischen Freude ist. Trotzdem, und das konnte nur ein Mann malen, nur sein Freund Francisco, trotzdem lag darüber ein Leichtes, Beschwingtes: der Schrecken der Vorgänge war aufgehoben durch die zarte Helligkeit des Himmels, das schwebende, abgestufte Licht. Und was Francisco seinem Agustín in Worten niemals hätte begreiflich machen können, das fühlte dieser jetzt aus den Bildern: daß nämlich diesem sonderbaren Francho sogar die bösen Dämonen willkommen waren. Denn über der Düsterkeit dessen, was Francisco da gemalt hatte, glänzte seine Lust zu leben, zu sehen, zu malen, seine ungeheure Freude am Leben, wie immer es sein mochte.

Lehnte diese Malerei sich
Gegen die Regierung auf? Empörte
Sie sich gegen Thron und Altar?
Nichts dergleichen war mit Augen
Sichtbar, noch mit Worten sagbar.
Trotzdem störten diese kleinen
Bilder einen auf, viel mehr als
Worte, die empörerischsten.
Jener Stier, der Wasser ließ im
Sterben, und die wilde, dumpfe
Lustigkeit der finstern Fastnacht
Machten einem ebenso das
Herz heiß und die Galle bitter
Wie der Zug der weißen, nackten
Büßer, die sich peitschten, und wie
Das Gericht der Ketzer.
»Nun? Was
Sagst du?« fragte Goya. »Gar nichts
Sag ich«, sagte Agustín, »da
Kann man gar nichts sagen«, und er
Grinste breit und strahlend übers
Ganze, hagre, knochig düstre
Antlitz.

10

Josefa kam und sah die Bilder, und sie wich weiter in den Winkel zurück. Der Mann, den sie liebte, war ihr unheimlich.

Jovellanos kam mit dem jungen Dichter Quintana. Jovellanos sagte: »Sie gehören zu uns, Don Francisco. Um ein Haar hätte ich Ihnen unrecht getan.« Der junge Quintana freute sich: »Idioma Universal. Ihre Bilder, Don Francisco, versteht ein jeder, vom Maultiertreiber bis hinunter zum Ersten Minister.«

Don Miguel, Lucía, Don Diego beschauten die Bilder. Es war Unsinn, solche Bilder messen zu wollen an den Regeln der Mengs und Bayeu. »Ich fürchte, wir müssen umlernen, Don Miguel«, sagte der Abate.

Aber am nächsten Morgen kam Don Miguel nochmals zu Goya. Franciscos Bilder hatten ihn nicht schlafen lassen. Sie beunruhigten den Politiker Bermúdez ebenso wie den Kunstkenner Bermúdez. Und werden nicht auch die andern die heimliche Empörung der Bilder herausschmecken, die Feinde, der Großinquisitor Lorenzana zum Beispiel? Die werden sich wenig um die Kunst kümmern, die in den Bildern steckt, sie werden lediglich finden, diese Erzeugnisse seien störend, aufrührerisch, ketzerisch.

Das also wollte jetzt Miguel seinem Freunde klarmachen. Francisco habe, setzte er ihm auseinander, mit diesen Bildern seinen Mut und seinen Willen zum politisch Richtigen zur Genüge gezeigt. Mehr zu tun, die Bilder auszustellen, wäre tollkühn. Wenn ein Mann, der von der Inquisition geladen worden war, dem Autodafé in San Domingo beizuwohnen, solche Bilder ausstellte, so wäre das eine Herausforderung, die das Heilige Offizium nicht dulden werde.

Goya, mit schmunzelnder Überraschung, betrachtete seine Bilder. »Ich kann an diesen Bildern nichts finden«, sagte er, »was dem Heiligen Offizium Anlaß geben könnte, gegen mich einzuschreiten. Mein seliger Schwager hat mir die Vorschriften des Pacheco gut eingebleut. Ich habe niemals Nacktes gemalt. Ich habe niemals die Füße Unserer

Lieben Frau gemalt. In meiner ganzen Malerei ist nichts, was gegen die Verbote der Inquisition verstößt.« Er ließ das Aug nochmals über die Bilder wandern. »Ich kann nichts Anstößiges finden an den Bildern«, wiederholte er und schüttelte ernsthaft den Kopf.

Miguel seufzte über Franciscos naive Bauernschlauheit. »Der Aufruhr ist nicht greifbar«, erklärte er geduldig, »aber man riecht doch diesen Bildern das Rebellische förmlich an.«

Francisco begriff durchaus nicht, was Miguel wollte. Offenbar könne er's dem Freunde niemals recht machen. Erst sei er ihm zu sehr Nur-Künstler gewesen, jetzt sei er ihm zu sehr Politiker. Was in aller Welt hätten seine Bilder mit Politik zu schaffen? Hätten nicht schon viele vor ihm ein Inquisitionstribunal gemalt? »Aber nicht jetzt!« rief Miguel. »Aber nicht so!«

Goya zuckte die Achseln. »Ich kann mir nicht vorstellen«, erklärte er, »daß diese Bilder mir Ungelegenheiten bringen sollten. Ich habe sie malen *müssen*. Sie sind das, was ich kann, und ich will sie nicht verstecken, ich will sie zeigen, ich werde sie ausstellen.« Da er die Sorge und Betrübnis auf den sonst so klaren Zügen des Freundes wahrnahm, fügte er mit Wärme hinzu: »Du selber hast dich so oft Gefahren ausgesetzt. Es ist sehr freundschaftlich, daß du jetzt mich vor Unvorsichtigkeiten bewahren willst.« Dann aber schloß er bündig: »Red dir nicht weiter die Zunge wund. Ich stelle die Bilder aus.« Miguel gab es auf. »Ich will veranlassen«, meinte er bekümmert, »daß wenigstens Don Manuel herkommt und sich für die Bilder erklärt. Möglich, daß sich dadurch der Großinquisitor warnen läßt.«

Don Manuel kam bald, er war in Begleitung Pepas. Es zeigte sich, daß Pepa, als Francisco zu dem Auto particular geladen worden war, sich um ihn geängstigt hatte. »Ich habe es Ihnen immer gesagt, Don Francisco«, erklärte sie ihm, »Ihre Ansichten riechen nach Ketzerei. Wenn Don Manuel manchmal nicht so katholisch ist, wie ich ihn gerne haben möchte, so hat er eine Entschuldigung: er ist Staatsmann, er muß gewisse Vorrechte der Krone wahren. Aber du, Francho, bist doch nur ein Maler.« – »Lassen Sie

sich von ihr keine Bange machen, Don Francisco«, tröstete heiter Manuel. »Ich schütze Sie schon. Einmal habe ich denen vom Heiligen Offizium ihr großes Spektakel durchgehen lassen, ein zweites Mal tu ich es nicht. Und nun zeigen Sie uns die Bilder. Miguel hat mir viel davon erzählt.«

Sie beschauten die Bilder. »Großartig«, sagte Manuel. »Eigentlich müssen Sie mir dankbar sein, Don Francisco, daß ich dieses Autodafé zugelassen habe. Sonst hätten Sie Ihre Bilder nie gemalt.« Pepa betrachtete sich die Bilder lange, schweigend. Dann, etwas schleppend, mit ihrer vollen, trägen Stimme, sagte sie: »Das hast du wirklich ausgezeichnet gemacht, Francho. Freilich verstehe ich nicht, warum der Stier so klein ist und der Torero so groß, aber du wirst schon deine Gründe haben. Du bist eingebildet, Francho, und man sollte dir nicht zu viel Lob sagen, aber ich glaube, du bist wirklich ein großer Maler«, und sie schaute ihn voll und schamlos an mit ihren grünen Augen.

Das gefiel Don Manuel nicht. »Wir müssen gehen«, sagte er. »Bitte, schicken Sie mir die Bilder, Don Francisco. Ich kaufe sie.«

Goya war angenehm überrascht, daß die Bilder, die er nur sich zum Spaß gemalt hatte, ihm nun auch noch Geld einbringen sollten, und von Manuel konnte er einen hohen Preis verlangen. Allein er hatte die Bilder nicht für ihn gemacht und bestimmt nicht für Pepa, er wollte sie nicht im Besitz von Leuten so geringen Verständnisses wissen. Es war kühn und unklug, den Príncipe de la Paz zu verstimmen, aber: »So leid es mir tut, Don Manuel«, sagte er, »ich kann Ihnen die Bilder nicht überlassen, sie sind schon versprochen.« – »Nun«, sagte ungnädig Manuel, »zweie werden Sie uns trotzdem noch überlassen können, eines Señora Tudó, eines mir.« Er sprach herrisch, so daß eine Widerrede nicht möglich war.

Als sie sich verabschiedeten, sagte Pepa: »Der Stier ist zu klein, Sie werden es schon noch einsehen, Francisco. Aber Sie sind ein Ruhm Spaniens.« Manuel, ein wenig unwirsch, meinte: »Sie spricht immer wie in ihren Romanzen, unsere Pepa.«

Alle Freunde Goyas hatten jetzt die Bilder gesehen, nur nicht Cayetana. Er wartete. In großer Welle stürzte seine Leidenschaft über ihn, er war angefüllt mit schwarzer Wut.

Endlich kam sie. Aber sie war nicht allein, sie war in Gesellschaft Doktor Perals, des Arztes.

Sie sagte: »Ich habe Sie entbehrt, Francho.« Sie schauten einander an, heiß, schamlos, glücklich, als wäre es ein Wiedersehen nach der Ewigkeit.

Dann stand sie vor den Bildern. Ihre großen, metallischen Augen unter den hohen, stolzen Brauen nahmen sein Werk in sich auf; kindlich aufmerksam, hingegeben, schaute sie. Er war geschwellt von Lust und Stolz. Mehr konnte einem das Leben nicht geben. Hier hatte er zwischen seinen Wänden, auf engstem Raum vereint, das Werk, das nur er machen konnte, und die Frau, die einzige, die für ihn bestimmte.

»Ich möchte mittun«, sagte sie. Er verstand sogleich, und tiefe Freude füllte ihn. Genau das hatte er gespürt und hatte er spüren machen wollen. »Mittun« hatte er wollen in dem Stierkampf, in dem Karneval, sogar in dem Inquisitionsgericht. Mehr als das: wenn einen nicht auch vor dem Irrenhaus das dunkle Verlangen packte, selber einmal alles los zu sein, Kleider, Sitte, Vernunft, dann hatte er umsonst gemalt, dann waren seine Bilder Versager. »Ich möchte mittun.« Sie, Cayetana, hatte es gespürt.

Den Doktor Peral hatten sie vergessen. Nun meldete er sich. Mit seiner gelassenen Stimme sprach er: »Was Sie da gesagt haben, Duquesita, ist weiser, als was die Kunstgelehrten in dicken Büchern von sich geben.« Daß dieser Bursche sie mit frecher Vertraulichkeit »Duquesita« nannte, »kleine Herzogin«, riß Francisco jäh aus seinem Glück. Wie stand es zwischen den beiden? »Was ich am meisten bewundere«, wandte sich jetzt Peral an Francisco, »ist, daß Ihre Malerei trotz des düstern Inhalts so unschwer ist, so locker, ich möchte beinahe sagen: heiter. Doña Cayetana hat durchaus recht: wie Sie es malen, Don Francisco, hat das Grausige etwas Verlockendes.« Und unvermittelt schloß er: »Würden Sie mir eines der Bilder verkaufen, Don Francisco?«

In seinem Innern hatte Goya ein grimmiges Lächeln. Dieser Peral hatte Sinn für seine Bilder, das mußte man ihm lassen, er war kein Stumpfhirn wie die Pepa. Trotzdem

antwortete er geradezu grob: »Ich bin sehr teuer, Doktor.« Peral, sehr höflich, erwiderte: »Ich bin nicht ganz arm, Herr Hofmaler.« Die Herzogin aber, in ihrer freundlichen und bestimmten Art, befahl: »Überlassen Sie *mir* zwei der Bilder, Francisco.«

Goya wütete. Lächelnd, besonders liebenswürdig, sagte er: »Erlauben Sie mir, Ihnen zwei der Bilder zum Geschenk zu machen, amiguita de mi alma«; mit diesem »liebe, kleine Herzensfreundin« mußte er dem »Barbier« seine Duquesita heimzahlen. »Es steht dann bei Ihnen, die Bilder zu verschenken.« – »Danke«, sagte ruhig und freundlich die Alba.

Der Kunstsammler Peral, unbewegt von Goyas Grobheit, erfreut, daß er eines oder vielleicht sogar zwei der Bilder haben sollte, schwärmte weiter. »Diese Bilder«, erklärte er, sichtlich mit Überzeugung, »sind die ersten Schöpfungen einer neuen Kunst, die ersten Bilder des kommenden Jahrhunderts. Wie man sich zu diesem Menschen hingezogen fühlt«, meinte er vor dem Ketzer der »Inquisition«. »Es ist Wahnwitz, aber Sie haben ganz recht, Doña Cayetana, man möchte an seiner Stelle sein.«

Er riß sich los, und, noch angeregt, erzählte er: »Ihr Gefühl, Don Francisco, wird durch Tatsachen der Geschichte bestätigt. Es gab Judaisantes, Judenzer, Marranen, die vielleicht noch hätten entfliehen können, aber sie blieben im Bereich der Inquisition, sie warteten darauf, von ihr geholt zu werden. Es muß sie gelockt haben, in einem solchen Sambenito dazusitzen.« – »Sie sind merkwürdig vertraut«, sagte böse Goya, »mit den Gefühlen von Judenzern. Nehmen Sie sich in acht, daß die Inquisition nicht Sie selber für einen hält.« – »Woher kann ich wissen«, meinte ruhig Doktor Peral, »ob ich nicht wirklich jüdisches Blut in mir habe? Wer von uns allen kann das mit Sicherheit behaupten? Soviel ist gewiß: Juden und Mauren haben die besten Ärzte hervorgebracht. Ich habe viel aus ihren Werken gelernt. Ich bin froh, daß ich sie im Ausland habe studieren können.« Goya mußte sich zugeben, daß es mutig war, nach dem Sturz des Olavide solche Worte zu äußern, und sein Verdruß nahm zu.

Bald darauf überbrachte man der Señora Doña Josefa Bayeu de Goya aus der Schatzkammer der Alba mit den Grüßen der Herzogin eine Sendung alten Silbers. Josefa stand verwirrt vor der Fülle der Kostbarkeiten. Sie war rechenhaft und erfreute sich der überreichen Gabe, doch auch war sie gekränkt. Goya erläuterte: »Ich habe mich veranlaßt gesehen, der Herzogin zwei meiner Bilder zu schenken. Es ist natürlich, daß sie das Geschenk erwidert. Da siehst du es«, schloß er vergnügt. »Hätte ich mir die Bilder bezahlen lassen, so hätte ich schwerlich mehr als sechstausend Realen verlangen können. Was da vor uns liegt, ist seine dreißigtausend wert. Ich sag dir's immer: Generosität macht sich besser bezahlt als Sparsamkeit.«

Er stellte die Bilder in der Akademie aus. Nicht ohne Angst erwarteten Goyas Freunde, wie die Inquisition darauf antworten werde.

Er erhielt eine Mitteilung, Sachverständige des Heiligen Offiziums würden seine Bilder besichtigen; er wurde aufgefordert, zur Stelle zu sein.

An der Spitze der geistlichen Herren erschien Erzbischof Despuig. Es war Goya bekannt, daß Pepa mit diesem Prälaten befreundet war. Er sagte sich, vielleicht habe sie ihn geschickt. Ihm zu helfen? Oder ihn zu verderben?

Der Kirchenfürst beschaute die Bilder. »Das sind gute, fromme Werke«, fand er. »Es geht von dieser ›Inquisition‹ jener wohltätige Schrecken aus, den das Heilige Offizium anstrebt. Sie sollten uns das Bild stiften, mein Sohn, Sie sollten es dem Herrn Großinquisitor zum Geschenk machen.« Goya war verwirrt und beglückt.

Beiläufig erzählte er Josefa, er habe das »Ketzergericht« dem Heiligen Offizium gestiftet.

Sie, erstarrt vor solcher Frechheit,
Sagte: »Auf den Scheiterhaufen
Schmeißen sie das Bild und dich in
Ihren Kerker.« Goya, immer
In dem gleich beiläuf'gen Tone,
Sagte: »Der Großinquisitor

Hat mich um das Bild gebeten.«
Staunend stand Josefa. »Wie du
Es nur anstellst, Francho«, sagte
Sie. »Ich kann es nicht begreifen,
Francho. Francho, du verhext die
Menschen.«

11

Seitdem der Abate den Pablo Olavide auf dem Armesünderstuhl hatte hocken sehen, fühlte er geradezu körperlich, wie die Gefahr auch an ihn herankroch, näher, Stunde um Stunde. Er wußte, Lorenzana haßte ihn, den Freund des gestürzten Sierra, den inneren Feind der Inquisition. Die Zeit, die dem Abate noch zur Flucht blieb, rann aus, aber er konnte sich nicht losreißen von Madrid und Lucía.

Manuel versprach ihm in großen Worten Schutz, aber der Abate baute nicht darauf. Es gab nur *ein* Mittel, Lorenzana in den Arm zu fallen. Don Manuel mußte auch jetzt noch, gerade jetzt, den Olavide der Inquisition entreißen.

Der Abate und Miguel drängten in ihn, er solle dem Olavide zur Flucht verhelfen. Den Minister selber kratzte und brannte weiter die Sarna, die Schmach des Schauspiels in der Kirche San Domingo, und es verlangte ihn sehr danach, den Olavide den hochfahrenden Männern der Kirche zu entreißen. Aber er war sich der Gefahr dieses Unternehmens bewußt, er konnte es ohne bündige Billigung der Königin nicht wagen, und es schien ihm unmöglich, ihre Zustimmung zu erreichen. María Luisa nämlich, verärgert, daß seine Sache mit Pepa weiterdauerte, machte ihm gerade um diese Zeit wieder viele Szenen. Suchte ihn zu kränken. Verhöhnte ihn wegen der Niederlage, die er sich im Fall Olavide geholt hatte. Bestimmt wird sie ihm erklären, er solle allein die Suppe auslöffeln, die er sich eingebrockt.

Er erklärte seinen liberalen Freunden, er werde den Olavide nicht in dem Kloster von Gerona verkommen lassen; aber die Entführung eines verurteilten Ketzers sei eine kitzlige Sache, er brauche Zeit, um Carlos dafür zu gewinnen.

Vorläufig führte er gegen die Inquisition Kampf auf anderem Felde.

Es bedurfte nämlich die seit dem Kriege immer brüchigere spanische Währung der Stützung, und ausländische Geschäftsleute hatten sich bereit erklärt, eine nicht unbeträchtliche spanische Anleihe unterzubringen. Leider aber waren die wagemutigen

Finanzmänner Juden. Seit Jahrhunderten hatte die Inquisition darauf gehalten, daß keines Juden Fuß den Boden Spaniens besudele; die jüdischen Herren indes, welche Spaniens Finanzen zu sanieren willens waren, legten Gewicht darauf, sich über die ökonomischen Verhältnisse im Lande selber zu informieren. Don Manuel hielt der Königin Vortrag, er nannte ihr die Höhe der Anleihe: zweihundert Millionen. María Luisa hatte nichts dagegen, daß ihr Minister den Großinquisitor mit höflichem Nachdruck um die Zulassung der beiden Herren ersuchte.

Lorenzana sagte sogleich und entschieden nein. Er wurde zum König gebeten, und es fand, in Gegenwart Manuels, eine Unterredung statt, in der sich Don Carlos weniger gemütlich gab als sonst. Alles, was der Großinquisitor erreichen konnte, war, daß nicht mehr als zwei Juden zugelassen wurden und daß sie während ihres ganzen Aufenthalts der, freilich unauffälligen, Überwachung der Inquisition unterstanden.

Die jüdischen Herren, ein Monsieur Böhmer aus Antwerpen und ein Mijnheer Pereira aus Amsterdam, machten Sensation in Madrid, alle Fortschrittlichen wetteiferten, ihnen Freundlichkeiten zu erweisen. Jovellanos gab ihnen eine Teegesellschaft. Selbst die Herzogin von Alba gab einen Empfang für sie.

Bei dieser Gelegenheit besichtigte Goya die Juden. Er war enttäuscht, daß sie so ganz anders ausschauten als die Juden auf den Bildern des Rembrandt. Monsieur Böhmer, der Hofjuwelier der auf so schreckliche Art abgelebten Marie-Antoinette, war ein eleganter Franzose, wie er ihrer Hunderte gesehen hatte, und Mijnheer Pereira sprach das reinste Kastilisch, das sich denken ließ. Mit den Granden verkehrten die beiden jüdischen Herren, als wären sie ihresgleichen.

Lorenzana, aufs äußerste gereizt, daß während seiner Amtszeit jüdischer Atem die Luft der Hauptstadt vergiftet hatte, verschärfte seinen Kampf gegen die Liberalen. Man hatte in den letzten Jahren stillschweigend geduldet, daß Personen von Einfluß im Besitz verbotener Bücher waren. Jetzt mehrten sich die Haussuchungen und mit ihnen das Material der Inquisition.

Einmal, als der Abate zu ungewohnter Zeit nach Hause kam, sah er einen gewissen López Gil, der ihm als Spion der Inquisition bekannt war, aus seiner Tür treten. Er bat Don Manuel, keinen zweiten Fall Olavide zuzulassen, er beschwor ihn, Lorenzana zu verwarnen oder noch besser die Flucht des Olavide zu ermöglichen.

Die Vorstellungen Don Diegos rührten den Minister an. Er gab halbe Zusagen. Aber er blieb unschlüssig.

Da kam ihm der Großinquisitor selber zu Hilfe. Es hatten in der letzten Zeit geistliche Autoren in einer ganzen Reihe von Schriften die Bevölkerung aufgefordert, die aufrührerischen Bücher der Jovellanos, Cabarrús, Quintana zu verbrennen und die Verfasser nachdrücklich zu belehren, daß Spanien ein katholisches Land sei. Jetzt gar hieß es in einer besonders giftigen Broschüre, es sei nicht weiter verwunderlich, daß schmutzige und gottesleugnerische Bücher geduldet und gepriesen würden, da der erste Beamte des Reiches selber das Beispiel unerhörter Zügellosigkeit gebe im Verein mit der ersten Dame des Reiches.

Don Manuel, als ihm die Polizei die Broschüre unterbreitete, freute sich; jetzt hatte sich dieser Lorenzana zu weit vorgewagt. Er brachte die Schmähschrift der Königin. María Luisa las. »Man sollte dem Lorenzana eins auf die Finger geben«, sagte sie, gefährlich ruhig. »Eure Majestät haben recht wie immer«, antwortete Manuel. Sie sagte: »Du bist natürlich froh, daß ich jetzt wieder einrenke, was du verstümpert und verdorben hast.« – »Sie meinen den Fall Olavide, Madame?« fragte unschuldig Manuel, und: »Ja«, fuhr er fort, »ich finde allerdings, man sollte ihnen den Olavide ausführen.« – »Ich will mit Carlos sprechen«, antwortete sie.

María Luisa sprach mit Carlos, dann sprach Manuel mit Miguel, dann Miguel mit dem Abate, dann sprach der Abate mit dem Großinquisitor.

Dieses Gespräch wurde in lateinischer Sprache geführt. Der Abate erklärte zunächst, er spreche nicht als bescheidener Diener des Heiligen Offiziums zu dessen höchstem Beamten, sondern als Privatperson; allerdings seien Don Manuel und der Katholische König selber interessiert am Ausgang der Unterredung und an ihren Folgen. Lorenzana

antwortete, das sei gut zu wissen. Vielleicht teile, auch dies inoffiziell natürlich, Don Diego dem Don Manuel und dieser der Majestät des Don Carlos mit, daß sich leider die Verdachtsmomente gegen den früheren Großinquisitor Sierra gehäuft hätten und daß seine Verurteilung wohl unvermeidlich sei. »Du, o Bruder«, sagte er, »der du diesen Mann gut kennst, wirst dergleichen ja vorausgesehen haben.« – »Ich kenne ihn, und ich kenne dich, o Vater«, antwortete der Abate, »also hab ich es vorausgesehen.« Der Großinquisitor fragte: »Arbeitest du noch an der Schrift, o Bruder, die jener dir aufgetragen hat?« Don Diegos Vernunft befahl ihm, nein zu sagen, aber sein aufrührerisches Herz erlaubte es ihm nicht. »Ich bin nicht geheißen worden«, antwortete er in goldenem Latein, »diese Arbeit zu unterbrechen.« Und er fuhr fort: »Der Allmächtige befiehlt dem Mond zu wachsen und abzunehmen. Der Allmächtige durchtränkt das Heilige Offizium bald mit Milde, bald mit Strenge. Deshalb bin ich der bescheidenen Meinung, daß vielleicht meine Arbeit doch noch einmal brauchbar sein wird.« – »Ich fürchte, o Bruder«, antwortete Lorenzana, »du bist stärker in der Hoffnung als im rechten Glauben. Aber sage mir deine Botschaft«, fuhr er herrisch fort. Der Abate antwortete: »Der Fürst des Friedens möchte deine Aufmerksamkeit darauf lenken, o Vater, daß der verurteilte Ketzer Pablo Olavide von sehr zartem Körper ist. Sollte aber dieser Körper erliegen, während er sich in der Obhut des Heiligen Offiziums befindet, dann, fürchtet der Fürst des Friedens, würde ganz Europa dieses Land und den Katholischen König bitter tadeln. Der Fürst des Friedens bittet dich deshalb, Reverendissime, der Gesundheit des Ketzers besondere Sorgfalt angedeihen zu lassen.« – »Du weißt, mein Bruder«, entgegnete der Großinquisitor, »daß die Zahl der Tage, die ein Mensch erreicht, nicht vom Heiligen Offizium bestimmt wird, sondern von der Heiligen Dreieinigkeit.« – »So ist es, mein Vater«, antwortete Don Diego. »Sollte aber die Heilige Dreieinigkeit die Tage des Ketzers so kurz bemessen, daß er noch in der Obhut des Heiligen Offiziums dahinfährt, dann, Reverendissime, sähe der Katholische König darin ein Zeichen der Mißbilligung des Allerhöchsten. Die Majestät sähe sich dann genötigt, dem Heiligen Vater einen Wechsel in der Leitung des Heiligen

Offiziums vorzuschlagen.« Lorenzana verharrte eine halbe Minute in Schweigen. »Was also befiehlt Don Manuel dem Heiligen Offizium?« fragte er dann, rauh. Der Abate, besonders höflich, erwiderte: »Weder der Fürst des Friedens noch der Katholische König denkt daran, in die Geschäfte des Königs der Könige einzugreifen, dessen Gerichtsbarkeit auf spanischer Erde du, mein Vater, verwaltest. Wohl aber bitten dich die beiden weltlichen Fürsten, sehr ernst zu bedenken, daß der Leib des erwähnten Ketzers schwach und heilender Wässer bedürftig ist. Wolle also mein Vater erwägen, ob der Ketzer nicht füglich in ein Heilbad zu schicken sei. Der Fürst des Friedens würde sich freuen, wenn du ihn binnen längstens drei Tagen das Ergebnis deiner Erwägungen wissen ließest.« Lorenzana sagte: »Ich danke dir für deine Mitteilung, mein Bruder, und ich werde dir und deinem Herrn diese Fürsorge nicht vergessen.« Während des ganzen Gespräches genoß der Abate den Unterschied zwischen seinem gepflegten und des Großinquisitors grobem Latein.

Kurz und sachlich teilte Lorenzana dem Ersten Minister mit, das Heilige Offizium werde den büßenden Ketzer Pablo Olavide zur Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit nach Caldas de Montbuy schicken, damit er dort die warmen Bäder brauche.

»Nun, Señores?« fragte stolz Don Manuel seine Freunde Miguel und Diego. »Hab ich's Ihnen jetzt recht gemacht?« – »Wie denken Sie sich das Weitere?« fragte der Abate. Don Manuel schmunzelte freundlich schlau. »Ich habe da Ihnen eine Rolle zugedacht, mein Lieber«, antwortete er. »Ich habe seit langem die Absicht, einen Sondergesandten mit vertraulicher Botschaft nach Paris zu schicken wegen der Allianzverhandlungen. Ich bitte Sie, dieses Amt zu übernehmen, Don Diego. Ich werde Sie mit Vollmachten ausstatten, welche die Dienste jedes Untertans des Königs zu Ihrer Verfügung stellen. Es ist kaum ein Umweg, wenn Sie auf der Reise Ihren Freund Olavide in seinem Badeort aufsuchen. Es wird Ihnen nicht schwerfallen, ihn zu einem ausgedehnten Spaziergang zu bewegen. Wenn er sich dann ins Französische verirrt, ist das seine Sache.«

Der Abate, sonst um eine kluge Antwort nicht verlegen, erblaßte und blieb stumm. Heiß wünschte er, Don Manuels Angebot anzunehmen, mit diesen seinen Händen den Olavide dem Lorenzana zu entreißen und ihn über die Pyrenäen zu retten. Aber wenn er das tut, dann wird er gezwungen sein, in Frankreich zu bleiben, nicht für kurze Zeit, für immer. Denn wenn er sich ins Land zurückwagt nach einem so ungeheuerlichen Verbrechen wie der Entführung eines verurteilten Ketzers, dann wird kein Mensch in Spanien, auch der König nicht, ihn schützen können, dann wird der Großinquisitor ihn packen und – er hat den wilden Haß in seinen Augen gesehen – ihn auf den Scheiterhaufen schicken unter dem fanatischen Jubel des ganzen Landes.

»Ich danke Ihnen sehr, Don Manuel«, sagte er. »Ich bitte um einen Tag Bedenkzeit, ob ich für ein solches Abenteuer der rechte Mann bin.«

Er sprach mit Lucía. Setzte ihr auseinander, seine Neigung und seine Philosophie gebiete ihm, die angetragene Sendung zu übernehmen, aber er könne es nicht über sich bringen, sich selber für immer aus Spanien und aus ihrer Nähe zu verbannen. Lucía war nachdenklicher als sonst. »Hat sich nicht«, redete sie ihm zu, »Olavide seinerzeit ein neues Spanien in Paris geschaffen? Sie selber haben mir davon erzählt. Warum sollten Sie und Olavide jetzt nicht ein Gleiches tun können?« Und da er schwieg, fuhr sie fort: »Ich habe Madame Tallien gut gekannt, als sie noch hier war und Teresa Cabarrús hieß; ich darf sagen, ich war mit ihr befreundet. Ich habe große Lust sie wiederzusehen. Ich höre, sie hat Einfluß in Paris. Glauben Sie nicht, Diego, ich könnte in Paris der Sache Spaniens nützlich sein?«

Don Diego, der Politiker, der sanfte, geistreiche Zyniker, errötete wie ein Junge, dem ein Mädchen zum ersten Mal ja sagt. »Sie könnten –? Sie wollten –?« war alles, was er entgegnete. Lucía aber fragte sachlich: »Wie lange, denken Sie, wird es dauern, bis Sie den ersten französischen Ort erreicht haben?« Der Abate überlegte kurz. »Zwei Wochen«, antwortete er. »Ja, in zwei Wochen werden wir in Cerbère sein.« – »Falls ich auf Reisen gehen sollte«, erwog Lucía, »brauche ich ein wenig Vorbereitung.« Sie

schaute ihn an. »Legen Sie, bitte, bevor Sie nach Paris weiterfahren, eine Woche Rast in Cerbère ein«, sagte sie.

Der schwere Mann war jetzt gar nicht mehr elegant und witzig, er schnaufte knabenhaft glücklich.

»Wenn sich das erfüllen sollte«,
Sagte er, »wenn in Cerbère,
Auf französ'schem Boden und in
Sicherheit, ich auf die Pyre-
Näen sollte schauen können,
Sie, Doña Lucía, zu der
Rechten Seite, zu der linken
Den geretteten Don Pablo
Olavide, dann, wahrhaftig,
Glaubt' ich wiederum an Gott.«

12

Etwa drei Wochen später suchte Miguel Goya auf. »Wir haben Ursache, uns zu freuen«, berichtete er. »Pablo Olavide ist in Sicherheit. Don Diego hat ihn über die Grenze gebracht.«

So versponnen in sich und sein Glück Goya war, die Rettung des Olavide rührte ihn auf. Und beinahe ebenso die Flucht des Abate. Es war ihm klar, daß dieser nicht so bald, vielleicht niemals mehr werde zurückkehren können. Er erinnerte sich, wie er selber, ein ganz junger Mensch, hatte fliehen müssen, damals, nachdem man jenen Toten gefunden hatte. Deutlich, als wäre es heute, sah er die weiße Küste von Cádiz verschwinden, spürte er den scharfen Schmerz, daß er nun sein Spanien hinter sich lassen sollte, wer weiß, wie lange. Dabei war er jung gewesen, er entrann höchster Gefahr, blau und zauberhaft lag die Ferne vor ihm. Don Diego aber war nicht mehr jung, er ging aus einem Dasein, das er liebte, ins Ungewisse. Wenn er, Francisco, heute fliehen müßte, Schrecklicheres könnte er sich nicht vorstellen. Madrid zurücklassen, Saragossa, den Hof, den Stierzirkus, Josefa und die Kinder, seinen Ruhm, die Majas, sein Haus, seine Carroza, und sie, Cayetana, es war nicht auszudenken, er brächte es nicht über sich.

Miguel saß da in seiner Lieblingshaltung, ein Bein übers andere geschlagen, das weiße, leichtgepuderte, klarstirnige, freundliche Gesicht sehr ruhig. Trotzdem glaubte Goya, als er ihn jetzt, aus seinen Erinnerungen zurückkehrend, mit seinen genauen Augen anschaute, eine winzige, kaum wahrnehmbare Unruhe in seinem Gesicht zu bemerken.

Graf Cabarrús, erzählte bemüht beiläufig Don Miguel weiter, habe seit langem darauf gedrängt, Doña Lucía möge seine Tochter, ihre alte Freundin, Madame Tallien, besuchen, und da nun auch Olavide und der Abate in Paris seien, habe er die Einladung angenommen. Im Verein mit den beiden könne Doña Lucía höchstwahrscheinlich bei ihrer einflußreichen Freundin politisch mancherlei erreichen.

Goya war verblüfft. Dann durchschaute er die Zusammenhänge. Er bedauerte den Freund. Er hatte Lucía aufgelesen, ein kleines, schillerndes Stück Schmutz, und eine der ersten Frauen der Stadt aus ihr gemacht. Armer Miguel. Und wie ritterlich er für sie eintrat und sie deckte.

Übrigens hätte Francisco ihr eine solche Passion nicht zugetraut. Ja, wenn sie einem Gecken nachgelaufen wäre, dem Marqués de San Adrián oder sonst einem aristokratischen Stutzer. Aber dem Abate, einem Manne, dicklich, alternd, ohne Geld, ohne Titel. Und wie kläglich gar wird er sich in Paris ausnehmen, ein abenteuernder, davongelaufener Beamter der Inquisition. Unbegreiflich sind die Frauen. Alle.

Des Abends saß Señor Bermúdez allein in seinem Kabinett, Notizen sichtend für sein großes Künstlerlexikon. Er hatte gehofft, diese Beschäftigung werde ihn ablenken. Aber es trieb ihn fort von seinen geliebten Papieren, trieb ihn vor das Bild der Lucía.

Francisco hatte recht. Das flirrende Licht des Bildes und das tief Zweideutige, Verschmitzte hinter der damenhaften Maske, das war das Wahre. Es war nichts mit der Linie, nichts mit der Klarheit, alles war Unordnung, innen und außen. Und er, Miguel, war der Dumme gewesen, weil er geglaubt hatte, er könne die unzähmbare Maja verwandeln.

Immer hatte er sich überschätzt. Er hatte, ein verspäteter, unbelehrbarer Humanist, ein Don Quijote, an die göttliche Macht der Vernunft geglaubt, an die Sendung der Geistigen, die Dummheit der Masse zu überwinden. Was für irrsinniger Hochmut. Die Vernunft blieb ewig wirkungslos, verdammt, in Kälte zu leben und in dünner Einsamkeit.

Er erinnerte sich eines Abends mit Olavide. Da hatte ihm dieser vorgeschwärmt, wie er aus der Sierra Morena die wilden Tiere vertreiben und aus der Wüste kultiviertes Land machen werde. Zwei, drei Jahre schien es, als würde ihm das Experiment glücken; aber dann hatte er zahlen müssen mit der Zerstörung seiner selbst, und jetzt wird das Land öde wie vorher. Und genauso ging es ihm, Miguel. Niemals wird es den Wissenden glücken, das Rohe, Wüste, Gewalttätige zu vertreiben aus dem Innern der

Menschen, niemals wird die Vernunft es vermögen, die Barbarei zu verwandeln in Gesittung.

Er hatte sein elendes Versagen ein erstes Mal zu spüren bekommen, als er den Olavide sitzen sah im Sambenito in der Kirche San Domingo. Es glückt immer nur für einen kurzen Augenblick, dann fallen die Menschen zurück und werden die Tiere, die sie sind. Für zwei Jahre hatte die Vernunft in Frankreich die Massen ans Licht geholt, dann ist das Wilde, Ungezügelte, die Nacht von neuem und tiefer hereingebrochen.

Klarheit, Hoffnung, Helle gibt es
In der Kunst allein. Auch da nicht.
Denn die Mengs, Bayeu sind dünn, ge-
Künstelt, ihre Bilder, ihre
Linien sind nicht wahr, die Menschen
Sind nicht so, es ist in ihnen
Alles dunkel, undurchsichtig,
Dumpf.
    Schlaff saß Miguel, Furcht fiel ihn
An vor seiner Nächsten Fremdheit,
Vor Lucías und vor seines
Freundes Goya Fremdheit. So viel
Unbekanntes war in ihnen,
Dumpfes, Dunkles, feindlich Wirres.
Und er saß und starrte auf das
Bild Lucías, wie sein Freund es
Ihm gemalt, und ihm war kalt und
Einsam.

13

Wenn Großinquisitor Lorenzana daran dachte, mit welch schamloser Offenheit Manuel Godoy, dieser Auswurf, ihm Order erteilt hatte, den Ketzer bereitzustellen, damit er ihn bequemer ins Ausland entführen lassen könne, wenn er sich gar des lateinischen Gespräches erinnerte, welches er mit dem Abate, dem Abtrünnigen, hatte führen müssen, dann brannte den alternden Mann weißglühende Wut. Niemals seit seinem Bestehen hatte das Heilige Offizium eine so freche Herausforderung erfahren.

Lorenzanas engste Freunde und Berater, der Erzbischof Despuig von Granada und der Bischof von Osma, beschworen ihn durchzugreifen. Wenn man das ungeheure Verbrechen Don Manuels ungesühnt hinnehme, dann sei die Inquisition für immer entmachtet. Der Großinquisitor, drängten sie, solle den frechen Ketzer sogleich verhaften lassen und ihn vor das Heilige Tribunal stellen. Ganz Spanien werde ihm Dank wissen.

Nichts hätte Lorenzana lieber getan. Allein er fürchtete, Doña María Luisa werde sich ihren Beischläfer nicht entreißen lassen. Don Manuel zu verhaften, des war er gewiß, bedeutete, einen Kampf mit der Krone aufzunehmen, wie das Heilige Offizium noch keinen geführt habe. Trotzdem erklärte er sich schließlich bereit, gegen den Ersten Minister vorzugehen: doch nur, wenn der Heilige Vater dies ausdrücklich billige.

Erzbischof Despuig wandte sich an einen Freund in Rom, den Kardinal Vincenti. Dieser setzte dem Papst auseinander, vor welch gefährliche Entscheidungen der Großinquisitor gestellt sei. Der Papst, Pius der Sechste, war selber in bedrängter Lage. General Bonaparte war in seine Länder eingefallen und drohte ihn gefangenzunehmen. Aber der Papst war ein Mann, den Drohungen nur streitbarer machten, und aus solchem Mut heraus beriet er Lorenzana. Er beauftragte den Kardinal Vincenti, die Anfrage des Kardinal-Erzbischofs Despuig Punkt für Punkt zu beantworten, damit dieser die Meinung des Papstes dem Großinquisitor übermittle. Die Verbrechen des sogenannten

Fürsten des Friedens, hieß es in diesem lateinisch abgefaßten Antwortschreiben, stänken zum Himmel, und es sei eine Schande, daß der Katholische König einen solchen Mann zum ersten Ratgeber habe. Der Heilige Vater billige also ausdrücklich das geplante Vorhaben des Herrn Großinquisitors. Wenn Lorenzana den Untaten des Manuel Godoy ein Ende bereite, so befreie er nicht nur Spanien, sondern auch den Statthalter Christi von einem bösen Feinde.

Nun wurde aber der Kurier, der dieses Schreiben des Vatikans nach Sevilla bringen sollte, in der Nähe von Genua von Soldaten des Generals Napoleon Bonaparte aufgegriffen. Bonaparte las das Schreiben. Wiewohl kein großer Lateiner, verstand er sogleich das Komplott, welches der Großinquisitor mit Hilfe des Papstes gegen den Príncipe de la Paz zettelte. Der junge französische General fühlte sich dem jungen spanischen Minister verbunden, der einen ähnlichen, märchenhaften Aufstieg erlebt hatte wie er selber. Zudem lag ihm daran, die immer noch nicht abgeschlossenen Verhandlungen über die französisch-spanische Allianz zu fördern. Er ließ Abschrift nehmen von dem Brief des Papstes, schickte die Kopie mit freundlichen Grüßen an Manuel, teilte ihm mit, er werde das Schreiben selber nach Ablauf von drei Wochen dem Adressaten zuleiten.

Manuel freute sich des großen kameradschaftlichen Dienstes, den ihm General Bonaparte geleistet hatte. Er beriet mit Miguel. Der, in seinem Innern, jubelte. Er spürte über alle politische Gegnerschaft hinaus Haß gegen den Großinquisitor. Lorenzana war es, der den Abate außer Landes getrieben hatte und mit ihm Lucía. Lorenzana hatte sein Leben zerstört. Jetzt war der tückische Feind in seine Hand gegeben.

Die Dokumente, setzte er Don Manuel auseinander, erwiesen eindeutig, daß Lorenzana und die beiden Bischöfe ihr heiliges Amt mißbraucht hätten, um dem Katholischen König ihre spanienfeindliche Politik vorzuschreiben. Sie hätten hinter dem Rücken des Königs intrigiert mit einer auswärtigen Macht, die Krieg führe gegen die der Krone Spaniens befreundete Republik. Don Manuel solle die drei verhaften und sie vom Obersten Rat von Kastilien als Hochverräter aburteilen lassen.

Allein Don Manuel schrak vor so energischen Maßnahmen zurück. Das müsse er sich gut überlegen, meinte er, und vorläufig habe er ja drei Wochen Zeit.

Mehrere Tage vergingen, eine Woche, Don Manuel zögerte weiter. Im Besitz des verräterischen Schreibens fühlte er sich zur Genüge gesichert; selber zum Angriff vorzugehen, war er offenbar nicht geneigt.

Der gelassene Miguel konnte seinen Unmut nicht zähmen. Bitter, vor seinem Freunde Goya, klagte er. Da war diese wunderbare Gelegenheit, das bösartige Tier Lorenzana loszuwerden, die spanische Kirche unabhängig von Rom zu machen, der Inquisition einen tödlichen Schlag beizubringen. Und alles scheiterte an der Entschlußlosigkeit Manuels. Sichtlich handelte dieser, wenn er sich jetzt nicht seines Todfeindes entledigte, gegen den eigenen Vorteil. Aber er war einfach zu träge zum Kampf und hielt, von Pepa darin bestärkt, seine faule Duldsamkeit für altspanische Großmut.

Trüb und grimmig schüttete er Francisco den ganzen Zorn und Jammer hin, der sich in ihm aufgestaut hatte. Dieser freundliche, gutmütige Don Manuel war von schwer vorstellbarer Verstocktheit, weich und zäh zugleich, eine träge, sanfte Masse, die sich nicht von der Stelle bewegen ließ. Dabei war er maßlos eitel. Jeder Vorschlag, den man ihm machte, mußte mit Schmeicheleien verzuckert werden. Sein, Miguels, Leben war eine tägliche Kapitulation, ein täglicher, schimpflicher Kniefall vor der Einbildung und der Willkür. »Wie es mich ekelt«, brach er aus, »vor den Kompromissen, vor den ewigen Umwegen, die ich machen muß, um meinem Zweck einen Zoll näherzukommen. Ich bin müde und alt geworden vor der Zeit. Und wenn es dieses Mal wieder mißlingt«, schloß er, »wenn Manuel den Lorenzana nicht zum Teufel jagt, dann geb ich es auf. Dann geb ich die Politik auf und befasse mich nur mehr mit meinen Bildern und meinen Büchern.«

Noch nie hatte Goya den gleichmütig beharrlichen Miguel so trüb und zermürbt gesehen. Er sann, wie er ihm helfen könnte. Hatte eine Idee.

Er malte um diese Zeit an dem letzten der Porträts, die der Príncipe de la Paz bestellt hatte. Wenn Don Manuel posierte, war er besonders aufgeschlossener Stimmung. Es war

wahrscheinlich, daß ihm Manuel auf seine blasiert ironische Art von dem Komplott des Großinquisitors erzählen würde, und wie es mißglückt sei. Dann wollte ihm Francisco mit seinem Vorschlag kommen.

Manuel sprach ihm denn auch von Lorenzana und der lustigen und ehrenvollen Art, wie dessen Anschlag zu seiner Kenntnis gekommen war. Er lachte, er tat, als nähme er die üble Intrige leicht und spaßhaft.

Goya stimmte in seine Heiterkeit ein. »Ein Mann wie Sie«, meinte er, »wird wohl den bösen Streich des Herrn Großinquisitor-Kardinals mit Humor vergelten.«

Manuel stand straff in seiner Pose, in Gala-Uniform, prunkend mit Orden und Bändern, der rechte Arm wies auf eine vorläufig noch undeutliche allegorische Darstellung seiner verdienstlichen Tätigkeit. Den Kopf hochgereckt, fragte er: »Wie denken Sie sich das, Francisco?« Goya, ruhig weiterarbeitend, antwortete langsam: »Der Heilige Vater ist durch den General Bonaparte in höchste Bedrängnis geraten. Sollte ihm da der spanische Hof nicht Tröster schicken? Zum Beispiel den Herrn Großinquisitor und die beiden Herren Bischöfe?« Einen Augenblick dachte Don Manuel nach, dann gab er die Pose auf und schlug dem Maler auf die Schulter. »Du bist ein Spaßvogel, Francho«, rief er, »du hast ausgezeichnete Ideen.« Und mit lärmender Offenheit brach er los: »Wir sind Freunde, du und ich, ich hab es vom ersten Augenblick an gewußt. Wir helfen einer dem andern. Wir gehören zusammen. Die andern sind alle nur Granden. Sie können zur Not mit einer Frau schlafen: aber die Weiber nehmen, sie kneten, wie man sie haben will, das können nur wir. Darum haben wir auch soviel Glück. Das Glück ist auch nur ein Weib.«

Nun war Manuel seiner Sache sicher. Guten Mutes ging er zu Carlos und María Luisa und erzählte ihnen an Hand des Schreibens von den Machinationen der tückischen Priester.

Carlos schüttelte den Kopf. »Das hätte der Lorenzana eigentlich nicht tun dürfen«, meinte er. »Wenn er sich über dich beklagen wollte, Manuel, dann hätte er sich doch an mich wenden müssen, nicht an den Papst. Hinter meinem Rücken! Du hast ganz recht.

Das ist unanständig, das ist Hochverrat. Das hätte er eigentlich nicht tun dürfen.« In den Augen Doña María Luisas aber war ein böses Glitzern, und Manuel sah, daß sie froh war um die Gelegenheit, dem Großinquisitor jene Schmähschrift vergelten zu können.

»Ich denke mir's so«, sagte Manuel. »Wir schicken ihn und seine beiden Bischöfe zum Heiligen Vater, der in seiner Bedrängnis des Rates und der Tröstung sehr bedarf.« Der König verstand nicht sogleich. Doña María Luisa aber lächelte. »Ausgezeichnet«, sagte sie, und: »Stammt die Idee von dir, Manuel«, wandte sie sich an diesen, »oder von deinem Señor Bermúdez?« – »Ich schwöre bei Unserer Jungfrau«, erwiderte entrüstet Manuel, »sie stammt *nicht* von Don Miguel.«

Es wurde Lorenzana und den beiden Bischöfen eröffnet, sie sollten sich im Auftrag des Königs zum Heiligen Vater begeben. Da Bonaparte willens sei, den Kirchenstaat zur Republik zu erklären, sollten sie ihm die Insel Mallorca als Zuflucht anbieten und ihm, wie immer er sich entscheide, die nächsten Jahre hindurch tröstende Gesellschaft leisten.

Als der Kardinal-Großinqui-
Sitor Lorenzana von den
Majestäten Abschied nahm, um
In sein römisches Exil zu
Fahren, sagte ihm die Königin,
Und sie sprach besonders liebens-
Würdig: »Überbringen Sie dem
Heil'gen Vater meinen tiefehr-
Fürcht'gen Gruß. Und denken Sie auf
Ihrer Fahrt nach Rom darüber
Nach, ob nicht ein Mann wie Sie, der
Seines Königs Gattin wüst ver-
Leumdet, mit daran die Schuld trägt,
Daß der wilde Geist des Aufruhrs

Heute überall in Europa
Weht. Und somit Gott befohlen,
Hochehrwürd'ger Herr, und Wind da-
Hinter.«

14

Die Verbindung mit Cayetana hatte Francisco im Anfang ein Gefühl der Zufriedenheit gegeben, der Stetigkeit, wie er es früher nie gehabt hatte. Dann aber, immer häufiger, inmitten des Genusses und der Erfüllung, überkam ihn Rastlosigkeit. Wiewohl er überzeugt war, daß sie ihn liebte, ließ ihn ihre Unberechenbarkeit nicht zur Ruhe kommen. Niemals konnte man voraussehen, wie sie ein Begebnis, einen Menschen, ein Bild aufnehmen werde. Manchmal war ihr wichtig, was ihm läppisch schien; manchmal blieb sie höflich unbeteiligt vor Menschen und Geschehnissen, die ihn bewegten.

Er flüchtete in die Arbeit. Er hatte viele Aufträge, das Werk ging ihm leicht von der Hand, die Besteller waren zufrieden, Geld kam ein.

Er malte die Condesa de Montijo mit ihren vier Töchtern. Das Bild geriet steif, es war, als wäre es vor fünfzehn Jahren entstanden. Agustín konnte sich nicht enthalten anzumerken: »Wenn du Volk malst, Gruppen von Majos und Majas, dann ist deine Komposition natürlich. Sie wird hölzern, wenn es um aristokratische Familien geht.« Francisco schob böse die Unterlippe vor. Dann lachte er. »Endlich merk ich wieder was vom alten Agustín«, sagte er, übermalte das Bild mit zwei dicken Strichen, daß es unbrauchbar war, und fing von vorne an.

Die Herzogin von Osuna bat Goya um ein paar Bilder phantastischen Inhalts für ihren Landsitz, die Alameda. Er war überlastet mit Arbeit, aber die Osuna war eine frühe Freundin, sie hatte ihm Aufträge und Empfehlungen gegeben, als er noch sehr gering war, er nahm an. Cayetana, mit einem kleinen, unwilligen Erstaunen, meinte: »Sie erweisen sich als treuer Freund, Don Francisco.«

Was Goya für die Osuna malte, waren Zauber- und Hexenszenen. Da war eine Hexenküche, in welcher gerade ein Adept in ein Tier verwandelt wurde, Hundskopf und Schwanz sind schon da. Da waren Hexen, fliegend, tanzend, mit nacktem Oberkörper und spitzen Hüten, während unten verschleiertes Gesindel herumtappt. Auf einem dritten

Bilde war der Teufel zu sehen in Gestalt eines aufgerichteten, riesigen Bockes mit zierlich gewaltigen Hörnern, umringt, verehrt von Hexen. Alles war leicht und locker, phantastisch, anregend.

Agustín beschaute die Bilder. »Sie sind virtuos gemalt«, sagte er. »Aber?« fragte Goya. »Früher«, antwortete Agustín, vorsichtig die Worte suchend, »wenn du was Neues gefunden hattest, dann fing es bald an, dich zu langweilen, und du hast wieder was Neues gesucht, für jeden neuen Einfall was Neues. Das da« – und er wies mit wegwerfender Geste auf die Hexenbilder –, »das ist das gleiche wie in den Bildern um die Inquisition, nur eben ohne Inhalt, leer.« – »Danke«, sagte Francisco.

Die Alba stand vor den Bildern. »Hübsch«, sagte sie. »Das gönne ich der Osuna.« Goya ärgerte sich. »Findest du die Bilder schlecht?« fragte er. Sie fragte zurück: »Glaubst du an Hexen?« – »Das hast du mich schon einmal gefragt«, antwortete er unzufrieden. Sie fuhr fort: »Damals hast du ja gesagt. Und darum finde ich diese Bilder – hübsch.«

Ihn freuten und verdrossen ihre Worte. Manchmal, häufig, verstand sie, was er malte, tiefer als irgendwer sonst, dann wieder kehrte sie sich gleichgültig von einem Bilde ab, von dem er geglaubt hatte, es müsse sie anrühren. Sagte sie ja, dann sagte sie es sogleich und ohne Vorbehalt; ließ sie etwas kalt, dann für immer. Manchmal, gegen seine Gewohnheit, versuchte er ihr zu erklären, warum er etwas so und nicht anders gemacht habe, aber sie hörte nicht recht zu, sie langweilte sich, er gab es auf.

Auch sie zu malen, gab er auf. Zwar hatten seine Porträts der Herzogin von Alba ihren und aller Welt Beifall. Doch nicht den seinen. Er fand, sie gäben eine unvollständige Wahrheit, also keine. Sie drängte in ihn, sie als Maja zu malen, als eine richtige Maja, keine kostümierte. Aber so sah er sie nicht, so malte er sie nicht.

Insofern war sie eine Maja, als sie ihre Freundschaft mit ihm unbekümmert zur Schau stellte. Im Theater, bei Stierkämpfen, auf der Promenade im Prado, überall zeigte sie sich mit ihm. Zu Anfang war er stolz darauf, allmählich aber wurde es ihm leid, daß seine Passion aller Welt ein Schauspiel bot; auch fürchtete er Ungelegenheiten. Sie,

wenn er eine leise Andeutung solcher Art machte, zog die Brauen noch höher. Sie war die Alba, kein Gerede konnte an sie heran.

Er wurde zu allen Gesellschaften eingeladen, die im Palais des Herzogs und in dem der alten Marquesa de Villabranca stattfanden. Auch nicht mit der leisesten Miene verrieten die beiden, ob sie Bescheid wußten über seine Beziehungen zu Cayetana. Der Herzog war Francisco fremd, er spürte für ihn etwas wie mitleidige Geringschätzung. Dann wieder sah er, wie des Mannes Gesicht, wenn es um Musik ging, sich belebte. Das rührte ihn an und imponierte ihm; die meisten Granden hatten nichts als ihren Hochmut.

Für die alte Marquesa spürte Goya Respekt und Sympathie. Sie verstand sich auf die Menschen; »elle est chatoyante«, hatte sie von Cayetana gesagt, und wie richtig das war, hatte er mittlerweile erfahren. Er hätte gerne mehr mit ihr über Cayetana gesprochen, aber sie war bei aller natürlichen Liebenswürdigkeit so sehr große Dame, daß er’s nicht wagte.

Unter jenen, die ständig um Cayetana waren, störte ihn am meisten der Doktor Joaquín Peral. Der schöne Wagen, in welchem der Doktor herumfuhr, verdroß ihn; die sachverständige Sicherheit verdroß ihn, mit welcher der Mann über alle Dinge der Welt sprach, über die Musik des Herzogs und über seine, Franciscos, Bilder. Vor allem aber verdroß ihn, daß er, der sonst menschliche Beziehungen schnell durchschaute, sich nicht klarwerden konnte, welcher Art die Beziehungen Cayetanas zu ihrem Arzt sein mochten. Dem höflich beherrschten Gesicht des Arztes war so wenig zu entnehmen wie der ironischen Vertraulichkeit Cayetanas. Allmählich wurde Francisco die bloße Gegenwart des Arztes zum Ärgernis. Wann immer er Don Joaquín traf, gebot er sich energisch, seine Ruhe zu wahren, um dann sogleich eine läppische, rüpelhafte Äußerung zu tun, welche die andern mit Erstaunen aufnahmen, Peral selber mit freundlich beruhigendem Lächeln.

Da der Doktor für seine im Ausland gesammelten Gemälde keine würdige Stätte hatte finden können, stellte ihm die Herzogin schließlich zwei Säle ihres riesigen Palacio

Liria zur Verfügung, und sie lud seine und ihre Freunde, Perals Bildersammlung zu besichtigen.

Es hing da sehr Verschiedenes nebeneinander: flämische und deutsche Meister, alte, wenig bekannte Italiener, ein Greco, ein Mengs, ein David, auch jener Goya, den Cayetana ihrem Doktor geschenkt hatte. Doch wurde hinter dem Verschiedenen ein Einheitliches sichtbar, der ausgesprochene, wenn auch willkürliche Geschmack eines Kenners.

»Was ich nicht habe erwerben können«, klagte in Gegenwart Cayetanas und anderer der Arzt, »ist ein Raphael. Spätere werden vielleicht finden, daß wir Raphael überschätzen, aber ich kann mir nicht helfen: ich würde von den Bildern, die hier hängen, ein jedes ohne Bedenken hergeben für einen Raphael. Sie scheinen das zu mißbilligen, Don Francisco«, wandte er sich freundlich an diesen, »und Sie haben sicher recht. Aber sagen Sie uns doch Ihre Gründe.« – »Es wäre sehr umständlich, Don Joaquín, Ihnen diese Gründe auseinanderzusetzen«, antwortete grob Francisco, »und es hätte wohl ebensowenig Zweck, wie wenn Sie mir Ihre medizinischen Ansichten erläutern wollten.« Doktor Peral, ohne seine freundliche Miene zu verändern, sprach mit andern über anderes.

Auch Cayetana behielt ihr Lächeln bei, aber sie dachte nicht daran, Franciscos Flegelei ungestraft hinzunehmen. Sie ließ, als der übliche Ball begann, ein Menuett spielen, einen Tanz, der aus der Mode kam, und sie forderte Goya auf, als ihr Partner zu tanzen. Der dickliche Goya war sich bewußt, daß er in dem zierlichen Menuett und in der prallen Galatracht nicht eben erfreulich anzuschauen sein werde, und er wollte ihr nicht den Pelele machen, den Hampelmann. Er knurrte. Aber sie gab ihm einen Blick, und er tanzte. Tanzte verbissen. Ging wütend nach Hause.

Mitte Juli pflegte sich der Hof nach dem Bergschloß von San Ildefonso zu begeben, um dort in der Frische die heißen Monate zu verbringen; Cayetana als Erste Dame der Königin mußte mit, und Francisco fürchtete sich vor dem langen, einsamen Sommer in Madrid. Eines Tages aber erklärte sie: »Don José ist dieses Jahr zu kränklich, um

während der heißen Monate bei Hofe zu sein. Ich habe um Urlaub ersucht, ich möchte Don José den Sommer über Gesellschaft leisten auf unserm Landsitz in Piedrahita. Sie, Don Francisco, sind gebeten, mit uns nach Piedrahita zu gehen. Sie werden Don José und Doña María Antonia porträtieren, vielleicht auch werden Sie geruhen, mich zu malen. Zeit haben wir dort; Sie können von jedem von uns Sitzungen haben, so viele Sie wollen.« Francisco strahlte. Er wußte, Cayetana brachte ihm ein Opfer; denn trotz ihrer Antipathie gegen die Königin zog sie das Leben bei Hofe den langen, langweiligen Sommermonaten auf dem Lande vor.

Andern Tages, nach dem Lever, hielt Doña María Luisa die Herzogin von Alba zurück. Sie wünsche herzlich, meinte sie, daß der Aufenthalt in Piedrahita dem Befinden Don Josés bekommen möge. Auch begrüße sie es, daß sich Doña Cayetana entschlossen habe, ihrem Gatten Gesellschaft zu leisten.

»Auf diese Art«, schloß sie freundlich, »werden Hof und Stadt weniger Gelegenheit haben, über eine der ersten Damen des Reiches Gerüchte aufzubringen.«

Die Alba, frech und süß, erwiderte: »Da haben Sie wohl recht, Madame, an diesem Hofe kann man sich gegen Gerüchte schwerlich schützen. Immer wieder wundere ich mich, mit wem allen ich ins Gerede gebracht werde. Da ist der Graf von Teba, da ist Don Agustín Lancaster, da ist der Graf von Fuentes, der Herzog von Trastamara, ich könnte noch ein Dutzend anderer herzählen.« Es waren aber diese alle Männer, die als Liebhaber der Königin galten.

Doña María Luisa, immer freundlich, antwortete: »Sie und ich, Doña Cayetana, haben zuweilen Lust, das Zeremoniell beiseite zu setzen und die Maja zu spielen. Sie dürfen sich’s erlauben, weil Sie jung sind und nicht häßlich, ich, weil ich durch Gottes Gnade Königin bin. Im übrigen habe ich es schwerer, weil meine Jugend vorbei ist und ich manchem Manne nicht gut ausschaue. Ich muß diesen Mangel ausgleichen durch Verstand und durch Kunst. Wie Sie wissen, habe ich einige meiner Zähne durch diamantene ersetzen müssen, um packen und festhalten zu können« – sie machte eine Pause und lächelte –, »wenn ich zupacken will.«

Auch die Alba lächelte; aber es war jenes starre Lächeln, welches die verkleideten Majas der Gobelins zeigten. Was die Italienerin da sagte, klang nach Drohung.

»In Piedrahita«, sagte die Alba, »werden wir wenig Gesellschaft haben. Wir haben nur den Maler Goya gebeten, uns zu besuchen. Er findet«, schloß sie munter, »er werde mit meinen Porträts niemals fertig.« – »Ich sehe«, antwortete Doña María Luisa, »Sie lieben die Kunst und geben Ihrem Maler Gelegenheit, Sie zu studieren.« Und ganz leicht fügte sie hinzu: »Sorgen Sie also dafür, Frau Herzogin von Alba, daß es kein Gerede mehr um Sie gibt.«

»Ist das königliche Order
Und Verwarnung?« fragte leichthin,
Aber Aug in Auge mit ihr,
Cayetana. Und die andre,
Liebenswürdig, gab zur Antwort:
»Nehmen Sie’s vorläufig als den
Ratschlag einer mütterlichen
Freundin.«
Leise fröstelte es
Cayetana. Doch sie dachte
An die Wochen vor ihr, an die
Wochen mit Francisco, und sie
Schüttelte die leis und scharfen
Worte ihrer Königin ab wie
Wasser.

15

Als der Hof in die Sommerresidenz bei San Ildefonso übersiedelt war, fand auch Doña Josefa Tudó den Aufenthalt in dem heißen Madrid unbekömmlich. Don Manuel trug keinen Anstand, sie nach San Ildefonso einzuladen.

Sie wohnte im Ort, in der Posada de Embajadores, und verbrachte die heißen Wochen in angenehmer Langeweile mit ihrer Dueña Conchita. Sie spielte Karten mit ihr, oder sie lernte Französisch, oder sie klimperte auf ihrer Guitarre. Don Manuel erwirkte, daß sie zu gewissen Stunden in den Gärten des Schlosses Einlaß fand. Dann saß sie wohl stundenlang vor einer der berühmten Fontänen, vor dem Brunnen der Fama oder dem Bad der Diana oder vor der Fontäne der Winde, hörte dem Plätschern der Wasserkünste zu, summte sich eine ihrer Romanzen, dachte träg, wohlig und traurig an ihren im Ozean versunkenen jungen Gatten oder auch an ihren Maler Francisco.

Zusammen mit Don Manuel machte sie Ausflüge in die großartigen Bergwälder, inmitten deren das Schloß liegt; die Wege waren gut gehalten für des Königs Jagd. Sie ritten in das Lozoya-Tal oder in die Wälder von Valsain, in Madrid hatte sie das Reiten erlernt.

Manchmal sprach Manuel von Goya, von dessen Sommeraufenthalt bei den Albas, und er äußerte Scherzhaft-Obszönes über die Vereinigung des Stieres Francisco mit der kleinen, zierlichen Doña Cayetana. Pepa hörte zu, gelassenen Gesichtes, doch aufmerksam, und erwiderte nichts. Ziemlich oft sprach Don Manuel von Piedrahita. Es war ihm eine Genugtuung, daß der eingebildete Herzog, der ihm sein Du nicht hatte zurückgeben wollen, nun zum Gespött aller auf so intime Art mit Francisco verknüpft war. Auch war es ihm recht, daß sich der Maler, so tief in diese Leidenschaft verstrickt, nicht mehr um Pepa mühte. Andernteils verstand er nicht, was ein Mann, der sich der Liebe einer Pepa hatte erfreuen dürfen, an einer Cayetana fand. Ihm war die schwierige, verkünstelte, affektierte Puppe zuwider. Einmal – doch das erzählte er Pepa nicht –, als

er sie beim Lever der Königin spaßhaft vertraulich gefragt hatte: »Und was macht heute unser Freund Francisco?«, hatte sie das mit genau dem gleichen freundlichen Gesicht überhört wie seinerzeit der Herzog sein Du.

Eines Tages, auf einem Spazierritt zu der Ruine des alten Jagdschlößchens Valsain, hatte er sich wieder einmal darüber lustig gemacht, daß Francho, noch immer in Piedrahita, die Alba so gar nicht satt bekomme. Auch diesmal hatte Pepa nichts erwidert. Später aber kam sie überraschend auf seine Worte zurück. Sie waren abgestiegen, sie lagerten auf der Erde, der Reitknecht hatte ihnen ein kleines Mahl zurechtgemacht, sie aßen. »Eigentlich«, meinte sie unversehens, »sollte mich Francisco zu Pferde malen.«

Don Manuel war gerade im Begriff, sich ein Stückchen Hasenpastete zu Munde zu führen. Er ließ die Hand sinken. Pepa war nicht eben eine gewandte Reiterin, aber sie sah zu Pferde wunderbar aus, das mußte jeder zugeben, es war mehr als begreiflich, daß sie sich im Reitkleid malen lassen wollte. Andernteils war das Reiten zu Pferde bis vor kurzem ein Privileg der Granden gewesen; es war Personen, die nicht dem Hochadel angehörten, zwar nicht gerade verboten, sich zu Pferde porträtieren zu lassen, doch war es bisher nicht geschehen, es war zumindest ungewöhnlich. Und was wird die Königin, was die ganze Welt dazu sagen, wenn der Erste Minister die junge Witwe Tudó zu Pferde malen ließ? »Don Francisco«, gab er zu bedenken, »ist in Piedrahita, in Ferien, bei der Alba.« Pepa, ein klein wenig erstaunt, erwiderte: »Wenn Sie es wünschen, Manuel, wird Don Francisco vielleicht geruhen, seinen Landaufenthalt in San Ildefonso zu nehmen statt in Piedrahita.« – »Vous avez toujours des idées surprenantes, ma chérie«, sagte Don Manuel. Sie aber, in schwerem Französisch, fragte zurück: »Alors, viendra-t-il?« – »Naturellement«, antwortete er, »comme vous le désirez.« – »Muchas gracias«, sagte Pepa.

Je länger Manuel ihren Wunsch bedachte, so mehr Spaß hatte er selber an der Vorstellung, der hochmütigen Sippe der Albas den Maler wegzunehmen. Aber wie er Francho kannte, war dieser imstande, seine Aufforderung unter einem Vorwand

abzulehnen; wenn er ihn wirklich hier haben wollte, mußte er ihn auf eine sehr wirksame Art einladen.

Er bat María Luisa, sie möge doch die Muße von San Ildefonso benützen, sich wieder einmal für ihn malen zu lassen, und zwar von der Hand Goyas; auch er wolle dann bei ihm ein Porträt bestellen, für sie. Das Schäferglück der frechen Alba zu stören, war ein Gedanke, der Doña María Luisa lockte. Das sei keine schlechte Idee, meinte sie. Manuel könne Goya mitteilen, er möge kommen; sie werde vermutlich Zeit finden, ihm für ein Porträt zu sitzen.

Um seine Botschaft wichtig zu machen, schickte der Príncipe de la Paz einen seiner Sonderkuriere nach Piedrahita.

Dort lebte Francisco ruhige, freudevolle Wochen. Zwar legte ihm und Cayetana die stille, vornehme Gegenwart des Herzogs Zurückhaltung auf. Aber Don José und die alte Marquesa sahen offenbar in Cayetana ein anmutiges, verspieltes Kind, dessen Launen sie, auch wenn sie weit gingen, freundlich hinnahmen, und sie ließen die beiden allein, soviel sie wollten.

Zwei- oder dreimal in der Woche machte der Herzog Musik. Die Marquesa hörte aufmerksam und bewundernd zu, doch sichtlich nur aus Liebe zu ihrem Sohn. Francisco aber und Cayetana hatten Sinn nur für volkstümliche Lieder und Tänze, für Tonadillas und Seguidillas, und des Herzogs Harmonien waren ihnen zu erlesen. Der einzige, der sie verstand, war Doktor Peral.

Don José bat Francisco, ihn zu malen. Der tat es, zuerst nicht ohne Hemmungen, dann mit wachsendem Interesse, zuletzt mit Eifer. Es entstand das Bild eines sehr vornehmen, etwas schwermütigen Herrn mit schönen, großen, nachdenklichen Augen, dem man die Passion für sein Klavizimbel und seine Noten sehr wohl zutraut.

Goya malte auch die Marquesa, und während er sie malte, lernte er sie tiefer verstehen. Sie war die große Dame, die er von Anfang an in ihr gesehen hatte, gleichmäßig heiter und liebenswert, aber jetzt sah er die leise Melancholie auf ihrem schönen, noch nicht alten Gesicht. Sicherlich verstand und vergab sie die Art, wie die

Frau ihres Sohnes lebte, doch hielt Doña María Antonia, die Witwe des Zehnten Marqués de Villabranca, auf Würde, und zuweilen glaubte Goya aus ihren Worten eine kaum merkbare Besorgnis herauszuhören, daß die Leidenschaft Cayetanas tiefer und gefährlicher sein könnte, als sich ziemte; ihre Worte klangen ihm wie eine Warnung, und ihr Porträt ging ihm nicht so flink von der Hand, wie er erwartet hatte.

Schließlich aber war es da, und Goya fand, das lebendige, zarte und klare Gesicht, die delikaten blauen Bänder und die Rose, die er der Marquesa gegeben hatte, machten es zu einem im Grunde fröhlichen Bild. Sie aber stand davor, und: »Sie haben mir ein grämliches Altern ins Gesicht gemalt, Don Francisco«, sagte sie lächelnd. »Ich habe gar nicht gewußt, daß ich es so deutlich mit mir herumtrage.« Dann, lebhaft, schloß sie: »Aber es ist ein wunderbares Bild, und wenn Sie noch Zeit für Damen meines Alters haben, müssen Sie mir ein zweites malen.«

Cayetana selber war von steter, kindlicher Heiterkeit. Man hatte Goya das kleine Nebenhaus, das »casino«, den »palacete«, eingeräumt, daß er ihn allein bewohne. Dort sah ihn Cayetana Tag für Tag. Gewöhnlich kam sie kurz vor dem Abend, wenn es kühler wurde; sie war in Begleitung ihrer Dueña Eufemia, die schwarz und würdig durch den Sommer ging, manchmal auch brachte sie das Negermädchen María Luz mit und den Pagen Julio, und beinahe immer war sie begleitet von zwei oder drei ihrer Katzen. Sie gab sich natürlich, beinahe kindisch. Brachte wohl auch eine Guitarre mit und verlangte, Francisco solle die Seguidillas und Sainetes singen, die sie zusammen gehört hatten.

Manchmal mußte die alte Dueña von Hexen erzählen. Cayetana fand, Francisco habe Anlagen zum Hexer, und forderte ihn auf, bei einer renommierten Hexe in die Lehre zu gehen. Doña Eufemia aber bestritt seine Eignung, da er keine angewachsenen Ohren habe. Leute mit scharf ausgebildeten Ohrläppchen sollten sich Zauberversuchen fernhalten; es sei vorgekommen, daß solche Schüler mitten in der Verwandlung steckenblieben und dann elend zugrunde gingen.

Einmal hatte Cayetana den Besuch ihrer toten Zofe Brígida empfangen. Die Tote hatte ihr vorausgesagt, ihre Verbindung mit dem Herrn Hofmaler werde lange dauern und erst

nach manchen Mißverständnissen und nach viel Liebe und Verdruß zu Ende gehen.

Wieder, ihrem Drängen folgend, versuchte er, sie zu malen. Er malte langsam, sie wurde ungeduldig. »Ich bin nicht der Hastige Lucas«, sagte er grimmig; mit diesem Namen nannte man den Luca Giordano, der viel für den Zweiten Carlos gemalt hatte, hochgeschätzt, hochbezahlt und schnell. Aber trotz seiner Mühe brachte Francisco auch diesmal kein Bild von ihr zustande. »Das kommt«, erklärte sie, nur halb im Scherz, »weil du nicht sehen willst, daß unter den Damen von Madrid ich die einzige wirkliche Maja bin.«

Daß ihm das Porträt Cayetanas mißglückte, war das einzig Unerfreuliche in Piedrahita. Alles andere war licht und heiter.

In diese fröhliche Stille hinein überbrachte der rotbestrumpfte Kurier den Brief des Príncipe de la Paz, der Goya nach San Ildefonso lud.

Francisco war stolz und bestürzt. Gewiß, den Aufenthalt in den Bergen von Segovia, in ihrer Sommerresidenz bei San Ildefonso, widmeten die spanischen Könige ausschließlich der Ruhe und Erholung, die Regierungsgeschäfte wurden lässiger betrieben, das umständliche Zeremoniell vereinfacht, die Majestäten sahen nur Granden der Ersten Reihe und vertraute Freunde; in die Muße des Schlosses von San Ildefonso eingeladen zu werden, war hohe Auszeichnung. Trotzdem und bei aller Freude war Goya voll Unbehagen. Diese Wochen in Piedrahita waren die schönsten seines Lebens, nichts wog sie auf, und was wird Cayetana sagen, wenn er fort will?

Er zeigte ihr das Schreiben. Sie hatte ihrer Feindin nicht die Ehre angetan, ihm von ihrer bösartigen Drohung zu sprechen. Sie tat es auch jetzt nicht, sie beherrschte sich. »Sie müssen Ihre Ablehnung sehr höflich und vorsichtig begründen, Francho«, sagte sie ruhig. »Sicherlich glaubt die Italienerin, sie habe sich da eine sehr kluge und vornehme Art ausgedacht, mir und Ihnen den Sommer zu verderben. Sie wird grün werden vor Wut, wenn sie Ihren Absagebrief bekommt.«

Goya schaute sie an, beinahe töricht. Es war ihm nicht eingefallen, daß der Brief vielleicht nicht um seiner Kunst willen geschrieben sein könnte, sondern deshalb, weil

Doña María Luisa ihrer Feindin Cayetana einen Streich spielen wollte. Ganz leise jetzt ahnte er die wahre Wahrheit, daß nämlich hinter der Einladung Pepa stak.

Cayetana mittlerweile zerriß lässig, spielerisch mit ihren zarten, spitzen und dennoch fleischigen Kinderfingern den Brief Don Manuels. Er sah zu, ohne sich ihrer Bewegungen bewußt zu werden, doch so genauen Auges, daß das Bild ihrer Gesten für immer in ihm haftenblieb. »Ich bin Hofmaler«, sagte er zögernd, »und er beruft sich auf die Königin.« – »Der Brief ist nicht von der Königin, soviel ich sehe«, antwortete die Alba. Und, nicht laut, doch die Kinderstimme hart, schloß sie: »Müssen Sie springen, wenn Manuel Godoy kommandiert?«

Goya war voll hilfloser Wut. Sah sie nicht, daß er noch immer nicht Erster Maler des Königs war? Daß er abhängig war von der Gunst Doña María Luisas? Andernteils saß sie hier in dem langweiligen Piedrahita nur seinethalb, sie wird bitter gekränkt sein, wenn er ging. »Ich kann«, antwortete er lahm, »meine Abreise vielleicht zwei oder drei Tage hinausschieben, vielleicht vier oder fünf. Ich kann erklären, ich hätte hier noch ein Porträt fertigzumachen.« – »Das ist freundlich von Ihnen, Don Francisco«, sagte mit jener grausamen Liebenswürdigkeit, die allein sie in ihre Stimme legen konnte, Cayetana. »Bitte, sagen Sie dem Mayordomo, wann Sie den Wagen wünschen.«

Jetzt aber wurde ihm die ganze Not lebendig jener Nacht, da er ihrethalb hatte warten müssen auf die Nachricht von der tödlichen Erkrankung seiner kleinen Elena. »Verstehen Sie doch«, brach er aus, »ich bin kein Grande. Ich bin Maler, ein ganz gewöhnlicher Maler, der abhängig ist von den Aufträgen Doña María Luisas. Und«, setzte er hinzu, sie voll und finster anschauend, »auch von denen Don Manuels.« Sie antwortete nichts; aber mehr als Worte es hätten tun können, reizte ihn die kleine, unendlich hochmütige Verachtung ihrer Miene. »Dir liegt nichts an meinem Erfolg«, wütete er. »Dir liegt nichts an meiner Kunst. Dir liegt nur an deinem Vergnügen.«

Sie ging, nicht schnell, mit ihrem kleinen, festen und doch schwebenden Schritt.

Er verabschiedete sich von der Marquesa, von Don José.

Und, sich überwindend, sprach er

Auch bei Cayetana vor. Doch
Die Dueña sagte trocken,
Ihre Hoheit sei beschäftigt.
»Wann kann ich sie sehen?« fragte
Don Francisco. »Ihre Hoheit
Ist den ganzen Tag beschäftigt,
Heute und auch morgen«, sagte
Höflich unbeteiligt Doña
Eufemia.

16

Im sechzehnten Jahrhundert hatte es zwei große Vertreter des spanischen Menschen gegeben; der eine war der Ritter, der Grande, der andere der Pícaro, der Unterprivilegierte, der Lump, der in ständigem, unterirdischem Kampf gegen alle durch List, Betrug und Geistesgegenwart sein Leben fristete. Das Volk und seine Dichter verehrten und priesen den Helden und Ritter, aber sie priesen nicht weniger und liebten mehr den Pícaro und die Pícara, das schlaue, nie verzagte, immer lustige, lebenstüchtige Gesindel der untern Klassen. Der Pícaro war dem Volk ein ebenso gültiger Ausdruck Spaniens wie der Grande, sie ergänzten einander, und große Dichter haben die Pícaros Guzmán und Lazarillo, die Schelme und Lumpen, mit ihrem Elend, mit ihrem saftigen, von keiner Moral benagten Materialismus und mit ihrem tüchtigen, fröhlichen, erdnahen Verstand ebenso lebendig erhalten wie die Repräsentanten des Rittertums, den Cid und den Don Quijote.

Im achtzehnten Jahrhundert waren Pícaro und Pícara zum Majo geworden und zur Maja.

Deren Wesen und Brauch, der Majismo, war aus dem Spanien jener Zeit sowenig fortzudenken wie das absolute Königtum und die Inquisition.

Es gab Majos in allen großen Städten. Doch Hauptsitz des Majismo blieb Madrid, ein bestimmter Teil von Madrid, die Manolería. Die Majos waren Schmiede, Schlosser, Weber, kleine Gastwirte, Fleischer, oder sie lebten vom Schmuggel, vom Hausieren, vom Spiel. Die Majas hielten wohl einen Weinschank, oder sie flickten Kleider und Wäsche, oder sie waren Straßenverkäuferinnen, boten Früchte an, Blumen, Lebensmittel aller Art; sie und ihr Tand fehlten auf keiner Wallfahrt und keinem Jahrmarkt. Auch verschmähten sie es nicht, aus reichen Männern Geld zu ziehen.

Die Anhänger des Majismo hielten fest an der überkommenen spanischen Tracht. Der Majo trug pralle Kniehosen, Schnallenschuhe, die kurze Jacke und die breite Schärpe,

den gewaltigen Schlapphut, niemals fehlte der lange Mantel, die Capa, niemals die Navaja, das zusammenklappbare Messer, niemals die mächtige, schwarze Zigarre. Die Maja trug niedrige Schuhe, ein ausgeschnittenes, besticktes Mieder, über der Brust gekreuzt den farbigen Schal; bei Festen prunkte sie mit Spitzenmantilla und hohem Kamm. Sehr häufig trug sie im linken Strumpfband den kleinen Dolch.

Die Behörden sahen mit Mißbehagen auf den langen Mantel und den gewaltigen, das Gesicht verdeckenden Schlapphut der Majos. Die Majos liebten den langen Mantel, weil sich darunter die Flecken und der Schmutz ihres Gewerbes ohne Mühe verbergen ließen und zuweilen auch anderes, was sie nicht zeigen wollten, und sie liebten den Schlapphut, der ein Gesicht, welches ungern erkannt werden wollte, bequem beschattete. »Meine Madrilenen«, klagte der Dritte Carlos, »schleichen durch die Straßen, die Gesichter verdeckt wie Verschwörer, nicht wie die friedlichen Untertanen eines zivilisierten Monarchen.« Sein Erster Minister, der Staatsmann Squillace, den er aus Neapel mitgebracht hatte, verbot schließlich Mantel und Hut. Aber da meuterten die Majos, und der volksfremde Minister wurde aus dem Lande gejagt. Ein klügerer Nachfolger verordnete, daß der Henker bei Ausübung seines Berufes den unerwünschten Hut trage; das bewirkte, daß manche auf den Hut verzichteten.

So wie ihre eigene Tracht hatten die Majos und Majas ihre eigenen Sitten, ihre eigene Philosophie, ihre eigene Sprache. Der Majo verehrte die altspanische Tradition und verteidigte fanatisch das absolute Königtum und Priestertum, aber er haßte die wechselnden Gesetze und Verordnungen und beachtete sie nicht. Er hielt den Schmuggel für sein Privileg, es war ihm Ehrensache, nur geschmuggelten Tabak zu rauchen. Die Majos hielten auf Würde, sie waren schweigsam. Aber wenn sie sprachen, dann brauchten sie bildkräftige, hochtönende Worte, und ihre Großmäuligkeit und farbige Prahlerei war eine Quelle der Dichtung und berühmt über die Grenzen.

Der Majo war stolz. Niemand durfte ihn zur Seite drängen oder auch nur schief anschauen. Er lebte in ständiger Fehde mit dem Stutzer der Mittelklassen, dem Petit-maître, dem Petimetre. Den erlesenen Anzug eines Bürgersöhnchens zu ramponieren,

die sorgfältige Frisur einer Petimetra zu zerzausen, war ein Hauptvergnügen der Majos und Majas. Die Polizei ging dem Majo aus dem Wege. Auch andere gingen ihm aus dem Weg; denn er war händelsüchtig und mit starken Worten, wohl auch mit Hieben und mit dem Messer schnell zur Hand.

Im Kampfe gegen Aufklärung und Vernunft, gegen französisches Wesen, gegen die Revolution und alles, was damit zusammenhing, war der Majo der beste Alliierte der Monarchie und der Kirche. Der Majo liebte die prunkvollen Königsschlösser, die farbigen Aufzüge der Granden, die prächtigen Prozessionen der Kirche, er liebte Stiere, Fahnen, Pferde und Degen, und sein wilder Nationalstolz sah mit Mißtrauen und Haß auf den Intellektuellen, den Liberalen, auf den Afrancesado, der das alles abschaffen wollte. Umsonst versprachen fortschrittliche Schriftsteller und Staatsmänner dem Majo bessere Wohnstätten und üppigeres Brot und Fleisch. Er verzichtete darauf, wenn man ihm bloß seine großen Spiele und Feste beließ.

Denn die Majos und die Majas waren das bunte und fanatische Publikum dieser großen Feste. Sie drängten sich im Patio der Theater, sie bildeten die Kerntruppe der Chorizos und Polacos, sie randalierten, als die Autos Sacramentales verboten wurden, die volkstümlichen Heiligen Spiele, in denen etwa Christus, vom Kreuze gestiegen, Dornenkrone und Lendenschurz mit dem Kostüm des Majos vertauschte, um mit den andern Darstellern der Leidensgeschichte eine Seguidilla zu tanzen. Die Majos waren begeisterte Anhänger, Apasionados, der Autos de Fe und ebenso enthusiastische Anhänger, Aficionados, der Stierkämpfe, empört, wenn ein Torero, ein Stier oder ein Ketzer schlecht starben. Sie sahen auf gute Haltung.

In Dingen der Liebe war der Majo feurig, großherzig, weitherzig. Er gab seiner Geliebten bunte Geschenke, verprügelte sie, wenn sie ihn im geringsten ärgerte, und verlangte seine Geschenke zurück, wenn er sie verließ oder sie ihn. Die Maja trug kein Bedenken, einen verliebten Petimetre bis aufs letzte auszuplündern; auch die verheiratete Maja hielt sich gerne einen wohlhabenden Cortejo oder ihrer zwei. Die spanischen Männer rühmten der Maja jene Eigenschaften nach, die sie an der Frau am

höchsten schätzten: sie sei unzugänglich stolz auf der Straße, engelhaft in der Kirche, teuflisch im Bett. Auch die Ausländer stimmten darin überein, daß keine Frau der Welt so viel Lust, Begier und Erfüllung verheißen und verschaffen könne wie die richtige Maja. Der Gesandte Louis' des Sechzehnten, Jean-Francois de Bourgoing, fand in seinem berühmten Buch über Spanien sehr viele Worte, um die Schamlosigkeit und Zügellosigkeit der Maja zu verdammen, und noch mehr, die Lockung und die Lust zu preisen, die von ihr ausging.

Der Majo fühlte sich als den besten Vertreter des Spaniertums, des Españolismo, er gab darin keinem Granden etwas nach. Und so dachte über ihn das ganze Land. Jeder rechte Spanier mußte Majismo in sich haben. Majo und Maja waren die beliebtesten Personen der Sainetes und Tonadillas, der beliebteste Vorwurf der Schriftsteller und Künstler.

Und die Damen und die Herrn des
Hofes, des Verbots nicht achtend,
Das die Tracht des Majo und der
Maja ihnen untersagte,
Schlüpften gerne in die bunte
Kleidung, und in ihre Rede
Flochten sie die großen Worte,
Die der Majo und die Maja
Liebten. Viele Granden, viele
Reiche Bürger spielten gern den
Majo, gern die Maja; ja, es
Waren unter ihnen solche,
Die es *waren*.

17

In San Ildefonso wurde Goya mit viel Höflichkeit aufgenommen. Er wurde nicht in der Posada, sondern im Schlosse selber einquartiert. Bücher, Süßigkeiten, Wein waren bereitgestellt, sichtlich mit Kenntnis seines Geschmackes ausgewählt. Einer der rotbestrumpften Lakaien wurde ihm als ständiger Diener beigegeben. Sein Appartement bestand aus drei Zimmern, von denen er sich eines als Atelier einrichten mochte.

Manuel ließ ihn bitten, sich abends um sechs Uhr in der Reitbahn einzufinden. Das war ein ungewöhnlicher Treffplatz für die Abendstunde. Wollte sich Manuel oder wollte sich Doña María Luisa selber wiederum zu Pferde porträtieren lassen?

In der Reitbahn fand er Manuel und Pepa. Sie begrüßte ihn strahlend. »Es war eine ausgezeichnete Idee Don Manuels, Sie hierherzubitten«, sagte sie. »Wir haben wunderbare Wochen gehabt in dieser herrlichen Berggegend. Ich hoffe, Francisco, auch Sie haben sich gut unterhalten.« Manuel stand daneben, im Reitanzug, stramm, vergnügt, besitzerhaft.

Cayetana hatte also recht. Man hatte ihm einen frechen, dummen Streich gespielt. Was sie ihm damit angetan hatten, die beiden, daß sie nämlich das beste Glück seines Lebens zerschlagen hatten, das wußten sie wahrscheinlich selber nicht. Aber vielleicht haben sie es gerade darum getan. Es war lächerlich und empörend, daß eine Laune der Pepa, dieser Lumpin und abgelegten Hure, ihm seinen wunderbaren Sommer in Stücke schlug.

»Ich beabsichtige, Francho«, sagte der Príncipe de la Paz, »Sie sehr in Anspruch zu nehmen. Zuerst möchte ich gerne, daß Sie mir Señora Tudó malen. Zu Pferde. Finden Sie nicht, daß ihr das Reitkleid wunderbar steht?« Er verneigte sich vor Pepa. Schon lief der Reitknecht, das Pferd vorzuführen.

Am liebsten hätte Goya der Pepa eine gewaltige Maulschelle heruntergehauen, auf richtige Majo-Art. Aber er war kein Majo mehr, er war verdorben durch den Erfolg und das Leben bei Hofe. Er sagte sich, nachdem er schon einmal hierhergekommen sei,

dürfte er sich nicht in seinem Zorne alles verderben. Aber sie zu Pferde zu malen, diese Jamona, daran dachte er natürlich auch nicht. »Der Adler gehört ins Blaue, die Sau in den Mist.« Was für eine maßlose Insolenz von diesem aufgeputzten Mensch, aufs Pferd steigen und sich malen lassen zu wollen. Als Grandin! Und von ihm! »Leider übersteigt eine solche Aufgabe meine Kraft, Don Manuel«, sagte er höflich. »Ich bin nicht eben ein Maler der Schönheit. Wenn ich etwas malen soll wie Señora Tudó zu Pferde, dann wird, fürchte ich, mein Bild weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, wie Sie sie sehen, Don Manuel.«

Pepas weißes, gelassenes Gesicht verzerrte sich ein wenig. »Ich hätte mir denken können, daß du mir die Freude verderben wirst, Francho«, sagte sie. »Jede Freude willst du mir verderben.« Ihre breite, niedrige Stirn furchte sich. »Bitte, Don Manuel«, sagte sie, »geben Sie den Auftrag Maella oder Carnicero.«

Manuel verstand es, daß das Unternehmen dem Maler zu gefährlich schien. Im Grunde war er selbst froh, auf diese Art um die gewagte Sache herumzukommen. »Lassen Sie uns das zweimal überlegen, Señora«, sagte er beruhigend. »Wenn sich's ein Goya nicht zutraut, Sie zu Pferde zu malen, wie sollte dann ein Maella oder Carnicero Ihnen gerecht werden?«

Der Pico de Peñalara schaute herunter, ein kleiner, angenehmer Wind ging, aber Verstimmung lag in der wohlig frischen Luft. »Ich darf mich wohl zurückziehen«, sagte Francisco. »Unsinn, Francho«, antwortete Manuel. »Ich habe mich für heute abend frei gemacht, Pepa wird Vernunft annehmen, Sie bleiben natürlich bei uns zum Essen.«

Während des Mahles saß Pepa gelassen da, schweigsam und schön. Goya hatte Lust, mit ihr zu schlafen; das wäre eine Rache gewesen an der Alba, an Manuel, an Pepa selber. Aber er wollte ihr nicht zeigen, daß sie ihn nach wie vor anzog. Auch er blieb einsilbig.

Dafür war Manuel krankhaft munter. »Ich weiß«, fiel ihm ein, »wie Sie uns Pepa malen müssen: mit der Guitarre.« Das fand Francisco nicht schlecht. Der Adler ins Blaue, die Sau in den Mist, Pepa, blödverträumten Gesichtes, mit der Guitarre.

Mit Lust ging er an die Arbeit. Pepa war ein gefügiges Modell. Sie saß lässig da, Verlangen weckend, und schaute ihm mit ihren schamlosen Augen gerade ins Gesicht. Er begehrte sie sehr. Er wußte, sie hätte ihn zuerst verhöhnt, doch nur, um dann um so willfähriger zu sein. Aber er war ausgefüllt von Cayetana. Nun gerade nicht, dachte er. Doch malte er in das Porträt alle seine Begierde. Er arbeitete schnell; wenn er's darauf anlegte, konnte er's mit dem Hastigen Lucas aufnehmen. In drei Sitzungen wurde »Die Dame mit der Guitarre« beendet. »Das hast du gut gemacht, Francho«, sagte Pepa befriedigt. Manuel war entzückt.

Doña María Luisa befahl Francisco zu sich. Sie war also wirklich mit im Komplott gewesen. Bitterkeit im Herzen, begab er sich zu ihr.

Sie begrüßte ihn freundlich, und seine Vernunft kehrte zurück. Er hatte keine Ursache, der Königin zu grollen. Nicht ihm hatte sie den Sommer und die Freude verderben wollen, sondern ausschließlich der Feindin, der Alba, und das war begreiflich nach der Art, wie diese sie wieder und wieder herausgefordert hatte. In seinem Heimlichsten empfand Francisco eine gewisse Genugtuung, daß sich die Königin und die Alba um ihn stritten. Das mußte er seinem Martín nach Saragossa schreiben.

María Luisa freute sich ehrlich, Goya da zu haben. Sie schätzte sein gescheites, unabhängiges und gleichwohl bescheidenes Urteil, und sie hatte Verständnis für seine Kunst. Auch machte es ihr Spaß, daß Goya jetzt hier war und nicht in Piedrahita. Nicht daß sie der Alba den dicklichen, alternden Francisco mißgönnt hätte; sie selber wollte fürs Bett stramme, junge Burschen, nicht zu intelligent, und die ihre Uniform elegant zu tragen wußten. Aber die Dame war gar zu insolent gewesen, sie mußte ab und zu eins auf den Kopf bekommen. Darum also malte jetzt Francisco Goya sie, María Luisa de Borbón y Borbón, und nicht Cayetana de Alba.

Der Gedanke an die Alba brachte sie auf eine gute Idee. Sie schlug Goya vor, sie als Maja zu malen.

Er war unangenehm überrascht. Erst hatte er Pepa zu Pferde malen sollen, nun die Königin als Maja. Er gestand ihr im stillen zu, daß sie manches von einer Maja an sich

hatte durch die Art, wie sie sich übers Zeremoniell wegsetzte und das Gerede mißachtete, und vor allem durch ihren unbändigen Lebensdurst. Aber die Tracht der Maja war der Grandin höchstens auf Kostümfesten erlaubt; wenn sich Doña María Luisa so porträtieren ließ, war das zumindest befremdlich. Und bestimmt wird er neue Ungelegenheiten mit Cayetana haben.

Er riet auf vorsichtige Art ab. Sie bestand. Nur ein Zugeständnis machte sie: daß das Kostüm nicht bunt sein sollte, sondern schwarz. Im übrigen war sie, wie stets, ein gutes Modell, das ihn mehr unterstützte als behinderte. Wieder und wieder sagte sie ihm: »Machen Sie mich, wie ich bin. Idealisieren Sie mich nicht. Ich will sein, wie ich bin.«

Trotzdem ging die Arbeit an dem Porträt nicht recht voran. Nicht nur verlangte sie viel von ihm und er viel von sich, sie war auch nervös, wohl aus eifersüchtigem Ärger über Manuel, dessen Liebschaft mit der Person noch immer fortdauerte, und sie sagte häufig Sitzungen ab.

Wenn er nicht arbeitete, trieb er sich herum im Schloß und in den Parks, gelangweilt und reizbar. Er stand vor den Fresken Maellas und Bayeus, die Unterlippe vorgeschoben, höhnisch, kritisch. Er stand vor den Fontänen mit ihren mythologischen Figuren, und er sah die Wasser steigen und fallen und spielen, und durch sie, über ihnen sah er den riesigen, glänzend weißen Palast, das spanische Versailles, mit unendlicher Mühe so hoch oben erbaut, das Schloß in der Luft. Besser als die andern vermochte er den gewollten Gegensatz zu spüren zwischen der französischen Künstelei des Bauwerks und der Gärten und der Wildheit der spanischen Natur. Und besser als die andern verstand er den Fünften Philipp, der mit unendlichem Aufwand an Zeit, Geld und Mühe diesen Palast gebaut hatte und der, müde seiner Laune, als die Wasserkünste das erste Mal spielten, erklärt hatte: »Gezahlt hab ich für diese Fontänen fünf Millionen, amüsiert haben sie mich für fünf Minuten.«

Goya konnte es nicht ertragen, mit den Damen und Herren des Hofes zusammenzusein, und die Gesellschaft Manuels und Pepas verdroß ihn. Aber wenn er allein war inmitten des steifen, hellen, errechneten, widerwärtig französischen Prunkes,

dann, sosehr er sie fernzuhalten suchte, überfielen ihn Gedanken an Cayetana. Gegen alle Vernunft nahm er an, Cayetana werde ihm schreiben, ihn zurückrufen. Es war nicht denkbar, daß es zwischen ihnen aus sein sollte; sie war gebunden an ihn, er an sie.

Er sehnte sich fort aus San Ildefonso; ihm war, als werde er in seinem Madrider Atelier mehr Ruhe finden. Allein die Arbeit an dem Porträt zog sich hin. María Luisa, ebenso nervös wie er selber, sagte vereinbarte Sitzungen immer häufiger ab.

Dann kam ein Ereignis, welches die Vollendung des Werkes um weitere Wochen hinauszögerte.

In Parma nämlich war ein kleiner Vetter der Königin gestorben, und da ihr daran lag, die Würde und Hoheit der großherzoglichen Familie, der sie entstammte, zu betonen, wurde über die Erfordernisse des Zeremoniells hinaus Hoftrauer für den kleinen Prinzen angeordnet, und das bedeutete, daß die Porträtsitzungen von neuem unterbrochen wurden. Goya bat in einer Eingabe, nach Madrid zurückkehren zu dürfen; das Porträt sei so gut wie fertig, er könne das Fehlende in Madrid ergänzen. Er erhielt den dürren Bescheid, Ihre Majestät wünsche, daß er die Arbeit hier vollende. Es könne ihm in etwa zehn Tagen eine neue Sitzung bewilligt werden, und er möge sich schwarze Kleidung aus Madrid kommen lassen.

Da man in Madrid vergaß, ihm schwarze Strümpfe mitzuschicken, erschien er, als er endlich wieder zu einer Sitzung befohlen wurde, in grauen Strümpfen. Der Marqués de la Vega Inclán ließ ihn bedeuten, er könne so nicht vor das Angesicht der Majestät treten. Goya, erbittert, ging zurück in sein Appartement, zog weiße Strümpfe an, malte mit Tusche einen Mann auf den rechten Strumpf, der eine verdächtige Ähnlichkeit mit dem Hofmarschall hatte, auf den linken die Physiognomie eines zweiten, dem Marqués im Temperament verwandten Kämmerers. Frech und grimmig ließ er sich diesmal nicht aufhalten und drang zu María Luisa vor. Er fand sie in Gesellschaft des Königs. Dieser begriff nicht und fragte, etwas ungehalten: »Was haben Sie da für merkwürdige, unziemliche Männerchen auf den Strümpfen?« Goya, Finsternis auf dem massigen Gesicht, antwortete: »Trauer, Majestät, Trauer.« María Luisa lachte schallend.

Er arbeitete eine weitere Woche. Dann war das Porträt fertig. Er trat zurück. »Königin Doña María Luisa als Maja in Schwarz«, stellte er seine Königin der Königin in Fleisch und Blut vor.

Da steht sie, in einer natürlichen und gleichzeitig repräsentativen Haltung, Maja und Königin. Die Augen über der Raubvogelnase sind gescheit und gierig, die Lippen über dem harten Kinn hält sie verpreßt, wegen der diamantenen Zähne. Das ganze geschminkte Gesicht ist voll von Wissen, Gier und Gewalttätigkeit. Die Mantilla, von der Perücke fallend, ist über der Brust gekreuzt, jung und tief entblößt lockt der Halsausschnitt, fleischig und wohlgeformt sind die Arme, die linke, beringte Hand fällt lässig herab, die rechte hält über der Brust den winzigen Fächer geschlossen, in der Geste des Lockens und Abwartens.

Goya hatte sich bemüht, nicht zuviel zu malen und nicht zuwenig. Seine Doña María Luisa war häßlich, aber er hatte diese Häßlichkeit lebendig gemacht, schimmernd, beinahe anziehend. Er hatte ihr eine bläulichrote Schleife ins Haar gegeben, und das Licht dieser Schleife machte das stolze Schwarz der Spitzen leuchten. Er hatte ihr goldene Schuhe gegeben, die glänzend aus dem vielen Schwarz herauskamen, und er hatte das Ganze getönt durch den matten Schimmer des Fleisches.

Die Königin fand nichts mehr, was sie hätte aussetzen können. Sie erklärte in schmeichelhaften Worten ihre Befriedigung und forderte Goya auf, noch hier in San Ildefonso selber zwei Kopien anzufertigen.

Ehrerbietig, aber entschieden lehnte er ab. Wenn er soviel ernsthaftes Bemühen an ein Werk gewandt habe, könne er’s nicht kopieren. Doch wolle er von seinem Mitarbeiter Don Agustín Esteve, dessen Geschick und Zuverlässigkeit Doña María Luisa kenne, die gewünschten Kopien anfertigen lassen.

Endlich konnte er nach Madrid.

Aber es ging ihm hier nicht besser als in San Ildefonso. Er sagte sich hundertmal, das Klügste wäre, er schriebe Cayetana, oder er ginge einfach wieder nach Piedrahita. Doch das konnte er seinem Stolze nicht abkämpfen.

Er verwünschte, daß er war, so
Wie er war. Und warum hatte
Er gerad in Cayetana
Sich vergaffen müssen? Opfer
Über Opfer hatte diese
Dumme Leidenschaft von ihm ge-
Fordert. Alles an ihr wollte
Hoch bezahlt sein. Und es kehrte
Seine ganze Wut sich gegen
Cayetana. Die Dämonen,
Jene bösen Geister, die in
Allen Winkeln hockten, um ihn
Zu belauern, sich auf ihn zu
Stürzen, wurden *eins* ihm mit der
Alba.

18

Im Spätsommer kehrten die Albas nach Madrid zurück. Cayetana blieb unsichtbar und schickte keine Botschaft. Mehrmals begegnete Francisco einem der Wagen des Hauses Alba. Er befahl sich, nicht hinzuschauen. Schaute hin. Zweimal war es der Herzog, zweimal ein Fremder, ein anderes Mal die alte Marquesa.

Eine Karte wurde überbracht, welche den Hofmaler de Goya y Lucientes und Señora Doña Josefa einlud, einem Musikabend des Herzogs beizuwohnen; gespielt werden sollte eine Oper des Señor Don José Haydn »Die Welt auf dem Monde«. Eine Stunde lang war Francisco fest entschlossen abzulehnen, die nächste ebenso fest, hinzugehen. Josefa hielt es für selbstverständlich, daß man die Einladung annahm.

Wiederum wie an jenem Abend, da Goyas unselige Verstrickung mit ihr begonnen hatte, war die Alba zunächst nicht sichtbar. Vorerst einmal mußte Francisco die ganze Oper des Señor Haydn anhören. Da saß er neben Josefa, verzehrt von Ungeduld, Furcht und Hoffnung, gepeinigt von der Erinnerung an Stunden in Piedrahita, wo er bei ähnlichen Musikdarbietungen des Herzogs neben Cayetana gesessen hatte.

Dabei war die Oper leicht und zierlich. Sie stellte dar, wie ein von der Passion für die Astronomie besessener reicher Herr, Bonafede, Vater zweier hübscher Töchter, von einem betrügerischen Scharlatan, Eccletico, in den Glauben versetzt wird, er lebe auf dem Monde; seine Erlebnisse auf diesem Gestirn veranlassen ihn, seine Töchter an Freier zu verheiraten, denen er sie auf Erden niemals gegeben hätte. Der italienische Text war von dem Herzog selber, noch mit Hilfe des nunmehr verschwundenen Abate, ins Spanische übertragen worden, die Inszenierung war gut, die Musik nicht so verstiegen, wie Goya befürchtet hatte, er hätte sich unter andern Umständen der anmutigen Darbietung erfreut. So aber, in seinem Innern, schimpfte und knurrte er.

Endlich war die Oper zu Ende, der Mayordomo bat in den Hauptsaal.

Wie damals empfing Doña Cayetana ihre Gäste auf altspanische Art, auf ihrer Estrade. Diesmal war der hohe Baldachin, unter dem sie saß, geschmückt mit einer bemalten Holzstatue der Jungfrau, geschaffen von Juan Martínez Montanés. Mit gefalteten Händen, das Haupt verschämt geneigt, stand anmutig mit einem ganz kleinen, stolzen, spanischen Lächeln die Jungfrau auf dem Schemel eines Halbmonds, der getragen war von zierlichen Engelsköpfen. Der Anblick der Alba, wie sie lieblich unter dieser lieblichen Statue saß, hatte etwas Lasterhaftes und Berückendes. Sie war geschminkt dieses Mal und gepudert, sie trug ein Kostüm alten Versailler Schnittes, von schmalster Taille fiel weit der Rock. Gewollt puppenhaft und beinahe lächerlich hochmütig sah sie aus. Das weiße Gesicht, starr lächelnd, während die metallischen Augen unter den hohen Brauen bestürzend lebendig wirkten, schien doppelt sündhaft durch die holde und freche Gemeinsamkeit mit dem Antlitz der Jungfrau, welche lächelnd und mit züchtiger Genugtuung der Verkündigung lauscht.

Francisco, geschüttelt von Wut und Bezauberung, trug ein wildes Verlangen, ihr irgendwas zu sagen, was nur sie beide anging, etwas maßlos Verliebtes oder maßlos Unzüchtiges. Aber sie gab ihm keine Gelegenheit, mit ihr allein zu sprechen; vielmehr war sie zu ihm von großer, distanzierender Höflichkeit.

Auch sonst brachte ihm der Abend nur Verdruß. Selbstverständlich war Carnicero da, der Berufsbruder, der Pfuscher. Er hatte die Dekorationen zu der »Welt auf dem Monde« entworfen; Goya taten noch die Augen weh von dem süßlich limonadigen Gekleckse. Der Herzog und die alte Marquesa ärgerten ihn gerade durch ihre Freundlichkeit. Don José, wiewohl er die Kulissen Meister Carniceros sehr hübsch fand, bedauerte, daß nicht er, Goya, die Dekorationen entworfen habe; doch sei er ja in der letzten Zeit so schwer zugänglich, wie ihm Cayetana gesagt habe. Auch die alte Marquesa fand es betrüblich, daß Goya so gar keine Muße mehr habe, im Hause Villabranca vorzusprechen und das zweite Porträt von ihr zu malen. Francisco hörte aus ihren Worten eine leise Ironie heraus; sicherlich ahnte sie, was zwischen ihm und Cayetana vorgegangen war.

Ganz unerträglich war Doktor Peral. Mit widerwärtiger Sachkenntnis verbreitete er sich über die Musik des Don José Haydn. Das sonst so zugesperrte Gesicht des Herzogs strahlte, als der Arzt mit viel Enthusiasmus und unter Anwendung der technischen Fachausdrücke auseinandersetzte, wie einfallsreich etwa und witzig Haydn die Instrumentierung wechsle jedes Mal, da Bonafede durch das Teleskop schaue, um seine Beobachtungen auf der Mondwelt zu verkünden, oder mit welchem Realismus seine Musik die Empfindungen des Fliegens wiedergäbe. Doch mehr noch als das siebengescheite Geschwätz des gelehrten Windbeutels kratzten Francisco die vertraulichen, ihm unhörbaren Worte, die er Cayetana und den Arzt wechseln sah, und Cayetanas Lachen über ein Witzwort des Doktors, welches sicher nur sie und dieser verstehen konnten. Die ganze Art, wie der »Barbier« mit Cayetana sprach, hatte etwas aufreizend Besitzerhaftes.

Goya hatte alle die Tage her mit Qual und Lust diesem Abend entgegengewartet. Nun war er es bitter zufrieden, als er sich verabschieden und Cayetanas Dunstkreis entweichen konnte. Auf der Heimfahrt meinte Josefa, der Abend sei besonders geglückt gewesen, Don José sei wirklich ein großer Musiker und die Oper sehr hübsch.

Den Tag darauf begann Francisco ein kleines Tafelbild: Cayetana unter der Jungfrau mit dem Halbmond. Er hatte sich vervollkommnet in der Kunst, ein Gesicht anonym und trotzdem kenntlich zu machen. Die weißgeschminkte Dame unter ihrem Baldachin hatte etwas Laszives, bösartig Höhnisches, Blasphemisches. Goya malte heimlich, wenn Agustín nicht da war, und verbarg vor ihm das kleine Gemälde. Er malte mit Eifer und mit Hast. Einmal vergaß er, die Tafel wegzustellen. Als er zurückkam, fand er Agustín davor. »Es ist wunderbar«, sagte Agustín, »es ist die Wahrheit der Wahrheiten.« – »Schon daß *du* es gesehen hast, ist zuviel«, antwortete Francisco und räumte das Bild fort, für immer.

Wieder verging eine Woche, ohne daß er was von Cayetana gehört hätte. Nun wußte Goya, er werde auch über drei Monate nichts von ihr hören und nichts über ein Jahr,

und heißer, als er je was bereut hatte, bereute er, daß er von Piedrahita und von ihr fortgelaufen war.

Da stellte sich in seinem Atelier die Dueña Eufemia ein und fragte im natürlichsten Tone der Welt, ob Don Francisco Zeit und Lust habe, morgen abend mit Doña Cayetana ins Cruz zu gehen, man gebe den »Betrogenen Betrüger« des Comella, und Doña Cayetana verspreche sich allerhand von den Seguidillas.

Sie gingen ins Theater, sie taten, als hätten sie sich gestern verabschiedet, sie fragten einander nichts, sie sprachen kein Wort über das, was in Piedrahita vorgefallen war.

In den folgenden Wochen sahen sie sich oft, sie lebten einer mit dem andern, sie liebten einer den andern wie vor der Zeit ihres Streites in Piedrahita.

Gewöhnlich, wenn Cayetana kommen wollte, sagte sie sich an; dann sorgte Goya dafür, daß er allein war. Einmal, als sie unangemeldet kam, war Agustín am Werke, »Die Königin als Maja in Schwarz« zu kopieren.

Cayetana beschaute das Porträt der Feindin. Diese stand da, gelassen repräsentativ. Francho hatte ihre Häßlichkeit nicht unterschlagen, das mußte man ihm zugeben, aber er hatte sich bemüht, das bißchen, was María Luisa hatte, das Fleisch der Arme und des Halsausschnittes, zum Vorteil herauszustellen. Und er hatte ihr Format gegeben. So wie sie da auf der Leinwand stand, war sie bei aller Ähnlichkeit eine Maja und eine große Dame und keineswegs lächerlich. Cayetana verspürte jenes kleine Frösteln, das sie überkommen hatte, als die Königin sie warnte.

»Warum hast du sie so gemalt?« fragte sie böse und geradezu, unbekümmert um die Gegenwart Agustíns. »Es ist ein gutes Bild«, antwortete empört und sachlich Francisco. »Ich verstehe dich nicht«, sagte Cayetana. »Diese Frau hat unsern Sommer zerschlagen, deine und meine Freude, auf billige, gemeine Art. Wir haben es beide erfahren, was sie ist: eine italienische Nähmamsell. Und du malst sie als Königin, spanisch vom Haar bis zur Sohle.« – »Wenn ich sie so male, dann ist sie so«, antwortete Francisco, ruhig, doch mit einem Hochmut, der dem der Alba nicht nachstand. Agustín freute sich seines Freundes.

Fortan legte es Cayetana darauf an, die Königin noch bitterer zu ärgern als bisher. Sie hatte etwa erfahren, daß sich María Luisa aus Paris ein besonders kühnes Kleid verschrieben hatte. Sie verschaffte sich das Modell, und am Tage nach dem Empfang, bei welchem María Luisa dieses Kleid getragen hatte, erschienen auf der Promenade des Prado zwei Wagen des Hauses Alba mit Zofen Cayetanas, genauso gekleidet wie am Tag vorher die Königin. Man lachte, María Luisa ärgerte sich, doch kaum so sehr, wie Cayetana es gehofft hatte. Die alte Marquesa fand den Scherz nicht sehr glücklich; noch weniger glücklich fand ihn Francisco.

Doch sein Tadel schmolz vor ihrem
Anblick, ihrer Luft und ihrem
Kindlich damenhaften Wesen.
Stark wie je verspürte er sein
Glück; doch auch die Drohung wuchs, die
Tief untrennbar beigemischt war
Diesem Glücke.

19

Um jene Zeit brach in Madrid eine Seuche aus, eine Halskrankheit, die vornehmlich Kinder ergriff. Im Anfang war es eine Art Mandelentzündung. Die Halsdrüsen der Kinder waren geschwollen, bald konnten sie nur mehr unter Beschwerden schlucken und schlingen. Später wurde der Puls klein, der Herzschlag schwach, aus der Nase drang eine mißfarbene, übelriechende Flüssigkeit. Die befallenen Kinder litten unter steigender Atemnot, drohten zu ersticken. Viele starben.

Von den drei Kindern Goyas erkrankte Mariano, dann das jüngste, die kleine Elena.

Francisco, wiewohl er nur störte, konnte sich nicht trennen von dem Bett der leidenden, um Atem kämpfenden Elena. Mit steigendem Schreck nahm er wahr, wie die Not des Kindes wuchs. Er hatte vom ersten Augenblick an gewußt, daß jener die Dämonen herausfordernde Brief, durch den er die erste Nacht mit der Alba erkauft hatte, sich rächen werde.

Doktor Gallardo, der Familienarzt, verordnete heiße Getränke und Packungen, später, als das Fieber stieg, kalte Bäder. Er zitierte den Hippokrates. Tat sicher und tappte offenbar im dunkeln.

Goya nahm seine Zuflucht zu religiösen Mitteln. Papierstreiflein, welche der »Heiligen Jungfrau zur Genesung« geweiht waren und die Anrufung enthielten: »Salus infirmorum – Retterin der Kranken«, wurden zu kleinen Kugeln gerollt und den Kindern in einem Glase Wasser zu trinken gegeben. Es war ein schlechtes Zeichen, daß sie sie nicht schlucken konnten. Für Elena borgte Francisco um viel Geld aus dem Kloster, in dem sie verwahrt wurde, eine Decke, welche Teile des Kleides ihrer Schutzheiligen enthielt, um die Kranke hineinzuhüllen.

Er erinnerte sich, was alles man unternommen hatte, als Josefa mit diesem Kinde schwanger war. Wie man Bilder des Heiligen Raimundus Nonnatus und des Heiligen Vincente Ferrer ins Haus gebracht und die Nothelfer dringlich gebeten hatte, sie

möchten der Schwangeren die Stunde der Entbindung kurz und leicht machen. Und wie man dann fröhlich hinausgewallfahrtet war zu San Isidro, um ihm und den andern Heiligen zu danken, weil alles gut gegangen war. Es wäre auch weiter gut gegangen, wenn nicht er selber frevlerisch das Kind den finstern Mächten geopfert hätte.

Er lief hinaus in die Vorstadt Atocha und klagte sich an vor der Virgen de Atocha. Um seiner Lust willen hatte er das Kind verraten. Er bereute und flehte sie an, seine Reue anzunehmen und ihm zu helfen. Er beichtete vor einem unbekannten, bäurisch und stumpf aussehenden Priester. Er hoffte, der werde nicht begreifen, was er zu gestehen hatte, aber er schien es zu begreifen. Er war mild. Er legte ihm Fasttage auf, viele Vaterunser und verbot ihm weiteren Ehebruch mit der Frau. Goya gelobte, seine Augen nicht mehr zu verunreinigen am Anblick der Hexe und Hure Cayetana.

Er wußte, das alles war Wahnsinn. Er befahl sich, seine wilden Gefühle durch Vernunft zu bändigen. Wenn man die Vernunft schlafen ließ, dann stürzten Träume über einen her, wüste Träume, fledermausflügelige, katzengesichtige Ungeheuer von Träumen. Er mußte seinen Wahnsinn in sich einschließen, ihn zähmen, verkapseln, er durfte ihn nicht ausbrechen, ihn nicht laut werden lassen. Er schwieg auch, schwieg vor Agustín, Miguel, Josefa. Aber er schrieb dem Freunde Martín Zapater. Schrieb ihm, wie er damals die verfluchte, sündhafte Ausrede ersonnen habe um seiner Lust willen, und wie nun die Teufel seine Lüge wahr gemacht hätten, und wie er schuld sei an der todgefährlichen Erkrankung seines lieben Kindes, und wie er wisse, daß das alles keinen Halt habe vor der Vernunft und keine Wirklichkeit sei, und wie es trotzdem seine Wahrheit sei. Und er versah den Brief mit drei Kreuzen und bat den Freund, nicht zu sparen und der Virgen del Pilar viele dicke Kerzen zu stiften, auf daß sie ihn und seine Kinder von der Krankheit heile.

Die Alba hörte von der Erkrankung der Kinder Franciscos. Er hatte ihr nie was gesagt von der Ausrede, die er damals gebraucht hatte, aber sie ahnte die Verwirrung seiner Brust. Sie schickte die Dueña und ließ ihren Besuch ankündigen. Sie war nicht

verwundert, als er ablehnte, sie zu sehen. Sie suchte Josefa auf und erbot sich, ihren Arzt zu schicken, den Doktor Peral.

Goya zeigte sich nicht, als Peral kam. Josefa rühmte ihn als ruhig, klug, sachverständig. Goya schwieg. Zwei Tage darauf ging es Mariano sichtlich besser, die Ärzte erklärten ihn für gerettet. Am dritten Tag starb die kleine Elena.

Goyas Verzweiflung, seine Empörung gegen das Schicksal war ohne Maß. Vom Totenbett der Kleinen lief er in sein Atelier, verfluchte die Heiligen, die nicht geholfen hatten, verfluchte sich, verfluchte sie, die an allem schuld war, die Hexe, die Hure und Herzogin, die aus hochmütiger Laune und Lust ihn gezwungen hatte, sein liebstes Kind zu opfern. Wieder am Totenbett, dachte er an die grauenvollen Erstickungsanfälle des Kindes und wie er hilflos hatte zuschauen müssen. Sein massiges, löwenhaftes Gesicht wurde zu einer Maske äußersten Leides; niemals hatte ein Mensch durchgemacht, was er erlitten hatte und erlitt. Dann lief er zurück ins Atelier, und sein Schmerz wandelte sich in Wut und Durst nach Rache, in die Begier, ihr, der Verfluchten, seinen ganzen Zorn, seine Verachtung und seine Erkenntnis in das hochmütige Puppengesicht hineinzuwerfen.

Agustín war beinahe immer um ihn. Aber er löschte sich aus und sprach nur das Nötigste, es war, als ginge er auf Zehen. Er besorgte, ohne zu fragen, auf eigene Verantwortung die Geschäfte, die sich gerade jetzt besonders häuften. Francisco tat die Art wohl, wie ihm der Freund seine Teilnahme bezeigte. Er war ihm dankbar, daß er ihn verstand und ihm nicht mit billigem, freigeistigem Zuspruch kam.

Er ordnete zum beinahe unwilligen Erstaunen Josefas für Elena eine Beerdigung an wie für eine Infantin.

Dann saß man im verdunkelten Saal. Viele kamen, ihr Beileid auszusprechen. Am zweiten Tag konnte Goya die leeren, gezwungen traurigen Mienen der Besucher nicht mehr ertragen, er ging in sein Atelier.

Dort hockte, lag er, lief er ruhelos herum. Warf wohl auch mit dem Stift Träume aufs Papier, zerriß die Zeichnungen, ehe sie fertig waren.

Herein kam die Alba.

Er hatte sie erwartet, erfürchtet, ersehnt. Sie war schön. Ihr Gesicht war nicht maskenhaft, es war das Gesicht einer Liebenden, die kam, ihren Freund in seiner Not zu trösten. Goya mit seinen genauen Augen sah es, und er sagte sich: wenn sie ihn gekränkt hatte, hatte er sie tiefer gekränkt. Aber seine Vernunft wurde weggeschwemmt von der wilden, lustvollen Wut ihres Anblicks. Was er jemals gegen sie gespürt hatte, seitdem er sie damals hatte sitzen sehen auf ihrer Estrade, sein Zorn über ihre frechen, grausamen Launen, der Unmut über seine eigene Gebundenheit, die Panik vor dem Schicksal, das sich dieser Frau bediente, um ihn zu quälen, das alles schwoll in ihm hoch.

Er schob die starke Unterlippe vor, sein fleischiges Gesicht, wiewohl er es zu halten suchte, zitterte voll unbändigen Hasses. Gegen ihren Willen wich sie zurück.

»Du! Du wagst zu kommen!« sagte er. »Erst bringst du mein Kind um, und jetzt kommst du, mich zu verhöhnen!«

Noch beherrschte sie sich. »Nimm dich zusammen, Francho«, bat sie. »Laß dich nicht verrückt machen von deinem Schmerz.«

Natürlich. Sie begriff nicht, was er litt. Sie war unfruchtbar. Sie konnte nichts hervorbringen, in ihr entstand nichts, kein Schmerz und keine Freude, nur leere Lust. Sie war unfruchtbar, eine Hexe, das Böse schlechthin, vom Teufel in die Welt geschickt.

»Du hast alles ganz genau gewußt«, ließ er seinen Zorn und Wahn aus sich herausbrechen. »Du hast dir’s so ausgerechnet. Du hast mir den Gedanken eingegeben, meiner Elena die Krankheit anzuwünschen. Entweder meine Elena sollte ich dir opfern oder meine Karriere, meine Kunst. Das war der Preis dafür, daß ich zu dir sollte kommen dürfen. Und dann hast du’s ein zweites Mal versucht, in Piedrahita, und hast mich nicht wollen zu Hofe gehen lassen, daß ich meinen Ruhm verliere und meine Kunst. Aber da bin ich dir nicht hereingefallen. Und jetzt verlangst du, daß ich ein Schandbild machen soll aus María Luisa. Alles willst du mir stehlen, meine Kinder, meine Karriere, meine Malerei. Für die Lust deines verfluchten, unfruchtbaren Schoßes« – er brauchte ein obszönes Wort – »willst du mich um alles bringen.«

Grenzenloser Zorn faßte sie. Aus der Liebenden, der Trösterin verwandelte sie sich in die Alba, die späte Enkelin des Marschalls, des Verderbers. Es war Geschenk gewesen und große Gnade, daß sie diesem Menschen erlaubt hatte, auch nur das Wort an sie zu richten, daß sie ihn *eine* Luft mit sich hatte atmen lassen. Und nun fand der plumpe Bauer für seine dumme Reue über eine dumme Ausrede keinen bessern Ausweg, als sie zu beschimpfen. »Sie haben von Anfang an«, sagte sie leise, schneidend liebenswürdig, »zu nichts anderm getaugt, Señor Goya aus Fuendetodos, als zum Hofnarren. Ein Majo wollen Sie sein? Ein Bauer sind Sie geblieben in jedem Kostüm. Warum wohl, glauben Sie, haben die andern Sie herangelassen, die Osuna, die Medina Coeli? Sie wollten ihren Spaß haben an dem Tölpel und seinem Gewese. Man braucht keine Hexe zu sein, um Sie tanzen zu machen, Sie Pelele, Sie Hampelmann.« Noch sprach sie leise, aber ihre Kinderstimme war schrill und häßlich geworden.

Er sah, wie sich ihre hohen Brauen in Wut zusammenzogen, und freute sich, daß er sie so zornig hatte machen können. Aber seine Genugtuung ging unter in Raserei, weil sie ein Wundes in ihm getroffen hatte, ihn gehöhnt um etwas, das er selber manchmal in seinem Heimlichsten geargwöhnt hatte. Aber es war nicht wahr, es durfte nicht wahr sein. Nicht aus Spaß und zum schieren Zeitvertreib haben sie ihn in ihr Bett gerufen, nicht die Osuna und nicht die Medina Coeli und nicht sie selber. Er denkt daran, wie sie unter ihm zerschmolzen ist, hundertmal, zerlöst in Lust, und er will ihr die gemeinsten, obszönsten Worte in das verfluchte, schöne, freche, hochmütige, zornige Gesicht werfen. Und dann wird er sie packen und zur Tür tragen und sie im Wortsinn vor die Tür schmeißen.

Sie sieht ihn auf sich zukommen. Er wird sie schlagen. Sie wünscht, er möge sie schlagen. Dann freilich wird es aus sein. Vielleicht dann wird sie ihn umbringen. »Komm nur her, Bauer!« fordert sie ihn heraus. »Sei nur stolz, weil deine Arme kräftiger sind als die meinen! Sei nur –!«

Allein er kommt nicht auf sie zu. Er schlägt sie nicht, und er packt sie nicht. Er hält inne mitten im Schritt. Er hat gesehen, wie sich ihre Lippen auftaten und schlossen, aber

Worte hat er nicht gehört. Die Krankheit ist wieder über ihn gekommen, er ist taub.

In den Sessel warf er sich. Die
Hände vors Gesicht verzweifelt
Schlug er.
Sie begriff. Erschrak. Sie
Lief zu ihm und streichelte, als
Wäre er ein Kind, ihn. Er er-
Hörte nicht, was sie ihm sagte,
Sah nur ihre Lippen sich be-
Wegen. Aber er verstand, es
Waren sanfte Worte. Und die
Augen schloß er. Er erschlaffte.
Weinte.

20

Der Tag Don Miguels war ausgefüllt mit politischer Tätigkeit, doch machte sie ihm weniger Freude als früher. Des Abends versuchte er, sich durch Beschäftigung mit Kunst abzulenken von seinem Kummer um Lucía und von dem steigenden Ärger über die Demütigung, welche der Dienst Don Manuels mit sich brachte.

Wieder und wieder las er jenes Schreiben, in welchem sein großer Lehrmeister Niccolò Machiavell schildert, wie er nach seinem Sturze auf seinem Gütchen bei San Caciano lebt. Er steht mit der Sonne auf, geht in den Wald und gibt seinen Holzfällern Weisung. Dann geht er ein Stündlein spazieren, rastet an einer Quelle oder an einem Vogelherd, zieht sein Buch heraus, Dante, Petrarca, Tibull, Ovid oder einen ähnlichen Meister, liest von ihren Liebesgeschichten, denkt seiner eigenen und ergötzt sich eine Weile an solchen Erinnerungen. Dann geht er in das Wirtshaus an der Landstraße, befragt die Reisenden nach Neuigkeiten und erforscht, wie sie darüber denken. Kehrt zurück in seine kahle Behausung, um eine dürftige Mahlzeit einzunehmen. Geht wieder in die Schenke und spielt dort Brett oder Karten mit dem Wirt, dem Schlächter, dem Müller und zwei Ziegelbrennern; regelmäßig gibt es Streit um winzige Beträge, das Gezänk hallt wider bis ins Dorf San Caciano. Des Abends aber legt Machiavell sein schäbiges Kleid ab, zieht sich festlich an und begibt sich zu seinen Büchern, in die Gesellschaft der großen Alten. Mit ihnen unterhält er sich, und sie stehen ihm freundlich Rede. So verbringt er in seinem Zimmer vier kummerlose Stunden, vergißt seinen grämlichen Alltag, sorgt sich nicht um seine Armut, der Tod schreckt ihn nicht mehr. Er lebt mit seinen klassischen Autoren, er fragt und sie antworten, sie fragen und er antwortet, er liest ihre Bücher und schreibt an den seinen.

Ihm nachzutun versuchte Miguel Bermúdez. Umgeben von seinen Bildern, Büchern, Manuskripten arbeitete er an seinem Künstlerlexikon, und zuweilen gelang es ihm, eine

Stunde oder sogar zwei bei seinem Werk zu bleiben, ohne vor das Porträt Lucías zu treten.

Im übrigen schrieb Lucía häufig und unbefangen. Sie tat, als hätte sie die Reise nach Paris wirklich in seinem Auftrag gemacht, und schrieb viel über Politik. Sie war in Verbindung mit einflußreichen Männern, und alle waren sie erstaunt und verärgert darüber, daß Spanien die Allianz noch immer hinauszögerte.

Auch über die Pariser Maler berichtete sie, vor allem über die Entwicklung des Malers Jacques-Louis David. Der war seit dem Sturze Robespierres zweimal im Gefängnis gewesen, er hatte sich würdig und klug benommen, er hatte sich dem neuen Regime, der Revision der Freiheit und Gleichheit, anzupassen gewußt, ohne seine klassisch republikanischen Ideale aufzugeben. Jetzt hatte er wieder seinen Sitz unter den Fünfhundert, organisierte die Kunstsammlungen der Republik und war unter den Malern Frankreichs der angesehenste und einflußreichste. Er arbeitete an einem großen Gemälde »Die Sabinerinnen«. In klassischen Linien und in klassischer Nacktheit sollte es darstellen, wie die geraubten Frauen zwischen den Feinden vermitteln; auf solche Art wollte der Künstler die notwendige Versöhnung des Gegensätzlichen veranschaulichen. Monsieur David hatte den Plan des Gemäldes schon im Gefängnis entworfen, er malte seit Monaten daran, er war ein langsamer, gründlicher Arbeiter. Ganz Paris, schrieb Lucía, nehme leidenschaftlichen Anteil am Fortgang des Werkes, alle zwei Wochen würden Bulletins ausgegeben.

Später ergänzte sie ihre Berichte über die Pariser Meister, indem sie Miguel Stiche schickte, dann sogar Gemälde, die sie billig erworben haben wollte, einmal auch ein Bild von David. Miguel stand geteilten Gefühles vor den kostbaren Werken. Ihr Besitz machte dem gierigen Sammler Freude. Doch sagte er sich, man erwarte politische Dienste von ihm, vor allem, daß er das Seine tue, den Abschluß des Allianzvertrages zu beschleunigen. Solche Politik entsprach seiner Überzeugung, aber es war ihm unlieb, daß nun diese Überzeugung mißdeutet werden konnte.

Dabei lag es zutage, daß auch ohne jene schriftliche Verpflichtung Don Manuels das Bündnis mit Frankreich geschlossen werden mußte. Zwar mochte dieses Bündnis eine bedrohliche Abhängigkeit des Königreichs von der stärkeren Französischen Republik zur Folge haben; aber ohne Frankreichs Hilfe war Spanien nicht mehr imstande, seine Kolonien gegen die übermächtige englische Flotte zu verteidigen. Der Príncipe de la Paz hätte also endlich sein Versprechen einlösen können, ohne sich einem Tadel auszusetzen.

Allein er zögerte weiter und suchte immer neue Vorwände, Paris hinzuhalten. Vor der Königin und vor seinem Don Miguel erging er sich in patriotischen Beteuerungen, er habe Angst davor, Spanien Fesseln anzulegen, von denen es sich auf lange Zeit nicht werde befreien können. María Luisa lächelte übers ganze Gesicht, Miguel in seinem Innern. Beide wußten, daß es sehr private Gründe waren, welche die Haltung des Ersten Ministers bestimmten.

Don Manuel hatte eine Liebschaft angefangen mit der kleinen Geneviève, der Tochter Monsieur de Havrés, des royalistischen Botschafters.

Er war ohne Schwung, halb gegen seinen Willen, in diese Affäre hineingeglitten. Eines Abends, während einer langweiligen, offiziellen Gesellschaft, hatte er eine flüchtige Neigung für Geneviève verspürt; die kindhafte Magerkeit des Mädchens, ihm sonst eher unangenehm, hatte ihn angezogen, dazu die Idee, daß sie von ältestem französischem Adel war. Auch war er, ohne sich's recht zu gestehen, leise eifersüchtig auf Goya, er hatte das vage Gefühl, Pepa habe sich von der Leidenschaft zu ihrem Maler noch immer nicht frei gemacht; es war angebracht, ihr zu zeigen, daß sie seiner, Manuels, nicht durchaus sicher sein konnte. Er bat also unter einem Vorwand Geneviève zu sich und attackierte sie ohne Umschweife. Sie floh entsetzt und erzählte bleich ihrem Vater von dem brutalen Überfall. Monsieur de Havré sah sich vor einem dornigen Problem. Die Republik drängte darauf, Spanien solle die royalistischen französischen Emigranten nicht länger unterstützen; ja, es ging das Gerücht, das Direktorium verlange ihre Ausweisung. Es war möglich, daß dies eine Bedingung der bevorstehenden Allianz

war. Sein königlicher Herr, der Achtzehnte Louis, trieb sich, ein Flüchtling, unter kläglichen äußern Umständen in Deutschland herum, angewiesen auf die finanzielle Hilfe, die sein armer Botschafter von den Ministern des Katholischen Königs erbetteln mußte. Vielleicht war es Fügung, daß sich dieser tierische Friedensfürst in seine arme Tochter verliebt hatte. War es nicht seine vaterländische Pflicht, dem Minotaurus seine süße Geneviève hinzuwerfen?

So also war Geneviève de Havré der Schar der Geliebten Don Manuels eingereiht worden. Der hatte zwar die Lust an der Kleinen schnell verloren, besonders da Pepa über seine neue Liebesaffäre eher erheitert schien als gekränkt. Aber das dünne Mädchen erwies sich als zäh, hinter ihr stand höflich und bedrohlich der Vater, und die Vorstellung eines Monsieur de Havré, der in Europa herumzog, finster klagend, Spanien nütze die Not der französischen Monarchie dazu aus, französische Aristokratinnen zu schänden, war Manuel nicht angenehm. Es war natürlich verlockend, durch Abschluß der Allianz und Ausweisung der Royalisten die vorwurfsvolle Geneviève und ihren Vater loszuwerden. Aber was für Gesichter werden seine Standesgenossen, die zwölf Duzbrüder und Granden der Ersten Reihe, machen, wenn der Príncipe de la Paz seine kleine Freundin aus dem Lande jagte! Und wie werden Pepa und María Luisa ihn hänseln!

Allein das Direktorium in Paris war nicht gewillt, seine Politik von den Liebesaffären Manuel Godoys stören zu lassen. Man berief den Botschafter General Pérignon ab, weil er sich Spanien gegenüber zu sanft gezeigt habe, und ersetzte ihn durch den Bürger Ferdinand-Pierre Guillemardet.

Die Berichte der spanischen Agenten in Paris über die bisherige Laufbahn des Bürgers Guillemardet klangen peinlich in die helle Sommerruhe des Hofes im Schlosse von San Ildefonso. Guillemardet, ein noch junger Mann, war Arzt eines Dorfes in der Nähe von Paris gewesen; das Departement Saône-et-Loire hatte den fanatischen Republikaner in den Konvent geschickt. In dem Prozeß gegen Louis den Sechzehnten hatte er erklärt: »Als Richter stimme ich für die Todesstrafe. Als Staatsmann stimme ich

gleichfalls für die Todesstrafe. Ich stimme also zweimal für die Todesstrafe.« Zum Spezialkommissar für drei nördliche Departements ernannt, hatte er dekretiert, die öffentlichen Gebäude, die unter den Namen »Tempel, Kirche oder Kapelle« bekannt gewesen, seien fortan nicht mehr für Zwecke des Aberglaubens, sondern nur mehr für Zwecke der öffentlichen Wohlfahrt zu benutzen. Und einen solchen Mann, einen Königsmörder und Gottesleugner, schickte nun die Republik nach San Ildefonso, um die Austreibung der Royalisten und den Abschluß der Allianz zu erzwingen.

Der Bürger Guillemardet traf ein und stellte sich zunächst dem spanischen Ministerkollegium vor. Er erwies sich als ein gutaussehender Mann, korrekt, hochfahrend, zeremoniös, kurz angebunden. So jedenfalls sahen ihn die Minister des Katholischen Königs. Er seinesteils berichtete nach Paris, das spanische Kabinett bestehe aus vier Trotteln, geführt von einem Truthahn.

Als der Bürger Guillemardet in den Dienst der Republik getreten war, hatte er, der Vorschrift gemäß, den feierlichen Eid abgelegt: »Ich schwöre aufrichtige Ergebenheit der Republik und ewigen Haß den Königen.« Schwerlich indes konnte er als Gesandter am Hofe des Katholischen Königs diesem Monarchen seinen Haß offen bezeigen, und er hatte das Direktorium um Weisung ersucht, wie er sich zu verhalten habe. Man hatte ihn bedeutet, er solle sich, damit er um so energischer auf seinen politischen Forderungen bestehen könne, dem spanischen Hofzeremoniell in jeder Hinsicht fügen. Das hatte zur Folge, daß sich der neue Bürger-Gesandte mancherlei Demütigungen unterziehen mußte.

Zunächst hatte er dem Katholischen König in feierlicher Audienz sein Beglaubigungsschreiben zu überreichen und sich der gesamten königlichen Familie vorzustellen. Im Thronsaal versammelt waren neben dem Königspaar die Infanten und Infantinnen, und der Königsmörder mußte nicht nur dem Trottel Carlos und der Messalina María Luisa ehrfürchtig die Hand küssen, sondern auch jedem einzelnen der Lausejungen und Lausemädel. Übrigens lief der jüngste, der kleine Francisco de Paula, der Bastard des Truthahns, auf ihn zu und begrüßte ihn fröhlich: »Papa, Papa.«

Auch bekam Guillemardet sehr bald den billigen Hohn Don Manuels zu schlucken. Er hatte sich in einer Note die Anrede »Exzellenz« verbeten, darauf hinweisend, daß laut Verordnung des Direktoriums Beamte der Republik sich »Bürger« zu nennen hätten. Don Manuel erwiderte: »Ich muß Euer Exzellenz mitteilen, daß die Anrede ›Sie‹ im Spanischen nicht üblich ist. Die übliche Anrede ist für Leute niedrigen Standes ›Euer Gnaden‹, für Höhergestellte ›Euer Exzellenz‹. Personen höchsten Standes werden von Gleichgestellten mit ›du‹ angeredet. Da ich nun Euer Exzellenz nicht mehr ›Euer Exzellenz‹ nennen darf, bitte ich um Mitteilung, ob ich mich im Verkehr mit Euer Exzellenz in Zukunft der Anrede ›du‹ bedienen soll.«

Ein wenig wettgemacht wurden die Unannehmlichkeiten, denen sich Guillemardet zum Wohle der Republik zu unterziehen hatte, dadurch, daß der König für ihn eine Galatafel veranstaltete.

María Luisa hatte an dem neuen französischen Botschafter Gefallen gefunden. Seine Züge waren stolz, ausgeprägt, etwas finster, und die bunte, pomphafte Uniform, welche neuerdings das Pariser Direktorium den hohen Beamten der Republik vorschrieb, stand ihm zu Gesicht. Er sah gut aus, erheblich besser jedenfalls als der dürre, ältliche, schäbige Havré. Sie erklärte, es sei wichtig, den Bürger Guillemardet bei Laune zu erhalten, sie wolle ihm eine Galatafel geben. Diese Idee kam dem Príncipe de la Paz nicht gelegen. Er sah voraus die Klagen und Vorwürfe der kleinen Geneviève, die tödlich gekränkt sein wird, wenn er es zuläßt, daß der Hof dem Henker ihres Königs eine so ungewöhnliche Ehrung bewilligt, und ihn selber verdroß es, daß der widerwärtige Plebejer derartig gefeiert werden sollte. Er setzte der Königin auseinander, eine solche Auszeichnung des Gabacho bedeute eine glatte Kapitulation vor den Forderungen der Republik. María Luisa kannte die Gründe ihres Manuel und freute sich seiner Verlegenheit. »Rede dir nicht die Zunge wund, chéri«, sagte sie freundlich. »Mir gefällt der Bürger Guillemardet.« Don Manuel schlug vor, zumindest auch Monsieur de Havré einzuladen. María Luisa, die neuen Schwierigkeiten voraussehend, die Manuel daraus erwachsen mußten, stimmte lächelnd zu.

Anläßlich der Galatafel entfaltete San Ildefonso den ganzen Glanz, mit dem ein kleines Jahrzehnt vorher Versailles derartige Festmähler gefeiert hatte. Nun aber saß oben an der Tafel, strotzend in Pracht, der königsmörderische Plebejer, und der Repräsentant des vertriebenen Königs saß in abgetragener Uniform weit unten neben seiner dünnen Tochter. Finstere Blicke warf der bunte Bürger Guillemardet auf den armen Royalisten, der sie mit angeborener Würde übersah.

Nach der Tafel hielten die Majestäten Cercle. Man hatte als sinnige Ehrung für den Bürger Guillemardet ein volkstümliches Gericht serviert, eine Olla podrida; der König liebte dieses Gericht, und es bot ihm willkommenen Konversationsstoff. »Was sagen Sie zu unserm Nationalgericht, mein lieber Marquis?« fragte er jovial Monsieur de Havré. Dieser, dem die überreiche, plebejisch gewürzte Speise wenig gemundet hatte, rang sich mit Mühe einige anerkennende Worte ab. Der König, der den steifen Fadian nie hatte leiden mögen, ließ ihn stehen und wandte sich an den andern Botschafter. »Nun, Exzellenz«, fragte er ihn schallend, »wie finden Sie unser Nationalgericht? Wir haben es Ihnen zu Ehren serviert.« Und er verbreitete sich eingehend über die verschiedenen Arten, eine klassische Olla podrida zu bereiten. Einigkeit bestehe über die neun Gemüse und sieben Gewürze, die zu verwenden seien; ob aber Rind, Hammel, Huhn, Schweinswurst und Speck den Hauptteil bilden sollten oder nur drei Fleischarten und welche, darüber gingen die Meinungen auseinander. »Ich persönlich«, erklärte er, »lasse alle fünf Fleischarten hineintun. Möglichst vielerlei und gut gemischt. Und wenn ich es esse, denke ich mir: Das ist ein Gleichnis, wie der König mit allen Schichten des Volkes zusammenhängt.«

Dem Botschafter Guillemardet schmeichelte es, daß sich der Tyrann und die Tyrannin seinethalb so anstrengten. Aber ihn empörte die Taktlosigkeit, daß man den royalistischen Verräter zusammen mit ihm eingeladen hatte. Schnell vergaß er die Ehrung, schnell wuchs sein Grimm über die angetane Schmach. Er setzte sich hin, schrieb, sich auf frühere Forderungen beziehend, eine scharfe Note, verlangte in

drohenden Wendungen die sofortige Ausweisung der königstreuen französischen Flüchtlinge.

María Luisa machte Don Manuel freundlich darauf aufmerksam, daß die von ihm vorgeschlagene Einladung Havrés Schuld trage an dieser Verschärfung des alten Konflikts. Er wußte darauf nicht viel zu erwidern. Gerade darum hätte er es als schmähliche Niederlage empfunden, der Forderung des Plebejers nachzugeben.

Lieber alles andere.

In seiner Galakutsche fuhr er bei Guillemardet vor, den Januskopf ließ er sich vorantragen. Weitläufig setzte er ihm auseinander, es widerstrebe den elementarsten Regeln spanischer Höflichkeit, das einmal gewährte Gastrecht zu verletzen. »Wenn die Regierung des Katholischen Königs«, sagte kalt der Bürger Guillemardet, »royalistische Verräter weiterhin auf ihrem Boden dulden oder gar unterstützen sollte, so müßte darin die Republik eine feindselige Haltung erblicken.« Ein wenig erblaßte Don Manuel, aber er war vorbereitet. Man werde, antwortete er verbindlich, Monsieur de Havré auf diskrete Art zu verstehen geben, daß er den spanischen Hof aus einer großen Verlegenheit befreie, wenn er, sagen wir binnen eines Jahres, seinen Herrn aufsuche, der, soviel man wisse, in Deutschland weile. »Die Republik«, sagte eisig und noch drohender Guillemardet, »könnte einen solchen neuerlichen Aufschub –« – »Lassen Sie mich, bitte, ausreden, Exzellenz«, fiel ihm der Príncipe de la Paz ins Wort. »Die Regierung Seiner Katholischen Majestät, um den Ruf ihrer Gastlichkeit nicht gefährden zu müssen, würde der Republik auf anderm Gebiete weit entgegenkommen.« Er stand auf, seine Orden klirrten, feierlich verkündete er: »Ich bin beauftragt, Euer Exzellenz im Namen meines königlichen Herrn folgende Erklärung abzugeben. Falls Euer Exzellenz zur Kenntnis nehmen wollen, daß Monsieur de Havré das Land nicht vor Ablauf eines Jahres verlassen wird, dann ist der Katholische König bereit, binnen zwei Wochen den Allianzvertrag abzuschließen in der Form, in welcher die Republik ihn in ihrer letzten Note vorgeschlagen hat.«

So kam man überein, das lange vorbereitete Schutz- und Trutzbündnis zwischen dem Katholischen König und der Ein und Unteilbaren Französischen Republik abzuschließen, und die Krone Spaniens nahm in Kauf den notwendig daraus entstehenden Konflikt mit Großbritannien.

Kriegsbereitschaft wurde ange-
Ordnet für die Flotte und für
Alle Häfen. Feierlich dann
In dem Schloß San Ildefonso
Wurde der Vertrag gezeichnet
Und besiegelt, der den König
Und die Republik zu Bundes-
Freunden machte. Lord Saint Helens
Aber, der Gesandte Seiner
Brit’schen Majestät, verlangte
Seine Pässe.

21

Mehrere Tage war Goya völlig taub geblieben, eingesperrt in seine Raserei. Er war maßlos, wies Annäherungsversuche wütend ab, bestrebte sich, vor andern seine Narrheit zu übertreiben. Alle hielten es jetzt wie Agustín und traten leise auf, wenn er in Sicht war; sie wußten, er ließ sich nicht helfen.

Die Alba kam. Die Dienerschaft hatte strengste Weisung, jeden Besucher abzufangen, niemand zu Goya vordringen zu lassen. Josefa empfing die Herzogin. Sprach zu ihr mit Höflichkeit und Abwehr. Es war ihr klar, daß nicht der Tod des Kindes, sondern diese Frau schuld war an Franchos Zusammenbruch. Don Francisco, erklärte sie ihr, werde lange, vielleicht auf Monate, nicht fähig sein zur Arbeit und zur Gesellschaft.

Tagelang, mehr als eine Woche lang, ließ Goya niemand an sich herankommen als Josefa und Agustín; auch vor diesen blieb er voll dumpfen Grolles.

Der unermüdlich fleißige Agustín, der um diese Zeit wenig zu tun hatte, füllte seinen Tag, indem er sich in der Technik des Radierens vervollkommnete. Der Kupferstecher Jean-Baptiste Leprince hatte ein Verfahren erfunden, lavierte Federzeichnungen durch Kupferdruck zu vervielfältigen. Er hatte es zeitlebens geheimgehalten, aber nach seinem Tode war es in der Encyclopédie Méthodique bekanntgegeben worden, und nun versuchte sich der strebsame Agustín Esteve darin. Goya schaute zu, abwesenden Geistes zumeist. Er hatte selber in frühen Jahren Radierungen nach dem Velázquez angefertigt, ohne viel Glück. Agustín vermutete, die neue Technik müsse reizvoll für den Meister sein, doch hütete er sich wohlweislich, zu ihm zu sprechen. Auch Francisco stellte keine Fragen, kehrte aber wieder und wieder zu Agustíns Werktisch zurück und schaute ihm zu.

Zuweilen kam Don Miguel. Die ersten Male sprach er so gut wie nichts, später, halblaut, unterhielt er sich mit Agustín. Sie wußten nicht, ob Francisco ihrer Unterredung folgen konnte.

Einmal aber verhehlte er nicht, daß er aufmerkte. Das war, als Miguel im einzelnen erzählte, wie der Maler Jacques-Louis David zum neuen Regime übergegangen sei. Agustín, nachdem der andere geendet, machte höhnische Anmerkungen. Er habe von jeher den Eindruck gehabt, Davids Werke hätten bei aller formalen Vollendung etwas Leeres, Fassadenhaftes; es überrasche ihn nicht, daß David von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit abgefallen und zur herrschenden Macht umgeschwenkt sei, zu den großbürgerlichen Geschäftsleuten. Goya grinste böse. Also auch Jacques-Louis David, der vorbildliche Republikaner, das Idol der Afrancesados, hatte sich den Zeitläuften angepaßt. Und da verlangten die Freunde, er, Francisco, solle Revolutionär werden. »Wenn das Gold rostet, was soll das Eisen tun?« – »Ich finde es begreiflich«, sagte er schließlich, grimmig, »daß er nicht aufs Schafott wollte. Aber klassischer und mehr in seiner Linie wäre es gewesen, wenn er sich hätte umbringen lassen.«

Ein erstes Mal hellte Goya sich auf, als unerwartet Zapater kam, sein Herzensmartín. Josefa hatte ihm nach Saragossa geschrieben; doch weder sie noch Martín ließen Francisco wissen, daß der Freund nur seinethalb gekommen war.

Endlich war da einer, dem Francisco ohne Vorbehalt reden konnte von seiner Not und seinem Zorn. Wie die Frau ihn zu der Lüge gezwungen hatte, sein Kind sei todkrank; denn niemand anders als sie, die üble Schelmin Cayetana, hatte ihm die Idee eingehext. Und wie sie dann, als sie das Kind umgebracht hatte, zu ihm gekommen war, ihn zu verhöhnen. Und wie sie, als er ihr ihre Schuld klar ins Gesicht gesagt hatte, über ihn hergefallen war mit gemeinen Worten wie eine Hure, die nicht zufrieden war mit ihrem Lohn. Und wie da die Wut über ihn gekommen war und die Taubheit.

Martín hörte still und aufmerksam zu, rauchend. Er erwiderte nicht; seine schlauen, freundlichen Augen über der mächtigen Nase blickten nachdenklich, teilnehmend. »Ich weiß schon, du hältst mich für verrückt«, tobte Francisco. »Alle halten mich für verrückt, sie gehen um mich herum, leise, wie um einen Tobsüchtigen. Ich bin nicht tobsüchtig«, tobte er. »Das ist eine Beleidigung. Und wenn ich verrückt bin, dann hat sie

es mir angehext, sie hat es mir eingegeben. Wie sie damals mein Bild vom Narrenhaus angeschaut hat, hat sie gesagt: ›Man möchte mittun.‹«

»Ich muß dir was sagen«, begann Francisco nach einer Weile von neuem, und während er bisher eher laut gewesen war, kam er jetzt ganz nahe an Martín heran und sprach leise, geheimnisvoll. »Ich bin *noch* nicht verrückt«, sagte er. »Aber es kann sein, daß ich es werde. Manchmal, oft spüre ich, daß ich es werde.« Martín Zapater war vorsichtig und antwortete nicht viel; doch seine bloße, ruhevolle Gegenwart wirkte beruhigend.

Kurz bevor Martín zurück nach Saragossa mußte, kam Botschaft von der alten Marquesa. Doña María Antonia ließ anfragen, ob Goya jetzt Zeit habe, jenes zweite Porträt von ihr zu malen, von dem in Piedrahita die Rede gewesen sei.

Vor Martín, der ihm zuredete, den Auftrag anzunehmen, tat Goya, als koste ihn das Überwindung. Doch im Grunde war er sogleich fest entschlossen anzunehmen. Vielleicht stak Cayetana hinter dem Auftrag, und wenn nicht, dann brachte vielleicht ein Zufall sie ins Haus der Marquesa, während er dort arbeitete. Er brannte darauf, sie wiederzusehen, in Wut und Lust. Was er dann tun werde, wußte er nicht, aber wiedersehen mußte er sie. Er nahm an.

Sehr bald erkannte er, daß Doña María Antonia de Villabranca von dem, was sich zwischen ihm und Cayetana begeben hatte, mehr ahnte, als ihm willkommen war. Manchmal, wenn sie ihm mit ihren freundlich hochmütigen Augen ungeniert gerade ins Gesicht schaute, war ihm, als stünde er nackt und bloß. Er bereute, daß er den Auftrag übernommen hatte.

Gleichwohl zögerte er die Arbeit hin. Nicht nur fürchtete und hoffte er, Cayetana möchte kommen, er erkannte jetzt auch, angesichts der Marquesa, im Leben und Wesen Cayetanas Dämmeriges, Hintergründiges, das wahrzunehmen oder zu bedenken er sich bisher gescheut hatte. In seiner Wut hatte er sie unfruchtbar genannt. War sie es? Wenn sie von einem der Männer, mit denen sie schlief, ein Kind zur Welt brächte, würden der Herzog und die Marquesa die Namen Villabranca und Alba dem Bastard vererben?

Vielleicht hatte sie sich, um solchen Problemen aus dem Wege zu gehen, der Hilfe Doktor Perals bedient oder Eufemias oder beider. Vielleicht erklärte sich so ihre Vertraulichkeit mit dem Arzt. Es kam Goya, während er an dem Bilde der Marquesa malte, die Einsicht, daß im Hause Alba das Leben nicht so einfach war, wie er's hatte haben wollen.

Im übrigen wollte das Porträt Doña María Antonias nicht glücken. Kaum je vorher hatte er so viele Skizzen zu einem Bilde gemacht, kaum je vorher war ihm so undeutlich gewesen, was eigentlich er machen wollte. Zudem stand es nach wie vor übel um sein Gehör. Er konnte nur jenen, in deren Gegenwart er sich sicher fühlte, die Worte leicht von den Lippen ablesen; von dem, was die Marquesa sagte, verstand er wenig. Auch hatte er die Hoffnung aufgegeben, Cayetana bei ihr zu treffen.

Martín war nach Saragossa zurückgefahren. Wohl aber stellte sich jetzt immer häufiger Don Miguel ein, und vielleicht erkannte er, auch ohne daß Francisco viel gesprochen hätte, seine Sorgen und Verwirrungen. Er machte ihm einen Vorschlag, den er als Bitte um eine Gefälligkeit einkleidete; in Wahrheit aber wollte der einfühlsame Freund seinem Francisco helfen.

Die Beziehungen zwischen Don Manuel und dem Botschafter der Französischen Republik waren nach wie vor frostig. Politische Klugheit hätte verlangt, den Bürger Guillemardet bei Laune zu halten, aber der Príncipe de la Paz konnte sich's nicht versagen, dem Plebejer, der ihm eine persönliche Niederlage beigebracht hatte, offen seinen Widerwillen zu zeigen. Señor Bermúdez seinesteils tat alles, den wichtigen Mann zu versöhnen, und nutzte jeden Anlaß, ihm gefällig zu sein. Nun war Guillemardet interessiert an Kunstdingen, es wurmte ihn, daß Spaniens größter Maler den royalistischen Gesandten Havré porträtiert hatte, und er hatte Don Miguel angedeutet, er würde sich freuen, wenn Señor de Goya auch ihn malte. Übernähme Francisco den Auftrag, dann erwiese er der Sache der spanischen Liberalen einen Dienst; und vielleicht wäre die Arbeit ihm selber eine willkommene Ablenkung. Nur müßte er bald

ans Werk gehen. Der Franzose sei ein ungeduldiger Mann, gereizt, weil Manuel ihn oft und gerne habe warten lassen.

Francisco war froh um den Vorwand, die Arbeit am Porträt der Marquesa abzubrechen. Sie wehrte seine Entschuldigungen liebenswürdig ab. Er möge, ermunterte sie ihn, wann immer er Zeit und Lust fühle, die Arbeit wieder aufnehmen.

Trotz ihrer Freundlichkeit verließ er den Palacio Villabranca verdrossenen Sinnes. Er schämte sich vor ihr und vor sich selber, daß er das Porträt nicht zustande gebracht hatte. Dergleichen war ihm kaum je vorgekommen, und oft in der Folge quälte ihn der Gedanke an das unfertige Bild.

Mit um so größerem Eifer warf er sich in die neue Arbeit. Guillemardet, geschmeichelt, daß Goya seiner Aufforderung sogleich nachkam, gab sich freundlich. Er wollte in Uniform gemalt sein, mit allen Attributen seines Amtes. »Malen Sie nicht mich, verehrter Meister«, forderte er, »malen Sie die Republik. Die Republik«, setzte er ihm mit großer Geste auseinander, »hat im Lauf der Jahre Wandlungen durchgemacht. Sie haben sicher schon gehört, Bürger Goya, von der Dynamis und der Entelechie des Aristoteles, vom Keim, von der Möglichkeit, die allen Dingen von Anfang an innewohnt und nach ihrer Erfüllung strebt. So wurde die Republik immer reifer republikanisch, und so wurde mit ihr Ferdinand-Pierre Guillemardet immer mehr zum Bürger Guillemardet.«

Francisco verstand von den gespreizten französischen Worten wenig. Aber er dachte flüchtig an den Maler David, und er begriff, daß der Königsmörder und Tempelstürmer Guillemardet gekämpft und gelitten haben mußte, als er erlebte, wie die Republik dem Volke entglitt und übernommen wurde von geschäftsgierigen Großbürgern. Er sah, wie Guillemardet bemüht war, sich diese Wandlung zu verhehlen. Er sah die stete, gespannte Anstrengung in der Haltung des Botschafters, er sah den beinahe irrsinnigen Stolz in seinen Augen, er erkannte, wie die Selbsttäuschung, in welche der Mann sich flüchtete, ihn in immer tieferen Wahn hineintreiben mußte.

Das zu malen war ihm eine willkommene Aufgabe, und so, ohne daß er ihn recht verstanden hätte, malte er, was der andere von ihm wollte. Malte die siegreiche Republik, was an ihr großartig und was an ihr theatralisch war, ihre prunkende, schier wahnwitzige Anmaßung.

Daß Francisco nicht hörte, machte sein Auge schärfer. Da er den Klang der Stimme entbehren mußte, entschädigte er sich an der Farbe. Er malte die Farben der Republik, wie sie niemals vorher gemalt worden waren, einen Rausch in Blau-Weiß-Rot.

Da sitzt er, Ferdinand Guillemardet, der kleine Landarzt, jetzt Botschafter der Ein und Unteilbaren Republik, der den König Louis den Sechzehnten zweimal zum Tod verurteilt und die spanische Monarchie in ein Vasallenverhältnis zu seinem Lande gezwungen hat, da sitzt er in schwärzlichblauer Uniform, in etwas bombastischer Haltung, die Figur beinahe ganz im Profil, den Kopf aber voll dem Beschauer zugekehrt. Ganz vorne, dem Beschauer zunächst, glitzert der Knauf seines Säbels, leuchtet der blau-weiß-rote Bund seiner Schärpe. Auf den Tisch geworfen hat er den prächtigen Schiffhut mit der blau-weiß-roten Feder und der blau-weiß-roten Kokarde. Die eine Hand umklammert die Stuhllehne, die andere hat er kräftig, kokett und wirkungsvoll auf den Schenkel gestützt. Alles Licht aber spiegelt sich in seinem Gesicht. Die kurzgeschnittenen schwarzen Locken sind in die breite, gutgebaute Stirn hineingekämmt, die Lippen sind geschwungen, die Nase springt entschieden vor. Es ist ein längliches, wohlgeformtes Gesicht, gescheit, von seiner Bedeutung durchdrungen. Die Requisiten, Stuhl, Tisch, die gefranste Tischdecke, leuchten matt, goldengelb, bläulich getönt. Und alle die scharfen Dissonanzen der Farben spielen ineinander in kunstvoll geordneter Wirrnis.

Im Anfang hatte Goya in menschenfeindlicher Laune Gesicht und Haltung des Botschafters noch hochfahrender, noch affektierter gemalt, er hatte den Größenwahn des Mannes und der Republik noch schärfer ins Licht gestellt. Aber behutsam hatten Miguel und Agustín ihm gesprochen von der zielbewußten Energie Guillemardets und von den

ungeheuern Erreichnissen der Republik. Und Goya hatte gemildert, was an dem Manne zum Spott reizen mochte, und deutlicher gemacht, was an ihm stark war.

Ferdinand Guillemardet in
Fleisch und Blut stand vor dem sitzen-
Den gemalten Bürger Ferdi-
Nand Guillemardet. Sie schauten
Einer in des andern Auge.
Und ergriffen von der eignen
Und von seines Landes Größe,
Sprach Frankreichs Gesandter: »Ja, das
Ist die Republik.«
Francisco
Hörte nicht genau die Worte.
Doch er sah des Mannes Augen,
Sah die Lippen sich bewegen,
Und im Innern hörte er die
Marseillaise.

22

Jene Epidemie, die so viele Kinder in Madrid hatte sterben machen, war schon beinahe abgeklungen, als der jüngste Sohn Doña María Luisas erkrankte, der Infant Francisco de Paula. Acht Kinder hatte María Luisa geboren; von den sechs, die ihr geblieben, war dieser kleine Prinz ihr der liebste. Er war rotblond, ohne Frage ein Söhnlein Don Manuels. Und dieser ihr liebster Sohn lag nun hilflos in seinem Bett, um Atem kämpfend, mit dem Tode kämpfend.

Der alte Leibarzt Doktor Vicente Piquer verordnete Eiswasser und kalte Umschläge. María Luisa machte ein finsteres Gesicht und zog den meistgerühmten und meistbefeindeten Arzt Madrids zu, Doktor Joaquín Peral. Dieser hörte seinen alten Kollegen aufmerksam und höflich an und verordnete dann Maßnahmen solcher Art, daß der Leibarzt den Mund vor staunender Empörung nicht mehr zubrachte.

Das Kind erholte sich, genas.

Doña María Luisa fragte Doktor Peral, ob er nicht den kleinen Infanten weiter betreuen wolle, ihn, sie selber und ihre Familie.

Das Angebot der Königin war eine große Versuchung. Es bedeutete, daß er Einfluß nehmen konnte, wo immer er wollte, in politischen und in persönlichen Fragen, es bedeutete auch, daß die wunderbaren Kunstsammlungen der Könige Spaniens ihm gehörten. Aber es wird ihm, wenn er annimmt, wenig Zeit mehr bleiben für seine Wissenschaft und für seine Bilder, und er wird gänzlich verzichten müssen auf seine lustvoll bittere Vertrautheit mit Cayetana de Alba. Er bat ehrerbietig um Bedenkzeit.

Der sonst sehr klare, ruhige Herr war verwirrt. Lehnte er ab, so schlug er nicht nur einen einmaligen Wink des Glückes aus, sondern machte sich auch die Königin zur Feindin. Aber er wollte seine Duquesita nicht verlieren.

Niemand, sie selber nicht, kannte Cayetana besser als er. Mit schamloser Sachlichkeit hatte sie ihm ihren Körper hundertmal zur Untersuchung dargeboten, ihm

die Nöte dieses Körpers anvertraut und seine Hilfe verlangt und angenommen. Aber der gebildete Doktor Peral wußte: die Damen der römischen Antike hatten es nicht anders gehalten mit den gelehrten griechischen Sklaven, die sie sich als ärztliche Helfer und Berater gekauft hatten; sie hatten sich von ihnen die schönen Leiber pflegen lassen, doch die geschickten Hände der Betreuer waren ihnen nichts anderes gewesen als ihre Bürsten und Ölschwämmchen. Und wenn ihn auch die Duquesita als Freund, Berater, Vertrauten behandelte, Don Joaquín zweifelte oft, ob er ihr mehr bedeute als ein solcher griechischer Sklavenarzt.

Doktor Peral hielt sich für einen Freigeist reinster Schule. Seine Lehrer waren Lamettrie, Holbach, Helvétius, er war tief überzeugt, daß Gefühle und Gedanken ein Produkt des Körpers waren wie Harn oder Schweiß. Die Anatomie des menschlichen Leibes war immer die gleiche, Lustgefühle blieben immer die gleichen, zwischen den Empfindungen des Stieres, der die Kuh bespringt, und den Gefühlen Dantes für Beatrice war nur ein gradueller Unterschied, und wenn man Liebe für etwas grundsätzlich anderes hielt als Gier, so war das idealisierender Aberglaube. Doktor Peral bezeichnete sich als einen materialistischen Hedoniker, er erklärte, der einzige Sinn des Lebens sei Genuß, er nannte sich gerne nach dem Vorbild des Horaz »ein Schweinlein aus der Herde des Epikur«.

Allein vor Cayetana de Alba versagte seine Philosophie. Er glaubte, er hätte, wenn er’s ernstlich darauf anlegte, seine Duquesita »haben« können. Aber seltsamerweise, und im Grunde gegen seine Überzeugung, genügte ihm das nicht. Von ihr wollte er mehr. Er sah, wie sie ihre Männer auswählte, und daß es da für sie eine einzige Richtschnur gab: ihr Gefühl. Dieses Gefühl mochte vielleicht nur eine Stunde dauern oder noch kürzer, aber *da* mußte es sein; sie wollte niemals einen beliebigen Mann haben, sondern immer nur gerade diesen. Leider aber war niemals er gerade dieser.

Da dem so war, wäre es Wahnsinn, wenn er jetzt das Angebot Doña María Luisas ablehnte. Kein noch so großer Liebesdienst wird Cayetanas launisches Gefühl zu seinen Gunsten wenden, und er wird, wenn er jetzt ablehnt, nur die beste Chance seines Lebens

in den Wind schlagen. Trotzdem wußte er: er wird ablehnen. Sein Leben verlor seinen Sinn, wenn er nicht länger im Dunstkreis Cayetanas atmete, wenn er nicht länger aus nächster Nähe die unberechenbaren Launen ihres geschmeidigen Leibes beobachtete.

Er erzählte Cayetana von dem Angebot María Luisas, er sprach leicht, beiläufig. »Aus notwendiger Höflichkeit«, sagte er, »habe ich um Bedenkzeit gebeten. Ich werde natürlich ablehnen.«

Cayetanas letzte Wochen waren nicht gut gewesen. Sie entbehrte Francisco bitter; auch noch Peral zu verlieren wäre schwer erträglich. Die Feindin, die Italienerin, hatte die Zeit zum Losschlagen gut gewählt. Aber sie beherrschte sich. Im Gesprächston, wie er, sagte sie: »Sie wissen, daß ich mich freue, wenn Sie mit mir zusammenbleiben; doch ich hoffe, es geschieht nicht meinethalb, wenn Sie ablehnen«, und sie schaute ihn voll an, ruhig, kalt freundlich, mit den metallischen Augen unter den hohen Brauen.

Er erkannte klar, was in ihr vorging: sie erwartete, er werde nun zum Entgelt verlangen, daß sie mit ihm schlafe. Vielleicht, wahrscheinlich würde sie es tun; aber er würde ihrem Blut fremd bleiben, er würde sie für immer verlieren.

Und sie sagte: »Sicher haben
Sie sich klargemacht, daß ich un-
Dankbar bin.« – »Ich weiß es«, sagte
Ruhig Peral. »Wenn ich den Antrag
Nicht annehme, tu ich’s meinet-
Halb, nicht Ihretwillen.« – »Dann ist’s
Gut, Don Joaquín«, sprach sie und
Streckte hoch sich wie ein Kind und
Küßte ernst und leicht die Stirne
Des sich Neigenden.

23

Sie lebte, wie sie es immer getan hatte. Um sie war Wirbel, sie hatte unzählige Verabredungen, man sah sie im Theater, beim Stierkampf, sie gab und besuchte Gesellschaften und hielt freundliche Gemeinschaft mit Don José und der Marquesa.

Aber es war jetzt in dem wohlerzogenen Zusammenleben der dreie leise Gereiztheit.

Als die Marquesa ihren Sohn José mit der letzten und einzigen Trägerin des großen und düstern Namens Alba verlobte – die beiden waren fast noch Kinder gewesen –, hatte sie nicht nur die Titel und Reichtümer der beiden Häuser vereinigen wollen, sie fühlte sich auch angezogen von der starken, eigenwilligen und anmutigen Persönlichkeit Cayetanas, und sie hatte gehofft, das zarte, dünne Leben Josés werde gespeist werden aus dem vollen, reichen des Mädchens. Gewiß, Cayetana war von früher Jugend an »chatoyante« gewesen, ein wenig exzentrisch, ihr Großvater hatte sie nach den Regeln Rousseaus erziehen lassen; aber Doña María Antonia hatte damit gerechnet, eine Alba werde, wie immer erzogen, sichern Sinn haben für die Tradition und das Geziemende.

Doña Cayetana hatte sich denn auch bei all ihren Launen und Wallungen damenhaft bewährt. Sooft sie in Liebschaften verstrickt war, niemals hatte sie die Marquesa und Don José vor das schwierige Problem gestellt, ob man einen Bastard als Träger des größten Namens Spaniens anerkennen solle. Vielmehr hatte sie, ohne der Marquesa mit peinlichen Fragen und Bitten um Ratschläge zu kommen, mit gutem Takt Mittel gefunden, eine solche Situation zu vermeiden.

Und nun mit einem Male hatte Cayetana versagt. Sie, die sich mühelos aus viel schwierigeren Affären gezogen hatte, ohne Anstoß zu geben. Niemand verdachte es einer großen Dame, wenn sie sich einen Cortejo hielt. Niemand verdachte es der Herzogin von Alba, daß sie sich den Hofmaler Francisco de Goya zum Cortejo gewählt hatte. Aber schon die Art, wie sie in der letzten Zeit ihre Passion zur Schau stellte, war kaum mehr schicklich gewesen. Und daß sie nun gar diese Freundschaft, statt sie auf

stille, allmähliche Art zu lösen, so jäh abbrach, überschritt die Grenze. Nun nahm ganz Madrid wahr, daß es sich um mehr handelte als eine Spielerei, und bedauerte lächelnd den Herzog. Nun war die Marquesa gezwungen, gegen ihren Willen die Augen aufzutun und zu sehen, wie tief diese Leidenschaft ging.

Ähnlich wie seine Mutter empfand der Herzog. Cayetana hatte ihm niemals Liebe vorgetäuscht, doch hatte sie ihm Kameradschaft bezeigt, Einfühlung, und so hatte er ihre Launen gelassen hingenommen. Nun mit einem Mal hatte sich eine ihrer Wallungen in eine grelle Leidenschaft verwandelt, die seinen Sinn fürs Maß, seine Vornehmheit beleidigte. Das verstörte ihn und machte ihn bei aller äußern Beherrschtheit reizbar.

Aus dieser Reizbarkeit heraus faßte er einen überraschenden, folgenreichen Entschluß. Er hatte von jeher die Musik über alles geliebt, und er hatte gelitten unter den lärmenden Banalitäten, die der König darüber äußerte, und unter den plumpen Späßen, mit denen er ihn aufzog. Nun ertrug er es nicht mehr. Eines Tages, nachdem er ein Quartett hatte mit anhören müssen, in welchem Don Carlos die erste Geige kratzte, erklärte er seiner Mutter, die brutale Stumpfheit des Königs habe in Spanien alle wahre Musik erstickt. Er halte es nicht länger aus bei Hofe und in Madrid. Er werde nach Italien reisen und nach Deutschland, um sich Ohren und Herz reinzuspülen.

Er fürchtete, die Mutter werde ihm die Reise widerraten. Wirklich beunruhigte der Gedanke, welche Anstrengung eine solche Fahrt ihren Sohn kosten werde, Doña María Antonia. Doch hoffte sie, die Abwechslung und die Musik würden ihn beleben; vor allem aber, das sagte sie sich im stillen, werde eine solche Reise das Problem Cayetana von selber lösen, und über italienischen und deutschen Männern werde sie den madrilenischen Maler bald vergessen. Sie hieß also Don Josés Plan ohne Zögern und mit starken Worten gut.

Sie beschlossen, sich sehr bald auf den Weg zu machen. »Ich denke«, sagte Don José, »wir werden in kleinster Gesellschaft reisen, nur Sie, Mama, Cayetana und ich, wir werden wenig Dienerschaft mitnehmen.« – »Und Doktor Peral natürlich«, meinte die Marquesa. »Den Doktor lieber nicht«, sagte Don José. Die Marquesa sah auf. »Ich

denke«, wiederholte Don José freundlich, doch ungewohnt bestimmt, »wir nehmen Peral nicht mit. Er versteht zuviel von Musik«, erklärte er lächelnd, »ich möchte von alleine herausfinden, was mir gefällt.« Auch die Marquesa lächelte. Sie begriff: was José ihr da sagte, war eine halbe Wahrheit. Gewiß, er wollte auf dieser Reise seine Musik allein haben; vor allem aber wollte er Cayetana allein haben, ohne den Mitwisser so vieler ihrer Geheimnisse. »Gut«, sagte sie, »lassen wir Don Joaquín hier.«

Cayetana, als Don José ihr sein Vorhaben mitteilte, war peinlich erstaunt. Ob denn seine zarte Konstitution einer so langen und strapaziösen Reise gewachsen sei, fragte sie behutsam, und ob es nicht klüger wäre, den Sommer in Piedrahita zu verbringen oder auf einem der Güter am Meer. Aber es war ein neuer José, der ihr antwortete, ein belebter, zielbewußter José, der ihre Einwände mit freundlicher Entschiedenheit abtat.

Alles in ihr widersetzte sich. Es gab für sie kein Leben außerhalb Spaniens, sogar die beiden Male, die sie in Frankreich gewesen war, hatte sie sich zurückgesehnt und auf rasche Rückkehr gedrängt; schon die Namen jener deutschen Städte und deutschen Musikanten, die Don José nannte, schienen ihr barbarisch. Und Francisco gar wird diese Reise übel mißdeuten, er wird annehmen, sie verlasse Madrid, nur um ihn zu peinigen, er wird ihr nicht einmal Gelegenheit geben, sich ihm zu erklären, sie wird ihn für immer verlieren. Aber wenn sie dem kränkelnden Manne nicht auf diese Reise folgt, dann wird sie den Hof, das ganze Land gegen sich haben. Sie sah keine Möglichkeit, Don José ihre Begleitung zu verweigern.

Sie wandte sich an Doña María Antonia. Die Marquesa hatte ihr immer Verständnis gezeigt; sie mußte begreifen, daß sie jetzt nicht aus Spanien fortkonnte. Sie stellte ihr vor, wie schädlich Don José die Strapazen sein müßten, bat sie dringlich, ihn von dem Projekt abzubringen.

Allein diesmal begriff Doña María Antonia nicht. Vielmehr mußte Cayetana in ihrem wissenden, beinahe gütigen Gesicht eine leise Feindseligkeit wahrnehmen, und das Lächeln ihres langen, schmallippigen Mundes war nicht freundlich.

Ja, die Marquesa spürte einen kleinen, bösen Triumph. Sie hatte gelebt, sie wußte, was Liebe ist, sie verstand Cayetanas Passion, spürte die Dringlichkeit ihrer Bitte. Aber José war ihr Sohn, er war alles, was sie hatte, sie liebte ihn, und er wird nicht lange leben, und diese Frau sollte Takt genug haben, ihm die letzten Jahre leicht zu machen. Sie sollte wenigstens versuchen, Don José vorzutäuschen, ihr liege an ihm. »Ich teile Ihre Bedenken nicht, Doña Cayetana«, sagte sie gelassen freundlich. »Ich verspreche mir für Don José allerhand von dieser Reise.«

Um die gleiche Stunde teilte der Herzog dem Doktor Peral mit, daß er auf längere Zeit ins Ausland reisen werde. Peral war bestürzt. Schickte Cayetana den Herzog fort? Wollte sie allein bleiben? Behutsam fragte er, ob nicht Seine Hoheit die Ermüdungen der Reise fürchte. Don José antwortete leichthin, er glaube, der Anblick neuer Menschen, die Wirkung neuer Musik werde ihn beleben. Peral, immer zögernd – denn er wußte nicht, ob die Duquesita mitkommen werde –, fragte, ob der Herzog seine Begleitung wünsche. Dieser, immer mit dem gleichen, ungewohnten, beinahe spielerischen Leichtsinn, erwiderte, er danke Don Joaquín sehr, aber er wolle sich nicht verwöhnen, sondern versuchen, sich ohne ihn zu behelfen.

Doktor Peral begab sich sogleich zur Herzogin. Sie hatte nicht gewußt, daß man ihn nicht mitnehmen wollte, sie verbarg nur mit Mühe ihre peinliche Überraschung. Beide standen sie ratlos. Er fragte, ob ihr Entschluß, den Herzog zu begleiten, endgültig sei. Sie antwortete nicht, sie machte eine kleine, resignierte, beinahe trostlose Geste, zum ersten Mal erlebte er, daß in ihren Augen Trauer war, eine Bitte um Hilfe. Niemals, selbst wenn sie seiner Hilfe viel bedürftiger war, hatte diese Frau, unter den Grandinnen Spaniens die unabhängigste und stolzeste, ihn eine Regung solcher Art sehen lassen. Es war ihm eine leise, finstere Genugtuung, daß Cayetana de Alba ihm als einzigem ihre Not anvertraute.

Nur zwei kurze Augenblicke dauerte der Hilferuf ihres Gesichtes. Aber in diesen Augenblicken, schien ihm, bestand zwischen ihnen ein tieferes Einverständnis als je vorher.

Die Vorbereitungen der Reise wurden getroffen. Wenn Personen vom Range der Albas und Villabrancas reisen wollten, auch mit kleinstem Cortège, galt es, viele Zurüstungen zu machen.

Und es liefen und es schwitzten
Intendanten und Kuriere,
Läufer, Diener, Schneider, Zofen.
Die Gesandten Bayerns, Östreichs,
Parmas, Modenas, Toscanas
Hatten Arbeit, schrieben, schickten
Botschaft. Denn mit ungewohntem
Eifer trieb der Herzog sie zur
Eile; ihn verlangte, schnell, so
Schnell wie möglich diese Reise
Anzutreten.

24

Man trat die Reise nicht an. Während der Vorbereitungen klagte der Herzog über eine seltsame Entkräftung. Zuerst verschob man die Reise, dann gab man sie auf.

Kränklich war Don José immer gewesen. Nun aber lähmte ihn die Mattigkeit derart, daß er sich kaum bewegen konnte. Belebende Tränke halfen nicht. Die Ärzte wußten die ständige, tiefe Müdigkeit nicht zu erklären.

Die meiste Zeit hockte Don José im Sessel, gehüllt in einen weiten Schlafrock, schmächtig, mit geschlossenen Augen, in schmerzhafter Kraftlosigkeit. Wenn sich seine Augen öffneten, standen sie noch größer in einem Gesicht, das immer hagerer wurde. Seine Züge härteten sich, bekamen etwas Strenges, Leidendes. Jedermann sah, wie seine Lebenskraft schmolz.

Doña Cayetana zeigte er eine stille, höfliche, hochmütige Abwehr. Die gleiche höfliche, verschlossene Fremdheit zeigte ihr die Marquesa. Sie wurde, die ruhig heitere Doña María Antonia, nun sie litt, ihrem Sohne ähnlicher. Mit keinem Worte gab sie zu verstehen, daß sie den letzten Ereignissen eine Schuld beimesse an dem Hinschwinden ihres Sohnes; aber Cayetana erkannte, daß sie in Doña María Antonia niemals mehr eine Freundin haben werde.

Als offenbar wurde, daß das Ende herannahe, wünschte Don José in den Palacio Villabranca geschafft zu werden. Bisher hatte er nicht zugelassen, daß man ihn zu Bett bringe, jetzt weigerte er sich nicht mehr. Betreut von seiner Mutter, seinem Bruder Luis, seiner Schwägerin María Tomasa, lag er da, müde der Hoheit und der Würde, und Cayetana fühlte sich wie eine Fremde.

In den Vorzimmern des Palacio Liria und des Palacio Villabranca lagen Listen auf, und die Besucher, die nach dem Befinden des erlauchten Kranken fragten, trugen sich ein. Volk stand in den umliegenden Straßen, flüsternd. Don José war einer der drei Ersten Granden des Reiches, der Mann der Alba, die Stadt beschäftigte sich mit ihm. Es

hieß, er sei immer kränklich gewesen und habe nie Aussicht gehabt, ein hohes Alter zu erreichen, aber dieses jähe Ende komme doch überraschend. Es hieß, interessierte Hände hätten mitgewirkt an seiner seltsamen Erschlaffung und Ermattung; man habe ihm ein schleichendes Gift eingegeben. Gerüchte solcher Art flogen schnell auf in Madrid und wurden gerne geglaubt. Der berühmteste Alba, jener Feldmarschall, und sein König, der fromme und finstere Zweite Philipp, hatten es für staatsmännisch und gottgefällig gehalten, gewisse Gegner still und wirksam zu beseitigen, und seither war mancher große Herr der Halbinsel auf fragwürdige Weise umgekommen. Es hieß wohl auch, Don José sei der Alba unbequem geworden; waren nicht ihre vielen Liebschaften Gespräch des Reiches?

Das Ende kam am hellen Mittag. Der Priester sprach die vorgeschriebenen lateinischen Gebete, Klage und Verzeihung, und bot dem Sterbenden das Bild des Gekreuzigten dar. Don José galt nicht eben als fromm, auch schien er mit anderm beschäftigt, vielleicht hörte er Musik; aber wiewohl es ihn sichtlich Anstrengung kostete, küßte er, wie es sich ziemte, das Bild höflich und fromm. Dann nahm der Priester von goldener Schale Wattekugeln und Öl und salbte dem Sterbenden Augen, Nase, Lippen, Hände und Füße.

Gleich nach dem Tode Don Josés begann das feierliche, genau geregelte Geschäft der Trauer. Man schminkte ihn, Franziskanermönche kleideten ihn in das Gewand ihres Ordens. Das Zimmer, in dem er gestorben war, wurde mit schwarzem Damast ausgeschlagen, drei Altäre wurden hereingestellt mit uralten, kostbaren Kruzifixen aus dem Schatze der Albas und Villabrancas, zu seiten des Bettes und auf den Altären brannten in goldenen Leuchtern hohe Kerzen. So lag feierlich und streng der tote Don José Alvarez de Toledo, Dreizehnter Herzog von Berwick und Alba, Elfter Marqués von Villabranca.

Der Patriarch Beider Indien stellte sich ein, der König hatte die Mitglieder seiner Hofkapelle geschickt, daß sie die Totenmesse sängen. Die Familie wohnte dem Amte bei, Vertreter des Königs und der Königin, die höchsten Granden, die nächsten Freunde.

Die Sänger und Musikanten mühten sich, der Tote war ein Kunstbruder gewesen. Die hohen Gäste standen mit steifen, würdigen Gesichtern, wie es der Brauch vorschrieb. Starren Antlitzes kniete Doña María Antonia. Zwei von den Frauen aber weinten laut, wie es eigentlich die Sitte nicht erlaubte. Die eine war Doña María Tomasa; sie war dem Schwager sehr freund gewesen, sie hatte, wenn sie mit ihm Musik machte, erlebt, wie seine Seele durchbrach durch seine Würde und Zurückhaltung. Die andere war die kleine, dürftige Geneviève de Havré. In wenigen Wochen jetzt wird sie dieses finstere Land verlassen. Sie hatte hier Furchtbares erlebt, sie hatte sich dem Wunsche des Vaters gefügt und sich für die Lilien Frankreichs den Begierden des Tieres Don Manuel geopfert. Der glücklichen Tage hatte sie auf dieser Halbinsel wenige gehabt, und zu diesen zählte sie jene, da ihr erlaubt gewesen war, Musik zu machen mit dem freundlichen und wohlerzogenen Manne, der hier im Sarge lag.

Später dann wurde die Menge zugelassen, um vor der Leiche zu defilieren, und die ganze Nacht hindurch wurden Messen gelesen an den drei Altären.

Dann wurde der Tote in einen Sarg gelegt, der mit schwarzem Samt bekleidet war und ausgestattet mit goldenen Nägeln und goldenen Leisten, dieser Sarg wiederum wurde eingeschlossen in einen andern, kunstvoll verzierten, aus Bronze. So brachte man den Toten nach Toledo, auf daß er dort gemäß dem Brauch bestattet werde im Erbbegräbnis der Herzöge von Alba.

In der uralten, heiligen Kathedrale erwarteten ihn die Granden der Ersten Reihe beinahe vollzählig, auch zahlreiche andere Granden, dazu wiederum ein Repräsentant des Königs und einer der Königin, endlich der Erzbischof-Kardinal von Toledo sowie das Kapitel der Kathedrale.

In der Mitte des Chores war ein mächtiger Katafalk errichtet, zur Rechten und zur Linken leuchteten zwölf riesige, silberne Kandelaber mit zahllosen Kerzen. Dorthin wurde der Sarg gestellt. Und nun wurde der Trauergottesdienst abgehalten in Formen, wie sie den Ersten Granden des Reiches vorbehalten waren. Glocken läuteten, der ganze Prunk der mehr als elfhundert Jahre alten Kirche entfaltete sich. Dann, in der

Krypta der Kathedrale, wurde Don José de Alba y Villabranca versenkt an der Seite der alten Herzöge von Alba.

Deren Titel trug allein jetzt
Doña Cayetana. Das ur-
Alte Wappenschild der Villa-
Brancas aber wurde von dem
Haus des Toten feierlich ins
Haus des Bruders überbracht, und
Dieser, Don Luis María,
Nannte fortan sich Marqués de
Villabranca, Zwölfter seines
Namens, darauf wartend, daß nach
Seiner Schwäg'rin, Cayetanas,
Tode er sich auch Herzog von
Alba werde nennen dürfen.

25

Im Palacio Villabranca empfingen die Mitglieder der engsten Familie die Trauerbesuche der Freunde und Bekannten.

Auch Goya kam. Anders wäre es eine schwere Beleidigung gewesen.

Er hatte davon gehört, daß die Albas eine Reise ins Ausland vorbereiteten. Er war überzeugt gewesen, das geschehe nur deshalb, weil Cayetana ihm zeigen wolle, daß sie sich nichts aus ihm mache. Er hatte dann von der tödlichen Erkrankung des Herzogs erfahren und von jenen Gerüchten, daß es dabei nicht mit rechten Dingen zugehe. Das war natürlich unsinniges Geschwätz, es verflüchtigte sich vor seiner Vernunft. Aber er konnte sich nicht helfen: diese Gerüchte, die nicht schweigen wollten, erregten in ihm Angst und Abwehr sowohl wie eine leise, finstere Freude.

Seit jenem sinnlosen Hader hatte er Cayetana nicht wiedergesehen. Aufgewühlt wie kaum je in seinem Leben, kam er in den Palacio Villabranca.

Die Spiegel und Bilder des großen Saales waren verhängt. Auf niedrigen Stühlen, tief in Schwarz, saßen die Trauernden; es waren ihrer vier: die Marquesa, Doña Cayetana, des Toten Bruder, Don Luis María, und dessen Frau.

Goya, wie es der Brauch verlangte, nahm zunächst schweigend Platz. Still und ernst saß er, doch in ihm war ein Wirrwarr halber, beklommener Gedanken und reißender Gefühle. Bestimmt war Cayetana unschuldig am Tode des Herzogs, die Gerüchte waren albern. Sie waren *nicht* albern. Immer stak etwas Wahres in dem, was das Volk sagte, und Cayetana *hatte* zu tun mit dieser plötzlichen, rätselhaften, verderblichen Krankheit. Wenn Don José seinethalb sollte haben sterben müssen, es wäre grauenvoll. Es wäre beglückend. »Blutige Hand und kluges Hirn vererben sich durch die Geschlechter«, dachte es in ihm den alten Spruch, und jene Furcht und Anziehung, die, seltsam gemischt, von dem Namen Alba ausging, fiel über ihn her in dem düstern Saale.

Er stand auf, trat vor die alte Marquesa, verneigte sich, sprach, die Stimme dämpfend, die üblichen, nichtssagenden Worte des Beileids. Doña María Antonia hörte gesammelten Gesichtes zu. Aber hinter dieser Maske der Gehaltenheit sah sein genaues Malerauge ein Starr-Wildes, das früher nie in diesem Antlitz gewesen war. Und noch ein anderes, Erschreckendes nahm er mit einem Male wahr. Die Stühle der Trauernden waren nicht weit voneinander entfernt, einen kleinen Meter vielleicht: aber es war, als wäre dieser kleine Meter zwischen dem Stuhl der Marquesa und dem Cayetanas die Weite der Welt. Eine so maßlose, stumme, wohlerzogene Feindseligkeit war zwischen den beiden Frauen.

Und nun trat er vor Cayetana und neigte sich zu ihr hinunter, sehr höflich. Sie wandte ihm das Gesicht voll zu, er sah es von oben; weißgeschminkt kam es aus den schwarzen Hüllen, sehr klein, der schwarze Schleier war in die Stirn hineingezogen bis zu den Brauen, der Hals war verhüllt bis zum Kinn.

Seine Lippen sprachen die geziemenden Worte des Beileids. In seinem Innern dachte er: Du Hexe, du Mörderin, Verderberin, du Vornehme, du bringst einem jeden Unglück. Du hast mein Kind umgebracht, was tat es dir? Du hast deinen Mann umgebracht, was tat er dir? Wehe mir, daß ich in deinen Schoß fiel. Aber nun hab ich dich durch und durch erkannt, und jetzt sehe ich dich das letzte Mal. Niemals mehr werde ich dich sehen, niemals mehr werde ich zu dir kommen. Ich will’s nicht, ich hab’s mir geschworen, und ich werde es halten. Und während er so dachte, wußte er, er werde für den Rest seines Lebens mit ihr verkettet bleiben. Und gleichzeitig mit seinem Haß und seiner Verzweiflung war in ihm eine wilde, gemeine, triumphierende Freude, daß er sie auch anders kannte als in der Gestalt, in der sie jetzt vor ihm saß. Er rief sich herauf das Bild ihres kleinen, nackten Leibes, wie er in der Umarmung zuckte. Er stellte sich vor, wie er diese Stolze, unerreichbar Vornehme von neuem zerbrechen wird in seinen Armen, wie er die Lippen dieses hochmütigen Gesichtes zerbeißen wird, daß es sich auflöst und daß diese niederträchtig höhnenden Augen verschwimmen und sich

schließen. Nicht streicheln wird er sie, keine schmeichelnden, bewundernden Worte wird er ihr geben, er wird sie nehmen wie die letzte Hure.

So dachte und spürte er, während er seine gemessenen Sätze des Beileids und des Trostes sprach. Seine Augen aber tauchten herrisch in die ihren. Er hatte in diesen seinen Augen so viel menschliches Wesen eingefangen, aufgehäuft, aufbewahrt, daß sich der andere oft, von seinem Blick überrumpelt, dem Schauenden, Suchenden auslieferte. Er wollte sehen, wollte ergründen, was in diesem kleinen, frechen, zierlichen, stolzen, gewalttätigen Schädel war.

Sie schaute ihn unverwandt an, höflich unbeteiligt, wie es denen im Saale scheinen mußte. Es waren aber in Wahrheit auch hinter ihrer geschminkten Stirn wilde Gedanken, ihr selber nicht recht greifbar und ähnlich, wie er sich's vorstellte.

Bisher nämlich hatte sie, wenn ihr Eufemia von dem Geschwätz der Menge über den Tod Josés erzählte, kaum hingehört. Erst jetzt, da sie in Goyas bemüht ruhiges Gesicht, in seine forschenden Augen schaute, ging ihr auf, daß nicht nur der Pöbel das Geschwätz glaubte. Sie verachtete Francisco und freute sich, daß er ihr den Mord zutraute. Sie triumphierte, daß er, wiewohl bis zum Schauder abgestoßen, nicht von ihr loskam. Erfüllt von solchen Regungen, gab sie ihm belanglose Worte des Dankes zurück.

Er entfernte sich hilflos zornig. Er traute ihr alles Böse der Welt zu, sagte sich, das sei Wahnsinn, wußte, er werde ihr's immer wieder zutrauen und ihr's gegen seinen Willen auch sagen.

Einige Tage später kam Doña Eufemia in sein Atelier und bestellte ihm, es werde an diesem Abend Doña Cayetana zu ihm kommen; er möge Vorsorge treffen, daß niemand um den Weg sei.

Er konnte vor Erregung kaum erwidern. Er nahm sich fest vor, weder über das, was zwischen ihnen vorgegangen war, noch über den Tod Don Josés zu reden.

Sie kam, tief verhüllt. Sie sprachen nicht, nicht einmal Worte des Grußes. Sie hüllte sich aus dem Schleier; bräunlichweiß, ungeschminkt, leuchtete die warme Blässe ihres Gesichtes. Er riß sie an sich, riß sie nieder auf das Lager.

Auch hernach sprachen sie lange nicht. Er wußte nicht mehr, was er ihr bei ihrem letzten Zusammensein gesagt hatte, und nur vage erinnerte er sich dessen, was er gedacht im Trauersaale des Palacio Villabranca. Doch soviel wußte er: es war alles ganz anders gekommen, als er sich's vorgenommen hatte, und im Grunde war es eine Niederlage. Aber es war eine fröhliche Niederlage, er fühlte sich erschöpft und glücklich.

Sie – war es nach Minuten oder nach Stunden – sagte: »Ich hatte vorher gewußt, daß Trübungen kommen würden. Gleich nachdem wir im Theater gewesen waren, im ›Betrogenen Betrüger‹, kam die Brígida wieder zu mir, du erinnerst dich, die tote Zofe, und erzählte mir, es würden Trübungen kommen. Sie sagte nichts Genaues, sie blieb undeutlich. Sie kann sehr klar sein, wenn sie will, aber manchmal, um mich zu hänseln, bleibt sie unklar. Immerhin: als dann die Trübungen kamen, war ich nicht überrascht.« Sie sprach mit ihrer kleinen, harten Stimme, sehr sachlich.

»Trübungen!« Die grauenvollen Zwistigkeiten zwischen ihnen, die Vorgänge um den Tod Don Josés, das waren ihr »Trübungen«. Sie schob alle Schuld von sich, sie schob alles auf das Schicksal. »Trübungen!« Plötzlich waren wieder die bösen Gedanken in ihm, mit denen er sie im Trauersaal des Hauses Villabranca umsponnen hatte. Von neuem sah er, wie die alte Marquesa von ihr abgerückt saß, sie allein lassend in ihrem leisen Geruch von Blut. Noch während er das dachte, sagte er sich, das sei Unsinn, sei gegen alle Vernunft. Doch das Geschwätz des Volkes, das Geschwätz aus dem Weinschank der Doña Rosalía war stärker als seine Vernunft. »Denk das Übelste von jedem, und du denkst das Wahre.«

Sie sprach weiter: »Und vorbei sind die Trübungen noch immer nicht. Wir werden uns selten sehen können, ich muß jetzt doppelt vorsichtig sein. Die Menschen sind unberechenbar. Entweder jubeln sie einem zu, man weiß nicht warum, oder sie hassen und verwünschen einen, man weiß nicht warum.«

Blut will an die Sonne, dachte er, sie muß davon reden, ob sie will oder nicht. Aber was immer sie sagt, ich glaub es ihr nicht. Wenn sie sagt, sie hat es nicht getan, glaub

ich ihr nicht, und wenn sie sagt, sie hat es getan, glaub ich ihr nicht. Denn es gibt keine Frau, die lügen kann wie sie, und sie selber weiß niemals, was wahr ist und was Lüge.

»Du weißt es ja auch und hast oft davon gesprochen«, fuhr sie fort, immer ruhig und sachlich. »Die bösen Dämonen lauern auf einen, überall, und wenn es einem einzigen glückt, dann fallen sie alle über einen her. Wenn ich nicht die Alba wäre, vielleicht käme wirklich das Heilige Offizium und prozessierte mich als Hexe. Hast du mich nicht selber schon vor der Inquisition gewarnt, Francho?«

Nicht sprechen, befahl er sich. Ich lasse mich auf keine Debatte ein. Ich hab mir's geschworen. Da sagte er schon: »Das Klügste wäre natürlich, du schicktest deinen Peral fort. Wenn man den Doktor nicht mehr bei dir sieht, wird es bald keine Gerüchte mehr geben.«

Sie rückte von ihm ab, richtete sich höher. So, halb liegend, saß sie, gestützt auf den Ellbogen, nackend im schwarzen Gewell ihres Haares, und betrachtete ihn. Da waren sie gelegen, Haut an Haut, und von dem, was in ihr war, wußte er nichts. Offenbar verlangte er von ihr, daß sie sich schuldig fühle. Nicht das leiseste Schuldgefühl verspürte sie. Falls wirklich Peral bei der Betreuung Don Josés etwas getan haben sollte, um diese Reise zu verhindern, dann hatte er's nicht getan, um ihr zu helfen, sondern nur, weil Don José ihn durch diese törichte Reise auf lange Zeit ihrer Gegenwart hatte berauben wollen. Er selber, Don Joaquín, hatte seinerzeit, als er die Stellung des Leibarztes zurückwies, ausdrücklich erklärt, es geschehe seinethalb, nicht ihretwegen. Wieviel besser verstand Don Joaquín ihre Art als Francisco, wieviel stolzer war er. Sie wollte keinem verpflichtet sein, sie vertrug keine Abhängigkeit, das verstand er, und nicht mit dem kleinsten Hauch hatte er angedeutet, es könnte durch diese albernen Gerüchte eine neue Zusammengehörigkeit zwischen ihnen entstanden sein. Unberührt ging er durch das freche Gewisper ringsum, durch alle die schmutzige Neugier.

Sie war angefremdet, angefröstelt von Franchos Unwissenheit. Er war ein Künstler, als solcher sollte er zu ihnen gehören, zu den Granden, und die meiste Zeit fühlte er

auch so, himmelhoch über dem Gemeinen. Dann plötzlich fiel er zurück und war engherzig und pöbelhaft wie ein Maultiertreiber. Was mutete er ihr da zu? Wenn Joaquín es getan hatte, sollte sie ihn in der Gefahr im Stich lassen? Sie fühlte sich weltenweit fort von Francisco. Doch im nächsten Augenblick lachte sie über sich selber. Ein Majo war er, das liebte sie an ihm, ein Majo mußte eifersüchtig sein, ein Majo wurde gemein, wenn er eifersüchtig war.

»Es ist schade, Francho«, sagte sie, »daß du Don Joaquín hassest. Er haßt dich nicht, glaube ich, und er ist der klügste Mann, den ich kenne. Darum gibt die Inquisition aus, er sei ein Judenstämmling und trage sich Tag und Nacht mit Gedanken an Dolch und Gift. Er ist wirklich sehr klug. Und mutig. Es ist schade, daß du ihn hassest.«

Goya ärgerte sich tief über sich selber. Wieder einmal hatte er alles falsch gemacht. Cayetana ließ sich nun einmal nichts einreden, das hätte er endlich wissen sollen. Sie tat, was sie wollte, sie sprach und schlief, mit wem sie wollte. Nichts Dümmeres hätte er tun können, als ihr den Peral verleiden wollen.

Wenigstens gab er's jetzt auf zu debattieren, und sie trennten sich in Frieden.

In den nächsten Wochen sahen sie sich häufig. Sie sprachen weder über ihren großen Zwist noch über den Tod Don Josés. Das Unausgesprochene machte ihre Freundschaft dunkler, wilder, gefährlicher.

Er arbeitete viel in dieser Zeit. Agustín warf ihm vor, er arbeite nur mit der Hand und dem Auge, nicht mit dem Sinn. Agustín wurde wieder mürrischer, zänkischer, und Francisco erwiderte mit bösartigen Beschimpfungen.

Im stillen gab er zu, Agustín habe recht. Mehrmals kam ihm quälend die Vorstellung jenes unvollendeten Porträts der alten Marquesa. Es drängte ihn, dieses Bild fertigzumachen.

Er fragte bei Doña María Antonia an, ob sie ihm noch zwei oder drei Sitzungen gewähren wolle zur Vollendung ihres Porträts. Die Marquesa ließ ihm durch ihren Intendanten schreiben, sie habe auf Jahre hinaus keine Zeit; beigefügt war eine Anweisung auf den vereinbarten Preis für das vollendete Porträt.

Das Schreiben traf ihn wie ein Hieb ins Gesicht. Nie hätte ihn die Marquesa dermaßen gekränkt, wenn sie nicht überzeugt wäre von der Schuld Cayetanas und von seiner Mitschuld.

Auch Cayetana, die stets Beherrschte, wurde blaß, als er ihr davon erzählte.

Wenige Tage später wurden die Stiftungen und Schenkungen bekanntgegeben, welche die Herzogin von Alba anläßlich des Todes ihres Gemahls an Vereinigungen und Einzelpersonen verteilte. Doktor Don Joaquín Peral erhielt aus der Galerie des Palacio Liria »Die Heilige Familie« des Raphael.

Es war aber unter den Meistern aller Zeiten Raphael Sanzio derjenige, den die Spanier am höchsten schätzten, und dieses Rundbild der Heiligen Familie galt als eines der stolzesten Kunstwerke, welches die Iberische Halbinsel besaß. Ein Herzog von Alba hatte, als er Vizekönig von Neapel war, die kostbare Tafel aus Nocera entführt, die Herzöge von Alba sahen seither in dem Bild ihren schönsten Kunstbesitz, diese Virgen des Raphael war die Schutzheilige der Damen des Hauses. Wenn Doña Cayetana dem verdächtigen Arzt ein solches in Wahrheit königliches Geschenk machte, noch dazu gewissermaßen als Vermächtnis ihres Gatten, dann konnte es nur bedeuten, daß sie sich mit ihrer ganzen Person vor ihn stellte. War er schuldig, dann war sie es auch.

Ruhig bleiben, befahl sich Goya, als ihm Miguel und Agustín von dem neuen, ungeheuerlichen Akte Cayetanas erzählten. Er spürte, wie die befürchtete, riesige, rot und schwarze Welle herankam, ihn zu betäuben. Er straffte, was er an Kraft des Willens besaß. Die Welle brach sich, bevor sie ihn erreichte: er konnte hören, was die andern sagten.

Er schaute hinüber zur Virgen de Atocha und bekreuzte sich. Die Frau, indem sie ihre Schutzheilige so frech wegschenkte, forderte den Himmel heraus. Sie forderte die Marquesa heraus, die Königin, die Inquisition, das ganze Land. Es war von allem, was sie getan hatte, das Leichtsinnigste, Hochfahrendste, Dümmste, Großartigste.

Schwere Furcht war in ihm für sie und für sich. Er war nicht feig, man nannte ihn tapfer, aber er wußte, was Angst ist. Er dachte daran, wie oft er in der Schenke den

Stierkämpfer Pedro Romero beobachtet hatte, wenn der sich unbeobachtet glaubte, und wie oft er da wahrgenommen hatte, wieviel Angst in dem tapfern Manne war, in seinen Augen, um seinen Mund, in jedem Glied seines Körpers. Und wie oft hatte er selber seine Angst überwinden müssen. Gefahr lauerte auf einen in jedem Winkel, um jede Ecke. Die Katze, wenn sie fraß, schaute sich um, immerzu, ob nicht ein Feind komme, und man konnte von ihr lernen. Man war verloren, wenn man sich nicht vorsah. Angst war notwendig, wenn man durchkommen, wenn man oben bleiben wollte.

Sie indes, sie, Cayetana,
War geboren in der Höhe,
Wo man frei war, töricht und groß-
Artig frei von jener Angst, die
Alle jene, welche nicht auf
Dieser Höh geboren waren,
Band und quälte. Und er war voll
Neidischer Bewund'rung, weil sie
War, so wie sie war, so töricht
Und so furchtlos. Und sein eignes
Herz erschien ihm kümmerlich und
Enge vor dem wilden, freien
Dieser Frau.
Er haßte tiefer
Noch als früher den verhaßten
Arzt, Don Joaquín, und wußte
Tiefer noch als früher, daß er
Nie loskommen werde von der
Frau.

26

Bisher hatte das Volk von Madrid die Herzogin von Alba als ein liebenswertes, verzogenes Kind betrachtet, und wo immer sie sich zeigte, auf der Straße, im Theater, im Stierzirkus, hatte man sie gefeiert, weil sie, eine so große Dame, sich als Maja gebärdete und zum Volk bekannte. Nun aber, da sie die Virgen des Raphael, dieses kostbare, heilige Kunstwerk, dem Manne geschenkt hatte, der der Mörder ihres Gatten war, schlug die Stimmung um. Jetzt wurde sie der Fremden gleich geachtet, der Italienerin, jetzt wurde sie die Vornehme, die sich, gestützt auf ihre Privilegien, jede Schamlosigkeit erlaubte. Nun war kein Zweifel mehr, daß ihr Doktor Peral den armen jungen Herzog mittels schwarzer Kunst um die Ecke gebracht hatte, und man wartete darauf, daß das Heilige Offizium Licht und Feuer in diese Angelegenheit bringe.

»Wer hätte Doña Cayetana das zugetraut, chérie!« meinte Don Manuel, während er mit Pepa Karten spielte. »Wie sie sich für unsern Freund Francisco bloßgestellt hat, das ist allerhand. Ce n'est pas une bagatelle, ça.« Pepa selber verspürte eine gewisse Bewunderung vor der Alba. Es imponierte ihr, wie sich die Frau öffentlich und trotzig zu ihrer Liebe bekannte. Sie beschaute ihre Karten, bedachte sich eine Weile, spielte aus. »Aber«, meinte sie, »Größe hat das Verhalten der Dame nur dann, wenn sie auch die Folgen mit Würde auf sich nimmt; denn ich darf wohl annehmen, daß Sie ein Verfahren gegen die Herzogin und den Arzt anordnen.«

Ein solches Verfahren anzuordnen lag nicht in der Absicht Don Manuels. Es wäre unklug gewesen; denn vermutlich würden die andern Granden die Alba verteidigen. Es war Sache Doña María Luisas, ob sie gegen ihre Feindin vorgehen wollte oder nicht. Er wollte sich nicht einmischen. Er spielte seine Karte aus, ließ Pepa gewinnen, antwortete nicht.

Aber der Gedanke an die Alba ließ ihn nicht los. Die freche Geste mit dem Raphael war ein neuer Beweis, wie unsäglich hochmütig sie waren, die Albas. Dabei hatten sie

gerade jetzt wenig Grund, sich so zu haben. Das Schicksal hatte ihnen böse Schläge versetzt. Der Mann, der ihm sein Du nicht zurückgegeben hatte, lag unter der Erde, und angenehm war auch Doña Cayetanas Situation nicht. Es atmete sich nicht leicht in dem Geruch von Blut, der jetzt um sie war.

Zu erproben, ob sie sich noch immer so steif, spitz und arrogant habe, reizte ihn.

Mäzenatentum, Interesse besonders an den bildenden Künsten, galt als Pflicht und Privileg der Granden, und eine Lieblingsbeschäftigung der großen Herren und Damen war es, Meisterwerke auszutauschen. Besonders während der Trauerzeit widmete man sich der Pflege der Kunstschätze, um sich die zeremoniöse Langeweile zu vertreiben.

Manuel stellte sich bei Doña Cayetana ein. Bedauerte nochmals das Unglück, das sie betroffen hatte. Kam auf den Zweck seines Besuches. Seine eigenen Kunstsammlungen seien schwach in italienischen Meistern; seine Berater, Don Miguel und der jetzt leider abwesende Abate Don Diego, teilten diese seine Ansicht. Wohl aber sei er reich an Spaniern der Ersten Reihe. Vielleicht könnte sie, Doña Cayetana, ihm den einen oder andern ihrer Italiener ablassen gegen einen Greco oder einen Velázquez. Ein Bein über dem andern, saß er da, und die kleinen Augen seines hübschen, etwas schweren Gesichtes tasteten sie mit dreistem, sieggewohntem Wohlgefallen auf und ab.

Gemälde zu »tauschen«, widerstehe ihr, antwortete die Alba, wiewohl sie da vermutlich nicht schlecht führe; denn sie habe Freunde, die viel von Kunst verstünden, ihren Leibarzt Doktor Peral zum Beispiel und den Hofmaler Don Francisco de Goya. Doch sei sie im Grunde keine Sammlerin, sie habe lediglich Freude an ihren Bildern, und sie könne sich auch nicht vorstellen, daß sie auf »Ratschläge« hören sollte, von wem immer sie kämen. »Aber es wird mir ein Vergnügen sein«, schloß sie liebenswürdig, »Ihnen aus meinen Galerien den einen oder andern Italiener zu übersenden, und falls ich einmal eines Dienstes bedürftig sein sollte, werde ich Ihnen erlauben, sich zu revanchieren.«

Er fühlte sich gedemütigt. Sie hatte ihm zu verstehen gegeben, daß er, der von unten Gekommene, sich auch als Protektor der Künste nicht wie ein Grande benehme. Sie

hatte sich hochmütig gezeigt in einer Situation, da sie allen Grund hätte, um sein Wohlwollen zu werben. Vielleicht sollte er doch der Inquisition einen Wink geben, daß einem Verfahren gegen Doktor Peral von seiten der Regierung nichts im Wege stehe.

Noch bevor er sich darüber schlüssig war, wurde ihm Genugtuung.

Doña María Luisa hatte schon nach dem bedenklichen Tode Don Josés erwogen, ob sie die Alba bestrafen solle und mit ihr den Arzt, der ihr großmütiges Angebot so dreist abgelehnt hatte. Politische Erwägungen hatten sie zurückgehalten. Der Krieg mit England ging schlecht, man mußte von den murrenden Granden mehr und mehr Kriegsbeiträge verlangen; unter solchen Umständen hätte es der Adel für eine Herausforderung erklärt, wenn die Königin einer Dame vom Range der Alba öffentlich ihr Mißfallen bezeigte. Nun aber, da die Schenkung des Raphael auch bei den Granden Empörung hervorrief, konnte sie, ohne Widerrede befürchten zu müssen, die Freche in ihre Schranken zurückweisen.

Doña María Luisa forderte die verwitwete Herzogin von Alba auf, sich in Aranjuez einzufinden, wo sich der Hof zur Zeit aufhielt.

Sie empfing sie in ihrem Arbeitszimmer, einem heitern, hellen Raume. Weißer Damast deckte die Wände, Bezüge von gleichem Stoff die Stühle. Der Schreibtisch war ein Geschenk des so schrecklich verstorbenen Sechzehnten Louis, der berühmte Pluvinet hatte ihn gebaut, aus edelstem Mahagoni, Dupin ihn mit erlesensten Schnitzereien geschmückt, der tote König selber das kunstvolle Schloß angefertigt. An diesem Schreibtisch also, prunkvoll, sommerlich angezogen, saß die Königin, ihr gegenüber, tief in Schwarz, Cayetana, beide Damen tranken eisgekühlte Limonade.

»Ich hatte Ihnen einmal empfehlen müssen, liebe Freundin«, sagte María Luisa, »dafür zu sorgen, daß es keine Gerüchte mehr um Sie gebe. Leider haben Sie meinen mütterlichen Rat in den Wind geschlagen und sich keine Gedanken darüber gemacht, welch wildes Gerede die unüberlegte Großmut, die Sie Ihrem Arzt bezeigten, zur Folge haben mußte.« Cayetana schaute ihr voll und mit unschuldiger Verwunderung ins Gesicht. »Das einfachste wäre natürlich«, fuhr María Luisa fort, »eine gründliche

Untersuchung der Angelegenheit Doktor Perals anzuordnen. Wenn ich den König bat, von einer solchen Untersuchung abzusehen, dann geschah das allein Ihrethalb, Doña Cayetana. Das heißt – ich will offen sein –, es geht mir nicht um Sie, es geht mir um diejenigen, die den Namen Alba nach Ihnen tragen werden.« – »Ich begreife kein Wort, Madame«, antwortete Cayetana, »aber ich begreife, daß ich mir den Unwillen Eurer Majestät zugezogen habe.« Die Königin, als hätte die andere nicht gesprochen, fuhr fort: »Sie, meine Liebe, sind offenbar nicht willens oder nicht imstande, diesen edlen Namen so zu schützen, wie es Ihre Pflicht wäre. Deshalb muß ich Ihnen helfen.« – »Ich bitte nicht um diese Hilfe, Majestät«, sagte die Alba, »ich wünsche sie nicht.« – »Sie haben immer eine Antwort bereit, Doña Cayetana«, erwiderte die Königin, »aber sehen Sie, das letzte Wort habe ich.« Sie hatte ihren Limonadebecher beiseite gestellt und spielte mit der Feder, die ihre Worte zu einem Befehl machen konnte, gegen den es eine Widerrede nicht gab. »Ich werde Sie also«, erklärte sie, »ob Sie es wünschen oder nicht, vor neuen Gerüchten in Schutz nehmen. Ich stelle Ihnen anheim«, schloß sie, »sich auf einige Zeit von Madrid fernzuhalten. Auf die Dauer der Trauerzeit«, erläuterte sie.

Auf die Dauer der Trauerzeit! Von dem Augenblick an, da sie nach Aranjuez befohlen worden war, hatte Cayetana erwartet, daß sie verbannt werden würde. Aber daß die Verbannung drei Jahre dauern sollte – denn so lange erstreckte sich die Trauerzeit der Witwe für einen Granden der Ersten Reihe –, damit hatte sie nicht gerechnet. Drei Jahre ohne Madrid! Drei Jahre ohne Francho!

Doña María Luisa, noch immer mit der schicksalsträchtigen Feder spielend, beobachtete sie; sie hatte die Lippen ganz leicht geöffnet, ein Schimmer der diamantenen Zähne war sichtbar. Für einen Augenblick hatte sich Cayetana verfärbt, aber sogleich beherrschte sie sich, die andere konnte schwerlich ihre Bestürzung gemerkt haben.

»Sie haben drei Wochen Zeit, meine Liebe, Ihre Vorbereitungen zu treffen«, sagte jetzt die Königin, ihren Triumph so tief genießend, daß ihre Stimme beinahe freundlich klang. Die Alba, nun scheinbar völlig gleichmütig, stand auf, verneigte sich, tief in die Knie

gehend, sprach die Formel: »Ich danke Eurer Majestät für die Fürsorge« und küßte ihr, wie es Vorschrift war, die Hand; es war eine wohlerhaltene, fleischige, beinahe kindliche, starkberingte Hand.

Cayetana teilte Francisco mit, was sich ereignet hatte. »Sie sehen, ich habe recht gehabt«, schloß sie mit etwas gezwungener Munterkeit. »Ganz so großzügig, wie Sie die Italienerin gemalt haben, ist sie nicht.«

Goya war bestürzt. Cayetana verbannt! Cayetana fort aus Madrid! Dieses Ereignis mußte sein ganzes Leben verwandeln. Bestimmt erwartete sie, daß er sie ins Exil begleiten werde. Es war reizvoll, mit Cayetana zusammen zu sein, auf einem ihrer Güter, ohne das Getriebe des Hofes, ohne das Getriebe Madrids, ohne die vielen spähenden Augen ringsum. Aber er war Maler des Königs, er war Präsident der Akademie, er konnte, wenn überhaupt, dann nur auf kürzeste Zeit fort aus Madrid. Er war verwirrt. Und inmitten seiner Ratlosigkeit, Glückserwartung, Rechenhaftigkeit war heimlicher Stolz, daß zuletzt er es gewesen war, der in das Schicksal dieser Hochmütigen, Vornehmen eingegriffen hatte.

Noch bevor er mit sich im reinen war, sprach sie weiter: »Ich finde, es hat auch sein Gutes, gänzlich unabhängig zu leben. Zu wissen, daß das Geklatsch Madrids mich erst erreicht, wenn es schon vergessen ist.«

Er mußte endlich was sagen. »Wohin werden Sie gehen?« fragte er, töricht. »Zunächst werde ich hier bleiben«, antwortete sie, und da er sie verblüfft anstarrte, erklärte sie: »Ich will sie zwingen, ihre Feder zu brauchen. Sie soll mir eine königliche Verfügung schicken. Erst wenn ich die Carta orden erhalte, werde ich gehen.«

Er war zu einem Entschluß gekommen. »Darf ich Sie begleiten, Cayetana?« fragte er linkisch, stolz auf seinen Mut. Dabei hatte er bereits voll bäuerlicher Schlauheit erwogen, daß ihm sein Gehörleiden einen guten Vorwand bot, um Urlaub einzugeben. »Natürlich kommen Sie mit!« rief sie, vergnügt. Er aber jubelte: »Das ist ja großartig. Das hat Doña María Luisa bestimmt nicht bedacht, daß sie uns einen Dienst erweist.«

Allein María Luisa hatte es bedacht. Auf Goyas Urlaubsgesuch antwortete der Erste Kammerherr, der Herr Präsident der Akademie möge seinen Urlaub aufschieben. Der König beabsichtige, ihm einen größeren Auftrag zu erteilen. Er sei nach Aranjuez eingeladen, dort würden die Majestäten das Weitere mit ihm besprechen.

Cayetana, als sie's hörte,
Wurde blaß. »Die niederträcht'ge
Hündin!« brach sie aus. Doch gleich kam
Ihr Verstand zurück: »Für einen
Monat«, sprach sie, »kann sie dich, für
Zweie halten. Also kommst du
Eben später. Und wir haben
Leider ja, zum Glücke haben
Wir ja Zeit. Komm bald! Arbeite
Gut! Mach sie so ähnlich, wie es
Möglich ist! Ja«, schloß sie lächelnd,
Böse, »mach sie ja recht ähnlich,
Deine schwarze Maja.«

27

In Aranjuez angelangt, wurde Goya sogleich zu König Carlos geführt.

Der Monarch war in Gesellschaft seiner beiden jüngsten Kinder, des Infanten Francisco de Paula und der Infantin María Isabel, und vergnügte sich damit, ein Spielzeugschiff auf dem Kanal La Ría schwimmen zu lassen. Sichtlich hatte der König selber an dem Spielzeug größere Freude als die Kinder. »Sehen Sie her, Don Francisco«, rief er dem Maler entgegen, »es ist eine genaue Nachahmung meiner Fregatte Santísima Trinidad. Die Fregatte selber müßte jetzt im Südchinesischen Meer kreuzen, bei meinen Philippinischen Inseln. Gewißheit freilich hat man keine mehr, wie die Dinge heute liegen; diese Engländer haben sich mit dem Teufel selber verbündet. Aber mit unserer Fregatte hier ist alles gut gegangen. Wir haben sie um die ganze Isla herumgesteuert, durch den Tajo und den Kanal. Bleiben Sie und spielen Sie mit«, forderte er Goya auf.

Nachdem er die Kinder endlich zurückgeschickt hatte, spazierte er mit seinem Maler in den Gärten. Schwer stapfte der feiste Mann dahin, Francisco einen halben Schritt hinter ihm. Die Alleen waren unabsehbar lang, die Zweige der hohen Bäume formten ein weites, gewölbtes Laubdach, ein wenig Sonne sprenkelte hindurch. »Passen Sie auf, mein Lieber«, setzte ihm der König auseinander, »was ich mit Ihnen vorhabe. Es trifft sich, daß in diesem schönen Monat Mai alle meine Lieben hier in Aranjuez beisammen sind. Und da ist mir eine Idee gekommen. Sie müssen uns malen, Don Francisco, alle zusammen, auf *einem* Bild.«

Goya hörte gut an diesem Tag, und die Majestät hatte eine laute Stimme. Trotzdem glaubte er, er habe sich verhört. Denn was da aus den Worten des Königs vor ihm aufstieg, war ein einmaliges, märchenhaftes Glück, und er fürchtete, es könnte, wenn er zu hastig danach greife, sich in Luft auflösen.

Selten hatte ein König Lust, zusammen mit seiner ganzen Familie einem Maler zu sitzen. Personen von Geblüt hatten wenig Geduld, und hatte der eine Muße, dann war der andere beschäftigt. Nur überaus hochgeschätzte Meister hatten solche Gruppenbilder ausführen dürfen, keiner seit Miguel van Loo.

»Ich hab mir's folgendermaßen gedacht«, sprach Don Carlos weiter. »Sie machen was Hübsches, Gemütliches und doch Würdiges, so wie auf dem Bild des Vierten Philipp, wo die kleine Infantin das Glas Wasser kriegt und der eine Bursche dem Hund einen Tritt gibt. Oder wie auf dem Bild meines Großvaters, des Fünften Philipp, wo sie alle so bequem herumsitzen. Ich könnte zum Beispiel meine Uhren vergleichen, oder ich spiele Violine. Die Königin liest, meine Jüngsten spielen Haschen. Alle sind angenehm beschäftigt, und doch ist eine gewisse Würde da. Sie verstehen, Don Francisco.«

Don Francisco verstand. Aber so stellte er sich's nicht vor. Ein Genre-Bild, niemals. Aber er war vorsichtig, er wollte sich die wunderbare Chance nicht verderben. Er danke dem König für sein Vertrauen, antwortete er ehrerbietig, und für die außerordentliche Auszeichnung. Er bitte um ein oder zwei Tage Zeit, dann wolle er der Majestät Vorschläge machen. »Genehmigt, mein Lieber«, antwortete Carlos. »Ich bin niemals eilig, und schon gar nicht in Aranjuez. Wenn Ihnen was eingefallen ist, lassen Sie es Doña María Luisa und mich wissen.«

An diesem Tage und auch am folgenden vermied der gesellige Goya Gesellschaft. Versunken in sich selber, beinahe benommen von seinem Glück, Anrufe nicht hörend oder nicht hören wollend, ging er durch das helle, feierlich heitere Schloß von Aranjuez, schlenderte er herum in den wunderbaren Gärten, unter den gewölbten Laubdächern der Calle de Alhambra und der Calle de los Embajadores, vorbei an Brücken und Brücklein, an Grotten und Wasserkünsten.

Etwas »Gemütliches«, nein, davon wird die Majestät wohl absehen müssen. Die »Familie Philipps des Fünften« des van Loo mit der kunstvoll natürlichen Gruppierung war albernes Theater, ein läppisches Machwerk, zu dergleichen wird er nicht hinuntersteigen. Und die »Hofdamen« des Velázquez, die »Meninas« – gewiß, die

spanische Malerei hatte Höheres nicht erreicht, und er bewunderte das Bild. Aber es blieb ihm fremd mit seiner gefrorenen Heiterkeit. Wie immer, er wollte mit keinem wetteifern, mit dem großen Velázquez sowenig wie mit dem kleinen van Loo. Er wollte wetteifern nur mit sich selber; sein Bild sollte von Francisco Goya sein, von niemand sonst.

Am zweiten Tage sah er unklar und sehr ferne, was er machen wollte. Aber er wagte sich nicht näher heran, damit es ihm nicht verschwinde. Das Vage, Fernschwebende sehend, denkend, träumend ging er zu Bett, schlief er ein.

Als er andern Morgens erwachte, wußte er deutlich, was er machen werde.

Er ließ sich bei den Majestäten melden. Setzte seine Idee auseinander, mehr zu Doña María Luisa sprechend als zu Don Carlos. Ihm glücke, meinte er bescheiden, die Wiedergabe der Katholischen Könige am besten, wenn er das Repräsentative betonen dürfe, das ungemein Würdige, welches von Höchstihnen ausstrahle. Er habe Angst vor einer gewissen gesuchten Ungezwungenheit, die wirken könnte, als handle es sich um nur adelige oder gar bürgerliche Personen. Er möchte deshalb den Majestäten ehrerbietig nahelegen, ihm zu befehlen, das geplante Familienbild repräsentativ zu halten. Die Mitglieder der königlichen Familie sollten dastehen als diejenigen, wozu die Gnade Gottes sie gemacht, als Könige und Infanten. Einfach dastehen sollten sie in ihrem ganzen Glanz.

Don Carlos war enttäuscht. Er verzichtete ungern auf die Idee, sich auf der Leinwand zu sehen mit seinen Uhren in der Hand und seiner Geige auf dem Tisch. Vielleicht war es nicht ganz königlich, wenn er sich so gemütlich malen ließ, aber man konnte es rechtfertigen, daß sich ein Monarch im Kreise der Familie als Privatmann gab. Andernteils ließ der Vorschlag seines Hofmalers in ihm neu und stärker eine Vorstellung aufsteigen, die sein Inneres in den letzten Wochen mehrmals beschäftigt hatte. Aus Paris waren vertrauliche Meldungen gekommen, daß sich dort eine royalistische Verschwörung vorbereite, und Manuel hatte angedeutet, es könnte vielleicht, wenn man diese Bewegung geschickt unterstütze, das französische Volk ihm, Don Carlos, als dem

Haupte der Bourbonen auch die Krone Frankreichs anbieten. Yo el Rey de las Españas y de Francia, dachte er. Wenn er dastehen wird in der Mitte der Seinen, in stolzer Uniform, mit funkelnden Bändern und Orden, mit seinem starken Körper und seinem würdevollen Kopf, und wenn er sich eifrig denkt: Yo el Rey, dann wird dieser Hofmaler sicher imstande sein, einen Abglanz davon auf seine Leinwand zu bringen. »Ihre Idee scheint mir nicht ohne«, verkündete er. Goya atmete auf.

Der Königin hatten die Worte ihres Hofmalers sofort eingeleuchtet. Sie war repräsentativ, so hatte sie Goya des öftern gemalt, und in der Mitte der Ihren wird sie bestimmt doppelt repräsentativ wirken. Aber machte sich's Goya nicht ein wenig zu einfach? »Wie stellen Sie sich das vor, Don Francisco?« fragte sie, nicht ungnädig, doch noch zweifelnd. »Alle in einer Reihe? Ist das nicht ein wenig eintönig?« – »Wenn Sie mir die Gnade erweisen wollen, Señora«, erwiderte Goya, »es auf den Versuch ankommen zu lassen, dann, glaube ich, werde ich Sie zufriedenstellen.«

Man kam überein, der König und die Seinen sollten sich morgen in der Grünen Galerie versammeln, alle in Gala, dann werde man endgültig festlegen, wie Don Francisco »Die Familie Carlos' des Vierten« malen werde.

Andern Tages stellten sich denn auch die spanischen Bourbonen allesamt, alte und junge, in der Grünen Galerie ein; ja, eine Hofdame hielt steif und behutsam einen prinzlichen Säugling, der offenbar auch auf das Gemälde sollte. Die Herrschaften saßen und standen in der strahlenden Sonne des großfenstrigen Saales. Die beiden jüngsten Infanten, die zwölfjährige Isabel und der sechsjährige Francisco de Paula, jagten sich herum. Alle trugen sie Gala, das wirkte seltsam in der Helle des Vormittags. Die Wände entlang drückte sich viel Gefolge. Es war Lärm und gleichzeitig Verlegenheit. Eine Veranstaltung wie diese war im Zeremonienbuch nicht vorgesehen.

Doña María Luisa nahm die Sache in die Hand. »Da haben Sie uns, Don Francisco«, sagte sie, »und nun machen Sie aus uns was Schönes.«

Goya ging zu Werk. In die Mitte stellte er zwischen ihre beiden Jüngsten, die Zwölfjährige und den Sechsjährigen, die Königin; zu ihrer Linken, sehr im Vordergrund,

pflanzte er den massigen Don Carlos hin. Diese Gruppe ergab sich von selbst. Auch die zweite Gruppe zu bilden war einfach. Da war die unauffällig hübsche Infantin María Luisa mit ihrem Säugling, den die Hofdame tief knicksend überreicht hatte, und zu ihrer Rechten ihr Mann, der Erbprinz von Parma, ein langer Herr, seinen Platz gut füllend. Die Verbindung zwischen dieser Gruppe und der Mitte stellte friedlich der alte Infant Don Antonio Pascual her, des Königs Bruder, der ihm lächerlich ähnlich sah, die drei noch übrigen Bourbonen füllten gut die vom Beschauer linke Seite des Bildes: der Thronfolger Don Fernando, ein sechzehnjähriger Junge mit nichtssagendem, leidlich hübschem Gesicht, sein jüngerer Bruder Don Carlos und ihre Tante, des Königs älteste Schwester, die unsäglich häßliche Doña María Josefa. Das war eine kindlich einfache Komposition, und Goya sah voraus, man werde sie unbeholfen schelten; doch war sie gerade so für seine Zwecke die rechte.

Aber: »Halt, halt!« befahl der König. »Da sind noch zwei Infantinnen, die nicht da sind«, und er erläuterte dem erstaunten Goya: »Meine Älteste, die regierende Prinzessin von Portugal, und die Napolitanerin, die künftige Gemahlin meines Erbprinzen.« – »Befehlen Eure Majestät«, fragte Goya, »daß ich diese Königlichen Hoheiten nach Bildern male oder nach Beschreibungen?« – »Machen Sie das, wie Sie wollen«, sagte der König. »Das Wichtigste ist: drauf müssen sie.«

Nun aber meldete sich Don Fernando, der Prinz von Asturien, der Kronprinz. »Ich weiß nicht«, erklärte er böse mit seiner rauhen, mutierenden Stimme, »ob es angebracht ist, daß ich in der Ecke stehe. Schließlich bin ich der Prinz von Asturien. Warum soll der Kleine« – und er wies auf den Sechsjährigen – »in der Mitte stehen und ich in der Ecke?« Goya, geduldig, sich entschuldigend, mehr zum König gewandt als zu dem Prinzen, antwortete: »Ich dachte, es sei künstlerisch wünschenswert, daß zwischen Ihrer Majestät und Seiner Majestät kein großer Infant steht, sondern ein kleiner, damit die Gestalt Seiner Majestät voll zur Geltung kommt.« – »Ich sehe nicht ein«, grollte Don Fernando, »warum meine Würde nicht gewahrt werden kann.« Der König erklärte: »Weil du so lang bist«, und María Luisa befahl: »Sie schweigen, Don Fernando.«

Goya trat ein wenig zurück und betrachtete die in loser Reihe stehenden Bourbonen. »Dürfte ich die Majestäten und Königlichen Hoheiten bitten«, sagte er nach einer Weile, »sich in einen andern Saal zu begeben? Ich brauche Licht von links«, erläuterte er, »sehr viel Licht, das von links oben nach rechts hinunter fällt.« María Luisa begriff sofort. »Gehen wir in den ›Saal der Ariadne‹«, schlug sie vor. »Dort, glaube ich, finden Sie, was Sie brauchen, Don Francisco.«

Mit Lärm und Getrampel machte sich die glänzende Schar auf und zog durch das Schloß, der massige König und die geputzte Königin voran, die häßlichen alten Infanten und die netten jungen dahinter, den Beschluß bildeten die Herren und Damen des Gefolges. So zogen sie durch Säle und Korridore in den »Saal der Ariadne«. Dort ließ sich ohne weiteres das Licht tönen, von links aus der Höhe kam schräg die Lichtbahn, wie Goya sie brauchte, und an den Wänden die riesigen Gemälde, mythologische Szenen darstellend, verschwanden im Dämmer.

Da standen der König, die Königin und die Prinzen, und vor ihnen Goya. Er beschaute sie, seine Augen nahmen sie auf, rissen sie an sich, in sich, mit ungezügelter Gier. Er schaute kritisch, scharf, genau, er starrte lange, Schweigen war im Saal, und das Gefolge fand, was da geschah, daß nämlich ein Untertan seinen König und dessen Familie so anstarrte, sei unziemlich, frech, aufrührerisch, und es dürfe nicht sein. Überdies hatte Goya – er hätte selber nicht sagen können, warum – diesmal gegen den Brauch und gegen seine eigene Gewohnheit seinen Arbeitskittel an.

Und nun sagte er gar: »Ich hätte noch zwei Bitten. Wenn Seine Königliche Hoheit der kleine Infant ein leuchtendes Rot tragen könnte, würde es Ihre Majestäten sowohl wie Seine Königliche Hoheit selber besser zur Geltung bringen. Sodann wäre es im Interesse des Bildes, wenn Seine Königliche Hoheit der Herr Kronprinz nicht Rot trügen, sondern ein helles Blau.« – »Dieses Rot ist das gleiche wie das meiner Generalsuniform«, begehrte Don Fernando auf, »es ist meine Lieblingsfarbe.« – »Du trägst Blau«, sagte trocken die Königin. Don Carlos meinte versöhnlich: »Dafür kannst du, wenn Don Francisco nichts dagegen hat, mehr Orden und Bänder tragen, auch das

Goldene Vlies.« – »Seine Königliche Hoheit der Herr Kronprinz«, sagte beschwichtigend Francisco, »werden ganz im Lichte stehen. Orden und Bänder werden an ihm besonders glänzend leuchten.«

In schneller Arbeit riß er die Skizze aufs Brett. Dann erklärte er, die einzelnen Herrschaften allein oder in kleinen Gruppen werde er noch um ein paar Sitzungen bitten müssen. Sie alle zusammen brauche er nurmehr ein einziges Mal, für eine letzte, große Farbenskizze. »Genehmigt«, sagte der König.

Auch in dieser Nacht schlief Goya nicht gut. Nein, er wird keine vertrackte Anekdote malen wie van Loo, und niemand soll sagen dürfen, was dem Velázquez erlaubt sei, sei dem Goya nicht erlaubt. Velázquez ist groß und tot, dachte er, beinahe triumphierend, und es ist eine andere Zeit, und ich bin nicht klein, und ich bin lebendig. Und in der Dunkelheit, mit innerm Jubel, sah er deutlich, was er malen wollte, die widerstrebenden Farben, die er zwingen wird, eins zu sein, den ganzen schillernden, glitzernden Einklang, und inmitten des phantastischen Gefunkels hart, nackt und klar die Gesichter.

Noch bevor er an die Einzelskizzen ging, wurde er zum Intendanten des Königs gerufen, dem Kämmerer Marqués de Ariza. Dieser empfing ihn in Gegenwart des Schatzmeisters Don Rodrigo Soler. »Ich habe dem Herrn Hofmaler einige Eröffnungen zu machen«, erklärte der Marqués; er sprach höflich, doch vor sich hin ins Leere, ohne Francisco anzuschauen. »Wiewohl man füglich Ihre Hoheit Doña María Antonia, Kronprinzessin von Neapel, als die Verlobte Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen Don Fernando betrachten darf, sind die Verhandlungen zwischen den hohen vertragschließenden Parteien nicht völlig abgeschlossen, so daß Änderungen noch im Bereich des Möglichen liegen. Es dürfte sich daher empfehlen, daß der Herr Hofmaler der hohen Verlobten etwas unbestimmte, gewissermaßen anonyme Gesichtszüge gibt, so daß im Fall anderer Dispositionen die vom Herrn Hofmaler dargestellte Figur eine andere hohe Frau verkörpern könnte. Bin ich von dem Herrn Hofmaler verstanden?« – »Ja, Exzellenz«, erwiderte Goya. »Man hat weiterhin darauf aufmerksam gemacht«, fuhr der Marqués de Ariza fort, »daß die Zahl der darzustellenden fürstlichen

Persönlichkeiten, wenn der zukünftige Erbprinz von Parma, ich meine den Säugling, sowie die hohen abwesenden Infantinnen mit eingerechnet werden, dreizehn beträgt. Nun sind natürlich die darzustellenden hohen Persönlichkeiten erhaben über jeden Aberglauben, nicht aber alle potentiellen Beschauer. Infolgedessen hat man den Vorschlag gemacht, es könnte sich der Herr Hofmaler, wie dies auf früheren Gemälden ähnlicher Art geschehen ist, selber auf dem Bilde anbringen, natürlich in unaufdringlicher Weise. Bin ich von dem Herrn Hofmaler verstanden?« Goya, trocken, antwortete: »Ich denke, ja, Exzellenz. Man hat angeordnet, ich soll mit auf das Bild, im Schatten malend.« – »Man dankt dem Herrn Hofmaler«, erwiderte der Marqués, »der Herr Hofmaler hat verstanden.«

In Goya arbeitete es. Er dachte daran, wie sich Velázquez dargestellt hatte auf seinem Bild der »Königlichen Familie«, groß, selbstverständlich, ohne Anmaßung, keineswegs im Schatten, und dann hatte König Philipp mit eigener Hand dem gemalten Velázquez das Santiago-Kreuz auf die Brust gemalt. Er selber, Francisco, wird sich in den Schatten malen, aber er wird auch dann sehr sichtbar bleiben, und auch sein König wird ihn belohnen, mit weniger Charme vielleicht als Don Felipe den Velázquez, aber zum Ersten Maler wird er ihn ernennen, endlich; nachdem er ihm diesen großen, schweren Auftrag gegeben hat, ist des kein Zweifel.

»Es bliebe noch die Frage des Honorars zu erledigen«, sagte höflich Don Rodrigo Soler, der Schatzmeister, und sogleich überkam Francisco seine ganze bäuerliche Rechenhaftigkeit, und er beschloß, sehr gut zu hören. Manchmal nämlich bot man in ähnlichen Fällen ein niedriges Honorar, annehmend, der Maler werde sich durch die Ehre des Auftrags entschädigt fühlen. »Ich dachte ursprünglich«, erklärte behutsam Francisco, »die vorbereitende Arbeit könnte sich auf flüchtige Herstellung von Skizzen der einzelnen hohen Persönlichkeiten beschränken; es hat sich aber ergeben, daß ich auch die Einzelporträts bis ins kleinste werde ausführen müssen. Es werden etwa vier kleinere Porträtgruppen werden und zehn Einzelporträts.«

Der Marqués de Ariza stand stumm da, voll hochmütiger Abwehr. »Es wurde beschlossen«, sagte der Schatzmeister Soler, »Ihrer Honorierung nicht die aufgewandte Zeit zugrunde zu legen. Vielmehr wird Ihr Gemälde gemäß der Zahl der hohen darzustellenden Persönlichkeiten honoriert werden. Wir werden Ihnen für die Köpfe der Majestäten und Hochdero Kinder je 2000 Realen bezahlen, für die Köpfe der andern Mitglieder der Königlichen Familie je 1000.« Goya überlegte, ob wohl auch die Köpfe der abwesenden Infantinnen, der des Säuglings und sein eigener honoriert werden würden; allein er fragte nicht.

Im stillen lächelte er. Schlecht war die Honorierung keinesfalls. Er pflegte seine Preise zu erhöhen, wenn der Besteller die Hände mitgemalt haben wollte. Diesmal war von Händen nicht die Rede gewesen, und es war von vornherein in seinem Plan gelegen, nur ganz wenige Hände mitzumalen, höchstens vier bis sechs. Nein, die Honorierung war nicht unanständig, selbst wenn man nur zehn Köpfe honorieren sollte.

Noch am gleichen Tage, in dem provisorischen Atelier, das man ihm im »Saale der Ariadne« einrichtete, begann er zu arbeiten.

Hier konnte er jedes einzelne Modell in genau das Licht stellen, in welchem es in dem Familienbild stehen wird, und er führte die Skizzen aus bis ins letzte Detail. Er malte Don Luis, den Erbprinzen von Parma, würdig, jung, leidlich hübsch, ein wenig dümmlich. Er malte die freundliche, nette unansehnliche Infantin María Luisa mit ihrem Säugling. Er malte die alte Infantin Doña María Josefa. Wiewohl entschlossen, ihr Gesicht nur hervorlugen zu lassen zwischen den Vollfiguren des Kronprinzen und seiner anonymen hohen Braut, verwandte er auf die Skizze zwei volle Vormittage; die abschreckende Häßlichkeit der alten Infantin faszinierte ihn.

Ein überaus williges Modell war der König selber. Er hielt sich sehr aufrecht und drückte Brust und Bauch heraus. Darauf schimmerte das weißblaue Band des Carlos-Ordens, strahlte das rote Band des Christus-Ordens von Portugal, flimmerte das Goldene Vlies; matt leuchtete über dem kastanienbraunen Samt des Rockes der graue Besatz, blitzte der Griff des Degens. Der Träger all dieser Pracht aber stand da, stramm,

beharrlich, bedeutend, stolz darauf, wie gut er trotz seiner Gicht das lange Stehen aushielt.

War es dem König eine Lust, so dazustehen und zu posieren, so machten ihm die Pausen keine kleinere Freude. Dann legte er wohl den Degen ab, zuweilen auch den gewaltigen Samtrock mit all den Orden und Bändern, räkelte sich im Sessel, verglich liebevoll seine Uhren und unterhielt sich über Jagd, Landwirtschaft, Kinder und Fragen des Alltags. »Sie kommen ja auch auf das Bild, Don Francisco«, meinte er eines Tages wohlwollend. Er musterte seinen Maler und schätzte ihn ab. »Sie machen eine ganz stattliche Figur«, fand er, und: »Wie wäre es mit einem kleinen Ringkampf?« schlug er vor, unvermutet, belebt. »Ich bin viel größer als Sie, zugegeben, und wohl auch viel kräftiger gebaut, aber ich habe meine Jahre und meine Gicht. Lassen Sie mal Ihren Bizeps fühlen«, befahl er, und Goya mußte seinen Arm frei machen. »Nicht übel«, begutachtete er. »Aber betasten Sie den meinen.« Goya tat es. »Allerhand, Majestät«, anerkannte er. Plötzlich fiel Don Carlos über ihn her. Goya, überrascht, wehrte sich heftig. Er hatte in der Manolería mit so manchem Majo Ringkämpfe aufgeführt, in Scherz und Ernst. Carlos, schnaufend, nahm seine Zuflucht zu unerlaubten Griffen. Goya, darob verdrossen, vergaß, daß er Erster Maler werden wollte, und kniff mittels eines richtigen Majo-Griffes den König auf schmerzhafte Art in die Innenseite des Schenkels. »Au«, sagte heftig Don Carlos. Francisco, sich kontrollierend, auch seinesteils schnaufend, sagte: »Ich bitte untertänigst um Verzeihung.« Immerhin dauerte es noch eine Weile, ehe er sich von Carlos das Knie auf die Brust setzen ließ. »Sie sind mir einer«, sagte Carlos.

Im übrigen bezeigte er Francisco auf jede Art seine Gnade. Immer in Aranjuez fühlte er sich besonders wohl; oft da zitierte er den alten Spruch: »Wenn Gott nicht Gott wäre, möchte er der König von Spanien sein mit einem französischen Koch.« Sehr wohlgelaunt also fühlte sich Don Carlos, und er wollte seine gute Laune auch auf Francisco übertragen, dadurch den Fortgang der Arbeit störend. Er führte ihn herum in der halbfertigen »Casa de labrador«, in seinem »Bauernhaus«, dem prächtigen

Nebenpalast, den er im Park errichten ließ, und er versprach Goya, daß auch auf ihn dort Arbeit warte. Mehrmals nahm er ihn mit auf die Jagd. Ein anderes Mal hieß er ihn in den großen Musiksalon kommen, und hier, massig inmitten der zierlichen chinesischen Einrichtung, spielte er ihm auf der Geige vor. »Finden Sie nicht, ich habe Fortschritte gemacht?« fragte er. »Es gibt sicher bessere Geiger in meiner Kapelle, aber unter meinen Granden bin jetzt, da unser guter Alba so früh hat dahingehen müssen, ich wohl der beste Musikant.«

Es war unter Goyas Modellen ein einziges, das sich widerspenstisch zeigte: der Kronprinz, Don Fernando. Goya behandelte den Sechzehnjährigen mit besonderer Ehrerbietung und tat sein Bestes, ihn für sich zu gewinnen. Doch der gewalttätige, eingebildete Fernando blieb störrisch. Er wußte, Goya war ein Freund des Príncipe de la Paz, und den haßte er. Von Mägden, Gouvernanten, Hofdamen frühzeitig in die Genüsse des Geschlechtes eingeführt, hatte der kleine Prinz sehr bald erfahren, daß Don Manuel der Liebhaber seiner Mutter war, und er hatte ihn mit Neugier, Neid und Eifersucht betrachtet; dann gar hatte, als einmal der elfjährige Fernando mit dem kleinen Degen seiner Oberstenuniform nicht fertig geworden war, Don Manuel ihm Rat gegeben, herablassend erwachsen, keineswegs untertänig. Jetzt also mußte er dem Freunde dieses Don Manuel Modell stehen in einem Rock, dessen Farbe er nicht mochte, und der Maler erdreistete sich obendrein, vor ihm, dem Thronfolger, seinen Arbeitskittel zu tragen.

Dafür war Doña María Luisa ein besonders gefügiges Modell. Wie Goya es wünschte, posierte sie bald allein, bald mit den beiden Kindern, bald ließ sie jedes der beiden Kinder allein für sich posieren.

Endlich war es soweit, daß er die Herrschaften untertänigst bitten konnte, ihm noch einmal in Gesamtheit und in Gala im »Saale der Ariadne« Modell zu stehen für die große Farbenskizze.

Da standen sie, und Goya beschaute sie und sah beglückt: der Einklang zwiespältiger Farben, wie er ihn geträumt hatte, war da, reich, neu und bedeutend. Das Einzelne war untergeordnet dem Ganzen, und das Ganze war in jedem Einzelnen. Die

widerstrebenden Farben waren *ein* Geleucht, rot und golden die rechte Seite, die linke blau und silbern, in jedem Licht war Schatten, nur eben verschieden gestuft, und in jedem Schatten war Licht, und in all dem Geleucht standen nackt, hart und genau die Gesichter, das Gemeine im Ungemeinen. Er dachte das nicht, er hätte das nicht ausdrücken können: er spürte es.

Er schaute, er starrte, scharf, lange, unehrerbietig, und dieses Mal war das Gefolge ernstlich schockiert. Da stand dieser Mensch, dieser geringe Untertan in seinem schäbigen Kittel, und vor ihm die Könige und Prinzen in ihrer ganzen Pracht, und er beschaute sie gleich einem General, der Parade abhält. Das war schlechthin Aufruhr, so was wäre vor der Französischen Revolution nicht möglich gewesen, und warum ließen sich's die Bourbonen gefallen?

Francisco begann zu malen, hastig, lange. Die alte Infantin María Josefa klagte, sie könne nun nicht länger stehen, und Carlos wies sie zurecht, dieses bißchen Beharrlichkeit sei das Wenigste, was man von einer Infantin verlangen könne. Goya aber hörte nicht, er hörte in Wahrheit nicht, er war hingegeben an seine Arbeit.

Dann endlich machte er eine Pause, und alle räkelten sich und wollten gehen. Aber: »Zwanzig Minuten noch!« bat er, und da er die unwilligen Gesichter sah, flehte er sie an, beschwor er sie: »Nur zwanzig Minuten noch! Dann brauche ich Sie nicht mehr zu bemühen, kein einziges Mal mehr.« Sie fügten sich. Er malte. Stille war, man hörte eine große Fliege gegen eines der Fenster summen. Endlich sagte Goya: »Danke, Majestät. Danke, Majestät. Danke, Königliche Hoheiten.«

Als er allein war, saß er eine lange Weile erschöpft, glücklich. Nun war, was er gesehen hatte, Gestalt geworden, er konnte es nicht mehr verlieren.

Dann, heiß und jäh, fiel über ihn die Sehnsucht nach Cayetana. An der Gewalt, mit der dies geschah, spürte er, welche Energie es ihn gekostet hatte, die ganze Zeit über den Gedanken an sie hinunterzuzwingen.

Es wäre klüger gewesen, es wäre das einzig Kluge gewesen, hier in Aranjuez zu bleiben und weiterzuarbeiten. Aber er fragte sich: Wird sie noch in Madrid sein? Und

wie lange oder wie kurz noch? Und er

Schickte Botschaft nach Madrid zur
Herzogin, er werde an dem
Nächsten Tag zurück sein. Und er
Suchte Gründe sich zusammen,
Klügelnd, daß er und warum er
Um des Bildes willen dringlich
Ein paar Tage in Madrid ver-
Bringen müsse. All dies war sehr
Töricht, und er wußte es und
Tat es trotzdem.
Und er rollte
Seine große Farbenskizze
Und die einzelnen Modelle
Sorglich ein und fuhr mit ihnen
Und mit großem Stolz und vieler
Hoffnung und in ungeheurer
Eile nach Madrid.

28

Die erste Nacht nach seiner Rückkehr war sie bei ihm. Die Sommernächte waren kurz, und es war gefährlich für Cayetana, wenn man sie des Morgens auf dem Weg von seinem Haus zu dem ihren überraschte. Trotzdem blieb sie bis in die Dämmerung.

Am andern Abend kam sie sehr früh. Er erzählte ihr von seiner Arbeit, zeigte ihr die Farbenskizzen, versuchte ihr zu erklären, was Neues, Großes er zu machen im Begriffe war. Sie indes hörte kaum auf seine unbeholfenen Worte, sie schaute auf die Skizzen, auf die Versammlung eingebildeter, geschwollener Köpfe über den prunkenden Kleidern, und sie verzog den Mund, sie lachte. Lachte laut, vergnügt. Er war gekränkt. War das die Wirkung? Er bereute, daß er ihr das Werk gezeigt hatte.

Sein Verdruß dauerte kurz. Er war glücklich, sie zu sehen, sie zu spüren, sie zu haben. Alles an ihr machte ihn glücklich. »Ven ventura, ven y dura – Glück, mein Glück, sei gut und bleibe«, dachte er, summte er vor sich hin, wieder und wieder.

Auch diese zweite Nacht blieb sie bei ihm. Vielleicht waren das ihre letzten Stunden in Madrid; morgen waren die drei Wochen um, welche María Luisa ihr gelassen hatte. Aber sie glaubte nicht daran, daß man es wirklich wagen werde, sie mittels Edikts ins Exil zu schicken, und auch er konnte nicht daran glauben.

Am Nachmittag darauf erhielt er einen hastigen Zettel von ihr: »Komm sogleich«, und er wußte, sie war ausgewiesen. Er lief zu ihr.

In dem großen Palacio Liria war Aufruhr. Viel Dienerschaft rannte ab und zu, Befehle wurden ausgegeben, widerrufen, selbst die würdige Doña Eufemia verbarg nicht ihre Erregung. Ja, Cayetana hatte die Carta orden erhalten, einen handschriftlichen Befehl des Königs.

Sie empfing Francisco im Schlafzimmer, er fand sie im Begriff, sich für die Reise anziehen zu lassen, im Unterkleid, ohne Schuhe. Während sie den Zofen Weisungen gab, erzählte sie ihm. Sie hatte die Stadt noch am gleichen Tag zu verlassen und sich für

unbestimmte Zeit auf eine ihrer andalusischen Besitzungen zu begeben. Es war ihr ausdrücklich verboten, das Königreich Andalusien ohne besondere Erlaubnis zu verlassen. »Ich werde auf Umwegen reisen«, sagte sie. »Ich werde so reisen, daß ich nur auf Boden nächtige, der mir gehört.« Sie lachte über den Wirrwarr ringsum. Das wollige, weiße Hündchen kläffte.

Sein Herz verlangte danach, sie zu begleiten, jetzt bei ihr zu sein, da sie so aufgeschlossen und wunderbaren Mutes war. Und darauf sollte er verzichten, verzichten gerade auf die Wochen, da sie ganz und ihm allein gehören würde. Er wird nicht verzichten. Lieber verzichtet er auf das Bild, das er fertig im Gemüte trägt, lieber auf Ruhm und Karriere. Er will mit ihr sein jetzt, er ist voll des glühenden Willens, es ihr gleichzutun, die ganze Welt herauszufordern, wie sie es getan hat mit ihrem kühnen, stolzen, törichten, bewundernswerten Geschenk an diesen albernen Doktor. Doch im nächsten Augenblick, ebenso glühend, ist in ihm der Wille zu seinem Bild. Herrisch verlangt ihn nach dem Bilde, das Bild ist in ihm, seine ganze Farbenflut, funkelnd, glitzernd, strahlend, blitzend, und daraus hervortauchend die nackten Köpfe: »Die Königliche Familie« des Goya, nicht wetteifernd mit der »Königlichen Familie« des Velázquez, aber auch, wahrhaftig, ein Bild, das sich sehen lassen kann. Er sagte, ein wenig heiser: »Darf ich Sie begleiten, Doña Cayetana?«, und sogleich, halbherzig, fügte er hinzu: »Wenigstens den ersten Tag?«

Sie hatte ihn angeschaut während der Augenblicke, da all dieses in ihm vorging, mit ihren menschenkennerischen Augen, und er hatte das unbehagliche Gefühl, sie wisse genau, was in ihm vorging. Nun er sein schwungloses Anerbieten vorgebracht hatte, lachte sie, nicht einmal unfreundlich. Trotzdem war er gekränkt. Bedeutete es nichts, wenn der Maler des Königs das Werk im Stich ließ, das ihn zum Ersten Maler machen sollte, und sich bereit erklärte, eine Dame, die in Ungnade war, auf dem Weg in die Verbannung zu begleiten? »Ich weiß es zu schätzen, Don Francisco«, sagte sie, »was Sie mir angeboten haben. Aber Sie sind ja ein besonnener Mann, und diesmal will auch ich besonnen sein. Wenn Sie einen Tag lang neben meinem Wagen herreiten und seinen

Staub schlucken, nur um dafür niemals Erster Maler zu werden, dann werden Sie das drei Tage später bereuen und für Ihr ganzes Leben. Ist es nicht so? Und ich will gar nicht denken an die schönen Namen, die Sie mir dann alle die Jahre hindurch im stillen an den Kopf werfen würden, vielleicht nicht einmal im stillen. Also: vielen Dank, Francho«, und sie stellte sich auf die Fußspitzen und küßte ihn.

Dann sagte sie leichthin: »Übrigens begleitet mich natürlich Don Joaquín, und ich bin in jeder Hinsicht in guter Hut.«

Er hatte annehmen müssen, daß Doktor Peral sie begleiten werde, es war selbstverständlich. Dennoch traf es ihn.

Diener riefen sie zum Wagen.
»Kommen Sie bald nach, Francisco!«
Sagte sie, und durch die leeren
Worte klang Verlangen. »Malen
Sie Ihr Bild zu Ende wie der
Hast'ge Lukas! Fahren Sie nach
Andalusien, als ob das
Heilige Offizium hinter-
Drein geritten käme!«

29

Bis jetzt hatte Goya seinem Agustín keine Gelegenheit zu einem richtigen Gespräch gegeben. Doch kaum war Cayetana fort, da sagte er: »So, du saurer Agustín, jetzt zeige ich dir, was ich gemacht habe«, und er rollte die Skizzen auf und befestigte sie mit kleinen Nägeln auf Brettern.

Agustín stand davor, trat zurück, ging wieder näher, stieß den großen, hügeligen Kopf gegen die eine Skizze, gegen die andere, schluckte, schmatzte mit dem langen, dünnen Mund. »Ich will dir erklären –«, hub Goya an. Doch: »Sag jetzt nichts«, winkte ihm Agustín ab, »ich weiß schon.« – »Du weißt gar nichts«, sagte Goya, aber er schwieg und ließ den andern weiterschauen.

»Carajo!« rief schließlich Agustín. Es war dies aber ein richtiger, mundfüllender, ungeheuer obszöner Maultiertreiberfluch, und aus der Art, wie Agustín ihn ausstieß, erkannte Francisco, daß er das Bild begriffen hatte. Trotzdem konnte Francisco nicht an sich halten, er mußte endlich heraussagen, was er da machen wollte, mußte es erklären. »Ich will nichts konstruieren«, sagte er. »Ich will's nicht wie Velázquez machen, keine vertrackte Anekdote, verstehst du. Ich stell diese Menschen einfach hin, simpel, kindlich.« Er spürte, Worte, vor allem seine Worte, waren zu ungefüg und plump für das Delikate und Komplizierte, was er auseinanderzusetzen trachtete, aber es zwang ihn weiterzureden. »Das Einzelne muß natürlich ganz deutlich werden, dabei darf man es überhaupt nicht sehen. Nur die Gesichter müssen auf einen herschauen, hart, wirklich, genau, wie sie sind. Und dahinter ist es dunkel, man ahnt gerade noch die Riesenschinken im ›Saal der Ariadne‹. Siehst du, was ich machen will? Verstehst du's?«

»Ich bin doch kein Trottel«, antwortete Agustín. Und mit stillem, ruhigem Triumph sagte er: »Hombre! Das wird wirklich etwas ganz Großes. Und etwas ganz Neues. Francho, Francho, was bist du für ein Maler!« – »Merkst du das endlich?« gab vergnügt

Francisco zurück. »Übermorgen gehen wir nach Aranjuez«, fuhr er fort. »Dich nehme ich natürlich mit. Wir werden schnell fertig sein. Ich brauche die Porträts nur zu übertragen. Es ist alles da, worauf es ankommt. Es wird großartig werden.« – »Ja«, sagte überzeugt Agustín. Er hatte ängstlich darauf gewartet, ob Francisco ihn einladen werde mitzukommen; nun freute er sich kindlich. Und sofort wurde er praktisch. »Also übermorgen nach Aranjuez«, sagte er. »Da ist vorher noch eine Menge zu tun. Ich muß zu Dacher wegen des Rahmens und wegen der Leinwand, zu Ezquerra wegen der Farben, und über den Firnis muß ich auch mit ihm reden.«

Er überlegte eine Weile, dann meinte er zögernd: »Du hast die ganze Zeit über die Freunde nicht gesehen, Jovellanos, Bermúdez, Quintana. Jetzt gehst du wieder auf Wochen nach Aranjuez. Solltest du nicht mit ihnen zusammenkommen?«

Goya hatte sich verfinstert, und Agustín fürchtete, er werde aufbrausen. Doch Goya bezwang sich. Er verstand kaum mehr, wie er so lang ohne Agustín hatte auskommen können, er konnte sich nicht vorstellen, wie er in Aranjuez ohne diesen verständigsten Freund hätte weiterarbeiten sollen, er mußte ihm die Freude machen. Außerdem hatte Agustín recht, es wäre eine Beleidigung gewesen, wenn er die Freunde nicht gesehen hätte.

Er traf Miguel und Quintana bei Jovellanos. »Wir haben uns lange nicht gesehen, ich stak tief in der Arbeit«, entschuldigte er sich. »Von den guten Dingen der Welt«, meinte bitter Don Miguel, »ist Arbeit das einzige, das keinen übeln Nachgeschmack hinterläßt.«

Dann, natürlich, sprach man über Politik. Es stand schlimm um Spanien, schlimmer, als Goya, der in Aranjuez die allgemeinen Dinge nicht an sich herangelassen, es in seinem Innern hatte wahrhaben wollen. Die Flotte, von der alliierten Französischen Republik in den Krieg gezwungen, hatte sich von der schweren Niederlage beim Cap von Sao Vicente nicht mehr erholt. Die Engländer hatten Trinidad genommen, sie unterbanden die Zufuhr aus Indien, bedrängten sogar die Küsten des spanischen Mutterlandes. Die hohen Kriegskosten schufen Hunger und Elend. Das Direktorium in

Paris aber ließ es Spanien entgelten, daß man so lange mit dem Abschluß der Allianz gezögert hatte. Die Republik sonnte sich in den Siegen, die ihre Armeen in Italien erfochten hatten, und ließ Spanien überall im Stich. Der General Bonaparte ging so weit, die italienischen Verwandten des spanischen Königshauses zu entthronen und ihre Länder einzustecken. Gewiß, die Allianz mit Frankreich war gute Politik gewesen und war nach wie vor der einzig gegebene Kurs. Aber statt darauf zu drängen, daß die Republik ihre Verpflichtungen aus dem Bündnisvertrag auch einhalte, gab Spanien überall nach. Es lag daran, daß die Königin und Don Manuel die Ämter mit ihren Günstlingen besetzt oder schlankwegs verkauft hatten. An den entscheidenden Posten saßen schlechte Männer, die sich, statt Spaniens Interessen zu wahren, von der Republik bestechen ließen. Maria Luisa selber war nicht unempfänglich. Raffte sie sich einmal zu energischer Forderung auf, dann schickte Paris ihr kostbare Geschenke, und die scharfe Beschwerde wurde zahme Klage.

Goya hörte stumm zu, voll Abwehr. Er gehörte zum Hof, im Grunde waren diese hier, da sie gegen den Hof eiferten, seine Feinde. Es war seltsam, daß Spaniens Fluch ihm selber zum Segen wurde. Wahrscheinlich war der gutmütig fröhliche Don Carlos, der sich mehr für sein Spielschiffchen interessierte als für die wirkliche Santísima Trinidad, ein schlechter König, wahrscheinlich war die Herrschaft Doña María Luisas ein Unglück für das Land; doch wenn diese beiden nicht wären, wie sie waren, dann hätte er keine Aufträge. Und sogar, daß der General Bonaparte dem Bruder María Luisas das Großherzogtum Parma weggenommen hatte, schlug ihm, Goya, zum Vorteil aus. Denn wenn nicht der Erbprinz von Parma und seine Infantin dadurch gezwungen worden wären, den Sommer in Aranjuez zu verbringen, wer weiß, ob dann Don Carlos auf die großartige Idee gekommen wäre, »uns alle zusammen« malen zu lassen.

Diese Erwägungen verhinderten nicht, daß die Empörung der andern über Spaniens selbstsüchtig schlechte Verwaltung auch Goya ergriff. »Die Herrschaften mußten sich verdammt anstrengen, um ein so gesegnetes Land wie das unsere so tief

herunterzubringen.« Diese Worte des Jovellanos und wie er sie gesagt hatte, blieben Goya im Ohr.

Aber er schüttelte den dicken Kopf; er hatte anderes zu denken. Er rüstete die Rückfahrt nach Aranjuez.

Für Josefa hatte er in diesen paar Tagen kaum Zeit gehabt; das fiel ihm jetzt auf die Seele. Schließlich wollte er sein Werk, nachdem er's Cayetana und Agustín hatte sehen lassen, vor ihr nicht verstecken. Mit einem kleinen, etwas verlegenen Schmunzeln führte er sie vor die aufgespannten Skizzen.

Versuchte ihr zu erklären, was er vorhatte. Sie verstand genug von Malerei, um aus den Skizzen und seinen Erläuterungen klug zu werden. Sie stellte sich das fertige Bild vor und wußte nicht, ob sie es gut fand. Sicher wird von der Leinwand das wundervolle, verwirrende Glitzern ausgehen, von dem er sprach, und die Gesichter der Könige und Prinzen werden scharf herausspringen. Aber die Skizzen schauten sie böse an, und die Vorstellung des fertigen Bildes machte ihr kalt. Sie fürchtete, es werde darin ein übler Geist sein, etwas Ketzerisches, Gefährliches, Aufrührerisches. Gewiß, schön waren die Majestäten auch im Leben nicht, aber auf den Porträts des Raphael Mengs, des Maella, ihres Bruders und selbst auf den früheren Porträts Franciscos waren sie bei aller Ähnlichkeit doch nicht *so* häßlich. Und werden sie sich das gefallen lassen? Sicher wird Unglück kommen von diesem Bilde.

»Nun, was meinst du?« fragte Goya.
»Sind der König und die Kön'gin«,
Fragte sie zurück, »und ist vor
Allem die Infantin-Tante
Nicht –«, sie suchte nach dem Wort. »Zu
Ähnlich?« half er ihr. Sie nickte.
Angezogen, abgestoßen,
Stand und schaute sie und sagte
Schließlich: »Trotzdem, sicher wird's ein

Meisterhaftes Werk, nur ist’s so
Überraschend.«

30

In Aranjuez, im »Saale der Ariadne«, schaute Agustín mit wissender Bewunderung zu, wie nun unter des Freundes kundiger Hand, was dieser in seinem Innern gesichtet hatte, allen sichtbar wurde.

Und noch eines erkannte jetzt mit tiefer Freude Agustín: daß nämlich »Die Familie Carlos' des Vierten« ein politisches Bild wurde. Allein er hütete sich, diese Erkenntnis laut werden zu lassen. Denn natürlich dachte Francisco nicht daran, »Politik« zu malen. Er glaubte an das absolute Königtum, er spürte Sympathie für diesen gutmütigen, von seiner Würde erfüllten Monarchen und für diese Doña María Luisa, die sich aus dem Kuchen Welt mit unersättlichem Appetit ihr ungeheures Teil herausschnitt. Aber die wüsten Ereignisse, die Spanien heimsuchten, die zerschlagenen Schiffe, der ausgeplünderte Staatsschatz, die Schwäche und Arroganz der Königin, das Elend des Volkes, das alles war, während er malte, in Goyas Hirn, ob er's wollte oder nicht. Und gerade weil er keinen Haß malte, sprang aus dem stolzen Leuchten der Uniformen, Orden und Juwelen, aus dem Gefunkel all dieser Attribute des gottbegnadeten Königtums, die armselige Menschlichkeit der Träger dieses Königtums einem jeden mit nackter, brutaler Sachlichkeit ins Auge.

Noch nie hatten die beiden so gut zusammengearbeitet. Verzog Agustín das treue, mürrische Gesicht auch nur um ein winziges, dann wußte Francisco, etwas stimmte nicht. »Was meinst du zu dem Mund der Königin?« fragte etwa Goya. Agustín kratzte sich nachdenklich den Schädel, und schon gab Francisco der María Luisa der »Familie« verpreßte Lippen statt der dicklächelnden der Porträtskizze. »Eigentlich sieht der Infant Antonio dem König verdammt ähnlich«, meinte Agustín, und schon ähnelte, um die krampfig majestätische Miene des Don Carlos zu unterstreichen, Francisco ihr die pedantisch würdige des unmittelbar hinter ihm stehenden Infantenbruders noch mehr an.

Goya arbeitete mit beharrlichstem Fleiße. Wie damals, als er nach dem Autodafé die fünf Bilder um die Inquisition gemalt hatte, arbeitete er auch jetzt tief in die Nacht hinein beim Schein von Kerzen, die er in listiger Anordnung, so daß sie ihm jedes gewünschte Licht gaben, auf dem Metallschild des niedrigen, zylinderförmigen Hutes befestigt hatte.

Er malte überaus gewissenhaft, doch mit souveräner Verachtung des Nebensächlichen. Man hatte ihn angewiesen, er solle das Gesicht der hohen Braut des Thronfolgers, deren Wahl noch nicht feststand, »anonym« halten: er ließ die prunkvoll geschmückte, unbekannte Infantin einfach den Kopf wegdrehen. Des Königs älteste Tochter gar, die abwesende Prinzessin-Regentin von Portugal, hatte er bis ganz zuletzt vergessen. Agustín erinnerte ihn. Francisco winkte ab: »Laß nur, die hab ich in zwei Minuten«, und er malte weiter an dem dicken, verdrossen würdigen Kopfe des Infanten Don Antonio Pascual. Man rief ihn zum Essen, er arbeitete weiter. Der Kopf war fertig, man rief ihn ein zweites Mal. »Setz du dich nur hin«, sagte er zu Agustín, »ich komme sofort, ich male nur noch rasch die Prinzessin-Regentin.« Und wirklich war die Suppe noch warm, als schon, gleichgültig und ausgeprägt-nichtssagend, das fertige Gesicht der Infantin zwischen dem Infanten Antonio und dem langen Erbprinzen Luis hervorlugte.

Auch sich selber in das Bild zu malen, brauchte er weniger als eine Stunde. Vergnügt und verschmitzt dann nickte der lebende Goya dem gemalten zu, der aus dem Dunkel herausschaute, ein bißchen schattenhaft, wie gewünscht, aber sehr kenntlich und gar nicht bescheiden.

Überhaupt war Goya gegen Agustíns Erwartung die ganze Zeit über von gleichmäßig guter Laune. König und Königin taten auch dieses Mal ihr Bestes, ihm die Arbeit zu erleichtern. Sie schickten ihm die Galakleider und einzelne Orden, die er benötigte, und Goya hängte wohl lachend Agustín Band und Kreuz des Goldenen Vlieses um den Hals, oder er steckte zur grimmigen Freude Agustíns einen dicken Lakaien in den Königsrock des Carlos und hieß ihn würdig dastehen gleich Carlos.

Es kam ein Tag, da setzte er die letzten Lichter auf. Und dann fragte er sich und den Freund: »Ist es fertig?«

Agustín schaute. Da waren die dreizehn Bourbonen. Da war die harte, grausame Wahrheit der kläglichen Gesichter und die zauberhafte, betäubende Farbenfülle ihres angeerbten Königtums. »Ja, es ist fertig«, sagte Agustín. »Gleicht es der ›Familie Philipps‹ des van Loo?« fragte Goya und grinste. »Nein«, sagte Agustín und grinste breiter. »Auch nicht den ›Hofdamen‹ des Velázquez«, sagte er, und sein schollerіges Lachen mischte sich in das helle, glückliche Goyas.

»Vielleicht sollte man es Don Miguel zeigen«, schlug Agustín vor; Señor Bermúdez war in Aranjuez bei Don Manuel, und Agustín freute sich auf das verblüffte Gesicht des großen Kenners.

Don Miguel kam, sah, und sein Urteil stand sogleich fest. Das Bild störte ihm das Innere, es stieß ihn ab, es war mit all seiner Kunst barbarisch. Trotzdem zögerte er zu sprechen. War er nicht auch seiner Sache sicher gewesen, als es um Lucía ging, und hatte nicht schließlich doch Francisco recht gehabt mit seinem zweideutigen Porträt? Vielleicht hatte auch mit diesem Bilde Francisco recht, nicht aus wirklichem Kunstwissen heraus, sondern aus der unheimlichen Tiefe seines Instinktes.

»Ein ungewöhnliches Bild«, sagte zuletzt Miguel. »Sehr anders, sehr eigenartig. Aber –« Er verstummte. Dann indes nahm er einen Anlauf. Es war ausgeschlossen, daß seine in der mühsamen Arbeit von Jahrzehnten erworbene Theorie sich dergestalt sollte täuschen können. Er schuldete es der ästhetischen Weisheit der großen Alten, die sich durch zwei Jahrtausende über den Humanismus fortgeerbt hatte auf ihn, Don Miguel Bermúdez, daß er jetzt den Mund auftat gegen diese Barbarei. »Ich bewundere deine Farbengebung, Francisco«, sagte er. »Sie ist gegen die Regel, aber ich räume ein, dieses Getümmel der Lichter, dieser gebändigte Tumult der Farben ist hohe Kunst. Aber warum setzest du deiner Schönheit so viel Abstoßendes auf? Warum zwingst du den Beschauer, so viel Häßliches und Widerwärtiges in Kauf zu nehmen? Ich bin der letzte, der neue Wirkungen nicht zu schätzen wüßte, auch wenn sie gewagt sind: aber das

verstehe ich nicht. Ich verstehe noch anderes nicht auf diesem Bilde. Abweichungen von der Regel, schön und gut, ich nehme sie hin. Aber hier sehe ich nur mehr Abweichungen. Ich freue mich über jeden gesunden Realismus: aber deine Bourbonen sind nicht mehr Porträts, sie sind Karikaturen. Und warum die übersimple, primitive Komposition? Ich wüßte kein Werk, keines der alten Meister und kein zeitgenössisches, auf das du dich berufen könntest. Nimm mir's nicht übel, Francisco, ich bewundere dich, ich bin dein Freund, aber hier kann ich nicht mehr mit.« Und, mit Autorität, schloß er: »Dieses Bild ist mißlungen.«

Agustín bereute, daß man dem gelehrten Esel, der selbst durch den Schmerz um Lucía nicht gescheiter geworden war, das Bild gezeigt hatte. Erbittert stieß er den großen, hügeligen Kopf vor, schickte sich an zu antworten. Doch Goya winkte ihm ab. »Ich nehm dir's nicht übel, mein Alter«, sagte er leichthin zu Miguel.

Der indes setzte von neuem an. »Haben der König und die Königin das Bild gesehen?« fragte er besorgt. »Ich habe Skizzen von den einzelnen gemacht«, antwortete Goya, »die haben sie wohl zu Gesicht bekommen. Das Bild selber habe ich sie während der Arbeit nicht sehen lassen.« – »Entschuldige, Francisco«, sagte Don Miguel. »Ich weiß, Ratgeber sind selten willkommen, aber ich schulde dir Offenheit, und ich kann meinen Rat nicht zurückhalten. Zeige das Bild nicht so, wie es jetzt ist. Ich beschwöre dich.« Und ohne Furcht vor dem Grimm, den er auf Goyas Antlitz aufsteigen sah, fuhr er fort: »Kannst du nicht wenigstens deinen Carlos und deine María Luisa ein bißchen« – er suchte nach dem Wort – »freundlicher machen? Schließlich bist unter uns allen du derjenige, der sie am mildesten sieht.« – »Ich sehe sie nicht mild«, sagte Goya, »und ich sehe sie nicht hart: ich sehe sie, wie sie sind. So sind sie, und so bleiben sie. Für immer.«

Das Gemälde trocknete, es wurde gefirnißt. Señor Julio Dacher, der große französische Rahmenmacher, spannte es in seinen Rahmen. Ein Tag wurde vereinbart, an dem die königliche Familie das Werk besichtigen sollte.

Und dann war Goya ein letztes Mal im »Saal der Ariadne«, lief auf und ab vor seinem vollendeten Werk, wartete.

Die Türen öffneten sich, die Majestäten und Königlichen Hoheiten traten ein. Sie hatten einen Spaziergang in den Gärten gemacht, sie waren einfach gekleidet, mit nur ganz wenig Orden, und in ihrer Begleitung war, auch er sehr schlicht, der Príncipe de la Paz. Ziemlich viel Gefolge, darunter Miguel, kam mit ihnen. Don Carlos, im Eintreten, kramte unter seinem Rock und seiner Weste zwei Uhren hervor, verglich sie und erklärte: »10 Uhr 22. 14. Juni, 10 Uhr 22. Sie haben das Bild rechtzeitig abgeliefert, Don Francisco.«

Da standen sie, die Bourbonen, nicht geordnet wie auf dem Bilde, sondern wahllos durcheinander, und sie schauten sich, die Bourbonen im Fleische, die gemalten an, ein jeder sich selber und ein jeder alle. Und hinter ihnen, in der Wirklichkeit und auf dem Bilde im Schatten, stand der Maler, der sie so geordnet und so gemalt hatte.

Es glitzerte und funkelte von der Leinwand, höchst königlich, und sie standen auf der Leinwand, lebensgroß, mehr als lebensgroß, lebenswahr, mehr als lebenswahr, unverkennbar für jeden, der sie einmal auch nur flüchtig gesehen hatte.

Sie schauten und schwiegen, etwas verwirrt; es war ein großes Bild, noch nie waren sie auf so viel Leinwand gemalt worden und noch nie der einzelne umgeben von so viel anderer Fürstlichkeit.

Don Carlos stand massig in der Mitte, auf dem Bilde und im Saal. Das Ganze gefiel ihm, er selber gefiel sich. Wie wunderbar ist sein kastanienbrauner Staatsrock gemalt, man sieht, daß er aus Samt ist, und wie genau der Griff des Degens und jeder Ordensstern und jedes Ordensband, und er selber wirkt bedeutend, er steht fest da, unerschütterlich, man erkennt, wieviel Kraft und Schmalz in seinen Knochen ist, trotz seiner Jahre und trotz seiner Gicht. Wie ein Fels, denkt er, Yo el Rey de las Españas y de Francia, denkt er. Ein sehr bedeutendes Bild. Schon schickt er sich an, Goya etwas Freundlich-Scherzhaftes zu sagen, aber er wartet doch lieber erst eine Äußerung seiner Doña María Luisa ab.

Sie, die alternde, häßliche, ungeschmückte María Luisa, steht zwischen ihrem Mann, ihrem Freund und ihren Kindern, und ihre schnellen, scharfen Augen mustern die alternde, häßliche, geschmückte María Luisa des Bildes. Vieles an dieser gemalten Frau mag vielen nicht gefallen: ihr gefällt es, sie sagt ja zu dieser Frau. Die Frau hat ein häßliches Gesicht, aber es ist einmalig, es zwingt einen hinzuschauen, es bleibt einem im Gedächtnis. Ja, so ist sie, María Luisa von Bourbon, Prinzessin von Parma, Königin aller spanischen Reiche, Königin beider Indien, Tochter eines Großherzogs, Gemahlin eines Königs, Mutter künftiger Könige und Königinnen, gewillt und fähig, dem Leben abzugewinnen, was sich ihm abgewinnen läßt, ohne Furcht und ohne Reue, bis man sie hinaustragen wird in den Escorial und hinunter in das Panteón de los Reyes. Wenn sie heute sterben müßte, dürfte sie sich sagen, sie habe aus ihrem Leben gemacht, was sie daraus machen wollte. Und um sie stehen ihre Kinder. Mit Wohlgefallen sieht sie auf den netten, kleinen Infanten, den die gemalte Königin an der Hand hält, und auf die hübsche, kleine Infantin, der sie den Arm um die Schulter legt. Sie hat die Kinder, die sie sich wünscht, lebendige, sehr lebensfähige Kinder, nicht nur von dem dicken, dummen Mann, den sie brauchte, damit ihr und den Kindern der zukommende Rang für immer gewährleistet sei, sondern auch von jenem, den sie mehr als jeden andern begehrt hat, und wenn nicht die ganze Welt zusammenstürzt, dann werden auch diese Kinder einmal auf Thronen Europas sitzen. Ja, es sind schöne, gesunde, gescheite Kinder, ihr Freund hat ihnen seine Wohlgestalt, sie ihnen den eigenen Verstand vererbt. Es ist ein gutes, wahres Bild, nicht süßlich, nicht geschmeichelt, sondern hart und stolz. Und es ist nur schade, daß nicht auch ihr Manuel mit auf dem Bild ist.

Das Schweigen dauerte lange. Goya begann unruhig zu werden. Grimmig schaute er hinüber zu Miguel. Sollte der Unheil herunterbeschworen haben mit seiner grämlichen, sauertöpfischen Voraussagung? Auch Josefa hat Bedenken gehabt. Sollten wirklich die Majestäten finden, er habe sie zu unfreundlich gemalt? Dabei hat er keinen unehrerbietigen Gedanken gedacht, er hat sogar immer etwas wie Achtung gehabt für diesen wohlwollenden König und Sympathie für diese lebenslustige Frau, die eine

Königin ist und gleichzeitig eine Maja. Er hat die Wahrheit gemalt. So hat er's bisher immer gehalten, und sie hat allen gefallen, seine Wahrheit, den Majos und den Granden und sogar der Inquisition. Und er hat damit gerechnet, auf dieses Bild hin Erster Maler des Königs zu werden, und soll das auch dieses Mal wieder in die Binsen gehen? Warum machen sie nicht endlich den Mund auf, der Dummkopf und die Hure?

Aber da tat Doña María Luisa den Mund auf. »Das haben Sie gut gemacht, Don Francisco«, sagte sie. »Das ist ein treues, wahres Bild, geeignet, der Nachwelt zu zeigen, wie wir Bourbonen sind.« Und sogleich fiel lärmend Don Carlos ein: »Ein ausgezeichnetes Bild. Ein Familienbild, genau wie Wir es gewünscht haben. Wie groß ist es übrigens, wie hoch und wie breit?« Goya gab Auskunft: »2,80 Meter hoch und 3,36 Meter breit.« – »Ein in jeder Hinsicht großes Bild«, erklärte befriedigt Don Carlos, und schelmisch, als wäre Don Francisco einer seiner zwölf Ersten Granden, sagte er: »Cubríos, bedecken Sie sich, Goya.«

Alle jetzt gratulierten Francisco überschwenglich. Don Miguel drückte ihm stark die Hand, das Gesicht ungewöhnlich bewegt. Er hatte angstvoll darauf gewartet, was der König äußern werde. Er freute sich herzlich, daß dem Freunde die bedenkliche Sache so gut hinausgegangen war, und fand sich überdies selber bestätigt: es war nicht verwunderlich, daß dem barbarischen König das barbarische Werk zusagte.

Der Príncipe de la Paz mittlerweile flüsterte dem König ins Ohr. Der erwiderte laut: »Eine leise Andeutung können wir ja machen.« Und schallend, mit breitem, scherzhaftem Lächeln, wandte er sich an Goya: »In ein paar Tagen, mein Lieber, werden Sie eine angenehme Überraschung erleben.« Manuel aber bekräftigte: »Ja, Francho, jetzt haben wir es geschafft.«

Seit dem Tode Bayeus hatte sich Francisco nach der Ernennung zum Ersten Maler gesehnt, sie war die große Bestätigung, sie machte ihn auch dem Titel nach zu dem, was er war. Vor zwei Minuten noch hatte er daran gezweifelt, daß es so kommen werde. Nun war die Erfüllung da. Nichts blieb ihm zu wünschen. Er spürte Können, Wachsen und Vollendung, sein Werk war geglückt, Agustín erkannte es, die Kenner erkannten es, und

die dummen Mächtigen erkannten es. Und auch die Franzosen werden es erkennen, sogar die Deutschen. Und auch die Späteren. Idioma universal. Da hatte der junge Quintana das rechte Wort gefunden. Und heute hatte er den sichtbaren Erfolg und morgen die wunderbare Geliebte.

Er fuhr zurück nach Madrid. Bereitete seine Reise nach Andalusien vor.

Solange er an der »Familie des Carlos« gearbeitet hatte, war in ihm kaum ein Gedanke an Cayetana gewesen, jetzt brannte ihn Sehnsucht, stach ihn Ungeduld. Er konnte nicht arbeiten; der Geruch der Farben, der bloße Anblick der Leinwand war ihm zuwider. Allein er wagte sich nicht fort von Madrid, ehe er das Dokument der Ernennung in Händen hielt. Er glaubte nicht daran, solange er's nicht verbrieft und besiegelt hatte. Es stand vieles zwischen einem Wort und seiner Erfüllung, und er fürchtete die Dämonen, die immer lauernden. Darum auch, um die Dämonen nicht herbeizuziehen, ließ er niemand wissen von dem Versprechen des Königs, nicht Agustín, nicht Josefa. Er verzehrte sich in Erwartung und wagte sich nicht fort.

Der Schatzmeister der Krone, Don Rodrigo Soler, besuchte ihn. »Was Ihre Honorierung anlangt, Don Francisco«, eröffnete er ihm, »so gehen wir wohl darin einig, daß es sich um 6 hohe Köpfe à 2000 Realen und um 5 hohe Köpfe à 1000 Realen handelt. Wie Sie sehen, habe ich den Kopf Seiner Hoheit des Erbprinzen-Säuglings mit in Rechnung gestellt. Andernteils werden Sie wohl einverstanden sein, daß die Köpfe 12 und 13, die Köpfe der abwesenden Hohen Infantinnen, nicht honoriert werden. Desgleichen kommt wohl auch Kopf 14, der Ihre, nicht in Betracht.« Goya fand die Rechnung nicht generös, aber auch nicht schäbig.

Wieder verging ein Tag, ein zweiter, ein dritter. Eine Ernennung trat in Kraft erst, nachdem sie alle beteiligten Ämter durchlaufen hatte, so daß lässige oder mißgünstige Beamte sie nach Belieben hinziehen konnten. Es war also nur natürlich, daß Goya zu warten hatte. Aber seine Ungeduld wurde krankhaft, sein Hörvermögen verschlechterte sich. Immer häufiger kam ihm der Gedanke, sogleich nach Andalusien zu reisen, zu Cayetana, was immer daraus erwachsen möge.

Da, am vierten Tage nach dem Besuch des Schatzmeisters, stellte sich, begleitet von Pepa, Don Manuel ein. Einer seiner Rotbestrumpften, eine große Aktenmappe tragend, hielt sich bescheiden im Hintergrund.

»Man hat mir von Ihrem Bild erzählt, Don Francisco«, plauderte Pepa, »und ich bin mit Erlaubnis Don Manuels, gewissermaßen hinter dem Rücken der Majestäten, nach Aranjuez gefahren und habe mir das Bild angeschaut. Das ist gegen meine Art, aber Sie wissen, wie sehr ich mich für Ihre Kunst interessiere. Es ist wirklich ein gutes Bild, man muß schon sagen: ein Gemälde. Nicht nur das größte, sondern auch das beste, was Sie hervorgebracht haben. Manchmal haben Sie sich's freilich ein bißchen leicht gemacht. Der Erbprinz von Parma zum Beispiel ist zweifellos zu lang. Aber im ganzen ist es ein ausgezeichnetes Bild. Und so bunt.«

Don Manuel sagte: »Ich komme in offizieller Funktion. Ich habe Ihnen eine angenehme Mitteilung zu machen.« Er winkte dem Rotbestrumpften, der überreichte ihm ein Schriftstück mit großem Amtssiegel. »Ich habe selber interveniert«, erklärte er, »sonst hätte es noch drei Wochen gedauert. So kann ich Ihnen das Dokument schon heute überreichen. Soll ich es Ihnen vorlesen?« fragte er gewichtig.

Goya wußte natürlich, worum es ging, und Don Manuel war berechtigt, Dank zu erwarten; trotzdem konnte er leisen Ärger über die großspurige Begönnerung kaum überwinden. »Es steht heute wieder nicht sehr gut um mein Gehör«, antwortete er. »Darf ich das Dokument selber lesen?« – »Wie Sie wollen«, sagte gekränkt der Minister.

Goya las: »Der König Unser Herr wünscht, Ihre hohen Verdienste zu belohnen und Ihnen einen Beweis Höchstseiner Gnade zu geben, der den andern Professoren der Akademie zur Aufmunterung dienen und ihnen zeigen möge, wie hoch Seine Majestät Meisterschaft in der edeln Kunst der Malerei schätzt. Aus diesem Grunde hat der König Unser Herr geruht, Sie zum Ersten Hofmaler zu ernennen, mit einem Jahresgehalt von 50 000 Realen, fällig von heute an. Des weiteren ist das Schatzamt angewiesen, Ihnen 500 Dukaten jährlich zu bezahlen für die Spesen Ihres Wagens. Fernerhin wird das Schatzamt mit Ihnen verhandeln über einen angemessenen Zuschuß zu einer

repräsentativen Wohnung. Möge Gott Sie uns noch lange Jahre erhalten. Der Erste Minister Don Manuel Príncipe de la Paz.«

Goya, jetzt ehrlich bewegt, sagte heiser: »Ich danke Ihnen, Don Manuel.« – »Nichts zu danken, mein Lieber«, sagte Don Manuel, seine leise Verstimmung war verweht vor der sichtbar tiefen Freude des Malers. Pepa aber schaute Goya mit ihren schönen, grünen, schamlosen Augen voll ins Gesicht und sagte: »Ich wollte die erste sein, dir zu gratulieren, Francho.«

Als Goya allein war, überlas er das Dokument nochmals und abermals. Vor allem der Zuschuß zur Wohnung freute ihn, und mehr noch die fünfhundert Dukaten für den Wagen. Immer hatte er sich Gewissensbisse gemacht wegen dieses Wagens; nun wurde ihm bestätigt, daß er ihn zu Recht angeschafft hatte. Er hatte manchmal den König für filzig gehalten, weil dieser das Gehalt des Ersten Malers so lange hatte einsparen wollen. Er hatte ihm unrecht getan. Don Carlos war generös und wußte die Kunst zu schätzen. Er wird nichts auf ihn kommen lassen, wenn in Zukunft die Freunde auf ihn schimpfen.

Als er Josefa die Ernennung mitteilte, atmete sie tief auf. Ihr in Gott entschlafener Bruder hatte wieder und wieder erklärt, der Maler müsse das Wahre mit dem Schönen verbinden. Francho hatte gegen diese Grundregel verstoßen, und bis zuletzt hatte sie gefürchtet, die Majestäten würden mit seiner Darstellung ihrer geheiligten Personen nicht einverstanden sein. Jetzt zum ersten Mal war sie überzeugt, daß ihr Francho seinen Aufstieg nicht ihrem Bruder und seiner Verbindung mit dem großen Namen Bayeu verdankte, sondern daß er ein Maler war aus eigenem Verdienst und zu eigenem Recht.

Seinem Freunde Martín Zapater schrieb Goya: »Ich habe Dir lange nicht geschrieben, aber ich war überlastet mit Arbeit. Mit guter Arbeit. Ich kann Dir auch heute nicht lange schreiben, ich muß schleunigst nach dem Süden, zu einer gewissen großen Dame, Du ahnst schon, zu wem. Ich bin auch zum Ersten Maler des Königs ernannt worden und werde Dich um Rat fragen müssen, wie ich neues Geld anlegen soll. Ich habe meinen Agustín beauftragt, Dir eine Abschrift meines Diploms zu schicken. Zeig es meiner Mutter und meinen Brüdern und überhaupt allen in Saragossa, vor allem auch unserm

alten Fray Joaquín in Fuendetodos, der nie gewußt hat, ob er was von mir halten soll oder nicht. Jetzt bin ich im Begriff, in meinen Wagen zu steigen, den mir übrigens in Zukunft der König zahlt, 500 Dukaten per Jahr, gelobt sei die Jungfrau. Ich bin ganz erschöpft von der getanen Arbeit und von meinem Glück. Kauf ein paar dicke Kerzen für die Virgen del Pilar. Mein Herzensmartín! Der König und die Königin zerreißen sich um

Deinen Freund Francho.« Er fuhr nach Aranjuez, den Majestäten seinen Dank abzustatten. Er bestellte Extrapost nach dem Süden. Gleich nach der Audienz kleidete er sich um, schickte seine Gala-Uniform zurück nach Madrid und machte sich geradewegs auf die Reise nach Andalusien.

Trieb zur Eile, trieb zur Eile.
Doch am zweiten Tage wollte
Der erfahrne Kutscher einen
Umweg machen, da die große
Straße voll von Löchern sei und
Von Banditen. Aber Goya
Wollte nichts von Umweg wissen.
Einen runden Golddukaten
Gab er dem erstaunten Kutscher.
»Keine Angst, Gevatter«, sagte
Er. »In deinem Wagen fährt ein
Glückspilz.«

31

Goya saß halb angezogen in dem bequemen Sessel und schaute zu, wie Cayetana im Bett ihre Schokolade trank. Die Vorhänge des Alkovens, in welchem das breite Bett stand, waren aufgezogen. Auf jeder Seite des Bettes war eine antike Göttin, sorglich aus edelm Holz gedrechselt, die Brüste der beiden Göttinnen trugen Leuchter, und wiewohl es schon hoher Vormittag sein mußte, waren die Kerzen angezündet. Sie gaben nicht viel Licht, das Zimmer lag in wohltuender Dämmerung, man konnte die Fresken, welche die Wände entlangliefen, ein lächerliches Gartenpanorama, nur undeutlich erkennen. Der Alkoven selber war ausgemalt mit Darstellungen von hohen Fenstern, die gemalten Fensterläden hatten neckischerweise gemalte Gucklöcher, durch welche eine erträumte Sonne einströmen konnte, und es war angenehm, sich in der Kühle des Zimmers vorzustellen, wie heiß es draußen sein mußte.

Spielerisch und genäschig tauchte Cayetana süßes Gebäck in die dicke Schokolade. Die Dueña schaute besorgt zu, ob nichts heruntertröpfeln werde. Auch Goya schaute zu, faul und zufrieden. Niemand sprach.

Cayetana war mit ihrem Frühstück zu Ende, Doña Eufemia nahm ihr die Tasse ab, Cayetana dehnte sich träge.

Francisco war wunschlos glücklich. Als er gestern angekommen war, spät am Nachmittag, war sie herausgelaufen, ihn zu begrüßen, sie hatte höchst undamenhaft ihre Freude bezeigt und ihn in Gegenwart des Mayordomo umarmt. Dann, während er badete und sich umzog, hatte sie durch die offene Tür mit ihm geschwatzt. Während der ganzen Reise hatte er befürchtet, er werde in Sanlúcar Gäste vorfinden; er hatte sie lange warten lassen und hätte ihr’s nicht verdenken können, wenn sie sich Gesellschaft eingeladen hätte. Aber niemand war aufgetaucht, nicht einmal Doktor Peral, sie hatten allein zu Abend gegessen, es war ein fröhliches Abendessen gewesen, sie hatten geschwatzt und kindliche und weniger kindliche Späße gemacht, kein stacheliges Wort

war gefallen, auch die lange, üppige Nacht hindurch hatte kein böser Gedanke ihn heimgesucht, es waren wunderbare Stunden gewesen.

Sie schlug die Decke zurück, setzte sich aufs Bett. »Sie brauchen meinem Lever nicht beizuwohnen, Don Francisco«, sagte sie. »Schlafen Sie noch ein wenig, oder schauen Sie sich das Schloß an, oder gehen Sie im Garten spazieren. Ich treffe Sie eine halbe Stunde vor dem Essen beim Belvedere zu einer kleinen Promenade.«

Er fand sich frühzeitig beim Belvedere ein. Man hatte dort einen schönen Blick auf das Haus und auf die Landschaft. Wie die meisten Häuser hier in der Gegend von Cádiz war der weitläufige Bau in arabischem Stil gehalten, die von wenigen Fenstern unterbrochenen Mauern waren sehr weiß, von dem flachen Dach zielte ein schmaler Aussichtsturm in den Himmel. Die Gärten senkten sich terrassenförmig. Breit und träg floß der Guadalquivir ins Meer. Die Stadt Sanlúcar und ihre Vega lag wie eine Oase inmitten von lauter Sand; weithin zu beiden Seiten der Weingärten und Olivenhaine streckte sich die flache Landschaft, gelblichweiß. Magere Wälder von Kiefern und Korkeichen mühten sich ab inmitten des Sandes. Dünen wellten. Weiß schimmerten die Salinen.

Goya sah ohne viel Anteil über die Landschaft hin. Ob die Berge von Piedrahita den Hintergrund abgaben oder die Dünen von Sanlúcar, ihm war wichtig, daß er mit Cayetana allein war, fern vom Hofe, fern der Stadt Madrid.

Doktor Peral gesellte sich zu ihm. Sie führten ein lässiges Gespräch. Peral erzählte aus der Geschichte des Hauses, das vor ihnen lag. Der Graf Olivares hatte es gebaut, der, den Velázquez so oft gemalt hatte, der allmächtige Minister des Vierten Philipp; seine letzten, bittern Jahre der Verbannung hatte Olivares hier verlebt. Dann hatte Don Gaspar de Haro, sein Neffe und Nachfolger, an dem Hause weitergebaut, und er war es, nach dem das Schloß »Casa de Haro« hieß.

Später, ohne daß Goya hätte fragen müssen, erzählte Peral von den Ereignissen der letzten Wochen. Große Gesellschaftsabende hatte Doña Cayetana natürlich nicht geben können, da sie ja in Trauer war, doch waren viele Gäste dagewesen, aus Cádiz, aus

Jerez, bis aus Sevilla waren sie gekommen. »Wo ein guter Knochen ist, sammeln sich die Hunde«, dachte Goya das alte Sprichwort. Zuweilen auch war man in Cádiz gewesen, in dem Stadtpalais der Herzogin, in der dortigen Casa de Haro. Einmal, verschleiert, hatte Doña Cayetana einer Corrida in Cádiz beigewohnt; auch war der Stierkämpfer Costillares zwei Tage hier im Schloß zu Gast gewesen. Goya hatte nicht erwartet, daß Cayetana die ganze Zeit über auf ihrem Aussichtsturm stehen und nach ihm Ausschau halten werde, wie es die Damen in Pepas Romanzen taten; trotzdem war in ihm eine leise Verstimmung.

Cayetana kam, in ihrem Gefolge die Dueña, der Page Julio, das Negermädchen María Luz, das Hündchen Don Juanito und mehrere Katzen. Sie hatte sich mit besonderer Sorgfalt angezogen, offenbar Goya zuliebe, er freute sich. »Es ist gut«, meinte sie, »daß wir es nicht mehr halten wie zur Zeit unserer Großeltern, da eine Witwe Schwarz tragen mußte bis zu ihrem Ende oder bis zu ihrer Wiederverheiratung.« Er war erstaunt über die Unbefangenheit, mit der sie von ihrer Witwenschaft sprach.

Peral bat, sich zurückziehen zu dürfen. Die andern gingen durch die Gärten, eine kleine Prozession; zu beiden Seiten, mit hochgestellten Schwänzen, wanderten die Katzen. »Sie strecken den Zeigefinger vielleicht noch ein wenig herrischer hinunter als früher, Cayetana«, sagte er, »sonst kann ich an Ihnen keine Veränderung wahrnehmen.« – »Und Sie wölben die Unterlippe noch ein wenig weiter vor, Francisco«, antwortete sie.

Es gab viele Sonnenuhren im Garten, eine mit gemaltem Schattenzeiger. »Graf Olivares«, erläuterte Doña Cayetana, »ist wohl ein wenig sonderbar geworden hier in seiner Verbannung. Offenbar träumte er davon, die Zeit stillstehen zu machen, bis seine Sterne wieder günstiger seien.«

Man nahm ein leichtes Mahl. Um die Wände des Speisezimmers lief das Fresko eines blassen Gartens mit vielen Säulen, Girlanden waren da, ägyptische Motive. Auch hier zeigte der gemalte Schattenweiser einer Sonnenuhr eine immer gleiche Stunde.

Nach dem Mahl verabschiedete sich Cayetana. Er ging in sein Schlafzimmer, es war heiß, er legte sich nackend aufs Bett für eine lange Siesta. Er war faul und wunschlos.

Das war er selten in seinem Leben. Immer beschäftigten ihn Pläne, er konnte nicht im Bett liegen, ohne an den nächsten Tag zu denken, an die nächste Woche, an neue Unternehmungen. Nicht so heute. Heute bedauerte er den Schlaf, der ihn ankam, nicht als verlorene Zeit, er fühlte mit Lust, wie er ihn umnebelte, wie ihm der Körper wegsank. Er schlief tief und erwachte glücklich.

Ähnlich wie diesen ersten Tag verlebte er die folgenden, lässig, glücklich. Cayetana und er waren die meiste Zeit allein. Peral störte wenig. Vor Eufemia gar hatte Cayetana keine Heimlichkeit und Scheu.

Einmal saßen sie, Cayetana und Francisco, halbnackt im verdunkelten Raum, es war heiß, Cayetana fächelte sich. Eufemia kam herein, ihr geeiste Limonade zu bringen. Sie gewahrte den Fächer, stutzte, ließ den Becher mit der Limonade fallen, lief auf Cayetana zu, entriß ihr den Fächer. »Doch nicht diesen!« rief sie. »Wenn Sie so dasitzen!« Es war ein Fächer, auf dem die Virgen del Pilar gemalt war.

Ein Vorfall solcher Art gehörte schon zu den bewegten Ereignissen in Sanlúcar. Sie hatten viel erlebt, beide, Francisco und Cayetana, kaum je in all ihren Jahren hatten sie eine so stille und zufriedene Zeit gehabt, und sie erfreuten sich ihrer.

Er arbeitete wenig. Leinwand, Pinsel, Palette rührte er nicht an; es waren seit seiner Lehrzeit die ersten Wochen, in denen er nicht malte. Hingegen zeichnete er viel, doch nur sich zur Lust. Er zeichnete auf, was ihm an Cayetanas Alltag gefiel. Einmal fragte sie, ob er sie nicht malen wolle, als Maja vielleicht. »Laß uns faul sein«, bat er. »Malen ist meine Art zu denken. Laß uns nicht denken.«

»Wieviel Namen hast du eigentlich?« fragte er ein andermal, angesichts eines Dokumentes, auf dem die Aufzählung ihrer Titel eine ganze Reihe von Zeilen beanspruchte. Hidalgos durften bis zu sechs Vornamen haben, Granden bis zu zwölf, Granden der Ersten Reihe waren unbeschränkt in der Zahl ihrer Vornamen. Viele Vornamen zu haben war gut; dann genoß man den Schutz vieler Heiliger. Cayetana hatte einunddreißig Namen, sie zählte sie her: »María del Pilar Teresa Cayetana Felicia Luisa Catalina Antonia Isabel« und die weiteren alle. Er meinte, trotz seines guten

Gedächtnisses könne er sich so viele Namen nicht merken, aber das wisse er, sie habe ebenso viele Gesichter wie Namen. »Zähl mir doch die Namen noch einmal her«, forderte er sie auf, »Namen für Namen, und ich zeichne dir zu jedem dein Gesicht.« Sie nannte die Namen, er zeichnete, die beiden Frauen, Cayetana und die Dueña, schauten zu. Er zeichnete schnell, frech, lustig und scharf, und die Gesichter, wiewohl allesamt Gesichter Cayetanas, waren in der Tat deutlich unterschieden; viele liebenswerte waren darunter, doch auch unheimliche, böse.

Cayetana lachte. »Wie gefalle ich dir, Eufemia?« wandte sie sich an die Dueña. »Es ist großartig, was da der Herr Erste Maler zeichnet«, antwortete Doña Eufemia, »aber es wäre gut, wenn er nicht weiterzeichnete. Es bringt keinen Segen, alles aufs Papier zu setzen.« – »Bitte, den nächsten Namen«, sagte Goya. »Susana«, sagte Cayetana, und Goya zeichnete weiter. Während er zeichnete und ohne die Dueña anzuschauen, fragte er: »Halten Sie mich für einen Hexer, Doña Eufemia?« Die Dueña, ihre Worte vorsichtig wählend, antwortete: »Ich glaube, Exzellenz, eine Kunst, die von Gott kommt, sollte vornehmlich zur Darstellung von Heiligen benutzt werden.« Goya, immer weiter zeichnend, sagte beiläufig: »Ich habe viele Heilige gemalt. Sie können in zahlreichen Kirchen fromme Bilder von mir hängen sehen, Doña Eufemia. Den Heiligen Francisco de Borja allein habe ich neunmal gemacht, für die Osunas.« – »Ja«, sagte Cayetana, »sie sind sehr stolz auf den Heiligen ihrer Familie, die Osunas. Wir Albas haben keinen Heiligen.«

Goya war fertig mit seiner Zeichnung; säuberlich setzte er Nummer und Namen hin: »24. Susana«. Cayetana schaute von dem Blatt, lieblich, höhnisch, undurchsichtig. Eufemia, voll äußerster Mißbilligung, wandte sich an ihre Herrin. »Es wäre gut, mein Lämmchen«, sagte sie flehentlich und doch energisch, »wenn einige dieser Blätter nicht existierten. Bitten Sie doch den Herrn Ersten Maler, diese ›Susana‹ zu zerreißen und auch andere. Die Bilder ziehen die Dämonen herbei, glauben Sie mir. Darf ich?« Und schon griff sie nach der »Susana«. »Willst du das wohl lassen!« rief Cayetana und drang halb lachend, halb im Ernst auf sie ein. Die Dueña hielt ihr das goldene Kreuz entgegen,

das ihr vom Halse hing, um den bösen Geist zu beschwören, der offenbar schon in ihr Lämmchen gefahren war.

Mehrmals, des Vormittags oder des Nachmittags, wenn Cayetana schlief, ritt Francisco auf einem Maultier nach der Stadt Sanlúcar. Dort, in der Venta de las Cuatro Naciones, trank er von dem Jerez, der hier in der Nähe wuchs, und schwatzte mit den andern Gästen in der Schenke, Männern, die große, weiße, runde Hüte und auch im Sommer ihre violetten Mäntel trugen. Die uralte Stadt Sanlúcar – viele führten ihren Namen auf Lucifer zurück – war berühmt und berüchtigt als der Stammsitz von Teufelskerlen, die sich aus jeder Not herauszulügen und herauszustehlen wußten. Die Pícaros der alten Romane waren hier zu Hause, und ein Majo, der Sanlúcar seine Heimat nennen konnte, war stolz. Der Ort war reich geworden vom Schmuggel, und jetzt, da eine starke englische Blockadeflotte vor Cádiz lag, blühte Leben und Geschäft. Immer auch traf man in der Schenke de las Cuatro Naciones Maultiertreiber in ihrer farbig fröhlichen Berufstracht, und sie wußten von überallher aus dem Lande Geschichten zu erzählen, wie man sie sonst nicht zu hören bekam. Mit diesen Muleteros also und mit andern Gästen führte Goya lässige Gespräche, die voll waren von Andeutungen, er verstand ihre Sprache und ihre Art und sie die seine.

Manchmal auch ritt er nach einem der kleinen Nachbarorte, nach Bonanza oder Chipiona. Der Weg führte durch dünne Wälder von Steineichen und über gelblich helle Sanddünen, überall glänzten weiß die Salinen. Einmal, als er so über den Sand ritt, sah er »El Yantar« wieder, das Mittagsgespenst. Träge kroch es einher, halb Schildkröte, halb Mensch, den Beschauer eher einschläfernd als erschreckend, gemäß seinem andern Namen »La Siesta«. Das Gespenst kroch seinen Weg langsam und unausweichlich, aber es war nicht die Straße und Richtung Franciscos. Er hielt auf seinem Maultier und schaute ihm lange zu. Fernher vom Strand klang der Lärm spielender Kinder, die ihm verborgen waren durch die Dünen.

Als er zurückkam, fand er einen Brief aus Cádiz. Señor Sebastián Martínez wollte der Santa Cueva drei Bilder stiften und fragte an, ob der Herr Erste Maler geneigt sei,

diesen Auftrag zu übernehmen. Señor Martínez war überall bekannt als Besitzer der größten Handelsflotte Spaniens, er beherrschte einen ansehnlichen Teil des Handels mit Amerika, und er galt als freigebiger Förderer der Kunst. Der Vorschlag kam Goya gelegen. Er konnte von Señor Martínez einen hohen Preis verlangen, und die Arbeit für die Santa Cueva gab ihm einen erwünschten Vorwand, seinen ausgedehnten »Erholungsurlaub« vor dem Hof zu entschuldigen. Im stillen auch erwog er, es könne derlei religiöses Werk dazu angetan sein, das vielleicht Sündhafte seiner Leidenschaft und seines Glückes zu sühnen. Er beschloß, die Angelegenheit mit Señor Martínez persönlich zu besprechen; man konnte Cádiz in wenigen Stunden erreichen.

Cayetana, als er ihr von seiner Absicht erzählte, erwiderte, das treffe sich gut, sie habe ihm ohnedies vorschlagen wollen, mit ihr auf ein paar Tage oder Wochen nach Cádiz zu gehen. Es sei jetzt im Krieg viel Leben dort, auch das Theater sei gut. Man beschloß, Ende der Woche hinzufahren.

Goya konnte nicht schlafen in dieser Nacht. Er trat ans Fenster. Der Mond war beinahe voll; Goya schaute hinaus über die Gärten auf das fernglänzende Meer.

Cayetana war im Garten,
Sich ergehend in der Kühle,
Und sie war allein. Er fragte
Sich, ob er zu ihr hinunter
Gehen solle. Sie sah nicht zu
Ihm herauf, und er ging nicht hin-
Unter. Einige der Katzen
Waren um sie. Seltsam lautlos
Ging sie über die Terrassen,
Abwärts, wieder aufwärts, in dem
Mild-unsichern Licht. Er aber
Stand am Fenster, lange, und er
Schaute zu, wie durch die helle

Nacht sie wandelte, und ihre
Katzen, hochgestellt die Schwänze,
Feierlich und heiter, gingen
Mit ihr.

32

Die Herzogin führte Goya herum in ihrem Stadtpalais in Cádiz, der Casa de Haro. Graf Olivares und Gaspar de Haro, die Erbauer des Hauses, hatten nicht gegeizt. Während die meisten Häuser der Stadt, die sich auf dem Kopf der überaus engen Landzunge nicht ausdehnen konnte, schmal und hoch waren, hatten sie weite Säle errichtet um einen großen, stillen Patio, einen wunderbar gepflasterten Hof, der selber wie ein weiter Saal aussah. Um diesen Hof liefen, an der Innenseite der drei Stockwerke, Galerien. Vom flachen Dach strebte ein Aussichtsturm hinauf in den Himmel.

In dem weitläufigen Haus war dumpfige Kühle. Wie in Sanlúcar gab es auch hier eine Sonnenuhr mit gemaltem Schattenzeiger, welcher die Zeit stillstehen ließ. Viel Marmor war da, Gemälde, Skulpturen, Kronleuchter; Señores antepasados, die Herren Urahnen, hatten nicht gespart. Doch war das Haus jetzt etwas vernachlässigt, die Fresken an den Wänden verblaßten und blätterten ab, von den vielen Stufen waren manche zerstoßen.

Sie gingen, Goya und die Herzogin, über ausgetretene Marmortreppen und -treppchen. Pedro, der alte Verwalter, selber etwas verfallen, ging ihnen voran, mit feierlichen, steifen Beinen, leise klappernd mit seinem Schlüsselbund. Zuletzt, wiederum über gelblich abgetretene Marmorstufen, erstiegen sie den Mirador, den Aussichtsturm. Die Wendeltreppe führte vorbei an einer verschlossenen Tür, dann standen sie oben auf dem flachen Dach des Turmes und blickten über die niedrige Brüstung hinunter auf die Stadt, die, einer Insel gleich, strahlend weiß inmitten der sehr blauen See lag, mit dem Festland nur durch die überaus schmale Landzunge verbunden.

Die Casa de Haro war hoch gelegen, beinahe auf dem höchsten Punkte der Stadt. Francisco und Cayetana schauten nach Nordost und sahen den Hafen und die vielen Forts, welche ihn schützten, sie sahen das starke spanische Kriegsgeschwader, und sie sahen die Ebenen von Andalusien, begrenzt von den Gebirgen von Granada. Sie schauten nach Westen und sahen die weite See und am Horizont die englische Flotte, die

den Hafen blockierte. Sie schauten nach Süden und sahen die afrikanische Küste. Zu ihren Füßen aber lagen die Häuser von Cádiz mit ihren flachen Dächern, die gartenartig mit Pflanzen aller Art geschmückt waren. »›Die hängenden Gärten von Babylon‹, pflegten Seine Exzellenz Hochdero in Gott ruhender Herr Großvater zu sagen«, erläuterte der alte Verwalter.

Cayetana und Francisco waren so gut wie allein in dem weiten Haus. Sie waren vorausgefahren, nur mit der Dueña; die andern, Doktor Peral, der Mayordomo, der Sekretär, der ganze Haushalt sollten erst in einigen Tagen nachkommen. Sie nahmen die Mahlzeiten allein, bedient von Pedro und seiner Frau, sie waren beinahe immer so gut wie allein, sie wußten, daß das nicht lange dauern werde, und genossen ihre Einsamkeit.

Für den zweiten Tag hatte sich Goya bei Señor Martínez angesagt, seinem Auftraggeber. Er hatte Zeit, er schlenderte durch die Stadt, die, auf beschränktem Raum gebaut, sehr menschenvoll war. Er ging durch die engen Straßen zwischen den hohen, weißen Häusern mit den vorspringenden, flachen Dächern, ging über das Kopfsteinpflaster der Calle Ancha. Ging über die Alameda, die Promenade auf dem Wall mit ihren Ulmen und Pappeln. Ging zurück zur Puerta de la Mar und freute sich des Lärms und des Getriebes. Die mohammedanischen Geflügelhändler, die ihre Hühner und Enten von dem sehr nahen Afrika herübergebracht hatten, die Fischer, deren Fische und Muscheln starkriechend und starkfarbig vor ihnen ausgebreitet lagen, die Obsthändler vor ihren Bergen bunter Früchte, die Wasserverkäufer mit ihren Schubkarren, die Eishändler mit ihren Tonnen, die Marokkaner, die in ihren Pluderhosen um ihre Datteln herumsaßen, schwarzbärtig, ihre langen Pfeifen rauchend, die Garköche und Weinschenker in ihren kleinen Buden, die Krämer, die mit Heiligenbildern handelten, Amuletten und Matrosenmützen, die Grillenverkäufer, die ihre schwirrenden Tierlein in kleinen Käfigen von Messingdraht oder in bemalten Häuschen feilhielten, damit die Cortejos ihren Damen Spielzeug bringen könnten: das alles strotzte farbig, lärmte und stank unter dem heitern Himmel, eingerahmt von der

blauen See mit dem spanischen und englischen Geschwader. Mehrmals machten sich schwarzgekleidete Frauen an Francisco heran und boten ihm Mädchen an unter saftigen Schilderungen; sie gaben ihm zu bedenken, es komme Solano auf, der schwüle, begierdenweckende afrikanische Wind, und er werde es bereuen, ihr Angebot verschmäht zu haben. »Solch ein hübscher, runder Schoß«, rühmten sie und malten ihn mit den Händen.

Francisco ging zurück in die engen Straßen der Stadt. Es war Zeit, sich zu Señor Martínez zu begeben.

Goya hatte viel über Sebastián Martínez gehört. Der galt als fortschrittlicher Mann und hatte manches dazu beigetragen, Ackerbau und Industrie in den überseeischen spanischen Reichen zu modernisieren. Er begnügte sich nicht, wie andere reiche Handelsherren von Cádiz, Profite anzuhäufen, er hatte vielmehr des öftern unter widrigen Umständen seine Flotte in Person nach Amerika geführt, und er hatte sich bei Zusammenstößen seiner Kaperschiffe mit dem Feind tapfer bewährt. Nach alledem war Francisco erstaunt, in Señor Martínez einen hageren Mann zu finden, der, mit betonter Unscheinbarkeit gekleidet, eher einem pedantischen Gelehrten glich als einem großen Handelsherrn, Politiker, Piraten.

Es erwies sich bald, daß ihm seine berühmten Kunstsammlungen weniger eine Angelegenheit des Prestiges waren als des Herzens und Verstandes. Er erklärte Goya liebevoll seine Schätze, er betonte, er habe seine Galerie selber katalogisiert, und beinahe stolzer als auf seine Gemälde und Skulpturen war er auf seine Sammlung von Reproduktionen von Werken, die in der Kunstgeschichte Geltung haben mochten. Sie sei so gut wie vollständig, rühmte er, ein Unikum in Spanien. »Dergleichen werden Sie bei dem Marqués de Xerena vergeblich suchen, Don Francisco«, sagte er und kicherte böse; es war aber der Marqués de Xerena der andere bekannte Sammler der Stadt Cádiz, der große Nebenbuhler des Señor Martínez. »Der Marqués geht ganz unmethodisch vor«, höhnte Señor Martínez. »Kauft hier einen Greco, dort einen Tizian, was ihm gerade gefällt. Mit so anarchischen Prinzipien kann man keine Sammlung aufbauen, die

Anspruch auf künstlerische und wissenschaftliche Geltung erheben darf. Kunst ist Ordnung, wie Winckelmann, Mengs und nicht zuletzt Ihr verewigter Herr Schwager zu betonen pflegten.«

In drei Räumen waren Antiquitäten der Stadt Cádiz aufgestellt. Señor Martínez, als er sie seinem Besucher zeigte, sagte: »Ich bilde mir nichts darauf ein, daß ich die Wohlfahrt einiger unserer Königreiche jenseits des Ozeans gemehrt habe, auch nichts darauf, daß sich meine Flotten mehrmals den Engländern gewachsen zeigten: aber darauf bin ich stolz, daß ich dem ältesten bürgerlichen Geschlecht der ältesten Stadt Spaniens angehöre. Schon der Geschichtsschreiber Horozco erwähnt einen Antepasado von mir, einen Martínez, das war lange, bevor ein Marqués de Xerena genannt wird.« – »Kein schlimmerer Narr als ein gelehrter Narr«, dachte Goya das alte Sprichwort. Laut sagte er: »Das ist allerhand, Don Sebastián.« Aber: »Nennen Sie mich, bitte, nicht ›Don‹, Exzellenz«, erwiderte Martínez. »Ich bin kein Don Sebastián de Martínez, ich bin ein simpler Señor Martínez.«

Er wies jetzt die älteste Darstellung des Wappens seiner Stadt vor, ein Relief, das ein längst nicht mehr vorhandenes Stadttor geschmückt hatte. Das Relief zeigte die Säulen, welche Herkules errichtet hatte, als er hierhergekommen war in dieses westlichste Land der bewohnten Welt. »Non plus ultra – Bis hierher und nicht weiter«, hatte Herkules gesagt, und so stand es auf dem Wappen. Freilich hatte er’s nicht lateinisch gesagt, sondern griechisch: »Uketi proso«, und Señor Martínez zitierte griechisch die schönen Verse des Pindar, denen die Worte entnommen waren. Eigentlich aber hatte er’s auch nicht griechisch gesagt, sondern phönizisch; denn Herkules war gar nicht Herkules gewesen, wir Caditaner sind ja viel älter als Herkules, sondern der phönizische Gott Melkart, jener Melkart, der auf unserm andern Stadtwappen zu sehen ist, wie er den Löwen erwürgt. Wie immer, Kaiser Karl der Fünfte hatte dann den stolzen Wappenspruch usurpiert, aber er hatte das »non« gestrichen. »Plus ultra – Immer weiter«, hatte er die Devise gesetzt, und so wie er hatten es auch die Antepasados des

Sebastián Martínez gehalten, diese wackern Bürger, und waren auf ihren kühnen Schiffen immer weiter nach Westen gefahren.

Goya sah lächelnd, wie sich das trockene Gesicht des Mannes verjüngte, als er mit Schwung und nicht ohne Anmut von den antiquarischen Geschichten seiner Stadt erzählte.

»Aber ich halte Sie auf mit meinen Erzählungen, Don Francisco«, unterbrach sich Señor Martínez, »und ich habe Sie doch in Geschäften hierhergebeten. Ich möchte Sie bitten, Exzellenz«, sagte er, nun mit einem Male sehr trocken, »einige Gemälde für die Santa Cueva auszuführen. Ich möchte nämlich mit Ihnen ins Geschäft kommen, Herr Erster Maler. Offen gestanden, ich hätte Sie lieber gebeten, ein Porträt von mir zu malen, aber das hätten Sie vielleicht abgelehnt. Einen Auftrag indes für die Santa Cueva kann man schwerlich zurückweisen. Hab ich nicht recht?« Und er kicherte.

»Offenheit gegen Offenheit«, antwortete Francisco. »Wie viele Bilder sollen es sein? Wie groß? Und was zahlen Sie?« – »Der Canónigo de Mendoza, dem die Arbeiten für die Santa Cueva unterstehen«, sagte ebenso sachlich Señor Martínez, »wünscht drei Bilder: ein Abendmahl, eine Speisung der Fünftausend und ein Gleichnis von der Ehe. Es handelt sich um mittelgroße Bilder; wenn Sie die Gewogenheit haben, sich mit dem Canónigo in die Santa Cueva zu begeben, werden Sie sich über die Maße mühelos verständigen. Zu Ihrer dritten Frage gestatten Sie mir, Ihnen eine vertrauliche Eröffnung zu machen. Ich beabsichtige, mit einigen meiner Schiffe die englische Blockade zu durchbrechen und diese Schiffe selber nach Amerika und zurück zu führen. Aus bestimmten Gründen kann meine kleine Flotte nicht vor, aber auch nicht nach der dritten Woche von heute auslaufen. Ich möchte nun die Bilder selber dem Kapitel von Santa Cueva übergeben und muß also um rasche Arbeit bitten, Don Francisco. Andernteils bin ich, falls die Gemälde binnen drei Wochen abgeliefert sind, bereit, Ihnen statt der dreitausend Realen, die Sie zu fordern pflegen, pro Bild sechstausend zu zahlen. Sie sehen, Exzellenz, auch von der Hand des Bürgers ißt sich’s nicht schlecht«, schloß er und kicherte.

Goya selber spürte Mißmut
Häufig vor der Überhebung
Seiner Granden. Dieses weiße
Cádiz, diese reiche, üpp'ge
Stadt, die reichste, üppigste der
Erde, reicher als das aufge-
Blähte London, war von Bürgern
Hingestellt, von Schiffern, Händlern.
Aber sie gefiel ihm nicht. Er
Hatte Sinn für Bürgerstolz, doch
Dieser Mann Martínez mit all
Seinem Geld und seiner Kunstbe-
Geisterung gefiel ihm nicht. Auch
Was er malen sollte, Speisung,
Gleichnis, Abendmahl, gefiel ihm
Nicht. Allein ein Maler kann sich,
Was er malen soll und wen, nicht
Immer wählen, und sechstausend
War viel Geld. Er sah die dürre,
Ausgestreckte Hand des Kaufherrn,
Und er legte seine eigne,
Fleisch'ge, kräftige hinein und
Sagte: »Topp.«

33

Cayetana bat Francisco, mit ihr auf den Mirador zu steigen, den Aussichtsturm. Diesmal aber ging sie nicht vorbei an der verschlossenen Tür auf halber Höhe der Treppe, sie sperrte auf und hieß Goya eintreten.

Das Kabinett war klein, dumpfige Luft schlug ihnen entgegen, das Innere war dämmerig. Sie öffnete die Fensterläden, jäh und voll strömte das Licht ein. Der Raum war so gut wie leer, ein einziges Bild hing an der Wand, ein mittelgroßes Breitbild in prächtigem Rahmen, davor standen zwei bequeme, abgebrauchte Sessel. »Setzen Sie sich, Don Francisco«, forderte Cayetana ihn auf mit einem ganz kleinen und, wie ihm schien, verschmitzten Lächeln.

Er beschaute das Bild. Es stellte eine mythologische Szene dar mit muskelstarken Männern und fleischigen Frauen, es schien entstanden in der Werkstatt des Peter Paul Rubens, und es waren wohl nicht die begabtesten Schüler, die daran gearbeitet hatten. »Sie besitzen bessere Bilder«, meinte nach einer Weile Francisco.

Cayetana drückte auf einen Knopf an der Wand. Die Mythologie bewegte sich seitwärts, wohl mittels einer Feder, und gab den Blick frei auf ein anderes Gemälde.

Francisco richtete sich hoch, stand auf, trat hinter seinen Sessel. Sein Gesicht spannte sich, wurde beinahe finster vor Aufmerksamkeit, die Unterlippe schob sich vor. Alles an ihm war Beobachtung, Schauen.

Auf dem Bild war zu sehen eine liegende Frau, die, auf den rechten Arm gestützt, sich im Spiegel betrachtete, dem Beschauer den Rücken zukehrend. Die Frau war nackt. In dem Spiegel, den ihr ein kleiner, kniender, geflügelter Knabe vorhielt, wurde vag ihr Antlitz sichtbar. Es war aber diese nackte Frau nicht von einem Ausländer gemalt, sie war nicht in Antwerpen entstanden und nicht in Venedig – solcher ausländischer Bilder hingen manche in den königlichen Schlössern oder auch im Schlosse dieses oder jenes Granden: nein, das Bild, vor dem jetzt Francisco stand, war von spanischer Hand

gemalt, es konnte nur von einem gemalt sein, von Diego Velázquez. Es war, des war kein Zweifel, jenes Bild, von dem ihm Don Antonio Ponz erzählt hatte und gelegentlich auch Miguel. Es war jene kühne, verbotene, verrufene, gefeierte »Doña Desnuda«, die »Nackte Frau« des Velázquez, eine Psyche oder Venus oder wie immer man sie nennen wollte, und jedenfalls eine sehr wirkliche nackte Frau. Sie war nicht rosig und fleischig, nicht weiß und überquellend fett, keine Italienerin des Tizian, keine Holländerin des Rubens: sie war ein wunderbares spanisches Mädchen, und sie existierte also wirklich, die Doña Desnuda des Velázquez, und Francisco Goya stand vor ihr.

Er vergaß, daß das Bild seine hundertfünfzig Jahre alt war, daß er in Cádiz war, daß Cayetana neben ihm war. Er schaute auf das Bild des Kollegen, als wäre es soeben erst fertig geworden, auf das kühnste, verbotenste Bild des Kollegen Velázquez: die Doña Desnuda.

Ein jeder wohl wählte sich einen Menschen, einen lebenden oder toten, ihm nachzuleben. Wenn sich Francisco Goya vom Schicksal etwas hätte ausbitten dürfen, dann wäre es die Kunst und der Ruhm des Velázquez gewesen; er ließ unter den Spaniern keinen großen Meister gelten außer dem Diego Velázquez. Nächst der Natur war dieser Don Diego sein Lehrmeister, und er hatte zeit seines Lebens darum gerungen, dessen Malerei ganz zu verstehen. Da war nun dieses große, neue, geheimnisvolle, hochberühmte Bild. Goya, schnell im Fühlen und im Wahrnehmen, schnell im Lieben, Hassen, Verehren und Verachten, spürte, noch ehe eine halbe Minute vergangen war: er bewunderte das Bild, und er lehnte es ab.

Er bewunderte, wie natürlich die sehr anmutige Frau gelagert war, ohne lässig zu erscheinen; seine eigenen, Franciscos, Menschen schwebten oft in der Luft, statt zu sitzen oder zu liegen. Er bewunderte die List, mit welcher der Kollege das Antlitz der Frau im Dämmer des unklaren Spiegels gelassen und alle Aufmerksamkeit des Beschauers auf die wunderbaren Linien des Körpers gelenkt hatte, auf die Kontur des

liegenden, sehr spanischen Frauenleibes mit seiner schmalen Taille und dem stark entwickelten Becken.

Vor allem aber bewunderte er, daß Don Diego überhaupt es unternommen hatte, dieses Bild zu malen. Das Verbot der Inquisition, Nacktheit im Bilde darzustellen, war eindeutig und streng, und kein anderer spanischer Meister hatte es gewagt, dieses Lockendste zu malen, nacktes weibliches Fleisch. Don Diego mochte gedeckt gewesen sein durch die Gunst seines Königs oder eines mächtigen Auftraggebers, aber sicher hatten auch am Hofe des Vierten Philipp die Priester und Mucker Macht und Einfluß gehabt, und die Launen der großen Herren waren unbeständig. Velázquez hatte diese Frau gemalt, weil es ihn reizte zu zeigen, daß man Nacktheit auch anders darstellen konnte als auf die Art des Tizian und Rubens. Er hatte Gefahr auf sich genommen, weil er ein großer Künstler war und voll von spanischem Stolz, weil er hatte beweisen wollen, daß wir Spanier auch das können.

Er hat es bewiesen. Wunderbar, wie die Farben ineinandergingen, das Perlmutter des Fleisches, das weißliche Schleiertuch, das grünliche Grau des Spiegels, das dunkle Braun des Haares, die rötlich violetten Bänder des nackten Knaben, die ganz leichten Regenbogentöne seiner Flügel. Zart, leicht, streng und elegant war diese nackte Frau gemalt, nichts Billiges war da, nichts von der grellen, lauten Lust, die von dem Weiberfleisch der Italiener und Holländer ausging. Vielmehr war etwas leicht Düsteres über dem Bild, und das Schwarz des Tuches, auf dem die Frau lag, der dunkelrote Vorhang, der schwarze Rahmen des Spiegels, das ganze ernste Kolorit hielt jede Vertraulichkeit fern. Don Diego war Spanier. Für ihn hatten Schönheit und Liebe nichts Leichtes, Lockeres, sie waren etwas Ernstes, Wildes und sehr oft der Eingang zu Schwerem, Tragischem.

Francisco schaute und bewunderte. Daß man schaue und bewundere, hatte wohl Don Diego gewollt. Aber wenn einer eine Frau malte in den wunderbaren Farben des Fleisches, welche die Natur ihr gegeben, und sie so malte, daß man bewunderte und kalt blieb, war das das Rechte? Gut, Don Diego hatte sie erreicht, jene Meisterschaft ohne

Haß und Lieben, jene Interesselosigkeit der Kunst, von welcher Winckelmann und Raphael Mengs und sein toter Schwager soviel geschwatzt hatten, jene Meisterschaft ohnegleichen: aber wenn ihm, Francisco, heute der Teufel solche Meisterschaft darböte für nichts, er würde sie nicht haben wollen, er würde sagen: »Muchas gracias, no!« Es war gut, daß dieses bewundernswerte, feierlich heitere und düstere Gemälde der Nackten Frau in der Welt war. Aber es war auch gut, daß nicht er, Goya, es gemacht hatte. Und er war glücklich, nicht nur weil er nicht in der stolzen Gruft der Kirche San Juan Bautista lag, sondern überhaupt, weil er der Maler Francisco Goya war und nicht der Maler Velázquez.

Plötzlich war eine hohe, quäkende Stimme im Raum. »Die Dame ist eine träge Dame«, sagte die Stimme. »Seitdem ich sie kenne, liegt sie hier auf dem Diwan, schaut in den Spiegel und faulenzt.«

Goya war herumgefahren. Da stand eine Mißgestalt, ein verkrüppelter und verschrumpfter Alter, sehr bunt gekleidet, geschmückt mit Medaillen und höchsten Orden. »Du sollst einen nicht immer erschrecken, Padilla«, tadelte, doch ohne Schroffheit, Cayetana, und sie setzte Goya auseinander, die Kreatur sei der Hofnarr ihres toten Großvaters, Padilla genannt; er lebe hier in Obhut des alten Verwalters und seiner Frau, scheu, selten ans Licht tauchend.

»Sie tut gut daran, hier in Cádiz zu wohnen, die Doña Desnuda«, quäkte Padilla weiter. »Man ließe sie nirgendwo sonst wohnen. Dabei ist sie doch eine so vornehme Dame, in Wahrheit eine Grandin der Ersten Reihe. Seit hundertfünfzig Jahren hat sie keinen Finger gerührt.« Es galt aber für einen Granden jegliche Art von Arbeit als Schande.

»Du mußt jetzt fortgehen, Padilla«, sagte, immer sanft, Cayetana, »du darfst den Herrn Ersten Maler nicht länger stören.« Padilla verbeugte sich, seine Orden klirrten, er ging.

Cayetana saß im Sessel, sie schaute zu Goya auf, und lächelnd und gespannt fragte sie: »Glaubst du, Padilla hat recht? Glaubst du, sie war eine Grandin? Dem Tizian und

dem Rubens sind große Damen nackt Modell gesessen, das ist erwiesen.« Und mit ihrer etwas harten, kindlichen Stimme wiederholte sie: »Glaubst du, sie war eine Grandin?«

Francisco hatte bisher nur an den Maler gedacht und an das Bild und mit keinem kleinsten Gedanken an das Modell. Nun, indes Cayetana fragte, wußte er sogleich die Antwort: das gute Gedächtnis seines Auges machte ihn sicher. »Nein«, sagte er, »sie war keine Grandin, sie war eine Maja.« – »Vielleicht war sie eine Maja und eine Grandin«, sagte Cayetana. »Nein«, wies Francisco sie mit der gleichen Sicherheit zurück. »Sie ist von dem Bild ›Die Spinnerinnen‹«, erklärte er, »da ist kein Zweifel, die, welche das Garn vom Haspel abwickelt. Denk an den Rücken, den Hals, den Arm, denk an die Schultern, das Haar, die Haltung.

Sie war eine Maja, keine
Grandin«, schloß er, streitbar nicht, je-
Doch entschieden.
Cayetana
Konnte sich der »Spinnerinnen«
Nicht erinnern. Doch wahrscheinlich
Hatte Francho recht. Sie war ent-
Täuscht. Sie hatte es sich hübscher
Vorgestellt, mit ihm vor diesem
Bild zu stehn. Sie drückte auf den
Knopf, und vor die nackte Göttin,
Vor die nackte Spinn’rin, schob sich
Die Mythologie.

34

Als sie zu Abend aßen, erzählte Cayetana, angeregt wohl durch das Auftauchen des Hofnarren Padilla, aus ihrer Vergangenheit.

Als Kind war sie mehrmals hier in Cádiz gewesen, mit ihrem Großvater, dem Zwölften Herzog von Alba. Dieser hatte als der stolzeste Mann Spaniens gegolten, er hatte keinen im Reich als gleichrangig angesehen, nur den König, und diesen, den grobschlächtigen Dritten Carlos, hatte er nicht ausstehen können. Eine Zeitlang war er Botschafter in Frankreich gewesen und hatte den Hof des Fünfzehnten und des Sechzehnten Louis durch seinen Luxus und sein Zeremoniell in Bewunderung versetzt. Zurückgekehrt, hatte er die Inquisition herausgefordert; denn er stand so hoch, daß er sich trotz seiner Verehrung der Tradition gestatten durfte, »Philosoph« zu sein, Freidenker, was jedem andern verboten war. Er hatte sich einen jungen Menschen aus den Kerkern der Inquisition geholt, den man dort zum Krüppel gefoltert hatte, und ihn sich zum Hofnarren erzogen, eben den Zwerg, den sie heute gesehen hatten, er hatte ihn zu frechen und aufrührerischen Reden angestachelt, ihn Padilla genannt, nach dem Helden des großen frühen Aufstandes, und ihn seine eigenen Auszeichnungen und Orden tragen lassen. Niemand war würdig, mit dem Herzog von Alba zu verkehren, nur der Narr. Eben weil der Großvater sich viel auf sein Freidenkertum zugute getan, war er oft und gerne in Cádiz gewesen; die Stadt, die durch ihren Handel viele Beziehungen zum Ausland hatte und immer voll war von fremden Kaufleuten, war die aufgeklärteste in Spanien. »Mein Großvater«, erzählte lächelnd Cayetana, »erzog mich nach den Prinzipien Rousseaus. Ich sollte lernen auf dreifachem Wege: durch die Natur, durch eigene Anschauung, durch glücklichen Zufall.«

Goya aß und trank und hörte zu. Die wirklichen Granden waren anders, als er sie sich vorgestellt hatte, auf eine noch viel kompliziertere Art hochmütig. Der eine ließ die Uhren und die Zeit stillstehen, solang er nicht im Glück war. Der andere hielt sich einen

bittern Hofnarren, weil kein anderer es wert war, mit ihm zu sprechen. Und da war diese Cayetana. Siebzehn leere Schlösser warteten auf sie, und alle die Jahre hindurch ein Hofnarr, den sie alle die Jahre hindurch vergessen hatte.

Er aß mit ihr, er schlief mit ihr, sie war ihm näher als je ein Mensch, ferner als je ein Mensch.

Am nächsten Tag traf Cayetanas Haushalt in Cádiz ein, und von da an war Francisco nur noch selten mit ihr allein. Jetzt während des Krieges war Cádiz mehr und mehr zur Hauptstadt des Landes geworden, Herren vom Hof, hohe Beamte der Krone, Mitglieder des Rates von Indien kamen her, und alle wollten sie der Herzogin von Alba ihre Aufwartung machen.

Auch Francisco traf viele Freunde und Bekannte aus Madrid. Er war erfreut, doch nicht überrascht, als eines Tages, in Vertretung Don Manuels, auch Señor Miguel Bermúdez auftauchte.

Miguel sprach natürlich von Politik. Don Manuel sei wieder einmal umgeschwenkt, und da es für den Augenblick das bequemste sei, paktiere er mit dem reaktionären Hochadel und der Kirche und behindere jene liberalen Maßnahmen, die er selber eingeführt habe. In seiner Außenpolitik sei er unsicher. Der neue französische Botschafter Truguet sei ein ruhiger, kluger Herr. Ihm sei Don Manuel noch viel weniger gewachsen als dem verflossenen Guillemardet, bald sei er zu aggressiv, bald zu servil.

»Was ist eigentlich aus Guillemardet geworden?« fragte Goya. Der Botschafter, gab Miguel Bescheid, habe, kaum nach Paris zurückgekehrt, ins Irrenhaus gebracht werden müssen. Goya war unheimlich angerührt: hatte er nicht dem Manne sein Schicksal ins Gesicht gemalt? Was Guillemardet um den Verstand gebracht habe, berichtete Miguel weiter, sei vermutlich sein Unvermögen gewesen, den schnellen Umschwung der öffentlichen Dinge in Frankreich zu begreifen und mitzumachen. Den Wechsel vom revolutionären Radikalismus zur gemäßigt bourgeoisen Demokratie habe er wohl noch zur Not vor sich selber rechtfertigen können; aber daß er nun die viel schärfere

Schwenkung zur entschiedenen Plutokratie habe vornehmen sollen, sei offenbar über seine Kraft gegangen.

Dann erschien, in seiner Eigenschaft als einer der Anwälte der Bank von Spanien, auch der junge Quintana in Cádiz. Zusammen mit Miguel besuchte er Francisco in der Casa de Haro, die Herzogin und Doktor Peral waren zugegen.

Quintana leuchtete auf bei Franciscos Anblick und begann sogleich, von der »Familie des Carlos« zu schwärmen. »Sie, Don Francisco«, rief er, »sind der Retter aus Spaniens geistiger Not.« – »Wieso das?« erkundigte sich neugierig die Herzogin. Sie saß da, strahlend schön in ihrem schwarzen Kleide, sie war nicht gekränkt, daß sich Quintana sichtlich mehr für Goya interessierte als für sie, sie betrachtete ungeniert den jungen Herrn, der so viel ehrliche Begeisterung aufbrachte; sie selber förderte die Künste, weil es sich so für eine Grandin schickte, doch ging ihre Anteilnahme nicht tief. »Unser Spanien«, erläuterte Quintana, »schleppt seine ganze Geschichte und Tradition wie eine Kette mit sich. Wenn endlich einmal einer kommt und aufzeigt, was aus den ursprünglich großen Institutionen heute geworden ist, dann ist das eine Tat. Sehen Sie, Doña Cayetana«, erklärte er ihr eifrig, »ein König von heute, der Katholische König zum Beispiel, ist wohl noch ausgestattet mit den äußern Zeichen der Macht, aber seine Funktion ist ausgehöhlt, die Krone ist eine obsolete Kopfbedeckung geworden, zum Regieren ist heute eine Konstitution notwendiger als ein Zepter. Und das wird sichtbar in der ›Familie des Carlos‹.« – »Was Sie nicht sagen, junger Herr«, meinte Goya.

Doktor Peral bat Quintana, er möge ihnen doch ein bißchen mehr erzählen von dem Bilde. »Sie kennen es nicht?« fragte erstaunt der junge Dichter. »Auch Sie nicht, Frau Herzogin?« – »Sie müssen wissen, Don José«, antwortete freundlich die Alba, »ich bin nicht ganz freiwillig hier, ich bin aus Madrid verbannt.« – »Wo hab ich meinen Kopf, Frau Herzogin?« entschuldigte sich mit einem kleinen, netten Lachen Quintana. »Natürlich haben Sie das Bild nicht gesehen. Aber man kann es nicht mit Worten schildern, niemand kann es«, und sogleich schilderte er es, schwärmend von der Flut der Farben und von dem Realismus der Köpfe, die nackt, hart und häßlich daraus

hervortauchten. Er sprach, als ob Goya nicht da wäre. »Ein besonderer Kunstgriff des Malers ist es«, erklärte er, »daß er auf dem figurenreichen Bild nur so wenig Hände zeigt. Dadurch tritt die Nacktheit der Gesichter über dem Gestrahle der Uniformen und Galakleider doppelt scharf heraus.« – »Wenn man mir mehr bezahlt hätte«, sagte trocken Goya, »dann hätte ich mehr Hände gemalt. Für Hände nehme ich hohe Preise.« Der junge Dichter aber fuhr fort: »Wir alle hatten schon geglaubt, Spanien sei vergreist. Da kam Francisco Goya und hat uns gezeigt, wie jung es noch ist. Er *ist* der Maler der Jugend, Francisco Goya.« – »Na, na«, meinte Goya; er saß in seinem Sessel, dicklich, die Schultern ein wenig schlaff, an die Fünfzig, schlecht hörend und auch sonst vielfach beschädigt, und es war ein wenig seltsam, daß Quintana ihn den Maler der Jugend nannte. Allein niemand lachte. Und Quintana schloß: »Die letzten Bilder Don Franciscos haben es erwiesen: diesem Lande war es vergönnt, drei ewige Meister hervorzubringen, Velázquez, Murillo, Goya.«

Miguel, der fanatische Sammler, schmunzelte innerlich, daran denkend, daß er fünf gute Goyas besaß, und er scherzte: »Das sehe ich schon, der Erlaß des Dritten Carlos, der die Ausfuhr der Velázquez und der Murillos verbietet, reicht nicht aus: wir müssen deinen Namen beifügen, Francisco.«

»Dabei hatte es Velázquez viel leichter«, überlegte laut Quintana. »Er hat König und Adel von ganzer Seele verehrt, und das war das gegebene damals, das Natürliche. Er konnte, er mußte innerlich einverstanden sein mit seinem König und seinem Hof. Den Gedanken der Monarchie zu verherrlichen war ihm die höchste Aufgabe des spanischen Künstlers, und er mußte selber Aristokrat sein, mußte sich zugehörig fühlen, um sein künstlerisches Ziel zu erreichen. Unser Goya hingegen ist durch und durch unaristokratisch, und das ist das Rechte für heute. Er schaut seinen König mit genauso scharfen Augen an wie Velázquez, aber es ist ein Stück Majo in ihm, er ist ein Velázquez aus dem Volke, und seine Malerei hat etwas erfrischend Brutales.« – »Sie nehmen’s mir hoffentlich nicht übel, Don José«, antwortete gemütlich Goya, »wenn ich Sie unaristokratisch und brutal an den alten Spruch erinnere: ›Drei Haare hab ich mir

ausreißen lassen; beim vierten werde ich unangenehm.‹« Quintana lachte, und man sprach von anderem.

Cayetana, später, sagte
Zu Francisco, seine Freunde
Seien sehr gescheit, doch könnte
Von den beiden keinen sie sich
Zum Cortejo denken, auch den
Jungen nicht. »Merkwürdig«, über-
Legte sie naiv und ohne
Dran zu denken, daß vielleicht sie
Goya kränken könnte, »wirklich
Seltsam: sehr gescheite Menschen,
So wie dein Miguel und dein Quin-
Tana oder mein Peral, die
Haben niemals rechten Reiz für
Mich.«

35

Die Anwesenheit der Herzogin von Alba, der berühmtesten Frau Spaniens, erregte die Caditaner, und alle bewarben sich um ihre Gesellschaft. Die Herzogin war in Trauer; das war ihr ein bequemer Vorwand, nach Belieben zu empfangen oder abzuweisen.

Spöttisch nahm Francisco wahr, wie unsicher die stolzen Bürger von Cádiz vor Doña Cayetana wurden, und mehr als die andern – mit grimmigem Vergnügen beobachtete es Francisco – war der kühne, gelehrte und gelassene Señor Sebastián Martínez aufgerührt.

Unter dem Vorwand, mit ihm über die Bilder für die Santa Cueva sprechen zu wollen, hatte ihn Martínez mehrmals in der Casa de Haro aufgesucht. Francisco hatte nicht umhinkönnen, ihn der Herzogin vorzustellen. Señor Martínez war bei Hofe empfangen worden, große Herren bemühten sich um seine Gunst, sein unermeßlicher Reichtum und der Ruhm seiner Taten machten den hagern, eher häßlichen Mann vielen Frauen angenehm, man erzählte von wilden Ausschweifungen, die er sich zuweilen leiste. Doña Cayetana aber flößte ihm sichtlich vom ersten Augenblick an eine knabenhafte, romantische Leidenschaft ein, und wenn er zu ihr sprach, konnte sich der verwöhnte und sonst so reservierte Herr nicht zähmen, seine Augen wurden flackerig, sein trockenes Gesicht rötete sich. Cayetana hatte ihren Spaß daran, sie behandelte ihn mit jenem liebenswürdigen, kaum merklichen Hochmut, der nur ihr eigen war. Der lebenskundige Señor Martínez mußte wohl erkennen, daß er ihr nichts war als ein Spielzeug, ein Pelele. Allein trotz seines Bürgerstolzes war es offenbar gerade diese selbstverständliche Arroganz der Grandin, die ihn anzog. Goya, bösartig erheitert, meinte, wenn der pergamentene Abenteurer mit ihr sprechen dürfe, dann seien ihm bestimmt alle ihre alten hohen Titel gegenwärtig und die Daten der Schlachten, die ihr Ahnherr, der düstere Feldmarschall, geschlagen habe.

Er arbeitete an den Bildern für die Santa Cueva, schnell und gewandt, ohne viel Lust, doch nicht ohne neue Ideen. Schon am Ende der zweiten Woche konnte er Señor Martínez mitteilen, die Bilder stünden zur Ablieferung bereit.

Señor Martínez besichtigte das Werk seiner achtzehntausend Realen. Er äußerte sich nicht unverständig. »Nur Sie, Herr Erster Maler«, meinte er vor der »Speisung der Fünftausend«, »konnten eine Menschenmenge gleichzeitig so gebunden und so bewegt machen.« Und vor dem »Abendmahl« fand er: »Nur ein Francisco Goya durfte sich erlauben, die Apostel vom Tische wegzuscheuchen. Wie Sie sie auf die Erde hingeworfen haben im Schrecken über die Worte des Herrn, das ist vollkommen neu, das ist aufrührerisch, bei einem andern würde man sagen: ketzerisch.« Er kicherte.

Dann, schmeichelnd, schelmisch lächelnd, fuhr der erfreute Sammler fort, vielleicht habe der Herr Erste Maler nun doch noch Zeit und Lust, ein Porträt von ihm, Sebastián Martínez, Kaufmann von Cádiz, anzufertigen; wie Don Francisco bekannt sei, lasse er seine Flotte erst in der kommenden Woche in See stechen. »Ich weiß nicht«, antwortete kühl Francisco, »ob ich in den nächsten Tagen Lust zur Arbeit haben werde. Ich bin zur Erholung hier.« – »Welcher Preis könnte Sie verlocken«, fragte Señor Martínez, »Ihre Erholung auf zwei bis drei Tage zu unterbrechen?« – »Fünfundzwanzigtausend Realen«, antwortete ohne Zögern Francisco, erstaunt über seine Frechheit. »Einverstanden«, sagte, gleichfalls ohne Zögern, Señor Martínez.

Dann aber, etwas zaghaft, meinte er, ob er wohl die Herzogin und ihn zu einer kleinen Feier in sein Haus laden dürfe. Ursache sei gegeben; die Bilder für die Santa Cueva seien fertig, er sei mit dem Herrn Ersten Maler ins Geschäft gekommen, er habe die Frau Herzogin kennengelernt, und er sei im Begriff, zur größeren Ehre Spaniens die englische Blockade zu brechen und seine Schiffe nach Amerika zu führen. »Plus ultra«, sagte er und kicherte, »immer weiter voran.« Goya antwortete dürr, er sei nicht ermächtigt, Einladungen für die Frau Herzogin anzunehmen. Im übrigen wisse er, daß Ihre Hoheit für die nächsten beiden Wochen Pläne bereits gemacht habe, und dann sei ja wohl Señor Martínez schon glücklich auf See.

Señor Martínez schwieg eine kleine Weile, sein trockenes Gesicht arbeitete. Wenn er die Freude und Ehre haben könnte, meinte er dann, Doña Cayetana und Don Francisco unter seinem bürgerlichen Dach begrüßen zu dürfen, würde er sein Geschwader in See stechen lassen, ohne es zu begleiten. Goya war verblüfft. Er zuckte die Achseln. »Sprechen Sie mit der Herzogin«, riet er.

Im Kreise der vertrauten Freunde, in Gegenwart Doña Cayetanas war die Rede davon, daß Señor Martínez den Plan, seine Schiffe zu begleiten, aufgegeben habe, um einen Abend für die Herzogin zu geben. Quintana, voll sichtlicher Mißbilligung, sagte: »Es muß peinvoll für eine Frau sein, Begierde zu erregen, wohin immer sie kommt.« – »Sie sind sehr jung, Señor«, sagte die Herzogin.

Señor Martínez hatte aus Rücksicht auf die Trauerzeit Doña Cayetanas nur wenige Gäste geladen. Am interessantesten schien Goya ein Herr, den Señor Martínez als Señor Bajer vorstellte, Reeder aus Málaga, einen nahen Geschäftsfreund. Allein der Akzent des fremden Herrn kennzeichnete ihn deutlich als von englischer Abkunft. Wahrscheinlich war er ein Offizier des blockierenden englischen Geschwaders; die Herren liebten es, in Verkleidung nach Cádiz zu kommen. Erstaunt und amüsiert erfuhr Francisco im Laufe des Abends, daß der kluge Señor Martínez die Ausfahrt seiner Flotte durch gewisse Abmachungen mit englischen Offizieren gesichert hatte.

Auch Don Miguel war da. Er hatte viel übrig für Señor Martínez, er hatte Verständnis für seine kunsthistorische Beflissenheit und freute sich seiner fortschrittlichen Haltung. Der junge Quintana indes war nicht gekommen; er verzieh es Sebastián Martínez nicht, daß er ein patriotisches Unternehmen wie die Führung seiner Flotte aufgab um eines hübschen Gesichtes willen.

Der sonst so sichere Sebastián Martínez war bemüht, auch an diesem Abend bürgerliche Gehaltenheit an den Tag zu legen. Er widmete sich, wie es sich gebührte, der Herzogin nur wenig mehr als seinen andern Gästen, aber er konnte nicht verhindern, daß seine flehenden, bewundernden Blicke wieder und wieder zu ihr zurückkehrten.

Don Miguel verwickelte ihn in ein umständliches antiquarisches Gespräch. Er hatte in der Bibliothek des Señor Martínez einige frühe Drucke gefunden von Büchern, die in Hinsicht des Glaubens nicht unbedenklich waren. »Nehmen Sie sich in acht, Señor«, scherzte er. »Ein Mann, so aufgeklärt und so reich wie Sie, ist eine starke Versuchung für die Herren der Inquisition.« – »Meine Schiffe haben die Linien der Engländer durchbrochen«, antwortete bescheiden stolz Señor Martínez, »ich werde meine Bücher und Meinungen auch durch das Heilige Offizium zu steuern wissen.«

Die Herzogin und Goya hatten erwartet, daß man sich nach der Tafel an die Spieltische setzen werde, wie das üblich war. Allein Señor Martínez hatte sich was anderes ausgedacht. »Darf ich Sie in den Theatersaal bitten, Doña Cayetana?« forderte er die Herzogin auf. »Die Serafina wird für Sie tanzen.« – »Die Serafina?« fragte sie, ehrlich überrascht.

Die Serafina war die berühmteste Tänzerin Spaniens und abgöttisch geliebt; denn sie hatte dem spanischen Volk einen großen Sieg errungen. Es waren nämlich bei dem Kardinal-Primas in Toledo viele Klagen eingelaufen, vor allem von ausländischen Kirchenfürsten, daß man in dem frommen Spanien so gemeine und unzüchtige Tänze wie den Fandango und den Bolero dulde. Der Kardinal-Primas hatte schließlich ein Konsistorium einberufen, welches über ein allenfallsiges Verbot dieser Tänze befinden sollte. Der Erzbischof von Sevilla, die Mißstimmung fürchtend, welche ein solches Verbot vor allem in Andalusien hervorrufen mußte, hatte vorgeschlagen, die ehrwürdigen geistlichen Richter sollten sich doch die Tänze erst vorführen lassen. Die Serafina und ihr Partner Pablo tanzten vor dem Konsistorium. Es fiel den Prälaten schwer, still in ihren Sesseln sitzen zu bleiben, und der Fandango war nicht verboten worden.

Bald darauf aber war die Serafina verschwunden, es hieß, sie habe geheiratet, jedenfalls hatte man sie seit zwei, drei Jahren nicht mehr öffentlich tanzen sehen. »Die Serafina?« fragte also angenehm erstaunt die Alba. »Sagten Sie: die Serafina?« – »Sie wohnt jetzt in Jerez«, gab Señor Martínez Auskunft. »Sie ist die Frau meines dortigen

Geschäftsführers Vargas. Es ist nicht ganz leicht, Señora Vargas zu bewegen, vor andern zu tanzen als vor ihren Vertrauten. Für Sie, Frau Herzogin, tanzt sie.«

Man begab sich in den Theatersaal. Der Raum war geschickt so hergerichtet, daß er den Eindruck einer jener Stätten machte, wo Tänzer aus dem Volke ihre Darbietungen vorführten. Der sicher sonst sehr elegante Theatersaal war verwandelt worden in den verschmutzten, verelendeten Empfangsraum eines herabgekommenen, edeln maurischen Hauses. Abgetretene, verflickte, ehemals sehr kostbare Teppiche waren da, die Wände waren mit weißem, angeschmutztem Leinen verkleidet, die Decke kunstvoll mit roten und goldenen Arabesken verziert. Ein paar schäbige Holzstühle standen da, ein paar Funzeln und Kerzen gaben schlechtes Licht.

Die Gäste setzten sich, und schon hörte man von der Bühne her hinter dem geschlossenen Vorhang das scharfe, aufrüttelnde Klappern der Kastagnetten. Der Vorhang öffnete sich, die Szene zeigte eine primitiv gemalte andalusische Landschaft, ein einsamer Musikant mit seiner Guitarre saß verloren auf einem Hocker in der Ecke. Die Kastagnetten wurden lauter, aus den Kulissen kam von links der Majo, von rechts die Maja, sie kamen aufeinander zu, Liebesleute, lange getrennt, die einander wiederfanden. Ihre bunten Kostüme waren aus billigstem Stoff, besetzt mit viel goldenem und silbernem Flitter, die Hosen des Burschen, der Rock des Mädchens schmiegten sich eng den Hüften an, der Rock war aus dünnem Stoff, unten weit, nicht lang. Sie kümmerten sich nicht um das Publikum, sie schauten nur einander an. Die Arme erhoben, tanzten sie aufeinander zu.

Noch immer hörte man nichts als das leise, anfeuernde Klappern der Kastagnetten. Nun waren die Tänzer einander ganz nahe. Da wich sie zurück, tanzte rückwärts, immer mit ausgebreiteten Armen, er verfolgte sie, langsamer, rascher, beide hatten sie die Lippen leicht geöffnet, es war jetzt mehr Pantomime als Tanz, sie schauten einander an, schauten zu Boden. Sie floh weiter, langsamer jetzt, sie lockte ihn, kokettierte mit ihm; er verfolgte sie, noch zaghaft, doch mit steigender Begierde. Nun aber wandte sie sich ihm zu. Die Kastagnetten wurden lauter, die Guitarre setzte ein, das kleine, unsichtbare

Orchester setzte ein, die Tänzer hatten einander erreicht, schon berührten sich ihre Gewänder, schon waren ihre Gesichter einander ganz nahe. Da, plötzlich, mitten im Takt, verstummte die Musik, verstummten die Kastagnetten, die Tänzer standen starr, angewurzelt. Die Pause dauerte wenige Sekunden, sie schien endlos.

Dann setzte die Guitarre von neuem ein, ein Zittern lief über den Leib des Mädchens, langsam löste sie sich aus ihrer Starre, sie wich zurück, dann wieder vor. Nun bewegte auch er sich. Feuriger flog er ihr entgegen. Langsamer jetzt, doch zärtlicher schwebte sie auf ihn zu. Beider Bewegungen wurden heftiger, ihre Blicke auffordernder, jeder Muskel zitterte vor Leidenschaft. Nun, mit geschlossenen Augen, kamen sie einander entgegen. Doch wieder, im letzten Augenblick, zuckten sie zurück. Und wieder eine jener wilden, erregenden, zuchtlosen Pausen.

Dann aber wichen sie beide zurück, sie verschwanden in den Kulissen, und jetzt, sogleich, die Zuschauer wußten es, wird jene Szene beginnen, welche Andalusien dem Fandango zugefügt hat, jenes Solo, wohl von Zigeunern stammend und aus dem frühesten Orient, jener Einzeltanz, welcher die Serafina und vor ihr so manche andere Tänzerin durchs ganze Reich berühmt gemacht hat.

Da kommt sie schon hervor aus ihrer Kulisse, allein dieses Mal und ohne Kastagnetten. Hinter der Szene aber ertönt ein rhythmisches, monotones Stampfen und Händeklatschen, und eine einsame, dunkle Stimme singt einen banalen, ewig tiefen Text:

Darum laßt uns
Tauchen in den
Tiefen Schoß der
Liebe; denn wir
Leben nur so
Kurze Zeit auf
Dieser Erde,
Und wir sind so
Lange tot.

Bald verlieren sich auch die Worte ins nicht mehr Erkennbare, und was die einsame Stimme singt, ist nur mehr ein rhythmisches, eintöniges, beinahe klagendes Aahh und Aaii, langsam, doch wild und heftig. Und langsam, wild und heftig ist auch der Tanz des Mädchens, immer gleich und immer anders, ein ruhiger, wütiger Tanz, ein Tanz des ganzen Körpers; sichtlich führt sich die Tänzerin ihrem Liebhaber vor, zeigt ihm, was alles an Wollust, Süße, Wildheit ihr Körper hergeben kann.

Still sitzen die Zuschauer. Das eintönige, wilde Gestampfe geht ihnen in die Glieder, aber sie regen sich nicht, sie sind erstarrt im Schauen. Es geschieht nichts Unzüchtiges auf der Bühne, keine Nacktheit ist da, doch vorgeführt wird in tiefer Unschuld und in allen Einzelheiten die natürlichste aller Begierden, fleischliche Sehnsucht, und sie ist aufgelöst in Rhythmus.

Die Zuschauer haben diesen Tanz manches Mal gesehen, doch nie so vollendet. Mit Bewunderung und Sachkenntnis schauen der gelehrte Miguel und der belesene Martínez auf die mühevoll und kunstvoll sich abarbeitende Serafina. Frauen wie diese müssen es gewesen sein, welche die Römer aus dem lasterhaften Gades ausführten in ihre Stadt, damit sich dort Senatoren und Bankiers, erfahren in allen Lüsten, an ihrem Tanze ergötzten. Frauen wie diese müssen es gewesen sein, welche die frühen Kirchenväter voll heiligen Zornes mit der tanzenden Tochter der Herodias verglichen, und sicher hat die Tradition recht, die behauptet, die Tänzerin Telethusa aus Gades habe dem Bildhauer Modell gestanden, der die Venus Kallipygos schuf.

Die Serafina tanzte, hingegeben, leeren Gesichtes, voll hoher Kunst, voll angeborener und erlernter wütiger Wollust. Das monotone Gestampfe und Gesinge wurde wilder. Und nun fielen die Zuschauer ein. Sie klatschten, diese Granden und reichen Herren, in die Hände, stampften mit den Füßen, im Takt, schrien Olé, und sogar der Geschäftsfreund des Señor Martínez, der englische Offizier, der zuerst schockiert gewesen war, stampfte mit und schrie Olé. Die Serafina aber tanzte. Sie wandte, sich kaum von der Stelle bewegend, den Zuschauern bald den Rücken zu, bald die Seite, bald das Gesicht, ein Zittern lief ihr, immer häufiger, über den Körper, es riß ihr die

Arme hoch, sie zuckten in der Luft, dann plötzlich schlug wieder jene Pause ein, welche sie und mit ihr alle erstarren ließ, und dann war da ein letztes, sehr kurzes, in seiner Schwüle fast unerträgliches Tanzen, Reißen, Zucken, Verlangen.

Die Soloszene war zu Ende, und von neuem getanzt wurde, nun aber in atemloser Folge, die Pantomime von dem uralten Zweikampf der Liebe: Scheu, Verlangen, finstere Entschlossenheit, neue Furcht, steigende Gier, Nachgeben, Erfüllung, Erlösung, schlaffe, dumpfe Zufriedenheit.

Nichts Lockeres, Frivoles war in diesem Tanz, er war von wildem, überzeugendem Ernst. Und so nahmen ihn die Zuschauer, so gaben sie sich selber ihm hin. Dieser Gesang mit seinen banalen, ewig wahren Worten, diese Musik, die keine Musik war, sondern ein Getön, das einen betäubte und hinriß, keine Kunst gab es, die besser ausdrückte, was diese spanischen Menschen spürten, lebten. Vor diesem Tanz löste sich das rechnende, wägende Denken, die lästige Logik in nichts, hier brauchte man nur zu schauen und zu hören, man durfte, man mußte sich treiben lassen im Gewell dieser Töne, im Geflatter dieser Bewegungen.

Die Herzogin von Alba fühlte wie die andern. Ohne daß sie’s wußte, traten ihre kleinen Schuhe mit den hohen Absätzen rhythmisch den Boden, schrie ihre schrille, kindliche Stimme Olé, sie schloß die Augen, sie konnte die strömende Lust nicht mehr ertragen.

Franciscos massiges Gesicht war melancholisch, ernst, beinahe leer wie das der Tanzenden. Vieles war in ihm und ging durch ihn, ohne daß es Wort und Bewußtsein geworden wäre. Seine Augen hingen an diesem andalusischen Bolero oder wie immer der Tanz sich nennen mochte, er selber aber in seinem Innern tanzte seine eingeborene aragonesische Jota, diesen geradezu kriegerischen Tanz, in welchem Mann und Weib einander bedrohen, einen Tanz ohne Anmut und ohne Schonung, voll gehaltener Leidenschaft, er hatte ihn oft getanzt, sehr aufrecht, wie es der Tanz verlangte, als ginge man in eine Schlacht. Und mit den andern im Takt klatschte er in seine kräftigen Hände und schrie mit hoher Stimme Olé.

Und dann war der Tanz zu Ende, und die Tänzer hatten sich nicht berührt und hatten doch alle Phasen der irdischen Liebe selber durchlebt und die andern durchleben lassen. Vereint nun, während der Vorhang fiel, wichen sie zurück in die Kulissen. Die Musik riß ab. Man klatschte nicht. Die Zuschauer saßen stumm, selber erschöpft, ausgeleert.

Señor Martínez sagte zu Goya: »Ich bin glücklich, Exzellenz, daß ich Ihnen eine Freude habe bereiten können.« Es war aber in seinen Worten ein Unterton, der Goya ärgerte; es ärgerte ihn, daß er sich alles vom Gesicht ablesen ließ, daß er so deutlich hatte erkennen lassen, wie sehr Serafina ihn erregt hatte. Sicher auch hatte Cayetana mit ihren schnellen Augen wahrgenommen, wie ihm zumute war. Da sagte sie schon: »Einen Mann wie Sie muß die Serafina angezogen haben. Sie sind sehr berühmt in Cádiz, Don Francisco. Wenn Señor Martínez die Serafina bewegen konnte, für mich zu tanzen, wird er sie bestimmt veranlassen können, auch Ihnen einen Gefallen zu tun.« Und Señor Martínez fiel sogleich ein: »Ein Porträt der Serafina wird Sie sicherlich mehr interessieren, Exzellenz, als das eines alten Geschäftsmannes. Señora Vargas wird sich eine Ehre daraus machen, Ihnen zu sitzen, besonders wenn Sie das Porträt mir ablassen wollen. Sagte ich Ihnen schon, daß Señor Vargas mein Geschäftsführer in Jerez ist?«

Die Serafina kam. Man überschüttete sie mit Lob und Preis und Galanterien. Sie dankte ruhig, freundlich, ohne Lächeln, sie war gewohnt, gefeiert zu werden.

Goya sagte nichts, er starrte sie nur an. Endlich wandte sie sich an ihn. »Wie lange werden Sie in Cádiz bleiben, Herr Erster Maler?« fragte sie. »Ich weiß es nicht«, erwiderte er. »Wohl noch ein oder zwei Wochen. Ich werde dann noch einige Zeit in der Nähe sein, in Sanlúcar.« Sie sagte: »Auch ich lebe nicht weit von hier, in Jerez. Ich hatte die Absicht, mein Gala-Bett erst im späten Herbst abzuhalten. Heute aber habe ich mich entschlossen, es früher abzuhalten, und ich hoffe, Sie werden mich besuchen.« Es war aber in diesem Teile des Landes Sitte, daß Frauen von einigem Wohlstand alljährlich auf ein bis zwei Wochen krank wurden, sich ins Bett legten, sich verwöhnen ließen, von Freunden und Bekannten Besuche und Geschenke erhielten; ein prunkvolles

Bett, das nur zu diesem Zweck verwandt wurde, gehörte zur Aussteuer jedes Mädchens, das auf sich hielt.

Goya sah sie an, er schaute
Lange, unbekümmert um die
Anderen, und sie gab seinen
Blick zurück, und in den beiden
War der klagende, eintönig
Stampfende Gesang, die Weise:
»Darum laßt uns heute in den
Tiefen Schoß der Liebe tauchen,
Morgen können wir’s nicht mehr.« Dann
Endlich tat den Mund er auf, den
Zauber brechend, und, ein Majo
Zu der Maja, sprach er: »Halte
Nicht erst lang ein Gala-Bett ab,
Serafina, solcher Dinge
Braucht’s nicht zwischen uns. Ich male
Dich auch so. Wir sehen uns auch
Ohne Vorwand, Serafina.«

36

Zwei Tage später, des Abends, war er allein mit Cayetana. Es wehte Solano, der schwüle, afrikanische Wind; durch die Windstöße hörte man die abendlichen Signale der beiden feindlichen Geschwader, des nahen spanischen und des ferneren englischen.

Francisco war nervös und gereizt. Er wollte zurück nach Sanlúcar, wollte Cayetana wieder ganz für sich haben. Er war mit einemmal des Lebens in Cádiz überdrüssig, der vielen Menschen, mit denen man hier zusammensein mußte. Dehnte er seinen Urlaub über Gebühr aus, setzte er die Gunst des Hofes aufs Spiel, um sich mit Señor Martínez und dessengleichen zu unterhalten? Cayetana aber fand offenbar Gefallen an der Verehrung dieser Menschen. Für ihn hatte sie kein Verständnis. Sie sollte Herz und Höflichkeit genug haben, endlich zu merken, daß er nicht länger hierbleiben wollte.

Er hatte diesen Gedanken nicht zu Ende gedacht, als sie den Mund auftat: »Du brauchst es nicht erst zu sagen, Francisco.« – »Was denn?« gab er zurück mit verstellter Harmlosigkeit. »Was brauche ich nicht erst zu sagen?« Und sie, lächelnd: »Wenn es dir recht ist, gehen wir morgen zurück nach Sanlúcar.«

Aller Mißmut fiel ab von ihm, als er wieder in Sanlúcar mit ihr allein war; er war strahlend glücklich wie in den Wochen vor der Reise. Auch die Erinnerung an Cádiz verschönte sich ihm. Die Männer hatten ihn gefeiert, die Frauen sich in ihn verliebt, man hatte ihm Preise gezahlt wie kaum je einem Maler vorher; sein Ruhm war sichtlich übers ganze Reich gedrungen. Dabei hatte er erst angefangen zu zeigen, was er konnte, seine Kunst war im Wachsen. Und jetzt war er hier, allein mit seiner wunderbaren Geliebten, die sich allen seinen Launen fügte. Er war jung, er hatte sich's bewiesen, er besaß alles, was er wünschte. »Sitzend an den goldenen Tischen des Lebens und der Kunst«, klang in ihm ein Vers, den ihm Don Miguel mochte zitiert haben.

Einmal, im Bett, faul sich dehnend, fragte Cayetana: »Willst du mich noch immer nicht als Maja malen?« – »Aber gewiß«, antwortete er sogleich. Er malte ein zierliches,

fröhliches Bild, auf dem er mit ihr spazierenging. Sie war im Maja-Kostüm, sie trug die schwarze Mantilla, er war ein wenig hinter ihr, und sie drehte sich ihm zu, drehte sich in der Wespentaille, kokett, biegsam, die eine Hand hielt einladend den geöffneten Fächer, die andere wies auf den Fächer, auffordernd, mit herrisch ausgestrecktem Zeigefinger. Er selber aber, Goya, sprach in höfisch galanter Haltung auf sie ein, er war überaus elegant gekleidet, stutzerhaft geradezu, er trug einen bräunlichen Frack, kostbare Spitzen und hohe Stiefel, er war bis zur Unkenntlichkeit verjüngt und offenbar verliebt wie ein Käfer.

Sie merkte gut, daß er sie noch immer nicht als Maja sehen wollte, daß er sie wieder nur als große Dame im Kostüm gemalt hatte. Aber sie hatte Freude an dem Bild. Seine Neckerei war harmlos, übermütig, und hatte er sich selber nicht noch viel jungenhafter gehänselt?

Andern Tages erzählte sie ihm, sie habe wieder den Besuch ihrer toten Zofe Brígida gehabt. Die habe ihr wieder gesagt, sie werde früh sterben, doch nicht, ehe sie als Maja gemalt worden sei. Goya lag träg im Sessel. »Dann wirst du also jetzt leider dran glauben müssen«, antwortete er. »Red keinen Unsinn!« sagte sie. »Du weißt genau, was sie gemeint hat.« – »Ich finde«, erwiderte Goya, »das ist eine sehr glückliche Prophezeiung. Du brauchst dich nur nicht als Maja malen zu lassen, dann wirst du hundertfünfzig Jahre alt.« – »Da ich es beschlossen habe«, sagte sie, »werde ich mich als Maja malen lassen. Das weiß Brígida so gut wie wir beide.« – »Übrigens, was hat sie denn angehabt, deine Brígida?« fragte Francisco. Cayetana, überrascht, antwortete: »Sie war angezogen wie eben eine Zofe.« Dann aber brach sie aus: »Wie sie angezogen war! Du fragst wie die Inquisition.« Francisco, friedfertig, erwiderte: »Ich bin Maler. Wenn ich was nicht sehen kann, existiert es nicht für mich. Ein Gespenst, das ich nicht malen kann, ist kein richtiges Gespenst.«

Hatte sich Doktor Peral schon in Cádiz im Hintergrund gehalten, so löschte er sich jetzt vollends aus, wann immer er annahm, er sei nicht erwünscht. Im übrigen bewährte er sich als lustiger und gescheiter Gesellschafter und ließ es sich angelegen sein, Goya

zu zeigen, mit wieviel Kennerschaft er ihn bewundere. Francisco konnte es kaum begreifen, daß ein Mann, der beim Tode des Herzogs eine so finstere Rolle gespielt hatte, so gleichmäßig heiter und zufrieden war. Wahrscheinlich dünkte sich dieser bei allem bescheidenen Gewese so überhebliche Mann berghoch erhaben über das Volk und glaubte, seine Wissenschaft erlaube ihm, was der blöden Masse nicht erlaubt war. Wenn er am Tod des Herzogs beteiligt war, und er war es, dann hatte er, was er tat, kühl und bedenkenlos getan, und keine leise Ahnung war ihm gekommen, daß in den Winkeln Dämonen hocken könnten und zuschauen.

Als ihn damals Peral darum bat, hatte es Goya höhnisch abgelehnt, ihn zu porträtieren. Jetzt fühlte er sich versucht, den unheimlichen, trotz seines starkzügigen Gesichtes so undeutlichen Mann zu malen, um sich über ihn klarzuwerden. Eines Tages, mit Anlauf, bot er's ihm an. Der überraschte Peral scherzte: »Die Preise des Señor Martínez kann ich aber nicht bezahlen.« Goya, lächelnd, antwortete: »Ich würde auf das Porträt setzen: A mi amigo.« Es war dies aber die Formel, mit der ein Maler ein Geschenk zu bezeichnen pflegte, und ein Porträt solcher Art von Goyas Hand zu besitzen, wärmte dem leidenschaftlichen Sammler Peral das Herz. Sein gehaltenes Gesicht rötete sich. »Sie sind sehr generös, Don Francisco«, sagte er.

Goya malte lange und beflissen an dem Porträt, er malte es in jenem silbrig grauen Licht, das ihm allein zugehörte und das durch seine Zartheit das Finstere unterstrich, das der Maler hinter dem klugen, gelassenen Gesicht des Arztes vermutete. Goya ließ nicht zu, daß Don Joaquín irgendwas versteckte; er setzte ihn so, daß beide Hände sichtbar waren. »Was? Auch noch die Hände schenken Sie mir?« scherzte Peral. Gerade die Hände aber, die den Mann Cayetanas umgebracht hatten, wollte Goya malen.

In übrigen verliefen die Sitzungen sehr angenehm. Peral war gesprächig, er gab sich offen, wenngleich immer ein Hintergründiges blieb, ein nicht zu Enträtselndes, und Goya war an dem Manne tief interessiert, ja, er gewann ihn lieb, so sehr ein gelegentlicher Blick, eine gelegentliche Geste ihn abstießen. Es entstand zwischen den

beiden eine sonderbare Freundfeindschaft; sie fühlten sich einander verbunden, sie wollten einander ergründen, es machte ihnen Spaß, sich scharfe Wahrheiten zu sagen.

Da Goya nicht über Cayetana sprach, nannte auch Peral nicht ihren Namen. Wohl aber war mehrmals von Dingen der Liebe im allgemeinen die Rede. Einmal fragte der Arzt den Maler, ob er gehört habe von dem Unterschied, den die alten Philosophen machten zwischen einem Hedoniker und einem Erotiker. »Ich bin ein unwissender Malermeister, Doktor«, sagte gutmütig Goya, »und Sie ein Tertuliante, ein dreimal weiser Tullius Cicero. Bitte, belehren Sie mich.« – »Ein Hedoniker«, erläuterte Peral, »ist einer, der nur sich allein Genuß verschaffen will; der Erotiker aber will Lust geben, wenn er Lust empfindet.« – »Sehr interessant«, sagte Goya, ein wenig unbehaglich; er wußte nicht, ob Peral die Alba im Sinne habe. »Der Philosoph Kleanthes«, fuhr Peral fort, »lehrt: ›Wehe dem, der in den Schoß einer Hedonikerin fällt‹, und wem solches zustößt, dem empfiehlt er als Heilmittel, er solle sich flüchten in eine große, allgemeine Sache, in den Kampf für Freiheit und Vaterland. Das klingt gut; aber als Arzt bezweifle ich, daß es hilft.«

Natürlich sprach Peral während dieser Sitzungen auch viel von der Kunst. Besonders bewunderte er Franciscos Technik, sprechende Augen zu malen. »Ich bin Ihnen da auf Ihren Trick gekommen«, sagte er. »Sie machen das Weiße des Auges kleiner als die Natur und die Iris größer.« Und da Goya erstaunt hochsah, erklärte er: »Der gewöhnliche Durchmesser der Iris beträgt elf Millimeter, Ihre Menschen haben eine Iris von dreizehn Millimetern. Ich habe nachgemessen.« Goya wußte nicht, ob er lachen sollte.

Ein andermal sprach Peral von dem Greco. Er bedauerte, daß König Philipp den Greco nicht genügend begriffen habe. Wieviel mehr Meisterwerke wären entstanden, wenn Philipp dem Meister seine Gunst bewahrt hätte. »Ich würde nicht«, sagte er, »wie es jener begeisterte junge Dichter tat, Velázquez, Murillo und Goya die drei größten spanischen Meister nennen. Mir sind die größten: der Greco, Velázquez und Goya.« Goya antwortete freimütig, ihm sei der Greco fremd; er sei ihm zu manieriert

aristokratisch, zu unspanisch. »Wahrscheinlich«, meinte er, »hat unser Don José Quintana recht. Ich bin Spanier, ich bin Bauer, ich male brutal.«

Dann war das Bild fertig. Von der Leinwand blickte aus großen, skeptischen, etwas stechenden Augen ein gescheiter, ja, bedeutender und unheimlicher Peral auf den Beschauer. Mit sorgfältigem Pinsel signierte Francisco: »Goya a su amigo Joaquín Peral«. Peral schaute zu. »Danke, Don Francisco«, sagte er.

Aus Jerez kam ein Brief, ungelenk geschrieben; die Serafina brachte sich in Erinnerung. »Ich werde vielleicht auf ein paar Tage nach Jerez gehen«, sagte Goya zu Cayetana, »und die Serafina malen.« – »Ist es nicht bequemer«, antwortete sie, »du läßt sie hierherkommen?« Sie sprach gelassen, beiläufig; aber hinter ihren Worten war ein spitzbübisch wohlwollendes Einverständnis, das ihn aufbrachte. »Es war nur so eine Idee, die mir durch den Kopf ging«, sagte er. »Wahrscheinlich werde ich weder hingehen noch sie herkommen lassen. Aber«, setzte er bösartig hinzu, »sie wäre die ideale Maja. Wenn ich jemals wieder eine Maja male, dann sie.«

Als er kurz darauf um die übliche Stunde zu Cayetana kam, fand er sie auf dem Diwan liegend in einem Kostüm, wie es im vorigen Winter bei Kostümfesten oft getragen worden war. Es war ein Gewand aus dünnem, kostbarem, weißem Stoff, mehr Torero- als Maja-Tracht, halb Hemd, halb Hose; sich faltig um den Körper schmiegend, enthüllte es ihn mehr, als es ihn verbarg. Dazu trug Cayetana eine Bolero-Jacke, stark gelb, geschmückt mit schwarzen, schillernden Metallplättchen, die ein Schmetterlingsmuster darstellten; ein breiter, rosafarbener Gürtel hielt das Kleid zusammen. So lag sie, die Hände hinterm Kopf verschränkt.

»Wenn du die Serafina als Maja malen wolltest«, fragte sie, »wäre diese Pose und dieses Kostüm das rechte?« – »Nun ja«, antwortete er, es war weder Ja noch Nein. Die Frau, die auf dem Diwan lag, war eine reizvolle Dame, auf gewagte Art als Maja verkleidet; doch hätte in einer Schenke der Manolería kein Mensch sie für eine Maja genommen, und Francisco konnte sich wohl vorstellen, daß er Cayetana, doch nicht, daß er die Serafina so malte. »Wenn du eine solche Maja maltest«, fragte sie weiter,

»würdest du sie in Lebensgröße malen?« Er, etwas verwundert, erwiderte: »Es ist das erste Mal, daß du an Technischem interessiert bist.« Sie, ein wenig ungeduldig, sagte: »Heute bin ich es.« Er gab lächelnd Auskunft: »Ich denke, ich würde dem Bild drei Viertel Lebensgröße geben.«

Ein paar Tage später führte sie ihn in einen wenig benutzten Raum des Hauses, ein prunkvolles, etwas vernachlässigtes Schlafzimmer, das einmal einer Herrin der Casa de Haro gedient haben mochte, ihr offizielles Lever abzuhalten. An einer Wand hing ein belangloses Gemälde, ein Breitbild, eine Jagdszene darstellend. Cayetana, mittels der gleichen Vorrichtung, wie sie in der Casa de Haro in Cádiz verwandt war, ließ das Bild zur Seite gleiten. Dahinter sichtbar wurde nackte Wand, Raum für ein anderes Bild. Er stand töricht. »Begreifst du nicht?« fragte sie. »Ich möchte, daß du mich endlich als Maja malst, als wirkliche Maja.« Er starrte sie an. Hatte er sie begriffen? Die Nackte Frau des Velázquez, so hatte er ihr's erklärt, war nicht Göttin und nicht Grandin, sie war eine Maja. »Ich möchte zwei Porträts bei Ihnen bestellen, Don Francisco«, sagte sie, »das eine als Maja im Kostüm, das andere als die wahre Maja.«

Wenn sie es so wollte, mochte sie's haben. Er malte sie in ihrem kostbaren, grellen Kostüm, und er malte sie schon jetzt nackt unter dem durchsichtigen Stoffe. Da lag sie auf dem zur Lust bereiteten Lager, auf mattgrünen Polstern, die Arme griffen hinterm Kopf zusammen, das linke Bein war angezogen, der rechte Oberschenkel lag weich auf dem andern, und er betonte das Dreieck des Schoßes. Er hieß sie etwas Schminke auflegen, und er malte ihr Gesicht; es war aber nicht ihr Gesicht, vielmehr gab er ihr ein anonymes, vieldeutiges Gesicht, wie nur er es malen konnte, es war das Gesicht einer einzelnen und einer jeden.

Cayetana freute sich des stolzen Wettbewerbs, in den sie sich da eingelassen hatte. Sie hatte es erreicht: Francisco malte *sie* als Maja; die Serafina, die Maja Majada, das Urbild der Maja, hatte ihn vergeblich zu ihrem Gala-Bett eingeladen.

Er malte in dem Zimmer, für welches die Bilder bestimmt waren. Das Licht, das von links kam, war das richtige für die bekleidete Maja. Die unbekleidete aber malte er auf

dem flachen Dach des Aussichtsturmes, des Mirador; denn hier bewirkte die Brüstung, daß das Licht so fiel, wie er's brauchte. Die Dueña, überaus mißbilligend, stand Wache, man war geschützt. Trotzdem war, was sie da taten, gewagt; denn Unternehmungen solcher Art blieben nun einmal nicht auf die Dauer verborgen.

Goya malte verbissen. Er spürte, sie verbot ihm die Serafina, sie wollte ihm mehr sein als die Serafina. Auch mehr Maja als die Serafina. Aber das konnte sie nicht haben. Eine böse Lust stieg in ihm hoch. Wie sie da vor ihm lag, war nicht mehr er ihr Pelele, sondern war endlich sie sein Spielzeug. Was da auf seiner Leinwand entstand, war keine Maja. Und wenn Geburt und Reichtum ihr alles gaben, was Spanien geben konnte: aus dem Volke blieb sie ausgeschlossen, sie war immer nur armselige Grandin. Sie wurde nicht zur Maja, wie immer sie es anstellte. Und gerade wenn sie sich die letzte Hülle abriß, war sie's nicht.

Seine Gedanken kehrten sich ab von der Frau im Fleische, wandten sich seinem Werke zu. Er wußte nicht, ob es Kunst war, was er da trieb. Was hätte Luján, sein Lehrer in Saragossa, dazu gesagt! Luján hatte ihn wohlbekleidete Gipsstatuen abzeichnen lassen, er war Zensor der Inquisition gewesen. Sicher war, was er hier machte, meilenweit entfernt von jener wunschlosen, interesselosen Kunst, von der die Mengs und Miguel schwärmten. Aber, carajo!, er wollte nicht wetteifern mit dem toten Velázquez, und so war nun einmal *seine* Doña Desnuda. Er malte in dieser bekleideten und in dieser unbekleideten Nackten alle Frauen, mit denen er je zusammengelegen war, im Bett und im Winkel. Malte einen zu allen Lüsten aufstachelnden Leib. Und dazu zwei Gesichter: voll von Erwartung und Lüsternheit das eine, leer geradezu vor Begierde, und den Blick hart, lockend, gefährlich; das andere ein wenig schläfrig, langsam erwachend aus gestilltem Verlangen, schon durstig nach neuer Erfüllung. Was er malen wollte, war keine Alba und war keine Maja. Es war die Lust schlechthin, die nie zu stillende, mit ihrer dumpfen Seligkeit und ihren Gefahren.

Die Bilder waren fertig. Cayetana schaute unsicher von dem einen zum andern. Die Frau im Torero-Kostüm hatte ein anderes Gesicht als die nackte. Beide Gesichter waren

die ihren und doch nicht die ihren. Warum hatte Francho nicht ihr wirkliches Gesicht gemalt?

»Sie haben was Einzigartiges gemacht, Don Francisco«, sagte sie schließlich, »etwas Beunruhigendes.« Sie riß sich los. »Aber so üppig bin ich wirklich nicht«, sagte sie gespielt neckisch.

Dann, mit Hilfe der Dueña,
Hängten sie die beiden Bilder
An die Wand, und vor der nackten
Lag die andre Maja. »Meine
Gäste werden schon vor dieser
Große Augen machen«, meinte
Sie. Dann nochmals, kindisch mit dem
Mechanismus spielend, drückte
Sie den Knopf, und nochmals sichtbar
Ward die nackte Maja. Schwarz und
Steif in Abscheu, hartverkniffner
Lippe, stand die Alte. Lächelnd
Deckte Cayetana ihre
Nacktheit mit dem bunten Bild der
Andern Maja wieder zu, und
Lächelnd, ausgestreckt den Zeige-
Finger, überm kleinen Leib den
Großen, schönen Kopf erhoben,
Leichten Schrittes, gnädig ihrem
Goya winkend, daß er folge,
Ging die Herzogin von Alba
Aus dem Raum.

37

In Sanlúcar traf ein Gast ein, Don Juan Antonio Marqués de San Adrián.

Goya war verstimmt. Er kannte den Marqués seit langem, er hatte ihn gemalt, es war eines seiner besten Porträts geworden. Vor eine freie Landschaft hatte er ihn gestellt; da, sehr affektiert, an einen steinernen Pfeiler gelehnt, stand der junge Herr – er war gar nicht mehr so jung, er mochte Anfang der Vierzig sein, aber er schaute aus wie fünfundzwanzig mit seinem hübschen, frechen, hochmütigen Knabengesicht. Er trug Reitkostüm, weiße Weste, enge, gelbe Hosen und blauen Rock, eine Art Werther-Kostüm. Die Hand mit der Reitgerte stützte er elegant in die Hüfte, die andere, sorgfältig gemalte Hand hielt ein Buch, weder der Maler noch das Modell hätten sagen können, warum, den hohen Hut hatte er auf den Steinpfeiler gelegt. Goya hatte nichts verheimlicht von der Arroganz des hübschen, überaus verwöhnten Herrn, der, einer der ersten Granden des Hofes, schon in jungen Jahren zum Präsidenten des einflußreichen Rates von Indien ernannt worden war. Mehrmals auch hatte Goya den Marqués im Kreise Cayetanas getroffen, man nahm an, er sei einer ihrer Liebhaber gewesen. Sicher war, daß er zu den Favoriten der Königin zählte; wahrscheinlich hatte ihn die Alba auf kurze Zeit zu ihrem Cortejo gemacht, um Doña María Luisa zu ärgern. Der Marqués de San Adrián war gescheit und ungewöhnlich gebildet, er hatte lange in Frankreich gelebt, galt als sehr fortschrittlich und war es wohl auch. Aber wenn er mit seiner sehr hohen, etwas schleppenden Knabenstimme eine seiner zynischen, affektierten, geistreichen Bemerkungen von sich gab, dann kratzte das Goya, und er hatte Mühe, nichts Grobes, Plumpes zu erwidern.

Der Marqués war von natürlicher Liebenswürdigkeit. Er sei gekommen, erklärte er, um Doña Cayetana aufzuwarten; denn er habe ihre Abwesenheit vom Hofe nicht länger ertragen können. Aber ein zweiter, beinahe ebenso wichtiger Grund sei sein dringlicher Wunsch, Don Francisco möge, nun er in der Nähe von Sevilla sei, eine Sitzung des

Rates von Indien malen. »Wir entbehren Sie, mein Lieber«, sang er mit seiner etwas quäkenden Stimme. »Sie wissen, wir können nicht oft genug porträtiert sein, und wenn Sie uns darben lassen, dann müssen wir unsere Zuflucht nehmen zu braven Leuten wie Ihrem Kollegen Carnicero, und dann werden unsere Gesichter noch leerer, als sie sind.«

Der Marqués war bemüht, nicht zu stören. Er nahm an den Mahlzeiten teil und war bei Cayetanas Lever zugegen; seine Anwesenheit war eher anregend als lästig. Cayetana behandelte ihn leicht ironisch wie einen vorwitzigen Jungen, ihre Verbindung mit ihm war offenbar abgelebt. Jedenfalls konnte Francisco Cayetana nach wie vor allein sehen, wann immer er wollte.

Eines Abends, bei Tische, geriet er in ein Gespräch mit Peral über Kunstdinge; die beiden andern beteiligten sich nicht. Da, während er sprach, fing er einen Blick auf von Cayetana zu San Adrián. Es war ein schräger Blick, wie er ihn der Maja gegeben hatte, sie äugte hinüber zu Don Juan, auffordernd, wartend, begehrlich. Der Blick dauerte keine zwei Sekunden. Vielleicht bildete er ihn sich nur ein. Gewiß bildete er ihn sich ein; er befahl sich, den Blick zu vergessen. Aber er konnte den begonnenen Satz nur mit Mühe beenden.

Des Nachts sagte er sich, das sei alles Unsinn, Cayetana sei ihm mit seiner Doña Desnuda in *eines* verflossen, dergleichen geschah ihm zuweilen. Dann wieder sagte er sich, es sei so gut wie gewiß, daß Cayetana früher mit San Adrián geschlafen habe, und warum sollte er gekommen sein, wenn nicht, um die alte Freundschaft aufzuwärmen? Und sicherlich nicht war er gekommen ohne ihr Einverständnis. Alles war klar, und er war der Dumme, der Pelele. Er stellte sie sich vor, wie sie mit San Adrián zusammenlag, dem Stutzer, dem arroganten Gecken, jetzt, gerade jetzt, während er sich schlaflos in Qual verzehrte. Und dann zeigte sie ihm die Doña Desnuda, und San Adrián mit seiner ekelhaften Stimme stellte fest, wieviel Schönes an ihr Francisco nicht gesehen hatte.

Das alles war Unsinn. Er war einfach ein eifersüchtiger Narr. Er hatte Grund zur Furcht. Er war alt und dicklich und hörte schlecht, und sein Rücken begann sich zu

krümmen, das war besonders schimpflich für einen Aragonesen; auch war er von unbeherrschter Laune und grämlich. Cayetana war »chatoyante«, das hatte die alte Marquesa richtig gesehen. Selbst wenn er jung gewesen wäre und strahlend schön, hätte sie vielleicht plötzlich die Lust an ihm verloren und einen andern vorgezogen. So wie er jetzt ausschaute, war es klar, daß sie lieber mit dem jungen, schlanken, geistreichen, immer heitern Stutzer lag. Trágalo, perro.

Hirngespinste. Hatte sie nicht den Marqués blutig verhöhnt wegen María Luisa? Hatte sie ihm nicht deutlich gezeigt, daß er, Francisco, ihr Cortejo war? Aber dieser schräge Blick, den hatte er sich nicht eingebildet, der kam nicht von der »Doña Desnuda«, der kam von den harten, metallischen Augen der lebendigen Cayetana. Sie hatte unbeteiligt dreingeschaut im nächsten Moment, aber sie wechselte wie das Katzenauge, nichts an ihr war echt und greifbar. Es lag nicht an ihm, daß er Cayetana nicht hatte malen können, auch Velázquez hätte sie nicht malen können, niemand konnte sie malen. Auch ihre Nacktheit konnte man nicht malen, selbst ihre Nacktheit war verlogen. Und ihr Herz war geschminkt wie ihr Gesicht. Sie war von Grund auf böse. Ein Vers klang ihm auf aus einer alten Romanze, welche Pepa gerne sang: »Im schönen Busen ein häßliches Herz.«

Am nächsten Morgen malte er. Denn jetzt endlich hatte er die wahre Cayetana gesichtet. Er ließ sie hinfliegen durch die Lüfte; mit ihr, unter ihr, gleich Wolken, die sie trugen, schwebten drei Mannsgestalten. Dieses Mal aber gab er den Zügen der Frau nichts Anonymes. Dieses reine, hochmütige, ovale Gesicht konnte nur einer Frau auf Erden gehören, Cayetana de Alba, und deutlich kennbar auch waren die Gesichter der Männer; der Stierkämpfer Costillares war der eine, der andere der Präsident des Rates von Indien San Adrián, der dritte Don Manuel Príncipe de la Paz. Von der Erde aber schaute grinsend eine Mißgestalt dem Fluge zu, der uralte Hofnarr Padilla. Es war eine Himmelfahrt, die Francisco da malte, doch es war eine höchst verruchte Himmelfahrt, und ihr Ziel war sicherlich nicht der Himmel. Die Frau über den Männerköpfen hielt innerhalb des weiten, wallenden, vom Fluge gebauschten Gewandes die Beine gespreizt. Sehr wohl mochte man dieser Schwebenden alle sieben Todsünden zutrauen.

Sehr wohl mochte dieses Gesicht, ohne auch nur die Lippen zu regen, Weisung gegeben haben, den harmlosen Gatten umzubringen, weil der, vielleicht, hätte stören können. Ja, endlich hatte er's gesehen, endlich es erfaßt, und dieses war ein für allemal ihr letztes Gesicht, das wahre, reine, hochmütige, tiefverlogene, tiefunschuldige, tieflasterhafte Gesicht Cayetanas, dies war die fleischgewordene Lust, Lockung, Lüge.

Am nächsten Tag zeigte sich Cayetana nicht. Die Dueña entschuldigte sie bei den Herren. Ihr weißes Hündchen Don Juanito war erkrankt, sie trauerte, sie konnte niemand sehen. Goya malte weiter an der »Himmelfahrt«, an der »Lüge«.

Den Tag darauf war das Hündchen wieder gesundet und Cayetana strahlender Laune. Goya war einsilbig, sie nahm es nicht übel, sie versuchte mehrmals, ihn ins Gespräch zu ziehen. Allmählich aber, da er ihr nicht entgegenkam, kehrte sie sich San Adrián zu, der auf seine liebenswürdige, kindlich schmeichelnde Art auf sie einsprach. Er brauchte ein französisches Zitat, sie erwiderte französisch, sie glitten ins Französische. Peral, hin- und hergerissen von Schadenfreude zu Mitleid, suchte das Gespräch ins Spanische zurückzulenken, die beiden sprachen weiter französisch, ein geschwindes Französisch, dem Goya nicht zu folgen vermochte. Schließlich wandte sich Cayetana an Francisco, immer französisch, abgelegene Worte gebrauchend, die er nicht verstand. Sichtlich wollte sie ihn vor San Adrián bloßstellen.

Nach dem Abendessen erklärte sie, sie sei heute vergnügt und wolle noch nicht zu Bett, sie wolle noch was unternehmen. Sie wolle ihre Leute kommen lassen, daß sie Fandango tanzten. Ihre Zofe Fruela tanze ausgezeichnet, auch der Reitknecht Vicente sei nicht schlecht. Es geschah öfters, daß sich Granden die Langeweile ihrer Gesellschaften vertrieben, indem sie ihr Gesinde tanzen ließen.

Es traten fünf Paare an, willens und fähig, Fandango zu tanzen, an die zwanzig andere kamen, um zuzusehen, Leute aus dem Gesinde, Pächter, Bauern. Es hatte sich die Kunde verbreitet, daß man Fandango tanze, da konnte ohne Förmlichkeit ein jeder zuschauen. Die Leute tanzten weder gut noch schlecht, aber der Fandango war ein Schauspiel, das, wenn auch ohne viel Kunst ausgeführt, alle mitriß. Zuerst saßen die Zuschauer ernst und

hingegeben, dann aber traten sie den Boden, stampften, klatschten im Takt in die Hände, schrien Olé. Es tanzte jeweils nur ein Paar, doch immer neue fanden sich, die vortraten, das tanzende Paar abzulösen.

Cayetana sagte: »Wollen Sie nicht tanzen, Francisco?« Für einen Augenblick war Francisco versucht. Dann dachte er daran, wie sie ihn hatte Menuett tanzen lassen wollen vor dem Herzog und vor Peral, er sah vor sich das liebenswürdig freche Gesicht San Adriáns, und sollte er sich ihm von Cayetana vorführen lassen? Er zögerte. Da wandte sie sich schon an San Adrián: »Oder Sie, Don Juan?« Der Marqués, auf seine stutzerhafte Art, erwiderte sogleich: »Nichts lieber als das, Herzogin. Aber in diesem Kostüm?« – »Die Hosen gehen an«, sagte sachkundig Cayetana, »und eine Jacke wird Ihnen jemand leihen. Machen Sie sich zurecht, während ich mich umziehe.«

Sie kam zurück und trug jenes Kostüm, in dem sie sich von Goya hatte malen lassen, das hemdhosenartige Gewand aus dünnem, weißem Stoff, der den Körper mehr enthüllte als verbarg, darüber den spielerischen, gelben Bolero mit den schillernd schwarzen Metallplättchen und dem breiten, rosafarbenen Seidengürtel. So tanzte sie mit San Adrián. Es war nicht das rechte Kostüm, weder das ihre noch das seine, es war auch nicht der richtige Fandango, den sie tanzten, die Zofe Fruela und der Reitknecht Vicente tanzten besser, und schon gar nicht durfte man denken an Sevilla oder an Cádiz, geschweige denn an die Serafina. Immerhin, es war das nackte, eindeutige Schauspiel des Fandangos, und es lag etwas tief Ungehöriges, ja Unzüchtiges darin, daß die Herzogin von Alba und der Präsident des Rates von Indien den Bauern, Zofen, Kutschern von Sanlúcar dieses Schauspiel vorführten, Brunst, Verlangen, Scheu, Erfüllung. Sie hätte ebensogut, spürte Goya, alle diese Leute in ihr Ankleidezimmer führen, den Knopf drücken und ihnen die Doña Desnuda zeigen können. Was ihn aber am meisten aufbrachte, war, daß die beiden, die da tanzten, den Majo und die Maja nur spielten, es nicht waren. Es war ein freches, dummes, frivoles Spiel, und so durfte man nicht spielen, es war eine Verhöhnung alles wahren Españolismo. Dumpfer Groll kam über Goya, Groll über Cayetana und Don Juan, über alle die Granden und ihre Frauen,

unter denen er lebte, diese Zierbengel und Marionetten. Gut, er selber hatte hingegeben mitgetan in diesem dummen verlogenen Spiel, zu der Zeit, da er die Gobelins gemacht hatte. Aber seither hatte er tiefer hineingeschaut in Menschen und Dinge, tiefer gelebt und gefühlt, und er hatte geglaubt, auch Cayetana sei mehr als eine von jenen. Er hatte geglaubt, das zwischen ihnen beiden sei kein Spiel, sei Wahrheit, sei Leidenschaft, Brunst, Liebe, der wahre Fandango. Aber sie hatte gelogen, alle die Zeit her hatte sie gelogen, und er hatte sich mißbrauchen lassen, ein Pelele, ein Hampelmann, von dieser Vornehmen.

Die Lakaien und Zofen, die Bauern, Läufer, Küchenmägde, Stallburschen hatten einen großen Abend. Sie spürten, wie Cayetana sich mühte, zu ihnen zu gehören, und sie wußten das zu schätzen, aber sie spürten auch, wie es ihr mißlang, und sie fühlten sich ihr überlegen. Sie traten den Boden, klatschten in die Hände, schrien Olé, und ohne daß sie es in Worte oder klare Gedanken gefaßt hätten, dünkten sie sich besser als die da vorne, und wenn die Zofe Fruela heute nacht mit dem Reitknecht Vicente schlafen geht, wird das besser sein, natürlicher, spanischer, mehr in der Ordnung, als wenn die Vornehme mit diesem Gecken schlafen wird oder mit ihrem Maler.

Die Dueña konnte das Schauspiel nicht ertragen. Sie liebte ihre Cayetana, Cayetana war der Inhalt ihres Lebens, aber nun hatte ihr Lämmchen sich behexen lassen von dem Maler. Mit Zorn und Gram sah sie, wie diese erste Dame des Reiches, die Nachkommin des großen Feldmarschalls, sich so erniedrigte vor der Canaille, vor der Chusma, dem Pöbel.

Peral saß und schaute. Er klatschte nicht, er schrie nicht Olé. Er hatte dergleichen Ausbrüche an Cayetana oft erlebt, nicht ganz so grell vielleicht, aber doch nicht viel anders. Er schaute auf Goya, sah, wie es in dessen Gesicht arbeitete, er spürte Genugtuung, er spürte Bedauern.

Cayetana und San Adrián erhitzten sich. Die Musik wurde feuriger, die Zurufe lauter, sie tanzten, sie arbeiteten sich ab. Müh du dich nur ab, dachte es in Goya, zu einer Maja bringst du es doch nicht. Du hast ja auch keine Ahnung von einem Fandango. Du willst

dir nur die Nacht würzen, dir einheizen, bevor du ins Bett gehst mit diesem traurigen Hanswurst, diesem Stutzer und Gecken. Er ging weg, bevor der Tanz zu Ende war.

Auch diese Nacht schlief er schlecht. Am andern Morgen erwartete sie wohl, er werde sie vor dem Mittagessen zu einem Spaziergang abholen, so hatten sie's bisher immer gehalten. Er ging nicht zu ihr, er ließ ihr mitteilen, er habe Kopfschmerzen und komme nicht zum Mittagessen. Er holte das Bild hervor, die »Himmelfahrt«, die »Lüge«. Es war fertig, es bedurfte keines Striches mehr. Er war auch nicht im rechten Mut zur Arbeit, der Solano quälte ihn, er hatte das Gefühl, es stehe wieder schlechter um sein Gehör. Er räumte die Leinwand fort. Setzte sich an den Sekretär, begann einen Brief zu entwerfen. Er dachte: Der Alte hielt sich einen Hofnarren, sie hält sich ihren Hofmaler. Aber ich spiele nicht mehr mit. Er entwarf einen Brief an den Hofmarschall, einen zweiten an die Akademie, um seine Rückkehr nach Madrid mitzuteilen. Ließ den Entwurf liegen, schrieb ihn nicht ins reine.

Am Nachmittag kam sie, sie hatte ihren lächerlichen Hund mit. Tat, als wäre nichts gewesen, war liebenswürdig, beinahe heiter. Bedauerte, daß er sich nicht wohl fühle. Warum er denn nicht Peral zu Rate gezogen habe? »Es ist nichts, wobei Peral mir helfen könnte«, sagte er, finster. »Schick deinen San Adrián fort!« verlangte er. Sie sagte: »Sei vernünftig! Du weißt, daß ich ihn nicht beleidigen werde, bloß weil du übler Laune bist.« – »Schick ihn fort!« beharrte er. Sie sagte: »Warum willst du mir in meine Dinge einreden? Du weißt, daß ich das nicht vertrage. Ich habe dir nie eingeredet, ich habe dir nie gesagt: Tu das oder laß jenes.« Diese ungeheure Frechheit erbitterte ihn. Sie hatte alles von ihm verlangt, was ein Mensch vom andern fordern kann, die grauenvollsten Opfer, und da stand sie und erklärte unschuldig: »Hab ich jemals was von dir verlangt?«

Er sagte: »Ich gehe nach Jerez, ich male die Serafina.«

Sie saß ruhig da, sie hatte das Hündchen auf dem Schoß. »Es trifft sich gut«, sagte sie, »daß du jetzt weg willst. Ich gehe nämlich auch auf ein paar Tage fort. Ich besuche einige meiner Güter, ich will meinen Pächtern auf die Finger schauen. Don Juan

begleitet mich und hilft mir mit seinem Rat.« Seine Unterlippe schob sich gewalttätig vor, die tiefliegenden, braunen Augen verdunkelten sich. »Ich gehe nicht auf ein paar Tage fort«, erwiderte er, »und meinethalb brauchst du nicht zu verreisen. Bleib du ruhig hier mit deinem Zierbengel. Ich störe dich nicht länger. Von Jerez gehe ich zurück nach Madrid.« Sie stand auf, das Hündchen kläffte, sie wollte etwas Heftiges erwidern. Sie sah sein massiges Gesicht, die Augen brannten daraus hervor, ganz schwarz, man sah kaum mehr das Weiße. Sie bezwang sich. »Es wäre sehr töricht, Francisco«, sagte sie, »wenn du nicht nach Sanlúcar zurückkehrtest, und ich würde es sehr bedauern.« Und da er schwieg, bat sie: »Sei vernünftig. Du kennst mich. Verlange nicht, daß ich mich ändere. Ich kann es nicht. Laß mir die vier, fünf Tage, nimm du dir die gleiche Zeit. Und dann komm zurück, und ich werde dasein, allein, und es wird alles sein, wie es war.«

Er starrte sie noch immer an, haßerfüllt. Dann sagte er: »Ja, ich kenne dich«, und er holte das Bild hervor, die »Himmelfahrt«, die »Lüge«, und er stellte das Bild auf die Staffelei.

Cayetana sah sich fliegen, leicht, anmutig, reinen, tief unschuldigen Gesichtes, und das *war* ihr Gesicht. Sie bildete sich nicht ein, sehr viel von Malerei zu verstehen, aber das sah sie: einen wüstern Schimpf hatte ihr noch keiner angetan, nicht María Luisa, keiner. Dabei hätte sie nicht sagen können, woran es lag. Oder doch, sie wußte es. Es waren die drei Männer, die er ihr gegeben hatte, gerade diese drei, und warum Don Manuel? Er wußte genau, wie widerwärtig ihr dieser Manuel war, und gerade den gab er ihr zum Hexensabbatgenossen. Ich bin in die Verbannung gegangen seinethalb, wütete es in ihr. Ich hab mich von ihm malen lassen wie niemals eine Grandin von einem lumpigen Maler. Und dann behandelt er mich so.

Auf seinem Arbeitstisch lag ein Schabmesser. Sie nahm es, nicht einmal schnell, und mit kräftiger Bewegung schnitt sie die Leinwand schräg durch, von oben bis unten. Er stürzte auf sie los, packte mit der einen Hand sie, mit der andern das Bild. Das Hündchen lief ihm zwischen die Füße, kläffend. Staffelei und Bild krachten auf lächerliche Art zu Boden.

Heftig atmend standen beide.
Ruhig dann, hochmütig, wie nur
Sie es konnte, sprach die Alba:
»Ich bedaure, daß das Bild zu
Schaden kam. Nennen Sie, bitte,
Ihren Preis. Man wird –« Sie sprach nicht
Weiter. Jene Welle war, der
Anfall, der gefürchtete, war
Über ihn gekommen. Schlaff, ver-
Fallen, lahm, im Sessel hockte
Er, das Antlitz eine Maske
Der Vernichtung.

38

Stunden hindurch verharrte Francisco gelähmt, in verzweifelter Stumpfheit. Immer von neuem gingen durch sein Hirn die gleichen platten Phrasen: Das kommt davon … Ich war verrückt, ich werde verrückt … Jetzt hat sie mich ganz hineingetunkt, das Luder … Das kommt davon … Jetzt bin ich für immer unten durch. Dann sagte er diese Worte vor sich hin, sehr laut. Er glaubte sie zu hören, er wußte, er hörte sie nicht. Trat vor den Spiegel, sah sich den Mund öffnen und schließen, hörte nicht, was er sprach. Bei früheren Anfällen waren ihm zuerst die hohen Töne verstummt, ganz zuletzt erst die tiefen. Er sprach mit sehr tiefer Stimme und sehr laut. Hörte nichts. Bei früheren Anfällen hatte er von sehr lauten Geräuschen einen leisen Widerklang gehört. Er warf eine Vase auf den Steinboden, sah sie zersplittern, hörte nichts.

»Das kommt davon«, sagte er. »Betrogen, hereingelegt, beschwindelt. Mein Kind umgebracht, meine Karriere kaputtgeschlagen, mein Gehör gestohlen.« Rasender Zorn fiel ihn an, er häufte Fluchworte. Zerschlug den Spiegel, der ihr Bild aufgenommen hatte. Sah bestürzt seine zerschnittene, blutende Hand. Dann fiel er in grimmige Resignation. »Trágalo, perro – Schluck's, du Hund«, sagte er sich und blieb hocken in verzweifelter Stumpfheit.

Peral kam. Bemühte sich, sehr deutlich zu sprechen, daß ihm Francisco die Worte vom Mund ablesen könne. Der saß da, ein Bild verstockter Verzweiflung. Peral schrieb ihm auf: »Ich gebe Ihnen ein beruhigendes Mittel. Legen Sie sich hin.« – »Ich mag nicht!« schrie Goya. »Nehmen Sie Vernunft an«, schrieb Peral. »Nach einem langen Schlaf wird alles besser sein.« Er kam zurück mit dem Trank. Goya schlug ihn ihm aus der Hand. »Ich laß mich nicht auch umbringen«, sagte er, diesmal leise, doch sehr finster, und wußte nicht, ob er's gesagt hatte. Peral schaute ihn an, nachdenklich, nicht ohne Mitleid, dann ging er, ohne zu erwidern. Nach einer Stunde kam er zurück. »Soll

ich Ihnen jetzt den Trank geben?« fragte er. Goya antwortete nicht, saß da, die Unterlippe vorgeschoben. Peral mischte ihm den Trank, Goya nahm ihn.

Langsam, erwachend aus endlosem Schlaf, tauchte er herauf in seine Wirklichkeit. Er sah, daß seine Hand verbunden war. Er sah, daß ein neuer Spiegel da war, der nicht besudelt worden war von Cayetanas lügnerischem Bild. Er stand auf, ging im Zimmer umher, machte Versuche, ob er hören könne. Stellte einen Stuhl hart gegen den Steinboden. Ja, ein leiser Hall war da. Er prüfte mit verzweifelter Angst. Ja, ganz sicher, die Geräusche waren nicht deutlich, aber sie kamen ihm nicht nur von innen. Er *konnte* hören. Es war Hoffnung.

Peral kam. Er redete ihm nicht zu, aber er teilte ihm mit, er habe nach einem Arzt in Cádiz geschickt, der als guter Spezialist gelte. Goya hob die Schultern, übertrieb seine Taubheit. Aber er klammerte sich mit ganzer Seele an seine Hoffnung.

Am späten Morgen, zu der Zeit, da sonst er zu ihr zu gehen pflegte, kam Cayetana. Er spürte einen grimmig freudigen Schreck. Er hatte erwartet, sie werde wegfahren mit ihrem Zierbengel, wie sie’s angekündigt hatte; sie war nicht die Frau, ein Vorhaben aufzugeben, nur weil er erkrankt war. Aber da war sie. Sie sprach zu ihm, bemühte sich, die Worte deutlich zu bilden. Er war zu erregt, um zu verstehen, er wollte auch nicht verstehen. Er schwieg. Sie saß bei ihm, eine lange Zeit. Dann, zart, strich sie ihm über die Stirn. Er rückte den Kopf weg. Sie saß noch eine Weile, dann ging sie.

Der Arzt aus Cádiz kam. Schrieb Goya Tröstliches auf, sagte es ihm mit deutlichen Lippen. Sprach geschwind und vielerlei mit Peral. Schrieb Goya auf, hohe Töne zwar werde er auf lange Zeit nicht hören können, wohl aber tiefe. Das war eine Bestätigung, und Goyas Hoffnung hob sich.

Aber in der nächsten Nacht kamen zu ihm alle die Gespenster, die er in seinem gespensterreichen Dasein gesehen hatte. Sie hatten Katzenköpfe und Hundeköpfe, glotzten aus riesigen Eulenaugen, griffen mit ungeheuern Krallen, flatterten mit riesigen Fledermausflügeln. Es war Nacht und ganz finster, er hielt die Augen geschlossen, trotzdem sah er sie, ihre scheußlichen Gesichter und ihre lieblichen, die noch

furchtbarer waren. Er spürte, wie sie im Kreis um ihn herumhockten und ihn anhauchten mit ihrem gräßlichen Atem, und in der betäubenden, toten Stille, die ihn jetzt einmauerte, waren sie bedrohlicher als jemals vorher.

Als es gegen Morgen ging und erste Helle kam, stürzte das Bewußtsein seiner Taubheit in seinem ganzen Entsetzen über ihn her. Ihm war, als stülpte sich eine riesige Glocke über ihn, ihn für immer einzusperren. Es war nicht zu ertragen, daß er, der seine Freude und seinen Schmerz den andern heraussagen mußte, fortan von den Menschen sollte abgesperrt sein. Er wird nicht mehr die Stimmen der Frauen hören können und die Stimmen seiner Kinder, nicht mehr die freundhafte Stimme Martíns, die höhnischen Anmerkungen Agustíns, den besorgten, tiefliebenden Tadel Josefas, nicht mehr das Lob der Kenner und der Mächtigen. Er wird nicht mehr den Lärm der Puerta del Sol hören und des Stierzirkus, keine Musik mehr, nicht mehr die Seguidillas und Tonadillas, er wird keinen Schwatz mehr austauschen mit den Majos und Majas der Schenken. Er wird gemieden werden von den Menschen; denn wer möchte mit einem reden, der nicht hört? Ihm war bestimmt, sich immerzu lächerlich zu machen und Verkehrtes zu antworten. Immer fortan mußte er auf der Hut sein, bemüht, etwas zu hören, was er doch nicht hören konnte. Er wußte um die Kälte der Welt, sie war schlimm genug für einen, der gesund war und imstande, sich zu wehren, sie war entsetzlich für einen, wie er es heute war. Er wird leben müssen von seinen Erinnerungen und wußte doch, wie einem die Dämonen die Erinnerungen verzerrten. Er horchte in sich hinein, um vertraute Stimmen zu hören von Freunden und von Feinden, und schon war er unsicher, ob er sie richtig höre. Da schrie er auf. Tobte.

Trat vor den Spiegel. Es war ein schöner, großer, ovaler Spiegel mit einem herrlichen, kostbar geschnitzten, vergoldeten Rahmen. Aber was ihm daraus entgegenschaute, war schlimmer als die Ungeheuer, die ihn des Nachts angestarrt hatten. War das er? Wild fielen die Haare um den Kopf, ein wirrer Bart ringelte sich finster und lächerlich um die hohlen Wangen und ums Kinn, groß, beinahe ganz schwarz hockten in ihren tiefen Löchern die Augen, die dicken Brauen zackten, grotesk gespaltet,

in die Stirn, dicke Furchen liefen von der Nase herunter und um den Mund, die eine Hälfte der Lippen war läppisch verschieden von der andern. Das ganze Gesicht war finster, hilflos wütend, resigniert wie das eines gefangenen Tieres, es war ein Gesicht, wie er's gemalt hatte unter den Gesichtern seines »Narrenhauses«.

Er setzte sich in den Sessel, dem Spiegel abgekehrt, und schloß die Augen. So hockte er, dumpf, eine endlose Stunde.

Gegen Mittag faßte ihn eine wilde Spannung, ob Cayetana kommen werde. Er sagte sich, sie sei bestimmt weggefahren, aber er konnte es nicht glauben. Es trieb ihn hoch, er lief auf und ab. Die Stunde war da, da sie sich zu treffen pflegten. Sie kam nicht. Fünf Minuten vergingen, zehn. Eine ungeheure Wut faßte ihn. Wenn ihr Hund keinen Stuhlgang hatte, trauerte sie, als ginge die Welt zugrunde, aber wenn er hier saß, geschlagen wie Hiob, dann lief sie fort mit dem nächstbesten Gecken. Ein unsinniges Verlangen nach Rache brannte in ihm hoch. Er möchte sie würgen, treten, stoßen, schleifen, vernichten.

Er sieht sie kommen. Mit einem Male wird er ganz ruhig. Alle Bedrängnis fällt von ihm ab; ja, ihm ist, als höbe sich die tiefe Glocke, die über ihn gestülpt ist. Vielleicht ist das Schlimmste vorbei, vielleicht hört er wieder. Aber er wagt die Probe nicht, er will sie nicht die Mühen und Leiden seiner traurigen Versuche sehen lassen, er will ihre Nähe genießen, nichts weiter. Er will sie auch nicht sehen, will nur wissen, spüren, daß sie da ist. Er wirft sich in einen Sessel, schließt die Augen, atmet hörbar, gleichmäßig.

Sie kommt. Sieht ihn, wie er im Sessel hockt, sichtlich schlafend, der Mann, der einzige, der sich gegen sie aufgelehnt hat, wieder und wieder, der sie erzürnt hat wie kein zweiter und mit dem sie verknüpft ist, wie sie's mit keinem andern war. Die Frauen alle, die in seinem Leben gewesen sein mögen und noch sein werden, bedeuten nichts, und die Männer, die in ihrem eigenen Leben waren und noch sein werden, bedeuten nichts, und auch daß sie heute mit San Adrián wegfahren wird, bedeutet nichts. Sie liebt nur diesen, hat nur ihn geliebt, keinen sonst, und so wird es bleiben.

Aber, und wenn er daran zugrunde geht und sie selber, sie wird sich seinethalb nicht ändern, wird seinethalb nichts aufgeben, was sie sich vorgenommen hat.

Da hockt er jetzt und schläft, vor Erschöpfung und vor Verzweiflung, ein sehr unglücklicher Mann, unglücklich durch sie, wie er glücklich war durch sie und wie er, immer wieder, glücklich und unglücklich sein wird durch sie.

Und sie tritt an ihn heran und
Spricht zu ihm; denn einmal muß sie
Es ihm sagen, und er hört's ja
Nicht, er schläft, und schlief er nicht, er
Hört' es auch nicht. Er indes, er
Hört es, hört, wie ihre kindlich
Harte Stimme sagt: »Du bist ja
So dumm, Francho, und du weißt ja
Gar nichts. Ich hab immer dich, nur
Dich geliebt, du dummer Francho,
Stets nur dich, du dummer, alter,
Dicker Mann und Majo, und du
Hast es nicht gemerkt und glaubst, ich
Will mit andern in die Hölle
Fliegen. Ach, du häßlicher und
Einz'ger Mann, wie bist du dumm! Ich
Mag nur dich und immer dich, du
Frecher Maler. Stets nur dich.« Er
Aber rührt sich nicht, er schläft, er
Atmet hörbar, bis sie aus dem
Zimmer ist.

39

Er freute sich der List, daß er sich verstellt hatte, und schlief gut in dieser Nacht.

Als er am nächsten Tag erwachte, merkte er mit Schrecken, daß er nun wieder sein Gehör ganz verloren hatte und endgültig eingeschlossen war in die dunkle Glocke der Taubheit. Mit Groll und Lust bedachte er, daß die letzten Laute, die er in dieser Welt gehört hatte, die Worte Cayetanas waren, und daß es sein Verdienst war, seine List, die sie ihr entlockt hatte.

Die Stunde war da, da sie zu kommen pflegte. Er lief zum Fenster, spähte hinaus, er öffnete die Tür und spähte auf den Gang, denn er konnte sie ja nicht hören, wenn sie kam. Eine halbe Stunde verging. Offenbar kam sie nicht. War es denkbar, daß sie nach dem, was sie zu ihm gesprochen hatte, mit dem Gecken weggefahren war?

Peral kam zu ihm, forderte ihn auf, mit ihm zu Mittag zu essen. Francisco, so beiläufig es ihm möglich war, fragte: »Ist Doña Cayetana eigentlich abgereist?« – »Hat sie sich denn nicht von Ihnen verabschiedet?« fragte erstaunt Peral zurück. »Sie ging doch zu Ihnen, sich zu verabschieden.«

Nach dem Essen führten sie ein langes Gespräch. Goya wurde ungeduldig, wenn Peral immer wieder versuchte, sich ihm durch deutliche Artikulation verständlich zu machen, ehe er seinen Satz aufschrieb. Er schämte sich seines Gebrechens. Er spähte in Perals Gesicht, das er so gut kannte, nach einem Zeichen der Schadenfreude. Er fand keines, aber er blieb mißtrauisch. Er wird in Zukunft vor jedem Mißtrauen haben, man wird ihn für einen grämlichen Burschen halten, für einen Menschenfeind, und er ist es so gar nicht, er liebt gute, lärmende Geselligkeit, er will seine Freude und seinen Schmerz teilen können, und daß sein Ohr versperrt ist, wird ihm den Mund verschließen.

Peral zeichnete ihm das innere Ohr auf und suchte ihm zu erklären, welches sein Leiden sei. Viel Hoffnung bestehe nicht, und er solle doch beginnen, die Zeichensprache

zu erlernen. Ein Franzose, der Docteur de l'Épée, habe eine gute Methode gefunden, mehrere Leute in Cádiz beherrschten sie, und es wäre gut, wenn Goya bald mit den Übungen anfinge. »Ja«, antwortete grimmig Goya, »mit lauter Krüppeln soll ich verkehren, mit Taubstummen, nur mehr mit Krüppeln. In der Gesellschaft von normalen Menschen bin ich nicht mehr erwünscht.«

Gerade die lahmen Tröstungen und Hilfsmittel des Arztes zeigten ihm, wie furchtbar er in Zukunft zu leiden haben wird unter der grauenhaften Stummheit der Welt. Und wird er überhaupt jemals wieder mit einer Frau schlafen können? Bisher war immer er der Gebende gewesen; wird nicht fortan das Gefühl ihn lähmen, daß sich eine Frau zu ihm, dem Krüppel, nur aus Gnade herabläßt? Oh, sie hatten ihm eine scharfe Strafe ausgesucht, die Dämonen, weil er aus übler Leidenschaft sein Kind geopfert hatte und beinahe auch seine Kunst. »Sagen Sie«, fragte er unvermittelt Peral, »was ist nun wirklich die Ursache meiner Krankheit?«

Doktor Peral hatte diese Frage erwartet, sich davor gefürchtet, sie ersehnt. Er hatte sich seit langem ein deutliches Bild gemacht von Goyas Krankheit, und seitdem dieser den letzten furchtbaren Anfall erlitten hatte, überlegte er, ob er ihm nicht die Wahrheit mitteilen solle. Er zweifelte. Er bewunderte Goyas Kunst, er liebte sein saftiges, überströmendes Wesen, aber er beneidete ihn auch um seine Gabe, alle Menschen anzuziehen, um das Vertrauen in sein Glück, um seine selbstverständliche Sicherheit, und als nun endlich auch dieser Mann seinen Stoß empfing, hatte ihm das Genugtuung bereitet. Er fragte sich, ob, wenn er ihm die schonungslose Wahrheit mitteilte, er's wirklich nur tue, um seine Menschen-, Arztes-, Freundespflicht zu erfüllen, oder nicht vielmehr, um sich an dem Bevorzugten zu rächen.

Da ihn nun aber Francisco so geradezu fragte, verjagte er die Bedenken und machte sich daran, den schmerzhaften Einschnitt vorzunehmen. Er setzte seine Worte sorgsam und einfach und bemühte sich, sie klar zu artikulieren. »Die Ursprungsstelle Ihrer Krankheit«, sagte er, »liegt im Gehirn. Das langsame Absterben Ihres Gehörs hat sich im Gehirn vollzogen. Das Leiden kann herrühren von einer venerischen Erkrankung, die

Sie gehabt haben oder einer Ihrer Ahnen. Sie können von Glück sagen, Don Francisco, daß sich die Folgen auf diese Art auswirkten. In andern Fällen, in den meisten Fällen affizieren sie das Gehirn auf schlimmere Art.«

Goya schaute dem andern aufs Gesicht, auf die dünnen, ausdrucksvollen Lippen, welche die tödlich harten Worte formten. In ihm war Sturm. Er dachte: Er will dich vergiften, auf tückische, unentdeckbare, verwickelte Art, so wie er den Herzog vergiftet hat, der Giftmischer. Er dachte: Er hat recht, ich werde verrückt, ich bin es schon. Er sagt es nur heraus in seinen studierten Worten, daß es die Sünde ist, die Besessenheit, die Verhexung, die mir im Gehirn steckt. So sagte er in seinem Herzen. Mit seinem Munde aber sagte er: »Sie meinen, ich bin verrückt.« Erst sagte er es leise und grimmig, sofort aber wiederholte er's schreiend: »Verrückt! Ich bin verrückt, sagen Sie! Sagen Sie: bin ich verrückt?« Peral, sehr ruhig und sehr deutlich, erwiderte: »Sie können von Glück sagen, daß Sie *nicht* verrückt sind, sondern eben nur harthörig. Versuchen Sie das zu begreifen, Don Francisco.« – »Warum lügen Sie?« schrie Goya zurück. »Wenn ich nicht wahnsinnig bin, dann werde ich es. Und Sie wissen es. Haben Sie nicht gesagt: harthörig?« fragte er. Und: »Sehen Sie, wie Sie lügen«, fuhr er fort, triumphierend, daß er den andern überführt hatte. »Sie wissen doch genau, daß ich nicht harthörig bin, sondern taub, stocktaub und für immer. Taub *und* verrückt.« Peral, geduldig, antwortete: »Daß Sie harthörig sind, gibt viel Hoffnung, gibt beinahe die Gewißheit, daß sich damit die alte Krankheit ein für allemal ausgetobt hat.« Goya klagte: »Warum quälen Sie mich so? Warum sagen Sie mir nicht klar: du bist verrückt?« – »Weil ich nicht lügen will«, antwortete Peral.

Es fanden aber in der Folge mehrere sehr aufrichtige und merkwürdige Gespräche zwischen den Männern statt. Bald tröstete Don Joaquín seinen Kranken, bald verhöhnte er ihn, und dieser schien es so zu wollen; bald dankte er dem andern für seine Sorge, bald legte er's darauf an, ihn zu verletzen. »Auch in Ihrem Übel«, schrieb ihm etwa Doktor Peral auf, »sind Sie glücklicher als die andern. Die andern müssen ihre gefährlichen Gefühle in sich verschließen, bis sie zuweilen wirklich die Mauern der

Vernunft niederbrechen. Sie, Don Francisco, können sie malen. Sie malen sich Ihre Skrupel glattwegs fort aus dem Leib und aus der Seele.« – »Würden Sie tauschen wollen, Doktor?« fragte Goya und grinste höhnisch. »Würden Sie ›harthörig‹ sein wollen und dafür fähig, sich gewisse Skrupel aus der Seele zu malen?« Solche Scherze machten die beiden. Einmal aber, überwältigt von seinem Leid, packte Goya den andern am Arm, legte den massigen Kopf an die Brust des Feindes, es schüttelte ihn, er mußte sich klammern an einen Menschen, der ihn verstand, und wiewohl sie niemals über Cayetana gesprochen hatten, wußte er: der Feind verstand ihn.

War er allein, dann, zuweilen, betäubte ihn geradezu die Vorstellung seines künftigen Lebens. Manchmal, wenn er mit andern zusammen ist, wird er schreien, manchmal flüstern, nie wird er die Tonstärke dessen ausmessen können, was er sagt, häufig aussprechen, was er nur denken will, und nicht wissen, daß er’s ausgesprochen hat, man wird ihn verwundert anstarren, immer wird er voll Unsicherheit und Argwohn sein. Es war dem stolzen Manne unerträglich, daß er den Menschen ein Gegenstand des Mitleids sein sollte und oft des Gelächters. Natürlich hat Peral recht, unvermeidlich wird er in Wahnsinn fallen.

Er hätte es gerne herausgesagt, daß seine Taubheit eine Strafe ist. Aber wenn er’s beichtet, wird er des Priesters Antwort nicht hören, und wenn er’s Peral sagt, dann hält es dieser nur für einen neuen Beweis seiner Narrheit.

Peral war ein überaus kluger Arzt. Sicher hat er ihn schon seit langem durchschaut, sicher schon seit Jahren gewußt um seine Verrücktheit. Er war ja auch verrückt, schon seit ewiger Zeit. Wie viele Anfälle von Wut und Wahn hatten ihn heimgesucht schon seit Jahren! Wie viele Gespenster und Dämonen hatte er gesehen, höchst greifbare, er allein, keiner außer ihm! Und das war gewesen, solange ihm die Welt noch Stimme hatte; wie wird es jetzt erst sein, da um ihn die unerträgliche Stummheit ist.

Wird er jemals wieder unter-
Scheiden können, was für jeden
Wirklich ist, was nur für ihn? Und

Welche Cayetana ist die
Wahre? Die er als Duquesa
Malte? Die als nackte Wollust
Er gemalt? Die er als Hexe
Malte, als unschuldige, hin-
Schwebend durch die Lüfte?
Oh, da
Sind sie wieder, die Dämonen!
Heller Tag ist's, und er hat es
Stets gewußt: die Ungeheuer,
Die bei Tage kommen, sind die
Schlimmsten, viel gefährlicher als
Die der Nacht. Er träumt und ist doch
Furchtbar wach. Er wirft sich
Übern Tisch, verzweifelt, um sie
Nicht zu sehen, doch er sieht sie.
Sie sind in ihm, sind er selber,
Sind gleichzeitig in und außer
Ihm.

40

Peral berichtete ihm, Doña Cayetana werde in etwa zehn Tagen zurück sein.

Goya schob die Unterlippe vor, verfinsterte sich. Sagte: »Ich reise in drei Tagen ab.« – »Das wird Doña Cayetana bestimmt bedauern«, antwortete Peral. »Sie rechnet damit, Sie hier vorzufinden. Auch als Arzt möchte ich Ihnen abraten, jetzt schon eine so lange und beschwerliche Reise zu unternehmen. Sie sollten sich erst in Ihren neuen Zustand eingewöhnen.« – »Ich reise in drei Tagen«, erwiderte Goya. Peral, nach einem kleinen Schweigen, bot ihm an: »Soll ich Sie begleiten?« – »Sie sind sehr freundlich, Don Joaquín«, antwortete grimmig Goya. »Aber es wäre bitter, wenn ich in Zukunft immer nur mit Wärter und Gefolge sollte reisen können.« – »Ich lasse also den großen Reisewagen für Sie bereitstellen«, sagte Peral. »Danke, Doktor«, antwortete Goya. »Ich nehme den großen Wagen nicht. Auch nicht Extrapost. Auch nicht die gewöhnliche Post. Ich nehme mir einen Maultiertreiber. Ich lasse mir den Gil kommen, den Treiber aus der Venta de las Cuatro Naciones. Das ist ein guter Mann. Wenn ich ihm eine Gratificacioncita gebe, ein kleines Trinkgeld, dann paßt er auf mich auf und nimmt Rücksicht auf mein Gebrechen.« Und da Peral sein Erstaunen nicht verbergen konnte, schloß Goya gereizt: »Schauen Sie nicht so verwundert, Don Joaquín. Ich bin nicht verrückt. Ich habe meine guten Gründe.«

Er konnte den Anblick der Frau, die ihn in seinem Elend verlassen hatte, nicht ertragen. Er mußte sogleich fort von Sanlúcar, das wußte er. Und ebenso klar war ihm, daß er die Reise nicht in großem Staat vornehmen durfte, nicht als Erster Maler des Königs. Er mußte, da hatte Doktor Peral ganz recht, sich seinem neuen Zustand anpassen. Mußte diesen Zustand genau kennenlernen. Mußte die Demütigungen seines Gebrechens bis ins letzte ausschmecken. Dann erst, voll bewußt seines neuen Standes, kann er seinen Nächsten wieder unter die Augen treten, dem Hofe, seinen Kunstbrüdern. Darum wird er als einfacher Mann durch sein Spanien reisen und sich daran gewöhnen,

sein Leiden zu offenbaren und sich zu entschuldigen. »Verzeihen Euer Gnaden«, wird er sagen, zehnmal des Tages, »ich höre nicht gut, ich bin gewissermaßen stocktaub.«

Auch wird er nicht geraden Wegs nach Madrid reisen. Er wird statt dessen noch viel weiter nach Norden gehen. Wird, Madrid vermeidend, nach Aragón gehen, nach Saragossa, um seinem Freunde, seinem Herzensmartín, seinen ganzen Jammer vorzuführen. Dann erst, von Zapater beraten und getröstet, wird er Josefa sehen, die Kinder, die Freunde.

Der Maultiertreiber Gil, mit dem Francisco schon in der Venta von Sanlúcar einige kräftige Gespräche geführt hatte, war ein richtiger Arriero, ein Maultiertreiber altspanischen Schlages, der sein Arré, Arré herausheulen konnte, daß die Berge weithin widerklangen. Da er unterrichtet war, Don Francisco wolle seine Dienste in Anspruch nehmen, stellte er sich in der Casa de Haro in seiner farbig-fröhlichen Berufstracht ein. Um den Kopf trug er ein buntes Seidentuch, die Alhambra war darauf gemalt, die Zipfel hingen ihm zopfartig nach hinten; darüber trug er den spitzen, breitrandigen Hut. Seine Jacke aus schwarzem Schafsleder war reich bestickt und versehen mit großen, durchbrochenen Silberknöpfen. Um den Leib trug er die breite, seidene Schärpe, die Faja, und in ihr verwahrt das Messer. Die blausamtenen Kniehosen wiesen bunte Längsstreifen auf und silberne Knöpfe, die gelben Stiefel waren aus ungegerbtem Kalbsleder. So stand er prächtig vor Francisco. Als ihm dieser eröffnete, er wolle mit ihm nach Saragossa, Madrid vermeidend, hielt er das für die verrückte Laune eines großen Herrn. Er pfiff durch die Zähne, gestikulierte ausdrucksvoll und meinte: »Hombre! Das ist eine weite Reise.« Und wiewohl er wußte, daß Goya mit den Sitten des Landes vertraut war, verlangte er den ungeheuren Preis von achthundert Realen, das war fünfmal der Jahreslohn eines Schafhirten.

Goya schaute sich den Arriero Gil gut an, mit dem er nun vier Wochen Leben zu teilen gedachte. Schon war er nicht mehr der Erste Maler des Königs, sondern einer von unten, und so standen sie einander gegenüber, ein Bauernsohn dem andern, ein mit vielen Wassern Gewaschener dem andern. Und da Goya so lange schwieg und ihn nur

anschaute, sagte schließlich Gil: »Für eine so verdammt weite Reise brauchen wir zwei Maultiere. Und Ihnen muß ich natürlich den Garañón geben, den Valeroso, den wunderbarsten Maulesel in Spanien. Er hat unter seinen Vorfahren den Esel Constante, der damals den Ketzer Tomás Trebino abwarf, als er ihn zum Holzstoß bringen sollte, so ein gottesfürchtiger Esel war das.«

Nun aber tat Goya den Mund auf, und er sagte gemütlich: »Ich habe dich bestimmt mißverstanden. Ich höre nämlich nicht gut, das wirst du ja schon in der Venta gemerkt haben, und jetzt bin ich gewissermaßen stocktaub. Und hast du wirklich gesagt achthundert Realen?« Gil, noch stärker gestikulierend, erwiderte: »Ich wünsche Eurer Exzellenz alles Gute. Aber daß Sie ein schwaches Gehör haben, macht die Reise weder für mich noch für meine Tiere einfacher. Achthundert Realen.«

Da begann Goya ganz fürchterlich zu fluchen. Er gab dem Maultiertreiber »carajos«, Flüche und Verwünschungen, Knoblauch und Zwiebel, Ajos y Cebollas, in einer Fülle, wie sie diesem noch niemals an den Kopf geworfen worden waren, und er schrie sehr laut. Der Maultiertreiber fluchte zurück. Goya hörte ihn nicht, aber er sah, wie sich Gil abarbeitete, und plötzlich mitten im Fluchen brach er ab und lachte schallend. »Gib dir keine Mühe«, sagte er. »Ich muß immer gewinnen; denn du hörst mich, aber ich höre dich nicht.« Das sah Gil ein, er sah auch ein, daß man diesen Herrn nicht übers Ohr hauen konnte. »Sie sind ein großer Mann, Don Francisco«, sagte er. »Sie gehören zu uns. Also sagen wir: siebenhundertachtzig Realen.« Sie einigten sich auf sechshundertfünfzig. Auch vereinbarten sie genau Reiseweg, Unterkunftskosten, Zehrung, Futter für die Tiere, und Gil bekam immer mehr Achtung vor seinem Reisenden. »Por vida del demonio – So wahr der Teufel lebt«, sagte er, »Euer Exzellenz verstehen mehr als unsereins«, und sie tauschten Wort und Handschlag.

Goya staffierte sich für die Reise so schlicht wie möglich aus, er besorgte sich eine Jacke aus schwarzem Lammfell, eine einfache, breite Schärpe und einen spitzen Hut mit schwarzem Samtrand. Nicht vergaß er den Weinschlauch, die Bota. In die Satteltaschen aber, in die Alforjas, stopfte er nur das Notwendigste.

Sie brachen auf. Goya pflegte sich nicht, er rasierte sich nicht, bald wuchs ihm ein wirrer Bart ums Gesicht. Niemand hätte ihn für einen großen Herrn gehalten.

Der Weg war lang, und sie reisten in kurzen Tagesstrecken. Zunächst nahmen sie die Straße nach Córdoba. Auf dieser Straße war er gekommen damals, zu Cayetana, mit Extrapost, mit sechs Pferden, eiligst, voll höchster Erwartung, ein Glückspilz. Er kostete es ganz aus, als er jetzt die gleiche Straße zurückzog, ärmlich, mühevoll, langsam, oft mißverstanden und oft verlacht, durch die verstummte Welt, ein alternder Bauer.

In der Venta von La Carlota erfuhren sie, daß in drei Tagen in Córdoba der berühmte Räuber José de Roxas, genannt El Puñal, Der Dolch, hingerichtet werden sollte. Die Hinrichtung eines Räubers und gar die eines so berühmten wie des Puñal war ein großes Volksschauspiel, lockender als die schönste Corrida, und wenn einen Gottes Fügung zur Zeit einer solchen Exekution in die Nähe führte, so wäre es Wahnsinn, ja, Verbrechen gewesen, sich das Schauspiel entgehen zu lassen. Sogleich also lag der Treiber dem Francisco an, man möge doch, da man keine Eile habe, in Córdoba einen Tag verziehen, um des großen Anblicks teilhaftig zu werden.

Von jeher hatte es Francisco gereizt, Menschen im Unglück zu beobachten; nun er selber im Unglück war, lockte es ihn doppelt. Er beschloß, der Exekution beizuwohnen.

Der Treiber Gil war wie alle seiner Profession gierig nach Neuigkeiten, nach Anekdoten aller Art, und er hatte schon unterwegs Goya mit zahlreichen Geschichten unterhalten. Was er erzählte, wuchs in seinem Munde und nahm Farbe an; »en luengas vías luengas mentiras – auf langen Reisen lange Lügen«. Auch von dem Räuber El Puñal hatte er viel zu berichten gewußt. Jetzt, da die ganze Gegend voll war von Geschichten um diesen Räuber, fügte er neue Züge bei. Der Räuber El Puñal war ein besonders frommer und gottesfürchtiger Räuber, er trug ständig zwei Amulette, einen Rosenkranz und ein geweihtes Bild der »Schmerzensreichen Mutter von Córdoba«, und er spendete gewissenhaft den zehnten Teil seiner Einkünfte in die Opferbüchse, die vor dem »Cristo del Buen Ladrón«, dem »Christus des Guten Räubers«, aufgestellt war,

damit auf solche Art die Banditen wenigstens einen Teil ihrer Sünden sühnen könnten. Die Jungfrau hatte auch den Puñal in ihren besondern Schutz genommen, und er wäre niemals von den Soldaten gefangen worden, wenn nicht ein Lump aus seiner Bande, der sich der Polizei verkauft hatte, ihm heimlich im Schlaf seine »Schmerzensreiche Mutter von Córdoba« weggenommen hätte. Und wiewohl die Bevölkerung erleichtert aufatmete, daß sie nun vor dem Räuber sicher war, so hatte trotzdem dieser ihre Sympathie, und die Leute mißbilligten das Vorgehen der Behörden. Die hatten nämlich, falls der Puñal seine Bande den Soldaten in die Hände liefern sollte, ihm und den Seinen Gnade versprochen. Es gelang ihm auch, seine Bande zur Übergabe zu überreden. Aber, erklärten die Behörden, die Räuber hätten sich nicht dem Puñal ergeben, sondern den mitgeschickten Soldaten, und sie verurteilten ihn zum Garrote, zur Erdrosselung.

Sowie Goya und Gil nach Córdoba gekommen waren, gingen sie ins Gefängnis, den Räuber zu sehen; denn am Tage vor der Hinrichtung durfte jeder, der es wollte, dem Verurteilten Abscheu oder Mitleid aussprechen. Auf dem Gange vor der Todeszelle sammelten Franziskanermönche fromme Gaben, damit Messen für das Seelenheil des Verbrechers gelesen werden könnten. Sie saßen vor ihren Büchsen und Tellern, rauchten ihre Zigarren und riefen zuweilen anfeuernd die Ziffern der bereits eingegangenen Beträge aus.

Die Todeszelle, die Capilla, lag ziemlich dunkel. Ein Tisch war da mit einem Kruzifix, ein Bild der Virgen, zwei Wachskerzen. In der Ecke, auf seiner Pritsche, lag der Puñal. Er hatte die gestreifte Decke bis zum Mund hochgezogen, sichtbar war nur der Oberteil seines Kopfes, wirre Locken, scharfe, schwarze Augen, die unablässig in ihren Höhlen rollten.

Die Wachen forderten Francisco und den Treiber auf, sie sollten Platz machen, andere wollten auch was sehen. Doch Francisco wartete darauf, daß sich der Puñal hochrichte. Er gab ein hohes Trinkgeld, und sie konnten bleiben.

Nach einer Weile richtete sich der Puñal wirklich hoch. Er war beinahe nackt, aber um den Hals hing ihm sowohl der Rosenkranz wie das Amulett der »Schmerzensreichen Mutter«. Ein Junge, erzählten die Wachen, hätte es überbracht, dem hatte es ein Unbekannter gegeben, man hatte den Unbekannten ermittelt, aber der hatte es von einem zweiten Unbekannten bekommen. Offenbar wollte derjenige, der dem Puñal seine »Schmerzensreiche Mutter« gestohlen hatte, ihn nicht ohne sie sterben lassen.

Da also, nach so viel Ruhm und Schande, hockte auf seiner Pritsche der Bandit, beinahe so nackt, wie er zur Welt gekommen war. Auf dem bloßen Leib trug er den Rosenkranz, den man ihm gleich nach der Geburt umgehängt hatte, das Bild der »Schmerzensreichen Mutter«, das er erworben, verloren und an seinem vorletzten Tage zurückerhalten hatte, und die Fesseln und Ketten, welche ihm die Menschen vor seinem Ende angelegt hatten. Die in der Zelle beschimpften ihn und bemitleideten ihn. Er erwiderte nicht. Zuweilen indes hob er den Kopf und sagte: »Es sind nicht die Menschen, die mich umbringen, es sind meine Verbrechen.« Das sagte er wieder und wieder, mechanisch, offenbar hatten es ihn die Mönche so gelehrt. Goya aber sah, daß sein Blick verwildert war, hoffnungslos und verzweifelt, er schaute wie der Mann, der Goya aus dem Spiegel entgegengeschaut hatte.

Am andern Morgen, sehr früh, zwei Stunden vor der festgesetzten Zeit, fanden sich Francisco und sein Treiber auf der Corredera ein, dem großen, regelmäßigen Platz von Córdoba, auf dem die Hinrichtung stattfinden sollte. Schon war da eine dichte Menge, auch die Fenster, Balkone, Dächer waren voll von Zuschauern. Der Raum unmittelbar um das Schafott war von Soldaten abgesperrt, dort wurden nur Bevorzugte zugelassen, Beamte, Damen und Herren der Gesellschaft. »Wollen sich Euer Exzellenz nicht zu erkennen geben?« drängte der Treiber. Aber obwohl es anstrengend war, inmitten der Menge zu stehen, gestoßen und beengt, und obwohl die Sicht zur Bühne der Hinrichtung nicht eben gut war, zog es Goya vor, mitten unterm Volk zu erleben, was sich da vorne vollziehen sollte. Zum ersten Mal seit dem Schlag, der ihn getroffen hatte, vergaß er sein Unglück und wartete gespannt wie die andern.

Verkäufer von Süßigkeiten und von Würstchen drängten sich durch die Menge, Romanzen von den Taten des Puñal wurden feilgeboten, Stühlchen wurden vermietet, daß man draufsteigen und besser sehen könne. Frauen mit ihren Säuglingen waren da, sie jammerten, wie sie gedrückt und gestoßen würden, man achtete nicht darauf. Die Ungeduld der Menge nahm zu; noch hatte man eine Stunde zu warten, noch immer eine halbe Stunde, wie langsam verging die Zeit. »Ihm vergeht sie schneller«, grinste einer. Goya verstand nicht, was die Leute sagten, aber er erriet es, er war vertraut mit der Menge, spürte mit ihr. Er wartete finster, grausam, mitleidig und vergnügt wie die andern.

Endlich schlug es zehn von der Kathedrale, und nun drängten alle stärker und reckten die Hälse. Aber noch immer nicht erschien der Puñal. Denn Spanien war ein frommes Land, und die Uhr des Tribunals war zehn Minuten verspätet eingestellt; zehn Minuten mehr sollten dem Verbrecher vergönnt sein, vielleicht zur Begnadigung und vor allem zur Reue.

Jetzt aber waren auch die zehn Minuten um, und da war er.

Gekleidet in das gelbe Hemd des Verbrechers, umgeben von Franziskanermönchen, gestützt von ihnen, ging er seinen letzten, kurzen, endlosen Weg. Ein Mönch hielt ihm das Kruzifix vor, und immer von neuem machte er halt, es zu küssen und das Leben zu verlängern. Alle spürten mit sein Zaudern, gönnten es ihm und hätten ihn doch am liebsten vorwärts gestoßen.

Nun aber war er an den Stufen des Schafotts. Er kniete nieder, dicht umgeben von den Mönchen, um, von der Menge ungesehen, ein letztes Mal zu beichten. Dann, begleitet von einem einzigen Mönch, einem beleibten, freundlich aussehenden, erstieg er die Stufen.

Oben, in abgerissenen Sätzen, mit oft versagendem Atem, sprach er zu der Menge. Goya konnte nicht verstehen, was er sagte, wohl aber sah er sein Gesicht und hinter seinem gespielten Gleichmut seine grenzenlose Angst. Mit Spannung wartete er auf den Satz, in dem der Verbrecher, wie das üblich war, dem Henker seine Verzeihung

aussprechen würde. Denn der Spanier verachtete tief den Henker, und das von der Religion vorgeschriebene Bekenntnis der Verzeihung mußte dem Puñal die letzten Minuten noch bitterer machen. Die Augenlider zusammengekniffen, schaute ihm Goya auf den Mund, und es glückte ihm, die Worte zu verstehen. Es sagte aber der Puñal: »Mein Verbrechen tötet mich und nicht diese Kreatur.« – »Diese Kreatur«, sagte er, »ese hombre«, das war eine besonders geringschätzige Wendung, und Goya fühlte Befriedigung, daß der Räuber seiner religiösen Pflicht genuggetan und gleichzeitig seinem Henker die gebührende Verachtung bezeigt hatte.

Nun aber sprach der Bandit seine letzten Worte: »Viva la fe«, rief er, »viva el Rey, viva el nombre de Jesús. – Es lebe der Glaube, es lebe der König, es lebe der Name Jesu.« Die Menge hörte zu, nicht sehr beteiligt, sie stimmte nicht ein. Erst als der Puñal rief: »Viva la Virgen Santísima«, brachen sie aus in den ungeheuern Schrei: »Viva la Santísima«, und auch Francisco stimmte ein.

Inzwischen hatte der Henker seine Vorbereitungen getroffen. Er war ein junger Mensch, er amtierte heute zum ersten Mal, alle waren gespannt, wie er sich bewähren werde.

Durch das Schafott in die Erde gerammt war ein starker Pfahl. Davor stand aus rohem Holz ein Hocker. Auf diesen jetzt drückte der Henker den Puñal. Dann band er ihm die nackten Arme und Beine so fest, daß sie anschwollen und dunkel anliefen. Vorsicht war geboten; erst vor kurzem hatte ein Verbrecher seinen Henker bei der Ausübung seines Amtes umgebracht. An dem Pfahl befestigt war ein Halseisen. Dieses, den Garrote, legte der Henker dem Puñal um den Hals. Der beleibte Mönch aber steckte ihm ein kleines Kruzifix in die gefesselten Hände.

Nun war alles bereit. Der dem Tod Bestimmte saß da, Arme und Beine gebunden, den Kopf durch das Halseisen nach hinten an den Pfahl gepreßt, sein dem blauen Himmel zugekehrtes Gesicht mit den knirschenden Zähnen war voll von irrsinniger Angst. Der Mönch an seiner Seite war etwas zurückgetreten, er beschattete seine Augen mit der Hand gegen die blendende Sonne. Der Henker packte den Griff der Schraube, der

Richter gab das Zeichen, der Henker warf dem Puñal ein schwarzes Tuch übers Gesicht, dann, mit beiden Händen, drehte er die Schraube zu, so daß der eiserne Ring den Puñal erdrosselte. Atemlos sah die Menge zu, wie die Hände des Erstickenden flatterten, die Brust sich ungeheuer bäumte. Vorsichtig dann spähte der Henker unter das Tuch, drehte ein letztes Mal die Schraube, nahm das Tuch fort, faltete es, steckte es in die Tasche, atmete befriedigt auf und verließ das Schafott, um sich eine Zigarre anzuzünden.

Sehr sichtbar jetzt für alle in der grellen Sonne war das Gesicht des toten Mannes, verzerrt, bläulich angelaufen inmitten des wirren Bartes, die Augen verdreht, der Mund offen mit hängender Zunge. Goya wußte, er werde sich dieses Gesicht jederzeit wieder vor Augen rufen können.

Auf die Bühne nun wurde eine große Kerze gestellt, vor die Bühne eine schwarze Bahre, auch ein Tisch mit zwei großen Tellern, in welche die Leute Münzen werfen mochten, damit Messen gelesen werden könnten für den Toten. Eifrig diskutierten die Zuschauer das Gesehene. Man hatte dem Henker doch recht deutlich angemerkt, daß er gerade erst aus der Lehre kam, und alles in allem war auch der Puñal nicht so tapfer gestorben, wie es sich für einen so großen und berühmten Räuber gehörte.

Der Körper blieb ausgestellt bis zum Nachmittag. Die meisten Zuschauer, auch Goya und Gil, verharrten. Dann endlich erschien der Schinderkarren. Alle wußten, daß jetzt der Leichnam vor die Stadt befördert wurde, in die Bergwildnis, auf ein kleines Hochplateau, genannt la Mesa del Rey, damit er dort in Stücke gehackt und diese in einen Abgrund geworfen würden. Langsam zerstreuten sich die Leute. »Dem Wolfe das Fleisch, dem Teufel die Seel«, sangen und summten sie auf dem Nachhauseweg.

Goya und Gil aber verließen Córdoba und zogen weiter nordwärts.

Wie es Sitte war, wenn man auf Maultieren reiste, nahmen sie oft, die großen Straßen vermeidend, Pfade, die kürzend über Berge und Täler führten. An den großen Straßen gab es Fondas und Posadas, Gasthäuser und Wirtshäuser, doch an diesen Nebenpfaden gab es nur Ventas, kümmerliche Herbergen mit wenig zu essen, ein paar Strohlagern und

viel Flöhen. Immer von neuem wunderte sich Gil, daß der Erste Maler des Königs mit so dürftiger Unterkunft vorliebnahm; aber Goya erwiderte: »Kein sanfteres Kissen als ein müder Rücken.« Und er schlief gut und traumlos.

Eine immer neue Erfahrung war es dann, wenn man von den öden Seitenpfaden wieder in die Hauptstraße einbog. Da fuhren in den Wagen der Königlichen Post, in den Galeras, Tartanas und Carrozas, Kaufleute und Priester und Rechtsanwälte, da zogen zu Maultier und zu Fuß Studenten, Mönche, kleine Handelsleute, zweideutige Fräuleins, Hausierer, die ihr Glück auf dem nächsten Jahrmarkt suchten. Da fuhren Caditanische Handelsherren in modernen, eleganten Reisewagen und Granden in altmodischen Coches de Colleras mit Vergoldung, feierlichen Wappen und viel Vorspann und Livree. Francisco waren diese Straßen vertraut, und vielleicht sah er jetzt ihre Buntheit schärfer, da ihm ihr Lärm verstummt war. Aber er wußte um diesen Lärm. Kannte das Chirrio, das wilde Knarren der Räder, die man selten schmierte, damit das gewaltige Geknirsche einen von weit her ankündige und die wilden Tiere scheuche. Kannte die fröhliche Lautheit der Reisenden und das aus voller Brust kommende Geschrei der Kutscher und Treiber. Sah auch jetzt die Räder sich drehen, die Hufe der Tiere aufschlagen, die Münder der Reisenden und der Kutscher aufgehen und sich schließen, aber den Klang mußte er aus der Erinnerung beisteuern. Das war ein aufreibendes Spiel, manchmal lustig, zumeist traurig.

Merkwürdig war, daß, seitdem er die tierische Qual des Räubers El Puñal mit angesehen hatte, sein eigenes Leid sanfter wurde.

Einmal stand er mit seinem Gil vor dem Wirtshaus und schaute zusammen mit vielen andern zu, wie die acht Tiere der großen Postkutsche eingespannt wurden. Nun war es soweit, der Mayoral, der Erste Kutscher, nahm das Riemenwerk der vielen Zügel in die Hand, der Zagal, sein Helfer, schwang sich neben ihn, die Treiber und Gehilfen vor dem Wirtshaus hoben Steine und Stöcke, und nun, im nächsten Moment, wird sich die riesige Kutsche in Bewegung setzen. Goya sah, wie sie schrien, um die Tiere anzutreiben, und er konnte sich nicht halten, es riß auch ihm den Mund auf, und gellend stimmte er ein in

das gelle Geschrei der Kutscher und Treiber: »Qué perrooo! Macho – macho – machooo!«

Dann wieder wandten sich Goya und sein Gil von der großen Straße fort und schlugen die Seitenpfade ein. Hier noch häufiger als auf den großen Straßen fanden sie kleine Steinhügel, aufgeschichtet mit Kreuzen, und farbige Bildtafeln zur Erinnerung an Menschen, die an dieser Stelle umgekommen waren. Erstaunlich war, wie viele Menschen an der Straße gestorben waren, es mußte ihrer eine große Armee sein. Auf den Tafeln sah man, wie sie in Abgründe stürzten, von durchgehenden Tieren geschleift, von wilden Wassern weggeschwemmt wurden, wie Banditen sie mit Säbeln zerhackten oder wie ein einfacher Schlagfluß sie ereilte. Beigefügt war immer eine gereimte Aufforderung an den frommen Wanderer, stehenzubleiben und für die Seele des Verunglückten zu beten. Verwundert sah Gil, daß Don Francisco häufig nur den Hut abnahm und das Kreuz schlug.

Streckenweise schlossen sie sich andern Zügen von Maultiertreibern an; denn es war besser, auf diesen abgelegenen Wegen nicht allein zu reisen. Goya drängte sich den andern nicht auf, und er vermied sie nicht; er scheute sich nicht, ihnen zu sagen, daß er taub sei. Immer mehr freundschaftliche Verehrung spürte Gil vor dem Herrn, dem er sich vermietet hatte, er betrog ihn selten und nur um kleine Beträge. Manchmal auch konnte er sich nicht enthalten, Franciscos Verbot zu mißachten und die andern wissen zu lassen, wer sein Reisender war und welches Übel ihn betroffen hatte.

Einmal auch liefen sie Banditen in den Weg. Es waren höfliche Banditen, die ihr Geschäft verstanden und es kurz machten. Gil, während zwei Francisco durchsuchten, flüsterte mit den andern; offenbar teilte er ihnen mit, wer Goya war. Sie nahmen dann auch dem Herrn, der auf den Wandteppichen des Königs Szenen aus dem Leben der Räuber und Schmuggler so liebevoll dargestellt hatte, nur die Hälfte der sechshundert Realen ab, die er bei sich trug, und als sie fertig waren, forderten sie ihn auf, aus ihrer Bota zu trinken, schwenkten respektvoll die großen Hüte und wünschten höflich: »Vaya Usted con la Virgen! – Gehen Euer Gnaden mit der Jungfrau!«

So zog Goya, ärmlich, schäbig,
Eingesperrt in seine Taubheit,
Auf dem Maultier Valeroso
Durch sein unbegreiflich stummes
Spanien, elend, doch entschlossen,
Seine Schultern stark zu machen
Gegen die Dämonen, die drauf
Hockten und ihn brechen wollten.
Reingefallen waren sie, die
Teufel. Aufrecht gehen wird er,
Er, Francisco Goya, Maler,
Mann aus Aragón. Nur stärker
Wird er werden. Wuchern wird er
Mit dem Elend, das ihn traf, und
Schärfer wird er sehen, wird er
Zeichnen. Und er lachte schallend,
Daß der Maultiertreiber Gil ver-
Wundert und besorgt ihn ansah.

Leicht und grimmig so zog Goya
Von der Stadt des Südens, wo das
Höchste Glück er und das tiefste
Leid erfahren, nach dem Norden,
Saragossa zu, der Stadt zu
Seines Ausgangs.

Dritter Teil

1

Zu jener Zeit, im letzten Lustrum des Jahrhunderts, war das Regiment der Französischen Republik dem Volke entglitten und von Geschäftsleuten übernommen worden. »Kein gefährlicheres Wesen lebt als der Geschäftsmann, der auf seinen Raub ausgeht«, hatte vor kurzem Baron Holbach, der Enzyklopädist, verkündet, und so hatten die führenden Männer der Revolution gedacht. Nun aber waren Gracchus Babeuf und seine Anhänger hingerichtet worden, weil sie eine »Gemeinschaft der Gleichen« hatten gründen und Gleichheit des Einkommens hatten herstellen wollen, und die neuen Herren Frankreichs verkündeten als ihren Wahlspruch: »Bereichert euch!«

Auch in jenem andern Lande, welches versucht hatte, die Ideen der Aufklärung durch Revolution zu verwirklichen, in den Vereinigten Staaten von Amerika, liebäugelten jetzt die führenden Männer mit den alten Ideen. Man sagte sich los von jenem Frankreich, ohne dessen Hilfe man die Unabhängigkeit niemals hätte erkämpfen können, man insultierte den französischen Botschafter und führte kalten Krieg mit seiner Republik. Man erließ ein Fremden- und Aufruhrgesetz, welches den Geist der Verfassung verleugnete, man verwässerte die Prinzipien der Unabhängigkeitserklärung. Als der erste Präsident des Staates, George Washington, aus dem Amte schied, jubelte eine Zeitung in Philadelphia: »Der Mann, welcher die Schuld trägt am ganzen Elend unseres Landes, steigt heute herunter auf die Stufe seiner Mitbürger und hat nicht länger die Macht, die Leiden dieser Vereinigten Staaten zu mehren. Jedes Herz, welches für die Freiheit und für das Glück des Volkes schlägt, muß heute freudig bewegt sein bei dem Gedanken, daß nun der Name Washington aufhört, Unrecht zu verbreiten und Korruption erlaubt zu machen.«

Die leidenschaftliche Anstrengung, in kürzester Zeit eine neue Ordnung des menschlichen Daseins zu schaffen, hatte die Welt erschöpft. Alle Kräfte aufs äußerste anspannend, hatte man versucht, die öffentlichen und die privaten Dinge mittels Vernunft

zu regeln. Jetzt erschlaffte man und flüchtete aus der blendenden Helle der Vernunft zurück in die Dämmerung des Gemütes. Überall auf der Welt wurden nun die alten konservativen Ideen gepriesen. Aus der Kälte des Denkens wich man zurück in die Wärme des Glaubens, der Frömmigkeit, der Empfindsamkeit. Aus den Stürmen, welche die Freiheit gebracht hatte, rettete man sich in den stillen Hafen der Autorität und Disziplin. Romantiker träumten von der Wiederherstellung des Mittelalters, Dichter sangen von ihrem Haß gegen die Klarheit der Sonne, schwärmten von der mondbeglänzten Zaubernacht, rühmten den Frieden und die Geborgenheit im Schoße der katholischen Kirche. »Die Aufklärung hat uns nicht die Haut geritzt!« jubelte ein Kardinal.

Das war ein Irrtum. Die hellen, scharfen, neuen Ideen hatten sich zu vieler Geister bemächtigt, als daß sie sich wieder hätten austilgen lassen. Privilegien, bisher unerschütterlich, waren unterhöhlt; Absolutismus, Gottesgnadentum, Scheidung der Klassen und Kasten, Bevorrechtung der Kirche und des Adels, alles das war jetzt in Zweifel gezogen. Frankreich und Amerika hatten das große Beispiel gegeben, und trotz des neu erstarkten Widerstands der Kirche und des Adels brach sich nun der Gedanke Bahn: es sollten die menschlichen Dinge geregelt werden gemäß den Ergebnissen wissenschaftlicher Erkenntnis und nicht nach Gesetzen, die niedergelegt waren in alten, heiliggesprochenen Büchern.

Es lebten in jenem letzten Lustrum des Jahrhunderts in Frankreich an die 25 000 000 Menschen, in England und in Spanien je 11 000 000; Paris hatte 900 000, London 800 000 Einwohner, die Vereinigten Staaten von Amerika waren bevölkert von etwa 3 000 000 Weißen und von 700 000 farbigen Sklaven; die größte Stadt Amerikas war Philadelphia mit 42 000 Einwohnern, New York zählte 30 000, Boston, Baltimore, Charleston je 10 000. In diesem Jahrfünft veröffentlichte der englische Nationalökonom Malthus seinen Essay über die »Prinzipien der Bevölkerung« und stellte das Gesetz auf, die Menschheit vermehre sich rascher als die zu ihrer Erhaltung nötigen Nahrungsmittel, und man müsse die Fortpflanzung einschränken.

Die Menschen machten sich in diesem Jahrfünft ein weiteres großes Stück ihres Planeten nutzbar. Die Vereinigten Staaten von Amerika versuchten Siedler anzuziehen und errichteten zu diesem Zweck Ämter und Gesellschaften, die bei langem und reichlichem Kredit Land zum Preise von einem Dollar den Acre verkauften. Auch begann in jenem Jahrfünft Alexander von Humboldt seine große Forschungsreise nach Mittel- und Südamerika, deren Ergebnisse den Kosmos klarer erkennbar und leichter bewohnbar machten.

In jenem Jahrfünft vollzogen sich überall auf der Welt, vor allem in Europa, viele und heftige politische Veränderungen. Alte Reiche stürzten und wurden zu neuen Staatengebilden vereinigt, zu Republiken zumeist. Zahlreiche geistliche Herrschaften wurden säkularisiert. Der Papst wurde als Gefangener nach Frankreich gebracht, der Doge von Venedig vermählte sich zum letzten Male mit dem Meere. Die Französische Republik gewann viele Schlachten zu Lande, England viele Schlachten zur See; auch erfocht England den entscheidenden Sieg in Indien. Gegen Ende des Jahrhunderts schloß England mit beinahe ganz Europa einen Pakt, um das weitere Vordringen der Französischen Republik und die Verbreitung fortschrittlicher Ideen zu verhindern. Alles in allem war in diesem letzten Jahrfünft mehr Krieg und Gewalt in der Welt als während des ganzen Jahrhunderts, und es schrieb in diesem Jahrfünft der deutsche Philosoph Immanuel Kant seinen Entwurf »Zum ewigen Frieden«.

In ihrem Privatleben kümmerten sich die militärischen Führer der gespaltenen Welt wenig um das Geschwätz der Massen und der Zeitungen. In jenem Jahrfünft heiratete Napoleon Bonaparte Josephine Beauharnais, und Admiral Horatio Nelson lernte Emma Hamilton kennen und lieben.

In jenem Jahrfünft machte man sich frei von der bisherigen schweren, prunkvollen Kleidung und verwischte die Grenzen zwischen der Tracht der privilegierten und der niedrigen Stände. In Frankreich zunächst wurde unter dem Einfluß des Malers Jacques-Louis David eine einfache, antikisierende Tracht populär, La merveilleuse, auch begann

man, lange Hosen zu tragen, Pantalons, und diese Kleidung verbreitete sich schnell über Europa.

In jenem Jahrfünft baute Alessandro Volta den ersten Apparat, der dauernden elektrischen Strom gab, Priestley entdeckte das Kohlenoxyd, Stanhope erfand die eiserne Buchdruckerpresse. Doch überall hielten die Menschen zäh fest an den überkommenen Vorstellungen und Arbeitsmethoden; sie glaubten, die Finder und Verwerter vorher nicht erkannter Naturgesetze seien Sendlinge des Teufels, und sie brachen die Scholle auf die Art, wie sie sie vor Jahrtausenden gebrochen hatten. In jenem Jahrfünft veröffentlichte der Arzt Edward Jenner eine Untersuchung, welche gegen die Blattern die Einimpfung von Kuhpocken empfahl, und wurde allgemein verlacht. Nicht verlacht wurden diejenigen, die in gesegneten Quellen und Wassern badeten und sich Ansteckungen holten, und diejenigen, die, um Gesundheit zu erlangen, allerlei Heiligen wächserne Nachbildungen ihrer kranken Glieder opferten; vielmehr bestrafte die Inquisition einen jeden, der die Heilkraft solcher Mittel anzweifelte.

In jenem Jahrfünft erkannte man überall in der Welt Shakespeare als den größten Dichter der letzten tausend Jahre. Er wurde von vielen in viele Sprachen übersetzt; August Wilhelm Schlegel schuf eine Übertragung, welche die deutsche Sprache des kommenden Jahrhunderts änderte und verschönte. In jenem Jahrfünft schrieb Goethe sein Gedicht »Hermann und Dorothea«, Schiller seine Tragödie »Wallenstein«. Alfieri schrieb seine klassizistischen Tragödien »Saul«, »Antigone« und »Der zweite Brutus«, und es starb der große Dichter farbig sinnvoller Märchenstücke Carlo Gozzi, drei Bände »Unnützliche Memoiren« hinterlassend. Jane Austen schrieb ihre nüchtern zierlichen Romane »Pride and prejudice« und »Sense and sensibility«; Coleridge veröffentlichte seine ersten Gedichte, und so tat der schwedische Dichter Tegnér. In Rußland schrieb Iwan Iwanowitsch Chemnitzer die Tragödie »Das befreite Moskau«, und Wassilij Wassiljewitsch Kapnist verhöhnte in seiner Verskomödie »Die Schikane« bitter die Käuflichkeit der Justiz. Millionen solcher, die bisher nie ein Buch in der Hand gehabt hatten, fingen an, Bücher zu lesen und sich ihrer zu erfreuen. Aber die Kirche

verbot die meisten jener Werke, welche die Kenner rühmten; in Spanien wurde Übertretung dieses Verbotes mit Pranger, Auspeitschung und Gefängnis bestraft, und in der Habsburgischen Monarchie wurden hohe Beamte entlassen, denen verbotene Lektüre nachgewiesen war.

In jenem Jahrfünft wurden in Paris unter ungeheurer Anteilnahme der Bevölkerung die Gebeine des Führers der Freidenker, die geächteten Gebeine des geächteten Voltaire, im Panthéon beigesetzt, und im gleichen Jahrfünft eröffnete im gleichen Paris Madame Marie-Anne Lenormand einen Wahrsage-Salon, der größten Zulauf hatte. Und im Wachskabinett der Madame Tussaud standen friedlich nebeneinander das Bild des Heiligen Denis, der seinen Kopf unterm Arm trug, und das Bild des Ketzers Voltaire.

In jenem Jahrfünft wurde in der ägyptischen Stadt Rosette, dem arabischen Reschîd, ein mit Inschriften bedeckter Stein aufgefunden, der dem Forscher Champollion die Entzifferung der Hieroglyphen ermöglichte. Antoine Condorcet begründete die kollektivistisch-materialistische Geschichtsphilosophie, Pierre-Simon Laplace erklärte auf naturwissenschaftliche Art die Entstehung der Planeten. Aber wenn sich einer nicht zu dem Glauben bekannte, die Welt sei gemäß dem Bericht der Bibel in den sechs Tagen vom 28. September bis zum 3. Oktober 3988 v. Chr. geschaffen worden, dann konnte er weder in den spanischen Königreichen noch in der Habsburgischen Monarchie ein Staatsamt bekleiden.

In jenem Jahrfünft schrieb Goethe in den »Venezianischen Epigrammen«, es seien ihm von allen Dingen am meisten verhaßt »viere: Geruch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und Kreuz«, und Thomas Paine arbeitete an jenem Elementarbuch des Rationalismus »Das Zeitalter der Vernunft«. Um die gleiche Zeit schrieb Schleiermacher sein Buch »Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern«, Novalis seine »Theodicee«, und der französische Schriftsteller Chateaubriand bekehrte sich zu einem romantisierenden Katholizismus. Das Buch »Verfall und Sturz des Römischen Reiches«, in welchem Edward Gibbon mit leisem Witz und kalter Ironie die Entstehung des Christentums als einen Rückfall in die

Barbarei dargestellt hatte, wurde allgemein als das bedeutendste Geschichtswerk des Zeitalters gefeiert; doch keinen geringeren Erfolg errangen jene »Apologien«, in denen Bischof Richard Watson elegant und gemäßigt Gibbon und Paine zu widerlegen versuchte.

Es wurden in jenem Jahrfünft wesentliche physikalische, chemische, biologische Entdeckungen gemacht, es wurden wichtige soziologische Prinzipien gefunden und erwiesen, und die Entdecker und Verkünder wurden angefeindet, verhöhnt, ins Gefängnis gesteckt. Neue wissenschaftliche Heilmethoden wurden erprobt, und Priester und Medizinmänner trieben Kranken die Dämonen aus und heilten mit Gebeten und Amuletten.

Philosophierende Staatsmänner und gierige Geschäftemacher, stille Wissenschaftler und marktschreierische Quacksalber, machtsüchtige Priester und leibeigene Bauern, Künstler, empfindsam für jeden Reiz, und stumpfe, mordbrennende Landsknechte, alle lebten zusammen auf engem Raum, stießen sich, drängten sich, Gescheite und Dumme, solche, deren Gehirn kaum höher entwickelt war als das der ersten Menschen, und solche, deren Gehirn Gedanken dachte, welche die vielen erst eine Eiszeit später werden begreifen können, solche, die musisch waren, empfänglich für jede Schönheit, und solche, die stumpf blieben vor geformtem Wort, Klang und Stein, Strebsame, Regsame und Blöde, Faule, sie atmeten *eine* Luft, rührten einer des andern Haut, waren einander in steter, unmittelbarer Nähe. Sie liebten und haßten einer den andern, führten Kriege, schlossen Verträge, brachen sie, führten neue Kriege, schlossen neue Verträge, quälten, verbrannten, zerstückten einer den andern, mischten sich und zeugten Kinder, und selten nur verstand einer den andern. Die wenigen Gescheiten, Begabten drängten vorwärts, die ungeheure Zahl der andern hielt sie zurück, feindete sie an, fesselte sie, brachte sie um, suchte sich ihrer auf viele Arten zu entledigen. Und trotzdem kamen sie vorwärts, die wenigen Begabten, unmerklich freilich, mit vielen Listen und vielen Opfern, und mit sich zwangen sie, wuchteten sie die Masse der andern ein wenig vorwärts.

Ehrgeizige und Beschränkte nützten die Trägheit und Dummheit der vielen und suchten verwesende Institutionen zu halten. Aber die Französische Revolution hatte frische Luft in die Welt geweht, und Napoleon, der Vollender der Revolution, schickte sich an, viel Lebensunfähiges endgültig wegzufegen.

Mehr jetzt als ein bloßer Schall war
Der Gedanke von den Menschen-
Rechten: er war Wirklichkeit in
Manchen Ländern, schmale, junge,
Doch greifbare Wirklichkeit, ge-
Schriebenes Gesetz. Und so, am
Ende des Jahrfünfts und des Jahr-
Hunderts, war trotz allem in der
Welt ein wenig mehr Vernunft, als
Zu Beginn des Säkulums in
Ihr gewesen.

2

Vor einer halben Stunde war Don Manuel von San Ildefonso aufgebrochen. Faul und verdrossen lehnte er in den Kissen des Wagens. Vor ihm lag die lange Reise nach Cádiz, und dort warteten seiner unangenehme Geschäfte. Freilich wollte er sich vorher ein paar Tage Erholung gönnen, jetzt, in Madrid, incognito, in Gesellschaft Pepas. Aber nicht einmal diese Aussicht vermochte ihn zu erheitern.

Caramba, er hatte in diesen letzten Wochen nichts als Ärger gehabt. Daß ihn die Franzosen zwangen, den unpopulären Krieg gegen England fortzuführen, war schlimm genug, und nun bestanden sie auch noch darauf, die Gabachos, daß er unüberlegte, nie wiedergutzumachende Schritte gegen das befreundete Portugal unternehme.

Es besaß nämlich die englische Flotte in den portugiesischen Häfen Stützpunkte, und die Franzosen, unter Berufung auf den Allianzvertrag, verlangten, Spanien solle von Portugal die Schließung dieser Häfen erwirken. Immer von neuem, mit widerwärtiger Logik, forderte der französische Gesandte, der Bürger Truguet, Spanien solle, falls Portugal sich weigere, die Schließung der Häfen mit Waffengewalt erzwingen. Nun war es gewiß verlockend, über das kleine, wehrlose Nachbarland herzufallen und sich einen Sieg zu holen. Aber der Prinzregent von Portugal war der Schwiegersohn des Katholischen Königs, Carlos und María Luisa wollten nicht mit der eigenen Tochter Krieg führen. Überdies hatte Portugal ihm, Don Manuel, noble Geschenke gemacht; Manuel hatte denn auch den Krieg mit England durch stillschweigendes Einverständnis beinahe einschlafen lassen.

Die portugiesische Frage war nicht seine einzige Sorge. Längst vergessene Affären wie die mit der magern Geneviève, der Tochter des royalistischen Gesandten de Havré, lebten peinlich wieder auf. Nach seiner Ausweisung aus Spanien hatte sich nämlich der Marquis mit seiner Tochter nach Portugal geflüchtet, er lebte dort von einer Unterstützung aus dem Geheimfonds des Katholischen Königs. Der lästige Franzose, der

vulgäre, taktlose Bürger Truguet, hatte davon Wind bekommen und stellte nun die unverschämte Forderung, Manuel solle nicht nur jede weitere Verbindung mit dem »abenteuernden Royalisten« abbrechen, sondern überdies von dem Prinzregenten von Portugal seine sofortige Ausweisung erwirken.

Da lehnte er also im Wagen, der Príncipe de la Paz, der schlechte Nachgeschmack der Geschäfte von San Ildefonso war noch in ihm, und auf ihn warteten die unerfreulichen Verhandlungen in Cádiz. María Luisa hatte mehrere ihrer Günstlinge in leitende Stellungen der dortigen Kriegsflotte geschoben, die Herren brachten nichts mit als hohe Titel und die Gunst der Königin, und sehr fähige Offiziere, diesen Stümpern unterstellt und von ihnen behindert, drohten mit Rücktritt. Alles ringsum war unbehaglich.

Nicht alles. Je näher Don Manuel der Hauptstadt kam, so mehr verdunsteten die peinlichen Gedanken. Er beschloß, einen Tag länger in Madrid bei Pepa zu bleiben. Er wird vergessen, daß ihm das Schicksal die Leitung des spanischen Reiches aufgebürdet hat, er wird während dieser Tage nicht Staatsmann sein, sondern ein schlicht sich seines Lebens freuender Don Manuel.

Es kam anders.

Pepa hatte Wochen gereizter Langeweile hinter sich. Francisco war fort; seit Wochen, Monaten, seine Karriere gefährdend, teilte er das Exil der Alba. Bitterkeit im Herzen erwog sie, wie heißer Leidenschaften er fähig war und mit wie geringem Bedauern er sie dem Manuel überlassen hatte. Und Manuel selber! Er machte große Worte um seine Liebe zu ihr: aber die meiste Zeit war er in San Ildefonso oder in Aranjuez oder im Escorial und ließ sie allein, und wenn er kam, kam er verstohlen. Es war eine gereizte, mürrische Pepa, die Manuel empfing.

Sie forderte ihn auf, mit ihr zum Stiergefecht zu gehen, zu der Corrida des Pedro Romero. Er erwiderte seufzend, am Sonntag müsse er längst auf dem Wege nach Cádiz sein. »Ist es zuviel«, fragte sie, »wenn ich Sie bitte, zwei Tage länger bei mir zu bleiben?« – »Es ist mir nicht leichtgefallen, chérie«, erwiderte er, »die drei Tage für

Sie frei zu machen. Ich habe einen Krieg zu führen, neben andern dringlichen Geschäften. Bitte, bürden Sie mir nicht noch mehr auf!« – »Ich werde Ihnen sagen, warum Sie nicht mit mir zu der Corrida wollen«, antwortete Pepa. »Sie schämen sich meiner. Sie wollen sich nicht mit mir zeigen.«

Manuel versuchte, ihr Vernunft zuzureden. »Begreifen Sie doch!« bat er ungeduldig. »Ich habe wirklich höllisch viel auf den Schultern. Ich soll Portugal zwingen, die Beziehungen mit England abzubrechen – ich soll den Prinzregenten von Portugal schonen. Ich soll sechs vertrottelte Granden aus der Flotte wegschicken – ich soll drei vertrottelte Granden mehr in die Armada einstellen. Dazu schickt mir Truguet schon die zweite unverschämte Note: ich soll den Marquis de Havré aus Lissabon ausweisen lassen. Sie werden in Cádiz sowieso saure Gesichter machen, daß ich zwei Tage zu spät komme, und da verlangen Sie, ich soll noch über den Sonntag hierbleiben! Begreifen Sie doch meine Schwierigkeiten!« – »Ihre Schwierigkeiten«, antwortete streitsüchtig Pepa, »stammen alle aus einer Quelle: aus Ihrer ungezügelten, billigen Sinnlichkeit. Ihre ganzen Zerwürfnisse mit Portugal und Frankreich kommen daher, daß Sie auch noch mit dieser magern, armseligen Geneviève schlafen mußten.« Manuel, nun auch er zornig, erwiderte: »*Du* hast mich ja dazu getrieben. Wenn du mir Liebe gezeigt hättest, wie ein Mann meiner Art sie erwarten darf, dann hätte ich diese Bohnenstange niemals angerührt.« Pepa, aufs äußerste gereizt, sagte: »Und daß Sie immer noch der alten María Luisa ins Bett kriechen, daran bin wohl auch ich schuld?«

Nun aber war es genug. Seine ursprüngliche Natur, die eines Majo aus der schweinezüchtenden Provinz Estremadura, brach durch. Er hob die fleischige Hand und schlug sie ihr schwer ins Gesicht.

Einen Augenblick lang wollte sie zurückschlagen, wollte kratzen, beißen, ihn würgen. Dann beherrschte sie sich. Zog die Klingel. Rief: »Conchita!« und nochmals: »Conchita!«

Er sah auf ihrem sehr weißen Gesicht flammend die Spuren seiner Hand, sah ihre grünen, weit auseinanderstehenden, Empörung blitzenden Augen. Stammelte

Entschuldigungen. Sprach davon, wie überreizt er sei infolge gehäufter Arbeit. Aber da war schon Conchita zur Stelle, dürr und streng, und Pepa, die Stimme beherrscht, sagte: »Begleite den Señor zur Tür, Conchita!« Er, überwältigt von Reue, erfüllt von Gier, wütend über die eigene Dummheit, die ihm die Ferientage zerschlagen hatte, mehrte Entschuldigungen, wollte ihre Hand fassen, sie umarmen. Aber: »Wann endlich wirst du diesen Menschen fortbringen, Conchita!« rief sie und floh ins Nebenzimmer. Es blieb ihm nichts übrig, als zu gehen.

Er sagte sich bitter, nicht die geringste Rast gönne ihm das Schicksal in seiner Mühe um das Wohl des Reiches, und fuhr eilig, mürrisch, tatengierig nach Cádiz. Er hoffte, dort im Wirbel der Geschäfte und Vergnügungen sein Mißgeschick zu vergessen und dann, nach Madrid zurückgekehrt, eine vernünftig gewordene Pepa vorzufinden.

In der Tat hatte er in Cádiz keine leere Minute. Er verhandelte mit den Reedern, den Chefs der Import- und Exportfirmen, den Bankiers. Versprach den sachverständigen Offizieren der Flotte, der verderblichen Tätigkeit der hochadeligen, vertrottelten Admiräle ein Ende zu machen. Bekräftigte in einer heimlichen Zusammenkunft mit Herren der englischen Blockadeflotte die ungeschriebene Abmachung, der zufolge die beiden Flotten sich zwar bedrohen, aber nicht angreifen sollten. Und gehörten seine Tage der Tätigkeit fürs Reich, so widmete er seine Nächte den berühmten Vergnügungen von Cádiz.

Aber weder Geschäfte noch Zerstreuungen vermochten ihm die Gedanken an Pepa aus dem Kopf zu treiben. Immer von neuem sah er auf ihrer Wange das Mal seiner Hand, und die Erinnerung füllte ihn mit Reue, Sehnsucht, Brunst.

Die Geschäfte kaum beendet, fuhr er auf raschestem Wege zurück nach Madrid. Eilte, noch in Reisekleidern, in den Palacio Bondad Real. Fand das Haus in Unordnung, die Möbel an die Wände gerückt, die Teppiche verschnürt, fand Kisten, gepackte Koffer. Der Mayordomo wollte ihn nicht vorlassen. Die Dueña Conchita stand strengen, zugesperrten Gesichtes daneben. Er steckte ihr drei Golddukaten zu. Sie ließ ihn ein wenig warten, führte ihn zu Pepa.

»Ich gehe nach dem Süden«, eröffnete ihm Pepa mit ihrer vollen, langsamen Stimme. »Ich gehe nach Málaga. Ich werde dort Theater spielen. Señor Rivero war hier, seine Truppe wird gerühmt, er hat mir einen guten Vertrag gegeben. Wenn Ihre Flotte einmal wieder imstande sein sollte, die Seewege frei zu machen, dann gehe ich zurück in meine Heimat, nach Amerika. Lima, sagt man, hat noch immer das beste Theater der ganzen spanischen Welt.«

Manuel, innerlich, wütete. Gut, er hatte sie geschlagen, aber er hatte sich vor ihr gedemütigt und war zurückgekommen, sich weiter zu demütigen. Sie brauchte ihm nicht gleich anzudrohen, den Ozean zwischen sich und ihn zu legen. Es drängte ihn, sie von neuem zu schlagen. Doch ihre weiße Haut kam strahlend aus dem dunkeln Hauskleid, ihre grünen Augen schauten groß, ernst, begehrenswert, er atmete ihren Geruch. Er hatte hinter sich Nächte mit den in allen Lastern geübten, reizvollen Frauen von Cádiz, aber er wußte: er konnte diese Frau nicht entbehren, das Höchste an Lust, das wahre Entzücken, das himmlisch höllische, über einem zusammenschlagende, konnte nur sie ihm geben, er durfte sich jetzt nicht von seiner Wut hinreißen lassen, er mußte seine ganze schlaue Beredsamkeit aufbieten, sie zu halten.

Von neuem, stürmisch und ausführlich, entschuldigte er sich. Alle jetzt zerrten und zögen an ihm: die madrilenischen Freigeister und die bornierten Granden und fanatischen Ultramontanen, Frankreich und Portugal. Und der pöbelhafte Bürger Truguet und der kalte, kleinliche, fuchsschlaue Talleyrand hätten keinen Sinn für seine verfeinerten, wahrhaft staatsmännischen Lösungen. Er stehe ganz allein. Der einzige, der ihn begreife, der General Bonaparte, kämpfe irgendwo in Ägypten. Kein Wunder, daß einer unter solchen Umständen auf Minuten den Verstand verliere. »Ich habe Strafe verdient«, gab er zu. »Aber so hart bestrafen dürfen Sie mich nicht, Señora. So hart bestrafen darfst du mich nicht, Pepa«, und er ergriff ihre Hand.

Sie entzog sie ihm ohne Heftigkeit. Das Leben in Madrid, erklärte sie, befriedige sie nicht. Lange sei er, Manuel, ihr Trost gewesen. Seine Stärke, seine stürmische Liebenswürdigkeit habe sie verführt. Sie habe geglaubt, er sei ein Majo und ein Grande

in einem. Nun aber habe auch er sie enttäuscht. Sie habe in Madrid nichts mehr zu suchen.

Ihre romantische Trauer machte ihm Eindruck. Er könne sie nicht fortlassen aus Madrid, versicherte er feurig. Wenn sie gehe, werde auch er sein Amt hinwerfen und sich zurückziehen, um auf einem seiner Güter seinem Kummer und der Philosophie zu leben. »Um Spaniens willen müssen Sie bei mir bleiben, Señora!« rief er. »Sie sind das einzige Glück in meinem schweren Leben. Ohne Sie kann ich mir mein bürdenreiches Dasein nicht vorstellen.«

Sie hielt ihm das weiße Gesicht zugekehrt, ihn anblickend auf ihre seltsam schamlose Art. Dann, langsam, mit der trägen, vollen Stimme, die ihm ins Blut ging, erwiderte sie: »Wenn dem so ist, Don Manuel, dann, bitte, sagen Sie das nicht nur mir, sondern zeigen Sie es der Welt. Ich habe mich lange genug darein gefügt, Ihre Mätresse zu sein. Ihrer Gemahlin hätten Sie jenen Schimpf nicht angetan. Ich darf verlangen, daß Sie sich offen zu mir bekennen.«

Er erschrak. Heiraten! Pepa heiraten! Alle bösen spanischen Sprichwörter gingen ihm durch den Kopf: »Antes de casar, ten casas en qué morar – Bevor du dich beweibst, sorg selbst erst, wo du bleibst.« Und: »Wer aus Liebe heiratet, krepiert aus Wut.« Aber er wollte nicht Gefahr laufen, ein zweites Mal unverrichteterdinge abzuziehen.

Alle die Monate hindurch, erklärte er, habe er sich mit der Absicht getragen, sie um ihre Hand zu bitten. Aber eine solche Heirat bedeute Schwierigkeiten mit Doña María Luisa, bedeute seine Entlassung, bedeute Gefahr für Spanien. Denn keiner außer ihm könne das seiltänzerische Spiel zwischen Portugal und Frankreich mit Erfolg zu Ende führen. »Wenn ich meinem Herzen folge, Señora, und Sie heirate«, schloß er, »so bedeutet das Krieg entweder mit Portugal oder mit Frankreich.« Pepa, ihm unverwandt ins Gesicht schauend, sagte trocken: »Wahrscheinlich haben Sie recht. Und darum: leben Sie wohl.«

Er mußte einen Ausweg finden. »Laß mir Zeit, Pepa!« bat er inständig. »Laß mir kurze Zeit!«

»Drei Tage«, sagte sie.

Am dritten Tag erklärte er, er habe die Lösung gefunden. Er werde sie heiraten, doch müsse diese Heirat vorläufig geheim bleiben. Sowie er indes eine Entscheidung der portugiesischen Frage herbeigeführt habe, werde er, die Gefahr der königlichen Ungnade auf sich nehmend, dem Reich und der Welt von seiner Ehe Mitteilung machen.

Pepa willigte ein.

Ein alter, ehrwürdiger Priester wurde aufgetrieben, ein gewisser Padre Celestinos aus Badajoz. Der Padre, der gerne kleine politische Intrigen zettelte, war mit Freuden bereit, seinem allmächtigen Landsmann einen Dienst zu leisten.

In dem Stadtpalais des Fürsten,
In der Hauskapelle, fand die
Trauung statt, bei Nacht, nicht viele
Lichter brannten; sehr romantisch
War’s, recht nach dem Sinne Pepas.
Zeugen waren Don Miguel und
Die Dueña. Einen Eidschwur
Ließ der Padre alle leisten,
Sie verpflichtend, streng zu schweigen
Und von dieser Trauung keinem
Menschen zu erzählen, sei’s wer
Immer.

3

Die Königin, als sie das Gerücht hörte, der Príncipe de la Paz habe Señora Tudó geheiratet, überließ sich ungehemmter Wut. Sie hatte diesen Lumpen aus dem untersten Dreck herausgefischt und zum ersten Manne des Reiches gemacht, und jetzt verschrieb er sich mit Haut und Haaren dieser Hure! Ihr, diesem hirnlosen Stück fetten Weiberfleisches, dieser Gans und Jamona, gab er die glänzenden Titel weiter, mit denen sie, María Luisa, ihn begnadet hatte! Sie stellte sich ihn vor, wie er mit seiner Pepa im Bett lag und sich lustig machte über sie, die Alte, die Hereingelegte. Aber er sollte sich verrechnet haben, dieser Wegwurf, dieses Nichts! Es gab hundert Fälle der Unterschlagung und des Hochverrats, derenthalb man ihm den Prozeß machen konnte. Er hat skrupellos gestohlen aus dem königlichen Schatz. Hat sich von fremden Mächten bestechen lassen. Hat den Heiligen Vater verraten, den besten Alliierten. Hat mit den gottlosen Männern des Pariser Direktoriums gezettelt gegen den Katholischen König. Hat jedermann verraten, Freund und Feind, aus Habgier, aus Eitelkeit, aus verwöhnter Laune. Aber nun wird sie ihn vor Gericht stellen, vor das Gericht des Kronrats von Kastilien, wird ihn schmählich hinrichten lassen, öffentlich, und alle werden jubeln, die Prälaten, die Granden, das ganze spanische Volk. Und die Person, die Hure, wird sie mit nacktem Oberkörper durch die Stadt führen und dann auspeitschen lassen.

Sie wußte, sie wird von alledem nichts tun.

Sie war gescheit, sie kannte Welt und Menschen, ihren Manuel und sich selber. Sie hatte ihm dann und wann durch kluge Zurschaustellung ihres Verstandes und ihrer Macht Teilnahme und Gefühl eingeflößt; vielleicht war es ihr sogar geglückt, dieses Gefühl zeitweise in Lust und Liebe zu verwandeln. Aber wie künstlich, wie vergänglich war dergleichen! Wie lange konnte eine häßliche, alternde Frau solch einen jungen, strotzenden Burschen halten? Mit einem Male überkam sie das Elend, der ganze Jammer ihrer vierundvierzig Jahre. Ihr Leben war ein ständiger Kampf gewesen mit Tausenden,

Zehntausenden hübscher, junger Spanierinnen. Sie konnte sich immer neue Hilfsmittel verschreiben, Kleider aus Paris, Schminken, Salben, Puder, die besten Tanzmeister und Friseure, aber vor der frischen Haut einer jeden dummen Pasquita, Consuela, Dolores wurde das alles lächerlich.

Und doch war es besser, wie es war. Nicht mehr viele Jahre, dann wird zum Beispiel die Alba so alt sein, wie sie heute ist, und was wird sie dann sein, die Alba? Verwelkt, vertan. Sie aber, María Luisa, war durch ihre Häßlichkeit gezwungen gewesen, Verstand zu entwickeln. Sie war gescheit geworden, weil sie häßlich war, und ihre Gescheitheit dauerte fort.

Schließlich stellte sie noch immer was vor, sie, von Gottes Gnaden Königin aller spanischen Reiche, des westlichen und östlichen Indien, der Inseln und des festen Landes im Weltmeer, Erzherzogin von Österreich, Herzogin von Burgund, Gräfin von Habsburg, Flandern und Tirol. Das Weltreich ist nicht mehr ganz jung, es beginnt alt zu werden wie sie selber, und der Bürger Truguet erfrecht sich, den Katholischen Königen Vorschriften zu machen. Aber immer noch und trotz allem ist sie die mächtigste Frau der Welt. Denn die Welt weiß, daß nicht der einfältige Carlos, sondern sie Spanien regiert und beide Indien und das Weltmeer.

Und solch einer Frau zieht dieser Dummkopf eine Pepa Tudó vor!

Sie musterte sich im Spiegel. Aber der Spiegel zeigte sie nur, wie sie jetzt war, in diesem vergänglichen Augenblick, da sie sich gehenließ unter dem Eindruck der frechen Nachricht. Das war nicht sie, das war nicht ihre Wahrheit.

Sie machte sich auf, ihre Wahrheit anzuschauen. Verließ ihr Boudoir. Die Erste Hofdame, die Camarera Mayor, im Vorzimmer wartend, schickte sich an, sie zu begleiten, wie das Zeremoniell es verlangte. Ungeduldig winkte sie ab. Allein ging sie durch die weiten Säle und Korridore, vorbei an Priestern und Lakaien, vorbei an Wache haltenden Offizieren, die präsentierten, an Höflingen, die sich bis zum Boden verbeugten. Allein stand sie in dem prunkenden Empfangssaal, vor der »Familie des Carlos«.

Die María Luisa hier auf dem Bild, das war ihre Wahrheit. Dieser Maler kannte sie, wußte um sie, vielleicht als der einzige. Wie sie hier stand im Kreise der Ihren, des regierenden Königs und der künftigen Könige und Königinnen, die Herrscherin dieses Kreises, das war ihre häßliche, stolze, imponierende Wahrheit.

Eine solche Frau läßt sich nicht unterkriegen, weil ein Dummkopf, in den sie zufällig verliebt ist, hinter ihrem Rücken seine Hure geheiratet hat. Sie wird diesen Mann nicht bestrafen. Es ist nicht der Mühe wert, um ihn zu kämpfen, aber sie ist die Königin, sie ist es sich selber schuldig, sich zu nehmen, wonach es sie verlangt, und zu halten, was sie halten will. Sie weiß noch nicht, wie, aber sie wird diesen Mann halten.

Sie schlief gut in der folgenden Nacht, und am Morgen hatte sie einen guten Plan.

Sie sprach Carlos von den nie endenden politischen Nöten. Zählte auf die Zänkereien mit den steuerfaulen Kaufleuten in Cádiz, die Verhandlungen mit dem unverschämten Truguet, den Ärger mit den rebellischen Flottenoffizieren. Ein einziger Mann habe alle diese Händel durchzufechten, der Erste Minister. Man müsse ihm helfen, müsse seine Autorität verstärken. Carlos dachte nach. »Gerne«, sagte er. »Aber mir fällt beim besten Willen nichts ein. Wo gibt es Titel und Würden, die wir Manuel nicht schon verliehen hätten?« – »Man könnte vielleicht«, meinte María Luisa, »zwei Angelegenheiten mit einem Schlag bereinigen. Ich meine, man könnte gleichzeitig die Unannehmlichkeit mit den Kindern des seligen Onkels Luis aus der Welt schaffen.« Onkel Luis, Bruder des Dritten Carlos, war jener Infant gewesen, der die Dame Vallabriga geheiratet hatte, eine einfache Adelige, seine Kinder trugen den schlichten Titel eines Grafen und einer Gräfin von Bourbon und Chinchón, ihre Einstufung in das Zeremoniell bereitete ständige Schwierigkeiten.

Carlos schaute verständnislos. »Wie wäre es«, erläuterte María Luisa, »wenn wir die beiden zu ›Infanten von Kastilien‹ machten und unsern Manuel mit Doña Teresa, der ›Infantin‹, verheirateten? Dann wäre auch er Infant und gehörte zur Familie.« – »Eine gute Idee«, stimmte Carlos zu. »Nur, fürchte ich, nicht im Sinne meines hochseligen Vaters. Mein hochseliger Vater hat Don Luis und Doña Teresa zu Exzellenzen gemacht,

zu Königlichen Hoheiten hat er sie nicht gemacht.« – »Die Zeiten ändern sich«, legte mit nachsichtiger Geduld María Luisa dar. »Du hast, mein lieber Don Carlos, in manchen Fällen Weisungen gegeben, welche die Anordnungen deines hochseligen Vaters erweiterten. Warum solltest du nicht auch in diesem Falle eine solche Verfügung treffen?« – »Du hast recht wie immer«, gab Carlos nach.

Die Königin ging energisch ans Werk. Sie war der künftigen Infantin Teresa nicht gewogen. Diese Tochter einer kleinen Adeligen legte eine gelassene Vornehmheit an den Tag, die María Luisa ärgerte, und die Duckmäuserin, wiewohl sie natürlich keinen Ton zu äußern wagte, mißbilligte bestimmt auch ihre Lebensweise. Es machte ihr Spaß, die blonde, stille, nonnenhafte Teresa dem Stier Manuel ins Bett zu zwingen.

Am gleichen Tag noch, an dem sie die Einwilligung des Königs zu der Verbindung Doña Teresas mit Manuel erlangt hatte, ließ sie diesen wissen, sie habe ihn zu sprechen. Er war darauf gefaßt gewesen, daß die Königin trotz aller Heimlichkeit von seiner Ehe erfahren werde, und er fühlte Unbehagen, ja Angst vor dem Sturme, der da heraufzog.

Allein María Luisa lächelte übers ganze Gesicht. »Manuel«, sagte sie, »Manuelito, ich habe eine große, freudige Nachricht für dich. Don Carlos wird die Grafen von Bourbon und Chinchón zu Infanten von Kastilien machen, und du wirst Doña Teresa heiraten und teilhaben an ihrem Titel. Ich freue mich, daß auf diese Art die nahen Beziehungen zwischen dir und uns aller Welt sichtbar werden.«

Manuel, als an Stelle des erwarteten wilden Gewitters dieser Schauer von Glück und Gnade auf ihn niederging, begriff zuerst nicht; er stand da, törichten Gesichtes. Dann überkam ihn stürmischer Jubel. Por la vida del demonio! Er war wirklich der erstgeborene Sohn des Glückes. Was immer er anpackte, schlug ihm zum Segen aus. Und wie lustig und witzig sein Glück war! Jetzt kann er’s diesem Don Luis María heimzahlen, der so frech durch ihn hindurchzuschauen wagte. Jetzt wird er, Manuel, mit der Schwester des Hochmütigen schlafen, und jetzt macht er, Manuelito, der Verachtete, den halben Bourbon zum ganzen, macht er den Bastard Luis legitim.

So spürte Manuel, und er war voll Stolz. Sein Vater hatte ihn mit Recht sein tüchtiges Stierlein genannt, durch seine Tüchtigkeit hatte er sich diese Königin zu eigen gemacht, und er schaute voll von Besitzereitelkeit, Zärtlichkeit, Liebe auf seine alte María Luisa.

Die beobachtete ihn genau. Sie hatte erwartet, ihre Mitteilung werde ihm heiß machen, er werde tief bestürzt dastehen, denkend an die Person, an seine Pepa Tudó, und an seine unsinnige Heirat. Allein es war nicht die leiseste Verlegenheit oder gar Bestürzung an ihm zu entdecken. Vielmehr stand er da, großartig anzuschauen in seiner glänzenden Uniform, und von seinem breiten, vollen, hübschen Gesicht strahlte dankbare Freude, nichts sonst. Für ein paar Sekunden glaubte María Luisa, die Gerüchte seien Lügen, jene schmachvolle Heirat habe gar nicht stattgefunden.

In der Tat hatte Manuel über dem Schwall seines Glückes Pepa und seine heimliche Ehe völlig vergessen. Dann aber, nach wenigen Augenblicken, erinnerte er sich. Carajo! dachte er, und: Carajo! stand auf seinem Gesicht zu lesen. Aber das Glücksgefühl, in dem er schwebte, schwemmte seine Bestürzung sogleich wieder weg. Die Aufgabe, seine Ehe aus der Welt zu schaffen, schien ihm leicht. Alles, was er brauchte, war ein wenig Zeit.

Nachdem er der Königin überschwenglichen Dank gesagt hatte, ihre fleischige, beringte Hand wieder und wieder mit glühenden Küssen bedeckend, bat er um die Erlaubnis, seine glückliche Verbindung mit Doña Teresa und der königlichen Familie dem Lande erst nach zwei oder drei Wochen kundzutun. Die Königin, innerlich bitter und überlegend schmunzelnd, fragte harmlos nach den Gründen des Aufschubs. Er tat geheimnisvoll. Erklärte, er habe noch gewisse politische Pläne unter Dach zu bringen, die durch seine Erhöhung behindert werden könnten.

Je länger er’s indes überdachte, so schwieriger schien es ihm, aus seiner heimlichen Ehe mit Pepa herauszukommen. Gewiß konnte er die Heirat einfach ableugnen; ein Wink an den Großinquisitor, und der Landsmann, der Padre Celestinos, verschwand in irgendeinem fernen Kloster. Was aber wird Pepa anstellen? Sie wird, wenn sie erfährt, daß ihre Verheiratung nicht stattgefunden hat, zur Heldin einer ihrer Romanzen werden.

Wird sich auf große Art töten oder sonst eine ungeheure dramatische Unbesonnenheit begehen, die seine Verehelichung mit der Infantin unmöglich macht. Freilich hätte er die Mittel gehabt, auch Pepa für immer aus seiner Welt zu schaffen, aber er konnte sich ein Leben ohne Pepa nicht mehr vorstellen.

Er sah keinen Ausweg, eröffnete sich seinem Miguel.

Der hörte ihm zu, höflich teilnahmsvollen Gesichtes, aufgerührt im Innern. Manuel war mit steigendem Glück immer arroganter geworden, immer öfter behandelte er ihn wie einen Domestiken. Seine schamlose Habgier, seine wahllose Wollust, seine unbändige Eitelkeit stießen Miguel immer heftiger ab. Als Manuel ihm jetzt mit seinen neuen Nöten kam, war er versucht, ihn allein auslöffeln zu lassen, was er sich da eingebrockt hatte. Der Plan der listigen Königin ging zweifellos dahin, Manuel für immer von Pepa zu trennen. Der aber wird nicht von Pepa loskommen, Doña María Luisa wird diese ständige Bindung nicht dulden, die rachsüchtige Frau wird Manuel stürzen, wenn er, Miguel, ihm nicht half. Soll er ihm helfen? Wird es nicht eher ein Glück sein, sein wahres Glück, wenn er den Menschen und seine leere Arroganz los wird? Wenn er alle seine Zeit seinen Bildern widmen, wenn er sein großes Werk, das Künstlerlexikon, vollenden kann?

Aber da, im Geiste, sah er sich sitzen, grenzenlos einsam, inmitten seiner Bilder und Papiere, und er wußte, genauso wie dieser Manuel seiner Pepa verhaftet war, werden seine, Miguels, Gedanken für immer schmerzhaft um Lucía kreisen. Allein das erregende Spiel der großen Staatsgeschäfte vermochte ihn abzulenken, er konnte es nicht mehr entbehren, konnte nicht darauf verzichten, aus dem Schatten das Reich zu lenken. Er wird Manuel aus seinen Nöten helfen.

Er überdachte dessen Situation, entwarf einen Plan, legte ihn Manuel dar. Der griff begierig danach, umarmte seinen Miguel, war glücklich.

Wandte sich an den König. Erklärte geheimnisvoll, er sei gekommen, ihn in einer persönlichen Angelegenheit um Rat und Hilfe zu bitten, als Mann den Mann, als Caballero den Caballero. »Was ist denn los?« fragte Carlos. »Wir sind mit Frankreich

fertig geworden, wir werden auch mit deinen Kavaliersnöten fertig werden.« Auf solche Art ermutigt, eröffnete ihm Manuel, er habe ein Liebesverständnis mit einer wunderbaren Frau, die freilich nicht von Adel sei, einer gewissen Señora Josefa Tudó. Diese Beziehung währe nun schon seit Jahren, und er zerbreche sich den Kopf, wie er dieser Frau die Nachricht seiner bevorstehenden Vermählung beibringen solle. Er sehe da nur einen Weg. Man müsse Señora Tudó auseinandersetzen, daß die geplante Ehe mit der Infantin auch im Dienste der Krone geschehe, damit nämlich die Person des Ersten Ministers Glanz gewinne für die schwierigen Verhandlungen mit Frankreich, England und Portugal. »Nun und?« fragte Don Carlos. »Warum setzt du es ihr nicht auseinander?« – »Es müßte ihr«, erwiderte Manuel, »von einer autoritativen Stelle auseinandergesetzt werden. Nur wenn Sie selber, Sire, Señora Tudó klarmachten, daß meine Verheiratung im Interesse des Reiches stattfindet, wird sie das furchtbare Leid überstehen, das ich ihr zufüge.« Der König dachte nach. Dann, zwinkernd, schmunzelnd, fragte er: »Du meinst, ich soll ihr klarmachen, sie soll dich drüber lassen, auch wenn du Doña Teresa heiratest?« – »Ich hab mir's folgendermaßen gedacht«, antwortete Manuel. »Ich bitte Eure Majestät wieder einmal um die hohe Ehre, mit mir zu Abend zu essen, zwanglos, und das Abendessen findet im Hause der Señora statt. Die Gegenwart Eurer Majestät wird Señora Tudó überwältigen. Und dann richten Sie an die Señora ein paar jener leutseligen Worte, mit denen Sie Ihre Untertanen so oft zu beglücken wissen, deuten ihr aus, daß auch das Reich einen Vorteil davon hat, wenn Señora Tudó die Beziehungen zu mir nicht abbricht, und machen mich glücklich für den Rest meines Lebens.« – »Schön«, sagte nach einiger Überlegung Carlos. »An mir soll's nicht fehlen.« Er sagte ihm zu, sich am Mittwoch um 6 Uhr 45, als einfacher General verkleidet, im Palacio Bondad Real einzustellen.

Don Manuel fragte Pepa, ob er am Mittwoch bei ihr zu Abend essen und einen Freund mitbringen dürfe. »Wen?« fragte Pepa. »Den König«, antwortete Don Manuel. Das gelassene Gesicht Pepas war starr vor Staunen. »Ja«, erklärte feierlich Don Manuel, »der König Unser Herr ist begierig, Sie kennenzulernen.« – »Du hast ihm von unserer

Heirat erzählt?« fragte glücklich Pepa. Manuel wich aus. »Der König wird dir eine wichtige Eröffnung machen«, antwortete er. »Bitte, sag mir, worum es sich handelt«, verlangte Pepa. »Ich will nicht unvorbereitet sein, wenn der König mir die Ehre gibt, an meinem Tisch zu speisen.« Don Manuel aber, die Gelegenheit wahrnehmend, sagte ihr plump und bündig: »Der König wünscht aus Staatsgründen, daß ich seine Kusine heirate, Doña Teresa. Das will er dir mitteilen. Er ernennt sie zur Infantin und macht auf diese Art auch mich zum Infanten. Unsere Heirat darf also nicht stattgefunden haben.«

Als Pepa aus ihrer Ohnmacht erwachte, war er um sie bemüht, ein zärtlicher Liebhaber. Es habe sich, redete er ihr zu, herausgestellt, daß er die diplomatischen Geschäfte, welche die Krone und das Vaterland von ihm verlangten, nur durchführen könne, bekleidet mit der höchsten Autorität, der eines Mitglieds der königlichen Familie, eines Infanten. Er wisse, welch ungeheures Opfer man von ihr verlange. Darum eben würdige Don Carlos sie seiner Gegenwart. Wenn nämlich einmal der König sie kennengelernt habe, dann sei ihre Stellung in der madrilenischen Gesellschaft für immer gesichert. Auch ein großer Titel sei ihr gewiß. Er verhandle mit dem Grafen Castillofiel, einem älteren Herrn, eigentlich einem sehr alten Herrn, der, hochverschuldet, auf seinem großen Gut bei Málaga sitze. Der Graf sei bereit, Pepa zu heiraten. Er werde dann bis zu seinem baldigen Ende in Málaga leben, während sie, eine Señora de Título, ihren Wohnsitz in Madrid beibehalten werde. »Wir sind doch aber nun einmal verheiratet, du und ich«, gab Pepa zu bedenken. »Gewiß«, antwortete Manuel. »Aber ich weiß nicht, ob wir das werden beweisen können. Der einzige unverdächtige Zeuge nämlich, Padre Celestinos«, erklärte er bekümmert, »ist verschwunden. Spurlos verschwunden.«

Pepa sah ein, daß das Schicksal ihre legitime Verbindung mit Manuel nicht wollte. Sie hatte bei all ihrer Liebe fürs Poetische einen gesunden Sinn für die Wirklichkeit, und die nächtliche Trauung war ihr niemals ganz geheuer vorgekommen; sie beschloß, sich zu fügen. »Wie das Schicksal spielt!« sagte sie träumerisch. »Nun wirst du also doch noch Infant! Infant von Kastilien!« – »Es hängt einzig und allein von dir ab«, sagte

galant Manuel. »Und der König wird unsere linke Verbindung durch seine Anwesenheit sanktionieren?« fragte Pepa. »Er wird dich sogar auffordern zu singen«, antwortete Manuel, »du wirst sehen.« – »Und ich werde wirklich Condesa Castillofiel werden?« versicherte sich Pepa. »Oui, Madame«, antwortete Manuel. »Aber du sagst«, fragte etwas besorgt Pepa, »der alte Graf ist sehr verschuldet?« – »Bitte, laß das meine Sorge sein«, antwortete mit Schwung Manuel. »Die Condesa Castillofiel wird leben, wie es sich ziemt für die schönste Dame des Reichs und die Freundin des Infanten Manuel.« – »Ich bin bereit, mich für dich auszulöschen«, sagte Pepa.

Mittwoch um 6 Uhr 45, in Begleitung Manuels, erschien Don Carlos im Palacio Bondad Real. Er trug einfache Generalsuniform und gab sich zwanglos. Er beschaute sich Pepa und erklärte anerkennend, sein lieber Manuel verstehe sich nicht nur auf die Staatsgeschäfte.

Und er tätschelte Señora
Tudós Schultern, und er rühmte
Ihre wohlgeratne Olla,
Und er fand, wenn sie Romanzen
Singe, gehe ihm das Herz auf,
Und versprach, er werde seines-
Teils beim nächsten Male ihr vor-
Spielen, auf der Geige.
Und beim
Abschied hielt er eine kleine
Rede. »Die Regierung eines
Weltreichs«, sprach er, »kostet Schweiß und
Mühe, unser Manuel hat
Seine schwere Not und Sorge.
Seien Sie auch weiter eine
Gute Spanierin, mein Kind, und

Machen Sie ihm, meinem lieben
Freund, die seltnen Stunden seiner
Muße heiter.«

4

Die Condesa Doña Teresa de Chinchón und Bourbon wurde aus der Einsamkeit ihres Landsitzes Arenas de San Pedro an den Hof berufen, nach San Ildefonso. Doña María Luisa, in Gegenwart des Königs, teilte ihr mit, Don Carlos habe sich entschlossen, sie zu verheiraten, er habe ihr eine Mitgift von fünf Millionen Realen ausgeworfen. Zum Gatten bestimmt habe er ihr den ersten und den besten unter seinen Räten, seinen lieben Don Manuel, den Príncipe de la Paz. Fernerhin habe er sich entschlossen, ihr bei diesem Anlaß den Titel einer Infantin von Kastilien zuzuerkennen, so also, daß sie fortan auch vor aller Welt der königlichen Familie zugehöre.

Doña Teresa hatte diese letzten Worte kaum mehr gehört. Sie hielt sich, die Zarte, Zwanzigjährige, die noch viel jünger aussah, mühsam aufrecht, die tiefblauen Augen schauten starr aus dem hellen, jetzt völlig erblaßten Gesicht, die Lippen waren leicht geöffnet. Die Vorstellung, irgendeines Mannes Küsse und Umarmungen ertragen zu müssen, erfüllte sie mit Schrecken, der Gedanke an diesen Don Manuel mit Abscheu.

»Nun«, sagte mittlerweile vergnügt Don Carlos, »hab ich's recht gemacht? Bin ich ein guter Vetter?« Und Doña Teresa küßte ihm und der Königin die Hand und sprach die geziemenden Worte ehrerbietigen Dankes.

Don Manuel machte seiner künftigen Gemahlin seine Aufwartung. Sie empfing ihn in Gegenwart ihres Bruders, jenes Don Luis María, der seinerzeit den Príncipe de la Paz so hochmütig übersehen hatte.

Da stand er, dieser Don Luis María, in Prälatentracht, schlank, ernst, jung. Er war im Laufe weniger Wochen auf erstaunliche Art erhöht worden, nicht nur hatte der König ihn zum Infanten gemacht, er hatte auch statt seines Erzbistums Sevilla das Erzbistum Toledo erhalten, das höchste geistliche Amt des Reichs, und den Kardinalshut. Er kannte natürlich die Zusammenhänge, er durchschaute das schmutzige, niederträchtige Spiel Don Manuels und der Königin. Es war widerwärtig, daß er seine Erhöhung

gerade dem vulgären Manuel Godoy dankte, und es drückte ihm das Herz zusammen, daß seine zarte, scheue Schwester, die er sehr liebte, dem über alle Vorstellungen hinaus abscheulichen Liebhaber María Luisas geopfert werden sollte. Aber es gab keine Möglichkeit, dem Worte des Königs zu widersprechen. Auch war der junge Kirchenfürst tief gläubig und ein leidenschaftlicher Patriot. Er war frei von Ehrgeiz, doch hielt er mit Recht viel von seiner Begabung. Wenn jetzt ihn die Vorsehung zum Primas von Spanien machte und ihm Gelegenheit gab, in die Politik einzugreifen, während sie seine Schwester dem gemeinen, pöbelhaften Manuel hinopferte, so mußten sie beide sich in Demut fügen.

Don Manuel musterte seine künftige Gemahlin. Blond, sehr dünn und zart saß sie da, ein wenig glich sie jener Geneviève de Havré, die ihm hinterher soviel Verdruß bereitet hatte. Nein, sein Geschmack waren solche hundsmagern, hocharistokratischen Fräuleins nicht, Pepa wird von seiner künftigen Gemahlin nichts zu fürchten haben. Und wird sie überhaupt fähig sein, diese da, ihm ein Kind zu gebären, einen Infanten? Aber er ließ von solchen Erwägungen nichts merken, sondern gab sich untadelig grandenhaft. Versicherte die Infantin seines Glückes und seiner Dankbarkeit, behandelte den Lausejungen Don Luis María mit der Ehrerbietung, die seinem Stab und Hut zukam, wiewohl doch er selber erst ihm Stab und Hut verschafft hatte.

Dann fand in der Kirche des Escorial, über den Gräbern der toten Weltherrscher, die Trauung Don Manuels mit der Infantin Doña Teresa statt, in Gegenwart der Majestäten und der Granden Spaniens. Nicht nur erhielt so Don Manuel den Titel eines Infanten von Kastilien, sondern der König verlieh ihm anläßlich seiner Verehelichung eine Würde, die vor ihm außer Christoph Columbus noch keiner innegehabt hatte: er ernannte ihn zum Großadmiral von Spanien und Indien.

Ungefähr um die gleiche Zeit wurde, in Málaga, Señora Tudó getraut mit dem Grafen Castillofiel. Die neue Gräfin blieb einige Wochen bei ihrem Gatten in Andalusien, dann ließ sie ihn in Málaga, sie selber fuhr zurück nach Madrid.

Don Manuel, seinem Versprechen getreu, gab ihr die Möglichkeit, ein Leben zu führen, wie es einer Señora de Título würdig war. Aus den fünf Millionen der Mitgift, die ihm die Infantin gebracht hatte, überwies er der Gräfin Castillofiel eine halbe. »Eine halbe Million«, diese Worte klangen Pepa poetisch ins Ohr und ins Herz, sie erinnerten sie an ihre Romanzen; allein in ihrem Boudoir saß sie, klimperte auf ihrer Guitarre und sang träumerisch vor sich hin: »Eine halbe Million«, und wieder und wieder: »Eine halbe Million.«

Sie nutzte den neuen Reichtum, hielt üppig Haus und forderte ihre Freunde auf, an ihrem Glanze teilzunehmen. Lud sich Schauspieler ein, mit denen sie studiert hatte, kleine Offiziere, Bekannte aus der Zeit des Marineleutnants Tudó, auch ältere, etwas zweifelhafte Damen, Freundinnen der Dueña Conchita. Es fehlte nicht jener Señor Rivero, der Theaterunternehmer, der sie seinerzeit für seine Truppe in Málaga angestellt hatte. Er war ein findiger Geldmann, hatte Verbindungen mit berühmten Schmugglern und Banditen, war auch beteiligt an Kaperunternehmungen. Die Gräfin Castillofiel vertraute ihm die Verwaltung ihrer Finanzen an, sehr zu ihrem Vorteil.

Inmitten der Süße ihres Erfolges war eine Bitternis: sie wurde nicht bei Hofe empfangen. Doña María Luisa nämlich ließ die neue Gräfin Castillofiel nicht zum Handkuß zu. Eine Person von Adel gelangte aber in den vollen Genuß ihrer Titel und Würden erst, nachdem sie bei Hofe vorgestellt war.

Hof und Stadt indessen nahmen keinen Anstoß daran, daß die Gräfin Castillofiel im Grunde noch nicht zu den fünfhundertfünfunddreißig Personen de Título zählte, und man drängte sich zu ihrem Lever. Man glaubte an ihren Einfluß, und es war unterhaltsam im Palacio Bondad Real, in dem seltsam gemischten Kreise von Granden und Prälaten, Schauspielern, kleinen Offizieren und zweifelhaften alten Damen.

Man fragte sich gespannt, ob nicht eines Tages auch der Erste Minister dort auftauchen werde. Aber er blieb dem Kreise um Pepa fern. Lebte statt dessen im besten Einvernehmen mit seiner Infantin, gab für sie in seinem Palacio Alcudia mehrere große

Empfänge und zeigte sich der Welt als guter, beflissener Gatte. Wenn überhaupt, dann betrat er den Palacio Bondad Real nur durch die Hintertür.

Nachdem aber zwei Monate verstrichen waren, eine, wie er glaubte, genügend lange Anstandsfrist, erschien er eines Morgens, freilich nur auf Minuten, bei Pepas Lever. Ein zweites Mal blieb er länger, dann zeigte er sich immer öfter. Schließlich wurde für ihn im Palacio Bondad Real ein Arbeitskabinett eingerichtet, und bald schrieben die fremden Gesandten ihren Höfen, es würden jetzt die Staatsgeschäfte zumeist im Palacio Bondad Real erledigt, Señora Pepa Tudó vergebe Ämter und Würden, und selbst ihre Dueña Conchita habe mehr in die Staatsgeschäfte einzureden als Don Manuels Ministerkollegen.

Die Königin, als sie davon erfuhr, war nicht überrascht. Sie hatte gewußt, daß Manuel von diesem Geschöpf nicht loskommen werde. Sie wütete. Beschimpfte sich, daß sie selber nicht von ihm loskam. Aber das war nun einmal von der Natur so eingerichtet. Auch andere große Herrscherinnen hatten sich vergafft in Männer, mit denen kein Staat zu machen war. Die große Semiramis, die Tochter der Luft, hatte ihren Menon oder Nino oder wie er hieß, Elizabeth ihren Essex, die große Katharina ihren Potemkin. Sie wird also nicht erst den Versuch machen, ihren Manuel aus ihrem Leben zu streichen. Aber einfach hinnehmen wird sie seine Frechheit nicht.

So töricht wird sie natürlich nicht sein, ihm eine Szene zu machen wegen seiner »Gräfin«, kein Wort wird sie verlieren über die Fortdauer der Affäre ihres Liebhabers mit seiner Pepa: aber ihren unfähigen Ersten Minister wird sie mit Schmach wegschicken. Gründe für solche Ungnade gab es die Menge, gute, unpersönliche, politische Gründe. Er hatte versagt, immer wieder versagt und das Ansehen der Krone geschädigt durch Unfähigkeit, Lässigkeit, durch eine an Hochverrat grenzende Habgier.

Allein als er ihr das nächste Mal gegenüberstand in seiner ganzen insolenten Männlichkeit, vergaß sie ihre Vorsätze. »Ich höre«, hackte sie auf ihn los, »daß jetzt die Politik des Katholischen Königs im Bett dieser Frauensperson gemacht wird.« Manuel erkannte sogleich, daß er diesmal mit Ableugnungen und Beschwichtigungen nicht

durchkommen werde; diesen Strauß mußte er durchfechten. »Falls sich«, erwiderte er kalt, höflich und streitbar, »die ungnädigen Worte Eurer Majestät auf die Gräfin Castillofiel beziehen sollten, dann ist es allerdings richtig, daß ich den Rat dieser Dame zuweilen einhole. Es ist guter Rat. Sie ist durch und durch spanisch und ungewöhnlich gescheit.«

Da aber hielt sich María Luisa nicht länger. »Du Lump!« brach sie aus. »Du habgieriges, eitles, prahlerisches, räuberisches, verludertes Nichts! Du geiler, leerer, treuloser, brutaler Dummkopf! Ich habe dich aus dem Dreck gezogen. Ich habe dich Haufen Kot in diese glänzende Uniform gesteckt und dich zum Infanten gemacht. Das bißchen, was du von Politik weißt, hab ich dir beigebracht, mühevoll genug, und da stellst du dich hin, du Abschaum, und sagst mir ins Gesicht, du holst dir Rat bei deinem Mensch!« Und scharf und plötzlich, mit der beringten Hand, schlug sie ihm ins Gesicht, rechts und links, daß Blut kam und seinen prunkvollen Gala-Anzug beschmutzte.

Don Manuel faßte sie mit der einen Hand am Gelenk, mit der andern wischte er sich das Blut vom Gesicht. Für den Bruchteil einer Sekunde war er versucht, zurückzuschlagen und ihr einiges zu sagen, was sie noch härter treffen mußte. Aber er erinnerte sich der übeln Folgen, welche die Ohrfeige gehabt hatte, die er Pepa versetzt hatte, und empfand es als Vergeltung, daß nun er seine Maulschelle empfing. Höflich und ruhig sagte er: »Ich kann nicht glauben, Madame, daß Sie das ernst meinen. Schwerlich hätte die Königin von Spanien zu ihrem Ersten Ratgeber einen Mann bestellt mit den Eigenschaften, die Sie soeben aufzuzählen geruhten. Sie hatten einen Augenblick der Verdunkelung.« Und ehrerbietig schloß er: »Nach dem Vorgefallenen darf ich wohl annehmen, daß meine Gegenwart Eurer Majestät nicht länger erwünscht ist.« Er ließ sich, wie es das Zeremoniell verlangte, auf ein Knie nieder, küßte ihr die Hand, verließ, rückwärts schreitend, den Raum.

Zu Hause angelangt, sah er, daß sein Jabot, sein Rock, sogar seine weißen Hosen Blutflecke aufwiesen. »Die alte Vettel!« schimpfte er grimmig vor sich hin.

Er beriet mit seinem Miguel; denn er rechnete damit, daß Doña María Luisa nun auf Rache sinnen werde. Señor Bermúdez fand die Situation Manuels nicht bedrohlich. Die Königin, meinte er, könne ihm Hindernisse in den Weg legen, sie könne ihm seine Ämter nehmen, doch darüber hinaus könne sie ihm wenig anhaben. Schwerlich könne sie den Infanten Manuel vom Hofe verbannen. Im übrigen, fand Don Miguel schlau, wäre es nicht das Schlimmste, wenn jetzt ein anderer an Don Manuels Stelle träte. Es müßten peinliche Konzessionen an Frankreich gemacht werden, und es wäre vielleicht gut, wenn dafür ein Nachfolger die Verantwortung trüge, während Don Manuel, ein Märtyrer und Patriot, grollend beiseite stünde.

Manuel dachte nach. Don Miguels Überlegungen leuchteten ihm ein. Er heiterte sich auf. »Manuel Godoy hat also wieder einmal alles gut gemacht«, freute er sich. »Und du findest wirklich, mein Lieber«, fragte er, »ich soll ruhig abwarten?«

»Ich an Ihrer Stelle«, riet Miguel, »würde Ihrer Majestät zuvorkommen. Warum gehen Sie nicht schlankweg zu Don Carlos und bitten um Ihre Entlassung?«

Don Manuel ging zu Carlos. Es hätten sich, sagte er ihm, in der letzten Zeit zwischen der Königin und ihm, Manuel, in wichtigsten politischen Fragen Meinungsverschiedenheiten ergeben, so scharfe, daß eine erfolgreiche Zusammenarbeit kaum mehr möglich sei. Unter diesen Umständen glaube er dem Vaterland einen Dienst zu tun, wenn er den König bitte, in Zukunft über die Führung der Geschäfte mit Doña María Luisa allein zu beraten. Und da Don Carlos sichtlich nicht verstand, schloß er eindeutig: »Ich bitte Sie, Sire, mein Amt in Ihre Hände zurücklegen zu dürfen.«

Carlos war bestürzt. »Das kannst du mir doch nicht antun, mein Lieber«, klagte er. »Ich begreife deinen spanischen Stolz. Aber María Luisa hat es bestimmt nicht bös gemeint. Das renke ich schon wieder ein. Geh, mein lieber Infant, sei doch nicht so!« Und da Manuel fest blieb, sagte er, den großen Kopf schüttelnd: »Das hat sich nun so gut eingelaufen. Am Abend, wenn ich von der Jagd komme, kommt ihr, entweder ihr beide, oder auch du allein, und ihr sagt mir, was vorgeht, und ich unterschreibe und

mache meinen Schnörkel. Wie soll ich denn Vertrauen haben, wenn da ein anderer kommt? Ich kann es mir gar nicht vorstellen.« Er saß trübe da. Auch Manuel schwieg.

»Aber wenigstens«, hob nach einer Weile der König wieder an, etwas belebter, »mußt du mir einen Rat geben, wer dein Nachfolger werden soll.«

Manuel hatte diese Aufforderung erwartet und sich einen Plan zurechtgelegt, so schlau, kühn und unbedenklich, daß er ihn nicht einmal mit seinem Miguel zu bereden gewagt hatte; denn dieser war oft von tugendhaften Skrupeln heimgesucht. Manuel wollte dem König nämlich vorschlagen, die beiden entscheidenden Regierungsposten Männern entgegengesetzter politischer Richtung anzuvertrauen. Er rechnete damit, daß dann immer der eine versuchen werde, Maßnahmen durchzuführen, der andere, sie zu durchkreuzen; so also, daß die Innenpolitik der Regierung lahmgelegt bleibe. Die Majestäten würden sich dann bald nach einem Retter umschauen müssen; Retter aber gab es nur *einen*.

Manuel riet also dem König, einen Liberalen zum Ersten Staatssekretär, zum Minister für Gnade und Justiz aber einen Ultramontanen zu ernennen; auf solche Art sei der König sicher, in dieser schwierigen Zeit keine der beiden großen Parteien zu verstimmen. »Keine üble Idee«, meinte Don Carlos. »Aber wird die Königin einverstanden sein?« – »Sie wird«, beruhigte ihn Don Manuel; denn das hatte er natürlich bedacht, und er nannte dem König die beiden Männer, die er im Sinne hatte. Mit jedem der beiden hatte Doña María Luisa geschlafen, jedem hatte sie sichtbare Zeichen ihres Wohlwollens gegeben.

Der eine war Don Mariano Luis de Urquijo. Er hatte lange in Frankreich gelebt, hatte mit französischen Philosophen verkehrt, französische Bücher übersetzt, in der Öffentlichkeit Voltaire zitiert. Doña María Luisa, obwohl radikalem Liberalismus abgeneigt, hatte Wohlgefallen gefunden an Urquijos kühnem Gesicht und an seinem guten Wuchs, und als das Heilige Offizium gegen ihn hatte vorgehen wollen, hatte sie ihre schützende Hand über ihn gehalten.

Der andere war Don José Antonio de Caballero. Der war ein Dunkelmann, seine politischen Ansichten waren die des Mittelalters, er unterstützte jede Forderung Roms gegen den fortschrittlichen Teil des spanischen Klerus. So radikaler Ultramontanismus war María Luisa ebensowenig sympathisch wie sein Gegenteil; doch auch Señor de Caballeros Körperlichkeit hatte den Beifall der Monarchin gefunden, sie hatte ihm eine ihrer Hofdamen zur Ehe gegeben und selber der Hochzeitsfeier beigewohnt.

Diese beiden Männer also nannte Manuel dem König.

Der nickte trüb. Dann: »Und ist gar nichts zu machen?« fragte er nochmals. »Willst du wirklich gehen?« – »Es ist mein fester, unerschütterlicher Entschluß«, antwortete Manuel. Don Carlos umarmte ihn, nassen Auges.

Dann setzte er sich hin, um seinem lieben Manuel einen tiefempfundenen Dankbrief zu schreiben.

»In den vielen Ihnen anver-
Trauten Ämtern«, schrieb er, »haben
Sie als Staatsmann und als Freund des
Friedens sich bewährt vor Spanien,
Vor der Welt und der Geschichte.
Seien meines tiefen, lebens-
Langen Dankes Sie versichert.«
Sorglich schrieb er, mit der eignen
Hand, und setzte sorglich drunter:
»Yo el Rey«, und dann den Schnörkel,
Den besondern, nur ihm eignen,
Einem Geigenschlüssel gleichend,
Und er malte diesen Schnörkel,
Seine »rúbrica«, mit solcher
Liebe, wie er sie nur einmal
Angewendet, damals nämlich,

Da die »rúbrica« er malte
Für den Escorial, auf daß sie
Dorten eingemeißelt werde
Zu den Namenszügen aller
Könige, die jemals über
Spanien herrschten.

5

Martín Zapater wohnte im Sommer in seinem Landhaus vor der Stadt, der Quinta Zapater. Er war bestürzt, als Francisco überraschend anlangte mit dem Treiber Gil und den Maultieren, und als er unter dem großen Hut des Freundes bebartetes, gealtertes, verhärtetes Gesicht erblickte.

Der Treiber Gil setzte ihm auseinander, was Francisco zugestoßen war, während dieser finster danebenstand. Dann, bevor Zapater viel äußern konnte, wies ihn Francisco herrisch an, er solle dem Treiber seine Gratificacioncita geben, sein kleines Trinkgeld, damit dieser endlich in eine Venta gehen könne, sie hätten eine anstrengende Tagesreise hinter sich. »Gib ihm zweihundert Realen«, befahl er, das war ein ungeheures »kleines Trinkgeld«. Francisco und Gil tranken noch einen letzten Schluck aus dem Weinschlauch, der Bota, der Muletero empfahl bewegten Gesichtes seinen ungewöhnlichen Patron dem Schutze der Jungfrau und aller Heiligen, und dann sah Goya den Gefährten seiner langen Reise mit seinen beiden Tieren verschwinden in der Nacht gegen Saragossa.

Wiewohl Francisco danach brannte, dem Freunde von den Schrecknissen zu erzählen, die ihm begegnet waren, und vor allem von dem Fürchterlichen, was ihm Peral eröffnet hatte, von der Gefahr des Wahnsinns, so schwieg er fürs erste. Er hatte Angst vor dem, was ihm Martín aufschreiben könnte. Von jeher hatte Francisco Angst gehabt vor der Magie des geformten Wortes; schon ein deutlich gedachtes Wort zog die Dämonen herbei, noch verfänglicher war das gesprochene, am verfänglichsten das geschriebene.

Die ersten Tage wohnten sie allein in der Quinta Zapater, betreut von Martíns altem Pächter Tadeo und dessen Frau Farruca. Tadeo war melancholischen Gemütes und außerordentlich fromm; stundenlang saß er schweigsam, geschlossenen Auges, in religiösen Betrachtungen. Farrucas schwärmerische Frömmigkeit war sanfterer Art. Sie hatte sich zu einer »Esclava de la Santísima Trinidad«, zu einer »Sklavin der Heiligen

Dreieinigkeit«, erklärt, ihr Beichtvater hatte im Namen der Dreieinigkeit schriftlich die Annahme dieser Erklärung bestätigt. Farruca war verpflichtet, die in ihrem Zimmer befindliche wächserne Statue der Jungfrau als Zofe zu betreuen; sie erneuerte regelmäßig den Blumen- und Lichterschmuck, sie verrichtete vor dem wächsernen Bilde zu bestimmten Stunden bestimmte Gebete, sie wechselte die Kleider der Statue je nach der Jahreszeit und der Bedeutung des Tages, auch verfehlte sie nicht, ihr vor dem Schlafengehen das Nachtkleid überzuziehen. Im übrigen hatte sie jede Woche ihrem Beichtvater als dem Repräsentanten der Dreieinigkeit vier Realen auszuzahlen.

Martín sprach nicht viel, doch war er ständig um Francisco. Der merkte, daß Martín stark und oft hustete. Farruca drängte seit langem, er solle zum Arzt gehen. Doch Martín wollte nicht, daß man von seiner Erkältung viel hermache, und für die Ärzte, die »Barbiere«, hatte er ebenso wie Francisco gute, spanische Verachtung.

Francisco bestand darauf, daß Martín ihm nicht immer Gesellschaft leiste, sondern seinen Geschäften in der Stadt nachgehe. War er dann allein, so kam wohl Farruca zu ihm. Sie konnte nicht schreiben, und er machte ihr’s nicht leicht, sich mit ihm zu verständigen, aber sie war ebenso geduldig wie geschwätzig und hielt es für ihre Pflicht, den unglücklichen tauben Herrn zu trösten und zu beraten. Sie erzählte ihm etwa von Pedro Sastre. Das war der Enkel jenes Braulio Sastre, des Lampenwärters der Kathedrale, dem seinerzeit das verlorene Bein nachgewachsen war, weil er den Stumpf ein Jahr lang mit dem geweihten Öl der Lampen Unserer Señora del Pilar eingerieben hatte. Auch der Enkel Sastre, erzählte Farruca, sei ausgestattet mit großer Kraft und habe wunderbare Kuren vollbracht. Doch sei er schwer zugänglich; für einen Herrn aber wie Don Francisco werde er wohl zu sprechen sein, und aufmunternd sagte sie ihm, wo er wohnte. Aus seiner Knabenzeit erinnerte sich Francisco, wie er manches Mal scheu am Hause dieses Pedro Sastre vorbeigegangen war; der Mann mußte sehr alt sein.

Des nächsten Abends, allein und verstohlen, in der einfachen aragonesischen Tracht, die er sich von Martín geborgt hatte, den runden Hut tief in die Stirn gedrückt, machte

sich Goya auf in die Vorstadt von Saragossa. Er fand das Haus des Pedro Sastre ohne Mühe, schob die Frau, die ihn zurückhalten wollte, zur Seite, stand vor dem Wunderdoktor.

Der war ein kleiner, verhutzelter Mann, uralt, wie Francisco vermutet hatte. Er war voll von Mißtrauen vor dem ungestümen Eindringling, der taub war oder sich taub stellte und einen unverständlichen Namen nannte. Pedro Sastre also, der in ständiger Angst vor der Inquisition lebte, schaute mit Argwohn auf diesen gewalttätigen Kömmling. Andernteils war er überzeugt von der Heilkraft seiner Mittel; sie wirkten, wenn nur die Patienten daran glaubten. Er hörte den Tauben an, gab ihm eine Salbe aus dem Fett des wilden Hundes, eines Wesens mit besonders gutem Gehör, empfahl ihm, Kerzen, deren Wachs er etwas von seinem eigenen Ohrenschmalz beigemengt habe, Unserer Señora del Pilar zu stiften. Goya dachte an die Bilder des inneren Ohres, welche ihm Peral aufgezeichnet, und an die einleuchtenden Erklärungen, die er ihm gegeben hatte, er schaute den Sastre finster an, dankte nicht, steckte ihm zehn Realen zu. Das war ein lächerlich geringfügiger Entgelt, Pedro Sastre äußerte das auch in kräftigen Worten, deutlich und artikuliert. Goya aber verstand nicht, ging.

Der treue Martín mittlerweile hatte in erstaunlich kurzer Zeit die Elemente der Zeichensprache erlernt. Er und Francisco übten; oft bei diesen Übungen spaßte Francisco, noch öfter fluchte er und beschimpfte Martín. Es fiel ihm auf, daß er jetzt, da er auf Hände und Lippen schärfer achten mußte, Eigenschaften dieser Hände und Lippen wahrnahm, die ihm vorher entgangen waren.

Er machte sich daran, ein Porträt Zapaters zu malen. Malte langsam und mit Sorgfalt, malte die ganze, warmherzige Freundschaft Zapaters in das Bild und seine eigene, und als er fertig war, setzte er auf den gemalten Brief, der vor dem gemalten Martín lag, die Worte: »Mein Freund Zapater, mit der größten Sorgfalt hat für dich dieses Bild gemalt Goya.« Martín aber sah wieder einmal sein fülliges, schlaues, wohlwollendes Gesicht mit der großen Nase auf der Leinwand, er sah die Worte vor der Signatur, und er fand, er habe noch immer nicht genug für seinen Francisco getan.

Wenige Tage später, während Martín in Saragossa seinen Geschäften nachging, machte sich Goya auf den Weg, um zu erproben, wie es einem tauben Manne ergeht, der allein in den Straßen einer Stadt herumläuft. In dem gleichen, einfachen Mantel und in dem runden Hut, in dem er den Wunderdoktor Sastre aufgesucht hatte, schlich er sich nach Saragossa. Die Hauptstraße, den Corso, vermeidend, ging er herum in der vertrauten Stadt.

Er lehnte am Geländer der alten Brücke und schaute über Saragossa, und die berühmte Stadt und ihr großer Fluß Ebro waren kleiner geworden, grauer. Es war eine bunte, lebendige Stadt gewesen in seinem Kopf und in seinem Herzen, jetzt war sie ernst und fahl. Ja, streng, traurig und bedrückend war sie, und war es damals nur die eigene Fröhlichkeit gewesen, die der junge Francisco auf die Stadt übertragen hatte?

Da waren die Kirchen, die Paläste, und sein Herz blieb taub vor ihnen wie sein Ohr. Er ging vorbei an dem Hause, in dem er lange Jahre verbracht hatte in der Lehre des Malers Luján, des frommen, ehrenfesten, arbeitsamen Mannes. Viele Jahre hatte er bei ihm vertrödelt, und er spürte nicht einmal Groll oder Verachtung. Und er ging vorbei an der Aljafería, wo die Inquisition ihre geheimnisvollen, furchterregenden Sitzungen abgehalten hatte, und er spürte keinen Schauer. Und er ging vorbei an dem Palacio Sobradiel und an dem Kloster der Escolapios, und die Wände dieser Gebäude hatte er mit Fresken bemalt. Ein Unmaß von Hoffnungen, Siegen, Niederlagen war verknüpft gewesen mit diesen Arbeiten. Es drängte ihn nicht, sie anzuschauen, er war enttäuscht, schon da er sie mit dem innern Auge wiedersah.

Und da waren die uralten, hochheiligen Kirchen. Da war die Christus-Statue, die den Mund aufgetan hatte und gesprochen zu dem Domherrn Funes. Und dieses war die Kapelle des Heiligen Miguel; hier war es, wo der abgeschlagene Kopf auf den Erzbischof Lope de Luna zugerollt war, um ihm im Auftrag des Heiligen zu beichten und Absolution von ihm zu erhalten; erst dann wollte der Kopf begraben sein. Dieser Kopf war durch viele schreckliche Träume des Knaben Francisco gerollt: nun machte der fromm und finstere Ort den tauben, alternden Francisco nicht schauern und nicht lächeln.

Und hier war die Kathedrale der Virgen del Pilar, die Stätte seiner höchsten Hoffnungen, seines ersten großen Erfolges und seiner tiefsten Schmach, der Sarna, jener kratzenden Scham, welche der Schwager Bayeu ihm zugefügt hatte. Da war der kleine Chor, da war sein Fresko. »Señor Goya, Sie haben den Auftrag«, hatte der Domherr Don Mateo ihm mitgeteilt damals, er war fünfundzwanzig Jahre alt gewesen, es war ein 19. Dezember gewesen, es war das größte Ereignis seines Lebens gewesen, niemals später war er wieder so glücklich gewesen, nein, auch in den besten Augenblicken mit Cayetana nicht, und nicht, als die Königin ihm sagte, die »Familie des Carlos« sei ein Meisterwerk. Er hatte natürlich gewußt damals, daß das Domkapitel ihm den Auftrag gegeben hatte, nur weil ihnen Antonio Velázquez zu teuer war, und sie hatten demütigende Bedingungen daran geknüpft, einen unanständig schnellen Termin und Prüfung seiner Entwürfe durch »sachverständige Beurteiler«: aber er hatte das alles übersehen, 15 000 Realen waren für ihn eine Summe gewesen, für die man das Königreich Aragón kaufen konnte und beide Indien dazu, und er war sicher gewesen, was er da an die Decke des kleinen Chores malen wird, werde der Ruhm des Jahrhunderts sein. Und da war es also, und es war Schund, es war Mist, der Pfuscher Carnicero würde es besser machen. Das sollte die Dreieinigkeit sein, dieses alberne, nebelhafte und doch nüchterne Dreieck mit den hebräischen Buchstaben! Und was waren das für plumpe Engel! Und was waren das für wollene Wolken! Und was war das Ganze für ein blöder, läppischer Dreck!

Er ging hinüber zur Kapelle Unserer Señora del Pilar, zur Stätte der Sarna. Da waren die kleinen Kuppeln, die er bemalt hatte, da waren seine »Tugenden«: Glaube, Werke, Tapferkeit und Geduld, jene Malerei, die Bayeu und der Erzpriester des Domkapitels, Gilberto Alué, für Gestümper erklärt hatten. Gut gemalt waren sie nicht, die Tugenden, da hatten die Herren wohl recht gehabt, aber was sein Herr Schwager hatte haben wollen und selber gemacht hatte, war auch nicht eben von ewiger Bedeutung. Und wenn sich ihm der Triumph verflüchtigt hatte vor seinen Malereien im Chor, die Sarna der Kapelle brannte heute wie damals.

Carajo! dachte er und erschrak, daß sich ihm das Fluchwort aufgedrängt hatte an dieser in Wahrheit hochheiligen Stätte. Denn hier war El Pilar, die Säule, die der Kathedrale den Namen gegeben hatte, jene Säule, auf welcher die Jungfrau dem Apostel, dem Schutzpatron Spaniens, Santiago, erschienen war, um ihm die Errichtung des Heiligtums hier am Ufer des Ebro aufzutragen. Hier war der Schrein mit der Heiligen Säule. Und in diesem Schrein die Öffnung, durch welche die Gläubigen die Säule küssen mochten.

Goya küßte sie nicht. Nicht etwa, daß Rebellion in ihm gewesen wäre, nicht etwa, daß er der Santísima die Reverenz hätte verweigern wollen, aber er spürte nicht den Wunsch, die Jungfrau um Hilfe zu bitten. Wie oft hatte er zu dieser Virgen del Pilar gebetet in Not, wieviel Zweifel und Kampf war in ihm gewesen, ehe er von der Virgen del Pilar übergegangen war zu der Virgen de Atocha. Jetzt stand er unfromm vor diesem Heiligtum der Heiligtümer, welches seine ganze Jugend ausgefüllt hatte. Ein Stück Leben war ihm abgestorben, und er bedauerte es nicht einmal.

Er verließ den Dom und ging zurück durch die Stadt. Es sind keine Vögel mehr im Nest vom vorigen Jahr, dachte er. Wahrscheinlich waren auch im vorigen Jahr keine drin gewesen. Das Bild von Saragossa, das er in der Seele getragen hatte, dieses fröhlich lebendige Bild, das waren die Jahre seiner Jugend gewesen, nicht die Stadt Saragossa. Die Stadt Saragossa war wohl auch damals öd und staubig gewesen, so wie er sie jetzt sah in seiner Taubheit. Das verstummte Saragossa war das wahre.

Er ging nach Hause, er saß allein zwischen den weißen Wänden seines kahlen Zimmers in der Quinta Zapater, und um ihn war Ödnis und in ihm war Ödnis.

Dann aber kam es wieder, mitten am hellen Tag, das verzweifelte Geträume. Um ihn hockte es, flog es, spukhaft, katzenköpfig, eulenäugig, fledermausflügelig.

Mit furchtbarer Anstrengung riß er sich zusammen, griff zum Stift. Warf sie aufs Papier, die bösen Geister. Da waren sie. Und da er sie auf dem Papier sah, wurde er ruhiger.

An diesem Tag, am nächsten und am übernächsten, ein zweites, ein drittes Mal und immer öfter, ließ er sie aus sich heraus, die Gespenster, aufs Papier. So hielt er sie fest, so wurde er sie los. Wenn sie übers Papier krochen und flogen, waren sie nicht mehr gefährlich.

Beinahe eine ganze Woche – Zapater störte ihn nicht – verbrachte Francisco in seinem kahlen Zimmer, allein mit den Gespenstern, zeichnend. Er schloß nicht die Augen vor den Dämonen, warf sich nicht über den Tisch, um den Kopf vor ihnen zu verbergen. Er schaute ihnen in die Gesichter, hielt sie fest, bis sie sich ihm ganz offenbart hatten, zwang sie und seine Angst und seinen Wahn aufs Papier.

Er schaute sich selber an, im Spiegel, hohlwangig, wie er war, mit wilden Haaren und wirrem Bart. Schon freilich war ihm das Gesicht voller geworden, die Furchen weniger tief; er war nicht mehr jener Mann der letzten Verzweiflung, der ihm entgegengeschaut hatte aus dem Spiegel in Sanlúcar damals nach dem Zusammenbruch. Doch noch fiel es ihm leicht, sich das Gesicht von damals zurückzurufen, und dieses Gesicht, das seiner tiefsten Not, zeichnete er jetzt.

Auch Cayetanas Gesicht rief er sich zurück, wieder und wieder. Das Bild freilich, welches Cayetana zerstört hatte, jene unheilige Himmelfahrt, war für immer dahin, und er dachte nicht daran, dieses Bild ein zweites Mal zu malen. Wohl aber *zeichnete* er Cayetanas Fahrt zum Hexensabbat, und die Zeichnung wurde noch schärfer und klarer. Auch viele andere Gesichter und Gestalten der sich ewig wandelnden Cayetana zeichnete er. Da war sie, ein hübsches Mädchen, verträumt, lauschend einer Kupplerin. Da war sie, umdrängt von vielen Bewerbern, sich sträubend, lockend. Da war sie, gejagt von Dämonen, vor ihnen fliehend, nach ihnen äugend. Und schließlich zeichnete er den Hexensabbat selber, »den Aquelarre – den Riesenlärm, das Mordsgaudium«. Aufrecht auf seinen Hinterbeinen saß da der Meister, der gewaltige Bock, mit ungeheuerm, laubbekränztem Gehörne und runden, riesigen, rollenden Feueraugen. Ihn umtanzten anbetend opfernde Hexen, sie brachten Totenköpfe dar, geschundene

Säuglinge, und er, der Bock, segnete mit gehobenen Vorderbeinen seine Gemeinde, das Hexengelichter. Des Gelichters blühende Anführerin aber war Cayetana.

So jetzt zeichnet Goya Tag für
Tag. Wirft hin, was durch den Sinn ihm
Geht. Läßt seinen Träumen freien
Lauf. Läßt sie heraus aus seinem
Kopfe kriechen, fliegen, die Dä-
Monen, die Gespenster, ratten-
Schwänzig, hundsgesichtig, kröten-
Mäulig, Cayetana immer
Unter ihnen. Zeichnet sie mit
Wüt'ger Inbrunst, hält sie fest, es
Ist ihm Qual und Lust, sie so zu
Zeichnen, ist ein beßrer Wahn, fast
Lustig, nicht so tierisch schmerzhaft
Wie der Wahn, der ihm die Brust und
Ihm den Kopf zerdrückt, wenn er nur
Sitzt und denkt und wird nicht fertig
Mit dem Denken. Nein, solang er
Zeichnet, darf er närrisch sein. Es
Ist hellsicht'ger Wahn, er freut sich
Seiner, er genießt ihn. Und er
Zeichnet.

6

Martín fragte ihn nichts, und das war ihm recht.

Es war ihm nicht recht. Was er in diesen letzten Tagen gezeichnet hatte, war ein Mittel gewesen, sich Luft zu machen, eine Art und Weise, sich mitzuteilen, aber er mußte *sprechen*, deutlich sprechen von dem, was ihn drückte, von dem, was ihm Doktor Peral eröffnet hatte, von seiner Angst vor dem Wahnsinn. Er konnte es nicht länger allein tragen, er mußte einen Mitwisser haben für sein schreckliches Geheimnis.

Er zeigte Martín die Zeichnungen. Nicht alle, doch die der vielgestaltigen Cayetana, der lügnerischen, anmutig teuflischen. Martín war erschüttert. Die Erregung machte ihn husten, stark und wiederholt. Er betrachtete die einzelnen Blätter, legte sie zur Seite, nahm sie wieder auf, betrachtete sie von neuem. Mühte sich mit kummervoller Beflissenheit zu ergründen, was ihm der Freund sagen wollte.

»Man kann es in Worten nicht sagen«, erklärte Francisco, »darum hab ich es so gesagt.« – »Ich glaube, ich verstehe es«, antwortete Martín, bescheiden, ein wenig unsicher. »Du mußt nur Courage haben«, ermunterte ihn Francisco, »dann verstehst du es ganz genau. Idioma Universal«, sagte er ungeduldig, »ein jeder muß es verstehen.« – »Ich verstehe schon«, beschwichtigte ihn Martín. »Ich sehe, wie alles gekommen ist.«

»Du siehst gar nichts!« sagte böse Goya. »Niemand kann begreifen, wie tief verlogen sie ist.« Und er sprach ihm von Cayetanas Wankelmut und dem abgründig Verderberischen in ihr, und er erzählte ihm von seinem großen Streit und wie sie das Bild zerschnitten hatte. Seltsamerweise indes verspürte er, während er so redete, nichts von der zornigen Verachtung, deren er sich rühmte: vielmehr klangen in seinem Innern warm und deutlich Cayetanas letzte Worte, jene Worte starker, ehrlicher Liebe. Er wollte aber daran nicht denken, er verbot sich, daran zu denken, er füllte sich von neuem mit dem Zorn seiner Zeichnungen und brüstete sich vor Martín, er habe sie jetzt für immer aus seinem Leben herausgerissen, und das sei gut so.

Und dann ging er daran, dem Freunde sein arges Geheimnis zu offenbaren. Zeigte ihm die andern Zeichnungen, die Fratzen und Gespenster, und: »Verstehst du das?« fragte er wieder. Bestürzt schaute Martín. »Ich fürchte es zu verstehen«, sagte er. Und: »Versteh es nur!« forderte Goya, und dann zeigte er ihm sein eigenes Bild, das bärtige, mit den Augen, aus denen alle Verzweiflung der Welt sprach. Und während Martín verwirrt und erschreckt von dem gezeichneten Goya zu dem lebendigen schaute und wieder zu dem gezeichneten, sagte Francisco: »Ich will versuchen, es dir zu erklären«, und er sprach so leise, daß ihn der andere kaum hören konnte. »Es ist etwas sehr Wichtiges, sehr Geheimes und sehr Arges, und bevor du antwortest, mußt du deine Antwort gut und lang bedenken, und unter keinen Umständen darfst du sie mir aufschreiben«, und er erzählte ihm, was ihm Doktor Peral eröffnet hatte von der engen Nachbarschaft seiner Taubheit mit dem Wahnsinn. Doktor Peral habe natürlich recht, schloß er, und partiell wahnsinnig sei er schon lange, und die Ungeheuer, die er gezeichnet habe, die habe er mit diesen seinen wahnsinnigen Augen wirklich gesehen, und der verrückte Francisco, den er gezeichnet habe, das sei der echte Francisco.

Martín mühte sich, seine Betroffenheit zu verbergen. Goya aber sagte: »So, und jetzt überlege. Und dann sprich langsam und hab, bitte, Geduld. Dann werde ich dir schon vom Munde ablesen können, was du zu sagen hast.« Die Demut aber, mit der er das sagte, machte Martín das Herz schwer.

Nach einer langen Weile, vorsichtig und sehr deutlich, gab er seine Antwort. Wer seinen Wahnsinn so genau sehe, sagte er, der sei vernünftiger als die weitaus meisten Menschen, und wer seinen Wahnsinn so deutlich aus sich herausstellen könne, der sei sein eigener bester Arzt. Er wählte seine Worte behutsam, sie kamen schlicht, doch wohlüberlegt, und sie klangen Francisco tröstlich.

Bis jetzt hatte Francisco seine Mutter nicht aufgesucht. Wohl drängte es ihn, mit ihr zu sprechen; auch mochte sie von seinem Aufenthalt in Saragossa gehört haben und gekränkt sein, daß er nicht zu ihr kam. Aber er hatte es nicht über sich gebracht, sie zu

sehen; er schämte sich seines Zustandes. Jetzt, nach der Aussprache mit Martín, war er bereit.

Zuerst indes verschaffte er sich bessere Kleider. Dann ging er zum Barbier. Herrisch gab er Anweisung, ihm den Bart abzunehmen, und auf das freundliche Geschwätz des Mannes gab er unwirsche, schwer verständliche Antworten. Langsam erst entdeckte der Barbier, daß dieser Kunde taub war. Im übrigen war Franciscos Haut empfindlich geworden, das Rasieren schmerzte.

Das Gesicht, welches dann, als der wirre Bart fort und die Haare ordentlich gekämmt waren, zum Vorschein kam, überraschte den Barbier. Befremdet, ein wenig scheu, sah er auf den Herrn, der den Laden so wüst verwahrlost betreten hatte und ihn nun so vornehm hochfahrend verließ.

Francisco hatte sich bei seiner Mutter nicht angemeldet. Unbehaglich, doch voll Erwartung strich er durch die Straßen. Er spürte sein Gesicht ungewohnt nackt und kühl, dabei brannte es. Langsam, auf Umwegen, ging er zu dem kleinen Haus, in welchem seine Mutter wohnte, stand davor, ging nochmals die Straße auf und ab, stieg endlich hinauf ins erste Stockwerk, rührte den Klopfer. Die Tür öffnete sich, der ertaubte Francisco stand vor seiner Mutter.

»Komm herein«, sagte Doña Engracia. »Setz dich«, sagte sie, betont deutlich, »und trink einen Rosoli.« Rosoli hatte er als Kind bekommen, wenn ihn eine Krankheit oder sonst was Böses überfallen hatte. »Ich weiß schon alles«, sagte sie, immer sehr artikuliert, und holte die Flasche mit dem Rosoli. »Du hättest auch schon früher kommen können«, grollte sie.

Sie stellte Flasche und Gläser vor ihn hin, etwas Gebäck dazu, und setzte sich ihm gegenüber. Er roch an dem stark und süß duftenden Likör, anerkennend, und schenkte sich und ihr ein. Nahm einen Schluck, leckte sich die Lippen, tunkte etwas Gebäck in den Rosoli, schob es in den Mund. Sah ihr aufmerksam ins Gesicht. »Du bist so großkopfig und so übermütig«, las er ihr von den Lippen ab. »Du hast wohl selber gewußt, daß das nicht immer so weitergehen konnte, und ich hab dir’s auch gesagt, daß

Strafe kommen wird. ›Der schlimmste Taube ist der, der nicht hören will‹«, zitierte sie das alte Sprichwort, »und du hast nie hören wollen. Gott in seiner Barmherzigkeit hat dir eine milde Strafe geschickt. Stell dir vor, wenn er dich arm gemacht hätte statt taub.«

Das waren Gedankengänge, die Francisco gut begriff. Doña Engracia hatte recht, sie hatte von Anfang an gewarnt und von seinem Aufstieg und Glanz kränkend wenig hergemacht. Sie war die Tochter eines Hidalgo, sie hatte das Recht, sich »Doña« zu nennen, aber sie hatte an der Seite des Vaters ein bäuerlich karges Leben geführt, hart rechnend, sich bescheiden kleidend, sich in allem der engen Wirklichkeit anpassend. Er hatte sie nach dem Tode des Vaters zu sich nach Madrid genommen, sie hatte es dort nicht lange ausgehalten, sie hatte zurück verlangt nach Saragossa. Sie war immer mißtrauisch geblieben vor seinem Glück und hatte kein Hehl daraus gemacht, daß sie nicht an seine Dauer glaubte. Und da also saß er vor ihr, ein Tauber, ein Krüppel, und ließ sich von ihr trösten mit ihrem Rosoli und sich von ihr ausschimpfen.

Er nickte mit dem großen, runden Kopf, und um ihr eine Freude zu machen, übertrieb er ein wenig sein Unglück. Auch beruflich, meinte er, werde er jetzt mehr Schwierigkeiten haben. Die großen Herren und Damen seien ungeduldig, und wenn er, was sie schwatzten, schlecht verstehe, werde er weniger Aufträge bekommen. »Willst du die dreihundert Realen kürzen für mich?« fragte sogleich böse Doña Engracia. »Die würde ich dir schicken«, antwortete Francisco, »und wenn ich mit lahmer Hand Kohlen schaufeln müßte.« – »Immer noch großspurig«, antwortete die Mutter. »Du wirst noch lernen, Paco. Jetzt, da du nicht hören kannst, wirst du mancherlei zu sehen kriegen. Immer hast du mir vorgeprahlt, was für großartige Freunde du hast. An jedermanns Freundschaft hast du gleich geglaubt. Mit einem, der nicht hören kann, verkehrt keiner gerne. Jetzt wirst du erfahren, wer deine wahren Freunde sind.« Aber durch ihre harten Worte spürte Francisco, wie stolz sie auf ihn war, wie stark sie hoffte, daß er sich im Unglück bewähren werde, und wie sie ihn nicht durch Mitleid beschämen wollte.

Als er fortging, forderte sie ihn auf, zum Essen zu kommen, wann immer er Lust habe. Er kam mehrmals in der Woche. Sie erinnerte sich genau, was er als Knabe gern

gegessen hatte, sie setzte ihm einfache, stark gewürzte Kost vor, mit viel Knoblauch, Zwiebeln und Öl, zuweilen auch einen kräftigen Puchero, eine Art vereinfachter Olla podrida. Beide aßen sie einsilbig, reichlich und mit Genuß.

Einmal fragte er sie, ob er sie nicht malen solle. »Bevor du dich wieder an Kunden wagst, die zahlen«, antwortete sie, »möchtest du's wohl mit einem gefügigen Modell versuchen.« Aber sie war geschmeichelt.

Er schlug ihr vor, sie zu malen, wie sie war, in ihrer Alltagstracht. Doch sie wollte in ihrem Sonntagsstaat gemalt sein; auch eine Mantilla mußte er ihr kaufen und, damit sie ihre Kahlheit verbergen könne, eine neue Spitzenhaube.

Es waren schweigsame Sitzungen. Sie saß still da, unter der hohen Stirn schauten alte, versunkene Augen, die langen Lippen unter der ausdrucksvollen Nase waren verpreßt. In der einen Hand hielt sie den geschlossenen Fächer, in der andern einen Rosenkranz. Beide hatten Freude an den Sitzungen, beide Geduld. Es schaute schließlich von der Leinwand eine alte Frau, die viel erlebt hatte, die von Natur klug und die durch ihr Schicksal weise geworden war, die gelernt hatte, sich zu bescheiden, aber willens war, die Jahre zu genießen, die ihr noch blieben. Mit besonderer Liebe gemalt hatte Francisco die beiden alten, knochigen, kräftigen Hände. Doña Engracia war zufrieden mit ihrem Porträt. Sie freue sich, sagte sie, daß er sich's nicht habe verdrießen lassen, so viel Leinwand und so viel Mühe zu wenden an das Bild einer alten Frau, die nichts zahle.

Jetzt suchte Goya auch seinen Bruder Tomás auf, den Vergolder. Der war gekränkt, daß sich Francisco erst so spät bei ihm sehen ließ. Im Verlauf des Gesprächs fragte er, ob Francisco nach diesem Fingerzeig Gottes nicht auch das Gefühl habe, er sollte eigentlich mehr für seine Familie tun, und er legte ihm nahe, ihm die Übersiedlung nach Madrid zu ermöglichen. Francisco antwortete, ja, morgen werde er mit Martín auf die Jagd gehen.

Franciscos Schwager, der Pfarrer Manuel Bayeu, hatte der Meinung Ausdruck gegeben, wenn Goya so lange zögere, sich geistlichen Trost bei dem eigenen Schwager

zu suchen, so sei das ein Zeichen, daß er die Mahnung des Himmels nicht zur Genüge verstanden habe. Als Goya den Pfarrer besuchte, sah er, daß das Porträt des toten Hofmalers Bayeu, welches er, Goya, gemalt und welches Josefa nach Saragossa geschickt hatte, in einer schlecht belichteten Ecke hing. Goya fragte geradezu, wie der Schwager das Bild finde. Der antwortete, die Kunst, die aus dem Porträt spreche, sei groß, doch verhärteten Herzens. Er bedauerte ehrlich Franciscos Unglück, doch mengte sich in sein Bedauern eine kleine, kaum bewußte Schadenfreude, daß endlich der Hochmut des gottlosen Künstlers zu Fall gekommen sei.

Die großen Familien Saragossas, die Salvadores, die Grasas, die Aznares, warben heftig um Francisco. Der, unter höflichen Vorwänden, lehnte ihre Einladungen ab. Der Graf Fuendetodos, als Goya auch seiner zweiten Einladung nicht Folge leistete, ließ durch Martín anfragen, ob er, der Graf, ihn aufsuchen dürfe; ein Gespräch werde nicht schwerfallen, da er die Elemente der Zeichensprache erlernt habe. Die beharrliche, fast demütige Werbung rührte Goya an; er erinnerte sich, in welcher Angst und Ehrfurcht seine Familie gelebt hatte vor dem Grafen, der in ihrem Heimatdorf Fuendetodos herrschte.

Sogar der Erzpriester des Kapitels der Kathedrale del Pilar suchte ihn auf. Es war noch der gleiche Don Gilberto Alué, der sich damals in dem Streit mit Bayeu so bösartig hochfahrend gegen Francisco erklärt hatte. Nichts bewies schlagender, wie außerordentlich hoch er gestiegen war, als der Besuch dieses angesehenen, jetzt uralten Priesters. Don Gilberto war überaus höflich, mit kleinen, zierlichen Buchstaben schrieb er Francisco auf, wie tief der Erzbischof das Mißgeschick des Herrn Ersten Malers bedauere, des größten Künstlers, den Saragossa je hervorgebracht habe. Goyas Herz aber war voll von grimmiger Freude, daß nun nicht mehr der tote Bayeu der größte Künstler Aragóns war.

Dann sagte und schrieb Don Gilberto, es wäre dem Erzbischof eine besondere Freude, wenn Don Francisco gewisse Arbeiten für die Kathedrale übernehmen wollte, Arbeiten von geringem Umfang, die nicht viel Zeit beanspruchten. Und zierlich und

beschwingt fügte der Erzpriester sogleich hinzu, das Domkapitel schlage ein Honorar von 25 000 Realen vor.

Einen Augenblick glaubte Goya, er habe sich verlesen oder der Erzpriester sich verschrieben. Genau 25 000 Realen hatte damals der hochberühmte Meister Antonio Velázquez gefordert für eine Arbeit von vielen Monaten, und daraufhin hatte ihm das Domkapitel den Auftrag nicht gegeben. Jetzt bot man ihm, Goya, die gleiche Summe für die Arbeit von zwei Wochen. Werde nicht übermütig, mein Herz! befahl er sich und nahm sich vor, in Demut und mit Liebe zu arbeiten und keine Zeit zu sparen.

Doch noch ehe er das fromme
Werk beginnen konnte, kam ihm
Botschaft von Madrid. In trocknen
Worten teilte Don Miguel ihm
Mit, Franciscos Sohn Mariano
Sei gestorben, und er rate
Francho, nach Madrid zurückzu-
Kommen zu Josefa.
Goya
fuhr zurück. Und diesmal nahm er
Eilpost, fuhr bequem; auch ließ er
Sich’s gefallen, daß Martín mit-
Reiste, ihn betreuend.

7

Er sah Josefa, sah sie die Lippen rühren, verstand nicht ihre Worte. Sie strengte sich an, den Schrecken zu unterdrücken über den Anblick dieses sehr andern Francho.

Der kleine Mariano war schon vor Tagen begraben. Sie sagten einander ungeschickte Worte des Trostes. Es bedurfte keiner Worte zwischen ihnen. Sie saßen lange zusammen, schweigend, und ihr Schweigen war mehr beredt, als wenn sie gesprochen hätten.

Er raffte sich auf, und mit einem etwas krampfigen Lächeln hielt er ihr das Skizzenbuch hin, das er jetzt ständig bei sich trug, damit man ihm aufschreiben könne, was man ihm mitzuteilen habe. »Wenn du mir noch was sagen willst«, erklärte er ihr, »mußt du mir's aufschreiben. Ich verstehe schlecht, ich muß alles erraten. Ich bin nämlich wirklich stocktaub.« Sie nickte nur. Sie wollte ihn nichts fragen über das, was sich in der Zwischenzeit ereignet hatte.

Sie war noch zurückhaltender als früher, sie sperrte sich vollends zu. Trotzdem sah er sie tiefer und deutlicher. Er hatte Josefa immer als etwas Vorhandenes, Gegebenes hingenommen, an dem nicht viel zu deuteln und zu rätseln war. Er hatte sich nicht lange darüber besonnen, wie sie wohl über jenen Teil seines Lebens denken mochte, den er getrennt von ihr führte. Ein Mann seines Ranges gönnte sich nun einmal die Frauen, nach denen ihm der Sinn stand; so war es der Brauch. Josefa war da, wenn er sie nötig hatte; so hatte er's erwartet, so wünschte er sich's, so war es. Er seinesteils hatte es ihr nicht übelgenommen, daß sie ihren Bruder für den größern Maler hielt, daß sie nichts verstand von seinem Werk und daß sie voll war von stillem Stolz auf ihre Familie, die soviel angesehener war als seine eigene. Es hatte Jahrzehnte gedauert, ehe sie zu begreifen anfing, wer er als Künstler war und was er in der Welt galt. Aber geliebt hatte sie ihn, ehe sie das wußte, von Anfang an; sonst hätte sie, eine Bayeu, nicht einen Goya geheiratet. *Er* hatte sie geheiratet, teils weil er sie liebte, teils und wohl vor allem, weil

sie eine Bayeu war. Sicher hatte sie sich das seit langem klargemacht. Und ihn weiter geliebt und ihn ertragen. Gespürt hatte er von je, daß sie vieles hinuntergeschluckt hatte, und oft hatte er Mitleid mit ihr gehabt. Ein warmes Gefühl war in ihm, und er war es zufrieden, daß nun sie ihren Grund hatte, ihn zu bemitleiden.

Ganz auf aber ging ihm das Herz beim Anblick seines Sohnes Javier. Der war kein Knabe mehr, er war jetzt ein junger Mann, an dem nicht viele Frauen vorbeigingen, ohne zu äugeln. Javier erzählte, er habe in diesen letzten Monaten viel nachgedacht, er sei nun entschlossen, ein Künstler zu werden, und er hoffe, der Vater werde ihn als Schüler annehmen. Goya sah voll Zärtlichkeit und Stolz auf seinen lieben Javier. Diesen Sohn zu haben, war starker Trost nach dem Verluste Marianos. Er wünschte nicht, daß der Weg des Jungen so hart sein sollte wie sein eigener. Der Junge war ein geborener Hidalgo, Don Javier de Goya y Bayeu. Nach den Gesetzen Aragóns hatte ein Hidalgo Anspruch auf eine Rente von seiten des Vaters, damit er sich nicht durch Arbeit schänden müsse. Nun lebte man zwar in Kastilien, aber das aragonesische Gesetz war gut, Francisco wird es gerne befolgen. Er wird den Sohn ins Ausland schicken, nach Italien, nach Frankreich. Er selber hatte in Italien zugenommen an Kunst, aber er hatte sich hart mühen müssen, Reis und Brot und Käse für die nächste Mahlzeit zu erlisten. Javier soll es leicht haben, zu leben und zu lernen.

In dem mürrischen Gesicht Agustíns, als er Francisco wiedersah, zuckte und arbeitete es. Goya wollte keine Worte des Beileids hören, er sagte barsch: »Ist viel schiefgegangen, während ich fort war? Hast du viel Unheil angerichtet?«, und er hieß ihn mit Zapater über die Bücher gehen.

Später aber sagte er ihm, er solle ihn sehen lassen, was er in der Zwischenzeit gemacht habe, und Agustín zeigte ihm seine Radierungen, angefertigt nach der neuen Methode des Jean-Baptiste Leprince. Agustín Esteve hatte die Methode verbessert, Goya war überrascht, was alles sich damit erreichen ließ. »Hombre!« sagte er mehrere Male, und der mit Lob sparsame Mann rühmte mit starken Worten den Freund und

Gehilfen. »Das Verfahren müßte jetzt die Methode Esteve heißen«, erklärte er. Die alte, tiefe Bindung zwischen den beiden war wieder da.

Und jetzt zeigte ihm Francisco die Zeichnungen, die er selber gemacht hatte, in Saragossa. Agustín war aufgewühlt. Er bewegte die Lippen, Goya wußte nicht, ob er sprach; Agustín hatte, wenn ihn was erregte, eine komische Art zu schmatzen und zu schlucken. Er schaute und schaute, er konnte sich nicht satt sehen. Schließlich, mit sanfter Geste, nahm ihm Goya die Zeichnungen weg. »Nun sag schon was«, forderte er ihn auf. Agustín aber sagte: »Das ist deine richtige Kunst«, und mit seinen großen, plumpen, gewissenhaften Buchstaben schrieb er's ihm hin. Der erfreute Goya spaßte: »Also mit meiner Malerei ist es nichts?«

Andern Tages meldete sich Francisco bei Hofe zurück, nicht ohne Unbehagen und Besorgnis. Allein er wurde mit außerordentlicher Rücksicht behandelt, sogar der arrogante Marqués de Ariza zeigte sich teilnahmsvoll beflissen.

Don Carlos selber suchte durch Jovialität über die Befangenheit angesichts des Tauben hinwegzukommen. Er trat ganz nahe an ihn heran und schrie ihn furchtbar an: »Man malt ja nicht mit den Ohren, sondern mit den Augen.« Goya, etwas erschreckt, verstand nicht, verneigte sich tief und reichte ehrerbietig Zeichenblock und Stift hin. Der König leuchtete auf, begriff, freute sich, daß es ein Mittel gab, sich mit seinem Ersten Maler zu verständigen. Er schrieb ihm also den tröstlichen Satz auf, den er ihm zugeschrien hatte. »Man malt ja nicht mit den Ohren«, schrieb er, »sondern mit den Augen und Händen«, und da er einmal im Schreiben war, setzte er gewohnheitsmäßig seine Unterschrift hin: »Yo el Rey«, und auch den Schnörkel. Goya las und verneigte sich ehrfürchtig. »Was meinten Sie, mein Lieber?« fragte der König. Goya, ungewöhnlich laut, erwiderte: »Nichts, Majestät.« Der König setzte die Unterhaltung auf seine leutselige Weise fort. »Wie viele Porträts von mir haben Sie jetzt eigentlich gemalt?« fragte er. Goya wußte es nicht genau, aber das einzugestehen, wäre unhöflich gewesen. Er erwiderte: »Neunundsechzig.« – »Sieh mal an«, schrieb Carlos auf, und

feierlich sprechend fügte er hinzu: »Möge die Heilige Jungfrau mir und Ihnen Jahre genug schenken, daß es hundert werden.«

Der Príncipe de la Paz bat Goya zu sich. Manuel war gespannt auf die Zusammenkunft. Noch stärker als früher fühlte er die geheimnisvolle Verknüpfung zwischen sich und dem Maler. Sie mußten unter sehr ähnlicher Konstellation geboren sein, zur gleichen Zeit hatte nach einem märchenhaften Aufstieg ihnen beiden das Schicksal schwere Schläge versetzt. Dieser Francisco hatte ihm die Bekanntschaft mit Pepa vermittelt, die Verbindung, die so folgenreich in sein Leben eingegriffen hatte, und er, Manuel, hatte Goyas Aufstieg mächtig gefördert. Sie waren Freunde, sie verstanden sich, sie konnten offen reden, einer zum andern.

Als Manuel den gealterten Goya sah, überschwemmte ihn ehrliche Teilnahme. Doch gab er sich fröhlich wie in ihrer besten Zeit. Wieder und wieder versicherte er, Francisco und er gehörten zusammen. Hatte er’s nicht vorausgesagt, daß sie höchste Gipfel ersteigen würden, jeder in seinem Bereich? Und nun war Francisco Erster Maler, er selber Infant von Kastilien. »Zur Zeit sind ein paar Wolken da«, räumte er ein, »aber ich sage dir, mein Francho« – und er wischte die Wolken mit einer Handbewegung fort –, »diese Mißhelligkeiten gehen vorbei, und unsere Sterne werden nur so heller leuchten. Wer, wie wir beide, Macht und Würde erst erwerben mußte«, fuhr er fort, wichtig und geheimnisvoll, »der schätzt sie viel höher, als wer damit geboren ist, der läßt nicht locker. Plus ultra!« rief er, und da Goya nicht verstand, schrieb er ihm auf: »Plus ultra«; er hatte die Wendung liebengelernt bei seinem letzten Aufenthalt in Cádiz. Er habe eine wilde Zeit in Cádiz gehabt, erzählte er. Übrigens solle es auch Francisco dort toll getrieben haben, meinte er zwinkernd, es sei da die Rede gewesen von einer gewissen unbekleideten Venus.

Francisco war betroffen. Hatte sie Dritte das Bild sehen lassen? Fürchtete sie nicht das Geschwätz? Fürchtete sie nicht die Inquisition?

Manuel merkte Franciscos Bestürzung. Drohte ihm mit dem Finger. »Es sind ja nur Gerüchte«, meinte er, »und ich verlange nicht, daß Sie sie mir bestätigen oder

kavaliermäßig dementieren. Natürlich möchte auch ich mir gerne eine solche Venus bei Ihnen bestellen, ich habe da ein paar recht appetitliche Modelle. Vielleicht reden wir einmal später darüber. Vorläufig malen Sie mir meine Infantin. Sie haben sie ja schon früher gemalt, schon als Kind, wie ich höre.«

Er rückte ganz nah an ihn heran und eröffnete ihm mit aufrichtiger Herzlichkeit: »Übrigens lerne ich die Zeichensprache. Ich möchte mich oft und ausführlich mit dir unterhalten, Francho, mein Freund. Und ich habe auch Auftrag gegeben, einen Plan auszuarbeiten für die Errichtung einer modernen Taubstummenanstalt. Nach den Prinzipien des Docteur de l'Epée. Und deinen Namen soll sie tragen; denn du hast mich auf die Idee gebracht. Glaub mir, es ist keine Vermessenheit, wenn ich heute schon solche Aufträge gebe. Die Zeit meiner Muße wird nicht lange dauern. Ich werde noch viel höher steigen. Sei überzeugt, mein Francho!« Und wiewohl Goya ihn nicht hören konnte, gab er seinem dunkeln Tenor metallischen Glanz.

Den Tag darauf meldete Andrés eine Dame. Goya, der Auftrag gegeben hatte, man solle niemand vorlassen, war ärgerlich. Andrés erklärte, die Dame lasse sich nicht abweisen, und es sei eine sehr große Dame. Goya schickte Agustín. Der kam zurück, etwas verwirrt, und sagte, es sei die Gräfin Castillofiel, und als Goya nicht verstand, schrie er ihn an: »Die Pepa! Es ist die Pepa!«

Es ging Pepa gut. Sie hatte durch die zeitweilige Verdunkelung Don Manuels eher noch größern Glanz gewonnen. Niemand glaubte an die Dauer seiner Ungnade, und jene, welche aus Vorsicht den Infanten selber mieden, zeigten sich aus Vorsicht um so öfter beim Lever der Gräfin Castillofiel. Überdies mehrte sich erstaunlich ihr Reichtum.

Als sie von Franciscos Verhängnis hörte, hatte sie zuerst Befriedigung verspürt. Jetzt hatte er seine Strafe für die Mißachtung, die er ihr gezeigt hatte. Aber diese Genugtuung hielt nicht vor. Sie spürte, daß sein Unglück verknüpft war mit seiner Leidenschaft, sie beneidete ihn um seine Leidenschaft. Es kränkte sie, daß nicht sie es war, die ihm solche Leidenschaft hatte einflößen können.

Sie war gekommen, ihn spüren zu machen, daß Vergeltung ist im Himmel und auf Erden. Doch sie sah ihn, sah den neuen, andern Francisco, sie war erschüttert, ihre alte Neigung drängte hervor. Sie begnügte sich, ihm deutlich zu machen, wie herrlich weit sie es gebracht hatte. »Ich bin schwanger«, erzählte sie ihm stolz und vertraulich. »Ich werde einen Conde Castillofiel zum Sohn haben, in legitimer Ehe geboren.« Er merkte, wie sie sich anstrengte, ihm und sich selber zu beweisen, daß sie nicht nur im Glanz sei, sondern auch im Glück. Dabei war sie es doch nicht, sie litt an ihm, wie er an der Alba litt, und er verspürte für sie die alte, gutmütige, leicht mitleidige, bequeme Zärtlichkeit.

Sie sprachen wie altvertraute Freunde, die vieles um einander wissen, von dem keiner sonst weiß. Sie schaute ihn mit ihren schamlosen, grünen Augen an, er konnte ihr leicht die Worte vom Mund ablesen. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß ihm die Verständigung nur mit Gleichgültigen schwerfiel; die Menschen, an denen ihm lag, und übrigens auch diejenigen, die er haßte, verstand er ohne Mühe.

»Betrügt Conchita noch immer beim Kartenspiel?« sagte er, und: »Wenn ich darf, dann komme ich nächstens einmal zu dir zum Abendessen und trinke Manzanilla.« Sie konnte sich nicht enthalten, sich zu brüsten. »Du mußt dich aber vorher anmelden«, sagte sie, »sonst ist es möglich, daß du Don Carlos bei mir triffst.« – »Welchen Don Carlos?« fragte er. »Don Carlos, König aller spanischen Reiche und beider Indien«, erwiderte sie. »Carajo!« sagte er. »Fluche nicht«, wies sie ihn zurecht, »und schon gar nicht in Gegenwart einer Dame, die bald einen kleinen Grafen zur Welt bringen wird.« Und dann erzählte sie weiter von Carlos. »Er kommt als einfacher General«, berichtete sie, »und er will von mir nicht das, was du denkst. Er zeigt mir seine Uhren, läßt mich seinen Bizeps fühlen, wir essen unsere Olla podrida, er spielt mir auf seiner Geige vor, und ich singe ihm ein paar Romanzen.«

»Nun mußt du aber auch mir ein paar Romanzen singen«, verlangte er. Und da sie verwirrt dreinblickte und sichtlich nicht wußte, was sie aus seinen Worten machen sollte, sagte er mit grimmiger Lustigkeit: »Du hast recht, ich bin stocktaub, aber ich höre immer noch besser als die meisten andern.

Sing schon!« sagte er, verbissen,
»Ich begleite dich.« So taten
Sie. Sie sang, er spielte, und es
War, wie’s in Romanzen zuging,
Traurig, wild und süß, und manchmal
Gingen seine Weise und ihr
Ton sogar zusammen.

8

Martín Zapater blieb länger in Madrid, als ursprünglich vorgesehen war, angeblich hatte er Geschäfte. In Wahrheit widmete er seine ganze Zeit dem Freund. Er achtete darauf, daß dieser nicht allein auf die Straße gehe; denn er fürchtete, es möchte dem Tauben ein Unfall widerfahren. Francisco haßte jede Art von Behütung; Martín indes richtete es mit viel Schlauheit so ein, daß Goya, ohne es zu merken, immer beaufsichtigt blieb.

Franciscos Aufträge häuften sich wie nie zuvor, und Martín schaffte ihm immer neue, damit er nicht den Eindruck habe, sein Leiden halte ihm die Menschen ferne. Goya nahm wenig Arbeit an, vertröstete die meisten Besteller auf später.

Martín suchte alles zu ermitteln, was für Goya von Interesse sein konnte. Auch über Cayetana brachte er einiges in Erfahrung. Die Herzogin von Alba, konnte er Francisco berichten, hatte um Erlaubnis gebeten, ins Ausland zu reisen, zu italienischen Verwandten, und sie werde wohl nicht nach Spanien zurückkehren, bevor ihre Verbannung vom Hofe aufgehoben sei. »Wo immer sie ist«, meinte Francisco, »sie wird sich um einen Krüppel nicht viel scheren.«

Der Aufenthalt in der oft und jäh wechselnden Luft von Madrid strengte Zapater sichtlich an. Er sah schlecht aus, er hustete viel und war froh, daß Francisco nicht hören konnte, wie übel sein Husten klang.

Schließlich kündigte er an, er werde zurückkehren. Die Freunde verabschiedeten sich lärmend, wie das ihre Art war. Bemühten sich, kein Gefühl zu zeigen, schlugen sich derb auf die Schultern, machten sich lustig über ihr Alter und über ihre Leiden, und dann fuhr Martín zurück nach Saragossa.

Kaum war er fort, so machte sich Francisco auf den Weg, um allein und unbehindert zu erkunden, wie der taube Goya und die Stadt Madrid sich ineinander schickten. Es war eine kurze Strecke von seinem Haus zur Puerta del Sol, dem Hauptplatz der Stadt.

Dort trafen viele große Straßen zusammen, die Calle Mayor, die Arenal, die Carmen, die Alcalá und viele andere.

Auf die Puerta del Sol also, zur Zeit des größten Verkehrs, stellte sich Goya. Zunächst stand er bei den Buden und Tischen der Händler auf dem Red de San Luis, dann ging er auf die Gradas, den großen Vorplatz der Kirche San Felipe El Real, dann zum Brunnen Mariablanca. Die Puerta del Sol galt als der lärmendste Platz der Welt, Goya beschaute den Lärm und das Getümmel. Er wurde gestoßen und geschimpft, er störte, wo immer er stand, aber er achtete es nicht, er schaute und genoß den Lärm. So abgestorben ihm sein Saragossa erschienen war, so lebendig war ihm sein Madrid.

»Frisches Wasser«, schrien die Aguadores, sie standen um den Brunnen Mariablanca, unter der sonderbaren Statue, von der niemand wußte, ob sie die Venus darstellen sollte oder den Glauben, die aber berühmt war, weil sie so vieles sah und hörte und, wiewohl eine Frau, nichts ausschwatzte. »Frisches Wasser«, schrien die Aguadores, »wer trinkt, wer will? Frisch von der Quelle.« – »Orangen«, schrien die Naranjeras, »zwei für einen Cuarto.« – »Einen kleinen Wagen, Señor«, boten die Lohnkutscher an. »Sehen Sie, was für ein schmuckes Wägelchen ich habe! Sehen Sie, was für ein artiges Tierchen ich habe! Eine Spazierfahrt in den Prado oder wohin Sie wollen.« – »Ein Almosen«, bettelte ein Krüppel, »um der Heiligsten Jungfrau willen. Ein kleines Almosen für einen tapfern Veteranen, der im Krieg gegen die Ketzer beide Beine verloren hat.« – »Wie geht’s dir, Herzensjunge?« bot ein gefälliges Mädchen sich an. »Willst du mein kleines Zimmer sehen, mein Kleiner? Willst du mein kleines Bett sehen? Ein weiches, hübsches, kleines Bett, wie es kein zweites gibt.« – »Tut Buße!« donnerte von seiner Bank ein Prediger. »Tut Buße und kauft Ablaß!« – »Die Zeitung, die neue Zeitung, der ›Diario‹, die ›Gaceta‹«, schrien die Verkäufer, »die drei letzten Exemplare.« Und es schwatzten die Gardeoffiziere, und es lasen die Cortejos den Damen die bunten Anzeigen vor, und es lärmten die Soldaten der Wallonischen und der Schweizer Garde, und diejenigen, die Eingaben an die Behörden zu machen hatten, diktierten den öffentlichen Schreibern, und ein Gaukler trieb seinen Affen zum Tanz, und es stritten

heiß die »proyectistas« über ihre Projekte, das Reich und die Welt zu verbessern, und es boten unverdrossen die Trödler ihre Waren an.

Goya stand und schaute. »Auf der Puerta del Sol«, ging das Sprichwort, »hüte dich vor den Frauen vor dir, den Maultieren hinter dir, den Wagen neben dir, den Schwätzern vor, neben und hinter dir.« Er hütete sich nicht. Er stand und schaute. Er hörte und hörte nicht, er kannte jeden Ruf und jedes Wort und kannte es schon nicht mehr und kannte es besser als jemals vorher.

Dann aber war da eine blinde Balladensängerin. Man hatte in Madrid Mißtrauen vor den Blinden, zu viele unter ihnen waren blind, um Taschendiebstähle besser ausführen zu können, oder zumindest, um mehr Mitleid zu erregen. Die Madrilenen waren gewohnt, grausame Späße mit diesen Blinden zu treiben, ob sie nun sahen oder nicht, und oft hatte Goya dabei mitgetan. Nun aber riß ihn die Blinde schmerzhaft zurück ins Bewußtsein seiner Taubheit. Sie sang und begleitete sich auf ihrer Guitarre, sicher hatte sie sich eine gute Moritat zusammengereimt, denn alle hörten mit Anteilnahme zu und mit Spannung, Angst, Freude: er, wiewohl er ihr scharf auf den Mund sah, verstand nichts. Der Partner der Sängerin indes zeigte Bilder zu dem, was sie sang, bunte Klecksereien, und plötzlich mußte Goya lachen; er bedachte, daß er ihre Worte nicht hören, sie die Bilder dazu nicht sehen konnte.

Es ging aber die Moritat offenbar um El Maragoto, jenen wilden Banditen, den der tapfere Mönch Zaldivia gefangengenommen hatte. El Maragoto war kein edler Bandit, er war ein stumpfer, bestialischer, blut- und geldgieriger Wüterich, und als der arme Mönch ihm das einzige anbot, was er besaß, seine Sandalen, hatte er ihn mit seinem Gewehr niederschlagen wollen. »Du bist die Kugel nicht wert mit deinen Sandalen«, hatte er geschrien. Doch der brave Mönch hatte sich auf ihn gestürzt, ihm das Gewehr entrissen, den Fliehenden in den Hintern geschossen und gebunden. Das ganze Land freute sich des tapfern Kapuziners, und die Menge auf der Puerta del Sol hörte enthusiastisch zu, wie die Balladensängerin das Ereignis wiedergab, offenbar mit

farbigen Einzelheiten. Goya fühlte sich ausgeschlossen. Er kaufte sich den Text der Moritat, um ihn zu Hause in Ruhe zu lesen.

Es war später Nachmittag, die Glocken läuteten, das Angelus wurde gebetet, die Händler begannen, ihre Gewölbe zu erleuchten, vor den Häusern und vor den Marienbildern wurden die Laternen angezündet. Goya machte sich auf den Heimweg.

Auf den Balkonen saßen Leute und erfreuten sich der Kühle. Auf dem Balkon eines finstern, fast fensterlosen, verdächtigen Hauses saßen zwei Mädchen, hell und hübsch und fleischig, sie saßen über die Balustrade gelehnt, sie hatten sich Wichtiges zu erzählen, doch äugten sie hinunter auf die Männer, die vorübergingen. Hinter den Mädchen aber, in tiefem Schatten und so eingehüllt in ihre Mäntel, daß man die Gesichter nicht sah, standen unbeweglich zwei Burschen. Goya schaute, verlangsamte den Schritt, blieb schließlich vollends stehen. Er schaute wohl zu lange, die Verhüllten regten sich, es war nur eine kleine Geste, aber es war eine gefährliche Geste, es schien geraten weiterzugehen. Ja, die auf dem Balkon waren richtige Majas aus der Manolería, Majas mit all ihrer Lockung und ihrem Flitter, und hinter ihnen, und so gehörte sich's, stand Schatten und Drohung.

Andern Tages fragte Agustín, ob man nicht endlich mit dem Bild des Marqués de Castrofuerte beginnen solle. Aber Goya schüttelte nur den Kopf. Er hatte anderes zu tun. Er malte, was er gestern erlebt hatte. Malte auf sechs kleinen Tafelbildern die Geschichte des Räubers El Maragoto, wie er am Tor des Klosters den Kapuziner bedroht und wie dieser tapfer und geistesgegenwärtig ihn lahmschießt und gefangennimmt. Es war eine einfache, frische Erzählung, die ganze Moritat war darin und die ganze, schlichte, starke Freude, welche die Puerta del Sol an dieser Moritat hatte.

Dann aber überfiel ihn das Bild jenes andern Räubers, dessen Hinrichtung er miterlebt hatte auf der Corredera von Córdoba, das Bild des Puñal. Und er malte den toten Banditen auf seiner Schandbühne, den erdrosselten, bärtig, im gelben Sünderkleid, allein im harten Licht.

Noch am gleichen Tag – und es drängte ihn, dieses Bild am gleichen Tage zu beginnen – machte er sich daran, die Majas zu malen, die wirklichen, die auf dem Balkon, und ihre gefährlichen Freunde im Schatten, und er malte die Versuchung, die von diesen Frauen auf den Mann überspringt, und das verfänglich Finstere dahinter, welches die Versuchung verstärkt.

Er ließ Agustín die Bilder sehen. »Hätte ich lieber den Marqués de Castrofuerte malen sollen?« fragte er ihn stolz und vergnügt. Agustín schluckte und schmatzte. »Man lernt bei dir nie aus«, sagte er, und das war denn auch eine sehr andere Malerei als die, mit welcher Francisco bisher solche Szenen gemacht hatte. Denn Banditen-Szenen und Maja-Szenen hatte er schon sehr früh dargestellt, auf den Wandteppichen für den König, aber das waren fröhliche und sehr harmlose Bilder gewesen, und diese hier waren keineswegs harmlos, und es schien Agustín befremdlich, beunruhigend und beglückend, daß der Erste Hofmaler jetzt auf solche Art malte. Francisco mittlerweile freute sich und rühmte sich. »Hört man den Maragoto drohen?« fragte er. »Hört man den Schuß knallen? Hört man die Majas flüstern? Merkt man, daß das von einem Tauben gemalt ist?« Und ehe Agustín antworten konnte, sagte er stolz: »Siehst du! Zugelernt hab ich! Plus ultra!«

»Was willst du mit den Bildern anfangen?« fragte Agustín. »Die Osuna wollte ein paar kleine Bilder haben. Sie wäre sicher froh um den ›Räuber Maragoto‹.« – »Die Bilder verkaufe ich nicht«, antwortete Goya. »Die Bilder habe ich für mich gemacht. Aber ich verschenke sie. Du kannst eines haben, die andern schenke ich der Josefa.«

Josefa war erstaunt, aber sie errötete vor Freude. Lächelnd, mit ihren bedächtigen, im Kloster erlernten Buchstaben, schrieb sie ihm auf: »Ich danke dir«, und machte ein Kreuz dazu wie bei allem, was sie schrieb.

Er sah sie an. Sie war noch schmaler und verschlossener geworden in der letzten Zeit. Es gab nicht viel, was sie einander zu sagen hatten, trotzdem hätte er jetzt manchmal gern mit ihr geschwatzt. So viele seiner Freunde und selbst Fremde hatten die

Zeichensprache erlernt; es war ihm leid, und es verdroß ihn, daß sie sich nicht die Mühe gemacht hatte.

Plötzlich kam ihm der Einfall, sie zu malen. Er sah sie neu, sah sie deutlicher als früher. Sah, was ihn oft an ihr ungeduldig gemacht hatte, ihre Ähnlichkeit mit dem Bruder, ihren Unglauben vor seinem Künstlertum. Sah aber auch, was er vorher nicht hatte sehen wollen, ihre aus Liebe stammende Trauer und Sorge über sein tief unfrommes Wesen, seine Unbotmäßigkeit, seine Maßlosigkeit.

Sie war ein gutes, geduldiges Modell. Gerade aufgerichtet, wie er sie es geheißen hatte, saß sie auf ihrem Stuhl, einen kostbaren, etwas steifen Schal um die Schultern. Er betonte das aragonesisch Starre, Stolze an ihr, gab ihr Haltung und strenge Lieblichkeit. Er sah sie mit Liebe; er verschönte sie nicht, doch verjüngte er sie ein wenig. Da sitzt sie, sie trägt den Kopf hoch unter den schweren Zöpfen des goldroten Haares, den schmallippigen Mund unter der großen Nase hält sie fest geschlossen. Eine leise Schärfe ist in den Zügen des langen Gesichtes, die Haut, noch rosig blaß, zeigt ein erstes Welken, eine kleine Schlaffheit ist in den fallenden Schultern. Die großen, strahlenden Augen sind traurig und blicken weit über den Beschauer hinweg in die Ferne. Die Hände aber liegen schwer auf den Knien, sie stecken in grauen Handschuhen, die Finger der Linken liegen steif und seltsam gespreizt über der Rechten.

Es war ein gutes, liebevolles, doch kein fröhliches Bild. Es war sehr anders als jenes von Saragossa, wo er sie mit zweien ihrer Kinder gemalt hatte. Es war kein fröhlicher Goya, der dieses letzte Bild gemalt hatte.

Dieses letzte Bild. Wenige Tage nach der Vollendung des Porträts erkrankte Josefa und legte sich nieder. Sie schwand hin, sehr schnell. Die Ursache ihrer tödlichen Erschöpfung war klar. Es war das tückische Klima der Stadt Madrid, es waren die eisigen Winter, die glühenden Sommer, die heftigen Winde; es waren ferner ihre vielen Schwangerschaften.

Nun es mit ihr zu Ende ging, hatte die Schweigsame viel zu sagen. Und jetzt sah er, daß er zu Unrecht gekränkt gewesen war, weil sie die Zeichensprache nicht erlernt

hatte. Sie hatte sie erlernt, und wenn sie sie nicht angewandt hatte, dann nur aus Starrheit. Nun redete sie zu ihm mit den müden Fingern, doch nur zwei, drei Tage lang, dann wurden ihr die Hände zu schwer. Er sah, wie sie, auch das mit ungeheurer Anstrengung, die Lippen regte zu einer späten Botschaft, und er las ihr die Worte ab: »Sei sparsam, Francho! Verschwende nicht dich und nicht dein Geld!« So starb sie, wie sie gelebt hatte, still, ohne viel Wesens, mit einer Mahnung.

Das Gesicht der toten Frau unter der Fülle des rotblonden Haares schien weniger müde als in der letzten Zeit. Er dachte an alles, was er mit ihr erlebt hatte, an den zarten, schlanken, ungelenken Leib des Mädchens, das er das erste Mal genommen hatte, an die klaglose Mühe, mit der sie ihm die Kinder geboren hatte, an das lange, stumme Leid, welches sie durch ihn erlitten hatte, an ihre Verständnislosigkeit vor seiner Kunst, an ihre hartnäckige Liebe. Es war tückisch, daß sie gerade jetzt sterben mußte, wo sie einander soviel besser erkannt hatten.

Aber es war nichts in ihm von dem wilden, verzweifelten Schmerz, der ihn sonst so leicht ansprang. Vielmehr lähmte ihn eine trübe, stumpfe Ödnis, das Bewußtsein einer ausweglosen Einsamkeit.

Er bestellte für Josefa
Das Begräbnis einfach, nicht so
Prunkvoll, wie er’s damals für die
Kleine Elena gerichtet
Hatte. Dann, vom Friedhof kommend,
Grimmig, sagte er den Freunden
Jenen alten Spruch: »Ins Grab die
Toten, und die Lebenden zu
Tische.«
Mit Erleicht’rung sahen
Sie, daß er das neue Unglück
Ohne wüsten Ausbruch hinnahm.

Und er selber glaubte, ledig
Sei er jetzt des Feindes in der
Eignen Brust.

9

Aus Saragossa, unerwartet, kam seine Mutter, ihn zu trösten. Sie hatte anerkennende Worte für die Tote. Als sie damals in Madrid gewesen war, hatte sie sich mit Josefa schlecht vertragen.

Sie hatte die Reise allein gemacht. Natürlich hatte Tomás sie begleiten wollen, auch der Pfarrer Manuel Bayeu. Aber das hatte sie Francho ersparen wollen; denn beide hätten ihn nur gedrängt, ihnen mehr Geld zu geben, und das war nicht nötig. Von Martín Zapater hätte sie sich begleiten lassen. Aber der war leider wieder einmal krank, sein alter Husten; diesmal hatte er ziemlich viel Blut gespuckt.

Goya war bestürzt. Die nüchternen Worte der Mutter erregten ihm abergläubische Angst, er fürchtete für Martín. Viele der Freunde, die er gemalt hatte, waren im Fleische gestorben und lebten nur mehr in seinen Bildern. War ihm nicht gerade erst Josefa gestorben? Nach ihrem Porträt? Es war schon so: wenn er jemand mit Hingebung malte, entzog er ihm ein Stück Leben; denn dann war der Gemalte im Bilde da, und von seinem atmenden Dasein war ihm ein großer Teil weggenommen. Er brachte Unglück, er, Francisco, genau wie Cayetana; wahrscheinlich war es gerade das, was ihn mit Cayetana verknüpfte.

Die Gegenwart der vernünftigen Doña Engracia half ihm, sich von den schwarzen Gedanken loszumachen. Die alte Frau war rüstig, sie zeigte, wiewohl er sie gemalt hatte, nicht die leisesten Spuren von Verfall.

Schade war, daß sie seinen Jungen, ihren Enkel Javier, nicht leiden konnte. »Der Junge gefällt mir nicht«, sagte sie auf ihre barsche Art. »Er hat alles, was an den Bayeus schlecht ist, und alles, was an den Goyas schlecht ist. Er ist hochnäsig, verlogen und verschwenderisch. Du solltest einmal ein deutliches Wort mit ihm reden, Francho«, und sie zitierte die alte Weisheit: »Al hijo y mulo para el culo – Deinem Sohn und deinem Esel sag's über den Hintern.«

Dem vornehmen und eleganten Javier gefiel die ungeschlachte Großmutter aus Aragón sowenig wie er ihr. Hingegen wetteiferten die Freunde, Agustín, Miguel, Quintana, der Mutter ihres Francisco Aufmerksamkeiten zu erweisen. Don Miguel schlug Francisco vor, er solle Doña Engracia zu Hofe bringen und sie den Majestäten vorstellen, daß die Señora mit eigenen Augen sehe, wie sehr der König und María Luisa ihren Sohn schätzten. Allein die Alte sträubte sich. »Ich gehöre nicht an den Hof«, sagte sie, »sowenig wie du, Francho. Wer als Zwiebel geboren ist, wird niemals eine Rose.«

Sie blieb nicht lange, und trotz seiner Bitten bestand sie darauf, auch die Rückfahrt allein zu machen. War nicht auch er allein nach Saragossa gereist? »Eine Alte tut sich immer noch leichter als ein Tauber«, erklärte sie.

Unmittelbar vor ihrer Abreise gab sie ihm Ratschläge, die ihn an die Mahnungen Josefas erinnerten. Er solle vorsichtig sein, solle sparen, solle dem Bruder und dem Schwager, den gierigen Raben, nicht zu viel geben. »Du kannst ihnen ja in deinem Testament was Anständiges vermachen«, meinte sie, »aber bei Lebzeiten würde ich ihren Zuschuß nicht erhöhen. Und vor allem, mach dich lieber klein als groß, Paco! Werde nicht wieder übermütig! Du siehst ja, was dabei herauskommt. ›Je schöner das Kleid, das du trägst, so schlimmer der Schmutz, der drauffällt.‹«

Er setzte sie in den Postwagen. Der Mayoral, der Erste Kutscher, und seine Gehilfen trieben die Tiere an. »Macho, macho!« schrien sie, und da das Leittier nicht gleich anzog, fluchten sie: »Qué perro!« Aus dem Wagen, inmitten des Geschreis, schaute die Mutter und sagte: »Die Jungfrau beschütze dich, Paco!« Francisco sah die Flüche und sah den Segen, und in seinem Innern mischten sie sich. Dann fuhr der große Wagen los, und er wußte, es war unwahrscheinlich, daß er die sehr alte Frau noch einmal sehen werde.

Daß sich Doña Engracia mit seinem Sohne Javier nicht hatte verstehen können, beschäftigte ihn. Er liebte und verwöhnte Javier nach wie vor; was Javier sagte und wie er’s sagte, gefiel ihm. Javier wuchs ihm immer tiefer ins Herz. Die Mutter hatte unrecht, mußte unrecht haben, der Junge war es wert, daß er ihn verwöhnte.

Er malte ihn; das half ihm oftmals, sich über Menschen klarzuwerden. Er übersah nichts, vergaß nicht die Schwächen, die Josefa und die vor allem seine Mutter an Javier wahrgenommen hatten, Schwächen, die Javier mit dem Zierbengel, dem Marqués de San Adrián, gemein haben mochte. Aber er malte alle seine Liebe für den Sohn in das Bild. Malte einen jungen Gecken, doch voll von ironischer Zärtlichkeit für sein so reizend stutzerhaftes Wesen. Da steht der Knabe, kaum erwachsen, in langschößigem, überelegantem, perlgrauem Rock, in prallen Hosen, mit hohen, schwarzen Stiefeln, die Füße modisch gespreizt. Er trägt gelbe Handschuhe, die eine Hand hält Spazierstock und dreispitzigen Hut, die andere hat er in das preziöse, weiße Spitzenjabot gesteckt. Von der Weste hängen überreiche Berlocken, und zu Füßen des schlanken, langen, jungen Menschen kauert lächerlich ein dicker, weißer, modischer Schoßhund mit einem roten Bändchen. Das Gesicht des Knaben ist länglich, kurze, rotblonde Locken fallen in die Stirn, unter den Augen der Mutter und über der langen Oberlippe steckt die dickliche Nase des Vaters. Das ganze Bild aber ist getaucht in eine Flut von zarten, helleren und dunkleren grauen Tönen, die zauberhaft ineinander übergehen.

Angesichts des fertigen Porträts begriff Francisco gut, welche Eigenschaften Javiers es waren, die Josefa und seine Mutter verdrossen hatten. Er aber mochte Javier, wie er war, und gerade seine Affektation und seine jugendliche Neigung für Eleganz und Luxus gefielen ihm.

Dabei gefiel ihm das Haus, in dem er wohnte, das prächtig eingerichtete Haus an der Carrera del San Jerónimo, mit einem Male nicht mehr. Elena war tot, Mariano war tot, er war allein mit Javier. Das Haus und seine Möbel waren abgewohnt, abgelebt.

Er kaufte sich ein anderes Haus, unmittelbar vor Madrid, doch schon auf dem Lande, am Ufer des Manzanares, nahe des Puente Segovia. Es war ein alter, geräumiger, zweistöckiger Bau, ein richtiges Landhaus, eine Quinta, mit viel weitem, freiem Gelände. Er hatte dort eine wunderbare Sicht; auf der einen Seite hatte er Blick auf die geliebte, oft gemalte Pradería de San Isidro, und darüber ausgebreitet war seine Stadt Madrid, auf der andern Seite sah er die Guadarrama-Berge.

Er richtete sich die Quinta geradezu dürftig ein. Mit einem kleinen Lächeln sah er, daß seinem Sohn Javier die neue Kargheit wenig gefiel, und er ermutigte ihn, sich die eigenen Zimmer nach Belieben prächtig auszustatten. Er überließ ihm die kostbaren Stühle und Sessel, die mit Golddamast bezogenen Schemel aus dem Hause an der San Jerónimo. Auch die meisten Gemälde überließ er ihm; sich selber zurück aber behielt er jenes Porträt Cayetanas, das er nicht für sie, sondern sich zur Lust gemalt hatte. Im übrigen stellte er in seine eigenen, weiten Zimmer nur das Nötigste, und während die Wände seines früheren Ateliers geschmückt gewesen waren mit Gobelins und kostbaren Gemälden, ließ er die Wände der Quinta kahl.

Häufig saß er, manchmal mit einem schlauen Lächeln, vor diesen kahlen Wänden. Er trug sich mit dem Plan, sie zu bemalen. Bilder aus seiner Welt sollten an diesen Wänden sein, seine Beobachtung, seine Phantasie sollten ihm den Pinsel führen, keine Regel sollte gelten als seine eigene: und diese seine innere Welt sollte trotzdem die wirkliche Welt sein.

Doch bevor er machen konnte, was ihm da vorschwebte, hatte er noch viel zu lernen. Denn wohl hatte er was erreicht in seiner Kunst, aber es war nur eine erste Höhe. So wie einer, nachdem er einen ersten Bergkamm erklettert hat, nun den ganzen, weiten, wolkenlosen Gebirgszug dahinter sichtet, so hat er erst jetzt, in diesem Jahre der Leiden, des Wahnsinns, der Taubheit, der Einsamkeit, der aufdämmernden Vernunft, sein wahres Ziel gesehen, fern und sehr hoch. Ein erstes Mal hatte er’s dunkel geahnt, als er, nach dem scheußlichen Schauspiel der Demütigung des Pablo Olavide, die Inquisition gemalt hatte, das Narrenhaus und die andern kleinen Bilder. Jetzt spürte er’s deutlicher: das äußere Gesicht mußte ergänzt werden durch das innere, die nackte Wirklichkeit der Welt durch die Träume des eigenen Hirns. Und erst wenn er das wird malen können, erst dann wird er die Wände seiner Quinta bemalen.

So karg er sein Haus einrichtete, so großen Wert legte er auf seine Kleidung. Und zwar kleidete er sich jetzt nach der neuen, verbürgerlichten Pariser Mode. In Hoftracht zeigte er sich nur mehr, wenn es Vorschrift war, sonst trug er statt der Calzas, der

Kniehosen, die langen Hosen, und den Dreispitz vertauschte er mit dem steifen, hohen Hut, mit dem Prolifar, dem »Bolívar«. Das Haar strich er vor die Ohren, die nun doch nichts mehr hören konnten. Oft sahen ihn die Leute so herumgehen in seinem weiten, wilden Garten, kräftig, würdig, löwengesichtig, recht finster, im hohen Hut und mit Spazierstock. Sie nannten ihn »El Sordo en la Huerta – den Tauben im Garten«, und sein Haus nannten sie »La Quinta del Sordo – das Landhaus des Tauben«.

Er hatte Papier und Stift stets zur Hand, um sich aufschreiben zu lassen, was man ihm zu sagen hatte. Immer häufiger warf er in dieses Aufschreibebuch kleine, rasche Zeichnungen, erste Entwürfe, Augenblicksbilder seiner innern und äußern Landschaft. Auch erlernte er jetzt Agustíns neues Verfahren, arbeitete viel mit ihm, bat ihn ungescheut um Rat.

Wie in dem Hause an der San Jerónimo teilte er in der Quinta sein Atelier mit Agustín. Nun er aber daranging, sein Neues zu zeichnen und auf die Platte zu reißen, störte ihn die Gegenwart selbst des treuen, einfühlsamen Gehilfen. Im lärmendsten Stadtviertel, an der Ecke der Calle de San Bernardino, in einem hohen, dichtbewohnten Hause, mietete er sich einen Raum im obersten Stockwerk. Auch diesen Raum stattete er kärglich aus; außer dem notwendigsten Mobiliar ließ er nur die Utensilien hineinschaffen, die er für sein Radieren brauchte, Kupferplatten, eine Presse, den übrigen technischen Zubehör.

Hier also saß Goya, seine gepflegte Kleidung stach seltsam ab von der Ärmlichkeit der Werkstatt, und er lächelte wohl, wenn er daran dachte, daß nun keine Josefa mehr da war, ein schiefes Gesicht zu machen, weil er für seine unsaubere Arbeit nicht den Kittel überzog. Hier also saß er; von nebenher, von unten her, von der sehr belebten Calle de San Bernardino her kam Lärm, er aber saß in seiner großen Stille und machte seine neuen, kühnen, gewalttätigen Versuche, und die kahle Werkstatt wurde ihm zur lieben Klause, zu seiner »ermita«.

Agustíns neues Verfahren ermöglichte neue, nie dagewesene Tönungen, und das war gut so. Denn die Welt, die er im Kopfe trug und auf die Platte reißen wollte, war reich

und vielfältig. Da waren die Menschen, Dinge und Erfahrungen seiner bäuerlich kleinbürgerlichen Jugend in Fuendetodos und in Saragossa, und da waren die Menschen und Dinge seines höfischen Lebens, die Welt Madrids und der königlichen Residenzen. Lange hatte er geglaubt, das Unten, das Vergangene, sei abgestorben, und nur der Höfling Goya sei geblieben. Jetzt aber, seit seiner Ertaubung, seit der Reise mit dem Maultiertreiber Gil, hatte er gemerkt, daß dieses Alte noch sehr lebendig war, und das war ihm lieb. Es war ein neuer Goya da, ein weiserer Goya, der gelernt hatte aus seinem Leben mit Bauern und Bürgern, mit Hofleuten, mit Gesindel und mit Gespenstern.

Als er jung war, hatte er aufbegehrt und sich mit der Welt abgerauft. Aber er hatte erfahren müssen: wer versucht, sich der Welt aufzuzwingen, den haut das Schicksal auf den Kopf. Später hatte er sich angepaßt, hatte fröhlich mitgetan in dem üppigen, bequemen Leben des Hofes. Aber er hatte erfahren müssen: wer sich aufgibt und sich ganz anpaßt, den haut das Schicksal auch auf den Kopf, der verliert sich selber und seine Kunst. Er hatte gelernt: man darf die Kanten nicht brechen wollen, man muß versuchen zu biegen und zu runden, die Welt und sich selber.

Ihm war, als sei alles, was er erlebt hatte, nur dazu bestimmt gewesen, ihn hierher zu führen, in diesen großen, hellen, kahlen Raum an der Calle de San Bernardino, und als sei alles, was er bisher gemalt und gezeichnet hatte, nur Fingerübung gewesen für das, was er jetzt zu machen hatte. Hier in seiner Ermita saß er und erlaubte der Welt, sich ihm aufzuzwingen, und zwang sie gleichzeitig, so zu sein, wie er sie sah.

So warf er sie aufs Papier, so riß und lavierte er sie auf die Platte. Hombre! Das war was anderes, als wenn man ein bestelltes Porträt malte und darauf achten mußte, daß der andere, der Besteller, der Trottel, auch merkte, daß er’s selber war. Hier konnte man die wahre Wahrheit malen. Hombre! Welch eine Lust!

Wie die Kahlheit seiner Quinta war ihm die Schlichtheit und Sparsamkeit willkommen, zu der ihn das Material seiner neuen Kunst zwang. Licht und Farbe waren etwas Herrliches, oft hatte er sich daran berauscht, oft noch wird er es. Aber manchmal

jetzt, in seiner Einsamkeit, schimpfte er grimmig auf seine früheren Bilder. Die waren ja farbig wie ein Affensteiß! Nein, für seine neuen, stacheligen, bittern und lustigen Ein-Sichten, da gab es nur eines, die Grabstichel, ein anständiges Schwarz und Weiß.

Er hatte der Akademie mitgeteilt, er müsse schweren Herzens um Enthebung von seinem Amte bitten, seine Taubheit zwinge ihn dazu. Die Akademie ernannte ihn zum Ehrenpräsidenten und veranstaltete anläßlich seines Scheidens vom Amt eine repräsentative Ausstellung seiner Werke.

Der König steuerte für diese Ausstellung als Leihgabe »Die Familie des Carlos« bei.

Viel Gerüchte gingen um das kühne Bild. Es fanden sich zur Eröffnung der Ausstellung nicht nur die Mitglieder des Hofes ein, die der Kunst ihre Gönnerschaft und Goya ihre Freundschaft bezeigen wollten, sondern alle jene, die in Madrid als fortschrittlich galten.

Da also hing das Bild, um welches soviel Ruhm und Gewese und lächelndes Gewisper war, und den meisten, die es zum ersten Male sahen, stockte der Atem.

Und nun, geführt von dem Präsidenten des Komitees der Akademie, dem Marqués de Santa Cruz, trat Goya inmitten der gespannten, verehrungsvollen Menge vor sein Werk. Ein gedrungener Herr, etwas zu knapp angezogen, älter als seine Jahre, die Augen verkniffen, die Unterlippe vorgeschoben, so stand er und beschaute seine Bourbonen, und hinter ihm waren die Hofleute und Bürger und Künstler der Stadt Madrid. Und wie sie ihn vor seinem Bilde sahen, da, mit einem, brach ungeheurer Beifall los. »Es lebe Spanien!« riefen sie und: »Es lebe Francisco Goya!« und: »Viva!« und: »Olé!«, und sie klatschten gewaltig in die Hände. Goya aber merkte nichts davon. Der Marqués de Santa Cruz zupfte ihn am Ärmel und drehte ihn mit sanfter Bewegung den andern zu, und da sah Francisco, was geschah, und verneigte sich ernsthaft.

Der Großinquisitor Don Ramón de Reynoso y Arce beschaute sich das Bild, es war ihm als dreiste Herausforderung des Gottesgnadentums bezeichnet worden.

Und er fand, was seine Leute
Ihm gesagt, nicht übertrieben.

»Wäre ich der König Carlos«,
Sprach er auf lateinisch, »hätt ich
Diesen Goya nicht zum Ersten
Maler mir bestellt, ich hätte
Von dem Heiligen Offizium
Ein Gutachten eingefordert,
Ob hier kein Verbrechen vorliegt
Laesae majestatis.«

10

Don Manuel hatte gut gerechnet, als er dem König vorschlug, den liberalen Urquijo zum Ersten Staatssekretär zu machen und den reaktionären, ultramontanen Caballero zum Justizminister. Aber eines hatte er nicht bedacht: daß nämlich Don Mariano Luis de Urquijo mehr war als ein eigennütziger Politiker, daß ihm die fortschrittlichen Ideen, zu denen er sich bekannte, mehr waren als das beliebte Thema einer modischen Salonunterhaltung. Wohl bekämpften die beiden Minister einander und versuchten, einer des andern Maßnahmen zu durchkreuzen, wie es Don Manuel erwartet hatte. Aber Urquijo bewährte sich als glühender Patriot und als ein Staatsmann von Format, dem der schlaue, selbstsüchtige, bornierte Caballero keineswegs gewachsen war. Den Treibereien Caballeros zum Trotz gelang es Urquijo, den Einfluß Roms auf die spanische Kirche zu mindern und die spanischen Ultramontanen zu zwingen, Gelder, die bisher nach Rom gegangen waren, an die Krone abzuführen; auch glückte es ihm, die Gerichtsbarkeit der Inquisition einzuschränken. Vor allem aber in seiner Außenpolitik hatte Urquijo Erfolg. Nicht nur vermied er es, der Französischen Republik die Konzessionen zu machen, die Don Manuel für unabwendbar gehalten hatte, er wußte auch durch geschmeidigen Wechsel zwischen kluger Nachgiebigkeit im Kleinen und höflichem Widerstand im Großen die Stellung der spanischen Krone gegenüber dem mächtigen, siegreichen und schwierigen Alliierten zu stärken.

Don Manuel war enttäuscht. Keineswegs streckte Doña María Luisa hilfeflehende Arme nach ihm aus, vielmehr schaute sie nach wie vor frostig über ihn hinweg und überhäufte statt seiner den neuen Ministerpräsidenten mit Beweisen ihrer Zufriedenheit und Gnade.

Don Manuel hielt vor der Welt gute Freundschaft mit Urquijo, zettelte aber hundert Intrigen an, um seine Politik zu durchkreuzen. Kam, wo er konnte, dem bigotten Caballero zu Hilfe, ermutigte die Ultramontanen, auf den Kanzeln und in der Presse

Geschrei zu erheben gegen den gottlosen Ministerpräsidenten, bewirkte, daß der Rat von Kastilien bei König Carlos vorstellig wurde wegen der Laxheit, mit der unter Urquijo die Zensur gehandhabt werde.

Vor allem aber die Außenpolitik Urquijos suchte Don Manuel zu behindern. Die Pariser Machthaber fanden in dem neuen Ersten Staatssekretär einen unerwartet klugen, zielbewußten Gegner und arbeiteten in Madrid auf seinen Sturz hin. Manuel brachte sich in Paris in empfehlende Erinnerung und lieferte dem Direktorium den gewünschten guten Vorwand, die Abberufung zu verlangen.

König Carlos' Bruder nämlich, Ferdinand von Neapel, war, zur heimlichen Freude Carlos', der Koalition gegen Frankreich beigetreten und in einem schnellen Feldzuge besiegt und abgesetzt worden. Nun riet Manuel dem Monarchen, die Krone von Neapel für seinen zweiten Sohn zu verlangen. Das war eine dreiste Forderung; denn König Carlos hätte, als Alliierter Frankreichs, seinen Bruder bestimmen sollen, neutral zu bleiben. Urquijo setzte denn auch dem König auseinander, daß seine Forderung gegen alle politische Klugheit verstoße und peinlichste Folgen haben werde. Allein der König, auf den Rat Manuels, blieb fest; Urquijo mußte in Paris die Krone Neapels für den spanischen Prinzen verlangen. Seine besorgten Voraussagen trafen ein. Das Direktorium fand die Forderung unverschämt und lächerlich, antwortete scharf und ersuchte den König, den Minister zu entlassen, der an die Republik eine so beleidigende Zumutung gerichtet habe. Manuel redete dem König ein, lediglich die tölpische Form Urquijos habe Paris gekränkt und die unangenehme Note verursacht. Der König, auf Verlangen Doña María Luisas und aus Gründen der Würde, hielt zwar vorläufig Urquijo im Amt, sprach ihm aber seine Mißbilligung aus und verständigte von diesem Tadel die Regierung der Republik. »Dieser Fuchs wird mir auch bald in Burgos beim Pelzhändler enden«, zitierte der triumphierende Manuel das alte Sprichwort.

Und nun trat wieder einer jener Glücksfälle ein, mit denen Don Manuel so fest rechnete und an denen in der Tat sein Leben so reich war. Napoleon Bonaparte kehrte aus Ägypten zurück und machte sich zum Ersten Konsul. Der siegverwöhnte Feldherr

und Staatsmann dachte nicht daran, über die spanischen Geschäfte mit dem schwierigen Urquijo zu verhandeln, sondern machte kein Hehl daraus, daß er es begrüßen würde, seinen Freund, den Infanten Don Manuel, wieder an der Spitze der spanischen Regierung zu sehen.

Napoleon war nicht der Mann, seine Wünsche nur Wünsche sein zu lassen. Er berief den bisherigen Botschafter Truguet ab und ersetzte ihn durch seinen Bruder Lucien. Diesem gab er den Plan eines neuen Staatsvertrags zwischen Spanien und der Republik mit, eines Abkommens, das klug berechnet war auf den Familienstolz Doña María Luisas, und er erteilte Lucien Weisung, über diesen neuen Vertrag nicht mit Urquijo, sondern mit Don Manuel zu verhandeln.

Lucien also, in geheimer Besprechung, eröffnete dem Infanten Manuel, der Erste Konsul wolle aus dem Großherzogtum Toscana und aus päpstlichen Besitzungen ein neues Reich schaffen, ein Königreich Etrurien, und dieses Königreiches Krone habe er dem Erbprinzen Luis von Parma zugedacht, dem Schwiegersohn des spanischen Königspaares, zur Entschädigung für den Verlust seines Herzogtums Parma. Als Entgelt für dieses Entgegenkommen erwarte der Erste Konsul, daß Spanien seine amerikanische Kolonie Louisiana an Frankreich abtrete.

Manuel erkannte sogleich, daß diese Vorschläge, wiewohl nicht eben vorteilhaft für Spanien, Doña María Luisa angenehm in die Ohren klingen würden, und er versprach dem neuen Botschafter Lucien Bonaparte, sie dem Königspaar vorzutragen, mit warmer Befürwortung.

Doña María Luisa hatte Manuel seit ihrem großen Streit keine Gelegenheit gegeben, sie allein zu sprechen. Nun bat er sie um eine vertrauliche Unterredung in einer rein politischen Angelegenheit. Trug ihr das Projekt vor. Gab seiner Freude Ausdruck, daß die leidige Spannung mit der Republik, welche das tölpische Verhalten Urquijos verursacht habe, jetzt durch seine Vermittlung beseitigt sei, wie man aus dem generösen Vorschlag des Ersten Konsuls ersehen könne. Andernteils, fuhr er fort, könne man es dem Ersten Konsul nicht verdenken, wenn dieser Verhandlungen über delikate

Staatsangelegenheiten wie die Schaffung eines Königreichs Etrurien und die spanischen Gegenleistungen nicht mit einem so ungeschlachten Manne führen wolle wie Urquijo.

Doña María Luisa hörte zu, aufmerksam, sentimental, spöttisch. Sie hatte sich an Stelle Manuels den Gardeleutnant Fernando Mallo zum Liebhaber erkoren und ihn zum Ersten Kämmerer des Erbprinzen von Parma gemacht. Doch war dieser Mallo dumm und brutal, sie war seiner überdrüssig, und nun Manuel ihr seit langer Zeit zum ersten Mal wieder allein gegenüberstand, spürte sie, wie sehr sie ihn all die Zeit her entbehrt hatte; ihr ganzer Körper sehnte sich nach ihm. Natürlich war Mariano Luis Urquijo ein Staatsmann ganz andern Kalibers, aber darin hatte Manuel wohl recht: der Erste Konsul wollte nun einmal nicht mit Urquijo verhandeln, sondern mit Manuel.

»Wenn ich Sie recht verstehe, Infant«, sagte sie, »dann nehmen Sie an, der Vertrag, von dem Sie sprechen, könne nur durch Sie abgeschlossen werden.« Manuel betrachtete sie lächelnd. »Daß Seine Exzellenz der Botschafter Lucien Bonaparte geheime Pläne seines Bruders mit mir erörtert«, antwortete er, »scheint allerdings ein Vertrauensbeweis, den man nicht einem jeden gibt. Aber vielleicht, Madame, fragen Sie den Botschafter Bonaparte geradezu«, fuhr er frech fort. »Du willst also mit allen Mitteln wieder Erster Minister werden, Manuelito«, sagte träumerisch und süß die Königin, »auf dem Umweg über den General Bonaparte willst du es werden.« – »Sie sind ganz und gar im Irrtum, Madame«, erklärte freundlich Don Manuel. »Wie die Dinge heute liegen, könnte ich das Amt des Ersten Ministers nicht wieder übernehmen. Sooft Sie meinen Rat einforderten, würde ich an die Schmach denken müssen, die mir Ihre Hand zugefügt hat.« – »Ich weiß«, sagte die Königin, »du bist sehr feinfühlig. Was willst du mir denn schon wieder abpressen, Chico, mein Kleiner?« – »Sie müssen es verstehen, Majestät«, erklärte Don Manuel, »daß ich nicht ins Amt zurückkehren kann, ohne Genugtuung zu verlangen.« – »Mach schon endlich deinen unverschämten Mund auf«, antwortete María Luisa, »und sag es, was du dafür haben willst, daß meine Tochter Königin von Etrurien wird.« – »Ich bitte ehrerbietig darum«, erwiderte Don Manuel und ließ seinen dunkeln Tenor klingen, »daß Eure Majestät die Gräfin

Castillofiel unter die Zahl Ihrer Hofdamen aufnehme.« – »Du bist gemein«, sagte María Luisa. »Ich bin ehrgeizig«, korrigierte sie der Infant Manuel, »für mich und für diejenigen, die mir nahestehen.«

Als Pepa durch eine schriftliche Mitteilung des Marqués de Ariza, Ersten Königlichen Kämmerers, im Namen der Majestäten aufgefordert wurde, sich am Geburtstag des Königs zum Besamanos, zum Handkuß, im Escorial einzufinden, strahlte sie übers ganze Gesicht. Mit zunehmender Schwangerschaft fühlte sie sich zunehmend zufrieden. Daß sie bei Hofe an einem der acht großen Galatage eingeführt werden sollte, war ein neuer, wunderbarer Glücksfall. Manuel wird da sein, alle werden da sein, der ganze Hof. Auch Francho wird da sein; am Geburtstag des Königs darf der Erste Maler nicht fehlen. Und sie wird der Königin gegenüberstehen, man wird vergleichen, alle werden sie vergleichen, der ganze Hof, auch Manuel, auch Francho.

Mit Freude und Eifer traf sie Vorbereitungen. Zunächst einmal mußte ein Sonderkurier nach Málaga abgehen, um den alten Trottel, ihren Gemahl, den Grafen, nach Madrid zu schleppen, denn der durfte bei ihrer Vorstellung nicht fehlen. Er wird Schwierigkeiten machen, es wird ein paar tausend Realen kosten, aber das ist die Sache wert. Es war gut, daß soeben aus Paris, aus dem Atelier Mademoiselle Odettes, das neue, grüne Abendkleid eingetroffen war, das Lucía ihr besorgt hatte. Sie wird es um die Taille weiter machen lassen, dann wird es ihr gerade bei ihrer Schwangerschaft besonders gut stehen. Lange beriet sie mit Mademoiselle Lisette von der Puerta Cerrada über die Änderungen. Des weiteren studierte sie unermüdlich im »Handbuch des Zeremoniells«. Das Buch enthielt dreiundachtzig Seiten großen Formates; es wurde nicht öffentlich verkauft, sondern nur vom Hofmarschallamt vergeben an Persönlichkeiten, die bei Hofe zugelassen waren.

Großartig, am Tage des Empfangs, fuhr sie an der Seite ihres wackeligen Grafen am Hauptportal des Schlosses vor. Diesmal betrat sie den Escorial nicht durch eine Hintertür, sondern auf Einladung des Hausherrn. Durch die Säle und Korridore schritt sie, die erbaut waren über den Gräbern der toten Könige, vorbei an präsentierenden

Garden und feierlichen, tief sich neigenden Lakaien; denn an den acht großen Galatagen war der ganze Haushalt des Königs aufgeboten, die Wallonische und die Schweizer Garde sowie die gesamte hohe und niedere Dienerschaft, 1874 Mann.

Pepa wurde in Empfang genommen von der Camarera Mayor, der Marquesa de Monte Alegre, der die Aufgabe oblag, die Damen vorzubereiten, welche den Majestäten vorgestellt werden sollten. Heute waren es neunzehn Damen, die meisten sehr jung. Alle schienen sie aufgeregt vor der Aufgabe, die vor ihnen stand, die einzige völlig gelassene war die Gräfin Castillofiel; sie hatte, als sie für die Bühne studierte, viel schwierigere Rollen bewältigen müssen.

Als die Camarera Mayor mit ihrer kleinen Herde im Thronsaal erschien, waren bereits die Granden, die Prälaten und die Botschafter versammelt. Das Gesindel der niedrigeren Adeligen und der hohen Hofbeamten nahm die Seiten des großen Saales ein und die Galerien. Pepas Eintritt erregte Aufsehen. Unverlegen schaute sie sich um, nach Bekannten suchend. Viele grüßten sie feierlich, sie erwiderte gelassen fröhlich mit freundlich leichtem Kopfnicken. Auf der Galerie entdeckte sie Francisco, sie winkte ihm lebhaft zu.

Kleine Trompeten ertönten vom Vorsaal, Kommandorufe, die Hellebarden der Wachehabenden klirrten auf. Dann klopfte der Zweite Mayordomo dreimal mit seinem Stock und verkündete: »Los Reyes Católicos.« Und jetzt, zwischen tief sich Neigenden, hielt das Katholische Königspaar seinen Einzug, hinter ihm die Mitglieder der königlichen Familie, darunter der Infant Manuel mit seiner Infantin. Die Majestäten ließen sich auf ihren Thronsitzen nieder. Der Mayordomo Mayor meldete, die Granden des Reiches hätten sich versammelt, um dem Katholischen König zu diesem glücklichen Tag die Wünsche des Adels zu überbringen. »Möge die Heiligste Jungfrau dem Katholischen König ein langes Leben verleihen zum Heile Spaniens und der Welt!« rief er. Alle wiederholten den Ruf, Trompeten ertönten überall im Schloß, die Glocken der großen Kirche begannen zu läuten.

Während der feierliche Lärm gedämpft in den riesigen, prunkvoll düstern Saal hereinklang, näherten sich zunächst die zwölf Granden der Ersten Reihe mit ihren Frauen dem Königspaar zum Besamanos, zum Handkuß. Dann begann die Vorstellung der neunzehn Damen, sie waren dem Range nach geordnet, die Gräfin Castillofiel war die siebente. Als der Marqués de Ariza Pepas Namen ausrief und der Marqués de la Vega Inclán ihn wiederholte, ging trotz aller Gehaltenheit der Versammlung eine Bewegung der Spannung und Neugier durch den Saal. Der Erste Kämmerer führte Pepa dem König zu; Carlos, als sie ihm die Hand küßte, konnte ein leichtes, väterlich verschmitztes Schmunzeln nicht unterdrücken.

Die Gräfin Castillofiel trat vor María Luisa. Dies war die Minute, auf die alle gewartet hatten. Da war Don Manuel Godoy, der Infant, der Príncipe de la Paz, der Mann, von dessen Einfluß auf die Königin und auf die Geschicke Spaniens alle Kanzleien Europas mit Aufmerksamkeit, Hoffnung oder Besorgnis sprachen, der Mann, von dessen Liebesabenteuern die ganze Welt erzählte mit Abscheu oder mit Augenzwinkern. Und da standen seine beiden Bettfreundinnen einander gegenüber, die Monarchin, die nicht von ihm, und die Frau aus dem Volke, von der er nicht loskam, und Don Manuels legitime Frau schaute zu, und Doña María Luisas legitimer Mann schaute zu, und Pepa Tudós legitimer Mann schaute zu.

María Luisa saß da, angetan mit der Königsrobe aus schwerem Damast, übersät mit Juwelen, das Diadem auf dem Haupt, ein Götzenbild. Pepa Tudó stand vor ihr, anmutig in ihrer Fülle, reif und blühend jung, strahlend weiß die Haut unter dem rotblonden Haar, gelassen sicher ihrer Schönheit. Sie ging in die Knie, wegen ihrer Schwangerschaft nicht ganz so tief, wie es Vorschrift war, küßte Doña María Luisas Hand, tauchte wieder hoch. Die Frauen schauten einander in die Augen. Die kleinen, scharfen, schwarzen Augen der Königin musterten die Vorgestellte, gleichgültig höflich, wie es angebracht war. In ihr war Sturm. Die Person war schöner, als sie gedacht hatte, wohl auch gescheiter, die Person war unbesiegbar. Pepas Augen aber strahlten; gelassen kostete sie es aus, sich der machtlos Mächtigen vorzuführen. Zwei Sekunden, wie es

Vorschrift war, schaute die Gräfin Castillofiel der Königin ins Gesicht. Dann wandte sie sich dem hohen Stuhl des Prinzen von Asturien zu, des Thronfolgers.

Goya stand auf der Galerie, er konnte die Gesichter der beiden Frauen gut sehen. Er lächelte. »Das Huhn gehört nicht in die Kathedrale«, aber jetzt gehörte sie in die Kathedrale, die Pepa, seine Jamona, sie hatte es geschafft. Sie war eine Señora de Título, sie hatte ihren verbrieften Adelstitel, das Kind, das sie im Leibe trug, wird ein geborener Conde sein.

Nach der Tafel nahm Pepa teil an der Kartenpartie der Königin. Doña María Luisa richtete freundlich gleichgültige Worte bald an diesen, bald an jenen. Pepa wartete darauf, daß sie auch sie anspreche. Sie wartete lange. »Gewinnen Sie, Gräfin?« fragte schließlich mit ihrer klangvollen, nicht unangenehmen Stimme Doña María Luisa. Sie hatte beschlossen, die Person freundschaftlich zu behandeln, es war das klügste. »Nicht sehr, Madame«, antwortete Pepa. »Wie ist doch Ihr Vorname, Gräfin?« fragte die Königin. »Josefa«, antwortete Pepa, »María Josefa. Das Volk von Madrid nennt mich Condesa Pepa oder auch einfach die Pepa.« – »Ja«, meinte die Königin, »das Volk meiner Hauptstadt ist freundlich und zutraulich.« Pepa war erstaunt über diese Unverschämtheit; María Luisa, »die Fremde, die Italienerin, die Hure, die Räuberin«, war verhaßt, und die Polizei mußte, wenn sie in Madrid ausfuhr, umständliche Vorkehrungen treffen, um Kundgebungen zu verhüten. »Sie sind in Andalusien begütert, Doña Josefa?« fragte die Königin weiter. »Ja, Madame«, antwortete Pepa. »Aber Sie ziehen den Aufenthalt in Madrid vor?« fragte María Luisa. »Ja, Madame«, antwortete Pepa. »Es ist, wie Sie sagten, Madame, das Volk Ihrer Hauptstadt ist freundlich und zutraulich. Zu mir.« – »Und der Conde, Ihr Herr Gemahl«, fragte María Luisa, »teilt er Ihre Freude an dem Leben in Madrid?« – »Gewiß, Madame«, antwortete Pepa. »Leider aber erfordert seine Gesundheit, daß er den größten Teil des Jahres in Andalusien verbringt.« – »Ich sehe«, sagte María Luisa, und: »Sie sind guter Hoffnung, Doña Josefa?« erkundigte sie sich. »Dank der Allerheiligsten Jungfrau«, antwortete Pepa.

»Sagen Sie, wie alt ist doch Ihr

Herr Gemahl, der Conde?« fragte,
Freundlich überlegend, sie, die
Kön'gin. »Achtundsechzig«, sagte
Pepa. »Doch ich hoffe, ja, ich
Bin der inneren Gewißheit,
Unsre Jungfrau von Atocha
wird mit glücklicher Entbindung
Mich begnaden und mit einem
Starken und gesunden Söhnchen«,
Und sie sah der Königin mit
Strahlenden, unschuld'gen Augen
Voll ins Antlitz.

11

Doña María Luisa wollte aus Gründen der Würde den Anschein vermeiden, sie lasse sich vom Konsul Bonaparte die Besetzung der Ämter vorschreiben. Sie schob die Entlassung Urquijos auf einige Zeit hinaus.

Don Manuel war das willkommen. Er hatte von Anfang an erkannt, und Miguel hatte es ihm mit zwingender Logik auseinandergesetzt, daß der von Lucien vorgeschlagene Vertrag für Spanien nur Nachteile hatte. Wenn Frankreich den Schwiegersohn Doña María Luisas mit der Krone Etruriens belehnte, so war eine solche Erhöhung zwar Futter für die Eitelkeit María Luisas, doch zu zahlen hatte Spanien. Es konnte Manuel nur angenehm sein, daß ein anderer im Amt war, wenn ein solcher Vertrag unterzeichnet wurde. Ja, er konnte sich eine bessere Verteilung gar nicht wünschen: er, Manuel, verhandelte mit Lucien Bonaparte und hatte vor der Königin die Ehre, Urquijo setzte ihr die Argumente auseinander, die gegen das Abkommen sprachen, sie, aus Eitelkeit, hörte nicht darauf, Urquijo wird zuletzt den Vertrag unterzeichnen müssen und davon den Makel haben.

Don Manuel war sicher, er werde Urquijo stürzen können, wann immer es ihm beliebe, und aus solcher Wissenschaft heraus behandelte er ihn freundschaftlich. Auch nachdem man ihm hinterbrachte, Urquijo spreche von ihm bösartig und verächtlich, hielt er’s weiter so. Er lächelte und sagte sich: Gib mir gute Feinde, Virgen del Pilar, und eine lange, süße Rache.

Don Manuel war satt, glücklich und wohlgelaunt und wollte andere an seiner Freude teilhaben lassen. Seine gute, alte, vernünftige María Luisa hatte sich sehr anständig benommen, er erwies sich dankbar, sang ihr vor, bemühte sich, seine Freundschaft mit Pepa weniger sichtbar zu machen. Er setzte Pepa auseinander, er hege jetzt schon für das Kind, das sie im Leibe trage, die zärtlichsten Gefühle und wolle vermeiden, daß um dieses Kind auch nur der Schatten eines Verdachtes sei. Aus diesem Grunde habe er den

Grafen Castillofiel bestimmt, bis zur Zeit ihrer Niederkunft in Madrid zu bleiben; er selber aber, Manuel, werde, so schwer ihm das falle, sie aus Gründen der Schicklichkeit in diesen letzten Monaten der Schwangerschaft seltener sehen. Pepa stimmte ohne weiteres zu; auch sie wünschte, daß der kleine Graf Castillofiel unter möglichst würdigen Umständen in die Welt trete.

Sogar seine Infantin Teresa ließ Don Manuel seine heiter dankbare Laune spüren, und er bezeigte ihr mitleidig ungeschlachte Neigung. Die Königin von Spanien hatte ihm Kinder geboren, doch trugen sie leider nicht seinen Namen, die Frau, die er liebte, wird ihm ein Kind gebären, doch wird es leider den Namen eines andern tragen. Wohl aber wird diese Infantin von Geblüt ihm einen Sohn zur Welt bringen, der seinen Namen trägt. Eigentlich hatte er's der hundsmagern Ziege nicht zugetraut, daß sie schwanger werden könne. Er wollte ihr zeigen, daß er ihre Leistung schätzte, wollte ihr eine Aufmerksamkeit erweisen. Er wußte, wie sehr sie sich aus Madrid fortsehnte. Nun mußte freilich aus bestimmten Gründen ihre Niederkunft in Madrid stattfinden. Aber vorläufig mochte Doña Teresa ruhig zwei, drei Wochen in der Stille ihres Landschlosses Arenas de San Pedro verleben, das sie so sehr liebte.

Ferner – auch das wird sie freuen – mußte ihm Francisco endlich die Infantin malen.

Francisco ging nicht ungern nach Arenas; der Name dieses Ortes weckte ihm gute Erinnerungen.

Auf Empfehlung des Jovellanos hatte seinerzeit, als Francisco noch unbekannt und gering war, Doña Teresas Vater, der alte Infant Don Luis, ihn nach Arenas kommen lassen, damit er dort ihn und seine Familie porträtiere. Es hatte Goya tiefen Eindruck gemacht, es hatte seine Anschauungen von der Welt umgestoßen, daß dieser Prinz von Geblüt, der Bruder des Königs, nicht mehr von sich hermachte als jeder Pablo oder Pedro in Madrid und Saragossa. Einen ganzen Monat war Francisco damals in Arenas geblieben, und der Infant Luis und seine Familie hatten ihn behandelt wie ihresgleichen. Während jener glücklichen Zeit in Arenas hatte er Doña Teresa kennengelernt und

gemalt, sie war ein kleines Kind gewesen, ein scheues Kind, doch zu ihm hatte sie Zutrauen gehabt.

Jetzt noch viel besser als damals verstand Goya, was für ein weiser, warmherziger Mann der Infant gewesen war. Er hätte, Don Luis, nach bourbonischem Erbrecht Anspruch auf die Krone gehabt, aber er hatte darauf verzichtet, um eine nicht ebenbürtige Frau heiraten zu können, die Dame Vallabriga aus Aragón. Er zog es vor, auf seinem Gute Arenas zu leben, mit der Frau, die er liebte, und den Kindern, die sie ihm gebar, und sich der Landwirtschaft zu widmen und der Jagd, seinen Bildern und seinen Büchern. Im Grunde hatte ihn Goya für leicht verrückt gehalten. Jetzt begriff er ihn besser, wiewohl er selber an seiner Stelle, auch heute, nicht verzichtet hätte.

Er hatte dann Doña Teresa ein zweites Mal gemalt, damals war sie siebzehn gewesen und ihre Eltern längst gestorben. Sie war die rechte Tochter dieser Eltern, zufrieden mit ihrem Leben in der Stille, fern von dem schrillen, lächerlichen Pomp des Hofes. Und nun hatte die zuchtlose María Luisa dieses liebenswerte, harmlose Kind dem wüsten, pöbelhaften Manuel zugespielt als Preis dafür, daß der auch weiterhin zuweilen in ihr Bett kroch. Und Manuel nahm Doña Teresa hin als lästige Beigabe zu einem begehrten Titel, den er anders als durch sie nicht hätte bekommen können.

Seitdem Francisco selber tief hinabgetaucht war ins Unglück, verstand er sich besser auf das Unglück anderer. Er sah ihre traurige Schwangerschaft. Er sah, wie tief Doña Teresa litt unter der anstößigen Albernheit der Situation, in die sie hineingerissen worden war und die ihr ganzes Wesen beleidigte. Und er malte mit höchster Sorgfalt und Delikatesse. Malte all sein Mitgefühl mit der Tochter seines Gönners in ihr Porträt.

Es entstand ein überaus zartes Bild. Da sitzt die kleine Prinzessin. Der kindhafte, gebrechliche, schwangere Leib ist gehüllt in ein weißes, duftiges, unter der Brust gebundenes Kleid, Hals und Büste kommen zart aus dem Kleide heraus, und darüber, unter einer Fülle blonden Haares, hebt sich länglich, nicht schön, doch anziehend das Gesicht. Das ganze verstörte Gemüt des schwangeren Kindes wird sichtbar in diesem

Antlitz; große, traurige, bestürzte Augen schauen in eine Welt, deren Scheußlichkeit sie nicht begreifen.

Don Manuel, als er das Porträt sah, war verblüfft; er hatte gar nicht gewußt, wie rührend zart seine Infantin ausschaute. Ein beinahe frommes Gefühl, auch das einer leisen Schuld, überkam ihn, und lärmend rief er: »Por la vida del demonio! Da hast du mir die Infantin so gemalt, Francisco, daß ich mich schließlich noch in sie verlieben werde.«

Allein Don Manuel war nicht gekommen, um das Porträt Doña Teresas zu besichtigen, sondern um sie nach Madrid zurückzuholen. Sein Kind mußte in Madrid geboren werden. Der Hof sollte teilnehmen an der Taufe des Kindes. Beide wollten sie, Doña María Luisa und Don Manuel, der Welt zeigen, daß sie wieder versöhnt waren.

Am 15. Oktober langte ein Sonderkurier Don Manuels im Escorial an und teilte der Königin mit, daß die Infantin einer gesunden Tochter genesen sei. Doña María Luisa begab sich sogleich zu Don Carlos und verlangte, daß der Hof den Aufenthalt im Escorial unterbreche, damit die Taufe der kleinen Prinzessin im Schlosse von Madrid vollzogen werden könne, in den Gemächern des Königs. Don Carlos war bedenklich. Zwar hätte eine solche Reise nach Madrid ihm einen unangenehmen Besuch in der Gruft der Ahnen im Escorial erspart; aber die Dauer des Aufenthalts in den einzelnen Schlössern war vom Zeremoniell genau festgelegt, und sein hochseliger Vater hatte sein Leben riskiert, um diese Regel nicht zu verletzen. Allein Doña Maria Luisa erklärte, der Infant Manuel habe König und Reich so außerordentliche Dienste geleistet, daß man ihm diesen Lieblingswunsch erfüllen müsse, sie bestand, und der König gab nach.

Er berief den Ersten Kämmerer und erteilte den Auftrag. Der bestürzte Marqués de Ariza erhob ehrfürchtige Vorstellungen, die Vorschrift im »Handbuch des Zeremoniells« sei unzweideutig, sie sei ein Vierteljahrtausend lang nicht verletzt worden. Doña María Luisa meinte kühl: »Einmal muß es das erste Mal sein.« Der König wiegte den großen Kopf und sagte zu dem Marqués: »Du hörst, mein Lieber.« Der Marqués de Ariza, der Marqués de la Vega Inclán und die Marquesa de Monte Alegre saßen zusammen,

betreten und empört. Der Marqués de Ariza, der niemals in seinem Leben irgendwelche Erregung gezeigt hatte, erklärte geröteten Gesichtes: »Am liebsten risse ich die Seite 52 des ›Handbuchs‹ mit eigenen Händen heraus und zöge mich dann auf meine Güter zurück.«

Der Bruch der Etikette machte ungeheures Aufsehen. Alle Botschafter meldeten das Ereignis ihren Regierungen als sicheres Zeichen dafür, daß nun Don Manuel wieder die unumschränkte Leitung der Geschicke Spaniens in die Hand genommen habe.

Nur sechsunddreißig Stunden sollte der Aufenthalt des Königspaares in der Hauptstadt dauern. Doch alle Minister, die Hofchargen, der große und kleine Dienst des Königs sowohl wie der Königin, die Mitglieder der Hofkapelle, der Haushalt des Königspaares und der Infanten mußten die Katholischen Majestäten begleiten.

Die Taufe erfolgte unter Feierlichkeiten, wie sie sonst nur die Taufe eines Thronfolgers begleiteten. Die Camarera Mayor, eskortiert von einer Abteilung Schweizer Garden, begab sich in den Palacio Alcudia, um das Kind Don Manuels in das Königsschloß zu bringen. Die Amme folgte in einem königlichen Wagen. Die Taufe wurde vorgenommen in den Gemächern des Katholischen Königs von dem Großinquisitor Don Ramón de Reynoso y Arce. Er taufte das Kind auf den Namen Carlota Luisa. Dann ließ sich Don Carlos selber den Säugling reichen. Vorsichtig, um nicht mit seinen vielen Orden das Kind zu verletzen, schaukelte er es hin und her, hielt ihm den Finger vors Gesicht und machte »Tatata«. »Ein hübsches Kind«, urteilte er, »eine starke, gesunde Prinzessin, die dem Hause der Bourbonen Ehre machen wird.« Dann brachte die Camarera Mayor, diesmal geleitet von der Wallonischen Garde, die kleine Infantin zurück in das Palais Don Manuels.

Eine Stunde später begaben sich die Katholischen Majestäten selber zu Don Manuel. Sie fuhren, zum ersten Mal, in dem Gala-Wagen, den ihnen drei Wochen zuvor die Französische Republik zum Geschenk gemacht hatte; er stammte aus dem Marstall des guillotinierten Sechzehnten Louis, doch war er etwas umgearbeitet.

Bei Don Manuel fand Gala-Tafel statt. Neben dem Königspaar nahmen beinahe alle Würdenträger teil, auch der französische Botschafter Lucien Bonaparte. Die Geschenke, welche man der kleinen Prinzessin gemacht hatte, waren ausgestellt; sie füllten zwei Säle; Lucien Bonaparte hatte im Auftrag des Ersten Konsuls eine goldene Kinderklapper überreicht. María Luisa mit ihren schwarzen, scharfen Augen musterte die Geschenke, sie schätzte ihren Wert auf zwei bis drei Millionen. Sie selber verlieh der kleinen Infantin den von ihr gestifteten Orden »Für Adel, Tugend und Verdienst – Nobilitati, Virtuti, Merito«.

Der Infant Don Manuel ließ Geld unter die Menge auswerfen, fünfzigtausend Realen. Dennoch schimpfte der Pöbel, der Populacho, die Chusma.

Wenige Wochen später kam Pepa nieder. Der kleine Graf Castillofiel wurde getauft von dem Bischof von Cuenca, auf die Namen Luis María und auf eine Reihe anderer Namen, darunter Manuel und Francisco. Der Festakt fand statt in dem Palacio Bondad Real.

Auch Don Manuel nahm teil und
In Vertretung des Kathol'schen
Königs einer seiner Kammer-
Herren. Als Geschenk des Königs
Überreichte er ein seltnes,
Wundertät'ges Schmuckstück, einen
Zahn des Heiligen Isidro,
Künstlerisch in Gold gefaßt, und
Wer ihn trug, dem ward die Kraft zu
Eigen, sich den Menschen ange-
Nehm zu machen und sich ihre
Freundschaft zu gewinnen.

12

Lucien Bonaparte hatte am Tage, bevor der Hof zur Taufe der kleinen Infantin nach Madrid fuhr, den Ersten Sekretär Urquijo in politischen Geschäften aufgesucht. Als sich die Herren trennten, hatte der Botschafter beiläufig geäußert, man werde sich ja wohl morgen in Madrid sehen. Urquijo hatte erwidert, er fühle sich nicht wohl und werde nicht mit nach Madrid fahren. Woraufhin Lucien Bonaparte leicht erstaunt und ironisch geantwortet hatte: »Es trifft sich recht unglücklich, Exzellenz, daß Sie gerade morgen unpaß sein werden.«

Es war denn auch diese Krankheit Urquijos die Ursache seines Sturzes. Der Erste Sekretär hatte in den letzten Wochen immer häufiger verächtliche Äußerungen über Don Manuel getan: daß er der Taufe der Infantin fernblieb, war eine Herausforderung. Don Manuel nahm sie an. Man hatte lange genug gewartet; im Einvernehmen mit Doña María Luisa beschloß er, beim nächsten Anlaß von Carlos die Entlassung des Unverschämten zu verlangen.

Der Anlaß kam bald. Papst Pius beklagte sich in einem vertraulichen Handschreiben bitter über gewisse afterphilosophische Äußerungen, welche der spanische Gesandte beim Heiligen Stuhl getan habe. Auch habe der Gesandte Reformen angekündigt, welche der Erste Sekretär Urquijo plane, Reformen solcher Art, daß sie alte Rechte des Heiligen Stuhles schwer verletzten. Der Papst beschwor den Katholischen König, diese Reformen zu unterlassen und sich nicht auch seinerseits den Verfolgern der bedrängten Kirche beizugesellen, sondern sie zu trösten und sie zu verteidigen.

Der Papst hatte den Nuntius beauftragt, dieses Schreiben dem König zu eigenen Händen zu übergeben. Der Nuntius, wissend um die Feindschaft Don Manuels gegen Urquijo, setzte sich mit ihm ins Benehmen; Manuel bewirkte, daß Carlos den Nuntius in seiner und der Königin Gegenwart empfing.

Der Prälat übergab dem König das Schreiben und bat ihn im Auftrag des Heiligen Vaters, es sogleich zu lesen. Carlos las und war bestürzt. Die Reformen, über welche der Papst klagte, sollten, wie Urquijo sich ausgedrückt hatte, seinem großen Unternehmen, der Befreiung Spaniens von Rom, die Krone aufsetzen, und er, Carlos, hatte das Edikt, welches diese Reformen zum gültigen Gesetz machte, vor zwei Wochen unterzeichnet. Er hatte lange gezögert, einmal aber war Urquijo seiner allein habhaft geworden, er hatte ihm die Vorteile und die angebliche Rechtmäßigkeit des Edikts mit so tückischer Schläue auseinandergesetzt, daß Carlos schließlich zugestimmt hatte. Ja, als Urquijo davon sprach, daß die Ultramontanen diesmal bestimmt ganz furchtbares Gejammer und Geschrei erheben würden, hatte er ihm sogar ausdrücklich Schutz zugesagt gegen die Angriffe der Frailucos, der Pfaffen. Da hatte er jetzt die Bescherung.

Der König stammelte verlegene Entschuldigungen, Versicherungen der tiefsten Ehrfurcht vor dem Heiligen Vater, des wärmsten Mitgefühls. Der Nuntius erwiderte, er werde diese Botschaft dem Heiligen Vater übermitteln, fürchte aber, dieser werde wenig befriedigt sein.

Nachdem sich der Prälat entfernt hatte, redeten Manuel und María Luisa auf Carlos ein. Der Fuchs Urquijo hatte ihn betrogen, hatte dem arglosen König mit teuflischer Beredsamkeit das gotteslästerliche Edikt abgelistet. Die Reue des Königs verwandelte sich in Zorn gegen Urquijo. Manuel und María Luisa nutzten seine Wut. Urquijo mußte sogleich zur Verantwortung gezogen werden.

Er lag krank zu Bett. Er mußte aufstehen und, flüchtig zurechtgemacht, vor dem Königspaar und vor Manuel, seinem bittersten Gegner, erscheinen. »Was hast du dir erlaubt!« schrie ihn der König an. »Du hast mich hinten und vorne betrogen! Du hast mich in Zwistigkeiten gebracht mit dem Heiligen Vater und den Zorn Gottes auf mich herabbeschworen! Du Ketzer!« – »Ich habe Eurer Majestät das Für und Wider vorgetragen, wie es meine Pflicht war«, antwortete der kranke Minister. »Sie haben meine Gründe angehört, Sire, und sie gebilligt, bevor Sie zu unterzeichnen geruhten. Mehr als das, Sire: Sie haben mir Schutz zugesagt vor den erwarteten Angriffen der

Ultramontanen.« – »Was für eine freche Lüge!« brüllte Don Carlos. »Schutz vor den Pfaffen hab ich dir zugesagt, vor den Frailucos, aber nicht vor dem Nuntius und dem Heiligen Vater. *Du* bist verantwortlich, du allein, wenn ich jetzt so gut wie im Krieg bin mit Rom. Und dann willst du das Verbrechen auf mich schieben.« Und damit seine gute Wut nicht verrauche, schrie er: »Nach Pamplona! Auf die Festung!« und konnte nur mit Mühe abgehalten werden, auf Urquijo einzuschlagen.

Als der Minister gegangen war, totenblaß, doch würdig, dachte Doña María Luisa, eigentlich sei es doch schade, daß sie ihn verloren habe. Carlos aber sagte kopfschüttelnd: »Merkwürdig. Heute früh war er mir noch ganz sympathisch, und jetzt ist er ein Verbrecher, und ich muß ihn einsperren.«

»Denken Sie nicht länger an ihn,
Sire«, besänftigte den König
Manuel. »Beruhigen Sie sich,
Sire, und überlassen Sie das
Weitere dem Eifer Ihrer
Inquisition.«

13

Auf Rat des Infanten Manuel hatte König Carlos, um dem Ersten Konsul Freundschaft und Verehrung zu bezeigen, bei dem großen Pariser Maler Jacques-Louis David ein Gemälde bestellt, das den General Bonaparte verherrlichen sollte. David hatte als Thema »Die Überschreitung des Sankt Bernhard« vorgeschlagen. Der Künstler war nicht billig, er forderte eine Viertelmillion Realen, dazu das Recht, drei leicht veränderte Kopien anzufertigen. Aber es war wichtig, gute Beziehungen zu dem Ersten Konsul zu unterhalten, der Hof erteilte den Auftrag. David malte, das Bild langte an, es hing in Aranjuez, die Herren Francisco Goya, Miguel Bermúdez und Agustín Esteve besichtigten es.

Es war ein stattliches Bild, über zwei und einen halben Meter hoch, beinahe zwei und einen halben Meter breit. Napoleon, inmitten einer wilden Berglandschaft, saß sieghaft auf feurig sich bäumendem Rosse, klein und schattenhaft um ihn bewegten sich Soldaten und Kanonen; blasse Lettern auf Felsplatten erinnerten an die beiden andern großen Kriegshelden, welche die Alpen überschritten hatten, an Hannibal und Carolus Magnus.

Miguel, nach langem Schweigen, urteilte als erster. »Eine Verherrlichung des Genies«, erklärte er, »wie sie erhabener kaum gedacht werden kann. Die riesige Alpenwelt wirkt zwerghaft vor der Größe Bonapartes. Und bei aller antiken Monumentalität des Gesamtwerkes gibt der Maler seinem Helden Porträtähnlichkeit.« – »Für eine Viertelmillion kann man ruhig auch ein bißchen Porträtähnlichkeit beigeben«, meinte sachlich Goya. »Das Pferd ist nicht porträtähnlich«, bemerkte trocken Agustín, »das Pferd ist ein Naturwunder.« – »Ja«, stimmte Goya zu, »da sind deine Pferdeärsche besser.«

Miguel belehrte Agustín. »Sie können es David nicht verzeihen«, tadelte er ihn, »daß er sich für die Revolution nicht hat guillotinieren lassen. Ich für meine Person bin

glücklich, daß uns dieser große Künstler erhalten blieb. Auch kann keine Rede davon sein, daß er etwa sein erhabenes Vorbild, das antike Rom, verleugnet hätte. Als Römer hätte er vermutlich – und da die Republik verweste, mit Recht – die Partei des Kaisers Augustus genommen. Er hat, als man ihm Mitteilung machte von dem Staatsstreich des Ersten Konsuls, was Wunderbares gesagt. Er hat erklärt: ›Wir waren nicht tugendhaft genug für eine Republik.‹«

Goya hatte nicht verstanden. »Was hat der Kollege David gesagt?« fragte er. Der Saal war sehr groß, Miguel wiederholte schallend: »Wir sind nicht tugendhaft genug für eine Republik.«

Goya beschränkte sich darauf zu erwidern: »Ich sehe.« Er sah, daß dieser David jetzt der Marktschreier des jungen Generals war, so wie früher der Marktschreier der Revolution. Das nannte er »tugendhaft«, und wahrscheinlich war er aufrichtig. Er selber, Francisco, hatte, als er in Parma war und sehr jung, anläßlich eines Wettbewerbs auch einen Alpenübergang gemalt, den des Hannibal. Auf dem Bilde hatte es viel soldatischen Pomp gegeben, gerüstete Krieger, Elefanten, Standarten. David war sparsam und hatte seine meisterliche Technik: aber die Auffassung des fünfzigjährigen David war nicht tiefer als seinerzeit die des zwanzigjährigen Goya.

Agustín fuhr fort zu höhnen. »So geschmeidig David in seiner Politik ist«, meinte er, »so starr bleibt er in seiner Kunst. Ein langsamer Maler, aber ein geschwinder Politiker.« – »Sie lassen sich zu sehr von Ihren Gefühlen leiten, Don Agustín«, dozierte wiederum Miguel. »Wer sich zu politischen Dingen äußert, tue es ohne Haß! Wer sich erfolgreich mit politischen Dingen befassen will, als Handelnder oder auch als Betrachtender, sei begabt für Gerechtigkeit! Übrigens werden wir«, schloß er, beiläufig, doch die Worte artikulierend, »demnächst mehr Authentisches über Monsieur David erfahren. Doña Lucías Mission in Paris ist erfüllt. Ich erwarte Doña Lucía in zwei Wochen zurück.«

Goya sah, wie es im Gesicht Agustíns arbeitete. Er hatte also recht verstanden. Er selber war aufgerührt. Da kehrte sie zu Miguel zurück, als wäre nichts geschehen, und

er nahm sie auf, als wäre nichts geschehen. Und was wurde aus dem Abate? Erst verließ sie den einen, dann den andern. So waren sie, die Cayetanas und die Lucías.

In der Tat war zwei Wochen später Doña Lucía in Madrid.

Sie lud ihre nächsten Freunde zu einer Tertulia. Es war die gleiche Gesellschaft wie an jenem Abend, da Manuel zum ersten Male Pepa gesehen hatte; nur der Abate fehlte.

Lucía war so unbefangen, als käme sie von einem kurzen Landaufenthalt heim. Goya beobachtete sie aufmerksam. Sein Porträt war gut, es stimmte zu der Lucía von heute vielleicht noch besser als zu der früheren. Sie saß da, ein wenig maskenhaft, sonderbar verschmitzt, in beunruhigender Gelassenheit. Sie war eine untadelige große Dame, und dabei war die Luft des Abenteuers um sie noch dichter geworden. Etwas Gemeinsames war zwischen ihm, Francisco, und dieser Lucía. Beide gehörten sie unbestreitbar zu denen oben, doch lebte in ihnen beiden das Unten weiter, aus dem sie kamen.

Lucía erzählte von Paris, aber sie sprach nicht von dem, was zu hören alle begierig waren, von dem Schicksal des Abate. Und ihre damenhaft liebenswürdige Kühle hielt vertrauliche Fragen ab.

Später dann saßen Lucía und Pepa zusammen, enge Freundinnen wie früher, voll eines Einverständnisses, welches andere ausschloß. Man sah ihnen an, wie sie sich auf leise, vertrackte Art über die Unterlegenheit der Männer amüsierten. Soviel stand fest: wenn Lucía irgendwen wissen ließ, was zwischen ihr und dem Abate vorgefallen war, dann Pepa.

Mit Francisco redete Lucía wenig. Sie pflegte nicht sehr deutlich zu sprechen, vielleicht war ihr die Unterhaltung mit dem Tauben zu mühselig. Vielleicht auch spürte sie, daß er sie besser kannte als die andern, und war vorsichtig. Er verargte ihr’s nicht.

Er war angenehm erstaunt, als sie in der Folge häufig zu ihm kam, in seine Quinta. Da saß sie bei ihm und Agustín im Atelier. Sie nahm nach wie vor wenig Rücksicht auf seine Taubheit, sie sprach nicht deutlich und machte sich, wenn er was nicht verstanden hatte, nicht die Mühe, es ihm aufzuschreiben. Aber sie war sichtlich gerne bei ihm und schaute zu, wie er arbeitete.

Manchmal auch kamen beide, Lucía und Pepa. Dann schwatzten sie miteinander oder saßen auch da, stumm und lässig.

Agustín, trotz seiner Freundschaft und Verehrung für Francisco, spürte beim Anblick der beiden schönen Frauen die alte, neidische Erbitterung. Da war dieser Francisco, alt und taub, und immer noch liefen die Frauen ihm nach. Für ihn selber hatten sie keinen Blick. Dabei verstand er von Kunst mehr als irgendwer sonst in Spanien, und ohne ihn wäre Goya niemals Goya geworden. Überdies zeigte Francisco deutlich, wie wenig er sich aus den beiden Frauen machte. Im Grunde dachte er noch immer nur an jene Vornehme, die ihn ins Unglück gestürzt hatte; sie, die Alba, deren Porträt er sich als einziges von all seinen Bildern zurückbehalten hatte, schaute herunter auf die beiden Frauen, und sie ließen es sich gefallen.

Agustín, wenn er Lucía so unter dem Bild der Alba sitzen sah, begriff nicht, wie einer, der eine Lucía haben konnte, sich mit einer Alba begnügte. Die Alba wird immer und in jeder Verkleidung eine lächerliche Herzogin bleiben, selbst die Kunst eines Goya hat sie zu keiner Maja umschaffen können; sicherlich hat sie oft genug vor dem armen Francisco die Grandin herausgekehrt, ihn die sternenweite Distanz merken lassen von einem niedrigen Maler zur Herzogin von Alba und ihn in schwarze Wut getrieben. Diese Lucía aber ist eine wirklich große Dame geworden und dabei eine wirkliche Maja geblieben. Sie ist in Wahrheit unabhängig von der Meinung der Welt. Sie geht mit ihrem Abate nach Paris, wenn es ihr so beliebt, und wenn sie wieder Lust auf Madrid verspürt, kehrt sie ebenso unbekümmert zurück zu ihrem gelehrten Esel von Gemahl.

Einmal, als Lucía ohne Pepa mit den beiden im Atelier war, sagte sie unvermutet: »Ich dachte, Sie seien mit unserm Abate befreundet. Ich finde es unfreundschaftlich, daß Sie sich nicht ein einziges Mal nach ihm erkundigt haben.« Sie sprach vor sich hin, es war nicht klar, wem ihr Vorwurf galt, Goya oder Agustín. Goya malte weiter; er hatte offenbar nicht auf ihre Lippen geachtet. Agustín, stumm und dumm vor Verwunderung, erbot sich schließlich: »Wenn Sie wünschen, schreib ich ihm Ihren Satz auf.« – »Wovon

ist denn die Rede?« fragte von seiner Staffelei her Goya. »Von dem Abate«, sagte sehr deutlich Agustín. Goya hörte zu malen auf und schaute Lucía aufmerksam an.

»Er wird demnächst zurückkehren«, berichtete gleichmütig Lucía.

Agustín setzte sich nieder. Goya legte Pinsel und Palette weg und ging auf und ab. »Wie haben Sie das fertiggebracht, Doña Lucía?« fragte er. Lucía schaute ihn an mit ihren schleierigen, leicht spöttischen Augen. »Ich habe ihm geschrieben, er solle zurückkehren«, sagte sie. »Aber die Inquisition!« rief Agustín. »Das bedeutet doch den Scheiterhaufen für den Mann!« Und: »Das läßt sich doch das Heilige Offizium nie und nimmer gefallen!« rief auch Goya. »Wir haben«, erklärte mit ihrer etwas schleppenden Stimme Lucía, »Pepa und ich, mit Don Manuel gesprochen, und er hat mit dem Großinquisitor gesprochen. Einige Unannehmlichkeiten wird der Abate natürlich auf sich nehmen müssen. Er ist bereit, sie auf sich zu nehmen. Denn dann ist er wenigstens in Spanien.«

Doña Lucía sprach beiläufig, sie ließ keinen Stolz merken. Doch Francisco und Agustín waren angefrostet. Beinahe mit Haß bedachten sie, welches Triumphgefühl die Frau spüren mußte. Da hatte sie von dem Vorgesetzten ihres Mannes die Rückkehr ihres Geliebten erwirkt. Und dieser kehrte zurück, bereit, Opfer und Gefahr auf sich zu nehmen, nur um eines Landes Luft mit ihr zu atmen. Und einen billigen Preis hat sich Großinquisitor Reynoso sicher nicht ausbedungen dafür, daß er’s unterließ, den Erzketzer zu verbrennen. Was Don Manuel mit Reynoso »gesprochen« hat, wird vermutlich noch in manches Mannes Schicksal eingreifen. Und da saß die Frau und erzählte von alledem ruhevoll, damenhaft, beiläufig, als ginge es um eine Tertulia oder um eine neue Frisur. Plötzlich wieder mußte Francisco an die Mandelverkäuferin im Prado denken, die ihm damals, eine richtige Maja, »ajos y cebollas – Knoblauch und Zwiebeln« die Menge gegeben hatte, an jene vulgär spitzbübische Lucía mit ihrer Lust an frechen Antworten und derben Späßen. Jetzt trieb sie ihren Spaß mit dem Ersten Minister, dem Großinquisitor, dem ganzen Land.

Übrigens, so schien es, hatte

Sie zu früh sich ihres Siegs ge-
Brüstet. Wochen gingen hin, ein
Monat, noch ein Monat, und noch
Immer wurde nichts gehört von
Einer Rückkehr des Abate.

14

Goya saß in seinem Atelier an der Calle de San Bernardino, in der Ermita, und arbeitete. Er machte eine Pause, schob Platte und Stichel zurück, beschaute mit einem kleinen, abwesenden Lächeln seine beschmutzten Hände. Erhob sich, sie zu waschen.

Ein Mann stand im Zimmer, vielleicht schon seit langem, ein Nuncio, einer der grünen Boten der Inquisition. Der Mann verneigte sich höflich, sagte etwas, Goya verstand es nicht, der Mann übergab einen Schein und wies auf ein gesiegeltes Schreiben, Goya wußte, er hatte zu unterzeichnen, er tat es, mechanisch, doch sehr sorgfältig, der Mann nahm den Schein, übergab sein Schreiben, verneigte sich, sagte etwas, Goya erwiderte: »Gelobt sei die Heiligste Jungfrau«, der Mann ging.

Goya saß in seiner Einsamkeit, die noch tiefer geworden schien, das Schreiben in der Hand, und starrte gedankenlos auf das Siegel, Kreuz, Schwert und Rute. Er wußte, die Inquisition hatte gutes Material gegen ihn. Cayetana, die Hexe, die Verderberin, hatte andere das Bild sehen lassen, das er gemalt hatte, das Bild ihrer Nacktheit; wenn Don Manuel darum wußte, dann wußte auch die Inquisition darum. Viele Äußerungen von ihm konnten als afterphilosophisch ausgelegt werden, wenn einer bösen Willens war; auch in seinen Bildern konnte wohl das oder jenes gefunden werden, das einer ketzerisch nennen mochte, wenn er bösen Willens war, und es waren ihm Aussprüche des Großinquisitors hinterbracht worden, die erwiesen, daß dieser unguten Auges auf ihn und seine Malerei schaute. Allein er hatte geglaubt, in der Gunst des Königs und in seinem Ruhm sei er sicher. Da saß er jetzt, in der Hand die Vorladung vor das Heilige Tribunal.

Er atmete mühsam, wahnsinnige Angst klemmte ihm die Brust. Gerade jetzt, auftauchend aus den tiefen Strudeln der Vernichtung, kennend ihre Abgründe, wollte er nicht wieder hinunter. Erst in diesem letzten Jahr hatte er gelernt, was Leben heißt, was

Malen heißt, was Kunst heißt. Es durfte nicht sein, daß jetzt die Inquisition mit ihren furchtbaren Händen nach ihm griff.

Er brachte es nicht über sich, das Schreiben des Heiligen Offiziums zu öffnen. Erging sich statt dessen in müßigen Betrachtungen. So lange hatten sie gewartet, hatten sie nicht gewagt, gegen ihn vorzugehen: wie kam es, daß sie jetzt auf einmal losschlugen? Er erinnerte sich, wie die beiden zusammen gesessen waren, Lucía und Pepa, lockend, spitzbübisch und gefährlich wie die Majas auf dem Balkon. Vielleicht war er einbegriffen in den Handel, den Lucía abgeschlossen hatte um die Rückkehr des Abate. Seit seinen Erfahrungen mit Cayetana war er voll von Argwohn; allen war alles zuzutrauen.

Er öffnete das Schreiben.

Das Inquisitionstribunal von Tarragona lud ihn ein, einem Auto particular beizuwohnen, in welchem Urteil gesprochen werden sollte über den Ketzer Diego Perico, früheren Abate, früheren Sekretär des Heiligen Tribunals von Madrid.

Für einen Augenblick war Goya erleichtert. Dann überfiel ihn tiefer Verdruß, daß ihm die Inquisition diese tückische Ladung übersandt hatte. Ihn, den Tauben, der doch von der Verlesung des Urteils nichts verstehen konnte, zwangen sie, sich den Strapazen der langen Reise ins fernste Aragón zu unterziehen. Es war eine niederträchtige Zumutung. Es war eine finstere Drohung, gerade weil es eine solche Zumutung war.

Wäre Francisco nicht durch sein Leiden behindert gewesen, dann hätte er wohl seine Sorgen Agustín mitgeteilt oder Miguel. So schämte er sich. Denn diese gefährliche Sache konnte man nur in Andeutungen bereden, in halbtonigen Worten, und er hätte die Antworten nicht verstanden, und es schien ihm lächerlich und bedrückend, zurückfragen zu müssen. Hätten ihm aber die Freunde ihre Antworten aufgeschrieben, so hätte das die Dämonen nur noch bedrohlich näher herangezogen. Mehrmals überlegte er, ob er sich nicht seinem Sohne Javier eröffnen solle. Vor dem hätte er sich nicht geschämt. Aber Javier war zu jung.

So trug denn Goya seine trübe Wissenschaft mit sich allein herum, hin und her geworfen zwischen Furcht und Hoffnung. Bald war er sicher, der Großinquisitor werde den Abate, nun er ihn einmal in seiner Gewalt hatte, auf den Scheiterhaufen schicken, ohne Rücksicht auf Don Manuel, und ihn, Goya, in Haft nehmen. Dann wieder sagte er sich, Don Manuel sei schlau, Lucía schlangenklug, bestimmt hätten sie sich Garantien geben lassen, daß der Prozeß nichts sein werde als eine finstere Farce und seine Vorladung eine leere Drohung.

Die Inquisition mittlerweile, obgleich durch den Brauch zur Geheimhaltung verpflichtet, verbreitete Gerüchte von dem bevorstehenden Autodafé, die Rückkehr des Abate als einen glorreichen Sieg darstellend. Gott, hieß es, habe das Gewissen des Ketzers geweckt, so daß er freiwillig nach Spanien zurückgekehrt sei, um sich dem Heiligen Offizium zu stellen.

Als Agustín auf diese Art von dem bevorstehenden Autodafé erfuhr, war er erschüttert. Zwar stießen des Abate preziöse Gelehrsamkeit und sein geckenhaft geistreiches Wesen ihn ab, und er war maßlos eifersüchtig, daß sich Lucía in diesen Menschen vergafft hatte: aber er bewunderte Don Diego darum, daß er sich um Lucías willen in den Rachen der Inquisition zurückbegeben hatte. Auch war er gescheit und ehrlich genug, Don Diegos fortschrittliche Gesinnung anzuerkennen, und der Triumph der Inquisition gerade über diesen Mann wurmte ihn.

Hin und her gerissen von zwiespältigen Gefühlen, fragte er Goya: »Wissen Sie, daß der Abate wirklich zurückgekehrt ist? Haben Sie gehört von dem Autodafé?«

»Ja«, sagte grimmig Goya und zeigte ihm die Ladung des Heiligen Tribunals.

Inmitten seines Schreckens fühlte Agustín Stolz. So tief also fürchteten die geistlichen Richter den tauben, einsamen Mann, für so wirkungsvoll hielten sie seine Kunst, daß sie ihm eine solche Warnung schickten. Doch ließ Agustín von diesen Gedanken nichts verlauten. Vielmehr flüchtete er, genau wie Goya es getan hatte, in Zorn über die Zumutung der strapaziösen Reise. »Es ist eine Gemeinheit«, schimpfte er, »Ihnen solche Strapazen aufzuerlegen.« Daß Agustín die Vorladung so nahm, war Goya willkommen.

Beide jetzt schimpften sie nicht auf die Inquisition und nicht auf Lucía, sondern auf die Anstrengungen der Reise.

»Ich begleite dich selbstverständlich«, sagte nach einer Weile Agustín. Im stillen hatte Goya immer mit dem Gedanken gespielt, Agustín um seine Begleitung zu bitten, aber es wäre ihm schwergefallen; denn es gehörte Mut dazu, den Bedrohten an die Stätte zu begleiten, wo er seine Warnung empfangen sollte. Nun Agustín sich ihm anbot, murmelte er etwas Ablehnendes, war ihm dankbar, nahm seine Begleitung an.

Der Großinquisitor hatte, nachdem vermutlich die Regierung einem Autodafé in Madrid selber nicht zustimmte, mit gutem Bedacht die Stadt Tarragona gewählt. Der Name dieser Stadt nämlich ließ jeden Spanier an einen der größten Triumphe der Inquisition denken.

Das war im Jahre 1494 gewesen. Damals wütete in Barcelona die Pest, und der Inquisitor von Barcelona, de Contreras, floh mit seinen Beamten nach Tarragona. Die Behörden erschienen am Stadttor, stellten dem Inquisitor vor, wenn sie ihm den Aufenthalt in der Stadt erlaubten, würden auch Beamte des Königs verlangen, daß sie von der Quarantäne ausgenommen würden. Der Inquisitor erwiderte, er gebe den Herren eine Bedenkzeit von drei Misereres. Wenn sich dann die Tore nicht öffneten, werde er die Stadt mit Exkommunikation und Interdikt belegen. Er betete dreimal das Miserere und hieß den Notar des Heiligen Tribunals ans Stadttor klopfen. Als sich dieses nicht auftat, zog er sich in das nahe gelegene Dominikanerkloster zurück, schrieb dort die Urkunde der Exkommunikation, ließ sie an den Toren von Tarragona anschlagen. Eine Woche später teilte Tarragona dem Inquisitor mit, die Stadt stehe ihm offen. Nun aber verlangte der beleidigte Priester, daß alle Würdenträger und führenden Bürger feierlich Buße tun sollten. Die Stadt mußte sich fügen. In Gegenwart des Vizekönigs von Katalonien fanden sich die Behörden und alle angesehenen Bürger von Tarragona vor dem thronenden Inquisitor in der Kathedrale ein, im Schandkleid, Kerzen in den Händen, auf solche Art sich und ihren Nachkommen untilgbaren Schimpf zufügend.

Um dieses Geschehnis allen Sündern ins Gedächtnis zurückzurufen, hatte die Inquisition die Stadt Tarragona ausersehen für das Autodafé des Abate.

Nach langer, umständlicher Reise trafen Goya und Agustín in Tarragona ein, sehr rechtzeitig. Sie stiegen in einer einfachen Posada ab, und Francisco meldete sich im erzbischöflichen Palais, im Palacio del Patriarca. Er wurde aber nur von einem Vikar empfangen. Der erklärte, das Autodafé werde am übernächsten Tage stattfinden, im großen Beratungssaale des erzbischöflichen Palais, und trocken fügte er hinzu, es werde dem Herrn Ersten Maler des Königs sicherlich von Nutzen sein, dem Schauspiel beizuwohnen.

Francisco war nie in Tarragona gewesen. Er und Agustín besichtigten die Stadt, die ungeheuern Mauern, die Zyklopenwälle, lange vor der Römerzeit errichtet, die zahllosen römischen Altertümer und die Kathedrale, die herrliche, uralte, mit ihren Kreuzgängen und Toren, mit ihren römischen Säulen und heidnischen Skulpturen, die naiv ins Christliche umgemeißelt waren. Goya hatte seine Freude an den Späßen, die sich da und dort ein längst verwester Bildhauer gemacht hatte. Lange und schmunzelnd stand er vor der gemeißelten Geschichte jener Katze, die sich scheintot von den Mäusen zu Grabe tragen läßt, um dann, als sich ihrer genügend viele versammelt haben, über sie herzufallen. Wahrscheinlich hatte die Geschichte seinerzeit, als der alte Künstler sie in den Stein metzte, ihren gar nicht so harmlosen Nebensinn gehabt. Goya zog das Schreibheft hervor und zeichnete auf seine Art die Geschichte von der Katze.

Er ging mit Agustín zum Hafen, in die Lagerhäuser. Tarragona war weit berühmt für seine Weine, seine Nüsse, sein Marzipan. In einem riesigen Raum sortierten Mädchen Nüsse aus, sonderten die guten von den tauben, warfen die tauben unter den Tisch, die guten in Körbe auf ihrem Schoß. Die Arbeit ging ihnen mechanisch und überaus schnell von der Hand, sie schwatzten dazu, lachten, sangen, ja rauchten. Es waren ihrer wohl an die zweihundert, der große Raum rauschte von Leben, Goya vergaß das Autodafé, zeichnete.

Am andern Tage dann, des Morgens, stellte er sich im Beratungssaale des Palacio del Patriarca ein. Der Saal war groß, modern, nüchtern. Von den Geladenen schienen die meisten aus Tarragona oder aus der nahe gelegenen Hauptstadt Kataloniens, Barcelona. Daß man Francisco aus dem fernen Madrid herbeizitiert hatte, schien bedrohlich, man betrachtete ihn mit scheuer Neugier, niemand richtete das Wort an ihn.

Das Tribunal hielt seinen Einzug. Die Standarte, das grüne Kreuz, die düstern Roben der geistlichen Richter, der ganze finstere Pomp stach seltsam ab von der modernen Einrichtung des Saales und der nüchtern zeitgenössischen Kleidung der Gäste.

Der Abate wurde hereingeführt. Goya hatte erwartet, er werde das gelbe Sünderhemd tragen, den Sambenito, aber – auch das war wohl eine Konzession, die man der Regierung hatte machen müssen – Don Diego trug einen bürgerlichen Anzug, einen nach Pariser Mode geschnittenen, und er war sichtlich bemüht, sich das Ansehen eines eleganten, ruhigen Herrn zu geben. Als er indes auf das Podium des Angeklagten geführt und in das niedere Holzgatter eingesperrt wurde, da, angesichts des düstern Prunkes und der eigenen Schmach, begann das Antlitz des Abate zu zucken, es wurde schlaff, es zerlöste sich, und der zynische Herr in der Einschließung seines hölzernen Zaunes und vor dem großartig gefährlichen Tribunal wirkte in seinem Alltagsanzug genauso kläglich, wie wenn er im Sambenito gesteckt wäre.

Der Prior der Dominikaner begann seine Predigt. Goya verstand nicht, bemühte sich auch nicht zu folgen: er schaute. Und wiewohl dieses Tribunal soviel weniger Prunk und Macht entfaltete als damals das Gericht über den Olavide in der Kirche San Domingo El Real, war es nicht weniger finster und beklemmend. Denn was immer Lucía und Manuel mit dem Großinquisitor vereinbart hatten und ob Don Diego zu einer milden oder einer strengen Strafe verurteilt wurde, auch hier – das Gesicht des Abate offenbarte es – wurde ein Mensch vernichtet. Von einer so furchtbaren Demütigung, wie sie dieser Mann hier erlebte, erholte sich keiner mehr, und wenn er sein Herz mit noch soviel Skepsis, Vernunft, Tapferkeit umkrustet hatte. Und wenn er einmal, nach Jahren,

sollte freigelassen werden, wird er den Makel des verurteilten Ketzers tragen, die Spanier werden sich mit Abscheu von ihm kehren.

Es hatte mittlerweile die Verlesung des Urteils begonnen. Auch dieses Mal dauerte sie lange. Fasziniert und mit Grauen schaute Goya zu, wie das Antlitz des Abate mehr und mehr zerweste, wie ihm die weltmännische, geistreiche Maske vollends abfiel und wie dahinter sichtbar wurde die Erniedrigung, die Verzweiflung, die Qual der Kreatur.

Dieser Abate hatte seinerzeit der Vernichtung des Olavide zugeschaut in der Kirche San Domingo, jetzt stand er eingesperrt auf der Schandbühne des Palacio del Patriarca, und er, Goya, schaute zu: wird nicht einmal er selber vor einem solchen grünen Kreuze stehen, vor solchen Kerzen, vor einem solchen feierlich drohenden Tribunal, in einem Holzgatter? Goya spürte, wie von neuem die Dämonen ihm näher kamen, nach ihm griffen. Sah geradezu leibhaft, was hinter der Stirn des gehetzten Abate vorging. Da war kein Gedanke mehr an die geliebte Frau, kein Gedanke mehr an ein mögliches Glück in der Zukunft, an die vollbrachte Leistung und an die zu vollbringende, da war nur das klägliche, abgründige, ewige Elend der Minute. Vergeblich sagte sich Goya, was da vor sich gehe, sei nichts als dummes Theater, eine gespenstische Posse mit abgekartet mildem Ausgang. Ihm war, wie ihm als Knaben zumute gewesen war, der den Coco, den Popanz, den Schwarzen Mann, anzweifelte und erdrückende Angst verspürte, wenn er kam.

Und nun schwor der Abate ab. Den Mann in seinem eleganten, modernen Anzug vor dem schwarzverhängten Kreuz knien zu sehen, die Hand auf der aufgeschlagenen Bibel, war noch grauenvoller als damals das Schauspiel des büßenden Olavide in seinem Sünderkleid. Der Priester sprach ihm vor, und der Abate wiederholte die entsetzlichen, demütigenden Formeln.

Ehe er sich’s versah, war die heilige Handlung zu Ende, der Armesünder wurde weggeführt, die Gäste entfernten sich. Man ließ Goya gefährlich allein. Etwas schwankenden Schrittes, unsicher in seiner Taubheit, sonderbar benommen, ging er aus dem Dämmer des Raumes.

Agustín saß in der Posada, gegen seine Gewohnheit vor einer Flasche Wein. Er fragte, zu welcher Strafe der Abate verurteilt sei. Goya wußte es nicht, er hatte es nicht verstanden. Aber der Wirt konnte bereits berichten, Don Diego sei zu drei Jahren Einschließung in einem Kloster verurteilt. Der Wirt schien ein heimlicher Liberaler, voll Verehrung für den Herrn Ersten Maler, er war beflissen, doch auch er sonderbar scheu, beinahe mitleidig. Er erzählte von einem ungewöhnlich guten Wein, dreizehnjährigem, von dem er nur mehr sieben Flaschen habe, für sich selber und für besonders zu ehrende Gäste, er brachte eine dieser Flaschen. Goya und Agustín tranken schweigsam.

Auch auf der Rückreise sprachen Francisco und Agustín nicht viel. Nur einmal ging Goya aus sich heraus, unvermutet, und sagte mit einer Art grimmiger Genugtuung: »Da siehst du es, wohin es führt, wenn man sich auf Politik einläßt. Hätte ich es gemacht, wie ihr es wolltet, dann wäre ich längst verfault in den Kerkern des Heiligen Offiziums.«

Doch in seinem Herzen plante
Er: jetzt grade wird das Heil'ge
Tribunal er malen, wird es
Zeichnen in der Stille seiner
Werkstatt, der Ermita, wird die
Inquisition so zeichnen,
Wie sie wirklich ist, die Pfaffen,
Die Frailucos, wie sie satt und
Lustvoll zuschaun, wenn ihr Sünder
Qualvoll in der Falle sich ver-
Zappelt. Auch den Garrotierten
Wird er nochmals zeichnen, wahrer
Zeichnen. Auch El Coco wird er
Zeichnen, das Gespenst, den Kinder-

Schreck, den Alptraum, jenen Schwarzen
Mann, den es nicht gibt und den es
Doch gibt.

15

Als er in Madrid anlangte, sagte ihm sein Sohn Javier, die Herzogin von Alba habe nach ihm geschickt. Sie wohne wieder in ihrem Palacete Buenavista in Moncloa; es lag aber Goyas neues Haus, die Quinta, sehr nahe diesem kleinen Landsitz. Francisco wußte nicht, ob und wieweit Javier unterrichtet war von seinen Beziehungen zu Cayetana. Er bezwang sich, er schluckte, er sagte möglichst beiläufig: »Danke, mein Junge.«

Er hatte geglaubt, die unheimliche Herrschaft Cayetanas über ihn sei zu Ende; nur Bilder seien geblieben, Träume, gute und bedrohliche, doch immer an der Kette der Vernunft. Das war auch so gewesen, solange sie in Italien war, durchs Meer von ihm getrennt. Nun er sie aber mit einem kurzen Gang erreichen konnte, war die Kette, an die er die Träume gelegt hatte, zerrissen.

Er meldete sich nicht bei Cayetana. War beinahe immer in der Ermita, in seinem einsamen Atelier. Versuchte zu arbeiten. Aber die Gesichte von Tarragona waren verblaßt. Nur die furchtbaren Träume von Sanlúcar waren da. Er saß hilflos, voll elender Sehnsucht, in der Glocke seiner Stummheit.

Plötzlich stand Doña Eufemia vor ihm. Schwarz und würdig stand sie da, unverändert, erfüllt von höflichem Haß, trotz ihres alterslosen Aussehens uralt. »Die Jungfrau beschütze Euer Exzellenz«, sagte sie. »Sie machen es einem nicht leicht, Ihnen eine Botschaft zu überbringen«, und mißbilligend schaute sie sich um in dem ärmlichen, schlecht aufgeräumten Atelier. Er wußte nicht, ob er sie verstanden hatte, er war zu erregt. »Sie müssen mir aufschreiben, was Sie mir zu sagen haben, Doña Eufemia«, antwortete er heiser. »Ich höre nämlich noch schlechter als früher, ich bin sozusagen stocktaub.« Doña Eufemia schrieb ihm ihre Botschaft auf; während sie schrieb, meinte sie: »Ich habe es Ihnen immer gesagt, Herr Erster Maler, daß es nicht gut ausgehen kann, wenn Sie so viel höllisches Zeug machen.« Er antwortete nicht. Las die Botschaft,

aufmerksam. Erwiderte, er erwarte also Doña Cayetana morgen abend um halb acht Uhr. »Hier in dem Atelier an der Calle San Bernardino«, sagte er, sehr laut.

Er zog sich besonders sorgfältig an für diesen Abend, und er verhöhnte sich selbst. Er war lächerlich mit seinem eleganten Anzug in diesem Atelier, das schlampig und kärglich möbliert war wie in den Zeiten seiner Armut, ein Raum nur zum Arbeiten und Experimentieren. Warum hatte er Cayetana gerade hierher bestellt? Es war eine läppische, jungenhafte Herausforderung, er hatte es gewußt, das Gesicht Doña Eufemias hatte es ihm bestätigt, und er hatte es doch getan. Und wird sie überhaupt kommen? Wußte sie, hatte sie sich klargemacht, wie er sich verwandelt hatte? Wird ihr's die Dueña nicht sagen, daß er ein tauber, grämlicher, alter Mann geworden ist, versponnen in kauzige Träume?

Es war halb acht, es war zehn Minuten später. Wer nicht kam, war Cayetana. Er überlegte, wie ihr Leben in der Zwischenzeit gewesen sein mochte, mit dem hoffnungslos verliebten, sie stumm bedrängenden Peral, mit italienischen Kavalieren, die noch frivoler waren als die spanischen. Er lief zur Tür, schaute vor die Tür, vielleicht stand sie da und klopfte und hatte vergessen, daß er nicht hörte, da sie ja immer nur mit sich selber befaßt war. Er ließ die Tür ein wenig offenstehen, damit Licht hinausfalle. Es war acht Uhr, und sie war nicht da, und nun kam sie bestimmt nicht mehr.

Fünf Minuten nach acht kam sie, verspätet wie immer. Sie nahm den Schleier ab, schweigend, sie stand vor ihm vollkommen unverändert, das reine, ovale Gesicht wunderbar hell über dem kleinen, schlanken, schwarzgekleideten Leib. Sie standen und schauten einander an, und es war wie damals, da er sie gesehen hatte auf ihrer Estrade, und ihr großer Streit war nicht gewesen.

Auch in den nächsten Tagen, Wochen, Monaten war alles wie früher. Vielleicht sprachen sie weniger, aber hatten sie sich nicht von Anfang an durch Mienen und Gesten besser verständigt als durch Worte? Worte hatten es immer nur schlimm gemacht. Übrigens verstand er sie leichter als jeden sonst, er konnte ihr alles von den Lippen ablesen, ihm war, als hätte seine Erinnerung ihre harte, kindliche Stimme treuer bewahrt

als die aller andern; jederzeit konnte er vor sein inneres Ohr den genauen Klang rufen jener letzten Worte, die sie zu ihm gesprochen hatte, nicht wissend, daß er sie hörte.

Sie gingen ins Theater, wiewohl er die Musik und den Dialog nur mehr sehen konnte, sie gingen in die Schenken der Manolería, und sie waren willkommen wie früher. »El Sordo – der Taube« hieß er überall. Aber er störte einen nicht durch grämliche Betrachtungen über seinen Mangel, er lachte mit den andern, wenn ihm ein komisches Mißverständnis unterlief, und er mußte wohl ein ganzer Kerl sein, sonst hielte nicht die Alba zu ihm.

Seine Erinnerungen waren nicht tot, er wußte um Cayetanas tückische Untiefen, aber die Träume lagen gut an der Kette. Gerade nachdem er hatte hinunter müssen in die atemraubende Tiefe, genoß er's, daß er wieder im Lichte war. Niemals hatte er sie mit solcher Verzückung genossen wie jetzt, und sie gab ihm seine Berauschtheit zurück.

Er spürte kein Verlangen mehr, sie zu malen, und sie bat ihn nicht mehr darum. Seine großen Porträts von ihr waren unwahr, sie gaben nur die Oberfläche, aber er wußte, was darunter lag, er hatte es gesehen, und in seinem Elend und in seiner Einsamkeit hatte er es gemalt und gezeichnet, und das war die Wahrheit gewesen, seine Medizin, seine Heilung. Sie hatte ihm das Bitterste angetan, was einer dem andern antun kann, voll unschuldiger Tücke und lasterhafter Unwissenheit, aber sie hatte ihm auch das Mittel gegeben, das nicht nur Medizin war, sondern ihn stärker machte als vorher.

Um diese Zeit malte Goya viele Porträts, mit leichter Hand, nicht eben schlampig, doch so, wie er's Jahre vorher auch hätte tun können, und er und Agustín wußten, er konnte jetzt Besseres. Er malte viele schöne Frauen, mit einer fröhlichen Sinnlichkeit, die ihre Schönheit strahlender machte. Er malte Herren des Hofes, der Armee, reiche Bürger, und sie schienen bedeutender, ohne daß er ihre Schwächen unterschlagen hätte. Seine Porträts brachten ihm neuen Ruhm und neues Geld, und Hof und Stadt waren überzeugt: es gab in Europa keinen größeren Maler als den tauben Francisco Goya.

Seinen Sohn Javier verwöhnte er weiter. Nahm leidenschaftlichen Anteil an allem, was der junge Mensch trieb. Hieß ihn in die Schule Ramón Bayeus gehen, auf daß er

nicht manieriert werde in seinem eigenen Unterricht. Nahm die Kunsturteile Javiers wichtig. Häufig, wenn ihn Cayetana in seinem weiten, kahlen Haus, in der Quinta, besuchte, ließ er Javier zugegen sein. Das waren große Stunden für diesen. Sie behandelte ihn halb als Knaben, halb als jungen Kavalier. Gab ihm auf unmerkliche, liebenswürdige Art Unterweisung, was er tun und was er lassen solle. Dämpfte seine Sucht, sich übertrieben zu kleiden. Brachte ihm Geschenke mit, Berlocken, Handschuhe, einen Ring, und erzog ihn, die prunkvoll grellen Gegenstände, die er zu tragen und mit denen er sich zu umgeben liebte, durch edlere, geschmackvollere zu ersetzen. Er genoß den Vorteil ganz aus, in den Kreis der ersten Dame des Reiches aufgenommen zu sein, und die offen zur Schau getragene enge Freundschaft der Herzogin von Alba mit seinem Vater bestätigte ihm dessen überragende künstlerische Bedeutung.

Um diese Zeit fand sich der Reeder Sebastián Martínez aus Cádiz in Madrid ein und suchte Goya auf. Er verständigte sich mit Goya auf schriftlichem Wege; fasziniert schaute Francisco zu, mit welcher Schnelligkeit lange, gewundene Sätze unter den hurtigen Fingern des großen Kaufmanns entstanden, und er bedauerte beinahe, nicht mehr Sorgfalt auf die Wiedergabe dieser Hände gelegt zu haben.

Schließlich schrieb ihm Señor Martínez auf: »Man hört, Sie haben in Cádiz und in Sanlúcar nicht nur Bilder für die Santa Cueva gemalt. Man hört von einer Venus. Bin ich unbescheiden, wenn ich Sie bitte, mir eine Kopie dieser Venus herzustellen?« Er kicherte, während er schrieb, dann hielt er Goya das Geschriebene hin. »Sie sind unbescheiden, Señor«, antwortete Goya. Hurtig schrieb Señor Martínez weiter: »Ich biete 50 000. Für eine Kopie.« Er unterstrich Kopie, er hielt das Geschriebene Goya hin, doch bevor dieser antworten konnte, zog er’s zurück und fügte flink hinzu: »Bin ich noch unbescheiden?« – »Sie sind unbescheiden, Señor«, wiederholte Goya. »100 000«, schrieb Martínez, machte die Nullen sehr groß, die Eins noch größer, und fügte wieder geschwind hinzu: »Noch unbescheiden?« – »Ja«, sagte schlicht Goya. Señor Martínez zuckte betrübt die Achseln und meinte, diesmal nicht schreibend, sondern artikuliert sprechend: »Sie sind sehr schwierig, Exzellenz.«

Señor Martínez machte der Herzogin von Alba seine Aufwartung. Sie lud ihn zu einem Fest. Das Fest dehnte sich lange aus. Es wurde dabei der »desmayo« getanzt, der Tanz des Schmachtens und der Ohnmacht, wobei erst der Tänzer, dann die Tänzerin dem Partner schlaff, mit Hingabe, geschlossenen Auges an die Brust fiel. Später führte man auch die »Marcha China« aus. Bei diesem »Chinesischen Marsch« krochen zuerst die Tänzer auf allen vieren durch den Saal, dann bildeten die Tänzerinnen eine »Chinesische Mauer«. Nebeneinander stehend beugten sie sich vor, bis die Hände den Boden berührten, und die Tänzer krochen unter der Reihe der Frauenarme durch; dann die Tänzerinnen unter den Männerarmen.

Cayetana nahm an beiden Tänzen teil, den »desmayo« tanzte sie mit dem Marqués de San Adrián, die »Marcha China« mit Señor Martínez. Francisco sah dem ekeln Schauspiel zu, und er mußte denken an den »Aquelarre«, den er gezeichnet hatte, an den Riesenlärm, das Mordsgaudium, den Hexensabbat, auf dem er den gewaltigen Bock dargestellt hatte, wie er auf seinen Hinterbeinen aufrecht hockt, das tanzende Hexengelichter segnend, und die blühende Anführerin des Gelichters ist Cayetana.

Allein der trübe Unmut, der Francisco füllte, war fern jener sinnlosen Wut, die er damals verspürt hatte, bei Cayetanas Fandango. Jetzt, da er Cayetana, San Adrián, Martínez und ihre andern Freunde auf diese läppische und gemeine Art über den Boden kriechen sah, erkannte er viel tiefer als mit dem bloßen Verstande, spürte er mit seinem ganzen Wesen, wie viele widerspruchsvolle Eigenschaften gleichzeitig in einem Menschen sein können, in jedem Menschen sind. Diese Frau, er wußte es, er hatte es erlebt, konnte voll Hingabe sein, zärtlich, leidenschaftlich, selbstlos wie keine zweite. Sie konnte sagen: »Ich liebe immer nur dich«, mit einer Stimme, die einen vergehen machte und die durch die Glocke der Stummheit drang, die über einen gestülpt war, und hier kroch sie auf dem Boden herum, ordinär, zotig spaßhaft, mit einem Lachen, dessen gekitzelte Schrillheit er sah, daß es spitz durch seine Taubheit stieß. So war sie nun einmal. So war ein jeder. So war er selber. Er stieg auf in den reinsten Himmel und tauchte hinunter in den schmutzigsten Schlund. Er entzückte sich hell und rein an der

zauberischen Tönung der Farben und schmiß den Pinsel beiseite und ging hin, ohne ihn zu waschen, und warf sich mit heißer Brunst über eine Hure. So ist der Mensch gemacht. Man frißt Olla podrida und begeistert sich an Velázquez und glüht in der eigenen Kunst und wälzt sich auf einem schmutzigen Bett mit einem Fünf-Realen-Mensch und zeichnet die Dämonen und überlegt, ob man dem Dávila tausend Realen mehr für das Porträt abnehmen soll.

Von dem Feste fort, in der Nacht, ging er in seine Ermita.

Hier, in der ungeheuren Stille, setzte er sich mit Cayetana de Alba auseinander, ein überletztes Mal, wissend, daß sie die einzige war, die er je geliebt hatte und je lieben wird.

Die Kerzen rissen immer neue Teile des großen Raumes in ihr unsicheres Licht, und aus den tanzenden, wachsenden, schrumpfenden Schatten an der Wand wurden ihm Gesichter der Alba. Alle bösen Gesichter der Alba, die er je gesehen hatte, sah er von neuem, die höhnisch grinsenden, hexenhaften, verderberischen, doch auch die andern, die in Liebe sich hingebenden, die sich in Leidenschaft zerlösenden, und: Nicht vergessen! Die andern nicht vergessen! befahl er sich.

Er trachtete, ihr gerecht zu werden. Durfte nicht auch sie ihre Dämonen haben? Und Freude an diesen Dämonen? Möchte er selber ohne seine Dämonen leben? Das Leben wäre langweilig ohne sie; man würde werden wie Miguel. Er, Francisco, hatte seine Dämonen an der Kette, er konnte sein Böses und sein Ordinäres zeichnen. Cayetana hatte die ihren nicht an der Kette, nicht einmal beschreiben konnte sie ihre tote Zofe Brígida, geschweige denn sie aufs Papier werfen. Also mußte sie ihr Böses und Ungereimtes in Worten und Taten auslassen, mußte tun, was die tote Brígida ihr einflüsterte. Darum hatte sie den Desmayo tanzen müssen und die Marcha China. Oft war sie Cayetana, dann wieder Brígida.

Er schloß die Augen, und er sah sie, Cayetana und Brígida in einem. Und er zeichnete sie, ihre letzte Wahrheit, und seine letzte Wahrheit. Zeichnete den Traum, die Lüge, die Flatterhaftigkeit.

Da lagerte sie lieblich, und er gab ihr, der einen Frau, zwei Gesichter. Das eine ist einem Manne zugekehrt, der sie selbstverloren umfaßt hält, und der Mann trägt unverkennbar seine, Franciscos, Züge.

Doch das andere Gesicht, auch
Dieses schön, doch herrisch, schaute
Heischend harten Auges in die
Andre Richtung, äugelte mit
Andern Männern. Und die eine
Hand der zwiegesicht'gen Frau blieb
Ganz dem einen, dem verliebten
Manne willig überlassen,
Doch die andre Hand empfing die
Botschaft einer zwiegesicht'gen
Brígida, dieweilen eine
Zweite, dicke Brígida ver-
Schmitzt den Finger an die Lippen
Hielt. Und vor der Liegenden und
Um sie kroch es, wand es sich, Ge-
Zücht, sich schlängelnd, lauernd, Kröten,
Vipern, grinsend breit ein Dämon.
Aber ferne, in der Höhe,
Leicht und luftig, unerreichbar,
Leuchtete ein Schloß, gebaut wohl
Aus den Träumen des verliebten
Narren.

16

Es befand sich im Manzanares-Tale, im Bereich der Casa del Campo, wo der König zu jagen pflegte, in der Florida eine kleine, dem Heiligen Antonius von Padua geweihte Kirche. Sie lag dem König am Wege, wenn er, von der Jagd zurückkehrend, seine Abendandacht verrichten wollte. Nun war sie verfallen, und Don Carlos, der gerne baute, gab dem Architekten Ventura Rodríguez Auftrag, sie umzubauen. Señor Rodríguez liebte die heitern, prächtigen Bauwerke, wie sie in den sechziger und siebziger Jahren üblich gewesen waren. Er schlug vor, aus der Ermita de San Antonio de la Florida ein Schmuckkästchen zu machen, und Don Carlos war sogleich damit einverstanden. Francisco Goya hatte seinerzeit die hübschen, fröhlichen Gobelins gemacht; er war der rechte Mann, die kleine Kirche auszumalen.

Francisco freute sich des Auftrags. Daß der fromme König gerade ihn, nachdem er so bedrohlich zu dem Autodafé geladen worden war, mit der Schmückung seiner Lieblingskirche betraute, war ein guter Schild gegen weitere Angriffe des Großinquisitors. Andernteils fühlte er sich, wenn er Religiöses malen sollte, immer etwas unbehaglich. »Gewiß«, sagte er zu Cayetana, »wer sein Handwerk versteht, kann alles malen. Aber im Malen von Heiligen bin ich nun einmal nicht sehr gut. Den Teufel kann ich ausgezeichnet porträtieren, ich habe ihn oft gesehen, aber die Heiligen selten.«

Darstellen sollte er eines der Hauptwunder des Heiligen Antonius. Da war ein Unschuldiger einer Mordtat bezichtigt worden, und der Heilige erweckte den Ermordeten zum Leben, daß er Zeugnis ablege für die Unschuld des Verklagten.

Francisco hatte aus einer Zeit schweren Unmuts und Ungemachs zurückgefunden in ein heiter leichtes Leben, die Darstellung von Mordtaten und Erhabenem reizte ihn nicht. Allein er fand eine Lösung.

Brav in die Kuppelwölbung malte er das Wunder. Da steht in seiner Franziskanerkutte der Heilige Antonius, hager, vor einem grauen Himmel, er neigt sich

vor mit dringlicher Gebärde, und schauerlich aus seiner Starrheit hebt sich der halbverweste Leichnam, und fromm und selig breitet der Unschuldige die Arme aus. Dieses Wunder aber vollzieht sich vor zahlreichen Zuschauern, und sie, die Zuschauer – das war die Lösung –, malte Goya mit besonderer Liebe. Der Heilige, der Tote und der Unschuldige wurden ihm zu Requisiten, der zuschauenden Menge gehörte seine ganze Teilnahme. In diese Menge hinein malte er die Stimmung, in welcher er jetzt lebte, seine neue, fröhliche, wissende, erfahrene Jugend.

Es sind keine Zeitgenossen des Heiligen Antonius, welche Goya da malte, es sind eher Madrilenen seiner eigenen Umgebung, richtige Madrilenen, viele wohl aus der Manolería. Auch erweckt das Wunder in ihnen nicht eben fromme Gefühle, eher betrachten sie es als eine großartige Stierhetze, als ein Auto sacramental ersten Ranges. Sie lehnen, diese Zuschauer, bequem an einer Balustrade, die prunkvoll behängt ist mit einem Mantón, einige Lausbuben reiten und klettern gar auf der Balustrade herum. Sie schwatzen miteinander, diese Madrilenen, machen sich einer den andern auf die Vorgänge aufmerksam. Einige sind angeregt und schauen sachverständig zu, ob der schon Verwesende auch wirklich lebendig wird, andere sind ziemlich unbeteiligt, flirten, erzählen sich Geschichten, die nicht notwendig mit dem Wunder zu tun haben. Um den Unschuldigen kümmert sich keiner.

In die Eingangswölbung aber, in die Kuppelbögen und Fensterlunetten malte Goya Cherubim und andere Engelsgestalten. Es sind ungewöhnlich hübsche, weibliche Engel mit vollen, wollüstigen Gesichtern, sie sind sehr bekleidet, gemäß den Vorschriften der Inquisition, aber bemüht, ihre körperlichen Vorzüge ins Licht zu stellen. Diese Engelinnen malte Goya mit hohem Vergnügen. Außer den Flügeln gab er ihnen nichts Engelhaftes, wohl aber gab er ihnen jene anonymen und dennoch sehr kenntlichen Gesichter, wie nur er sie zu malen verstand, Gesichter von Frauen, ihm und manchem andern sehr vertraut.

Goya wandelte sich, da er die Ermita de San Antonio ausmalte, zurück in den sorglosen, übermütigen Goya der ersten Jahre bei Hof, als er mit grenzenloser Lust

teilgenommen hatte an dem unbeschwerten Leben ringsum. Die Taubheit war ihm nichts als ein kleines, wenig störendes Ärgernis, er war wieder der als Hofherr verkleidete Majo, laut, farbig, voll von prahlerischem Leben. Ein letzter Schimmer seiner heitern, unbekümmerten Vergangenheit leuchtete ihn an. Die Fresken dieser Ermita wurden neue Gobelins, doch gemalt von einem, der sehr viel mehr konnte und sehr viel mehr wußte um Farbe, Licht, Bewegung.

Die kleine Kirche lag der Quinta Goyas nahe, und nahe dem Palacete Buenavista. Cayetana kam häufig herüber von ihrem Landsitz, ihm bei der Arbeit zuzuschauen. Auch Javier kam oft, Agustín war beinahe immer da, es kamen noch andere der Freunde Goyas, Granden und Grandinnen sowohl wie Leute aus den Schenken der Manolería. Die Arbeit ging Goya schnell von der Hand. Alle waren fröhlich erstaunt, mit anzuschauen, wie frisch und behende Francisco auf den Gerüsten herumkletterte und wohl auch auf dem Rücken liegend malte. Es war verblüffend mitzuerleben, wie aus dem Nichts diese laute, bunte Menge entstand, diese drallen, muntern Cherubim, diese zur Lust reizenden Engelinnen.

Zwei Tage, nachdem Goya gemeldet hatte, das Werk sei fertig, besichtigte der König, mit Gefolge von der Jagd kommend, seine neue Kirche.

Da standen diese Herren und Damen in Jägerkleidung in der kleinen, nicht eben gut belichteten Kirche, die aber hell und fröhlich wurde durch das heitere Getümmel der Goyaschen geflügelten und ungeflügelten Madrilenen. Ein wenig erstaunt waren die Granden und Grandinnen über die höchst weltliche Darstellung des heiligen Geschehnisses. Aber hatten nicht auch andere Meister, ausländische freilich, erhabene Vorgänge zuweilen sehr bunt und heiter dargestellt? Sie selber, die vornehmen Beschauer, hatten in den letzten Monaten viele Sorgen; es gefiel ihnen, daß sich dieser taube, alternde Mann mit solchem Elan zur Lust des Lebens bekannte. Es war angenehm, zurückzutauchen in jene Jahre, da man sich selber so aufgeführt hatte wie diese Engel und dieses lustige Volk. Im Grunde war es ja auch eine glückselige Angelegenheit, welche auf diesen Fresken vor sich ging, es geschah selten genug, daß ein unschuldig

Verurteilter durch das Dazwischentreten eines Heiligen gerettet wurde, es war erfreulich, ein so heiteres Wunder mit anzuschauen, und vielleicht tat der liebe Gott auch an uns ein Wunder und erlöste uns vom Krieg, von den Franzosen und von den ewigen finanziellen Nöten.

So dachten sie und hätten gerne gelobt. Aber sie warteten auf eine Äußerung des Monarchen und schwiegen. Sie mußten lange schweigen, und man hörte nichts als durch das geöffnete Kirchentor den gedämpften Lärm einer sich sammelnden Menge und das Wiehern der stampfenden Pferde.

Carlos ließ sich Zeit. Er wußte nicht recht, was er aus dieser Malerei machen sollte. Er war kein Griesgram, er liebte einen Spaß, er wollte auch seine Frömmigkeit und sein Gebet nicht zu düster haben, er hatte im Prinzip nichts einzuwenden gegen helle, fröhliche Gesichter und Gewänder in der Darstellung religiöser Vorgänge, und hatte er nicht selber angeordnet, daß seine Kirche heiter sei? Aber was da sein Erster Maler gemacht hatte, war das nicht doch zu unheilig und frivol? Diese Engelinnen waren so gar nicht engelhaft. »Die da mit den zusammengeklappten Flügeln, die kenn ich doch«, sagte er auf einmal. »Das ist doch die Pepa! Und die da, das ist doch die Rafaela, die erst das Verhältnis hatte mit dem Acros und die dann von dem jüngern Colomero ausgehalten worden ist und die jetzt so oft im Polizeibericht vorkommt. Mein lieber Don Francisco, solche Engel, die gefallen mir nicht. Ich weiß schon, Kunst veredelt. Aber die Rafaela, die, scheint mir, haben Sie nicht genügend veredelt.« Die laute Stimme des Königs füllte die kleine Kirche und klang allen wie Gewitter, nur nicht Francisco, denn der hörte sie nicht. Er reichte dem König sein Heft hin, und: »Ich bitte demütig um Verzeihung, Sire«, sagte er, »aber würden Sie geruhen, mir die Worte Ihrer Allerhöchsten Anerkennung aufzuschreiben?«

Doña María Luisa griff ein. Es war natürlich richtig: dieser Engel mit den eingezogenen Flügeln glich der Person, der Pepa, und der andere, der mit den aufgespannten Flügeln, erinnerte einen an die stadtbekannte Rafaela, und Goya hätte sich andere Modelle aussuchen können. Aber es waren schließlich keine Porträts, es

waren nur Ähnlichkeiten, man konnte unter dem himmlischen und irdischen Volk der Fresken so viele Ähnlichkeiten entdecken, wie man wollte, das war nun einmal so Goyas Art, und eigentlich war es schade, daß er nicht auch sie selber, Doña María Luisa, in das Fresko hineingenommen hatte. Wenigstens stand jetzt die Pepa neben der Hure Rafaela. Überdies fühlte sich María Luisa durch das Deckengemälde erinnert an eine ähnliche Malerei des Correggio in Parma, und an ihr liebes Parma dachte sie immer gerne. »Da haben Sie wieder ein Meisterwerk geschaffen, Don Francisco«, sagte sie sehr artikuliert. »Gewiß, Ihre Engel und einige Männer und Frauen unter Ihren Zuschauern führen sich ein bißchen sehr lustig auf, da kann ich dem König nur beipflichten, aber die Engel und die Menge haben sich eben berauscht am Anblick des Wunders.«

Da María Luisa das Werk billigte, war sogleich auch Don Carlos besänftigt. Er schlug Goya freundlich auf die Schulter. »Das muß anstrengend gewesen sein«, meinte er, »immer da oben herumzuklettern und zu malen. Aber ich weiß ja, Sie haben Schmalz in den Knochen.« Und alle jetzt, die Granden und die Geistlichen, rühmten das Werk Franciscos.

Draußen mittlerweile hatte sich Volk aus dem Manzanares-Tal gesammelt, um die Abfahrt des Königs und seines Gefolges mit anzusehen. Sie grüßten den König und jubelten ihm zu. Goya war unter den letzten, welche die Kirche verließen, viele erkannten ihn und brachen bei seinem Anblick in neues, großes Geschrei aus. Goya sah, daß sie jubelten, er wußte, daß man ihn gern hatte in seinem Madrid, er merkte, daß diese letzten Rufe ihm galten. Er war in Galatracht, den dreieckigen Hut trug er unterm Arm. Er setzte ihn auf und nahm ihn wieder ab, wie das üblich war, um die Grüße zu erwidern, und er sah, daß ihm die Menge noch lauter zuschrie.

Sein Wagen fuhr vor, er fragte seinen Bedienten Andrés, was denn die Leute geschrien hätten. Andrés, der seit Goyas Ertaubung weniger mürrisch und viel beflissener geworden war, bemühte sich, die Worte sehr deutlich zu artikulieren. Sie hatten aber geschrien: »Es lebe der Heilige Antonius! Es lebe die Allerheiligste

Jungfrau und ihr ganzer himmlischer Hofstaat! Es lebe Francisco Goya, der Hofmaler des Heiligen!«

In den nächsten Tagen fuhr ganz Madrid in die Florida, um sich Goyas Fresken zu beschauen. Ein Regen von Ruhm ging auf ihn nieder. Man sprach und schrieb ekstatisch von Goyas neuer Schöpfung. »Es sind in der Florida zwei Wunder zu sehen«, schrieb der Kunstkritiker Iriarte, »eines des Heiligen Antonius, eines des Malers Francisco Goya.«

Höchlich aber mißbilligte Goyas Malerei der Großinquisitor Reynoso. Da hatte man den Ketzer nach Tarragona geladen, und nun war er noch frecher als vorher. »Wenn er Heilige malt«, grollte der Inquisitor-Kardinal, »malt er die sieben Todsünden mit und macht sie reizvoller als die Tugenden.« Am liebsten hätte er den Sünder verhaftet und die Kirche geschlossen. Aber dieser Goya war schlau. Nichts Nacktes war zu sehen, nichts greifbar Unsittliches, und der König wie die Menge waren leider blind vor den Subtilitäten des Lasters und der Gottlosigkeit.

Ja, die Leute von Madrid hatten ihre Freude an den Fresken. Die Majos aus den Schenken, Goyas Freunde, die Kleinbauern und die Wäscherinnen des Manzanares-Tales hatten sie als die ersten gesehen, sie verbreiteten ihren Ruhm, und nun kam alles Volk von Madrid, um sich das Wunder des beliebten Heiligen zu betrachten. Sie fühlten sich eins mit denen an der Balustrade; genauso hätten sie selber sich benommen, wenn sie Zeugen des Wunders gewesen wären. So liebten sie ihre Religion, lebendig, erregend, schauhaft, so wie die an der Balustrade spürten sie bei den großen Prozessionen und Autodafés, durchaus *eines* waren sie mit dem lustigen, farbigen Gewimmel, mit welchem ihr Maler die Kirche erfüllt hatte. Sie selber hatte er gemalt, und sie dankten es ihm.

An einem der nächsten Tage, um die Mittagsstunde, da die Florida wegen der Hitze ohne Besucher war, ging Goya hin, um sich die vollendeten Fresken ungestört anzusehen. Er stellte sich in einen der dunklen Winkel; von hier aus hatte er die beste Sicht auf den Teil des Gemäldes, den er betrachten wollte.

Eine Alte betrat die Kirche, ohne ihn zu bemerken. Sie beschaute die Fresken, legte den Kopf weit zurück, um sich das Wunder in der Kuppel anzusehen, nickte beifällig mit dem Kopf, schlurfte herum voll fröhlicher Andacht, schaute hier, schaute dort. Schließlich trat sie wieder in die Mitte und verneigte sich nach allen Seiten, sehr tief. Es war aber der Heilige ihr zu Häupten, so daß nicht wohl er es sein konnte, vor dem sie sich bückte, sondern es mußten die lustigen Engelinnen sein und das gemeine Volk der Zuschauer, dem sie ihre Verehrung bezeigte.

Goya war erstaunt. »Was tust du,
Mutter?« fragte er, »und weshalb
Tust du's?« Doch er konnte seiner
Stimme Umfang nicht abschätzen,
Und sie füllte offenbar gleich
Donnerhall die Kirche und er-
Schreckte tief die Alte. Um sich
Schaute sie und sah den fremden
Herrn. »Was tust du, Mutter?« wieder-
Holte er. »Warum verbeugst du
Dich vor dem gemalten Volk, vor
Dem Gesindel, dem gemalten?«
Fragt' er lächelnd. Sie indes – er
Las die Worte ihr vom Mund ab –
Sagte ernsthaft: »Wenn man so was
Schönes sieht, dann muß man sich ver-
Beugen.«

17

Solange in Paris das Direktorium am Ruder gewesen war, hatte die spanische Regierung die Erledigung der leidigen portugiesischen Frage immer wieder hinausschieben können. Nun aber war Napoleon Bonaparte Erster Konsul, und er war nicht der Mann, Ausflüchte und Vertröstungen hinzunehmen. Er verlangte in bündiger Form, daß der Infant Manuel sogleich mittels eines befristeten Ultimatums Portugal zwinge, die Beziehungen zu Großbritannien abzubrechen: wenn sich Portugal weigern sollte, dann habe eine Armee der Alliierten, spanische und französische Truppen, Lissabon zu nehmen. Um seine Forderung zu verstärken, ließ Napoleon ein französisches Korps unter dem Kommando des Generals Leclerc an der spanischen Grenze aufmarschieren und gab Leclerc Order, binnen zehn Tagen, was immer man in der Zwischenzeit in Aranjuez unternommen oder nicht unternommen habe, sich und seine Truppen dem König Carlos *auf spanischem Boden* zur Unterstützung des portugiesischen Unternehmens zur Verfügung zu stellen.

Vor dem schmollenden, klagenden Manuel erschien der Botschafter Lucien Bonaparte. Setzte auseinander, er begreife, wie schwer es den Katholischen Majestäten falle, gegen das verwandte portugiesische Königshaus vorzugehen. Er habe aber dem Ersten Minister ein Projekt zu unterbreiten, das vorläufig freilich nur eine Blase seines eigenen Gehirns sei, um das aber sein Bruder Napoleon wisse und das vermutlich der Königin den harten Entschluß eines kriegerischen Vorgehens gegen ihre Tochter in Lissabon leichter machen werde. Es habe nämlich der Erste Konsul von seiner Gemahlin Josephine keinen Erben zu erwarten, und er werde sich in absehbarer Zeit scheiden lassen, um eine neue Ehe einzugehen. Er, Lucien, habe mit Entzücken die Reize der Infantin Doña Isabel wahrgenommen, die zwar noch ein Kind sei, aber doch wohl schon in kurzer Zeit verlobt werden könne; er habe seinem Bruder, dem Ersten Konsul,

eine Andeutung in diesem Sinne gemacht, und Napoleon habe sie mit hohem Interesse aufgenommen.

Doña María Luisas jüngste Tochter, die Infantin Isabel, war – die Ähnlichkeit bewies es – ein Kind von ihm, von Manuel, und für einen Augenblick war er bestürzt vor Glück, daß seiner Tochter eine solche Erhöhung zugedacht war. Sogleich aber sagte er sich, was Lucien daherrede, sei wohl nur Geflunker. Wie immer, er war froh, das Gesicht wahren zu können. Feierlich erwiderte er, unter diesen Umständen glaube er, vor Gott und seinem Gewissen die Verantwortung für das gewünschte Ultimatum an Portugal übernehmen zu können; er werde den Katholischen Königen das von dem Ersten Konsul angeratene Vorgehen empfehlen.

In verdeckten Worten dann vereinbarten die beiden Herren noch, wie sie die persönlichen Kommissionen aus der von Portugal zu verlangenden Kriegsentschädigung unter sich verteilen sollten.

Die Vorschläge des Generals Bonaparte machten Eindruck auf Doña María Luisa. Zwar kostete es sie Überwindung, ihre gutmütige, fügsame Tochter Carlota, die in Portugal regierte, zu kränken und mit Krieg zu überziehen. Aber Napoleon hatte in einem früheren Falle Wort gehalten: er hatte ihre Tochter María Luisa zur Königin von Etrurien gemacht. Es war durchaus möglich, daß er willens war, sich mit dem Hause Bourbon zu verschwägern, ihre Tochter Isabel nach Versailles zu holen und dort mit ihr zu regieren. Dann werden wieder wir Bourbonen auf allen Thronen Europas sitzen.

Sie redete Don Carlos zu, sich ins Unvermeidliche zu fügen. Der, schweren Herzens, ließ Lucien Bonaparte kommen und erklärte ihm, er werde das Ultimatum an Portugal richten. »Da siehst du es, mein lieber Botschafter«, sagte er, Tränen in den Augen, »welches Herzeleid es bringen kann, eine Krone zu tragen. Wie ich meinen lieben Schwiegersohn kenne, wird er nicht nachgeben, und dann muß ich meine Armee schicken gegen meine eigene Tochter, die mir nichts getan hat und gar nicht weiß, um was es sich eigentlich handelt.«

In der Tat lehnte der Prinzregent von Portugal das Ultimatum ab, und es marschierte eine spanische Armee unter Führung Don Manuels in Portugal ein. Das geschah am 16. Mai.

Schon am 30. bat das wehrlose Portugal um Frieden. Die Verhandlungen wurden in Badajoz geführt, an der portugiesischen Grenze, in Manuels Geburtsstadt. Der Vertrag kam überraschend schnell zustande. Manuel, der von Portugal reiche Ehrengaben erhalten hatte, genehmigte dem geschlagenen Feind großherzige Bedingungen. Lucien Bonaparte, auch er im Besitz einer Kommission und üppiger Geschenke, fügte dem Vertrag seine Unterschrift im Namen Frankreichs bei.

Der Príncipe de la Paz hatte wiederum seinem Namen Ehre gemacht und trotz glorreicher, kriegerischer Erfolge dem besiegten Gegner einen edelmütigen Frieden zugestanden. Der »Friede von Badajoz« wurde in beiden Ländern gefeiert. Ein Dekret des Königs Carlos bewilligte dem siegreichen Infanten Manuel triumphalen Einzug in Madrid.

Allein Napoleon, der soeben bei Marengo die Österreicher entscheidend aufs Haupt geschlagen hatte, erklärte in einer scharfen Note, der Botschafter Lucien habe seine Vollmacht überschritten; er, der Erste Konsul, denke gar nicht daran, diesen törichten »Frieden von Badajoz« anzuerkennen, er betrachte sich nach wie vor mit Portugal im Krieg. Um keine Mißdeutungen aufkommen zu lassen, ließ er ein zweites französisches »Hilfskorps« in Spanien einrücken.

Dem Infanten Manuel verdunkelte der Weihrauch, den sein Land ihm streute, den Blick. In einer Note, nicht minder entschieden als die Napoleons, verlangte er, daß die französische Regierung ihre nun überflüssigen Armeen sogleich aus Spanien zurückziehe; vorher werde er eine Revision des »Friedens von Badajoz« nicht einmal erwägen. Napoleon antwortete, er könne Manuels dreiste Worte nur dahin deuten, daß die Katholischen Majestäten des beschwerlichen Sitzens auf dem Throne müde seien und danach verlangten, das Schicksal der andern Bourbonen zu teilen.

Manuel hatte dem spanischen Volke und sogar dem Königspaar verheimlicht, daß der Erste Konsul Einspruch erhoben hatte gegen den »Frieden von Badajoz«, und Hof und Stadt fuhren fort, den Infanten mit Kling und Gloria zu feiern. Dieser, immer tiefer verblendet von dem Gejubel, ging daran, die Unverschämtheit Napoleons nach Gebühr zurückzuweisen. Er entwarf eine würdige Erwiderung, welche im Namen Manuels der spanische Gesandte in Paris, Azara, dem General Bonaparte in einer persönlichen Ansprache übermitteln sollte. In dieser Antwort machte Don Manuel den Emporkömmling darauf aufmerksam, daß kein Erster Konsul, sondern der allmächtige Gott das Schicksal der Staaten entscheide, und er wies darauf hin, daß ein junger, gerade erst ans Ruder gekommener Regent leichter die Herrschaft wieder verliere als eine gesalbte Majestät, deren Ahnen Kronen getragen hätten seit einem Jahrtausend.

Miguel, als er das Konzept dieser Antwort überlas, fühlte Unbehagen. Dem an allen Fronten siegreichen Napoleon eine solche Note zu übersenden, grenzte an Wahnwitz. Der Sekretär stellte Manuel vor, der Erste Konsul werde eine derartige Botschaft mit militärischen Maßnahmen gegen Madrid erwidern. Der Minister schaute Miguel finster an, aber der Nebel zerriß, er wußte, Napoleon war kein Mann langen Federlesens. Mürrisch sagte er: »Soll ich die ganze Rede umsonst gemacht haben?« Miguel schlug vor, Don Manuels schöne und würdige Antwort nach Paris zu schicken, doch mit der Weisung, der Botschafter Azara solle sie nur im äußersten Notfall übermitteln. Manuel, verdrossen, stimmte zu.

Mittlerweile aber waren die endgültigen Bedingungen Napoleons für den Friedensschluß mit Portugal in Madrid eingetroffen. Harte Bedingungen. Portugal sollte seine Kolonie Guayana an Frankreich abtreten, einen für Frankreich sehr vorteilhaften Handelsvertrag unterzeichnen, eine Kriegsentschädigung von hundert Millionen zahlen und, selbstverständlich, alle Beziehungen zu England abbrechen. Um die Einhaltung dieser Bedingungen zu sichern, sollte eine französische Armee bis zum Abschluß eines Friedens mit England auf spanischem Boden bleiben. Das einzige, was der Erste Konsul

dem spanischen Alliierten zugestand, war, daß auch dieser Friede in Badajoz geschlossen werden sollte.

Don Manuel erwiderte klagend und störrisch. Daraufhin gab Napoleon seinem Bruder Lucien Weisung, nicht länger mit Manuel zu unterhandeln, und schickte ihm ein Handschreiben, das er sogleich, ohne Manuel davon zu verständigen, Doña María Luisa überreichen sollte. Der Befehl des Ersten Konsuls war in so eindeutig strengen Worten gehalten, daß sich Lucien wohl fügen mußte. Es hieß aber in diesem persönlichen Schreiben Napoleon Bonapartes an die Königin von Spanien: »Der Herr Erste Minister Eurer Majestät hat in den letzten Monaten meiner Regierung eine Reihe von beleidigenden Noten gesandt und darüber hinaus dreiste Reden gegen mich geführt. Ich habe dieses alberne und ungebührliche Benehmen satt. Ich bitte Eure Majestät, zur Kenntnis zu nehmen, daß ich, wenn ich noch eine einzige Note solcher Art erhalte, den Blitzstrahl werde niederfahren lassen.«

Die erschreckte María Luisa befahl sogleich Manuel vor sich. »Da hast du deinen guten Freund Bonaparte!« sagte sie und warf ihm den Brief hin. Sie schaute zu, wie er las. Das fette Gesicht des sonst so sicheren Mannes wurde verstört, sein feister Körper schlaff. »Ihren Rat, bitte, Herr Erster Minister!« sagte sie höhnisch. »Ich fürchte«, antwortete er trübe, »wenn Bonaparte den Frieden von Badajoz ratifizieren soll, dann muß wohl deine Carlota die Kolonie Guayana hergeben.« – »Und die hundert Millionen«, ergänzte böse María Luisa.

Und so kam ein zweiter Friedens-
Schluß von Badajoz zustande,
Diesmal unterzeichnet von dem
Ersten Konsul. Aber dieser
Friede hatte nur den Namen
Mit dem früheren Vertrag von
Badajoz gemein.

Nur wenig

Ward den Spaniern von den neuen
Klauseln mitgeteilt, und Manuel
Wurde weiter hoch gefeiert.
Doch es blieben die Soldaten
Frankreichs weiter auf dem Boden
Spaniens, und dies auf Spaniens
Kosten.

18

Goya, in Aranjuez, malte an einem Porträt Don Manuels.

Trotz des lauten Ruhmes hatten viele durchschaut, wie faul der »Friede von Badajoz« war, der gescheite Francisco sicher auch, und es lag Manuel daran, ihn, mit dem er sich verknüpft fühlte, für sich zu gewinnen. Er überhäufte ihn mit kleinen, erlesenen Aufmerksamkeiten, teilte die Mahlzeiten mit ihm, fuhr mit ihm spazieren.

Oft wandte er die Zeichensprache an, noch öfter sprach er einfach darauf los, häufig so schnell und undeutlich, daß Goya nur wenig verstand. Manchmal fragte sich Francisco, ob Manuel verstanden sein wollte. Sichtlich drängte es ihn, sich auszusprechen, doch hielt er es für klüger, das vor einem Partner zu tun, dessen Aufnahmefähigkeit behindert war. Denn Manuel äußerte vielerlei Verfängliches. Ließ sich in bitteren, hochfahrenden Worten aus über den Ersten Konsul und sparte nicht mit ironischen Reden über Doña María Luisa und den König Unsern Herrn.

Don Manuel hatte Goya aufgefordert, ihn repräsentativ zu malen, mit den Insignien des Generalissimus; ihm schwebe, hatte er erklärt, so etwas vor wie das Gemälde des David vom Alpenübergang des Generals Bonaparte. Goya stellte demzufolge Don Manuel in glänzender Uniform dar, auf dem Schlachtfeld, nach erfochtenem Siege auf einer Rasenbank rastend, eine Depesche in der Hand.

Als Rasenbank diente bei den Sitzungen ein bequemes Sofa. Darauf räkelte sich der Infant, schwatzend. Goya spürte keine Nachsicht mehr für den mächtigen Gönner, er nahm wahr, daß sich nicht nur sein Gesicht und sein Leib, sondern auch sein Inneres verfettet hatte. Er dachte an die rohe Gleichgültigkeit, mit welcher Manuel das Leben der Infantin Doña Teresa zerbrochen hatte, dachte an die niederträchtige Rache, welche er an seinem Gegner Urquijo nahm dafür, daß sich dieser als der bessere Mann bewährt hatte. Denn man hielt den früheren Ersten Sekretär eingesperrt in einer feuchten, dunkeln Zelle der Festung Pamplona, gab ihm ungenügende Nahrung, verweigerte ihm Papier

und Tinte. An dies alles denkend, malte Goya zwar den ganzen Glanz des Generalissimus, doch auch seine Faulheit und Verfettung, seinen mürrisch blasierten Hochmut. »Je höher der Affe klettert, so deutlicher zeigt er den Steiß«, dachte er das alte Sprichwort.

Manchmal war Pepa bei den Sitzungen zugegen. Sie fühlte sich zu Hause in Aranjuez, sie war Hofdame der Königin, sie hatte gute Beziehungen zu ihr, bessere zu Carlos, es gab kaum mehr einen Gipfel, den sie noch hätte ersteigen können, rings um sie war blaue Höhe. Daß Goya sie als Engel gemalt hatte in der Florida, schien ihr eine Bestätigung der Rolle, die sie noch immer in seinem Gemüte spielte. Sie forderte ihn auf, sich ihren kleinen Sohn anzuschauen. Francisco hatte Freude an Kindern, lächelte dem Kleinen zu, gab ihm seinen Finger, daß er damit spiele. Pepa sagte: »Er hat Zutrauen zu Ihnen, Don Francisco. Er lacht übers ganze Gesicht.« Und: »Findest du nicht, daß er dir ähnlich sieht?« fragte sie plötzlich.

Das Bild Don Manuels war fertig; er und Pepa besichtigten es.

Da saß Don Manuel, zurückgelehnt auf seiner kleinen Erderhöhung, in vollem Schmuck seiner Kriegsausrüstung, er glitzerte von Gold, der Christus-Orden blitzte ihm vom Gehänge des Degens. Zur Linken flatterte schlaff eine eroberte portugiesische Fahne; Pferde und Soldaten bewegten sich schattenhaft im Hintergrund. Klein hinter Manuel war sein Adjutant, der Conde Tepa. So, unter einem bleifarbenen, tragischen Himmel, saß der Feldherr, offenbar müde vom Siegen, leicht gelangweilten Gesichtes seine Depesche lesend; sehr sichtbar waren die gepflegten, fleischigen Hände.

»Er sitzt so unnatürlich«, äußerte Pepa, »aber sonst ist er sehr ähnlich. Du bist wirklich etwas dick geworden, Infant.« Manuel ging darauf nicht ein. Das Bild war das Gemälde eines Mannes und seines Erfolges. So saß, so kleidete sich, so schaute nur ein Mann, der Macht hatte. »Ein ausgezeichnetes Bild«, rühmte er. »Ein echter Goya. Schade, daß ich nicht die Zeit habe, Ihnen für ein zweites Bild zu sitzen, mein Freund und Maler. Aber«, seufzte er, »das Regieren nimmt jetzt meinen ganzen Tag in Anspruch.«

Er hatte in der Tat viel zu tun. Da er nämlich, behindert durch den General Bonaparte, Europa seine Macht nicht zeigen konnte, wollte er sie wenigstens die Spanier fühlen lassen. Wollte ihnen zeigen, daß jetzt ein anderer Mann am Steuer saß als Urquijo, ein Mann, der sich von dem gottlosen Frankreich nicht einreden ließ in seine Politik. Don Manuel regierte also gegen die Liberalen und näherte sich immer mehr dem reaktionären Adel und dem ultramontanen Klerus.

Miguel Bermúdez, auf seine sachte Art, suchte zu mildern, warnte mit Schmeicheleien, mit klugen, leisen Argumenten. Manuel aber wollte nicht hören, ja, er ließ ihn merken, daß er seine Ratschläge als lästig empfand. Manuels Beziehung zu Miguel hatte sich geändert. Er hatte in peinlichen Verlegenheiten Miguels Hilfe anrufen müssen, er wollte nicht daran erinnert sein. Daß sich sein Sekretär jetzt in der Sache mit Lucía so unmännlich benommen hatte, gab dem Infanten den innern Vorwand, sich den Dank zu schenken.

Trotz seines Gleichmuts traf es Miguel schwer, daß ihm Manuel entglitt. Miguels Leben war ohnedies voll von Unruhe und Sorge. Lucías Rückkehr hatte ihm statt der erwarteten Befriedigung nur neue Verwirrung gebracht. Jetzt zettelte sie sogar mit Manuel Intrigen, aus denen sie ihn ausschloß und von denen sie wissen mußte, daß er sie mißbilligte. Zweifellos war die milde Strafe des Abate zurückzuführen auf bedenkliche Abmachungen Manuels mit dem Großinquisitor, und zweifellos staken hinter dieser ganzen Angelegenheit Lucía und Pepa.

Weiter und weiter aus seiner Vertrautheit mit Don Manuel verdrängt sah sich Miguel. Manuel, gegen seinen Rat, bedrückte immer heftiger die Liberalen, und nun holte er aus zu seinem härtesten Schlage.

Der Großinquisitor Reynoso hatte nämlich für die milde Behandlung des Abate Diego Perico eine einzige Gegenleistung verlangt: die ungnädige Entlassung des Erzketzers und Rebellen Gaspar Jovellanos. Manuel hatte sich gesträubt, gegen einen Mann vorzugehen, dem er selber Begnadigung und neue Erhöhung bewirkt hatte. In seinem Herzen aber war es ihm willkommen, den sauren Moralisten loszuwerden,

dessen Anblick ihm ein ewiger Vorwurf war. Er war also nach einigem Zögern und Feilschen auf die Bedingungen des Großinquisitors eingegangen. Nun schien ihm der rechte Zeitpunkt gekommen, den Vertrag zu erfüllen.

Ein bequemer Vorwand fand sich bald. Jovellanos hatte ein neues, kühnes Buch veröffentlicht, und das Heilige Offizium verlangte in einem strengen Schreiben, daß die Regierung das gottlose und rebellische Werk sogleich verbiete und den Autor zur Rechenschaft ziehe. »Er wird nie mehr klug werden, dein Don Gaspar«, sagte seufzend Don Manuel zu Miguel. »Ich fürchte, dieses Mal werde ich gegen ihn vorgehen müssen.« – »Sie werden doch nicht zulassen wollen, daß das Buch verboten wird?« fragte Miguel. »Lassen Sie mich eine Antwort an Reynoso entwerfen«, bat er, »etwas Beschwichtigendes, Vertröstendes.« – »Ich fürchte, damit werden wir dieses Mal nicht durchkommen«, meinte Manuel und schaute Miguel voll an, blanken Auges, doch sichtlich Böses vorbereitend. »Sie denken wirklich daran, Jovellanos einen Verweis zu erteilen?« fragte, nun ernstlich alarmiert, Miguel. Er konnte die Gemessenheit nicht festhalten, welche sein weißes, viereckiges, klarstirniges Gesicht zu zeigen pflegte. »Ich fürchte«, antwortete Manuel, »auch das wird dieses Mal nicht genügen.« Er hob die fleischige Hand zu einer vornehm gelangweilten Geste der Ablehnung. »Don Gaspar bringt mich in immer neue Händel mit dem Großinquisitor und mit Rom, und er will durchaus nicht begreifen.« Und ohne Maske jetzt, bösartig, aufbegehrend wie ein trotziges Kind, schloß er: »Ich habe die ewigen Scherereien satt. Ich werde ihn zurückschicken nach seinem Asturien. Ich werde den König bitten, ihm eine Carta orden zuzustellen.«

»Das werden Sie nicht!« rief Miguel. Er war aufgestanden. In ihm war das bittere Gedächtnis des langen Kampfes, den es gekostet hatte, Jovellanos aus der Verbannung zurückzurufen. Das Schicksal Franciscos, Pepas, Manuels, sein eigenes war verändert worden durch diesen Kampf: und sollten die Opfer und heißen Mühen alle umsonst gewesen sein? »Ich bitte Sie sehr um Verzeihung, Don Manuel«, sagte er. »Aber wenn Sie dem Großinquisitor jetzt so bedingungslos nachgeben, dann wird er in Zukunft nur

um so dreister werden.« – »Erinnere dich gefälligst, Don Miguel«, gab ihm sanft und höhnisch Manuel zurück, »daß ich, wenn es darauf ankommt, dem Papst und dem Großinquisitor gegenüber sehr wohl meinen Mann zu stellen weiß. Hat man es je erlebt, daß einer, der einen verurteilten Ketzer über die Grenze entführt hat, zurückkehrt und am Leben bleibt? Nun, mein Lieber, ich habe es geschafft. Unser Abate ist in Spanien, es geht ihm nicht schlecht, und es wird ihm noch besser gehen. Gib es zu, Don Miguel: wir haben dem Heiligen Offizium einen schweren Schlag versetzt; es ist nur billig, daß wir ihm eine kleine Gefälligkeit erweisen.« – »Eine kleine Gefälligkeit!« rief mit kaum beherrschter Stimme Don Miguel. »Jovellanos, der größte Mann dieses Reiches, verbannt! Von einer solchen Niederlage erholen wir uns nie wieder! Bedenken Sie es zweimal, Don Manuel«, beschwor er ihn, »ehe Sie einen solchen Schritt tun!« – »Deine Ratschläge, mein Lieber«, antwortete auffallend ruhig Don Manuel, »werden mir in der letzten Zeit ein wenig zu aufdringlich. Glaub mir, ich kann ganz gut allein denken. Ihr werdet mir alle zu übermütig, ihr Liberalen, ich hab euch zu sehr verwöhnt.« Er stand auf. Fleischig, groß, stattlich stand er vor dem hagern Miguel. »Alles ist bedacht«, sagte er. »Dein Freund Don Gaspar erhält seine Carta orden!« Sein dunkler Tenor schmetterte, es klang tückisch und triumphierend.

»Ich bitte um meine Entlassung«, sagte Don Miguel.

»Du undankbarer Hund!« rief Don Manuel. »Du dummer, blinder, unwissender, undankbarer Hund! Begreifst du immer noch nicht, wie das zusammenhängt? Hast du dir’s nicht selber zusammenreimen können, daß das der Preis ist für die Rückkehr eures Abate? Hat dir das deine Lucía nicht beigebracht? Ich hab es doch durchgesprochen mit ihr und mit Pepa. Und so ein Dummkopf will mich beraten!«

Don Miguel ließ Manuel nicht
Merken, daß am ganzen Leib er
Zitterte. In seinem Innern
Hatte er’s gewußt, allein er
Hatte es nicht wissen wollen,

Hatte sich’s versteckt. »Ich danke
Ihnen«, sprach er trocknen Mundes,
»Für die Aufklärung.« Das Sprechen
Fiel ihm schwer. »Das wäre dann wohl
Alles«, sagte er. Verneigte
Steif sich. Ging.

19

Don Manuel, unter dem Einfluß des Zwistes mit Miguel, sah davon ab, den Jovellanos durch königliches Dekret in die Verbannung zu senden. Statt dessen erklärte er ihm in einer persönlichen Unterredung, seine Anwesenheit in Madrid bedeute eine ständige Herausforderung des romfreundlichen Klerus und des Großinquisitors und gefährde die Politik des Königs Unseres Herrn. Er empfehle also Don Gaspar, sich nach seinem heimatlichen Asturien zurückzuziehen, und zwar erwarte die Krone, daß er die Reise nach Gijón binnen zwei Wochen angetreten haben werde.

Don Miguel, den es drückte, daß Lucía die Hauptschuld trug an dem bösen Lose Don Gaspars, redete ihm zu, nach Frankreich zu gehen statt nach Asturien. Er selber hätte, da sein Hader mit Manuel einen weitern Aufenthalt in Spanien nicht ratsam erscheinen ließ, am liebsten in Paris Zuflucht gesucht. Aber er brachte es nicht über sich, vor Lucía als Feigling zu erscheinen. Er bot seine ganze Beredsamkeit auf, wenigstens den verehrten Freund zur Reise über die Grenze zu bewegen.

Aber: »Was denken Sie von mir!« grollte Jovellanos. »Schon auf dem Kamme der Pyrenäen würde ich das Gelächter der Gegner gleich einem bösen Wind in meinem Rücken spüren. Der Lump Manuel soll nicht hinter mir her triumphieren: ›Da habt ihr euern Helden, er hat sich davongemacht, er ist über die Berge.‹ – Nein, Don Miguel, ich bleibe.«

Am Tage, bevor Don Gaspar das zweite Mal in ein Exil von unabsehbarer Dauer ging, versammelte er seine Freunde um sich. Da waren Miguel und Quintana, Goya, Agustín und seltsamerweise auch Doktor Peral.

Der alternde Mann zeigte in seinem Unglück den würdigen Gleichmut, den man von ihm erwartete. Es sei begreiflich, meinte er, daß Don Manuel danach trachte, seine außenpolitischen Mißerfolge hinter einer gewalttätigen Innenpolitik zu verschleiern. Aber lange könne der Friede mit England nicht auf sich warten lassen, und dann werde

der traurige, wankelmütige Streber sicherlich versuchen, das Bürgertum und die Freigeister wieder zu versöhnen. Seine, des Jovellanos, Verbannung werde nicht von Dauer sein.

Die andern hörten Don Gaspars zuversichtliche Erklärungen mit verlegenen Gesichtern an. Niemand hielt seine Hoffnungen für begründet; die Grausamkeit, welche Manuel in der Behandlung Urquijos an den Tag gelegt hatte, ließ auch für Jovellanos Schlimmes befürchten.

Es war Doktor Peral, der, nach einem betretenen Schweigen, das Wort nahm. In seiner ruhigen, vernünftigen Art setzte er auseinander, nun Manuel einmal den ersten Schritt getan habe, werde er schwerlich vor weiteren zurückschrecken. Deshalb sähen sie wohl alle ihren verehrten Gastgeber lieber in Paris als in Gijón. Die andern beeilten sich, dem Arzte beizustimmen. Am lebhaftesten der junge Quintana. »Sie sind es nicht nur sich selber, Sie sind es Spanien schuldig, Don Gaspar«, erklärte er eifrig, »sich vor diesem rachsüchtigen Schurken in Sicherheit zu bringen. Sie sind unentbehrlich in dem Kampf für Freiheit und Gesittung.«

Der einmütige Rat der Freunde, vor allem das Zureden Quintanas, dessen Feuer und Tugend er hoch schätzte, schien Eindruck zu machen auf den starren Don Gaspar. Nachdenklich schaute er von dem einen zum andern. Dann indes, beinahe lächelnd, antwortete er: »Ich glaube, Sie machen sich um mich zu viele Sorgen, meine Freunde. Aber selbst wenn ich in Asturien umkäme, wäre das vorteilhafter für die Sache des Fortschritts, als wenn ich in Paris säße, ein untätig schwatzender Flüchtling. Noch keiner, der im Kampfe für den Geist umkam, ist umsonst gestorben. Juan Padilla wurde besiegt, aber er lebt und kämpft noch heute.«

Francisco hatte, wenn nicht jedes einzelne Wort, so doch den Sinn dessen verstanden, was Don Gaspar verkündet hatte, und es fiel ihm schwer, ein trübes Lächeln zu verbergen. Gewiß, Padilla lebte noch heute: aber als der vergessene Hofnarr Cayetanas, als der zwerghafte, verkrüppelte Padilla der Casa de Haro in Cádiz.

Doktor Peral sprach von dem General Bonaparte. Ohne Frage sei dieser ehrlich bestrebt, die Sache der Aufklärung überall in Europa zu fördern. Leider aber nötige ihn Don Manuels Politik, in Spanien zunächst einmal militärische Sicherungen zu suchen. Das mache böses Blut, und der Erste Konsul werde die Mißstimmung des spanischen Volkes kaum vermehren wollen durch die Befürwortung zivilisatorischer Reformen auch auf der Iberischen Halbinsel. Wie die Dinge heute lägen, werde Napoleon dem Ersten Minister in seinem Kampf gegen die Freidenker bestimmt nicht in den Arm fallen. »Und darum«, kam Peral mit der ihm eigenen Beharrlichkeit auf seine früheren Worte zurück, »würde ich an Ihrer Stelle, Don Gaspar, nicht in Spanien bleiben.«

Die andern, besonders Don Miguel, erwarteten, Jovellanos werde den hartnäckigen Ratgeber donnernd zurückweisen. Allein Don Gaspar bezähmte sich. »Ich denke ohne Bitterkeit zurück an die Zeit meiner letzten Verbannung«, sagte er. »Die erzwungene Muße kam mir zustatten. Ich konnte jagen, konnte nach Belieben lesen, ich habe studiert und einiges geschrieben, was vielleicht nicht ganz wertlos ist. Wenn mich jetzt die Vorsehung zurück in meine Berge schickt, mag sie ihre guten Gründe haben.« Die andern schwiegen höflich, doch blieben sie skeptisch. Da dem verbannten Urquijo Tinte und Papier vorenthalten wurden, war es unwahrscheinlich, daß man Don Gaspar erlauben werde, in Asturien ein zweites Buch zu schreiben wie »Brot und Stiere«.

»Sie sollten, meine Freunde«, tröstete Jovellanos, »über der Niederlage, die wir erlitten haben, nicht vergessen, was der edle und tapfere Urquijo erreicht hat. Schließlich ist die Unabhängigkeit der spanischen Kirche erwirkt. Schließlich bleiben ungeheure Summen, die früher nach Rom gezinst wurden, jetzt im Lande. Was bedeutet vor solchen Erfolgen das bißchen Unbequemlichkeit, das ich in Kauf zu nehmen habe?« Nun aber machte Agustín den Mund auf und sagte finster: »Da man sich erfrecht, Sie aus Madrid wegzuschicken, Don Gaspar, wird man auch nicht davor zurückscheuen, das Edikt zu widerrufen.« – »Das wagen sie nicht!« rief Jovellanos. »Sie können nicht zulassen, daß Rom von neuem über uns herfällt, uns das letzte Blut abzuzapfen. Ich sage euch, meine Freunde: sie wagen es nicht! Sie widerrufen das Edikt nicht!«

Die andern hörten gerne die tröstlichen Worte, aber in ihrem Innern waren sie bekümmert über die Naivität des Jovellanos. Sogar Francisco, der sich nicht viel mit politischen Dingen befaßte, war sich klar darüber, wie kindisch es war, daß Don Gaspar der Welt nach soviel übeln Erfahrungen noch immer so wenig Schlechtigkeit zutraute.

Er beschaute das Porträt an der Wand, das er gemalt hatte, als Jovellanos noch nicht alt und er selber sehr jung gewesen war. Ein schlechtes Porträt. Hätte er ihn heute zu malen, dann würde er spüren machen, daß Don Gaspar bei all seinem banal-pathetischen Wesen mehr rührend war als komisch. Da blieb er also wirklich sitzen im Bereich des mächtigen Feindes, statt schleunigst die Pyrenäen zwischen sich und ihn zu legen. Noch immer nicht hatte er gelernt, daß man, wenn man für ein Ziel kämpfen will, zunächst einmal am Leben bleiben muß. Und trotzdem war des Jovellanos Dummheit keine verächtliche Dummheit; ja, Goya bewunderte beinahe die Starre, mit welcher Don Gaspar seiner Moral nachlebte.

Plötzlich merkte er, daß Jovellanos zu ihm sprach. »Es ist jetzt an Ihnen, Don Francisco«, sagte er, »hier in Madrid meinen Platz zu übernehmen. Die Machthaber von heute sind merkwürdig blind vor Ihren Bildern und merken nicht, wieviel diese ausrichten im Kampf gegen die Dunkelmänner und Ausbeuter. Sie müssen sich die blinde Gunst des Königs und seiner Granden zunutze machen. Sie dürfen sich nicht drücken, Goya. Sie müssen der verlotterten Zeit den Spiegel vorhalten. Wollen Sie es nur, und Sie werden der Juvenal dieses Hofes und dieser Stadt sein.«

Nichts lag Goya ferner. Es drängte ihn, die hochtrabenden Sätze Don Gaspars, seine unverschämte Zumutung, mit kräftigen Worten zurückzuweisen. Aber er bedachte, daß der alternde Mann in ein ungewisses Schicksal ging, und daß, wer sich selber soviel auferlegte, das Recht hatte, Forderungen auch an andere zu stellen. »Ich fürchte, Don Gaspar«, erwiderte er höflich, »Sie überschätzen die Wirkung meiner Kunst. Die Regierung weiß, wie geringen Einfluß meine Bilder haben, darum schreitet sie nicht ein. Und wenn der König und die Granden zulassen, daß ich sie so male, wie sie sind, dann

tun sie es aus Hoffart. Sie glauben sich so groß, daß sie durch keine Wahrheit kleiner werden, ob ein Hofnarr sie ihnen sagt oder ein Hofmaler sie ihnen malt.«

Aber: »Sie tun sich selber unrecht, Don Francisco«, rief stürmisch Quintana. »Was wir Schriftsteller geben können, ist gepflegtes Kastilianisch, das einigen Gebildeten gut in die Ohren klingt. Ihre ›Familie des Carlos‹ aber, Ihre Fresken in der Florida erreichen die Herzen aller. Idioma Universal.«

Francisco sah Quintana freundlich an, doch antwortete er nichts. Auch gab er sich nicht länger Mühe zu verfolgen, was die andern sagten. Vielmehr beschaute er wieder sein Bild des Jovellanos, und es war ihm leid, daß Don Gaspar fort mußte und keine Zeit mehr war, ein neues Porträt von ihm zu malen.

Denn erst jetzt verstand er diesen
Mann. Dem ging's nicht um den Sieg, dem
Ging es um den Kampf. Er war der
Ew'ge Kämpfer. In ihm stak ein
Stück des Don Quijote, doch in
Welchem Spanier stak das nicht? Es
Brannte diesen Don Gaspar die
Gier, für die Gerechtigkeit zu
Kämpfen. Wo er Unrecht fand, da
Mußte er einhaun. Er sah nicht,
Daß Gerechtigkeit ein blaues
Ziel, ein Ideal war, uner-
Reichbar, wie das ritterliche
Ziel des Don Quijote. Nein, er
Mußte, Don Quijote mußte
Reiten.

20

Die Radierungen, die Francisco in den letzten Monaten gemacht hatte, waren Überarbeitungen jener Skizzen aus der glücklichen Zeit in Sanlúcar. Doch hatten die harmlos fröhlichen Zeichnungen von damals in der neuen Form einen andern Sinn angenommen, einen reicheren, schärferen, bösartigeren. Cayetana war längst nicht mehr nur Cayetana. Hinter der Dueña Eufemia lugte die tote Zofe Brígida vor. Die Zofe Fruela, die Tänzerin Serafina erschienen als madrilenische Majas in vielen Gestalten. Und er selber, Francisco, erschien in vielen Gestalten: bald war er ein läppischer Galan, bald ein gefährlicher Majo, beinahe immer aber der Schwärmende, der Betrogene, der Pelele, der Narr.

So entstand ein krauses, wildes Bilderbuch, in dem aufgezeichnet war, was alles den Frauen dieser Stadt Madrid zustieß, viel Böses und einiges Gute. Sie heirateten reiche Männer von scheußlichem Aussehen, sie lockten harmlose Verliebte an, sie beuteten aus, wer sich ausbeuten ließ, und wurden ihresteils von Wucherern, Anwälten, Richtern ausgebeutet. Sie liebten und liebelten, prangten in lockenden Kleidern, und noch wenn sie uralt waren und Gesichter hatten wie Totenmasken, saßen sie vor dem Spiegel und ließen sich schminken und putzen. Sie gingen und fuhren prächtig einher und hockten jämmerlich im Armesünderkleid vor dem Inquisitor, lagen verzweifelt im Gefängnis, standen an der Schandsäule, wurden schimpflich halbnackt zur Richtstätte geführt. Und immer war um sie ein Schwarm eleganter Wüstlinge, brutaler Polizisten, gewalttätiger Majos, verschmitzter Dueñas und Kupplerinnen.

Auch Dämonen waren um sie, nicht nur die tote Brígida, eine ganze Armee von Gespenstern, manche gemütlich, manche Grausen erregend, die meisten grotesk, bizarr. Und nichts war eindeutig, alles floß und wandelte sich vor dem Beschauer. Die Braut, die im Hochzeitszuge schritt, hatte ein zweites, tierisches Gesicht, die Alte hinter ihr wurde zur scheußlichen Äffin, aus dem Dämmer grinsten wissende Zuschauer. Und die

Männer, die Begehrlichen, die Freier, flatterten herum als Vögel mit kenntlich-unkenntlichen Gesichtern, fielen herunter, wurden im Wortsinne gerupft, und waren sie gerupft, hinausgefegt. Und dem Bräutigam wurde das makellose Register der hohen, toten Ahnen der Verlobten präsentiert, er studierte es und erkannte nicht, noch nicht, das äffische Gesicht der lebendigen Braut. Sie selber erkannte es nicht. Ein jeder trug eine Maske und erschien, auch sich selber, so wie er sein wollte, und nicht, wie er war. Keiner erkannte keinen, keiner sich selber.

Solche Zeichnungen also hatte Francisco in diesen letzten Wochen gemacht, mit Hingabe, mit grimmigem Schwung. Seit dem Abschied des Jovellanos aber war ihm die Begeisterung verflogen. Er saß müßig in seiner Ermita, das Gespräch bei Don Gaspar wollte ihm nicht aus dem Kopf, er stritt im Geiste mit den andern. Was wollten sie eigentlich von ihm? Sollte er sich hinstellen zu den Proyectistas auf der Puerta del Sol und den Leuten aufrührerische Bilder zeigen? Begriffen sie denn gar nicht, die Jovellanos und Quintana, daß Märtyrer nutzlos sind? Seit dreihundert Jahren jetzt haben sie sich schinden und foltern und umbringen lassen für den gleichen Zweck, und was haben sie erreicht? Mag der Alte in seinen asturischen Bergen stillsitzen und warten, bis die Grünen Boten der Inquisition kommen und ihn holen: er, Francisco, läßt sich nicht die Vernunft von falschem Mute umnebeln. A tuyo tú! Kümmere du dich um deines!

Aber er kam nicht los von dem, was bei Jovellanos gesprochen worden war. Er dachte an Don Manuel, wie sich der faul, übersatt und arrogant auf dem Sofa geräkelt hatte, welches das Schlachtfeld hatte bedeuten sollen, er dachte an die Infantin, wie sie aus großen Augen in die unbegreiflich scheußliche Welt gestarrt hatte, zart und gebrechlich.

Mit einem Male, die Unterlippe weit vorgeschoben, saß er wieder am Tisch und zeichnete. Aber keine Frauen dieses Mal, keine großen Damen, keine Petimetras und Majas und Kupplerinnen, auch nichts Hintergründiges, Vieldeutiges, sondern simple Zeichnungen jetzt, die ein jeder verstehen mußte.

Da lehrte ein großer, alter Esel einen kleinern, jüngeren mit würdigem Eifer das Abc; da spielte ein Affe einer entzückten alten Eselin auf der Guitarre vor, und ihr Gefolge klatschte begeistert; da studierte ein vornehmer Esel das Register seiner Ahnen, und es waren Esel auf ein Jahrtausend zurück; da malte ein kleiner, beflissener, geschickter Affe einen stolzen, glänzenden Esel, und von der Leinwand schaute ein Kopf, nicht ohne Porträtähnlichkeit und doch mehr Löwe als Esel.

Goya prüfte, was er gemacht hatte. Es war zu brav, zu simpel, zu sehr im Sinne seiner Freunde. Und er zeichnete zwei große, schwere Esel, die zwei tiefgebückten Männern auf den brechenden Rücken saßen. Er lächelte böse. »Tú que no puedes, llévame a cuestas. Du, der du's nicht kannst, trag mich und meinen Wanst.« Das war schon besser. Da sah man, wie Adel und Geistlichkeit den geduldigen Spaniern auf dem Rücken hockten.

Sich politische Wirkung zu versprechen von derlei Gekritzel, das war natürlich Unsinn. Aber es tat wohl, solche Dinge aufzuzeichnen, es machte Spaß.

In der nächsten Zeit war er viel in der Ermita, arbeitend mit stiller Hitze. Er hatte bisher für seine Zeichnungen und Radierungen keinen Namen gehabt, nun nannte er sie »sátiras«, Satiren.

Auch Frauen zeichnete er wieder, doch mit mehr Bosheit jetzt und mit weniger Mitleid. Da war ein liebelndes Paar, und zu Füßen der Verliebten waren zwei winzige, modische Schoßhunde, ebenso beschäftigt wie das Liebespaar. Da war vor einer riesigen Steinmasse ein Verliebter, verzweifelt angesichts seiner toten Geliebten. Aber war sie wirklich tot? Blinzelte sie nicht, um sich seiner Verzweiflung zu erfreuen?

Immer tiefer hinein jetzt in das Leben, welches er aufzeichnete, spielten die Dämonen. Menschliches, Himmlisches, Teuflisches ging verwirrend ineinander, inmitten des bizarren Gemisches schritten, tanzten Francisco, Cayetana, Lucía, und alles wurde zum kühnen, großartigen Spiel.

Er zeichnete die Lust des Spieles. Zeichnete einen Satyr, gelagert auf einer Kugel, wohl der Erdkugel, und der bocksbeinige Gesell, ein großer, jovialer Dämon, vertreibt

sich die Zeit mit ein wenig Akrobatik. Verträumten, vergnügten, kindischen Gesichtes hält er einen Mann hoch in stolzer Uniform und mit vielen Orden, und der Mann trägt eine riesige Perücke, die raucht und flammt, und auch in seinen Händen trägt er rauchende, flammende Fackeln. Auf der einen Seite der Erdkugel aber fällt einer herunter, mit dem zu spielen der Satyr offenbar müde geworden ist, die gespreizten Beine des Fallenden und sein Hintern ragen grotesk ins Nichts. Auch auf der andern Seite fliegt einer kopfunten in den leeren Weltraum, mit gespreizten Armen und Beinen, auch er ein verbrauchtes Spielzeug des Satyrs.

Francisco freute sich der Vieldeutigkeit dessen, was er gemacht hatte. Er lächelte angesichts der rauchenden Perücke und der rauchenden Fackeln; denn das Wort »humear – rauchen« bedeutet auch »großtun, protzen«, und er freute sich des glücklichen, prahlenden Hanswurstes, des Pelele, mit dem der Bocksfüßige spielt und der noch nicht weiß, wie schnell er den beiden verbrauchten Spielzeugen nachstürzen wird. Und er fragte sich, ob wohl Don Manuel der kindisch spielende Satyr war oder das vergnügte Spielzeug, der Hanswurst. Soviel war gewiß: aus dieser Zeichnung mußte auch der Einfältigste merken, daß das Glück kein hübsches, launisches Weibsbild war, sondern ein großer, jovialer, gemütlicher und in seiner Blödheit recht gefährlicher Satyr. Auch an sich selber dachte Francisco, an sein eigenes »subir y bajar«, an sein eigenes Rauf und Runter. Ihm aber konnte es nicht mehr gehen wie dem rauchenden Hanswurst. Weggeschleudert konnte er werden, aber überraschen ließ er sich von keinem Bocksbein mehr und von keinem andern Dämon. Narren ließ er sich nicht mehr. Er war vorbereitet auf alles.

Bald sollte sich zeigen, daß seine Zuversicht törichtes Geprahl war. Der Satyr narrte ihn wie die andern.

Aus Saragossa kam Botschaft: Martín Zapater war gestorben.

Francisco sprach niemand von seinem Unglück, er lief in die Ermita. Saß da eine lange Weile, benommen. Wieder war ein Stück Leben abgerissen, verloren, hinunter. Jetzt gab es keinen mehr, mit dem er von dem Früher hätte reden können, mit dem er

hätte lachen können über Läppisches, den er's hätte sehen lassen können, wenn er maßlos wütend war über verdrießlichen Kleinkram, keinen, vor dem er hätte »rauchen und protzen« können nach der Lust seines Herzens. Martín tot! Der Großnas, sein Herzensmartín!

»Daß du mir das angetan hast, du Schuft!« Er glaubte es zu denken, aber er sagte es laut. Und plötzlich, allein in seinem Atelier, fing er an zu tanzen. Inmitten der Unordnung der Kupferplatten, Pressen, Papiere, Pinsel, Stichel, der großen und kleinen Wärmebecken schritt er, tanzte er, wild und dennoch steif. Es war die Jota, jener würdige, wütige, kriegerische Tanz, der seinem und Martíns Heimatland Aragón zugehörte, es war der Abschied, die Totenfeier für Martín.

Gegen Abend fiel ihm ein, daß er mit Cayetana verabredet war. »Die Toten ins Grab, die Lebendigen zu Tische!« sagte er vor sich hin, grimmig. Er war gegen seine Gewohnheit unordentlich angezogen, er hatte auch den Wagen nicht bestellt, und es war ein langer Weg hinauf nach Moncloa. Er ging ihn. Cayetana war erstaunt, als er so verstaubt und verwahrlost ankam, aber sie fragte nicht, und er sagte ihr nichts vom Tode Martíns. Er blieb lange bei ihr in dieser Nacht, und er nahm sie wild und gewalttätig.

Andern Tages, in der Ermita, überkam ihn mit ganzer Kraft der alte Wahn. *Er* war schuld am Tode Zapaters, seine Porträts waren schuld. Und diesmal wagte er nicht, sich den Geistern zu stellen. Sie krallten sich in ihn ein, er hörte ihr stummes Gelächter.

Lange hockte er, zerdrückt von Furcht. Dann, jäh und maßlos, packte ihn Wut. Erst gegen sich selber. Dann gegen Martín. Dieser Martín hatte sich an ihn herangemacht, sich in sein Inneres eingeschlichen, bis er ihn nicht mehr entbehren konnte, und als er unentbehrlich war, hatte er ihn verlassen und verraten. Alle waren seine Feinde; die sich als seine Nächsten gaben, die schlimmsten. Wer war er überhaupt, dieser Martín? Ein schlauer Dummkopf, ein Bankier, einer, der von Kunst soviel verstand wie das Hündchen Juanito, ein Niemand. Und wie abgründig häßlich er war! Wie durfte sich einer mit einer solchen Nase in seine Geheimnisse einschleichen und einschnüffeln! Erbost zeichnete er ihn hin, wie er vor einem Teller Suppe saß und fraß, und die große

Nase wurde immer größer, und plötzlich wurde das Gesicht des gierig schmatzenden, schlürfenden, schnüffelnden Kerls etwas ungeheuer Obszönes. Es war kein Gesicht mehr, es waren eines Mannes Schamteile.

Groll und Reue schüttelten Francisco. Er versündigte sich an dem Toten! Was er da hingezeichnet hatte, war seine eigene Wüstheit, seine eigene, abgründige Gemeinheit. Weil Martín der beste Freund gewesen war und alles für ihn getan hatte, darum, aus Neid auf seine Güte, zeichnete er die eigenen, schlechten, schweinischen Gedanken in ihn hinein. Martín war von begnadeter Einfalt gewesen, darum hatten die Dämonen nicht an ihn herankönnen. An ihn, Francisco, konnten sie heran, und er war ein Narr gewesen, als er sich einbildete, er sei ihr Herr.

Da saßen sie um ihn, gräßlich greifbar, in seine Taubheit hinein drang ihr Gekrächz, Geknurr, Gekreisch, er spürte ihren furchtbaren Atem.

Mit gewaltiger Anstrengung bezwang er sich, saß aufrecht, preßte den Mund zusammen, zog sich den Rock gerade, strich sich die Haare vors Ohr. Er, Francisco Goya, Erster Maler des Königs, Ehrenpräsident der Akademie, macht die Augen nicht zu, verbirgt nicht das Gesicht vor den Gespenstern, er schaut sie an, auch jetzt, nachdem sie ihm seinen Herzensmartín umgebracht haben.

Er wird fertig mit dem Gezücht, er zwingt es aufs Papier.

Zeichnet. Zeichnet sich selber, über den Tisch geworfen, das Gesicht in den Armen verbergend, und um ihn herum hockt es, das wüste Getümmel der Nacht, Katzengetier, Vogelgetier, Ungeheuer, Eulen und Fledermäuse, riesig, ihn bedrängend. Aus nächster Nähe bedrängen sie ihn: hockt ihm nicht eines der Ungeheuer schon auf dem Rücken? Aber nur an ihn heran dürfen sie, in ihn hinein dürfen sie nicht mehr. Denn einem der wilden, scheußlichen Vogelgeister hat er einen Stichel in die Krallen gezwungen, einen Griffel. Dienen müssen sie ihm, die Gespenster, müssen ihm selber das Werkzeug reichen, die Waffe, sie zu exerzieren, sie aufs Papier zu bannen, dahin, wo sie nicht mehr schaden können.

Von nun an fürchtete er sich nicht mehr vor den Gespenstern. Es trieb ihn, sich mit ihnen herumzuraufen, sie vollends kleinzukriegen. Er rief sie, und siehe, sie waren gezähmt, sie kamen. Überall zeigten sie sich ihm. Die wechselnde Bildung der Wolken, wenn er unterwegs war, das Gezweig der Bäume, wenn er in seinem Garten spazierte, das zufällige Gerinnsel im Sand, wenn er sich am Ufer des Manzanares erging, die Flecken an den Wänden der Ermita und die Kringeln der Sonne, alles wurde ihm zu Umriß und Gestalt dessen, was er im Innern trug.

Er hatte sich von Jugend an mit der Naturgeschichte der Dämonen befaßt, und er kannte ihrer mehr als die meisten andern Künstler und Dichter Spaniens, mehr auch als die Dämonologen, die berufsmäßigen Sachverständigen der Inquisition. Jetzt, seine Scheu überwindend, zwang er auch diejenigen heran, die sich bisher abseits gehalten hatten, und bald kannte er sie alle. Kannte die Alben, Alraunen und Druden, die Lemuren, Wechselbälge und Werwölfe, die Elfen, Feen und Gnomen, die Nachzehrer und Wiedergänger, die Oger und Basilisken. Kannte auch die »soplones – die Blasgeister, die Ohrenbläser«, die widerwärtigsten unter allen Gespenstern, die mit Recht den gleichen Namen hatten wie die Spitzel der Polizei und des Heiligen Offiziums. Kannte aber auch die Duendes und Duendecitos, die putzigen Kobolde, die dankbar und hilfsbereit in der Nacht die häusliche Arbeit ihrer unwillentlichen Gastgeber verrichten.

Viele der Gespenster trugen menschenhafte Züge, die Merkmale von Freunden und Feinden verwirrend gemischt. Ein und dieselbe Hexe sah ihm jetzt wie Cayetana aus, jetzt wie Pepa, jetzt wie Lucía, ein und derselbe rüpelhafte Geist war ihm bald Don Manuel, bald Don Carlos.

Oft und gerne kamen Gespenster in kirchlicher Gewandung, als Mönche, als Richter des Heiligen Tribunals, als Prälaten. Gerne auch äfften sie die Riten der Kirche nach und erteilten Kommunion, Salbung, Letzte Ölung. Eine Hexe zeigte sich ihm auf den Schultern eines Satyrs hockend und das Gelübde des Gehorsams ablegend; selige

Geister im Ornat von Bischöfen, schwebend in den Höhen, hielten ihr das Buch vor, aus dem sie schwor, aus der Tiefe eines Sees schauten Novizen singend zu.

Er verlor den letzten Rest des Schreckens vor den Gespenstern. Und spürte tiefes, höhnisch grimmiges Mitleid mit jenen, die ihr ganzes Leben verbrachten in Furcht vor dem Spuk, vor dem Wahn. Er stellte sie dar, die Menge, die voll Ehrfurcht den Coco anbetet, einen von einem Schneider zu einem Gespenst ausstaffierten Kerl. Er stellte dar das Volk, die Ausgebeuteten, die Armen im Geiste, wie sie blind und endlos geduldig ihre Bedrücker füttern und pflegen, die Chinchillas, die riesigen Ratten, die Granden und Pfaffen, die hirnlosen Faultiere, deren Augen verklebt, deren Ohren mit riesigen Schlössern zugesperrt und deren Glieder gekleidet sind in steife, uralte, kostbare, viel zu lange Gewänder, in denen sie sich nicht rühren können. Er stellte dar die träge, schattenhafte Masse der Untern, der Beherrschten, wie sie dahocken, dumm, dumpf, unbeweglich, während ein Ausgemergelter sich mit letzter Kraft gegen eine ungeheure Steinplatte stemmt, die im nächsten Augenblick stürzen muß, ihn und die ganze Menge zermalmend.

Immer kühner wurden, immer mehrdeutiger die Ausgeburten seiner Phantasie. Und er nannte die Blätter nicht mehr »Satiren«, er nannte sie »Ideen, Einfälle, Launen – Caprichos«.

Bei ihren intimsten Beschäftigungen belauschte er die Gespenster, wenn sie sich besoffen, wenn sie Toilette machten, einander das Fell und die Krallen beschneidend. Sie mußten ihm zeigen, wie sie zum Sabbat ritten, zum Aquelarre, wie sie mittels der Blähungen eines Säuglings das Feuer unter ihrer kochenden Suppe in Gang hielten, mußten ihn einweihen in das Zeremoniell, das zu beobachten war bei dem Besamanos, beim Handkuß des großen Bockes, mußten ihm offenbaren die Mittel und Beschwörungen, die sie anwandten, einen Menschen in ein Tier zu verwandeln, in einen Bock oder eine Katze.

Häufig brachte er sein Mittag-
Essen mit in die Ermita,

Brot und Käse und ein wenig
Manzanilla-Wein. Dann lud er
Wohl auch die Gespenster ein, er
Reichte ihnen Brot und Käse,
Saß zu Tisch mit ihnen. Nannte
»Mi amigo – Freund« den Bocksfuß,
Einen andern riesenhaften
Teufel nannt' er »Chico – Kleiner«,
Und er schwatzte und er spaßte
Mit den Ungeheuern, er be-
Fühlte ihre Klaun und Hörner,
Zupfte sie am Schwanz. Genau be-
Schaute er die rohen, bösen,
Dummen Fratzen, ihre wilden,
Lustigen Gesichter, und in
Seiner Stille schallend lachte
Er. Er lachte die Dämonen
Aus.

21

Goya hatte sich's verbeten, daß man ihn in der Ermita aufsuche, es sei denn in einem dringlichen Fall. Nur eine konnte jederzeit kommen: Cayetana.

Sie erkundigte sich niemals nach seiner Arbeit. Eines Tages aber sagte sie: »Du bist jetzt fast nur noch hier zu finden. Was machst du eigentlich?«

»Ich zeichne ein paar Einfälle auf«, antwortete er, »Grillen, Spielereien. Das neue Verfahren mit der Aguatinta eignet sich dafür besonders gut. Wie gesagt, es ist nichts von Belang, es sind Hirngespinste, Caprichos.« Er ärgerte sich über sich selber, daß er sein Werk bagatellisierte. Er hoffte, sie werde ihn nicht auffordern, ihr was zu zeigen, und er wartete darauf.

Sie forderte ihn nicht auf. Da, gegen seinen Willen, sagte er: »Wenn du willst, zeig ich dir das eine oder andere.«

Er zeigte ihr die Blätter, wahllos, wie sie lagen; solche, die auf sie hinwiesen oder auf sie gedeutet werden konnten, ließ er beiseite. Sie schaute die Blätter an, stumm und schnell, wie das ihre Art war. Vor der Uralten, sehr Häßlichen, die sich in den Spiegel schaut und putzt, sagte sie befriedigt: »Das darfst du sie nicht sehen lassen, deine Doña María Luisa.« Zu den übrigen Zeichnungen äußerte sie nichts.

Er war enttäuscht. Reichte ihr die Blätter, auf denen sie selber erschien. Sie betrachtete sie mit dem gleichen, freundlichen, unpersönlichen Interesse. Vor dem liebelnden, galante Konversation machenden Paar, das sie und er selber waren, mit den beiden liebelnden Hündchen zu ihren Füßen, meinte sie: »Das wird sie nicht freuen, deine Pepa und Don Manuel.« Für den Bruchteil eines Augenblicks war er überrascht. Aber hatte er's nicht selber gezeichnet: »Keiner kennt sich«?

Die Blätter mit den Gespenstern betrachtete sie länger, als sie sonst Bilder zu betrachten pflegte. »Die Brígida hast du gut getroffen«, sagte sie. Doch vor den meisten Blättern blieb sie kühl und sichtlich befremdet. »Merkwürdig«, urteilte sie schließlich.

»Spielereien, du hast es selber gesagt. Offen gestanden, ich hatte mir deine Spielereien etwas lustiger vorgestellt. Nous ne sommes pas amusées«, zitierte sie mit einem ganz kleinen, bösen Lächeln. Und dann griff sie nach seinem Heft und schrieb ihm auf: »Offen gestanden, ich finde manches brutal, barbarisch.« – »Und vieles geschmacklos«, ergänzte sie, sprechend, sehr deutlich artikuliert.

Er stand verblüfft. Er hatte erwartet, sie werde sich angeschauert von den Zeichnungen abkehren; es hätte ihn nicht gewundert, wenn sie empört gewesen wäre. Aber: barbarisch?, geschmacklos? Da lag vor ihr die Erkenntnis und Frucht dieser seligen und verzweifelten fünf Jahre. Da hatte er, nach überaus gefährlicher Fahrt, sein Amerika entdeckt. Und alles, was sie dazu sagte, war: »geschmacklos«. Das Urteil einer Grandin. Sie durfte den Desmayo tanzen. *Sie*, wenn ihr Mann sie ein bißchen störte, durfte ihn umbringen. Aber wenn er die Gespenster, die ihn vernichten wollten, heraufbeschwor und besiegte, dann war das geschmacklos.

Schon nach Sekunden hatte er seinen Groll hinuntergeschluckt. Er hätte ihre Fremdheit voraussehen müssen, er hätte ihr die Blätter nicht zeigen dürfen. Idioma Universal, ging es ihm durch den Kopf. Der junge Quintana war im Irrtum. Er lächelte. »Worüber lächelst du?« fragte sie. »Über das, was ich da gemacht habe«, antwortete er, schichtete die Caprichos zusammen und legte sie zurück in die Truhe.

Den Tag darauf machte er eine neue Zeichnung. Er zeichnete einen Mann und eine Frau, aneinander und an einen Baumstamm gebunden, verzweifelt bemüht, sich voneinander zu lösen; zu ihren Häupten aber war ein ungeheurer Nachtkauz, bebrillt, mit ausgebreiteten Flügeln, und mit dem einen Fuß krallte er sich in den Baumstumpf, mit dem andern ins Haar der Frau. Und Jovellanos und Quintana werden wohl die riesige Nachteule mit der Brille für die Kirche und ihre Gesetze halten, die über die heilige Unlöslichkeit der Ehe wachen. Und Manuel wird die Eule für das Verhängnis halten, welches Miguel an Lucía bindet, und Miguel wird glauben, die Eule stelle die Bindung Manuels an Pepa dar; er aber wußte, daß die Zeichnung alles das darstellte und dazu Cayetanas und seine unlösliche Verknüpfung.

Ein paar Tage später sprach überraschend Doktor Peral in der Quinta del Sordo vor. Goya, mißtrauisch von Natur, mißtrauischer seit seiner Taubheit, sagte sich sogleich, Peral komme im Auftrag Cayetanas. Das also war die Wirkung seiner neuen Kunst! Für eine ganz kurze Weile spürte er die schwarze Welle von neuem heranrollen. Dann nahm er Cayetanas Verhalten spaßhaft. Sie hatte ja nicht verheimlicht, wie sie über die Blätter dachte, und wenn sie sich selber für Pepa hielt, warum sollte sie ihn nicht für einen Narren nehmen?

»Gestehen Sie's nur, Doktor«, sagte er, krampfhaft munter. »Sie kommen im Auftrag Doña Cayetanas. Sie sollen sich einmal nach meinem Befinden umschauen.« Peral, mit der gleichen Munterkeit, antwortete: »Ja und nein, Don Francisco. Gewiß, meine Visite ist angeregt von Doña Cayetana, aber ich komme nicht zu meinem früheren Patienten, ich komme zu dem Maler Goya. Man hat so lange kein neues Werk von Ihnen gesehen. Nun erzählt mir die Frau Herzogin, Sie hätten in der letzten Zeit eine Menge geschaffen, Zeichnungen, Radierungen. Sie wissen, wie tief ich Sie bewundere. Ich wäre froh und stolz, wenn ich etwas von Ihrem neuen Werk sehen dürfte.«

»Seien Sie ehrlich, Don Joaquín«, antwortete Francisco, »Cayetana hat Ihnen gesagt, ich schließe mich ein und mache verrücktes Zeug. Sie hat Ihnen gesagt«, fuhr er fort, nun doch plötzlich in Zorn, »ich sei wieder verrückt geworden, tiefsinnig, verschroben, übergeschnappt«, er sprach immer grimmiger, »irrsinnig, geisteskrank, toll, tobsüchtig, närrisch, wahnsinnig!« Jetzt schrie er. »Sie haben ja dafür viele wissenschaftliche Bezeichnungen, Klassifikationen, Ordnungen, Rubriken.« Ich muß an mich halten, dachte er, sonst sagt er ihr mit Recht, ich bin verrückt.

Doktor Peral, sehr ruhig, erwiderte: »Doña Cayetana fand Ihre Zeichnungen merkwürdig. Aber ich habe während unserer italienischen Reise und auch schon vorher die Erfahrung gemacht, daß das Kunsturteil der Frau Herzogin willkürlich ist.« – »Ja«, sagte Francisco, »die Hexen haben ihre eigene Kunsttheorie.« Peral, als hätte er das nicht gehört, fuhr fort: »Auch wissen Sie ja selbst, gegen wie viele Vorurteile ein Meister zu kämpfen hat, der etwas Neues hinstellt. Es widerstrebt mir, in Sie zu dringen.

Aber halten Sie es, bitte, nicht für dumme Neugier und auch nicht für ärztliches Interesse, wenn ich gespannt bin auf das, was Sie gemacht haben.«

Nach Cayetanas törichtem Geschwätz und Gehabe lockte es Francisco, die Meinung dieses maßvollen, kunstverständigen Herrn zu hören. Er sagte: »Kommen Sie morgen nachmittag in mein Stadtatelier, Sie wissen, in der Calle de San Bernardino. Oder nein, nicht morgen«, verbesserte er sich, »morgen ist Dienstag, der Unglückstag. Kommen Sie Mittwoch nachmittag. Aber ich kann Ihnen nicht mit Bestimmtheit versprechen, daß ich auch dasein werde.«

Peral kam am Mittwoch, Goya war da.

Er zeigte ihm einige von den Zeichnungen, von den »Satiren«. Er sah, mit wie kennerisch gierigen Augen Don Joaquín die Blätter beschaute, er zeigte ihm mehr, auch einige der Caprichos jetzt. Er spürte, mit welcher Wollust Peral den Weihrauch und Schwefel atmete, der daraus aufstieg, und er zeigte ihm die auf den Köpfen der Männer zum Hexensabbat fliegende Cayetana. Und er freute sich des bösen Triumphes, der in den Augen Perals aufglänzte.

Und er fragte: »Bin ich närrisch,
Doktor? Ist das Wahnsinn, was ich
Da gezeichnet habe?« Doch der
Andere, voll Ehrfurcht, sagte:
»Wenn hier manches ist, was ich nicht
Recht begreife, dann ist’s deshalb,
Weil ich soviel wen’ger wissend
Bin als Sie. Sie zeigen uns die
Hölle so, als sei’n Sie dort ge-
Wesen, und mir schwindelt, schaue
Ich das alles an.« Francisco
Aber sprach: »Ich bin doch dort ge-
Wesen, Doktor, in der Hölle.

Sie, wenn einer, wissen’s doch. Und
Mir hat auch geschwindelt. Und daß
Es die andern schwindle, sehen
Sie, genau das habe ich ge-
Wollt. So ist es richtig, Doktor.«
Und er schlug ihm jungenhaft ver-
Gnügt die Schulter.

22

Er hatte die Arbeit an den Porträts vernachlässigt; die Auftraggeber wurden ungeduldig. Agustín erinnerte daran, daß das Bildnis des Conde Miranda schon vor drei Wochen hätte abgeliefert sein sollen; auch der Duque de Montillano habe gemahnt. Soweit er, Agustín, die beiden Porträts habe fördern können, habe er's getan; jetzt sei es an Francisco, sie fertigzumachen.

»Mach doch du sie fertig«, antwortete Goya, beiläufig, gelangweilt. »Meinst du das im Ernst?« fragte begierig Agustín. »Aber gewiß«, antwortete Goya. Seitdem Cayetana die Caprichos beschaut hatte, kümmerte er sich noch weniger um die Meinung seiner hochadeligen Modelle.

Agustín arbeitete angespannt, nach zehn Tagen waren die beiden Bilder vollendet. Der Conde Miranda war sehr befriedigt, der Duque de Montillano nicht weniger.

In der Folge überließ es Goya seinem Agustín immer häufiger, Bildnisse fertigzustellen, von denen er selber kaum mehr gemalt hatte als die ersten Anfänge. Niemand merkte es. Francisco hatte seinen Spaß an der Verständnislosigkeit der Beschauer.

Er sagte zu Agustín: »Doña Cayetana möchte ein neues Porträt. Wenn ich sie male, gerät mir das Bild zu persönlich, das spür ich. Du weißt genau, wie ich es will: mach doch du dich einmal daran. Studien und Bilder sind mehr da, als du brauchst. Ich gebe dann noch ein paar Pinselstriche zu und die Signatur, und das Dekorum ist gewahrt.« Agustín schaute ihn verblüfft an, argwöhnisch. Francisco, herausfordernd, sagte: »Traust du dir's nicht zu?« Im stillen dachte Agustín, das sei ein gefährlicher Spaß, und wenn er schlecht ende, dann werde er, Agustín, es auszubaden haben. »Du mußt wissen«, sagte er unsicher, »wie weit die Herzogin vertraut ist mit Kunst.« – »Sie ist genauso vertraut wie die andern«, sagte Francisco.

Agustín malte das Bild. Es geriet. Die gemalte Dame war die Herzogin von Alba; das war ihr reines, klares, makellos schönes, ovales Gesicht mit den riesigen Augen, den hochmütigen Brauen, dem aufregend schwarzen Haar. Aber keine tote Brígida spukte hinter dieser Stirn; niemand hätte dieser Frau zugetraut, daß sie den Tod ihres Mannes mochte beschleunigt haben oder daß sie denen, die sie liebte, höllische Qualen auflegte aus Laune, Hochmut, Teufelei. Francisco beschaute das Bild gründlich. Dann fügte er ein paar Pinselstriche zu, signierte. Warf einen letzten Blick darauf. Es blieb ein Bild des Agustín Esteve. »Ausgezeichnet«, urteilte er. »Du wirst sehen, es wird Cayetana Freude machen.«

So geschah es, Cayetana
Freute sich des stillen, reinen,
Stolzen Antlitzes, das von der
Leinwand sie anschaute. »Möglich,
Daß du beßre Bilder von mir
Maltest«, sagte sie, »doch mir ist
Dies das liebste«, und sie fragte:
»Hab ich recht, Don Joaquín?« Der
Stand befremdet, ahnend, daß sich
Goya einen grimmen Scherz ge-
Leistet hatte. »Dies Porträt ist
Eine würdige Bereich'rung
Ihrer Sammlung«, sprach er. Goya
Sah's und hörte es und grinste
Nicht. Er war mit Cayetana
Quitt.

23

An jenem Abend, da die Freunde das letztemal mit Jovellanos zusammen waren, hatte Agustín düster und bestimmt vorausgesagt, Don Manuel werde Urquijos kühnes Edikt über die Unabhängigkeit der spanischen Kirche widerrufen. Doch hatte ihm Don Gaspars fanatischer Widerspruch: »Das wagen sie nicht!« Eindruck und, gegen seine Vernunft, Hoffnung gemacht. Nun aber stellte in der Tat Don Manuel durch Königliche Verfügung die alte, bittere und kostspielige Abhängigkeit der spanischen Kirche von Rom wieder her, und dieses Ereignis, wiewohl erwartet, traf Agustín mit der Wucht neuen Unheils.

Es drängte ihn, sich die Brust auszuschütten vor Francisco. Als ihm dieser an Bildnissen, die er selber signierte, so weiten Anteil eingeräumt hatte, war das Agustín als ein Beweis neuer, enger Freundschaft erschienen. Doch seine Freude hatte kurzen Bestand gehabt. Seit Wochen nun hatte ihm Goya keine Gelegenheit gegeben zu freundschaftlicher Aussprache, und auch jetzt, da er ihn so dringend brauchte, war er nicht da. Langsam richtete sich sein ganzer Groll gegen Francisco.

Er wußte, daß diesen nichts mehr aufbrachte, als wenn man ihn in der Ermita störte. Er lief in die Ermita.

Goya, als Agustín eintrat, schob ärgerlich die Platte, an der er arbeitete, so, daß Agustín nichts sehen konnte. »Stör ich dich?« fragte dieser, sehr laut. »Was hast du gesagt?« fragte zornig Goya und hielt ihm den Schreibblock hin. »Stör ich dich?« schrieb voll gesteigerten Ingrimms Agustín. »Ja!« antwortete donnernd Francisco, und: »Was ist denn los?« fragte er. »Manuel hat das Edikt widerrufen!« berichtete empört und sehr deutlich Agustín. »Welches Edikt?« fragte Goya. Nun aber hielt sich Agustín nicht länger. »Das weißt du ganz genau!« schrie er. »Und du trägst dein gut Teil Schuld daran!« – »Du Narr, du Trottel, du Esel im Quadrat!« sagte gefährlich leise Francisco. Dann aber fing auch er zu schreien an. »Und damit wagst du mich zu stören!« schrie er.

»Hätte ich das nicht ebensogut heute abend erfahren können? Was stellst du dir denn vor? Glaubst du, ich werde jetzt schnurstracks hinlaufen und Don Manuel niederstechen? Oder was?« – »Schrei nicht so!« sagte böse Agustín. »So dummes, gefährliches Zeug schreist du auch noch aus mit voller Lunge.« Und er schrieb ihm auf: »Dieses Haus hat dünne Wände. Du brauchst nicht noch mehr Anzeigen gegen dich zu provozieren.« Und gedämpft, bitter und deutlich sprach er weiter: »Da hockst du und machst deinen privaten Kram. Und wenn ein Freund zu dir rennt, weil ihm das Herz überläuft, dann schreist du ihn an, er soll dich in Ruh lassen! Was hast du denn gemacht in all der Zeit, während sie Spanien hinuntergedrückt haben in die stinkende Nacht? Den Manuel hast du gemalt, den Führer der Verbrecher, als Cäsar und Alexander und Friedrich in einem. Das war alles, was du zu sagen hattest. Francisco! Mensch! Bist du denn ganz verschlammt und verwest?«

»Schrei nicht so«, erwiderte gelassen Goya. »Hast du nicht gerade selber konstatiert, was für dünne Wände das Haus hat?« Er war vollständig ruhig geworden. Beinah erheiterte es ihn, wie sich Agustín abzappelte. Gab es einen zweiten, der in diesen bittern Monaten die Not des Reiches so finster klar gesehen hatte wie er, Francisco Goya? Gab es einen zweiten, der sie sichtbar gemacht hatte? Und da, im Bereich der Caprichos, stand dieser wackere Agustín und geiferte ihn an ob seiner Blindheit, Trägheit, harten Haut.

»Mir bewegt es jetzt noch das Herz«, belferte und schollerte Agustín weiter, »wenn ich an Jovellanos denke, wie er dir zugeredet hat: ›Spanien, Spanien! Arbeiten Sie für Spanien! Malen Sie für Spanien!‹ Schon um deiner Kunst willen hättest du die Augen nicht zumachen dürfen. Aber dir liegt nur an dir selber. Der Herr Erste Maler hat Rücksichten zu nehmen. Seine Exzellenz dürfen nichts riskieren, was das gutgekleidete Gesindel verstimmen könnte. So was von Domestikenhaftigkeit! So was von Knechtschaffenheit! Qué vergüenza!«

Francisco blieb ruhig, ja, er lächelte. Das brachte Agustín noch mehr auf. »Natürlich ist die Frau an allem schuld«, sagte er. »Für sie hast du was riskiert, und damit hast du

deine Courage bewiesen, und jetzt verliegst du dich bei ihr. Und zuckst lächelnd die Achseln über das, was ein Jovellanos dir sagt, und treibst Firlefanz, während Spanien vor die Hunde geht.«

Goya hörte aus Agustíns Anklagen dessen hilflose Wut heraus über Doña Lucía. »Du trauriger Narr«, sagte er, beinahe mitleidig. »Du ewiger Student. Von Kunst hast du einen Schimmer, aber von Welt und Menschen und von mir verstehst du einen Dreck. Da bildest du dir ein, ich bin hier faul herumgehockt in diesen ganzen Monaten, stolz, brütend über mein romantisches Gemüt. Nein, du Siebengescheiter, du Seelenkenner! Was ich hier getrieben habe, war anderes.« Und er sperrte die Truhe auf und holte heraus einen Haufen Zeichnungen und einen Haufen Radierungen und stapelte sie vor Agustín hin.

Dem wühlte Goyas Hohn das Innere auf. Aber die Gier, vor Augen zu bekommen, was Francisco alle die Zeit her gemacht hatte, war heißer als die Kränkung.

Da saß er nun und schaute. Und wild und plötzlich stürzte die neue, ungeheure Welt der Caprichos auf ihn ein, diese Fülle unerhörter, wirklich überwirklicher Erlebnisse. Oft und abermals beschaute er jede einzelne Zeichnung, konnte sich nicht von ihr trennen, legte sie fort, zu gierig auf die neue. Er vergaß sich selber, vergaß Don Manuels Edikt. Fraß sich ein, lebte sich ein in die neue Welt. Wohl hatte er in dem oder jenem Blatt, das ihn Francisco früher hatte sehen lassen, etwas gespürt von der Lustigkeit, Wildheit, Unheimlichkeit dieser Zeichnungen: aber was sich nun vor ihm auftat, das, in seiner grimmigen Üppigkeit, war ein Neues. Es riß auf einen neuen, unbekannten Goya, der eine neue, tiefere Welt entdeckt hatte als alle früheren.

Agustín schaute, schmatzte, sein Gesicht zuckte. Goya ließ ihm Zeit. Er schaute ihm zu, wie er schaute, und das war eine starke Bestätigung.

Endlich, überwältigt, erschüttert, so daß er nur mühsam sprechen und Goya ihm die Worte kaum von den Lippen ablesen konnte, sagte Agustín: »Und da hast du uns reden lassen! Und da hast du uns klugschwatzen lassen! Wir müssen dir ja alle vorgekommen sein wie Narren und Blinde!« Da er sah, daß ihn Goya nicht richtig verstand, fing er an,

die Zeichensprache zu nutzen, er gestikulierte heftig, es ging ihm zu langsam, er fiel zurück in sein enthusiastisches Schwatzen und Schmatzen: »Das da war in dir und vielleicht schon außer dir, und uns hast du reden lassen.« Und immer wieder die Blätter vornehmend, unfähig, sich von ihnen loszureißen, jubelnd, bewundernd, schimpfte er: »Ein ganz gemeiner Hund bist du. Da sitzt du hier, heimlich, und machst das! Du Duckmäuser, du hinterhältiger! Ja, jetzt hast du sie an die Wand gedrückt, alle, die Heutigen und die Früheren!« Er lachte albern, glücklich, er legte Goya den Arm um die Schultern, er war kindisch, und Francisco war glücklich. »Endlich siehst du's ein«, brüstete er sich, »was für ein Kerl dein Freund Goya ist! Immer kannst du nur schimpfen. Nicht das geringste Vertrauen hast du. Mir die Ermita einrennen mußtest du und hast nicht warten können. Nun, *bin* ich verkommen? *Bin* ich verschlammt und verwest?« Und einmal über das andere Mal wollte er wissen: »Sag selbst, sind sie nicht lustig, meine Zeichnungen? Hab ich was gemacht aus deiner Technik?«

Agustín, das Aug auf einer besonders bizarren Zeichnung, sagte, beinahe demütig: »Dieses Blatt versteh ich nicht recht, noch nicht. Aber das Ganze begreife ich. Das müssen ja alle begreifen, dieses Furchtbare und Beglückende. Sie müssen es begreifen.« Er lächelte. »Idioma Universal.«

Goya, dieses hörend, war seltsam betreten. Wohl hatte er sich zuweilen gefragt, wie die Blätter wohl auf andere wirken mochten, und ob überhaupt er andere das Werk sehen lassen solle; aber er hatte solche Erwägungen sogleich, beinahe ängstlich, zurückgeschoben. Seitdem gar Cayetana so ärgerlich fremd vor den Zeichnungen gestanden war, hatte er grimmig beschlossen, daß keine anderen Augen mehr diese Blätter erblicken sollten. Der furchtbare und lächerliche Kampf mit den Gespenstern blieb seine eigene, höchst persönliche Angelegenheit. Die Caprichos herumzuzeigen, das wäre, wie wenn er nackend durch die Straßen von Madrid liefe.

Agustín las dem Freunde die Bedrängnis vom Gesicht ab und übersetzte sie sich ins Realistische. Es kam ihm zu Bewußtsein, was natürlich auch Goya wissen mußte: daß nämlich diese Blätter gefährlich waren, auf den Tod gefährlich. Ein Mann, der den

Leuten solche Zeichnungen vor Augen brachte, konnte gleich hingehen und sich selber der Inquisition als Erzketzer ausliefern. Dies bedachte Agustín und spürte in ihrer ganzen Kälte die Einsamkeit seines Freundes Francisco. Da hatte der Mann dieses Entsetzliche und Groteske aus sich herausgezwungen, ganz allein, er hatte den Mut gehabt, es aufzuzeichnen, ganz allein und ohne die Hoffnung, daß irgendwann andere an seinen großen, schrecklichen Gesichten sollten teilhaben können.

Francisco, als hätte Agustín laut gedacht, sagte: »Ich hätte gescheiter sein sollen. Vielleicht wäre es besser gewesen, nicht einmal deine Augen hätten diese Zeichnungen gesehen.« Er raffte die Blätter zusammen. Agustín ließ es geschehen, wagte nicht, ihm zu helfen.

Als aber Goya, mürrisch, die Zeichnungen wieder in die Truhe warf, riß sich Agustín aus seiner Benommenheit. Es war nicht ausdenkbar, daß diese Blätter hier in der Truhe sollten liegenbleiben, ungesehen, auf lange Zeit, vielleicht für immer. »Wenigstens den Freunden mußt du sie zeigen«, bat er, »Quintana, Miguel. Sei nicht so hochmütig zugesperrt, Francho! Du zwingst einen ja geradezu, dich für stumpf zu halten.«

Goya machte ein unwirsches Gesicht, schimpfte, hatte Bedenken. Doch in seinem Herzen verlangte es ihn, die Freunde sein Werk sehen zu lassen.

Er lud Miguel und Quintana in die Ermita. Und forderte auch seinen Sohn Javier auf zu kommen.

Es war das erste Mal, daß mehr als zwei Menschen zusammen in der Ermita waren, es schien Goya beinahe eine Entweihung. Die Freunde saßen verlegen herum, alle, mit Ausnahme Javiers, gaben sich ungeschickt, sonderbar gespannt. Goya hatte Wein bringen lassen, belegte Brote, Käse; er forderte auf zuzulangen. Er selber war barsch, wortkarg.

Endlich, umständlich, betont schwerfällig, holte er die Blätter aus der Truhe.

Einer reichte sie dem andern. Und plötzlich war die Ermita voll von dem Getümmel dieser überwahren Menschen und Ungeheuer, dieser Halbtiere und Halbteufel. Die Freunde schauten, und sie sahen, daß diese Gestalten trotz ihrer Masken, durch ihre

Masken, nacktere Gesichter hatten als Menschen von Fleisch und Blut. Es waren Menschen, die sie kannten, doch grausam ihres Scheines entkleidet und versehen mit einem andern, viel bösartigeren Schein. Und die lächerlichen und entsetzlichen Dämonen dieser Blätter waren die fratzenhaften Ungeheuer, die, schwer greifbar, sie selber bedrohten, die in ihnen selber staken, kläglich, unwissend und voll von bedenklichem Wissen, gemein, tückisch, fromm und geil, lustig, unschuldig und verrucht.

Keiner sprach. Schließlich sagte Goya: »Trinkt doch! Trinkt und eßt! Schenk ein, Javier!« Und da sie noch immer schwiegen, sagte er: »Ich heiße diese Blätter Caprichos, Einfälle, Ideen, Phantasiestücke.« Sie schwiegen weiter. Nur der junge Javier sagte: »Ich verstehe.«

Endlich raffte Quintana sich auf. »Caprichos!« rief er. »Sie machen die Welt und heißen sie ›Caprichos‹!« Goya schob die Unterlippe vor, verzog die Mundwinkel zu einem winzigen Lächeln. Doch Quintanas Begeisterung war nicht mehr zu halten. »Sie haben mich umgeworfen, Goya!« rief er. »Wie läppisch und stümperhaft komme ich mir vor mit meinen armseligen Versen. Vor diesen Blättern bin ich der kleine Junge, der zum ersten Mal in die Schule geht und dem der Kopf wirbelt vor den vielen Buchstaben auf der Tafel.«

Miguel sagte: »Es ist nicht angenehm für den Kunstforscher, wenn etwas Neues kommt und seine ganze Theorie umstürzt. Ich muß umlernen, Francisco. Trotzdem: ich gratuliere dir.« Er räusperte sich. »Ich hoffe«, fuhr er fort, »du wirst es mir nicht übelnehmen, wenn ich auf einigen Blättern Einflüsse älterer Meister entdecke, Einflüsse zum Beispiel gewisser Bilder des Bosch im Escorial, Einflüsse gewisser Schnitzereien des Gestühles in den Kathedralen von Avila und Toledo und natürlich Einflüsse der Schnitzereien der Pilar in Saragossa.« Javier meinte: »Auch der größte Künstler steht auf den Schultern eines andern.« Seine Naseweisheit machte die Freunde verlegen; Goya indes schaute den siebenklugen Sohn nachsichtig an, mit zustimmendem Lächeln.

Miguel grübelte: »Der Sinn der meisten Blätter scheint klar. Aber einiges, verzeih, Francisco, verstehe ich durchaus nicht.« – »Das tut mir leid«, antwortete Goya. »Einiges verstehe ich nämlich selber nicht, und ich hatte gehofft, du könntest mir's erklären.« – »So hab ich mir's auch gedacht«, stimmte erfreut und vorwitzig Javier zu. »Man versteht nichts und versteht alles.«

Hier schüttete Agustín sein Weinglas um. Der Wein floß über den Tisch und befleckte zwei der Zeichnungen. Die andern schauten drein, als hätte Agustín ein Sakrileg begangen.

Quintana wandte sich an Miguel, etwas gereizt. »Wenn Ihnen das eine oder andere Blatt unverständlich blieb«, sagte er, »so werden Sie doch zugeben: der Sinn des Ganzen ist jedermann verständlich. Idioma Universal! Sie werden es erleben, Don Miguel: das Volk wird diese Zeichnungen verstehen.« – »Sie täuschen sich«, antwortete Miguel. »Das Volk wird diese Blätter bestimmt nicht verstehen. Nicht einmal die Masse der Gebildeten wird sie verstehen. Es ist nur schade, daß Ihre These nicht zu Beweis gestellt werden kann.« – »Wieso nicht?« fragte streitbar Quintana. »Befürworten Sie etwa, daß dieses Wunderwerk hier eingesperrt bleibt, in der Ermita an der Calle de San Bernardino?« – »Was denn sonst?« antwortete Miguel. »Wollen Sie Francisco auf den Scheiterhaufen bringen?« Und: »Wenn diese Blätter unter die Leute kommen«, mischte dumpf Agustín sich ein, »dann zündet die Inquisition ein Feuer an, vor welchem jedes frühere Autodafé zu einer traurigen Talgfunzel wird. Das wissen Sie doch selber.« – »Mit eurer verdammten Vorsicht!« rief bitter Quintana. »Ihr wollt aus jedem einen Feigling machen!« Agustín wies auf einzelne der Radierungen. »Soll das hier veröffentlicht werden?« fragte er. »Und das?« – »Einiges müßte natürlich wegbleiben«, gab Quintana zu. »Aber das meiste kann veröffentlicht werden. Muß veröffentlicht werden.« – »Das meiste kann nicht veröffentlicht werden«, erwiderte scharf Miguel. »So viel weglassen kann man gar nicht, daß nicht die Inquisition einschreitet, und die Gerichte des Königs dazu.« Und da die andern finster und ratlos schwiegen, tröstete er höflich: »Man muß die rechte Zeit abwarten.« – »Wenn Ihre ›rechte Zeit‹ da ist«, sagte

Quintana, »dann sind diese Zeichnungen nicht mehr nötig. Dann sind sie Kunst – und überflüssig.« – »Das ist nun so das Los des Künstlers«, bemerkte nachdenklich der junge Javier. Quintana aber beharrte: »Kunst ist sinnlos, wenn sie nicht wirkt. Don Francisco hat die Angst sichtbar gemacht, die tiefe, heimliche, die auf dem ganzen Lande liegt. Man braucht sie nur zu zeigen, und sie verfliegt. Man braucht dem Coco, dem Schwarzen Mann, nur die Kleider abzureißen, und er ist nicht mehr gefährlich. Soll Goya sein Meisterwerk für uns fünfe gemacht haben und für niemand sonst?«

Sie tauschten Rede und Gegenrede, als wäre Goya gar nicht da. Der hörte zu, schweigend, vom Munde des einen zum Munde des andern sehend, und wiewohl er nicht alles verstand, so kannte er doch die einzelnen gut genug, um sich ihre Argumente zusammenreimen zu können.

Nun hatten sie ihre Gründe erschöpft und schauten auf ihn und warteten. Er, schlau und nachdenklich, erklärte: »Was du gesagt hast, Miguel, läßt sich hören, aber was Sie gesagt haben, Don José, hat auch vieles für sich. Da nun leider eines dem andern stracks widerspricht, muß ich mir alles gut überlegen. Ich muß auch bedenken«, fuhr er schmunzelnd fort, »daß ich mir’s eigentlich nicht leisten kann, so viel Arbeit umsonst gemacht zu haben. Ich brauche Geld.«

Damit packte er die Zeichnungen und Radierungen zusammen und sperrte sie in die Truhe.

Alle schauten zu, benommen,
Wie die neue, zauberische,
Wilde Welt versank. In diesem
Haus hier, dem alltäglich lauten,
In der unscheinbaren Truhe,
Ungesehn, lag nun das Größte,
Was seit dem Velázquez eine
Span’sche Hand geschaffen. In der
Truhe hier, gezähmt, gefangen,

Lagen Spaniens Dämonen.

Aber *waren* sie gezähmt, wenn
Man's nicht wagte, sie zu zeigen?
War nicht grade dadurch ihre
Macht erwiesen? Was da in der
Truhe lag, war nicht geheuer.

Und den Freunden, als sie fort aus
Der Ermita gingen, staunend,
Voll Begeisterung, und trotzdem
Scheu, gedrückt, den Freunden folgten
Die unheimlichen, die wilden,
Wüsten Schatten der Gespenster
Und die unheimlicheren der
Menschen.

24

Goya lernte gerne von dem Eindruck, den sein Werk auf andere machte. Da die Freunde, die doch guten Willens und aufgeschlossen waren, viele der Caprichos nicht begriffen hatten, machte er sich daran, die allzu dunkeln, allzu persönlichen herauszunehmen und die andern in eine übersichtliche Folge zu bringen.

Er stellte diejenigen Blätter voran, die leicht verständliche Situationen und Anekdoten wiedergaben. Diesen Blättern aus der »Wirklichkeit« ließ er jene Radierungen folgen, die Gespenstisches und gespenstische Einflüsse darstellten. Solche Ordnung war ein leichter Weg zum rechten Verständnis, die Welt der Wirklichkeit wies hin auf die Welt der Dämonen, und diese zweite Gruppe, die der Gespenster, deutete die erste, die der Menschen. Seine eigene Geschichte, wie sie in den Caprichos aufgezeichnet war, dieser wirre Traum von seiner Liebe, seinem Aufstieg, seinem Glück, seinen Enttäuschungen, gewann in solcher Anordnung den rechten Sinn. Wurde zur Geschichte aller, zur Geschichte Spaniens.

Nachdem er sie geschieden, geschichtet und geordnet hatte, ging er daran, den einzelnen Blättern Namen zu geben; denn schließlich mußte eine gute Zeichnung ihren Namen haben, genau wie ein guter Christ. Er war kein Schriftsteller, oft mußte er lange nach dem rechten Wort suchen, aber gerade das machte Spaß. Schien ihm der Name einer Radierung zu platt, dann schrieb er dazu eine kurze Erklärung. Schließlich hatte jedes Blatt nicht nur seinen Titel, sondern auch seinen Kommentar. Manchmal war die Unterschrift brav und tugendhaft und dafür der Kommentar um so beizender, manchmal der Titel verfänglich und dafür die Interpretation naiv erbaulich. Sprichwörtliche Redensarten, grimmige Witze, harmlose Bauernregeln, ironisch fromme Lehren, verschmitzt pfiffige Aussprüche und hintergründig weise, das alles klang ineinander.

»Tantalus« schrieb er unter die Zeichnung, welche den verzweifelten Liebhaber vor der toten, leise blinzelnden Geliebten zeigt, und verhöhnte sich selbst und kommentierte:

»Wäre er ritterlicher und weniger langweilig, dann erwachte sie wieder zum Leben.« Und: »Keiner kennt sich« schrieb er unter seinen Maskenball, und unter die Alte, die sich vor dem Spiegel umständlich und kostbar für ihren fünfundsiebzigsten Geburtstag schmücken läßt, schrieb er: »Bis zum Tode«. Die Zeichnung der Maja, die aufgeputzt wird, während die Brígida, die Kupplerin, den Rosenkranz betet, kommentierte er: »Sie betet für sie – und hat sie nicht recht? –, daß Gott ihr Glück verleihe und sie befreie vom Übel und von den Badern, Ärzten und Gerichtsvollziehern, auf daß sie anstellig werde, geweckt und allen dienstlich wie ihre selige Mutter.« Zu dem Blatte aber, auf welchem die arme Hure vor dem Sekretär des Heiligen Tribunals sitzt und ihr Urteil hört, schrieb er: »Eine wackere Frau, die für ein Butterbrot alle Welt so fleißig und ersprießlich bedient hat, so zu behandeln, schlimm, schlimm!« Jene Radierung aber, auf welcher die Hexe, hockend auf den Schultern des Satyrs, den seligen Geistern das blasphemische Gelübde ablegt, kommentierte er: »Schwörst du, deinen Lehrern und Vorgesetzten zu gehorchen und sie zu ehren? Speicher zu fegen? Schellen zu klingeln? Zu heulen, zu kreischen? Zu fliegen, zu salben, zu saugen, zu blasen, zu braten? Zu tun, was immer es sei und wann immer man dir's aufträgt? – Ich schwöre. – Schön, meine Tochter, somit bist du Hexe. Herzlichen Glückwunsch.«

Lange erwog er, welches Blatt er an den Anfang setzen sollte. Er entschied sich dafür, voranzustellen jene Zeichnung, auf der er selber zu sehen war, über den Tisch geworfen, die Augen schützend vor den Gespenstern. Und er nannte das Blatt: »Idioma Universal«. Dann aber schien ihm dieser Titel zu anmaßend, und er nannte die Zeichnung: »Der Schlaf der Vernunft«. Und erläuterte: »Solange die Vernunft schläft, erzeugt die träumende Phantasie Ungeheuer. Vereinigt mit der Vernunft aber, wird die Phantasie zur Mutter der Künste und all ihrer Wunderwerke.«

Die Caprichos zu beschließen aber machte er eine neue Zeichnung.

Da kommt in Panik gerannt ein ungeheurer, maßlos häßlicher, gespenstischer Mönch, und hinter ihm ein zweiter, und vorne steht aufgerissenen Maules einer jener hirnlosen, gespenstischen Granden, eines der Faultiere, der Chinchillas, und noch ein vierter

Gespensterling ist da, ein mönchischer, schreiender. Und unter das Blatt setzte Goya den Schrei, der aus den vier gräßlichen, riesig aufgerissenen Rachen tönt:

»Ya es hora. Sie ist da, die
Stunde, abgelaufen ist die
Zeit.« Und jeder mußte sehen:
Sie *war* da, die Stunde. Aus war
Es mit den Gespenstern. Fort, sie
Mußten fort, der automaten-
Hafte Grande, er und seine
Spießgesellen, die Prälaten
Und die Mönche. Ya es hora.
So war's recht: das war die Zeichnung,
Die Caprichos zu beschließen.
Ya es hora!

25

Seitdem Goya den Freunden die Caprichos gezeigt hatte, achtete er weniger darauf, die stille Strenge der Ermita zu wahren. Die Freunde kamen öfter und ohne Formalitäten.

Eines Tages, als sie zu dreien kamen, Agustín, Miguel und Quintana, wies Miguel lächelnd auf den jungen Dichter und schrieb Goya auf: »Er hat dir was mitgebracht.« Und da Goya fragend auf den errötenden Quintana schaute, fuhr Miguel fort: »Er hat eine Ode geschrieben, die dich angeht.« Quintana nahm zögernd das Manuskript aus der Mappe und wollte es Goya überreichen. Agustín aber drängte: »Lesen Sie doch die Verse vor, bitte.« Und Goya stimmte ihm bei: »Ja, bitte, lesen Sie, Don José! Ich schaue gerne zu, wenn Sie lesen. Ich verstehe das meiste.«

Quintana las, es waren klingende Verse. »Verfallen«, las er,

»Verfallen ist das Reich, die Weltherrschaft
Vertan. Allein die Glut, die in Velázquez,
Die in Murillo brannte, sie glüht weiter.
Sie glüht in unserm Goya!
Vor seiner zauberischen Phantasie
Verdunkelt sich, verarmt die Wirklichkeit.
Ein Tag wird kommen, er kommt bald! da sich
Vor deinem Namen, Goya! neigen wird
Der Erdkreis, so wie heut vor Raphaels.
Aus allen Ländern werden sie nach Spanien
Wallfahrten, werden in Verzückung stehn
Vor deiner Kunst,
Francisco Goya! Spaniens Ruhm!«

Lächelnd und gerührt schauten die andern auf Goya, der selber lächelte, ein bißchen verlegen, doch bewegt auch er.

»Sí, vendrá un día,
Vendrá también, oh, Goya! en que a tu nombre
El extranjero extático se incline«,

wiederholte er Quintanas Verse, und alle waren erstaunt, wie gut er sie verstanden hatte. Quintana errötete tiefer. »Ein wenig überschwenglich, finden Sie nicht selber?« fragte lächelnd Goya. »Wenn Sie gedichtet hätten, ich sei besser als der Kollege Jacques-Louis David, das wäre auch schon was gewesen. Aber gleich besser als Raphael, ist das nicht etwas übertrieben?«

Allein: »Auch das höchste Wort des Preises«, antwortete stürmisch Quintana, »ist zu schwach für den Mann, der diese Zeichnungen geschaffen hat!«

Goya wußte, wie kindlich naiv Quintana war und wie kindlich naiv seine Verse, und er brauchte keine Bestätigung dafür, daß seit dem Velázquez er der größte Maler Spaniens war, und was war das schon? Trotzdem war eine Welle Glück in ihm hochgestiegen. So stolze, hymnische Verse also hatte dieser junge Mensch geschrieben vor seinen »brutalen, barbarischen, geschmacklosen« Blättern. Und das, noch als sie ungeordnet waren und schwer verständlich.

Es drängte Goya, den Freunden die Caprichos zu zeigen, wie sie jetzt ausschauten, und er sagte, möglichst beiläufig: »Wollt ihr die Zeichnungen nochmals sehen? Ich habe sie nämlich in die rechte Folge gebracht, und ich hab ihnen Unterschriften gegeben. Übrigens habe ich auch einen Kommentar geschrieben«, setzte er pfiffig hinzu, »für die Dummen, die eine Erklärung nötig haben.«

Die andern hatten all die Zeit her darauf gebrannt, die Blätter nochmals zu sehen, sie hatten nur nicht gewagt, den sonderbaren Mann darum zu bitten. Ein zweites Mal, als nun die Welt der Caprichos vor ihnen aufstieg, überwältigte sie der Anblick. Ja, die Folge, in welche Goya jetzt die Blätter gebracht hatte, gab ihnen erst den rechten Sinn.

Sogar der nüchterne Miguel sagte, beinahe ehrfürchtig: »Was du da gemacht hast, Francisco, das ist dein bestes, größtes Porträt. Nun hast du das Gesicht ganz Spaniens gemacht.«

Der junge Quintana sagte: »Ich bin gewiß ein Freigeist, aber von jetzt an werde ich Hexen und Dämonen in jedem Winkel erblicken.« Und Agustín meinte finster und anzüglich: »Und da gibt es Leute, die den Jacques-Louis David für einen Künstler halten!«

Sie waren beim letzten Blatt angelangt, bei der Radierung mit den flüchtenden, schreienden, mönchischen Unholden. »Ya es hora!« rief Quintana. »Cierra, España! – Jetzt los, Spanien!« rief er strahlend und begeistert den alten Schlachtruf.

Miguel aber meinte nachdenklich: »Die Unterschriften sind merkwürdig, manche sind ausgezeichnet. Sie sollen, wenn ich sie recht verstehe, den Inhalt harmlos erscheinen lassen. Aber oft machen sie ihn nur schärfer.« – »Tun sie das?« fragte mit verschmitztem Erstaunen Goya. Und: »Ich weiß natürlich«, fuhr er fort, »daß mein ungelenkes Spanisch nicht ausreicht, das wiederzugeben, was mir vorschwebt. Ich wäre dir für Ratschläge sehr dankbar, Miguel, auch Ihnen, Don José, und dir, Agustín.«

Es ehrte und ergötzte die Freunde, Goya bei dem großen Werke zu dienen. Miguel hatte eine passende Unterschrift gleich zur Hand für die Zeichnung des uralten Geizhalses, der seine Schätze versteckt, das Cervanteszitat: »Ein jeder ist so, wie Gott ihn gemacht hat, und gewöhnlich weit schlechter.« Auch die andern hatten Einfälle. Sie begriffen, worauf es Francisco ankam; die Unterschriften sollten volkstümlich sein, scharf und saftig. »Das Ungeschliffene muß bleiben«, erklärte Miguel. »Gewiß«, sagte Francisco, »denn so bin ich nun einmal.« Alle arbeiteten sie zusammen, mit gutem Eifer, es kam eine ganze Reihe neuer Unterschriften und Kommentare zustande, die Ermita war voll von Spaß und Gelächter.

Miguel indes, inmitten all der Fröhlichkeit, war beunruhigt. Warum wohl hatte sich Francisco, der schwer von Wort war, die Mühe gemacht, all diese Unterschriften und

Kommentare auszudenken? Spielte er nun doch mit der Idee, die Caprichos zu veröffentlichen?

Je länger Miguel darüber nachdachte, so tiefer drückte ihn die Sorge. Fraglos hatte der geniale Dummkopf Goya sich anstecken lassen von dem törichten Fanatismus Quintanas. Miguel grübelte und grübelte, wie er es anstellen sollte, den Freund von einer verderblichen Unüberlegtheit zurückzuhalten.

Es gab eine einzige, die da helfen konnte: Lucía.

Miguels Beziehungen zu Lucía waren nach wie vor zwielichtig. Als er ihr mitgeteilt hatte, er habe seine Entlassung gefordert, da er Don Manuels verderbliche Politik nicht länger mitmachen könne, hatte Lucía ihm Trost zugesprochen, verständig, höflich, ohne Wärme. Wahrscheinlich war sie von Pepa, vielleicht von Manuel selber schon unterrichtet gewesen.

Lucía bedauerte ehrlich den Zwist Miguels mit Manuel, an dem sie die Schuld trug. Sie plante, die beiden auszusöhnen. Aber erst in späterer Zeit. Denn für die nächsten Monate hatte Manuel einen erfahrenen, patriotischen und verlässigen Ratgeber: den Abate.

Ja, der Pakt des Großinquisitors mit dem Ersten Minister war eingehalten, der Abate aus dem Kloster entlassen worden. Nicht als ob das Heilige Offizium das Urteil außer Kraft gesetzt hätte, aber die Familiares der Inquisition sahen ihn nicht, die Grünen Boten der Santa gingen an ihm vorbei, und wenn er’s auch nicht wagen durfte, sich im Bereich der Königlichen Residenzen zu zeigen, so hatte ihm doch Manuel versichert, er könne, solange der Hof nicht in Madrid sei, heimlich in die Hauptstadt kommen. Gerade jetzt, da Manuel seines Miguel beraubt war, brauchte er einen Mann von den Fähigkeiten des Abate.

Miguel wußte natürlich um alle diese Dinge Bescheid. Er litt tief darunter, daß Lucía und Manuel ihn ausgeschaltet und durch den Abate ersetzt hatten.

Jetzt, in der Sorge um Goya, hatte er den willkommenen Vorwand, mit Lucía ein vertrauliches Gespräch zu führen. Nachdem er ihr die Neuheit und erschütternde

Herrlichkeit der Caprichos sachkundig gerühmt hatte, berichtete er ihr von dem wahnsinnigen Vorhaben Goyas, die Blätter zu veröffentlichen, und er klagte in beredten Worten über die Dummheit der Menschen, besonders der gescheiten. Lucía stimmte eifrig zu. Schließlich, auf seine Bitte, versprach sie, sie werde versuchen, Goya von seiner Narrheit abzubringen.

Sie ging zu ihm. »Ich höre«, sagte sie, »Sie haben eine Reihe sehr besonderer Radierungen gemacht. Es ist unfreundlich von Ihnen, sie einer alten Freundin vorzuenthalten.« Goya war empört über Miguels Schwäche und Schwatzhaftigkeit. Aber hatte nicht er selber gegen seine bessere Überzeugung Cayetana die Radierungen gezeigt?

Lucía fragte ihn geradezu, wann sie die Caprichos sehen könne. Sie werde übrigens nicht allein kommen, sie werde einen gemeinsamen Freund mitbringen. Goya fragte argwöhnisch: »Wen?« Er dachte, es werde Pepa sein, und ihr wollte er die Caprichos nicht zeigen. Lucía aber sagte: »Ich möchte Ihre neuen Radierungen zusammen mit dem Abate anschauen.« Goya, töricht vor Erstaunen, fragte: »Ist Don Diego hier? Ist denn das –?« – »Nein«, antwortete Lucía »es ist nicht erlaubt. Aber er ist hier.«

Goya war bestürzt. Wenn er einen verurteilten Ketzer, dessen Autodafé er selber beigewohnt hatte, seine Schwelle überschreiten ließ, war das nicht frechste Herausforderung des Heiligen Offiziums? Lucía sah seine Verwirrung. Ihre schmalen, schrägen Augen schauten ihm gerade ins Gesicht, ein kleines, tiefes, sehr spöttisches Lächeln war um ihre langen Lippen. »Halten Sie mich für eine Spionin der Inquisition?« fragte sie.

In der Tat hatte Goya einen Augenblick lang geargwöhnt, sie wolle ihn der Inquisition in die Hände spielen. Hatte sie nicht aus einer unseligen Laune heraus den Jovellanos ins Elend getrieben? Aber das war natürlich Unsinn. Auch sein Zögern, den Abate zu sehen, war Unsinn. Wenn sich dieser in Madrid zeigen konnte, ohne verhaftet zu werden, dann wird man schwerlich ihm, Francisco, was anhaben, wenn er ihn nicht von der Tür wies. So ging es ihm immer mit Lucía: gerade in ihrer Gegenwart hatte er seine kleinen,

lächerlichen Augenblicke; das war so gewesen seit ihrem ersten Zusammentreffen im Prado. Und jetzt wieder mußte er, der seine eigene und die große spanische Angst überwunden und die Caprichos gemacht hatte, sich von ihr überraschen lassen bei einer Anwandlung von Feigheit, einer winzigen, sinnlosen. Carajo! fluchte er im stillen.

Dabei lockte es ihn, Lucía die Caprichos zu zeigen. Immer, trotz seiner feindseligen Vorsicht, hatte sie ihn auf unklare Art angezogen. Es war Gemeinschaft zwischen ihnen, sie hatte, und das war ihre Kraft, das Unten mit in die Höhe gebracht wie er. Er war sicher, daß sie die Caprichos verstehen würde, viel tiefer als jede andere Frau, die er kannte. Ja, ihm war, als rächte er sich an Cayetana, wenn er Lucía die Caprichos zeigte.

»Bitte, Doña Lucía«, sagte er trocken, »bestellen Sie Don Diego meine Grüße, und geben Sie mir die Ehre, mich mit ihm am Donnerstag nachmittag um drei Uhr in meinem Atelier an der Calle de San Bernardino zu besuchen.«

Der Abate, als er mit Lucía kam, schien wenig verändert. Er trug einen schlichten, sehr eleganten Anzug der letzten französischen Mode und bemühte sich, leicht zu scheinen, überlegen, geistreich, etwas zynisch, wie man's von ihm gewohnt war. Doch Goya merkte, welche Anstrengung ihn das kostete, und war unsicher. Er beeilte sich, das einleitende Gespräch abzukürzen und die Radierungen aus der Truhe zu holen.

Doña Lucia und der Abate beschauten die Caprichos. Es kam, wie es Goya vorhergesehen hatte. Lucías Gesicht verlor seine Maskenhaftigkeit, eine Art fanatischer Zustimmung malte sich darauf. Mit ihrer ganzen Wildheit sog sie das heftige Leben ein, das von den Blättern ausging, und strahlte es zurück.

Der Abate zeigte sich vor der ersten Gruppe der Radierungen, vor den »wirklichen«, als der verständige Kunstkenner, der er war, und tat kluge Äußerungen übers Technische. Dann aber, als die Blätter immer kühner und phantastischer wurden, verstummte er, und langsam nahm auch sein Gesicht jene brünstige Versunkenheit an, die Lucías Miene zeigte.

Nun waren sie beide gebeugt über die Radierung mit dem aneinandergebundenen Paar, in dessen Häupter sich die Eule Verhängnis einkrallt – »Bindet uns denn keiner

los?« hatte Goya die Zeichnung genannt –, und voll tiefer Befriedigung nahm Francisco wahr, mit welcher Gier Lucía und der Abate auf dieses Blatt und auf ihr Schicksal starrten. Und es war von da an, während sie die übrigen Caprichos betrachteten, zwischen den dreien eine Verbundenheit über alle Worte hinaus.

Endlich, seine Freude hinter Barschheit verbergend, sagte Goya: »So, nun ist es genug« und machte sich daran, die Zeichnungen zusammenzupacken. Aber: »Nein, nein!« rief kindlich unbeherrscht der Abate, und auch Lucía dachte gar nicht daran, das Blatt wegzulegen, das sie in der Hand hielt. »Ich glaubte«, sagte sie, »ich hätte das Gesindel durchschaut. Aber erst Sie machen einen richtig sehen, wie schauerlich Dummheit und Gemeinheit ineinandergehen.« Sie schüttelte sich. »Mierda!« sagte sie, und es war seltsam, das wüste Fluchwort aus den langen, edelgeschwungenen Lippen der Dame herauskommen zu sehen.

Der Abate, auf die Paginierung weisend, sagte: »Das sollen sechsundsiebzig Zeichnungen sein? Es sind tausend! Es ist die ganze Welt! Es ist die ganze spanische Größe und das ganze spanische Elend!«

Nun aber packte Francisco die Radierungen endgültig fort, und sie versanken in der Truhe.

Der Abate starrte auf die Truhe, wilden, verlorenen Blickes. Goya erkannte, was in ihm vorging. Hatte er ihn doch knien sehen damals vor dem Tribunal in Tarragona. Diese Caprichos waren die Rache aller Getretenen, die Rache auch des Abate; auch er schrie in den Caprichos den frechen Mächtigen seinen Haß und seine Verachtung ins Gesicht.

Und nun wirklich sagte, leise, langsam und heftig, der Abate: »Es ist unfaßbar, daß das in der Welt ist und doch nicht in der Welt.«

Auf Goya aber sprang über des Abate heißes Verlangen, daß aller Welt sichtbar werde das nackte Gesicht der Verruchten, derer, die heute Spanien beherrschten, so wie er’s gespiegelt hatte in den Blättern hier in dieser Truhe. Stärker als je spürte er die

Versuchung, die Caprichos in die Welt zu schicken. »Ich werde sie in die Welt schicken«, beschloß er, heiser.

Da aber riß sich der Abate aus seiner Verlorenheit zurück in die Wirklichkeit dieses Ateliers und dieser Stadt Madrid. Und ganz leicht, im Konversationston, sagte er: »Sie scherzen natürlich, Don Francisco.«

Goya sah ihm aufmerksam ins Gesicht, und hinter der eleganten Maske erkannte er das Antlitz, ein Totengesicht. Ja, er war ein Toter, dieser Mann. Da ging er herum, heimlich, unerlaubt, ein Geächteter, in dem gleichen Madrid, wo er in allen Salons zu glänzen und in jeder Aktion seine Hand zu haben gewohnt gewesen war, lebend nun von dem Mitleid und der Gnade der Frau, um derentwillen er die Vernichtung auf sich genommen hatte. Ein Toter saß vor ihm, danach trachtend, leichte, geistvolle Konversation zu machen. Goya sah ein Capricho: einen Halbverwesten, der elegant an einem Klavier lehnt, eine Zigarre rauchend.

Er fühlte etwas wie Scheu vor diesem Menschen, der herumging gleich einem Lebendigen und der doch tot war. »Ich habe nicht verstanden«, sagte er etwas dümmlich.

Lucía schaute ihm ins Gesicht, unwillig, doch ohne Spott. »Der Abate meint«, sagte sie sehr deutlich, »Sie sollten gescheiter sein.«

Mit einem Male erkannte er die Zusammenhänge. Erkannte, daß ihm Lucía den Abate vorführte, auf daß er mit Augen sehe, wie es Märtyrern erging. Lucías Mahnung war angebracht. Er war wie ein Kind gewesen. »Spaniens Ruhm«: Quintanas Verse hatten ihm den Kopf rauchen machen, Eitelkeit ihm die Vernunft überrannt. Er hatte seinen »Ruhm« mit Händen greifen wollen. Er verdiente den strengen Blick, die Zurechtweisung Lucías. Sie hatte gut daran getan, Don Diego zu ihm zu bringen, daß dessen Anblick ihm den alten, immer noch so unweisen Kopf zurechtrücke.

Und er sagte schlicht: »Sie haben
Recht, Doña Lucia«, und zu
Don Diego sagte er: »Sie

Haben recht.«
Lucía aber,
Vor dem Aufbruch, auf die Truhe
Weisend, wo sein wahrer Ruhm lag,
Sagte, jede Silbe formend,
Laut und klar: »Ich danke Ihnen,
Goya. Nun, da diese Blätter
In der Welt sind, schäme ich mich
Nicht mehr, Spanierin zu sein.« Und
Vor den Augen Don Diegos
Küßte sie Francisco auf den
Mund, heiß, schamlos.

26

Doktor Peral suchte Goya in der Ermita auf. Francisco erkannte sogleich, daß er in einer wichtigen Angelegenheit kam.

»Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen«, sagte denn auch nach ein paar einleitenden Worten Peral. »Ich habe gezögert zu sprechen, und vielleicht ist es ganz falsch, daß ich spreche. Aber Sie haben mir erlaubt, Doña Cayetana mit Ihren Augen zu sehen, in den Caprichos, und Sie haben mich Zeuge sein lassen, als Sie Doña Cayetanas Urteil auf die Probe stellten mit jenem Porträt. Ich darf wohl annehmen, daß Sie und ich nahe Freunde der Duquesita sind.«

Goya schwieg, sein massiges Gesicht war zugesperrt, er wartete ab. Zögernd, mit Anlauf, sprach Peral weiter. Ob Goya in der allerletzten Zeit an Cayetana eine kleine Veränderung wahrgenommen habe, fragte er. Aha, sagte sich Francisco, sie hat den Streich mit Agustín entdeckt, und er kommt, mich zu warnen. »Ja«, sagte er, »Doña Cayetana schien mir etwas verändert in den letzten Tagen.« Peral, mit gekünstelter Beiläufigkeit, antwortete: »Sie *ist* verändert. Sie ist schwanger.«

Goya fragte sich, ob er recht verstanden habe, aber er wußte, er hatte recht verstanden. »Está preñada«, hatte Peral gesagt. Palabra preñada, ein bedeutungsschwangeres Wort, dachte Goya närrischerweise. In ihm war Aufruhr, er suchte ihn niederzuzwingen. Peral hätte nicht sprechen sollen, Francisco wollte von diesen Dingen nichts wissen, er wollte nicht eingeweiht sein in die übeln Intimitäten Cayetanas. Aber Peral fuhr fort mit seinen unerwünschten Vertraulichkeiten; jetzt schrieb er sie ihm sogar auf. »Früher in solchen Fällen«, schrieb er, »hat Doña Cayetana rechtzeitig dafür gesorgt, ihren Zustand zu beseitigen. Aber diesmal war sie in den ersten Wochen offenbar willens, das Kind zur Welt zu bringen, und hat sich erst später eines andern besonnen. Bedenklich spät. Denn wenn sie bei ihrem Entschluß bleibt, wäre das nicht ungefährlich.«

Goya las. »Warum teilen Sie das mir mit?« fragte er böse. Peral antwortete nicht, er schaute ihn nur an, und Goya wußte, was er sogleich begriffen hatte: daß es nämlich um sein, Franciscos, Kind ging. Sein Kind hatte Cayetana zur Welt bringen wollen – und wollte es jetzt nicht mehr.

Peral schrieb: »Es wäre gut, Don Francisco, wenn Sie Doña Cayetana überreden könnten, den Eingriff nicht vornehmen zu lassen.«

Goya, heiser und sehr laut, sagte: »Es ist nicht meine Sache, in die Entschlüsse der Frau Herzogin einzugreifen. Ich habe es nie getan, und ich werde es nicht tun.« Er dachte sinnlos: Preñada. Palabra preñada. Sie hat ihren Mann umgebracht, sie hat meine Elena umgebracht, sie wird auch dieses mein Kind umbringen. Er sagte, sehr laut: »Ich rede nicht mit ihr, ich rede kein Wort mit ihr darüber.« Peral war ein wenig blasser geworden. Er schrieb ihm auf: »Bitte, verstehen Sie, Don Francisco, es ist nicht ungefährlich, den Eingriff vorzunehmen.« Goya las. Zuckte die Achseln. »Ich kann nicht mit ihr reden, Doktor«, sagte er gequält, es klang wie eine Entschuldigung, »ich kann es nicht.« Doktor Peral sagte nichts mehr und schrieb nichts mehr. Er riß die Zettel aus dem Heft und zerriß sie in winzige Stücke.

Goya sagte: »Verzeihen Sie meine Heftigkeit, Don Joaquín.« Er holte die Caprichos aus der Truhe, suchte zwei Blätter heraus, jenes, das Cayetana darstellte, wie sie auf der Wolke der drei Männerköpfe verrucht zum Himmel oder zur Hölle fährt, und jenes andere mit der zweigesichtigen Cayetana, dem besessenen Liebhaber, dem Gezücht ringsum und dem Zauberschloß in den Lüften. »Wollen Sie die Blätter haben, Doktor?« fragte er. Peral rötete sich tief. »Danke, Don Francisco«, sagte er.

Wenige Tage später kam Botschaft von Peral, Goya möge sogleich nach Moncloa kommen. Er fuhr hin, sah Perals Gesicht, wußte, es war keine Hoffnung mehr.

In dem verdunkelten Zimmer, in dem Cayetana lag, war Parfum verspritzt, doch vermochte es einen leisen, süßlich übeln Geruch, der vom Alkoven kam, nicht zu übertäuben. Die Vorhänge des Alkovens waren herabgelassen. Peral machte Francisco ein Zeichen, sie zurückzuschlagen, dann entfernte er sich. Francisco öffnete den

Vorhang. Zur Seite des Bettes saß dürr, starr, versteint die Dueña. Francisco trat an die andere Seite des Bettes.

Cayetana lag gelblich wächsernen Gesichtes, die tief eingesunkenen Augen geschlossen. Oft waren Francisco die hohen Brauen der Frau vorgekommen wie riesige Torbögen, aber was hinter den Toren vorging, hatte er nie zu erkennen vermocht. Nun wünschte er brennend, die geschlossenen, wächsernen Lider möchten sich öffnen. Er kannte ihre Augen, die überreiches Getümmel ahnen ließen und nicht die kleinste Sicherheit erlaubten. Dieses eine, letzte Mal aber, wenn sie nun die Augen öffnete, würde er die Wahrheit sehen.

Sehr deutlich in ihm, so deutlich, als stünden sie leibhaft im Raum, waren die letzten Worte, die er aus der redenden Welt in seine Taubheit mitgenommen hatte, ihre Worte: »Ich habe immer nur dich geliebt, Francho, immer nur dich, du dummer, alter, du häßlicher, einziger Mann. Immer nur dich, du frecher Maler. Immer nur dich.« Dabei hatte sie gewußt, daß die Liebe zu ihm ihr den Untergang bringen werde; die tote Brígida hatte es ihr gesagt und die lebendige Eufemia. Sie war wissend hineingegangen in ihre Liebe und in die tödliche Gefahr. Und er, so oft sie ihn darum gebeten, hatte sie nicht einmal gemalt. Er hatte sie nicht malen können. Vielleicht aber auch hatte er sie nur deshalb nicht gemalt, weil er sie nicht hatte gefährden wollen. Und da lag sie nun und starb trotzdem.

Voll verworrener Gedanken starrte er auf sie. Es war nicht denkbar, daß sie starb, man konnte sich nicht vorstellen, daß dieses heiße, launische, hochfahrende Herz aufhören sollte zu schlagen. Er befahl ihr, sich zu regen, endlich die Augen aufzumachen, ihn zu erkennen, zu ihm zu sprechen. Er wartete darauf mit gewalttätiger Ungeduld. Er beschimpfte sie in seinem Innern, daß sie schon wieder launenhaft sei. Aber sie öffnete die Augen nicht, sie sprach nicht, sie war nur beschäftigt mit ihrer Schwäche, ihrem Verrinnen, ihrem Sterben.

Ein Gefühl ungeheuern Alleinseins, ungeheurer Fremdheit war in ihm. Sie waren verbunden gewesen, sie und er, wie Menschen enger nicht verbunden sein konnten, und

wie fremd waren sie einander. Wie wenig kannte sie seine Wirklichkeit, seine Kunst. Und wie wenig kannte er sie. Sein »Tantalus« war gelogen: sie blinzelte nicht, sie starb.

Doña Eufemia, hart, feindselig, kam zu ihm herüber. Schrieb ihm auf: »Sie müssen jetzt gehen. Die Marquesa de Villabranca kommt.« Er begriff die Dueña: er hatte die Herzogin von Alba verunehrt all diese Jahre hindurch, nun sollte er sie wenigstens in Würde sterben lassen. Fast lächelte er. Angestanden hätte es dieser letzten Alba dahinzugehen, auf den Lippen ein freches, kühnes, höhnisches Wort. Aber da lag sie, schwach und in übelm Geruch, und ihr Hingang wurde nicht würdiger, auch wenn er sich in Gegenwart der Familie Villabranca vollzog statt in der seinen.

Die Dueña begleitete ihn zur Tür. »Sie haben sie umgebracht, Herr Erster Maler«, sagte sie, grenzenlosen Haß in den Augen.

Peral war im Vorzimmer. Die beiden Männer verneigten sich, tief, ohne Worte.

Durch die Halle schritt in eiliger Würde der Priester mit dem Allerheiligsten. Goya kniete nieder mit den andern. Cayetana wird von diesem Besuch so wenig merken wie von dem der Villabrancas und von seinem eigenen.

Das Volk von Madrid, mit Gerüchten schnell bei der Hand, erzählte auch dieses Mal sogleich, es liege Vergiftung vor, und zwar sei es die Fremde, die Italienerin, die Königin, die ihre Rivalin habe vergiften lassen. Die Scheelsucht, mit der man die Alba seit dem Tode des Herzogs angesehen hatte, verwandelte sich in Mitleid, in Liebe, Verehrung. Rührende Anekdoten gingen um, wie einfach sie mit jedermann gesprochen habe, ohne Stolz, als sei er ihresgleichen, wie sie Stierkampf gespielt habe mit den Kindern auf der Straße, wie gern und wie reich sie jedem Bedürftigen gegeben habe, der sie darum anging.

Ganz Madrid nahm teil an ihrer Bestattung. Alles Gepränge, das geboten war bei den Trauerfeierlichkeiten für eine Dame so hohen Adels, wurde zur Schau gestellt, die Villabrancas sparten nicht, aber sie bemühten sich auch nicht, Ergriffenheit zu zeigen. Nur die gutmütige Doña María Tomasa bedauerte Cayetana, die so schön gewesen war und so früh und so schrecklich hatte dahingehen müssen. Mit Verachtung sah die alte

Marquesa herab auf die ehrliche Betrübnis des Volkes. Cayetana hatte den Pöbel geliebt, der Pöbel liebte sie. Doña María Antonias Gesicht war hart und hochmütig. Nun hatte die gleiche Hand, durch welche diese Entgleiste, Verkommene ihren lieben Sohn hatte umbringen lassen, sie selber beiseite geschafft. Sie rührte, die alte Marquesa, kaum die Lippen bei den Gebeten für die Seele der Toten, und was sie sprach, waren keine frommen Wünsche.

In ihrem Letzten Willen hatte die Herzogin von Alba hohe Legate ausgesetzt für die Dueña Eufemia, die Zofe Fruela, die zahlreiche Dienerschaft ihrer vielen Güter, auch den Hofnarren Padilla hatte sie nicht vergessen. Es war ein launisches Testament. Mit Geldbeträgen, manchmal sehr hohen, waren Menschen bedacht, die sie nur flüchtig gekannt hatte. Studenten, die ihr einmal über den Weg gelaufen waren, ein halbidiotischer Bettelmönch, dem sie auf einem ihrer Güter Unterkunft gewährt hatte, ein Findelkind, das auf einem ihrer Schlösser gefunden worden war, mehrere Schauspieler und Toreros. Dem Ersten Maler des Königs Francisco de Goya y Lucientes hinterließ Doña Cayetana einen einfachen Ring, nichts sonst, seinem Sohn Javier eine kleine Rente. Dagegen erhielt ihr Arzt Doktor Joaquín Peral eine halbe Million Realen, dazu einen der andalusischen Landsitze und eine Reihe erlesener Gemälde.

Es verdroß Doña María Luisa, daß Schmuckstücke, um deren Besitz sie die Alba beneidet hatte, jetzt an Domestiken fallen sollten und an allerlei Gesindel statt an sie selber; denn entgegen dem Brauch hatte Cayetana keines ihrer Besitztümer den Katholischen Königen vermacht. Auch Don Manuel war enttäuscht. Er hatte gehofft, von dem Haupterben, dem Marqués de Villabranca, Gemälde aus den Galerien der Alba billig eintauschen zu können. Nun sollten diese Bilder in den Besitz des widerwärtigen Doktor Peral übergehen, der berüchtigt war für seine Hartnäckigkeit.

Es war sowohl der Königin wie dem Ersten Minister willkommen, als Don Luis María Marqués de Villabranca, jetzt Vierzehnter Herzog von Alba, das Testament anstritt. Doña Cayetana war vertrauensselig gewesen und ohne Geschäftskunde.

Verdacht lag nahe, daß gewisse Legate, besonders die unsinnig hohen an den Arzt, an die Dueña, an die Zofe Fruela, der Erblasserin auf bedenkliche Art abgelistet worden waren. Auch der jähe Tod der Herzogin war verdächtig. Die Vermutung lag nahe, der habgierige, kunstnärrische Arzt habe sich, nachdem er sich seinen Platz in dem Testament erschlichen, durch Beseitigung der Herzogin beschleunigt zum Eigentümer der Legate machen wollen.

Die Königin nahm an, ein Prozeß gegen den Arzt werde schnell die albernen Gerüchte verstummen machen, die ihre geheiligte Person mit dem Tod Cayetanas in Verbindung brachten. Sie beauftragte Don Manuel, persönlich dafür Sorge zu tragen, daß volle Aufklärung geschaffen werde über den Tod ihrer ersten Hofdame und deren Testament.

Anklage wurde erhoben gegen Doktor Peral, die Dueña, die Zofe Fruela, zunächst wegen Captación de herencia, wegen Erbschleicherei. Die Beschuldigten wurden gefänglich eingezogen, die Hinterlassenschaft mit Beschlag belegt. Schnell war erwiesen, daß die Erblasserin unter unzulässiger Beeinflussung gehandelt habe. Das Testament wurde für ungültig erklärt. Das Verfahren gegen die drei Verhafteten ging weiter.

Die für ungültig erklärten Legate wurden dem Hauptteil der Erbmasse zugeschlagen, der an den neuen Herzog von Alba fiel. Dieser bat Don Manuel, sich aus den Galerien der Verstorbenen einige Gemälde auszusuchen und sie als Entgelt für seine Mühewaltung anläßlich der Regelung der Erbschaft freundlichst anzunehmen; mehrere der Gemälde freilich, an denen dem Infanten lag, waren auf rätselhafte Art verschwunden. Doña María Luisa, die so huldvoll bestrebt gewesen war, den geheimnisvollen Tod Doña Cayetanas aufzuklären, wurde von dem neuen Herzog von Alba ehrerbietigst gebeten, sie möge geruhen, einige Schmuckstücke aus der Hinterlassenschaft der teuren Verblichenen als Andenken entgegenzunehmen.

Bald denn hingen von den Bildern
Cayetanas manche in den

Galerien des Infanten.
Und am Hals der Königin, an
Ihren Armen, ihren Händen
Glänzten Spangen, Ringe aus dem
Hochberühmten Schmuck der toten
Herzogin von Alba.

27

Die Freunde konnten Goya nicht dazu bewegen, sich mit ihnen über den Tod Cayetanas auszusprechen. Schon fürchteten sie, er werde in seinen schwarzen Wahn zurückfallen. Allein er blieb verschont.

Finster, wortkarg ging und saß er herum in den kahlen Räumen der Quinta. Er versuchte, sich Cayetana zurückzurufen. Es gelang nicht. In ihm war nur das Bild der Wächsernen, Sterbenden, die sich eingeschlossen hatte in sich selber und in ihren übeln Geruch. Mit letzter Tücke hatte sie sich gesträubt, die Augen aufzumachen. Sein Groll über die Untiefen ihres Wesens war schwächer geworden in den Monaten vor ihrem jähen Tode; nun sie nicht mehr da war, überkam es ihn mit neuer Heftigkeit.

In seinem weiten Garten ging er spazieren, würdig, den Bolívar fest auf den Kopf gedrückt, mit seinem schönen Rohrstock, aragonisch aufrecht, grimmig grübelnd. Cayetana war nicht mehr da, schlechthin nicht mehr da, er wußte es. Er glaubte nicht an den Himmel und die Hölle der Pfaffen, sein Himmel und seine Hölle waren von dieser Welt. Da Cayetana nicht mehr auf dieser Erde war, war sie nicht mehr da.

Nichts mehr von ihr war da, und das war seine Schuld. Seine Porträts waren traurige, armselige Schatten, die nichts aussagten von ihrer Herrlichkeit; selbst des Agustín stümperhaftes Bildnis gab mehr von ihr. Seine, Franciscos, Kunst hatte versagt. Am deutlichsten blieb noch, was er von ihr in den Caprichos festgehalten hatte. Aber da hatte er nur das Hexenhafte festgehalten, und von ihrem Leuchtenden, Zauberischen war nichts in seinen Zeichnungen und nichts in seinen Bildern.

»Die Toten machen den Lebendigen die Augen auf«, sagten die Leute. Die tote Cayetana machte sie ihm nicht auf. Er begriff sie nicht, begriff sie jetzt nicht, hatte sie niemals begriffen. Und sie niemals ihn. So fremd war keine andere Frau vor seiner Kunst gestanden. »Geschmacklos und barbarisch.« Vielleicht waren es die Caprichos,

die sie dazu verleitet hatten, ihren Entschluß zu ändern und das Kind von ihm umzubringen, eh sie es in die Welt setzte.

Er versuchte, ihr gerecht zu werden. Gewiß, vom ersten Augenblick an hatte sie ihn gehaßt, aber vom ersten Augenblick an, von dem Moment an, da er sie auf ihrer Estrade sichtete, hatte auch er sie gehaßt. Niemals war er mit ihr fertig geworden und wird es niemals werden. Immer, auch in den glühendsten Minuten, war seine Leidenschaft mit Haß vermengt gewesen. Cayetana hatte dem vermeintlich Schlafenden Worte der Liebe gesagt: er konnte nicht einmal der Toten sagen, er habe sie geliebt.

Er weinte, rollende, schamlose, unwürdige Tränen, über sich und über sie. Sie schwemmten nichts hinweg, nichts von seinem Haß und nichts von seiner Liebe.

Es war niederträchtig von ihm, die Tote zu beschimpfen, die Wehrlose. Er bekreuzte sich vor dem Holzbild der Virgen de Atocha, eben dem, welches von Cayetana in jener ersten Nacht mit der Mantilla verschleiert worden war, damit die Hochheilige ihr Treiben nicht sehe. Er betete: »Und vergib ihr ihre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.« Sogar seine Gebete waren niederträchtig; denn er vergab ihr nicht.

Es war kahl in ihm wie in der Quinta. Bisher war sein Leben übervoll gewesen von immer neu andrängenden Süchten und Geschäften. Nun zum ersten Mal spürte er Langeweile. Nichts reizte ihn, kein Vergnügen, Frauen nicht, Essen und Trinken nicht, kein Ehrgeiz, kein Erfolg. Auch die Arbeit nicht; der bloße Geruch der Farben, der Leinwand ödete ihn an.

Er war mit allem fertig, mit seiner Kunst ebenso wie mit Cayetana. Was er zu sagen hatte, war gesagt. Die Caprichos lagen in ihrer Truhe, fertig, abgetan.

Er war nicht fertig mit Cayetana. Ihn kratzte das Unrecht, welches die Königin und Don Manuel an der Toten verübten. Wenn er daran dachte, daß der Doktor und die Dueña im Gefängnis saßen, daß Cayetanas Andenken verschimpfiert war mit wüsten Gerüchten, dann packte ihn Wut. *Er* durfte der Toten unrecht tun, niemand sonst.

Auch mit den Caprichos war er nicht fertig. »Kunst ist sinnlos, wenn sie nicht wirkt«, hatte Quintana gesagt. Daran war etwas. Wenn einer sein Werk vor dem Beschauer

versteckte, das war, wie wenn eine Frau das Kind abwürgte vor der Geburt.

Er spielte mit der Vorstellung, was wohl geschähe, wenn er die Caprichos veröffentlichte. Manchmal, wenn einer eine ganz ungeheure Kühnheit beging, dann machte das die oben starr und lahm. Den frühen Goya, den jungen Goya, hätte gerade das ganz große Wagnis gereizt. Und wenn er jetzt aller Welt zeigte, was er von den Beleidigern Cayetanas hielt, war das nicht Sühne auch für das, was er selber ihr angetan hatte? Ein Totenopfer? Vielleicht wird dann sogar sie merken, was es für eine Bewandtnis hatte mit den »geschmacklosen« Caprichos, und wird sich zusammen mit ihrer toten Brígida den toten Schädel darüber zerbrechen.

Gewiß, die Caprichos zu veröffentlichen war gegen die Vernunft; das hatten ihm die andern, das hatte er selber sich bündig bewiesen. Aber war er so alt und blutlos geworden, daß er nur mehr nach der Vernunft handelte? War er ein lederner Miguel geworden? Es war seiner nicht würdig, daß er, feig wie ein altes Weib, die Caprichos in der Ermita versteckte.

Er unterbrach Agustíns Arbeit. »Ich habe anspannen lassen«, sagte er. »Du kommst mit. Wir holen die Caprichos herüber in die Quinta.« Der bestürzte Agustín sah sein finsteres, entschlossenes Gesicht und wagte nicht zu fragen.

Sie fuhren schweigend in die Calle de San Bernardino, stiegen die Treppen hinauf zur Ermita und trugen mühevoll, unter den erstaunten Blicken der Hausinsassen, die Platten, die Zeichnungen, die Radierungen, die Truhe, zuletzt die schwere Presse auf die Straße und in den Wagen. Mehrmals mußten sie die engen, steilen Treppen hinauf und hinunter, ehe alles in der Carroza verstaut war. Der Diener Andrés wollte Hand anlegen, Goya wies ihn grimmig zurück. Auch auf der Rückfahrt saß er stumm und finster, die Truhe nicht aus den Augen lassend. Dann, mit Hilfe Agustíns, brachte er alles hinauf in das Atelier der Quinta. Dort stellte er die Truhe an die Wand, so daß sie einem jeden auffallen mußte.

Besucher kamen, die Herzogin von Osuna, der Marqués de San Adrián, andere, die annehmen durften, sie stünden Goya nahe. Er reizte ihrer aller Neugier. »Sie möchten

wohl wissen, was da in der Truhe ist«, höhnte er. »Vielleicht zeige ich es Ihnen einmal. Es ist der Mühe wert.«

Auch aus Cádiz stellte sich Besuch ein, der Reeder Sebastián Martínez. Hurtig schrieb er Francisco auf: »Wir beide haben viel verloren, Exzellenz. Ihre Hoheit die Frau Herzogin – eine große Dame, eine wunderbare Dame, die letzte Blüte des alten Spaniens«, und er schaute Goya teilnahmsvoll an. »Ein Jammer«, schrieb er weiter, »wie der Nachlaß dieser großen Dame verstreut wird und verschwindet. Eine ganze Reihe von Bildern sind einfach nicht mehr da. Auch jene geheimnisvolle Nackte Venus von Ihrer Hand, Exzellenz: spurlos und betrüblich verschwunden. Ein Vorschlag: wäre es nicht möglich, daß jetzt ein verlässiger, andächtiger, hochzahlender Kunstkenner wenigstens eine Kopie bekäme?« Goya las, sein Gesicht wölkte sich. Señor Martínez sagte schnell: »Nichts, nichts, ich will nichts gesagt haben«, und er nahm das Blatt und zerriß es.

Teilnahmsvoll und neugierig spähte er in dem kahlen Atelier herum, immer wieder gingen seine Augen nach der Truhe. Schließlich erkundigte er sich, ob man erfahren dürfe, was der Herr Erste Maler in diesen letzten Monaten geschaffen habe. Goya, nach kurzem Nachdenken, lächelte und sagte gnädig: »Das Interesse eines so verständigen und hochzahlenden Sammlers ehrt mich.« Er holte einige Blätter aus der Truhe: die Esels-Folge zuerst, dann mehrere von den Blättern mit den Geschichten der Majas. Und als er sah, wie kennerisch, amüsiert und ergriffen Señor Martínez die Radierungen betrachtete, entschloß er sich und zeigte ihm auch »Cayetanas Himmelfahrt«.

Señor Martínez schnaufte, kicherte, rötete sich. Sagte: »Das muß ich haben! Alles, was in der Truhe ist, muß ich haben! Die Truhe mit dem ganzen Inhalt muß ich haben!« Er überstürzte sich, stammelte, schrieb in fliegender Hast, es ging ihm zu langsam, er fiel ins Sprechen zurück. »Sie haben meine Sammlung gesehen, Don Francisco«, sprach und schrieb er. »Sie müssen zugeben, dieses Ihr Wunderwerk gehört in die Casa Martínez. Plus ultra! war immer der Wahlspruch der Martínez. Plus ultra! ist auch das Motto Ihrer Kunst, Don Francisco. Sie sind höher hinaufgelangt sogar als Murillo!

Verkaufen Sie mir die Truhe, Exzellenz! Sie finden keinen würdigeren, andächtigeren Käufer und Kenner.« – »Ich nenne diese Radierungen ›Caprichos‹«, sagte Francisco. »Ein ausgezeichneter Titel«, sagte schnell und enthusiastisch Señor Martínez. »›Die phantastischen Einfälle des Herrn Ersten Malers‹ – wunderbar! Bosch und Breughel und Callot in einem, und das alles spanisch und somit wilder und größer.« – »Aber was wollen Sie denn eigentlich kaufen, Señor?« fragte freundlich Goya. »Sie kennen doch erst ein paar Blätter aus der Sammlung. In der Truhe ist fünf- oder sechsmal soviel. Zehnmal soviel.« – »Ich kaufe alles«, erklärte Señor Martínez. »Alle Platten und Drucke und die Truhe dazu. Das ist ein bindendes Angebot. Machen Sie Ihren Preis, Exzellenz!

Machen Sie ihn hoch, ich knausre
Nicht, wenn's um ein Werk von Ihrer
Hand geht. Niemand außer diesen
Meinen armen Augen darf Ihr
Wunderwerk jemals erblicken!«
»Falls ich die Caprichos drucken
Sollte und veröffentlichen«,
Sagte Goya, »schick ich einen
Von den ersten Drucken Ihnen.«
Doch: »Den ersten!« flehte und be-
Schwor Señor Martínez ihn. »Den
Ersten! Die drei ersten Drucke!
Und die Platten!« flehte er. »Die
Platten!« Goya hatte Mühe,
Den Erregten aus der Quinta
Fortzuschaffen.

28

In jenem Frühjahr trafen schlimme Nachrichten ein über das Schicksal des Don Gaspar Jovellanos. Der Infant Manuel hatte der Inquisition nicht länger die Erlaubnis versagt, gegen Jovellanos vorzugehen, und eines Nachts war der alte Mann auf seiner Besitzung bei Gijón aus dem Schlaf heraus verhaftet worden. Man hatte den Ketzer den langen Weg nach Barcelona geführt, ihn gefesselt den Augen aller preisgebend, man hatte ihn nach der Insel Mallorca gebracht und in ein Kloster gesperrt, in eine fensterlose Zelle. Der Gebrauch von Büchern, von Papier, jede Berührung mit der Außenwelt war ihm verwehrt.

»Ya es hora – Jetzt ist es Zeit«, sagte Goya zu Agustín. »Ich mache die Caprichos endgültig fertig. Du besorgst mir das Papier, und wir drucken sie zusammen. Ich denke, dreihundert Drucke genügen fürs erste.«

Agustín hatte alle die Wochen her mit Sorge beobachtet, wie sich's Francisco angelegen sein ließ, seine Besucher hinzuweisen auf den geheimnisvollen Inhalt der Truhe. »Du willst wirklich – ?« stammelte er bestürzt. »Wundert dich das?« höhnte Francisco. »War da nicht einmal einer, der zu mir in die Ermita gerannt kam und herumschrie: ›Verschlammt und verwest und verkommen‹? Damals war dein Don Gaspar nur verbannt: jetzt hockt er gefesselt und ohne Luft und Licht in einem Keller.« – »Du bist verrückt, Francho!« brach Agustín los. »Du darfst uns das nicht antun. Du darfst der Inquisition diese Freude nicht machen.« – »Wir drucken die dreihundert Exemplare!« befahl Goya. »Andere unter meinen Freunden werden genau das für das Richtige halten, für das einzig Mögliche. Ein gewisser Quintana zum Beispiel.« – »Ich hab es gewußt«, klagte bitter Agustín. »Der Weihrauch des Quintana ist dir zu Kopf gestiegen, diese alberne Ode von deiner Unsterblichkeit.« – »Ich scheiße auf die Unsterblichkeit«, sagte ruhig Goya. »So eine gemeine Lüge!« antwortete zornig Agustín. »Schimpf nicht«, sagte, immer auffallend gehalten, Goya. »Erst hast du bei jedem

kleinsten Anlaß auf mich eingeredet, ich müsse Politik machen mit meiner Kunst. Und jetzt, wo sie Don Gaspar zu Tode quälen, da soll ich schweigen. So ist es mit euch Politikern und Proyectistas. ›Gelehrte Leute schwatzen, tapfere tun.‹« – »Es wäre schierer Wahnsinn«, ereiferte sich Agustín, »die Caprichos jetzt aus der Truhe zu lassen. Wir sind im Krieg, die Santa kann tun, was sie will. Nimm Vernunft an, Francisco! Ein Mann kann seinen Vater umbringen und vielleicht freikommen: aber einer, der solche Radierungen verbreitet, heute, der begeht Selbstmord.« – »Ich verbitte mir das!« rief Goya. »Ich bin Spanier. Ein Spanier begeht keinen Selbstmord.« – »Es ist Selbstmord«, beharrte Agustín. »Und du weißt es. Und du tust es auch nicht aus Gründen des Anstands und der Politik. Seitdem die Frau fort ist, scheint dir alles kahl, und du willst dir's farbiger machen durch eine Tollkühnheit. Das ist es. Die Frau allein ist daran schuld. Noch nach ihrem Tode stürzt sie dich ins Unglück!«

Doch nun war Francisco wütend.
»Halt das Maul!« schrie er. »Und wenn du
Dich noch länger weigerst, mir zu
Helfen, such ich einen andern.«
»Such du nur! Du findest keinen!«
Schrie Don Agustín. »Nur ich bin
So verrückt und halt es aus bei
Dir!« Und er verließ den Raum, ver-
Ließ die Quinta, und wiewohl es
Goya doch nicht hören konnte,
Schlug die Türen er gewaltig
Zu.

29

Er lief, seine Scheu überwindend, zu Lucía; sie war die einzige gewesen, die seinerzeit Francisco die tolle Idee hatte ausreden können, die Caprichos zu veröffentlichen.

Er klagte ihr vor, daß Señor de Goya, wohl infolge seines letzten Mißgeschicks, sich nun doch entschlossen habe, die Radierungen zu drucken und zu verbreiten. »Bitte, helfen Sie, Doña Lucía!« beschwor er sie. »Bitte, Señora, lassen Sie ihn nicht ins Elend rennen! Den größten Mann Spaniens!«

Lucía, während er so, hilflos und verstört, daherredete, schaute ihm aufmerksam ins Gesicht. Sah, was in ihm vorging. Er liebte sie, doch in seinem Herzen klagte er sie an, sie habe seine Freunde zugrunde gerichtet, den Abate, Miguel und vor allem Jovellanos. Bestimmt wurmte es ihn, daß er gezwungen war, gerade sie anzuflehen. »Sie sind ein treuer Freund, Don Agustín«, sagte sie. »Ich will tun, was ich kann.«

Lucía glaubte zu begreifen, was Francisco antrieb, die Caprichos nun doch zu veröffentlichen. Er brauchte, um sich aus der Leere und Lähmung seiner Trauer zu reißen, Gefahr und hohes Spiel. Andernteils war er ein Bauer aus Aragón, gewohnt, Kühnheit mit Vorsicht zu verbinden; er wird, auch wenn er sich in ein selbstgewähltes Abenteuer stürzt, eine gute Rüstung nicht verschmähen.

Sie sah eine Möglichkeit, ihn vor der Inquisition zu schützen. Aber ihr Plan erforderte Vorbereitung. Es kam darauf an, Francisco von Übereilungen zurückzuhalten.

Sie ging zu ihm. »Sie wissen natürlich«, sagte sie ihm, »wie gefährlich Ihr Vorhaben ist.« – »Ich weiß es«, antwortete Goya. »Es gibt Mittel«, erklärte sie, »die Gefahr zu verringern.« – »Ich bin kein Knabe mehr«, sagte er. »Ich fasse Glut lieber mit der Zange an als mit nackten Händen. Nur müßte eine Zange da sein.« – »Die Friedensverhandlungen in Amiens«, erläuterte Lucía, »gehen nicht ganz so, wie es den persönlichen Wünschen Don Manuels entspricht. Er brauchte dort einen verlässigen Agenten. Wenn sich Don Miguel jetzt bereit erklärte, wieder mit Don Manuel zu

arbeiten, dann könnte er wohl einiges durchsetzen für die Sache des Fortschritts und für einen Mann, der ihm am Herzen liegt.« Goya schaute ihr aufmerksam auf die Lippen. Doña Lucía fuhr fort: »Ich werde in allernächster Zeit eine Tertulia geben, nur für meine intimsten Freunde. Der Infant Manuel wird da sein, Pepa und, ich hoffe, Don Miguel. Darf ich auch auf Sie rechnen und auf Don Agustín?« – »Gewiß werde ich kommen«, sagte Goya, und mit Wärme fuhr er fort: »Sie strengen sich sehr an, Doña Lucía, mich vor den Folgen meiner Dummheit zu bewahren. Sogar ein paar Klauseln in den Friedensvertrag wollen Sie dafür einschmuggeln.« Er lächelte übers ganze Gesicht. »Jetzt haben Sie mehr vom Fuchs als vom Löwen«, sagte Lucía, auch sie lächelnd.

Politische Geschäfte waren Lucía geläufig, und die Konstellation war günstig. Auf der Konferenz in Amiens, wo England, Frankreich und Spanien über den europäischen Frieden verhandelten, sollten eine Reihe von Fragen entschieden werden, welche, das war Lucía klar, den Infanten Manuel persönlich nahe angingen. Er wollte Vorteile erreichen für den Papst, von dem er sich eine sehr hohe Ehrung erhoffte. Er hatte Grund, der Königin seine Unentbehrlichkeit zu beweisen, und wollte günstige Bedingungen erzielen für jene italienischen Länder, deren Fürsten mit ihr verwandt waren. Vor allem wohl mußte er wünschen, den Besitzstand des Königreichs Neapel zu mehren und aus diesem Land die Truppen des Generals Bonaparte, die Gabachos, hinauszudrängen. Denn wenn ihm das glückte, dann war auch das Hindernis gefallen, welches der geplanten Ehe zwischen dem Thronerben von Neapel und der jüngsten Tochter Doña María Luisas im Wege stand; diese aber, die Infantin Isabel – daraus hatte Don Manuel weder vor Pepa noch vor ihr, Lucía, jemals ein Hehl gemacht –, war ein Kind von ihm, und sicher hing ihm das Herz daran, seiner Tochter eine Königskrone aufzusetzen. Die Interessen Don Manuels deckten sich also nicht immer mit den Interessen Spaniens, und da der Gesandte Azara, der das Reich in Amiens vertrat, nicht eben sein Freund war, brauchte der Infant auf der Konferenz einen Agenten, der auch für seine eigenen, Don Manuels, Belange Verständnis aufbrachte. Lucía war überzeugt: Miguel konnte für die

Bereitwilligkeit, als Vertreter des Infanten nach Amiens zu gehen, einen hohen Preis fordern.

Doña Lucía lud Manuel zu ihrer Tertulia und sah befriedigt, wie er aufleuchtete, als sie ihm erzählte, sie rechne auch mit Miguels Teilnahme. Miguel selber zierte sich ein wenig, doch war auch er sichtlich froh um die Gelegenheit, dem Infanten zu begegnen.

Es versammelte sich um Doña Lucía der gleiche kleine Kreis wie an jenem Abend, da sie ihre Freundin Pepa zum ersten Mal mit Don Manuel zusammengebracht hatte; nur der Abate mußte wohl fehlen.

Noch dichter als damals hingen, die Wände hinauf und hinunter, Miguels Gemälde. Unter ihnen Goyas Porträt der Doña Lucía. Erst in der letzten Zeit hatte Miguel schmerzhaft tief die ganze, zauberische Treue dieses Bildes erkannt. Mit unheimlicher Voraussicht hatte Francisco das wahre Wesen Lucías und ihr weiteres Schicksal gewittert; nun war die leibhafte Lucía vollends hineingewachsen in die Frau auf der Leinwand.

Miguels Gesicht blieb auch an diesem Abend, da er Don Manuel unter so günstigen Umständen wiedersehen sollte, klar und freundlich gelassen; doch in seinem Innern war Verwirrung. Er sagte sich vor, er sei ein Glücklicher. Sein großes Lebenswerk, das Künstlerlexikon, war infolge der erzwungenen Muße der letzten Monate nach Wunsch gediehen, es war beinahe vollendet. Und hier, inmitten der Kunstschätze, die er liebte, saß die Frau, die er liebte; die Trübungen zwischen ihnen waren vorbei. Und wenn er sein liebes Amt, aus dem Schatten die Geschicke Spaniens zu lenken, verloren hatte, so war es jetzt an dem, daß ihn der Beleidiger inständig wird bitten müssen, es wieder zu übernehmen. Trotzdem war seiner Erwartung und Freude Beklommenheit beigemischt. Der Boden unter ihm war erschüttert, seine schöne Sicherheit war fort. Wohl konnte er sich und andern mit der alten Bestimmtheit sagen: »Dies ist gut, und jenes ist schlecht«; aber nur mehr seine Stimme war autoritativ.

Sicherheit indes, eine Befriedigung, wie er sie seit langem nicht mehr gespürt hatte, erfüllte an diesem Abend das Herz Agustín Esteves. Er wußte nichts über die

Einzelheiten von Lucías Plan, doch war ihm klar, daß sie diese Tertulia veranstaltet hatte, um Francisco zu helfen. Schon daß sich Miguel und Manuel wieder freundschaftlich begegneten, und das in Franciscos Gegenwart, bedeutete vieles. Agustín lobte sich, daß er seine Scheu vor Doña Lucía überwunden und nützliche Schritte getan hatte, Francisco vor den Folgen seiner Dummheit zu schützen. Die eigene Zukunft schien ihm heller, nun ihm dies geglückt war. Vielleicht wird er doch noch ein Maler der Ersten Reihe werden. Er war langsam und schwerfällig, aber gerade diejenigen, die sich langsam entwickelten, erreichten manchmal das Höchste. Und auch wenn er dieses Ziel niemals sollte erreichen können, er wird nicht klagen. Schon daß es ihm vergönnt war, Francisco ein erfolgreicher Beiständer zu sein, war Erfüllung.

Lucía selber hatte Freude an ihrer Tertulia. Ihre Gäste hatten, seitdem sie zum ersten Mal bei ihr versammelt gewesen waren, viele Umschwünge erlebt, sie hatte an diesen Umschwüngen mitgewirkt und war im Begriff, noch mehr Schicksal zu machen, Schicksal des Landes und Schicksal derer um sie. Schade, daß Don Diego nicht hier sein konnte. Der würde den Spaß ganz auskosten, wie Manuel nun selber mithelfen wird, der Welt in den Caprichos das Abbild der eigenen Niedrigkeit für immer aufzubewahren.

Manuel war gekommen mit dem festen Vorsatz, Miguel zurückzugewinnen. Der Príncipe de la Paz war im Begriff, seinem Grundsatz »Eine Unze Friede ist besser als eine Tonne Sieg« neue Ehre zu machen. Die Gold- und Silberflotten aus Amerika werden wieder unbehindert einlaufen, Geld und Jubel wird überall in Spanien sein, und er wird das Verdienst davon haben. Unter solchen Umständen wird es ihm nicht schwerfallen, Miguel Großmut zu bezeigen; auch dürften ja, wenn Miguel den Baum von Amiens schüttelt, noch viel herrlichere Früchte herunterfallen.

Kaum also hatte er Doña Lucía die Hand geküßt, so ging er stürmisch auf den sehr aufrecht dastehenden Miguel zu, klopfte ihm die Schulter, versuchte, ihn zu umarmen. »Wie freut es mich«, rief er, »wieder einmal dein Gesicht zu sehen! Mir ist, als hättest du mir bei unserm letzten Zusammensein einige Offenheiten gesagt, Grobheiten

geradezu, und auch ich habe mich wohl nicht sehr diplomatisch ausgedrückt. Ich habe den Unsinn vergessen. Vergiß auch du ihn, Miguelito!« Miguel hatte sich vorgenommen, seine Gefühle im Zaum zu halten, er hatte zu diesem Zweck lange in seinem Machiavell gelesen. Trotzdem versperrte er sich und sagte steif: »Es stak einiger Sinn inmitten des Unsinns, der damals geäußert wurde.« – »Du weißt doch selber«, redete der Infant weiter auf ihn ein, »in welcher Zwangslage ich war. Aber die Dinge haben sich geändert. Laß erst Friede dasein, und du wirst es erleben, wie schnell wir die Pfaffen, die Frailucos, zurückgedrängt haben. Mach kein so saures Gesicht, Miguel! Ich brauche dich in Amiens! Du darfst mir und Spanien diesen Dienst nicht verweigern.« – »Ich zweifle nicht, Don Manuel«, erwiderte Miguel, »daß Sie heute entschlossen sind, liberale Politik zu machen. Aber wie immer der Friede aussehen wird, ich fürchte, zuletzt wird er doch nur dem Papst, dem Großinquisitor und ein paar wölfischen Granden zugute kommen.«

Don Manuel schluckte den Verdruß hinunter über Miguels Widerstand und Mißtrauen. Sprach von den großartigen fortschrittlichen Unternehmungen, die er beabsichtige. Er werde die lange geplanten Flußregulierungen durchführen, werde landwirtschaftliche Musteranstalten errichten und große Laboratorien. Auch an die Gründung von drei weiteren Universitäten denke er. Selbstverständlich werde er die Zensur erleichtern, sie vielleicht ganz abschaffen. »Bring du mir einen guten Frieden nach Hause«, rief er, »und du wirst sehen, wie Spanien blühen wird in der Sonne der Aufklärung.« Er ließ seinen dunkeln Tenor tönen. Alle hörten zu.

»Wunderbare Pläne«, sagte Miguel, er sprach trocken, sachlich, der Spott war kaum herauszuhören. »Ich fürchte, Don Manuel«, fuhr er fort, »Sie unterschätzen die Widerstände, gegen die Sie zu kämpfen haben. Sie haben doch wohl keine ganz klare Vorstellung, wie dreist in diesen letzten Monaten das Heilige Offizium geworden ist. Heute überlegt es sich sogar ein Francisco Goya, ob er gewisse wunderbare Zeichnungen veröffentlichen kann.«

Manuel, überrascht, wandte sich an Goya. »Stimmt das, Francisco?« fragte er. Und: »Was sind das für Zeichnungen?« fiel Pepa ein. Manuel, gutmütig grollend, fuhr fort: »Warum bist du nicht zu mir gekommen, du hinterhältiger Bursche?«, und er nahm Goya um die Schulter und zog ihn an einen Tisch. »Von diesen Zeichnungen mußt du mir mehr erzählen«, sagte er. Pepa ließ es sich nicht nehmen, sich zu ihnen zu setzen.

Goya hatte gemerkt, wie geschickt Miguel die Falle für Manuel gestellt hatte, und er freute sich des Riesenspaßes, in welchen nun das gefährliche Abenteuer einmünden sollte.

Seine Freude dauerte nicht lange. Manuel nämlich, ihn vertraulich in die Rippen stoßend, Pepa anblinzelnd, sagte: »So, mein Lieber, und jetzt bekenne: hast du wieder einmal eine nackte Venus gemalt?«, und er grinste übers ganze Gesicht.

Goya erinnerte sich der Andeutungen des Señor Martínez über das Schicksal der beiden Bilder, die er damals in Sanlúcar gemalt hatte. Jetzt hatte er die Lösung. Dem faunischen Gesicht Manuels, dem gelassenen, leise spöttischen der Pepa konnte er ablesen, was mit den Bildern geschehen war. Offenbar waren sie bei der Inventuraufnahme des Nachlasses gefunden worden, man hatte hinter der Bekleideten Cayetana die Nackte entdeckt, wahrscheinlich jetzt war dieses Bild im Besitze Manuels, und dieser deutete Miguels Worte so, daß er, Francisco, neuerdings Ähnliches gezeichnet habe und darum in Furcht sei vor der Inquisition.

Er stellte sich vor, wie die beiden, Manuel und Pepa, vor dem Bilde standen, mit gemeinen Augen den Leib Cayetanas abtastend, durch den Anblick die eigene Lust schürend. Zorn füllte ihn vom Haar bis zu den Sohlen. Es kostete ihn Mühe, nicht loszuschreien.

Pepa sah, mit Angst und Freude, wie sich ihm der Blick schwärzte. Manuel aber mißdeutete seinen Unmut. »Ja, Don Francisco«, hänselte er ihn mit plumper Schalkhaftigkeit, »wir sind Ihnen auf die Schliche gekommen. Sie haben’s ja faustdick hinter den Ohren. Kein Franzose hätte das besser machen können. Aber Sie brauchen keine Angst zu haben. Die Bilder sind an einen Kenner gekommen, an einen Mann, der

die Macht hat, Sie vor der Inquisition zu schützen. Beide Damen, die vorher und die nachher, hängen jetzt in meiner Galerie, und genauso, wie sie in der Casa de Haro gehangen sind.«

Francisco, mit Anstrengung, bezähmte seinen Groll; ja, er schmunzelte beinahe. Er dachte daran, daß es diesem unflätigen Dummkopf bestimmt war, sich nun sogleich zum Protektor der Caprichos aufzuwerfen und selber das Gerüst zu schlagen, auf dem seine Gemeinheit zur Schau gestellt werden sollte. Er, Francisco, wird seine Ruhe wahren, er wird sich die süße, dunkle Rache nicht verderben.

Pepa saß da, schön, weiß und gelassen, ganz Gräfin Castillofiel. Sie hatte bisher geschwiegen. Nun aber brach die Freude durch, daß Francisco auf eine Gunst von ihr angewiesen war. »Was sind das für Zeichnungen, Don Francisco«, erkundigte sie sich freundlich, »die Sie da gemacht haben? Ich bin sicher, der Infant wird Sie schützen, wenn Sie sie veröffentlichen.« Und: »Sind es Zeichnungen in der Art der Venus?« fragte begierig Don Manuel. »Nein, Hoheit«, erwiderte trocken Francisco. »Es sind nur ganz wenige Blätter erotischer Natur in der Sammlung.« Manuel, ehrlich erstaunt, leicht enttäuscht, fragte: »Aber warum dann haben Sie Angst?« – »Meine Freunde«, erläuterte Francisco, »raten mir von der Veröffentlichung ab, weil einige der Radierungen Gespenster darstellen, die Kutten und Soutanen tragen. Ich glaube, die Sammlung als Ganzes ist sehr lustig. Ich nenne sie ›Caprichos‹.« – »Sie haben schon immer so merkwürdige Einfälle gehabt, Don Francisco«, meinte Pepa. Goya, als hätte sie nicht gesprochen, fuhr fort: »Großinquisitor Reynoso ist kein Freund meiner Kunst.« – »Mich mag der Reynoso auch nicht«, sagte lärmend Manuel. »Auch ich habe seinethalb einige meiner Projekte zurückstellen müssen. Aber mit diesen Rücksichten wird es bald vorbei sein.« Er stand auf, stützte beide Hände auf den Tisch, er hatte sich erhitzt, er verkündete: »Unser Freund Goya wird nicht mehr lange warten müssen, der Welt seine kuttentragenden Gespenster zu zeigen. Du brauchst mir nur den Vertrag von Amiens zu bringen, Miguel. Dann ist die Zeit da. Hast du verstanden, Francisco?« fragte er, schallend, den tauben Mann. Francisco hatte ihm aufmerksam auf den Mund geschaut.

»Ich habe verstanden: die Zeit ist da – ya es hora«, sagte er. »Sí, Señor«, antwortete lachend, klingend, Manuel. »Ya es hora.« Und Agustín, vergnügt, schollerig lärmend, wiederholte: »Ya es hora.«

»Nun aber möchten wir uns diese gefährlichen Gespenster auch anschauen, Don Francisco«, verlangte Pepa. Und: »Ja, jetzt bin ich wirklich neugierig«, stimmte Manuel bei. Er schlug Francisco die Schulter, erklärte lärmend: »Und daß du's nur weißt: deine Gespenster und Caprichos *werden* veröffentlicht, auch wenn sie den Großinquisitor an seinem roten Mantel zupfen. Ich stell mich vor dich hin, und dann wollen wir sehen, wer sich herantraut. Nur ganz kurze Zeit warten mußt du noch, ein paar Monate, vielleicht nur Wochen, bis der Friede da ist. Der da kann ihn beschleunigen, wenn er nur will«, sagte er und wies auf Miguel.

Er stand auf, er schleifte Goya
Zu Miguel hinüber, er um-
Faßte beider Schultern. »Heute
Ist ein guter Abend«, rief er,
»Und wir müssen auf den Frieden
Trinken! Du, Miguel, du gehst nach
Amiens. Und du, Francisco,
Zeigst der Welt deine Caprichos,
Allen Pfaffen und Gespenstern
Groß zum Trotz und unsrer span'schen
Kunst zum Ruhm. Ich aber halte
Schützend meine Hände über
Dich.«

30

Als Pepa vom Tode der Alba gehört hatte und von den merkwürdigen Umständen, die ihn begleiteten, hatte sie zuerst schmerzlichen Triumph verspürt und Goya einen Trostbesuch abstatten wollen. Aber Lucía war mehrmals in der Ermita gewesen, und sie, Pepa, hatte er kein einziges Mal aufgefordert hinzukommen; die Gräfin Castillofiel drängte sich nicht auf.

Später dann hatte Manuel sie vor die schamlosen Bilder geführt und ihr die Herzogin in dem frechen Torerokostüm gezeigt und dann dahinter die nackte Herzogin. Die Obszönitäten der Alba und des gottlosen Francho hatten sie abgestoßen, aber es trieb sie immer wieder vor das Bild, und sie hatte den Leib ihrer Nebenbuhlerin oft, lange und kennerisch beschaut. Nein, sie brauchte den Vergleich nicht zu scheuen; keiner wird es verstehen, daß Francho diese lüsterne, schamlose, affektierte Frau ihr hatte vorziehen können.

Bei Lucías Tertulia dann hatte sie leider keine Gelegenheit gehabt, ein offenes Wort mit Francho zu sprechen. Nun aber hatte er ihre und Manuels Hilfe angerufen für die Veröffentlichung seiner Radierungen, und da die Sorge um die Verhandlungen in Amiens Manuel keine freie Minute ließ, übernahm sie das Geschäft, sich diese gefährlichen Caprichos anzuschauen.

Sie fuhr hinaus zu der Quinta, unangemeldet, gespannt, nicht ganz ohne Befangenheit. Sie erklärte Francisco die Ursache ihres Besuches, er hörte höflich zu.

Es traf sich gut, daß Don Agustín nicht da war. So waren sie und Francho wieder einmal zusammen wie in alten Tagen, und da es ihm nicht unlieb schien, daß sie ohne Manuel gekommen war, hielt sie es für angezeigt, ihm einige freundschaftliche Offenheiten zu sagen. »Du siehst nicht so gut aus, Francho, wie ich es wünschte«, begann sie. »Diese Sache hat dir übel mitgespielt. Es hat mir sehr leid getan, als ich von deinem Unglück erfuhr. Aber ich hatte es immer gewußt, daß sie dir nicht gut bekommen

werde, deine Herzogin.« Er schwieg. Das Porträt der Alba, das einzige Gemälde in dem kahlen Raum, brachte sie auf. »Malen können hast du sie auch nicht«, fuhr sie fort. »Ganz unnatürlich steht sie da. Und wie sie den Zeigefinger ausstreckt, das wirkt fast komisch. Das war immer so: wenn zwischen dir und deinem Modell was nicht stimmte, dann hast du auch kein richtiges Porträt zustande gebracht.«

Goya schob die Unterlippe vor. Wieder sah er in seinem Innern diese dumme, unverschämte Pute vor der Nackten Cayetana stehen, zusammen mit dem Dummkopf, ihrem Zuhälter. Er hatte heftiges Verlangen, sie zu packen und die Treppe hinunterzuwerfen. Aber gute Gründe hießen ihn an sich halten. »Wenn ich recht verstanden habe, Gräfin«, sagte er, »sind Sie gekommen, um sich im Auftrag des Infanten meine Radierungen anzuschauen.« Er sprach sehr höflich. Die Gräfin Castillofiel fühlte sich zurechtgewiesen.

Er brachte die Caprichos. Sie schaute sie an, und er sah sogleich: sie verstand. Jetzt war sie bei der Folge der aristokratischen Esel. Ihr Gesicht wurde hochmütig. Goya witterte die Gefahr. Sie hatte große Gewalt über Manuel; es stand bei ihr, ihn mit Manuel zu entzweien, ihn zu verderben, die Caprichos für immer in der Truhe zu begraben. Aber: »Du bist eigentlich übermenschlich frech, Francisco«, war alles, was sie sagte; der Hochmut war von ihrem Gesicht geschwunden, sie bewegte den schönen Kopf ganz leise von einer Seite zur andern, beinahe lächelnd.

Er hatte doch das rechte Gefühl gehabt seinerzeit, als er sich mit ihr zusammentat.

Große Freude machte ihr das Blatt »Hasta la muerte – Bis zum Tode«, auf dem die Uralte zu sehen war, die sich vor dem Spiegel schmückt; offenbar erkannte sie die Königin. Wenn sie in der einen oder andern der kläglichen und üppig stolzierenden Majas und Petimetras sich selber erkannte, so ließ sie es nicht merken. Wohl aber zeigte sie, daß sie die Alba erkannte. »Grausam bist du auch, Francisco«, sagte sie. »Ich wußte es. Diese Radierungen sind sehr grausam. Die Frauen haben es nicht gut bei dir. Wahrscheinlich hat auch sie es nicht gut bei dir gehabt.« Sie schaute ihm mit ihren grünen, trägen, schamlosen Augen voll ins Gesicht, und er sah: wiewohl es die Frauen

nicht gut bei ihm hatten, wäre sie willens gewesen, es noch einmal mit ihm zu versuchen.

Eigentlich gefiel sie ihm, wie sie hier vor ihm saß, prangend im Fleische. Auch war es anständig von ihr, daß sie zu ihm hielt gegen Manuel.

Er spürte etwas von der lässigen, lau behaglichen Lust ihrer früheren, unverbindlichen Zusammengehörigkeit. Es wäre nicht unangenehm, einmal wieder diese weiße, glatte, füllige, vernünftige, romantische Pepa im Bett zu haben. Aber er hatte Scheu vor aufgewärmten Gerichten. »Was vorbei ist, ist vorbei«, sagte er vage; sie mochte es auf das beziehen, was sie über seine Grausamkeit zu Cayetana gesagt hatte.

Sie, scheinbar zusammenhanglos, sagte bösartig freundlich: »Was wirst du tun, Francho? Wirst du ins Kloster gehen?« – »Wenn du erlaubst«, antwortete er, »dann komm ich bald zu dir und schaue mir wieder einmal deinen kleinen Jungen an.«

Sie wandte sich von neuem den Caprichos zu. Betrachtete träumerisch die zahlreichen Mädchen und Frauen. Das war die Alba, das war sie selber, das war Lucía, und da waren viele andere, die Francho auch offenbar sehr genau kannte oder doch zu kennen glaubte. Und er liebte und haßte sie alle. Und in ihnen allen und um sie herum ließ er die Teufel spuken. Er war ein großer Künstler, Francho, aber von der Welt und den Menschen und insbesondere von den Frauen verstand er gar nichts. Es war verwunderlich, was er alles nicht sah, und es war verwunderlich, wie vieles er sah, was gar nicht da war. Er war ein armer, besessener Francho, und man mußte freundlich zu ihm sein und ihm Mut machen.

»Ils sont très interessants, vos Caprices«, lobte sie. »Sie werden einen guten Platz in deinem Œuvre einnehmen. Ich möchte sagen, sie sind hervorragend, remarquables. Nur einen Einwand habe ich: sie sind übertrieben, sie sind gar zu traurig und pessimistisch. Ich habe auch viel Böses erlebt, aber so schwarz ist die Welt wirklich nicht, das darfst du mir schon glauben, Francho. Und du selber hast sie früher auch nicht so trüb gesehen. Dabei warst du damals noch gar nicht Erster Maler.« Übertrieben, dachte er, pessimistisch, barbarisch, geschmacklos. Meine Zeichnungen haben es nicht leicht, nicht

mit den Lebendigen und nicht mit den Toten. Sie dachte: Glücklich war er eben doch nur, solang er mit mir war. Aus den Radierungen sieht man, wie elend er's gehabt hat bei der andern.

Laut sagte sie: »Romantisch war sie, das muß man ihr lassen. Freilich kann man romantisch sein, ohne ringsum Unheil zu stiften.« Und da er schwieg, erläuterte sie: »Sie hat allen Unglück gebracht. Sogar das Geld, das sie dem Arzt hinterließ, hat ihm Unglück gebracht. Und sie hat auch nie gewußt, wer ihr Freund war und wer ihr Feind. Sonst hätte sie's ihm nicht hinterlassen.«

Goya hörte zu, verstand nicht alles und blieb versöhnlich. Von ihrem Standpunkt aus hatte sie recht. Sie hatte ihn oft geärgert durch ihr dummes Geschwätz, aber Unglück hatte sie ihm nicht gebracht, und wenn sie ihm helfen konnte, dann tat sie es.

»Was die Leute über den Doktor Peral zusammenreden«, sagte er, »das stimmt nicht. Die Wirklichkeit ist häufig anders, als dein hübscher, romantischer Kopf sich's vorstellt.« Ein bißchen verdroß es sie, daß er sie noch immer behandelte, als wäre sie ein kleines, dummes Ding. Doch schmeichelte es ihr, daß er ihr von den Angelegenheiten sprach, die ihm nahegingen. Es war noch etwas da von ihrer früheren Intimität.

»Wie also war es mit diesem Arzt?« fragte sie. »Hat er sie umgebracht oder nicht?« Er, mit Wärme und Überzeugung, antwortete: »Peral ist genauso schuldig und unschuldig wie ich. Und es wird ein gutes Werk sein, wenn du das gewissen Leuten klarmachst.« Sie war stolz und froh, daß Francisco – es war das erste Mal – sie unumwunden um einen Dienst bat. »Täte ich dir einen Gefallen, Francho?« wollte sie wissen und schaute ihn voll an. Er, etwas trocken, erwiderte: »Einen Unschuldigen zu retten, sollte dir das Herz genauso warm machen wie mir.« Sie seufzte. »Nie willst du zugeben«, beklagte sie sich, »daß dir was an mir liegt.« – »Mir liegt an dir«, gab Francisco zu, ein wenig spöttisch, doch nicht ohne Zärtlichkeit.

Pepa, als sie aufbrach, sagte:
»Und zu Pferde hast du mich noch

Immer nicht gemalt.« – »Ich tu es«,
Sagt' er, »wenn du's willst. Allein ich
Rate ab.« – »Sogar die Kön'gin«,
Sagte Pepa, »sieht gut aus zu
Pferde.« – »Ja«, entgegnete er
Trocken, »*sie* sieht gut aus.« Pepa
Aber klagte: »Du bist immer
So verdammt aufrichtig, Francho.«
»Ist das nicht das Beste unsrer
Freundschaft«, sprach er, »daß wir uns die
Wahrheit sagen?«

31

Señor Miguel Bermúdez kam zu Francisco, um sich zu verabschieden.

»Was Don Manuel und die Königin für sich selber anstreben«, erklärte er dem Freunde, »das läßt sich in Amiens vermutlich durchsetzen. Aber einen guten Frieden kann ich nicht nach Hause bringen. Wenn ich für Spanien viel erreiche, dann ist es eine freundliche Formulierung, so daß wenigstens das Prestige gewahrt bleibt. Ich beteilige mich ungern an diesen wenig erfreulichen Verhandlungen; ich tu es nur deshalb, weil ich meine Position bei dem Infanten Manuel stärken möchte. Die Finsterlinge sollen wieder ins Dämmer zurück, und« – er hellte sich auf – »einer wenigstens soll aus dem Frieden von Amiens Nutzen haben: Francisco Goya.« – »Ich bin mit deinen Kunstanschauungen nicht immer einverstanden, Miguel«, sagte Francisco, »aber du bist ein guter Freund.« Er setzte seinen großen Hut auf, nahm ihn ab vor ihm.

»Wie lange, denkst du, wird die Konferenz dauern?« fragte er später. »Bestimmt nicht länger als zwei Monate«, antwortete Miguel. »Bis dahin«, überlegte Goya, »bin ich bequem fertig. Drei Tage nach Friedensschluß zeige ich die Caprichos an, eine Woche später kann sie jeder in Madrid sehen. Und kaufen, wenn er das Geld hat«, schloß er vergnügt.

Miguel, etwas zögernd, sagte: »Ich hätte gern die Caprichos in ihrer endgültigen Form gesehen, bevor du sie in die Welt schickst. Willst du nicht warten, bis ich von Amiens zurück bin?« – »Nein«, sagte schlicht Goya. Miguel bat: »Die Blätter mit Manuel zumindest und die mit der Königin solltest du dir zweimal anschauen.« – »Ich hab sie mir zweitausendmal angeschaut«, erwiderte Goya. »Auch als ich ›Die Familie des Carlos‹ malte, hat einer rabenschwarze Prophezeiungen gemacht. Übrigens«, fuhr er schlau fort, »werde ich in einem ausführlichen Prospekt klarlegen, daß die Caprichos nicht auf Einzelfälle hinzielen und nicht auf bestimmte Persönlichkeiten.« – »Wenigstens die Esels-Folge würde ich ausscheiden«, drängte Miguel. Francisco lehnte ab. »Wer die

Caprichos ohne Harm anschaut«, antwortete er vergnügt, »der nimmt sie, wie sie sind. Der Böswillige wird auch in die unschuldigsten Radierungen Böses hineininterpretieren.« – »Sei nicht zu kühn, Francisco!« bat nochmals Miguel. »Überspann es nicht!« – »Hab Dank, Miguel«, antwortete leichtherzig Goya, »und hab keine Bange um mich. Halte dir den Kopf frei für Frankreich. Mach du deine Sache dort gut. Ich werde meine Sache hier schon nicht schlecht machen.«

In den nächsten Tagen überlegte Goya ein letztes Mal, welche der Caprichos er beibehalten, welche er weglassen sollte. Aber er bedachte nicht, was Manuel beleidigen könnte oder Doña María Luisa, er kümmerte sich nicht um den Hof und nicht um die Politik, vielmehr fragte er sich nur: Bin ich gerecht gegen Cayetana? Und er ließ die heilig lasterhafte »Himmelfahrt« stehen, schied aber aus den »Traum der Lüge und der Unbeständigkeit«.

Immer mehr wurden ihm die Caprichos zur persönlichen Angelegenheit. Sie wurden ihm ein Tagebuch, die Chronik des eigenen Lebens.

Jetzt störte es ihn, daß vornean das Blatt war mit jenem Goya, der sich über den Tisch wirft, umringt von den Gespenstern. Mochte dieses Blatt irgendwo später seinen Platz finden, vielleicht vor dem zweiten Teil, der Gespenster-Folge; aber das Gesamtwerk einzuleiten, dazu taugte es nicht. Der Goya dieser Radierung war idealisiert, er war viel zu schlank und viel zu jung. Vor allem aber war es unwürdig, war es ganz und gar ungehörig, wenn der Goya des ersten Blattes sein Gesicht versteckte. Der Urheber eines so streitbaren Werkes wie der Caprichos mußte sein Gesicht *zeigen*. Mußte sich hinstellen vor sein Werk, jedem erkennbar. Auf Blatt eins der Caprichos mußte Francisco Goya zu sehen sein, deutlich. Und der Goya von heute mußte es sein. Der Goya, dem Josefa, Martín, Cayetana weggestorben waren, der hinuntergetaucht war in den tiefen, furchtbaren Strudel und wieder herauf. Der Goya, der seine Phantasie gezwungen hatte, sich der Vernunft zu fügen und keine Ungeheuer zu erzeugen, sondern Kunst.

Er hatte viele Selbstporträts gemalt und gezeichnet, einen jungen Goya, der bescheiden und doch zuversichtlich aus dem Schatten auf einen mächtigen Gönner schaut, einen etwas älteren Goya, einen frechen, kecken, im Torero-Kostüm, der weiß, daß ihm die Welt gehört, dann einen höfischen, geckenhaften Goya, der galant um eine Cayetana scharwenzelt, dann einen Goya, der, wieder aus dem Schatten, aber dieses Mal überlegen, den Kopf der königlichen Familie zuwendet, und zuletzt hatte er gezeichnet einen bärtigen, verzweifelten, von allen bösen Dämonen besessenen Goya.

Nun also galt es, den Goya von heute zu machen, den Goya, der den argen Weg der Erkenntnis gegangen war und gelernt hatte, sich in die Welt zu fügen, ohne sie anzuerkennen.

Er kämmte sorgfältig das Haar vors Ohr und überlegte lange, was er anziehen sollte. Gerade vor den Caprichos mußte ein repräsentativer Goya stehen, ein würdiger Goya, kein Gaukler und Spaßmacher, sondern der Erste Maler des Königs. Er legte die Halsbinde an, die hoch bis zum Kinn geschlossene, er schlüpfte in den mächtigen, grauen Gehrock und setzte den stolzen Zylinderhut, den breitkrempigen Bolívar, auf den schweren, runden Kopf.

So, im Profil, zeichnete er sich, neugierig, was da herauskommen werde.

Staunend sah er, als sie fertig
War, auf seine Zeichnung. Dieser
Alte, grimm'ge Herr, war er das?
War das er? Aus seinem Winkel
Spähte bös und scharf das Aug nach
Dem Beschauer. Vorgeschoben,
Mürrisch hing die Unterlippe.
Harte Falten liefen von der
Nase abwärts zu den Ecken
Der gekrümmten, dünnen Ober-
Lippe. Mächtig, streng, abweisend

Sah der runde, löwenhafte
Kopf darein, noch mächt'ger unterm
Mächtigen Bolívar.
Wirren
Fühlens schaute Goya auf die
Zeichnung. Sah er wirklich *so* alt
Aus, *so* mürrisch? Oder hatte
Er die Einsamkeit der Zukunft
Sich, die menschenhasserische,
Selber vorgezeichnet?
Grimmig
Sah er hoch. Nun grade schrieb er
Seinen Namen hin: »Francisco
Goya y Lucientes, Maler.«
Und er kommentierte: »Sehen
Sie mal an, wie gravitätisch!
Aber nehmen Sie ihm nur den
Hut ab, öffnen Sie ihm nur die
Hirnschal, und Sie werden stehn und
Sehn und staunen, was darunter
Ist.«

32

Alle Glocken läuteten in Madrid. Die Bevollmächtigten des Katholischen Königs und die Seiner Großbritannischen Majestät hatten in Amiens die Verträge unterzeichnet: der Friede war da. Jubel war. Vorbei war es mit dem Elend. Die Schiffe aus den überseeischen Ländern werden wieder einlaufen. Die Schätze beider Indien werden, befruchtender Regen, niederströmen auf Spaniens Dürre. Das Leben wird eine einzige Herrlichkeit sein.

Goya hatte sich ein so schnelles Ergebnis der Verhandlungen nicht erhofft. Aber er war bereit: die dreihundert Exemplare der Caprichos waren gedruckt, der Prospekt, der sie begleiten sollte, geschrieben.

Eine Woche nach der Verkündigung des Friedens wurden die Caprichos im »Diario de Madrid« angezeigt. Señor Francisco de Goya, hieß es in dieser Anzeige, habe eine Anzahl von Radierungen hergestellt, welche »asuntos caprichosos – phantastische Gegenstände« zum Thema hätten. Der Autor habe unter den vielen Extravaganzen und Ungereimtheiten der Gesellschaft, unter den zahlreichen, durch Gewohnheit, Unwissenheit und Profitinteresse geheiligten Vorurteilen und Schwindeleien diejenigen herausgegriffen, die ihm das beste Material zu liefern schienen für eine gleichzeitig lehrhafte und phantastische Darstellung. Señor de Goya habe nicht etwa die Absicht, bestimmte Personen und Begebenheiten anzugreifen oder zu verhöhnen, vielmehr sei sein Zweck, typische Charaktere zu geißeln, Laster und Verkehrtheiten allgemeiner Art. Besichtigt und gekauft werden könnten diese »Caprichos« im Laden des Señor Frágola, Calle de Desengaño 37. Die Mappe enthalte 76 Radierungen. Der Preis sei eine Unze Goldes gleich 288 Realen.

Die Calle de Desengaño war still und vornehm, der kleine, intime Laden des Señor Frágola hübsch und kostbar eingerichtet. Zu kaufen gab es dort erlesene Parfums, edle französische Liköre noch aus der Zeit des Fünfzehnten, ja des Vierzehnten Louis,

Spitzen von Valenciennes, Tabaksdosen, alte Bücher, Nippes und Chinoiserien, Raritäten und Antiquitäten jeder Art, auch zierliche Reliquien, Knöchelchen von Heiligen und dergleichen. Agustín und Quintana hatten abgeraten, die Radierungen an dieser Stätte des Luxus und der Exklusivität zur Schau zu stellen. Aber Goya bestand darauf, daß die Caprichos gerade hier ausliegen sollten, eine Kostbarkeit unter Kostbarkeiten; sie sollten von vornherein nicht als Mittel politischer Propaganda betrachtet werden, sondern als Kunstwerk. Auch erinnerte er sich, wie oft er mit Cayetana in dem Laden in der Calle de Desengaño gewesen war, wenn sie sich dort die seltenen und seltsamen Dinge hatte zeigen lassen, die der findige Señor Frágola aufgestöbert hatte. Vor allem aber hatte der bedeutsame Name der Straße Francisco gelockt. Denn das Wort »desengaño« bedeutet zweierlei: es bedeutet Enttäuschung, Entzauberung, Desillusion, und es bedeutet auch Witzigung, Belehrung, Erkenntnis. Die Calle de Desengaño, das war die rechte Straße für die Caprichos. Er selber war diese Straße gegangen, mochten nun die andern sie gehen.

Die andern aber, die Leute, die kamen, sich die Caprichos zu beschauen, zogen daraus keine Erkenntnis, und wenn sie enttäuscht waren, dann von den Radierungen selber. Sie durchblätterten die Mappe und waren befremdet. Auch in den Rezensionen war wenig Wärme und Verständnis. Nur der Kritiker Antonio Ponz rühmte die Neuheit und Tiefe des Werkes und schrieb: »Vier Augen auf einmal, heißt es im Sprichwort, hätten noch niemals ein Gespenst gesehen. Goya macht das Sprichwort zur Lüge.«

Quintana, der erwartet hatte, die Caprichos würden die Stadt in Aufruhr versetzen, war erbittert. Nicht so Goya. Er wußte, ein Werk wie dieses brauchte Zeit, die rechten Empfänger zu finden.

Schon nach einer kurzen Weile indes hob sich das Interesse, und immer mehr Leute liefen in die Calle de Desengaño.

Viele nämlich fanden in den
Blättern, Goyas Kommentar zum
Trotze, kühne Karikierung,

Hinweis auf Personen höchsten
Ranges, witzige Verspottung
Kirchlicher Gebräuche. Flüstern
War, gekitzelt lüsternes Ge-
Raune. Und die Herren auch des
Heiligen Offiziums kamen
Immer öfter in den Laden
Señor Frágolas.

33

Jäh, geheimnisvoll, stand vor Goya einer der Grünen Boten. Huschend war er gekommen, huschend ging er. Goya, mit unsichern Fingern, öffnete den Brief. Er war für den nächsten Tag vor das Heilige Offizium geladen.

In seinem tiefsten Innern hatte er von jeher gewußt, daß es so kommen werde, von der Zeit an, da er in der Kirche San Domingo dem Autodafé des Olavide hatte beiwohnen müssen. Er war gewarnt, mehrere Male und sehr eindringlich. Trotzdem war ihm die Ladung ein schmetternder Schlag.

Er rief seine Vernunft zu Hilfe. Aber der Großinquisitor war kein Coco, kein Schwarzer Mann, den man mit Stift und Stichel hätte besiegen können. Immerhin, hatte Francisco nicht noch andere Waffen? Er hatte die Zusicherung seiner Freunde, und nun der Krieg zu Ende war, konnte Don Manuel Angriffe des Heiligen Offiziums ohne Mühe abschlagen.

Diesen Erwägungen zum Trotz rollte Angst in immer neuen, dunkeln Wellen über Francisco her. Er hockte in seinem Stuhl, schlaffen Gesichtes und schlaffen Leibes, und niemand hätte in dieser angstgerüttelten Kreatur den Goya erkannt, der würdig im grauen Gehrock und Bolívar einherzugehen pflegte.

Von den Freunden war keiner in Madrid. Miguel und Lucía waren noch in Frankreich, Manuel und Pepa im Escorial, bei Hofe, Quintana beim Rat von Indien in Sevilla. Wenigstens mit Agustín sollte er sprechen, oder mit Javier. Aber zu tief in den Knochen stak ihm die Scheu vor den finstern Strafen, die demjenigen angedroht waren, der sich verging gegen das Gebot der Geheimhaltung; die Schauer waren in ihm, die den Knaben überlaufen hatten, wenn, alljährlich, das Glaubensedikt verkündigt worden war.

Allen brachte er Unheil. Sein armer Sohn Javier! Auch der wird nun geächtet sein und verloren.

Andern Tages, unauffällig gekleidet, wie es sich ziemte, stellte er sich in der Santa Casa ein. Man führte ihn in einen kleinen, alltäglichen Raum. Ein Richter kam, ein stiller Herr in Priestertracht, bebrillt, gefolgt von einem Sekretär. Akten waren mit einem Mal auf dem Tisch, auch eine Mappe mit den Caprichos. Es war eine jener ersten Mappen, die er für die Probedrucke hatte anfertigen lassen. Drei dieser Mappen hatte Señor Martínez, eine die Osuna, eine Miguel. Es hatte keinen Sinn zu rechnen und zu grübeln, wie sich die Inquisition diese Mappe verschafft, wer ihn verraten hatte. Da lag die Mappe, nur das zählte.

In dem kleinen Raum war eine Stummheit, tiefer und bedrückender, als der taube Mann sie jemals gespürt hatte. Niemand rührte die Lippen. Der Richter schrieb auf, was er zu fragen hatte, reichte das Geschriebene dem Sekretär, daß der es protokolliere, dann reichte er's ihm, Goya.

In seinen Akten hatte der Richter Goyas Kommentar zu den Caprichos. Er hielt ihn Goya vor. Es war die erste Abschrift, Agustín hatte sie hergestellt, er selber sie korrigiert. Der Richter fragte: »Sollen Ihre Zeichnungen nur das ausdrücken, was in diesem Kommentar steht oder darüber hinaus anderes?« Francisco schaute dümmlich. Er konnte seine Gedanken nicht zusammenhalten; gegen seinen Willen fragte er sich immer nur: Von wem haben sie die Mappe? Von wem den Kommentar? Um sich zu sammeln, betrachtete er genau das Gesicht des Richters und seine Hände. Es war ein stilles, längliches, bräunlichblasses Gesicht, unter der Brille schauten mandelförmige, ausdruckslose Augen, die Hände waren mager, wohlgeformt. Endlich gelang es Goya, sich zusammenzureißen. Er sagte vorsichtig: »Ich bin ein einfacher Mann und nicht geschickt, viele Worte zu finden.«

Der Richter wartete, bis der Sekretär diese Antwort protokolliert hatte. Dann nahm er aus der Mappe eines der Caprichos und hielt es Goya vor. Es war Capricho 23; darauf zu sehen war die Hure im Sünderkleid, welcher ein Sekretär des Heiligen Tribunals das Urteil liest, während eine fromme und neugierig gekitzelte Menge, Kopf an Kopf, starrt und zuhört. Goya schaute auf das Blatt, welches die magere Hand ihm hinhielt. Es war

eine gute Zeichnung. Wie die ungeheure Armesündermütze in den leeren Raum stach, wie das Gesicht der Frau und ihre Haltung nichts war als Staub und Dreck und Vernichtung, das war vortrefflich, und der professionell stumpfe, eifrig lesende Sekretär, der genauso aussah wie der hier protokollierende, und dieses Meer von Köpfen, neugierig lüsternen und doch andächtig stumpfen, das alles war sehr gut, er brauchte sich dieser Zeichnung nicht zu schämen. Der Richter legte sie zurück auf den Tisch und hielt ihm, alles mit gemessenen Bewegungen, den Kommentar vor. Da hatte, zu diesem Capricho 23, Goya geschrieben: »Eine wackere Frau, die für ein Butterbrot alle Welt so fleißig und ersprießlich bedient hat, so zu behandeln, schlimm, schlimm!« Der Richter fragte: »Was haben Sie damit sagen wollen? Wer handelt schlimm an dieser Frau? Das Heilige Gericht? Oder wer sonst?« Die Frage stand vor Goya, körperhaft, in zierlichen, deutlichen Buchstaben, ungeheuer gefährlich. Er mußte achtgeben mit seiner Antwort, sonst war er verloren. Und nicht nur er, sondern auch sein Sohn und dessen Söhne bis in die fernste Zukunft.

»Wer handelt schlimm an dieser Frau?« stand es noch immer vor ihm, griff es nach ihm. »Das Schicksal«, sagte er. Das glatte, längliche Gesicht blieb unbewegt. Die magere Hand schrieb: »Was verstehen Sie unter Schicksal? Die göttliche Vorsehung?«

Seine Antwort war keine Antwort gewesen. Die Frage, nur in einem andern Gewand, stand noch immer vor ihm, höflich, grinsend, drohend. Er mußte eine Antwort finden, eine gute, glaubwürdige. Er suchte krampfhaft, es gab keine Antwort. Sie hatten ihn in der Falle. Die Brille vor den ruhigen Augen des Richters glitzerte und flirrte. Francisco dachte und suchte und suchte und dachte. Weder der Richter noch der Sekretär rührten sich, und die flirrende Brille ließ nicht ab von ihm. Heiligste Jungfrau von Atocha, betete Goya in seiner Seele, laß mich eine Antwort finden! Laß mir eine gute Antwort einfallen! Wenn du dich meiner nicht erbarmst, erbarme dich meines Sohnes!

Mit einer ganz kleinen Bewegung des Stiftes wies der Richter auf das Geschriebene. »Was verstehen Sie unter Schicksal? Die göttliche Vorsehung?« fragten Hand und Stift

und Papier. »Die Dämonen«, sagte Goya und war sich bewußt, daß seine Stimme heiser klang. Der Sekretär protokollierte.

Noch eine Frage, und noch eine, und noch zehn, und eine jede war Folter, und jede Spanne zwischen Frage und Antwort eine Ewigkeit.

Nach Ewigkeiten und abermals Ewigkeiten war das Verhör zu Ende. Und nun ging der Sekretär daran, das Protokoll zur Unterschrift fertigzumachen. Goya saß da und schaute zu, wie die Hand schrieb, es war eine geschickte, doch plumpe und vulgäre Hand. Das Zimmer war ein alltäglicher Raum, darin stand ein alltäglicher Tisch mit Akten, davor saß ein wohlerzogener Herr in Priestertracht mit einem stillen, bebrillten, höflichen Gesicht, und eine alltägliche Hand schrieb ruhig und gleichmäßig. Aber Goya war es, als würde der Raum immer finsterer, grabähnlicher, als rückten die Mauern immer enger auf ihn ein, als drückten sie ihn hinaus, als fiele er durch die Zeit und aus der Welt.

Der Sekretär schrieb unerträglich langsam. Goya wartete darauf, daß das Protokoll fertig werde, und wünschte doch, der Sekretär möge noch langsamer schreiben, er möge nicht fertig werden, niemals. Denn wenn er fertig ist, dann wird man ihm das Protokoll zur Unterschrift vorlegen, er wird unterzeichnen müssen, und sowie er unterzeichnet hat, werden die Grünen kommen und ihn fortschleppen, und er wird für immer in den Kellern verschwinden. Die andern werden fragen, wo er ist, sie werden zusammensitzen und große Worte machen. Aber tun werden sie nichts, und er wird verfaulen in seinem Keller.

Er hockte da, er wartete, er spürte die Schwere jedes einzelnen Gliedes. Es war sehr mühsam, sich auf dem Stuhl zu halten; im nächsten Augenblick wird er ohnmächtig werden und zur Seite heruntergleiten. Nun wußte er, was die Hölle war.

Der Schreiber war fertig. Der Richter las das Protokoll durch, langsam, genau. Unterschrieb. Reichte Goya das Schriftstück. Mußte er jetzt unterzeichnen? Er schaute voll Angst auf den Richter. »Lesen Sie«, forderte dieser ihn auf, und Goya, da er noch nicht zu unterzeichnen brauchte, atmete befreit.

Er las, es war eine qualvolle Lesung. Da waren die Fragen des Richters, die grausam schlauen, jede einzelne eine Falle, da waren seine dummen, hilflosen Antworten. Trotzdem las er langsam, denn jede Sekunde war Gewinn. Er las die zweite Seite, die dritte, die vierte. Die fünfte war nur halb beschrieben. Jetzt hatte er zu Ende gelesen. Der Sekretär reichte ihm die Feder und wies auf die Stelle, die zur Unterschrift bestimmt war. Die stillen Augen schauten auf ihn, die Brille flirrte. Er unterschrieb mit steifen, schweren Fingern. Hatte einen glücklichen Einfall. Dümmlich, schelmisch lächelnd, sah er zu der flirrenden Brille hin. »Auch die Rúbrica?« fragte er. Der Richter nickte. Wieder war Zeit gewonnen. Goya zeichnete die Rúbrica hin, langsam, sorgfältig. Und nun hatte er unterschrieben.

Nichts geschah. Er konnte gehen.
Schritt um Schritt die Stufen stieg er
Abwärts. Trat ins Freie. Wohl tat
Ihm die frische Luft und schmerzte
Ihn zugleich. Ein jeder Schritt des
Wegs nach Hause war ihm Pein und
Müh, als wäre er nach schwerer
Krankheit, noch zu früh, vom Bette
Aufgestanden
Tief erschöpft kam
Er nach Hause. Hieß Andrés
Essen bringen. Aber als der
Bursch zurückkam, fand er Goya
Schlafend.

34

Der junge Señor Javier de Goya nahm mit Verwunderung wahr, daß seine Freunde aus der Goldenen Jugend ihn nicht mehr einluden und seine Einladungen unter Vorwänden ablehnten; wahrscheinlich hatte der eine oder andere unter den Granden und Prälaten an den Caprichos Anstoß genommen.

Javier hätte gerne mit dem Vater darüber gesprochen. Der war aber in den letzten Tagen wieder so schweigsam und verdrossen geworden, daß sich Javier trotz seiner jungenhaften Unbedenklichkeit scheute, ihm auch noch mit seinen Geschichten zu kommen. Allein er brauchte um sich Fröhlichkeit, Freundschaft, Anerkennung. Er fühlte sich nicht mehr wohl in Madrid, und da ja der Vater ihm versprochen hatte, ihn auf eine Studienreise ins Ausland zu schicken, mahnte er ihn daran, in seinem liebenswürdigsten Ton. »Du erinnerst mich zur rechten Zeit«, antwortete unerwartet freundlich Goya. »Wir wollen gleich alles vorbereiten.«

Auch Agustín Esteve hatte mit steigender Beklemmung die Leere um Goya wahrgenommen. Aristokraten, die sich früher beflissen um ein Porträt beworben hatten, zogen jetzt unter fadenscheinigen Vorwänden ihre Aufträge zurück. Señor Frágola konnte auf einmal kein Exemplar der Caprichos mehr absetzen. Nannte man auch nur Goyas Namen, dann wurden die Leute betreten. Gerüchte gingen um, das Heilige Offizium bereite ein Verfahren gegen ihn vor; die Gerüchte schienen ihren Ursprung in der Santa Casa selber zu haben.

Agustín atmete auf, als er erfuhr, das Ehepaar Bermúdez werde in den allernächsten Tagen zurückkehren.

Ja, Don Miguel hatte seine Sendung in Amiens glücklich durchgeführt und war mit Doña Lucía auf dem Weg zurück nach Madrid.

Zwar war er sich bewußt, daß der Friede, den er zustande gebracht hatte, dem Reich keine Vorteile brachte. Aber wenigstens für Don Manuel und für die Königin hatte er

Erfolge errungen, welche die Erwartungen übertrafen. Der Besitzstand der italienischen Länder war gemehrt, das Herzogtum Parma wiederhergestellt, Frankreich hatte sich verpflichtet, seine Okkupationsheere binnen kurzem aus den Ländern des Papstes sowie aus den Königreichen Neapel und Etrurien zurückzuziehen. Überdies hatte, zur höchsten Genugtuung des Infanten, Don Miguel erreicht, daß die Vertreter Spaniens den Friedensvertrag mehrere Tage vor den Bevollmächtigten der Französischen Republik unterzeichnen konnten. Soviel war gewiß, Miguel hatte sich Anspruch auf des Infanten Dankbarkeit erworben, und er war entschlossen, die Schuld einzutreiben zum Nutzen des Fortschritts, der Zivilisation, der Freiheit.

Sehr zufrieden also fuhr er nach Madrid. Kaum indes war er dort angekommen, als sich ein verstörter Agustín Esteve bei ihm einstellte und ihm berichtete von den beängstigenden Vorgängen um Francisco.

Don Miguel begab sich sogleich zu Señor de Linares, dem Polizeipräsidenten, um sich zu vergewissern, wieweit Agustíns Panik begründet sei. Señor de Linares, der seine Spione in der Santa Casa hatte, erwies sich als gut unterrichtet.

Was Miguel erfuhr, erregte ihm höchste Besorgnis.

Don Ramón de Reynoso y Arce, Erzbischof von Burgos und Saragossa, Patriarch beider Indien, Vierundvierzigster Großinquisitor, hatte erklärt, die Versuchung, die von der höllischen Kunst Francisco Goyas ausgehe, sei gefährlicher als alle Bücher und Reden des Jovellanos. Ein andermal hatte er erklärt, aus den Caprichos stinke der Schwefel der Hölle. Äußerungen solcher Art hatte der Großinquisitor mehrere getan, auch vor Laien, vermutlich zu dem Zweck, daß seine Worte weitergetragen würden. Ganz ohne Zweifel war Reynoso entschlossen, gegen die Caprichos und ihren Autor vorzugehen. Es hieß, der Herr Erste Maler sei bereits einvernommen worden.

Don Miguel dankte dem Polizeipräsidenten und beriet mit Lucía. Der Großinquisitor, ein guter Politiker, der sicherlich seit langem erkannt hatte, wie sehr der Friedensschluß seine Macht gefährdete, wollte es offenbar sogleich auf eine Kraftprobe ankommen

lassen, und die Caprichos boten ihm eine günstige Gelegenheit. Die Gefahr war groß, Eile geboten.

Erst lange mit Francisco zu diskutieren, war zwecklos. Miguel und Lucía ersannen einen Plan, die Angriffe der Inquisition im Keim zu ersticken. Noch am gleichen Tage fuhr Miguel zum Escorial.

Er fand dort einen lärmend glücklichen Manuel. Der hatte nun abermals erprobt, daß er des Glückes liebster Sohn war. Erstlich hatte er seinen Würden eine neue, wunderbare zufügen dürfen. Der Papst, in dankbarer Anerkennung des in Amiens Erreichten, hatte ihn zum Príncipe di Bassano ernannt; das Dokument hatte ihm überdies sein Schwager überreichen müssen, der Infant Don Luis María, der Primas von Spanien, der gleiche, der seinerzeit durch ihn hindurchgesehen hatte, als wäre er Luft. Sodann hatte er Doña María Luisa wieder einmal erweisen können, daß der Staatsmann Don Manuel die Geschicke ihres Hauses durch alle Fährnisse hindurch zu immer neuen Siegen steuerte. Zum dritten hatte er erwirkt, daß die Infantin Isabel, ihre und seine Lieblingstochter, Königin wird, Königin eines unabhängigen, von den Gabachos befreiten Neapel. Obendrein aber – und vielleicht war dies Don Manuels höchster Stolz – hatten seine Vertreter den Friedensvertrag als erste unterzeichnet. Ja, er hatte seinem Namen neue Ehre gemacht; er, nicht der hochmütige General Bonaparte, hatte Europa den Frieden zurückgegeben. Nun wird sein, des Príncipe de la Paz, Name in allen spanischen Reichen voll Ehrfurcht gerühmt werden gleich nach dem Namen der Heiligsten Jungfrau.

Er freute sich aufrichtig des Wiedersehens mit Miguel, er hatte es ihm nicht vergessen, daß auch er Anteil an den Erfolgen von Amiens hatte, und er hielt für ihn Überraschungen bereit: ein eigenhändiges Dankschreiben des Katholischen Königs, dazu neue Titel und Würden sowie ein ansehnliches Geldgeschenk.

Leider aber störte Don Miguel die Freude des ersten Zusammenseins. Er brachte die Rede auf Goyas Bedrängnis.

Ein kleiner Schatten wölkte Don Manuels Gesicht. Seine Zeit war ausgefüllt gewesen mit der Schaustellung seines neuen Glanzes, er hatte wenig Muße gefunden, sich um Goya zu kümmern. Gewiß, er hatte davon gehört, daß Reynoso die Stirn gerunzelt hatte über die Caprichos. Aber hatte man das nicht vorhergesehen? Und von einem Stirnrunzeln bis zu einem Autodafé war ein langer Weg. Nein, Miguel sah da zu schwarz, der Großinquisitor wird es bei ein paar verdrießlichen Äußerungen bewenden lassen. Und mit einer weltmännischen Handbewegung wollte der Infant die Besorgnisse Don Miguels wegwischen.

Miguel aber gab sich nicht zufrieden. Er erklärte, der Großinquisitor beabsichtige aus dem Falle Goya einen zweiten Fall Jovellanos zu machen, das stehe fest. Wenn man ihm nicht sogleich in den Arm falle, dann werde vielleicht schon in den nächsten Tagen Francisco in einem Kerker des Heiligen Tribunals sitzen. Ihn von dort herauszuholen, sei erheblich schwieriger, als heute eindeutige, wirksame Maßnahmen zu treffen.

Es war dem Infanten peinlich, inmitten des allgemeinen Jubels in einen Konflikt mit der Santa Casa zu geraten, aber er sah ein, daß er etwas unternehmen müsse. »Du hast recht«, erklärte er. »Wir müssen uns sogleich für unsern lieben Francisco einsetzen. Und wir werden es. Die Doppelhochzeit im Königshaus soll mit noch nie gesehenem Glanze gefeiert werden. Die Stadt Barcelona soll ein einziger Festplatz sein. Und weißt du, wen ich für die Oberleitung der Festlichkeiten vorschlagen werde? Francisco Goya. Hat nicht bei einem ähnlichen Anlaß Philipp der Große den Velázquez durch einen ähnlichen Auftrag ausgezeichnet?« Er belebte sich immer mehr. »Gib zu, ich habe das Richtige getroffen. Wir zeigen auf diese Art dem ganzen Reich, wie hoch Francisco bei den Katholischen Majestäten in Gunst steht. Schon morgen spreche ich mit Doña María Luisa. Und dann wollen wir sehen, ob es Reynoso wagen wird, unsern Goya noch weiter zu behelligen.«

Miguel rühmte in vielen Worten den glücklichen Einfall des Infanten. Er fürchte nur, fuhr er fort, auch die höchste Ehrung genüge nicht, den fanatischen Haß des Großinquisitors abzuschrecken. Es müßten Maßnahmen getroffen werden, welche mit

den Caprichos unmittelbar zusammenhingen. Es müsse gewissermaßen um die Caprichos eine unübersteigliche Mauer errichtet werden. Und wiewohl Manuel verdrossen das Gesicht verzog, ließ Miguel nicht ab. »Wie wäre es«, führte er aus, »wenn unser Freund Francisco den Majestäten anläßlich der glücklichen Doppelhochzeit ein Präsent überreichte? Und wenn er für dieses Präsent die Platten der Caprichos wählte? So also, daß in Zukunft die Kunstdruckerei des Königs die Caprichos herstellte und herausgäbe?«

Der überraschte Manuel fand nicht sogleich eine Antwort. Er hatte das Widmungsexemplar der Caprichos, das ihm Francisco übersandt hatte, nur flüchtig durchgesehen. Es war ihm ein schattenhafter Argwohn aufgestiegen, da und dort ziele Goyas Frechheit auf ihn selber; doch bevor sich diese Ahnung verdichtete, hatte das Gefühl seines Glückes und seiner Bedeutung sie weggeschwemmt. Über die Karikaturen Doña María Luisas hatte der Infant geschmunzelt, ohne sich darüber Gedanken zu machen. Das Werk als Ganzes war ihm als ein Künstlerscherz erschienen, reichlich arrogant, doch im Grunde harmlos.

Nun ihm Miguel seinen kühnen Vorschlag machte, spürte er von neuem jenen kleinen Argwohn; auch besorgte er, María Luisa könnte, so geradezu auf die Caprichos hingewiesen, unangenehm werden. Aus Gründen jedoch, über die er sich nicht klar wurde, hielt er diesen Einwand zurück. Statt dessen fragte er nach kurzem Schweigen: »Wie stellst du dir das vor? Die Caprichos sind doch schon erschienen, sie sind gewissermaßen entjungfert. Kann man dem König dergleichen als Geschenk anbieten? Sind denn die Platten überhaupt noch was wert, nachdem die Zeichnungen schon auf dem Markt sind? Doña María Luisa ist eine gute Rechnerin. Wird sie ein solches Präsent nicht für beleidigend schäbig halten?«

Don Miguel war auf diesen Einwand vorbereitet. »Señor Frágola«, antwortete er, »hat aus Furcht vor der Inquisition schon nach wenigen Tagen den Verkauf eingestellt. Es sind, soweit ich unterrichtet bin, noch keine 200 Exemplare im Publikum. Herstellen lassen sich von den Platten 5000 bis 6000 Drucke, das Interesse ist ungeheuer,

verlangen kann man für das Exemplar eine Unze Goldes. Sie sehen, Don Manuel, das Geschenk, welches Señor de Goya den Katholischen Königen anbietet, ist des großen Anlasses würdig.«

Don Manuel, im stillen, rechnete. Fand aus: 1 500 000 Realen. Pfiff durch die Zähne.

»Eher«, fuhr Miguel lächelnd fort, »wird sich die Königin fragen, warum Goya ihr ein so außerordentlich kostbares Geschenk macht, und erraten, daß er sich vor dem Heiligen Offizium schützen will. Aber das wird ihr das Geschenk nur wertvoller machen; sicherlich ist sie nicht abgeneigt, dem Großinquisitor einen Streich zu spielen.«

»Deine Argumente lassen sich hören«, meinte der Infant. »Aber« – und nun mußte er doch wohl mit seinem wahren Bedenken herausrücken – »wenn ich mich recht erinnere, sind da gewisse Blätter, die Doña María Luisa kaum gefallen werden. Die Königin ist zuweilen sehr empfindlich.«

Don Miguel, auch auf diesen Einwand vorbereitet, antwortete ohne Zögern: »Die Königin bedenkt sicherlich selber, daß man sich nicht erdreisten würde, ihr das Werk anzubieten, wenn sich gewisse Blätter auf sie bezögen. Und wenn gar die Königin selber das Werk veröffentlicht, dann wird bestimmt niemand auf die Idee kommen, die gewissen Blätter auf sie zu deuten.«

Das leuchtete Manuel ein. Ein großer Staatsmann machte ein Pasquill am besten dadurch unschädlich, daß er es selber verbreitete. Hatte nicht der General Bonaparte ein Schmähplakat niedriger hängen lassen? Oder war es der Preußenkönig Friedrich gewesen? Wer immer, Don Manuel und Doña María Luisa konnten es mit ihm aufnehmen. Die Idee, die Caprichos von der Kunstdruckerei des Königs herausgeben zu lassen, gefiel ihm mehr und mehr. »Ich werde mit Doña María Luisa über Goyas Plan und Geschenk reden«, versprach er. »Ich danke Ihnen, Infant«, antwortete Don Miguel.

Er berichtete Lucía vom Erfolg seiner Unterredung. Sie suchte Goya auf.

Der war voll bittern Zornes, daß Miguel, nach so langer Abwesenheit, zum Escorial weitergefahren war, ohne ihn zu sehen. So waren seine Freunde, das Gesindel: nun er im Unglück war, stellten sie sich tot.

Er hellte sich auf, als jetzt Lucía zu ihm kam.

»Man sagt mir«, begann sie, »die Inquisition ist nicht sehr zufrieden mit den Caprichos. Haben Sie auch davon gehört?« Er kämpfte mit der Versuchung zu reden, seine ganze Verzweiflung aus der Brust zu lassen, aber er sagte nur trocken: »Ja.« – »Sie sind ein sonderbarer Mensch, Don Francisco«, sagte Lucía. »Warum haben Sie sich nicht an uns gewandt? Sie hatten doch Versprechungen.« – »Versprechungen!« sagte Goya und hob und senkte ausdrucksvoll die Schultern.

Lucía sagte: »Man hat beschlossen, die Doppelhochzeit der Infanten in Barcelona zu feiern. Man wird Sie, Don Francisco, in den Escorial berufen, und Sie werden in feierlicher Audienz den Auftrag erhalten, das Arrangement der Festlichkeiten zu entwerfen und zu überwachen. Wie seinerzeit Velázquez.« Goya dachte nach. »Genügt das?« fragte er sachlich. »Übrigens arrangiere ich dergleichen Festlichkeiten so ungern, wie ich Heilige male.« Lucía sagte: »Es wird erwartet, daß Sie der Familie des Königs zu der Doppelhochzeit ein Geschenk überreichen. Ihre Freunde finden, die Platten der Caprichos wären dafür nicht ungeeignet.«

Goya glaubte, er habe nicht recht verstanden. »Das müssen Sie mir aufschreiben, Doña Lucía«, sagte er. Sie tat es, und wie sie nun dasaß, die Zunge im Mundwinkel und eifrig schreibend, war sie plötzlich wieder die Mandelverkäuferin aus dem Prado. Goya las. »Wird man mich nicht«, fragte er, »die Treppen des Escorial hinunterwerfen? Sie sind sehr steil.« – »Ihre Freunde«, erwiderte Doña Lucía, »haben ausgerechnet, daß die Caprichos, wenn die Königliche Kunstdruckerei sie herausgibt, ein und eine halbe Million bringen können. Ihre Freunde bemühen sich, das dem Hofe klarzumachen.«

Goya dachte nach und wurde immer vergnügter. »Stammt der Plan von Ihnen, Lucía?« fragte er. Sie antwortete nicht. Statt dessen sagte sie: »*Ein* Blatt würde ich an Ihrer Stelle fortlassen, wenn Sie den Majestäten die Caprichos präsentieren: das Blatt ›Hasta la muerte – Bis zum Tode‹.« – »Die sich schmückende Alte?« fragte Goya zurück. »Ja«, antwortete Lucía, »alternde Damen sind manchmal empfindlich.« Aber: »Nichts lasse ich fort«, erklärte laut und lustig Goya. »Die Alte bleibt in der Mappe. Bis zum Tode.«

Und: »Dem Manne, dem's an Mut gebricht, dem nützt auch Schrot und Pulver nicht«, zitierte er das alte Sprichwort. Lucía schien amüsiert. »Sie riskieren viel«, meinte sie. »Aber Sie müssen selber wissen, wieviel Ihnen der Spaß wert ist.«

Goya, sie absichtlich mißverstehend, antwortete: »Sie haben recht. Ein so teures Geschenk darf ein einfacher Maler dem Katholischen König nicht machen.« Er dachte nach, leuchtete auf. »Sie sind doch so geschickt, Doña Lucía«, überlegte er laut, »und Don Miguel ist Diplomat. Ich beabsichtige seit langem, meinen Javier auf eine Studienreise zu schicken, nach Italien und nach Frankreich. Ließe es sich nicht drehen, daß der König wenigstens das zahlt?«

Goya sah Lucía lachen;
Das geschah nicht oft. »Ihr Vorschlag
Ist nicht übel«, meinte sie. »Wenn
Man bei Hofe zaudert, Ihre
Gabe anzunehmen, weil sie
Allzu kostbar ist, dann könnte
Man dem König nahelegen,
Ihrem sehr begabten Sohn ein
Angemessenes Stipendium
Für die Reise auszusetzen.
Warum sollte nicht Don Carlos
Seinen Kunstsinn wie am Vater
So am Sohn betät'gen?« Und die
Fruchtverkäuf'rin aus dem Prado
Und der Bauernbursch aus Ara-
Gón schauten einander an und
Lachten.

35

Don Carlos und Doña María Luisa saßen auf erhöhten, thronartigen Sesseln. Hinter ihnen standen der Infant Manuel, die Gräfin Castillofiel, andere Herren und Damen. Der Erste Maler des Königs, Francisco de Goya, das eine Knie auf die Stufe des Thrones gebeugt, überreichte sein Präsent, die Mappe mit den Caprichos.

Dieweilen er kniete, kostete er ganz aus den grimmigen Spaß, der hier vor sich ging. Es war wohl der wildeste in seinem an wilden Späßen nicht armen Leben, ein Capricho, das an finsterer Possenhaftigkeit alle Caprichos in der Mappe übertraf. Da war dieser Escorial, der erhabene, prunkvoll ernste, da war dieser joviale Dummkopf von einem Monarchen und seine geile und stolze Königin, und da war er selber mit seinen arroganten Radierungen, seinen würdevollen Eseln, seinen äffischen Huren, seiner ausgemergelten Alten und seinen Gespenstern. Und für diese Kreaturen seiner frechsten Laune werden ihm die Katholischen Majestäten huldvoll danken, sie werden ihm Schutz zusichern vor dem Zugriff des Heiligen Offiziums, sie werden ihm versprechen, seine Spottgebilde der Welt zu zeigen. Und das über der Gruft der alten Weltherrscher, der Gründer und Mehrer der Inquisition! Goya vorschwebte ein Capricho, auf dem diese toten Könige mit ihren Knochenhänden die schweren Deckel ihrer Silbersärge zu heben versuchen, um dem blasphemischen Spuk ein Ende zu machen.

Die Majestäten beschauten die Caprichos.

Sie blätterten, sie reichten einander die Radierungen, sie schauten lange, und allmählich wich aus Goyas Herzen die grimmig vergnügte Überheblichkeit. Unbehagen schlich ihn an. Vielleicht wird allen Erwägungen zum Trotz die Königin beim Anblick des Blattes »Hasta la muerte« ihre Würde verlieren, ihm die Gabe vor die Füße werfen, ihn der Inquisition überlassen.

Auch Manuel und Pepa schauten gekitzelt und gespannt auf Doña María Luisa. Sie war bestimmt intelligent genug, die gewissen Blätter richtig zu sehen: wird sie auch intelligent genug sein, sie zu übersehen?

Vorläufig äußerte sich nur Don Carlos. Er hatte seinen Spaß an den Caprichos. Besonders gefiel ihm die Esels-Folge. »Da sehe ich viele von meinen Granden«, sagte er vergnügt. »So manchem unter diesen Eseln möchte ich gleich sagen: ›Cubríos.‹ Und mit wie einfachen Mitteln haben Sie das zustande gebracht, mein lieber Don Francisco. Eigentlich ist es leicht, Karikaturen zu zeichnen. Man macht eine lange Nase länger und magere Waden magerer, und schon ist es Kunst. Nächstens versuche ich es selber.«

Doña María Luisa war in diesen Wochen erfüllt von einer heiteren Erregung. Wieder einmal hatten sich ihre Wünsche glorreich erfüllt. Sie hatte das Ihre festgehalten gegen den raubgierigen, pöbelhaften französischen General; sie hatte die Throne ihrer Kinder wieder aufgerichtet; die Königreiche Portugal, Neapel, Etrurien, das Herzogtum Parma waren fest im Besitz der Dynastie; und unbehindert wiederum fuhren ihre Schiffe über die Sieben Meere, ihr die Schätze aller Weltteile zu Füßen zu legen.

In solcher Stimmung beschaute sie die Caprichos. Ja, ihr Maler Goya hatte ein heiteres, ruchloses Auge. Wie unbestechlich klar zeigte er einem die Männer, er hatte hinuntergeschaut in ihre stürmischen und doch so leeren Tiefen. Und wie genau kannte er die Frauen. Wie liebte, haßte, verachtete und bewunderte er sie, ein richtiger, männlicher Mann. So wie dieser Francisco es zeigte, so zu kämpfen hatte man, wenn man Frau war. Man mußte sich schmücken und darauf achten, daß der Kamm richtig im Haar saß und der Strumpf stramm am Bein, man mußte rechnen, wie man die Männer rupfen könnte, und sich wehren, daß man selber nicht zu sehr gerupft werde, man mußte sich vorsehen, daß kein heuchlerischer Großinquisitor gegen einen predigte und einen vom Throne stieß.

Die da zum Himmel fuhr oder vielleicht zur Hölle, war das nicht die Alba? Natürlich war sie es. Auch auf verschiedenen andern dieser Blätter spukte sie, stolz und schön, aber eine Hexe. Sichtlich auch hatte sie ihrem Liebhaber Francisco böse zugesetzt;

sympathisch war sie nicht auf diesen Blättern, bei all ihrer Schönheit. Jetzt jedenfalls lag sie in ihrem Mausoleum in San Isidro, verwesend, schon vergessen, und wird an diesen Caprichos weder Freude haben noch Ärger. Schmählich und unter Skandal hatte sie abtreten müssen, die Rivalin, die schöne, freche, hochmütige. Sie aber, María Luisa, war noch immer in Blüte, sie hatte noch einen recht guten Appetit auf Leben und wird noch viele sehr irdische Fahrten machen vor ihrer letzten Himmel- oder Höllenfahrt.

Goya starrte auf die Hände Doña María Luisas, wie sie seine Radierungen durchblätterten, die fleischigen, begehrlichen Hände, die er so oft gemalt hatte. Und er sah an den Fingern dieser Hände viele Ringe und unter ihnen den Lieblingsring Cayetanas. Er hatte den alten, sonderbaren, geschmäcklerischen Ring oft gesehen, gespürt, gemalt, er hatte sich oft über ihn geärgert und ihn oft sehr gerne gehabt. Daß er ihn jetzt an diesem Finger sah, machte ihm das Herz überbitter. Er hatte recht getan, die wüste, geile Häßlichkeit dieser Königin festzuhalten in den Caprichos; schon um ihrer Gemeinheit willen gegen Cayetana hatte sie es verdient.

Das Gesicht der schauenden, schweigenden Königin war hart, aufmerksam, beherrscht. Und mit einem Male, und viel heftiger als vorher, überkam Goya Furcht. Schneidend klar fuhr es ihm durch den Sinn, wie ungeheuerlich dreist sein »Geschenk« war. Er war ein Narr gewesen, dem Rate Lucías zuwider das Blatt »Hasta la muerte« in der Mappe zu lassen. Bestimmt wird die Königin sich selber erkennen. Bestimmt wird sie Cayetana erkennen. Bestimmt wird sie erkennen, daß er in diesen Blättern den Kampf der toten, verhaßten Feindin fortführte.

Und nun war es an dem. Nun beschaute die alternde, geschmückte María Luisa die sich schmückende, ausgemergelte Uralte.

Sie selber war keineswegs dürr, eher üppig, auch höchstens halb so alt wie diese Uralte. Sie wollte es nicht glauben und wußte es doch sogleich: die äffische, läppische Greisin dieses Blattes, das war sie. Der Atem setzte ihr aus vor dem Insult, dem niederträchtigsten, den sie in ihrem an Kränkungen reichen Leben erlitten hatte. Gedankenlos schaute sie auf die Nummer des Blattes: 55. Cincuenta y cinco, dachte sie

mechanisch, cinquante-cinq, mehrere Male. Da stand dieser Mensch aus dem Pöbel, dieser Haufe Mist, dieses Nichts, das sie erhöht und zum Ersten Maler gemacht hatte, da stand er in Gegenwart ihres Gemahls, des Katholischen Königs, und ihrer Freunde und Feinde und hielt ihr dieses tückische Blatt unter die Nase. Und alle, Manuel und seine Pepa und alle, hatten ihre Freude daran. War die stolzeste Königin der Erde machtlos, weil sie älter als vierzig war und nicht schön?

Mechanisch, um ihre Fassung nicht zu verlieren, las sie und wiederholte sie sich: Hasta la muerte, cincuenta y cinco, cinquante-cinq. Sie erinnerte sich der vielen Bilder, welche dieser Goya von ihr gemacht hatte. Auch da hatte er ihre Häßlichkeit gemalt, aber auch ihre Kraft, ihre Würde. Sie war ein Raubvogel und nicht schön, aber einer mit scharfen Augen und guten Krallen, einer, der hoch fliegen konnte und seine Beute rasch erspähen und sicher greifen. Auf diesem Blatt 55 hatte der Mann alles, was an ihr gut war, weggeschwindelt, er hatte nur die Häßlichkeit gemacht und nicht den Stolz, nicht die Kraft.

Für den Bruchteil einer Sekunde wellte eine rasende Gier in ihr hoch, den Burschen zu vernichten. Sie brauchte gar nicht die Hand zu heben. Sie brauchte nur unter irgendeinem Vorwand dieses »Geschenk« abzulehnen; die Inquisition würde dann das Weitere besorgen. Aber sie war sich bewußt, daß die um sie darauf lauerten, was sie jetzt tun werde. Wollte sie nicht auf eine lange Zukunft Hohn um sich spüren, dann mußte sie dieser pöbelhaften Frechheit mit Ruhe begegnen, mit spöttischer Überlegenheit.

Sie schwieg und schaute. Manuel und Pepa warteten mit wachsender Besorgnis. Hatte man sich doch zu weit vorgewagt? Den Goya selber überflutete gewaltig, atemraubend, eine neue Welle der Angst.

Endlich tat María Luisa den Mund auf. Gleichmütig freundlich lächelnd, so daß die diamantenen Zähne glitzerten, drohte sie schalkhaft: »Diese wüste Greisin vor ihrem Spiegel – mein lieber Francisco, haben Sie da der Mutter unserer guten Osuna nicht doch gar zu übel mitgespielt?« Alle drei, Goya, Manuel, Pepa, waren sich klar: diese

Frau wußte, »Hasta la muerte« zielte auf sie selber. Aber sie hielt stand, sie zuckte nicht. Ihr konnte man nichts anhaben.

María Luisa durchblätterte nochmals, flüchtig, die Caprichos. Legte sie zurück in die Mappe. »Es sind gute Zeichnungen«, erklärte sie, »frech, toll, gut. Es ist möglich, daß einige unserer Granden schmollen werden. Aber wir hatten in meinem Parma ein Sprichwort: ›Nur ein Narr ist zornig auf den Spiegel, der sein Bild wiedergibt.‹« Sie ging zurück, erstieg die Stufen, setzte sich auf den erhöhten Sessel. »Unser Spanien«, sagte sie, ohne Pathos, nicht ohne Würde, »ist ein altes Land, aber trotz gewisser Nachbarn noch sehr lebendig. Es kann einige Wahrheiten vertragen, besonders wenn sie mit Kunst und mit Würze vorgebracht sind. Immerhin sollten Sie vielleicht in Zukunft vorsichtig sein, Don Francisco. Nicht immer regiert die Vernunft, und ein Tag könnte kommen, Señor, wo Sie abhängig sind von Narren.«

Sie wies mit dem Finger, der den Ring Cayetanas trug, auf die Caprichos, besitzergreifend. »Wir nehmen Ihr Geschenk an, Don Francisco«, sagte sie. »Wir werden Sorge tragen, daß Ihre Zeichnungen weit verbreitet werden, innerhalb Unserer Reiche und außerhalb.«

Don Carlos seinesteils stieg vom Thron herunter, klopfte Francisco mächtig den Rücken und sagte zu dem Tauben, sehr laut und wie zu einem Kinde: »Ausgezeichnet, Ihre Karikaturen. Wir haben Uns amüsiert. Muchas gracias.«

María Luisa aber fuhr fort: »Wir haben Uns übrigens entschlossen, Ihrem Sohn auf drei Jahre ein Stipendium anzuweisen für eine ausgedehnte Studienreise. Ich wollte Ihnen das selber mitteilen. Ist er hübsch, Ihr junger Sohn, Goya, oder sieht er Ihnen ähnlich? Schicken Sie ihn mir doch, bevor er ins Ausland geht. Und machen Sie Ihre Sache gut in Barcelona. Wir freuen Uns auf diese großen, festlichen Tage Unserer Kinder und Unseres Reiches.«

Die Majestäten zogen sich zurück. Goya, Manuel und Pepa waren voll Freude, daß alles nach Wunsch abgelaufen war. Doch war ihnen, als hätten nicht sie ihren Spaß mit der Königin gehabt, sondern diese mit ihnen.

María Luisa begab sich in ihr Toilettenzimmer; die Mappe mit den Caprichos ließ sie sich nachtragen. Man machte sich daran, die Königin umzukleiden. Doch kaum hatte man ihr das Gala-Kleid ausgezogen, so gab sie Weisung, man solle sie allein lassen.

Ihr Toilettentisch stammte aus dem Nachlaß Marie-Antoinettes, er war kunstvoll, kostbar, geschmäcklerisch. Viele erlesene Sachen und Sächelchen standen darauf, Dosen und Kästchen, Töpfe und Flaschen, Kämme, Pomaden, Puder und Schminken jeder Art, Franchipana-Parfum, Sans-Pareille, Sultana-, Ambra- und Rosengeist, auch andere seltene Wasser, destilliert von Ärzten und Künstlern der Kosmetik. Mit ungeduldiger Hand schob Doña María Luisa den ganzen Kram zurück und nahm sich die Caprichos vor.

Da lagen die scharfen, frechen, umstürzlerischen Zeichnungen inmitten des lockeren, preziösen Plunders auf dem kostbaren Tisch der auf dem Schafott gerichteten Marie-Antoinette. Und nun machte sich Doña María Luisa daran, die Blätter in Ruhe zu beschauen, allein.

Natürlich hatte ihr dieser Francisco die Mappe nicht überreicht, um sie zu kränken, sondern um sich vor dem Großinquisitor zu retten. Da hatte ihr der Reynoso zu einem guten Geschäft verholfen. Die Caprichos waren arrogant und amüsant, sie kitzelten einen, viele werden die Mappe kaufen. Eine runde Million, hatte Manuel ihr auseinandergesetzt, konnte man herausholen. Es war diesem Maler eine gerechte Strafe, daß sie, María Luisa, die Million erntete, nicht er.

Sie schaute auf das letzte Blatt, auf die in Panik fliehenden gespenstischen Mönche und Granden. »Ya es hora – Schon schlägt die Stunde« stand darunter. Plötzlich, heiß, ging ihr die ganze freche, meuterische Meinung des Blattes auf. »Ya es hora«: glaubte er’s wirklich? Da täuschte er sich, der Bursche von unten, der Herr Erste Maler. Die Stunde schlug noch nicht. Sie wird auch so bald nicht schlagen. Und sie, María Luisa, dachte gar nicht daran, sich davonzumachen. Bis zum Tode nicht.

Da war sie wieder bei dem Blatte »Hasta la muerte«. Es ist ein gemeines, niederträchtiges Blatt. Und was für ein banaler Spaß das ist, was für ein millionenmal

dagewesener, sich lustig zu machen über eine alternde Kokette. So billig sollte es ein Maler von Rang nicht geben.

Das Blatt mag billig sein in der Idee: gut bleibt es. Wie diese Alte vor dem Spiegel sitzt, gierig, das ist nicht moralisierend, es ist auch kein wohlfeiler Spaß, es ist die ruhige, traurige, nackte, kahle Wahrheit.

Einer, der so tiefen Blickes
Sieht, der ist gefährlich. Aber
Sie hat keine Angst vor ihm. Die
Hunde bellen, doch die Kara-
Wane zieht des Weges. Froh fast
Ist María Luisa, daß der
Maler in der Welt ist. Denn sie
Kann sich's leisten, daß in ihre
Tiefen einer Einblick tut. Auch
Sie kennt die Dämonen. Sie und
Er gehörn zusammen. Sie, der
Maler und die Königin, sind
Spießgesellen; gleichen Stammes,
Aus dem Stamme der Verwegnen,
Sind sie.

Fort schiebt sie die Mappe.
Schaut sich in dem Spiegel. Sie ist
Noch nicht alt, nein, nein! in keiner
Weise gleicht sie der Uralten
Goyas! Sie ist glücklich! Alles,
Was ein Mensch erreichen kann, sie
Hat's erreicht!

Und plötzlich fängt sie

An zu weinen, bittre, hilflos
Zorn’ge Tränen, immer wildre,
Bis das Weinen krampfhaft ihr den
Körper stößt.
Mit einem Rucke
Reißt sie sich zusammen, schneuzt sich,
Wischt die Augen, pudert sich die
Rotgeweinte Nase. Aufrecht
Sitzt sie. Läutet. Und den Damen
Des Gefolges, da sie nun ein-
Treten, ist die Königin die
Königin.

36

Als Goya aus Barcelona zurückkam, müde und mit neuen Ehren beladen, fand er seine Geschäfte auch in Madrid wohlgediehen. Die Kunstdruckerei des Königs hatte unter Anleitung Agustíns die Caprichos in einer hohen Auflage erscheinen lassen, schon war eine zweite in Vorbereitung. In allen größeren Städten des Reiches konnte man die Mappe kaufen. In der Hauptstadt lag sie jetzt in sieben Buch- und Kunsthandlungen aus.

Manchmal ging Francisco in die Buchhandlung Durán, um sich zu erkundigen, was die Leute zu den Caprichos sagten. Die schöne Besitzerin, Señora Felipa Durán, freute sich bei seinem Anblick und erzählte ihm eifrig und vergnügt. Es kamen eine Menge Leute, vor allem auch Fremde, Ausländer, um die Caprichos zu sehen, und die Mappe, trotz des hohen Preises, verkaufte sich leicht. Goya merkte, daß sich Doña Felipa im stillen darüber wunderte; denn sie hatte nicht viel Verständnis für die Caprichos. »Was Sie für wüste Träume haben, Don Francisco!« sagte sie wohl, kopfschüttelnd, kokett. Er lächelte gutmütig und gab ihr ihren Blick zurück; sie gefiel ihm.

Befremdet von den Caprichos waren wohl die meisten. Der Geschmack, fand Goya, war verdorben durch den Klassizismus des Kollegen David. Wenn gleichwohl viele kamen und ihre 288 Realen für seine Caprichos hinlegten, dann taten sie es, weil um ihn und um sein Werk Klatsch und Sensation war. Man suchte hinter jeder Gestalt der Caprichos ein bestimmtes Modell, und man hatte wohl auch gehört von seinem unterirdischen Kampf mit der Inquisition.

Manche freilich, vor allem unter den Jüngeren, sahen in den Caprichos mehr als eine Sammlung pikanter und sensationeller Karikaturen, sie begriffen und bewunderten ihre neue, kühne und eigenwillige Kunst. Auch aus Frankreich und Italien kamen Briefe des Verständnisses und der Verehrung. Triumphierend erklärte Quintana, schon seien seine Verse Wahrheit geworden, schon sei Europa voll von Goyas Ruhm.

Viele Besucher kamen in die Quinta, Bewunderer und Neugierige. Goya ließ nur wenige vor.

Eines Tages kam, überraschend, Doktor Joaquín Peral.

Ja, man hatte ihn freigelassen. Aber man hatte ihm bedeutet, sich binnen zwei Wochen fortzumachen und sich in Zukunft in den Ländern Seiner Katholischen Majestät nicht mehr sehen zu lassen. Er kam zu Goya, um Abschied zu nehmen und um ihm Dank zu sagen; denn sicherlich habe, meinte er, Don Francisco das Seine dazu beigetragen, ihm die Freiheit zu erwirken.

Es freute Goya, daß Pepa »ihm den Gefallen getan« hatte. »Es war nicht schwer«, sagte er, »etwas für Sie zu erreichen. Da die Beute verteilt war, bestand kein Interesse mehr, Sie festzuhalten.«

Peral sagte: »Ich hätte Ihnen gerne zum Andenken das eine oder andere Bild aus meiner Sammlung zurückgelassen. Aber leider ist mein gesamter Besitz konfisziert.« Dann, zum Erstaunen Goyas, zählte er 288 Realen auf den Tisch. »Ich habe eine Bitte an Sie, Don Francisco«, erläuterte er. »Die Drucke der Caprichos, die man in den Läden bekommt, sind blaß. Sie würden mich verpflichten, wenn Sie mir einen der frühen, frischen Abzüge überlassen könnten.« Goya, mit einem ganz kleinen Schmunzeln, antwortete: »Mein Agustín Esteve wird Ihnen den besten Druck geben, den wir besitzen.«

Auch Peral lächelte, und plötzlich sah sein Gesicht viel jünger aus. »Vielleicht«, meinte er, »kann ich Ihnen von jenseits der Grenze ein Zeichen meiner Dankbarkeit schicken. Da ich, schon vor dieser letzten, manche üble Erfahrung hatte machen müssen, hatte ich mich auf Umschwünge vorbereitet. Ich fahre jetzt nach Sankt Petersburg, und wenn nicht alles schiefgegangen ist, werde ich dort einige Lieblingsstücke aus meiner Sammlung wiederfinden. Alle meine Goyas, Don Francisco, darunter ein Blatt aus den Caprichos, das in die endgültige Ausgabe nicht aufgenommen ist.« Er trat, obwohl sie allein waren, ganz nah an ihn heran, und, sehr artikuliert, flüsterte er: »Auch ein Gemälde des Velázquez hoffe ich dort zu finden, ein glorreiches, doch sehr wenig

bekanntes, eine Venus mit dem Spiegel.« – »Sie sind ein umsichtiger Mann, Don Joaquín«, sagte anerkennend Francisco. »Von dem Ertrag dieses Velázquez können Sie bestimmt ohne Sorgen leben.« – »Ich denke«, antwortete Peral, »ich werde den Velázquez nicht verkaufen müssen. Ich werde es am Hofe des Zaren nicht schwer haben; meine Freunde sind verlässig und haben mir lockende Versprechungen gemacht. Aber ich werde Spanien sehr vermissen. Und Sie, Don Francisco.«

Das Erscheinen Perals hatte Goya aufgerührt. Mit ihm waren aus der Tiefe Erinnerungen sehr glücklicher und sehr elender Jahre hervorgebrochen. Mit einem Gefühl dumpfer Leere sah Francisco nun auch diesen Mann gehen, den Freundfeind, der von seinen schmerz- und glückhaften Verknüpfungen mit Cayetana mehr gewußt und begriffen hatte als irgendwer sonst.

Bald darauf waren auch die letzten Vorbereitungen für die Reise Javiers getroffen. Es war ein langer Aufenthalt in Italien vorgesehen und ein langer Aufenthalt in Frankreich; es sollte eine Reise gründlichen Studiums werden. Goyas Sohn – so wünschte es der Vater – reiste wie ein großer Herr mit einem Diener und mit vielem Gepäck.

Francisco stand mit Javier am Wagen, während die letzten Koffer eingeladen wurden. »Ich bin sehr zuversichtlich«, sagte Javier. »Dein Sohn wird zurückkommen als ein Künstler, auf den du stolz sein kannst. Ja, ich habe die leise Hoffnung, einmal werde ich malen können wie du, Vater. Die Caprichos freilich«, sagte er anerkennend, »die macht dir keiner nach.«

Und er raffte seinen weiten,
Modisch ungefügen Mantel,
Eine Silberspange hielt ihn,
Ein Geschenk der Herzogin von
Alba, um den Hals zusammen,
Und mit leichten Füßen sprang er
In den Wagen. Aus dem Fenster,
Lachenden Gesichtes, mit dem

Hute winkte er. Der Kutscher
Hob die Peitsche, und die Pferde
Zogen an, die Räder rollten.
Dann war auch Javier gegangen.

Seinem Vater blieb von ihm als
Letztes Bild ein junges, hübsches,
Von Gedanken ungetrübtes,
Lachendes Gesicht, ein Hut, der
Winkte, und ein Mantel, flatternd,
Um den Hals gehalten von der
Spange Cayetanas.

37

Goya lebte weiter in der Quinta del Sordo, allein mit Agustín und mit seinen Bildern, den gemalten und den nicht gemalten.

Er war noch nicht alt den Jahren nach, doch schwer von Wissen und Gesichten. Er hatte die Gespenster gezwungen, ihm zu dienen, aber sie blieben aufrührerisch. Erst vor kurzem noch hatte er's erfahren, damals vor dem Inquisitionsrichter, als ihn die grauenhafte Angst packte und würgte. Aber wie immer die Dämonen ihm mitspielten, verleiden konnten sie ihm das Leben nicht mehr; gerade daß er vor jenem Richter die Angst gespürt hatte, bewies, wie sehr er am Leben hing.

Er dachte an Doña Felipa, die schöne Buchhändlerin. Sie sah ihn gerne, das war keine Frage, obgleich er taub war und nicht jung. Wenn sie sich anstrengte, die Caprichos den Käufern schmackhaft zu machen, dann tat sie es nicht um der Radierungen willen, sondern ihm zu Gefallen. »Was Sie für wüste Träume haben, Don Francisco!« Sie spukte ein bißchen oft durch seine Träume. Nächstens wird er sie malen; dann wird sich herausstellen, was weiter geschieht.

Er nahm den großen Hut und den Spazierstock. Ging ins Freie. Langsam stieg er die kleine Höhe hinan hinter dem Haus. Oben hatte er eine Holzbank anbringen lassen, ohne Lehne. Er setzte sich, sehr aufrecht saß er, wie es sich für einen Mann aus Aragón ziemte.

Vor ihm lag weit und flach das Land, silbrig im späten Morgen, hinter der dünnglänzenden Heide stiegen die Guadarrama-Berge auf mit ihren schneebedeckten Gipfeln. Häufig sonst hatte ihm die Sicht das Herz erfreut; heute nahm er sie nicht wahr.

Mechanisch, mit dem Stock, zeichnete er in den Sand, Kringel, aus denen wirres Zeug wurde, Figuren und Gesichter. Leise verwundert sah er: da hatte er wieder einmal was gemacht wie das Gesicht seines Freundes Martín Großnas.

Es kamen jetzt viele Tote zu ihm. Er hatte der toten Freunde mehr als der lebendigen. »Die Toten machen den Lebendigen die Augen auf.« Da sollten ihm die Augen weit aufgegangen sein.

Er hatte einige Erkenntnis. Zum Beispiel wußte er, daß das Leben, sooft er's noch verwünschen wird, der Mühe wert war. Trotz allem. Und der Mühe wert sein wird.

»Ya es hora« wird er freilich so bald nicht rufen können. Aber auch wenn die Stunde niemals schlagen wird, er wird auf sie warten und an sie glauben, bis zu seinem letzten Seufzer.

Blicklos starrte er vor sich hin auf die Heide und auf die Berge dahinter. Er hatte einen hohen Kamm erreicht. Aber auf dieser Höhe sah er beklommen, wie hoch die nächste Höhe war und wie ungeheuer hoch die letzte. Plus ultra, das war leicht gesagt. Der arge Weg wurde immer steiler, steiniger, und die dünne, kalte Luft benahm einem den Atem.

Von neuem zeichnete er in den Sand, spielerisch. Ein Gebilde dieses Mal, das ihm oft kam, die Umrisse eines Riesen, der dahockte, ausruhend, dümmlich träumend, zu Häupten einen magern, lächerlichen Mond.

Mit jäher Bewegung hörte er auf zu zeichnen, seine Miene spannte sich, härtete sich. Er hatte ein Neues gesichtet. Dieses Neue auf die Leinwand zu zwingen oder aufs Papier, wird verdammte Mühe kosten. Es wird eine sehr wilde, bitterkalte Höhe sein, die er da wird hinaufmüssen. Und niegesehene Farbtöne wird er finden müssen, um das Niegesehene sichtbar zu machen. Etwas wie ein schwärzliches Weiß und Braun, wie ein schmutziges Graugrün, etwas Fahles, dumpf Erregendes. Und: »Ist das noch Malerei?« werden sie fragen. Es wird Malerei sein, *seine* Malerei; wenn einer die Caprichos *malte*, dann war das die einzig mögliche Malerei. Und vor den gemalten Caprichos werden die radierten ein harmloser Kinderspaß sein.

»Was Sie für wüste Träume haben, Don Francisco!« Der würdige Herr lächelte breit und böse unter dem würdigen Bolívar. Stand auf. Ging zurück ins Haus.

Ging in sein Schlafzimmer. Legte den grauen Gehrock ab, machte sich's bequem. Zog den Arbeitskittel an, den er lange Zeit nicht mehr getragen hatte; wieder lächelte er: Josefa hätte ihre Freude an ihm gehabt.

Im Arbeitskittel ging er hinunter ins Speisezimmer. Setzte sich zwischen die kahlen Mauern.

Für das Neue, das er da gesichtet hatte, taugte keine Leinwand. Es war nichts zum In-den-Rahmen-Spannen und zum Herumtragen. Es war ein Teil seiner Welt und sollte es bleiben. Es gehörte auf keine Leinwand, es gehörte festgebannt an seine Mauer.

Er starrte auf die kahle Wandfläche, schloß die Augen, öffnete sie, starrte von neuem, scharf und doch blicklos. Neue Kraft lief ihm durchs Blut, unheimlich und beglückend.

Sein neuer Riese, der war das Rechte für seine Wand. Der war was anderes als der Riese, den er bisher so oft gesehen und belächelt und in den Sand gekritzelt hatte. Auch dieser neue wird ein sturer Riese sein, aber ein gieriger und gefährlicher, derjenige vielleicht, welcher die Gefährten des Odysseus frißt, oder auch jener, der Saturn oder wie er heißt, der Dämon der Zeit, der seine eigenen Kinder verschlingt.

Ja, solch ein menschenfresserischer Riese gehörte hierher, an die Wand seines Speisezimmers. Früher war ihm zuweilen das Mittagsgespenst begegnet, »El Yantar«, und er hatte sich davor gefürchtet und war ihm ausgewichen, wiewohl es ein sanftgrinsender, gemütlicher Dämon war; jetzt war er so weit, daß er nicht einmal mehr »El Jayán« fürchtete, den dummen und gefährlichen Mordskerl. Im Gegenteil, er wollte sich an ihn gewöhnen, wollte ihn immer vor Augen haben, den »Ogro«, den »Coloso«, den »Gigante«, den fressenden, schlingenden, kauenden, malmenden Riesen, der zuletzt ihn selber fressen wird. Was da lebt, frißt und wird gefressen. Das ist recht so, und das wollte er vor Augen haben, solang es ihm selber noch vergönnt war zu fressen.

Und auch die paar Freunde sollten es vor Augen haben, die er an seinem Tisch zuließ. Wer seinen Riesen anschaute, der sollte doppelt bissig und fröhlich spüren, daß er noch am Leben war. Alle wird er sie fressen, der Ogro, alle, den Miguel und die Lucía und den Agustín und die Doña Felipa, die schöne Buchhändlerin. Aber vorläufig frißt man

selber und lebt. Kraft läuft einem durch den Leib. Man spürt, man ist dem sturen Riesen an der Wand tausendmal überlegen. Man durchschaut ihn in seiner Allmacht und in seiner Ohnmacht, in seiner gefährlichen Bosheit und in seiner erbärmlichen Lächerlichkeit. Und man kann seine Sturheit und Gefräßigkeit und Tücke hänseln und hudeln und verhöhnen, dieweilen man noch selber bei Tische sitzt und frißt. Und über den eigenen Tod hinaus kann man den dummen Ogro auslachen durch das Bild an der Wand.

Er ist noch ein schattenhaftes
Bild vorläufig, sein Coloso,
Sein Gigante, grünlichbraun und
Schwärzlichfahl und dennoch schillernd,
Mit dem winz'gen Menschlein in dem
Grauenhaften Maul. Allein der
Schatten wird Leib sein, wird leben.
Aus dem Dunkel wird Francisco
Goya seinen Riesen an den
Tag ziehn, der kein Tag sein durfte,
In das fahle Licht. Er *mußte*
An die Wand, sein Riese!
Auf stand
Goya. Sagte sich: Ins Grab die
Toten, die Lebendigen zu
Tische! Und er saß zu Tisch. Er
Hatte alle Zähne noch im
Munde, und sein Appetit war
Ausgezeichnet.
Agustín kam.
Sah den Freund im Arbeitskittel,

War verwundert. Goya, schmunzelnd,
Wild vergnügt, erklärte: »Ja, jetzt
Mal ich wieder. Etwas Neues
Male ich. Ich kann die kahlen
Wände nicht mehr sehn. Ich mal mir
Etwas an die Wand. Was Würz'ges,
Das den Appetit schärft. Morgen
Fang ich an zu malen.«

Zu diesem Band

Fasziniert von den Radierungen Goyas im Pariser Louvre, reisten Lion und Marta Feuchtwanger nach Madrid, »um in den Prado zu gehen, in dem sich die meisten Goya-Gemälde und auch seine Radierungen befinden. Dort faßte Lion den Entschluß, seinen Goya-Roman zu schreiben.« (Marta Feuchtwanger, »Nur eine Frau«, Berlin 1984.) Das war 1926.

Zwei Jahre später, bei der Niederschrift seines Romans »Erfolg«, läßt Feuchtwanger den Subdirektor der Münchner Gemäldesammlungen, Martin Krüger, im Gefängnis jenes Prado-Erlebnis nachvollziehen. Krüger erinnert sich der Säle und Kabinette, »der schadhaften Parkettfliese, die unter ihm geknarrt hatte, als er das Bild beschaute der königlichen Familie mit den toten, spukhaften Stecknadelknopfaugen. Er versuchte, mechanisch nachzuziehen die sonderbaren Inschriften, die der Spanier unter seine Zeichnungen gesetzt hatte.«

Schon einmal, in einem Frühwerk Feuchtwangers, war ein Maler Mittelpunktfigur. Das Drama »Julia Farnese« von 1919, »darstellend einen Maler der Renaissance, der keine Bedenken trägt, einen jungen Schüler in Wirklichkeit zu kreuzigen, um ein naturalistisches Modell zu einem Kruzifixus zu haben, und eine überaus dämonische Dame aus der Gesellschaft der Borgia« (»Selbstdarstellung«, 1933), erinnert noch stark an die l'art-pour-l'art-Phase seines ersten Romans »Der tönerne Gott«. Maler, Gemälde und Skulpturen spielen in Feuchtwangers Werk eine nicht unerhebliche Rolle. Der Wunsch, ein bestimmtes Bild zu besitzen und an einem attraktiven Platz im Hause auffällig zu plazieren, wird oft zur Schlüsselszene, die schlaglichtartig einen Charakterzug der Akteure erhellt (»Die Geschwister Oppermann«, »Die Brüder Lautensack«, »Die Füchse im Weinberg«).

Gleiches gilt für die Art der Darstellung im Porträt: Franklins Wesenheit, von Feuchtwanger nuanciert beschrieben, wird noch einmal punktuell sichtbar durch die

Zeichnungen, die in Umlauf gebracht werden, durch das Gemälde des Malers Duplessis, durch das man erst erkennt, »was für ein Mann er ist«. Die Münchner Kunstszene ist in dem Roman »Erfolg« mehrfach präsent: Die Maler Franz Landholzer und Andreas Greiderer und die Malerin Elisabeth Haider erregen durch die – sehr unterschiedliche – Art der Darstellung menschlichen Leidens, hervorgerufen durch zeitlose oder konkret zeitbedingte Determiniertheit, Anstoß sowohl bei den Kleinbürgern wie bei den Großkopfigen. Die Hauptfigur des Romans bzw. die, an deren Schicksal die »drei Jahre Geschichte einer Provinz« sinnfällig gemacht werden, Dr. Martin Krüger, ist Kunstwissenschaftler und verfaßt während seiner Gefängnishaft eine Studie über den spanischen Maler Francisco de Goya. – Nicht zu übersehen: Feuchtwanger hat sich zu dieser Zeit bereits intensiv mit Goya beschäftigt. Es deutet sich im Detail manches von dem an, was später in seinem Goya-Buch sein wird. Nicht nur so Naheliegendes wie das Aufrührerische der Caprichos. Martin Krüger schildert Goya als lebensgierigen, heftigen Mann, der »gut kannte die Schrecken der Kirche, des Krieges und der Justiz«. Und Goya wird Krüger zum Trumpf, den er gegen seinen marxistischen Freund Kaspar Pröckl und seine Vorwürfe ausspielt, Krüger sei nichts weiter als ein Kunstgenüßling, der nicht zu den wirklichen Problemen vordringe. (Ein Tadel, der Feuchtwanger später selber mehrfach zuteil wurde und den er auch für seinen Goya-Roman erwartete.) Goya sei gewiß ein Revolutionär gewesen, hält Krüger Kaspar Pröckl vor, »aber gerade weil er, mehr als die anderen, Mitleid und Genuß gespürt habe. Nichts sei an ihm gewesen von dem Puritanismus der heutigen Kommunisten und von ihrer armseligen verlogenen Talmiwissenschaft.«

Zweiundzwanzig Jahre, zehn Romane, vier Theaterstücke und mehrere Erzählungen liegen zwischen der Idee und ihrer Realisierung. Einmal während dieser langen Zeit beschäftigte sich Feuchtwanger ernsthaft mit dem Goya-Projekt. Nach Abschluß seines Romans »Die Brüder Lautensack« schreibt er am 6. Januar 1943 an Arnold Zweig, er könne jetzt in Ruhe an den Goya-Roman gehen, der ihn mindestens eineinhalb Jahre in Anspruch nehmen werde. Daß er mit den »Vorarbeiten zu einem großen Roman über

Goya« beschäftigt sei, teilt er auch Kantorowicz am 21. Januar 1943 mit. Es bleibt zunächst bei den Recherchen. In dieser Zeit arbeitet er zusammen mit Brecht an dem Stück »Die Gesichte der Simone Machard«, schreibt anschließend seinen Roman »Simone«, und danach, als es ihm endlich gelungen ist, Zugang zu dem Amerikaner Benjamin Franklin zu finden, greift er sein jahrzehntealtes Projekt »Waffen für Amerika« (»Die Füchse im Weinberg«) auf und vollendet den Roman 1946. Erst 1948 ist in Briefen an Zweig, an Brecht und andere wieder die Rede davon, daß er mitten in der Arbeit am »Goya« stecke. Aber schon im Juli ist ihm anderes wichtiger. »Ich … schreibe an einem zweiten Stück«, heißt es in dem Brief vom 10. Juli an Arnold Zweig (gemeint ist »Die Witwe Capet«). »Das ist leichtsinnig, aber es macht Spaß.« Und im August nehmen ihn Vorarbeiten für die Uraufführung seines Schauspiels »Wahn oder Der Teufel in Boston« in Anspruch. Ende des Jahres dann »geht die Arbeit gut voran«; er rechnet fest damit, daß das Buch in einem Jahr erscheinen wird und er dann ernstlich daran denken kann, nach Europa zu gehen. Von da an arbeitet er konzentriert und offenbar mit großem Enthusiasmus an dem Roman: »Im übrigen waren an diesem Geburtstag« – es war sein 65. – »die besten Stunden die paar, die ich am ›Goya‹ arbeiten konnte«, berichtet er am 26. Juli 1949 Arnold Zweig.

Die politischen und wirtschaftlichen Ereignisse in Amerika lassen Feuchtwanger nicht ungeschoren. »Meine Situation hier ist reichlich unsicher, wirtschaftlich und, wie soll ich sagen, staatsbürgerlich«, teilt er am 28. September 1949 Arnold Zweig mit. »Die Verleger werden immer zurückhaltender, die Buchklubs verlieren Mitglieder, und der Film stagniert völlig.« Und an Brecht schreibt er: »Ringsum, vor allem in Literatur- und Filmkreisen, herrscht Heulen und Zähneklappern.« Das hat zu tun mit der »mehr als undurchsichtigen« ökonomischen Situation in den USA, es hat aber auch zu tun mit den Repressalien der McCarthy-Zeit, die Feuchtwanger vor allem wegen seiner Freundschaft mit linken Autoren und seiner früheren Veröffentlichungen über die Sowjetunion zu spüren bekommt. Es sind die Praktiken der Inquisition, die er im »Goya« ausführlich und bedrückend beschreibt.

In der Mitte des Jahres 1950 ist der Roman abgeschlossen. Feuchtwangers amerikanischer Verleger Benjamin Huebsch teilt ihm am 5. Juni mit, daß die Schlußseiten des »Goya« dazu beigetragen hätten, sein Wochenende »erfreulich und gänzlich befriedigend« zu gestalten. »Die Szene, in der die Königin die Caprichos in Augenschein nimmt, stellt einen wirkungsvollen Höhepunkt dar. All die großen Fragen, die in dem Buch behandelt werden, sind angemessen gelöst – die Liebesbeziehungen, der Friedensvertrag, das angedrohte Vorgehen der Inquisition –, und obgleich der Schluß normal und logisch ist, läßt er doch den Weg offen für eine neue und unabhängige Weiterführung in Gestalt einer Fortsetzung, wann immer Sie bereit sein mögen, diese in Angriff zu nehmen.«

»Goya«, obwohl der Titel darauf schließen läßt, ist keine Biographie, sondern ein historischer Roman, der Feuchtwangers Intentionen von diesem Genre, mehrfach in Aufsätzen von ihm dargestellt, entspricht: historisches Gewand als Distanzierungsmittel, um das eigene Lebensgefühl, die eigene Zeit, das Weltbild möglichst treu wiedergeben zu können. Er hält sich deshalb auch nicht streng an biographische und historische Daten, er drängt zusammen, verschiebt die Abfolge der biographischen und zeitgeschichtlichen Ereignisse so, daß sie seinem Zweck entsprechen. Und dieser war »darzutun, wieviel zusammenkommen muß, wieviel persönliches und politisches Erleben, ehe ein Kunstwerk entstehen kann«. Was ihn an der Person und an dem Stoff reizte, war »das seltsame Phänomen, daß Goya an die fünfzig Jahre brauchte, ehe er aus einem guten Durchschnittsmaler ein Künstler wurde« (Brief an Arnold Zweig vom 29. Dezember 1953). Der Hauptton des Romantitels, heißt es in einem kurzen Beitrag für die Revue Littéraire, Sofia, liege auf »Der arge Weg der Erkenntnis«. Goya habe »seine Augen schließen wollen vor der brutalen Willkür des absoluten Königtums und vor dem wüsten, machtgierigen fanatischen Walten der Inquisition, die sich auf Gott berief. Der Glaube an das Gottesgnadentum des Königs und an die Heiligkeit der Kirche stak tief in ihm, und es bedurfte gewaltiger Stöße, seine reiche und tiefe Intelligenz zu erwecken und sie zum Widerstand gegen diese Mächte zu stacheln.«

Die seltsamen Mißverständnisse, die sein Roman »Waffen für Amerika« (»Die Füchse im Weinberg«) in den sozialistischen Ländern hervorgerufen hatte, weil man darin ein Plädoyer für die Vormachtstellung der USA in der Welt zu erkennen glaubte, hatten ihn schon während der Niederschrift des »Goya« erneut Fehlinterpretationen vermuten lassen, »insbesondere da der erste Teil das Leben Goyas nur bis zu den ›Caprichos‹ umfaßt und erst der zweite Teil den Aufstand gegen Napoleon und Goyas Exil bringen wird«. Sie blieben aus. Dagegen erfüllte sich seine zweite Befürchtung, daß sich Gläubige durch seine Darstellung der katholischen Kirche vor den Kopf gestoßen fühlen könnten. In der Tat gab es nach dem Erscheinen des Romans kritische Stimmen, die ihn des Antikatholizismus bezichtigten.

Von einem anderen Einwand in der amerikanischen Literaturkritik berichtet er amüsiert am 29. Mai 1951 Arnold Zweig. Er hatte zu tun mit den Trochäen, die jedes Kapitel beenden. Henry Wadsworth Longfellows Epos »Hiawatha«, in vierfüßigen Trochäen geschrieben, war Schullektüre in den USA, und alle mußten es auswendig lernen, »wie seinerzeit wir ›Die Glocke‹, und meine vierfüßigen Trochäen riefen die peinlichsten Erinnerungen an Schulzeiten wach, was kein Kritiker anzumerken vergaß. Trotzdem. ›Goya‹ hat schließlich gesiegt, und sogar die Parallele der Inquisition wurde vielfach verstanden.« Auch Arnold Zweig hatte ihm am 9. Februar geschrieben, daß die Trochäen bei einigen Leuten Befremden hervorgerufen hätten, wobei er später betonte, daß er selber sie ausgezeichnet finde, daß sie aber dem sogenannten sozialistischen Realismus widersprächen, der die Kunst für ein Panoptikum halte und der »am liebsten alle Gesetze der Form und Prinzipien der Kunst als Formalismus denunzieren und abschaffen« wolle (Brief vom 26. Februar 1951). Das veranlaßte Feuchtwanger, den Sinn dieser Trochäen zu erklären. »Ich bin gegen Ende der einzelnen Kapitel, manchmal mitten im Satz, in einen trochäischen Rhythmus übergegangen, das heißt, ich erhöhe einfach gegen Ende des Kapitels die Stimme ein wenig, und die Trochäen verdichten, glaube ich, das Atmosphärische. Wenn es die Situation erlaubt, dann behandle ich dieses Versmaß ironisch, um den Verfall einer großen Kultur und einer großen

Kulturform einzufangen.« (17. Februar 1951) Verstanden hatte das sofort Thomas Mann: »Die Trochäen an den Kapitelschlüssen, oft etwas wunderlich von Ansehen, deuten durch das Karikaturistische darin auf mir unbekannte spanische Vorbilder. Sie sind eine Kaprice, auf die ich mich – vielleicht im Gegensatz zu manchem anderen Leser – recht gut verstehe. Man glaubt – besonders die Deutschen glauben –, die Prosa sei etwas *unter* dem Verse; sie kann aber etwas *darüber* sein, den Vers in sich schließen und ihn spielend aus sich herausstellen. Das mag dann etwas gauklerisch und übermütig wirken, und souveräner Laune entspringt es auch. Der Roman auf seiner Höhe kann alles.« Im gleichen Brief, geschrieben am 6. August 1951, spendet er dem gesamten Buch ein großes Lob: »… es ist ›ganz Spanien darin‹, Spanien ganz, wie ich es auf einer Reise einmal schnell und ungefähr erlebt habe – ungeheuer viel genauer und historisch fundierter natürlich, gründlich studiert, ein düster glänzendes Riesengemälde … Die Fülle der lebendigen Figuren auf dem zugleich minutiös und breit gemalten Hintergrund, darunter eine so zum Lachen menschlich überzeugende, in ihrer Mischung originelle wie die des Premierministers Don Manuel … es ist alles ganz vorzüglich, packend, belehrend, reich und stark, und man kann Sie nur beglückwünschen zu dem Werk …«

Die amerikanische Übersetzung des Romans erschien im April 1951 bei Viking Press, im gleichen Jahr kam die deutsche Ausgabe im Neuen Verlag Frankfurt am Main heraus, »schlecht korrigiert«, bemerkt Feuchtwanger in einem Brief an Zweig. Die zweite, durchkorrigiert und im Format etwas verändert, sei im Druck. In wenigen Jahren wurde der Roman in 24 Sprachen übersetzt.

Unsere Ausgabe folgt dem Erstdruck unter Berücksichtigung der späteren Druckfehlerkorrektur. Orthographie und Interpunktion wurden unter Beibehaltung charakteristischer Besonderheiten modernisiert. Hervorhebungen sind kursiv gesetzt. In der Erstausgabe fehlt am Schluß der Satz, den alle folgenden Auflagen enthalten: »Hier endet der erste der beiden Romane über den Maler Francisco Goya.«

In den zitierten Briefen von und an Feuchtwanger ist nicht nur von dem Vorsatz, einen zweiten Teil zu schreiben, die Rede, auch zwei inhaltliche Schwerpunkte werden

genannt: der Aufstand gegen Napoleon und Goyas Exil in Frankreich. Ende Dezember 1953 ist sich Feuchtwanger nicht mehr sicher, ob der zweite Band zustande kommen wird. Dagegen heißt es zwei Jahre später, im Brief vom 26. April 1956 an Zweig, die Fortsetzung des »Goya« beschäftige ihn noch immer. Geschrieben wurde der Roman nicht.

Gisela Lüttig

Informationen zum Buch

Ein farbenprächtiger Künstlerroman
Der spanischen Inquisition sind die "Caprichos" des Malers Francisco de Goya überbracht worden, ketzerische Zeichnungen, Visionen des Schreckens, Bilder der Anklage. Es scheint nur eine Frage der Zeit, bis das Heilige Tribunal den Ketzer und sein Werk vernichten wird. Aber die kühne, eigenwillige Kunst Goyas triumphiert über klerikale Willkür.

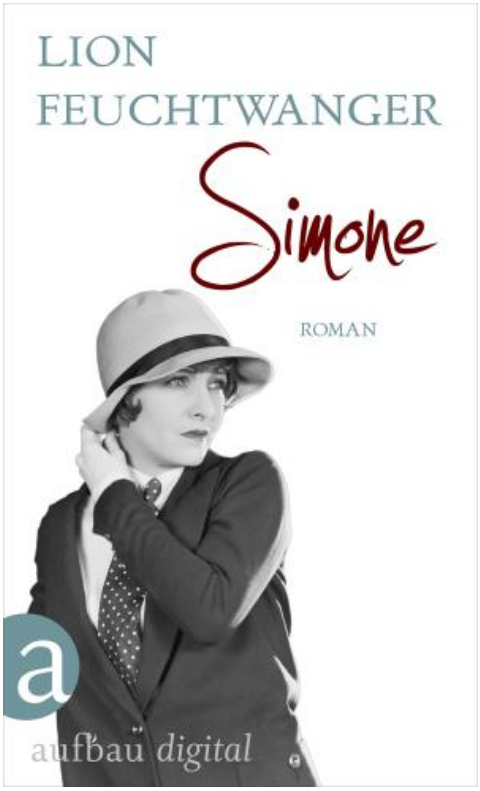
Informationen zum Autor

Lion Feuchtwanger, 1884-1958, war Romancier und Weltbürger. Seine Romane erreichten Millionenauflagen und sind in über 20 Sprachen erschienen. Als Lion Feuchtwanger mit 74 Jahren starb, galt er als einer der bedeutendsten Schriftsteller deutscher Sprache. Die Lebensstationen von München über Berlin, seine ausgedehnten Reisen bis nach Afrika, das Exil im französischen Sanary-sur Mer und im kalifornischen Pacific Palisades haben den Schriftsteller, dessen unermüdliche Schaffenskraft selbst von seinem Nachbarn in Kalifornien, Thomas Mann, bestaunt wurde, zu einem ungewöhnlich breiten Wissen und kulturhistorischen Verständnis geführt. 15 Romane sowie Theaterstücke, Kurzgeschichten, Berichte, Skizzen, Kritiken und Rezensionen hatten den Freund und Mitarbeiter Bertold Brechts zum "Meister des historischen und des Zeitromans" (Wilhelm von Sternburg) reifen lassen. Mit seiner "Wartesaal-Trilogie" erwies sich der aufklärerische Humanist als hellsichtiger Chronist Nazi-Deutschlands.

Wer dieses E-Book gerne gelesen hat, liest auch ...

Feuchtwanger, Lion

Simone



In diesem im Jahre 1940 in Frankreich spielenden Werk versuchte Lion Feuchtwanger, eine Brücke zwischen Jeanne d' Arc, der "Jungfrau von Orleans" und Retterin Frankreichs, und einer Fünfzehnjährigen in dem von Deutschen besetzten Land zu schlagen.

Madame, schwarz und massig, betrachtet Simone eine kleine Zeit durch ihr Lorgnon. Ihr Gesicht verriet, was ihr Mund gleich sprechen würde: "Hochmütig, aufsässig, vorwitzig." Simone hatte sich eingemischt in die Geschäfte ihrer Verwandten. Es war passiert, nachdem sie Schriften über das Leben Jeanne d'Arcs gelesen hatte. Das tat sie oft, abends, vor dem Einschlafen. Diesmal aber war merkwürdiges geschehen.Im Traum hatte

ihr toter Vater ihr einen Auftrag erteilt. Sie sollte dem Herrscher Frankreichs zeigen, wer die wirklichen Feinde des Landes sind: die Zweihundert Familien, die bereit waren, mit den Deutschen zu kollaborieren.

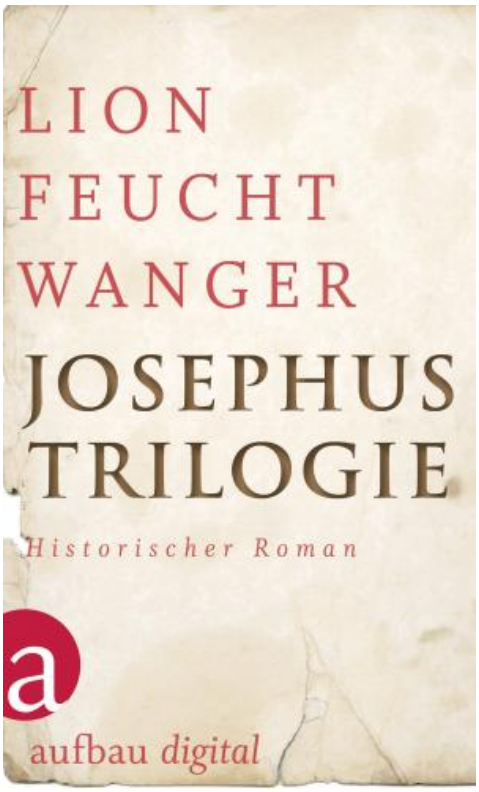
Noch zweimal wird Simone in die Geschicke ihres Heimatlandes eingreifen. Jedesmal trägt sie dabei ihre dunkelgrünen Hosen; ein Indiz ihrer Aufsässigkeit, jedenfalls in den Augen Madames, der Stiefgroßmutter. Auch Jeanne d'Arc hatte man vorgeworfen,, sie verstoße durch ihre Männerkleider gegen die Gebote der Schrift. Als Onkel Prosper zögert, die Anweisung des Präfekten auszuführen und seinen Fuhrpark zu zerstören, damit er deutschen Truppen nicht in die Hände falle, handelt Simone. Sie zündet das Benzinlager an. Ein privater Racheakt, behaupten Madame und Onkel Prosper wider besseres Wissen, um die Gunst der Einflußreichen nicht zu verlieren und die Firma zu erhalten. - Eine patriotische Tat, wissen die Einwohner von Saint-Martin. Ihre Sympathie wird Simone helfen, die ihr "administrativ" auferlegte Strafe mit Würde zu tragen.

Registrieren Sie sich jetzt unter:

http://www.aufbau-verlag.de/newsletter

Feuchtwanger, Lion

Josephus-Trilogie



"Feuchtwanger macht süchtig." Süddeutscher Rundfunk

Diese spannungsvolle Trilogie gehört in die erste Reihe der Weltliteratur.

Mit den Freiheiten eines historischen Romans erzählt Feuchtwanger das Leben des jüdischen Geschichtsschreibers Flavius Josephus (37 - 100 u.Z.), der vom brennenden Ehrgeiz erfüllt ist, beides zu sein: Jude und Römer, Israelit und Weltbürger. Doch die Gegensätze drohen ihn zu zerreißen und zerstören seine Familie. Er verläßt das einst so umworbene Rom und kehrt zurück an seinen Ursprung.

Registrieren Sie sich jetzt unter:

http://www.aufbau-verlag.de/newsletter

Feuchtwanger, Lion

Ein möglichst intensives Leben

Zum ersten Mal vollständig erschlossen: Lion Feuchtwangers bislang unveröffentlichte Tagebücher.

Feuchtwangers intime Tagebücher wurden in den neunziger Jahre in der Wohnung seiner Sekretärin entdeckt, wo er sie in der McCarthy-Ära ihrer Brisanz wegen wohl selbst versteckt hatte. Sie dürfen nun erstmals publiziert werden, nach mühevollem Entziffern sämtlicher der in

Kurzschrift verschlüsselten Passagen. Wir entdecken einen vorbehaltlos offenen Chronisten des eigenen bewegten Lebens sowie zentraler Kapitel deutscher Geschichte. Als Erfolgsautor von den Nationalsozialisten aus der Heimat vertrieben, verkehrte er auch im Exil in Kreisen der Kunst wie Politik und knüpfte bald an seine alten Erfolge an. In Kalifornien vollendete er ein intensives Leben als bewunderter, aber auch angefeindeter Autor und stets von interessanten Frauen Begehrter – seinen Idealen blieb er zeitlebens treu.

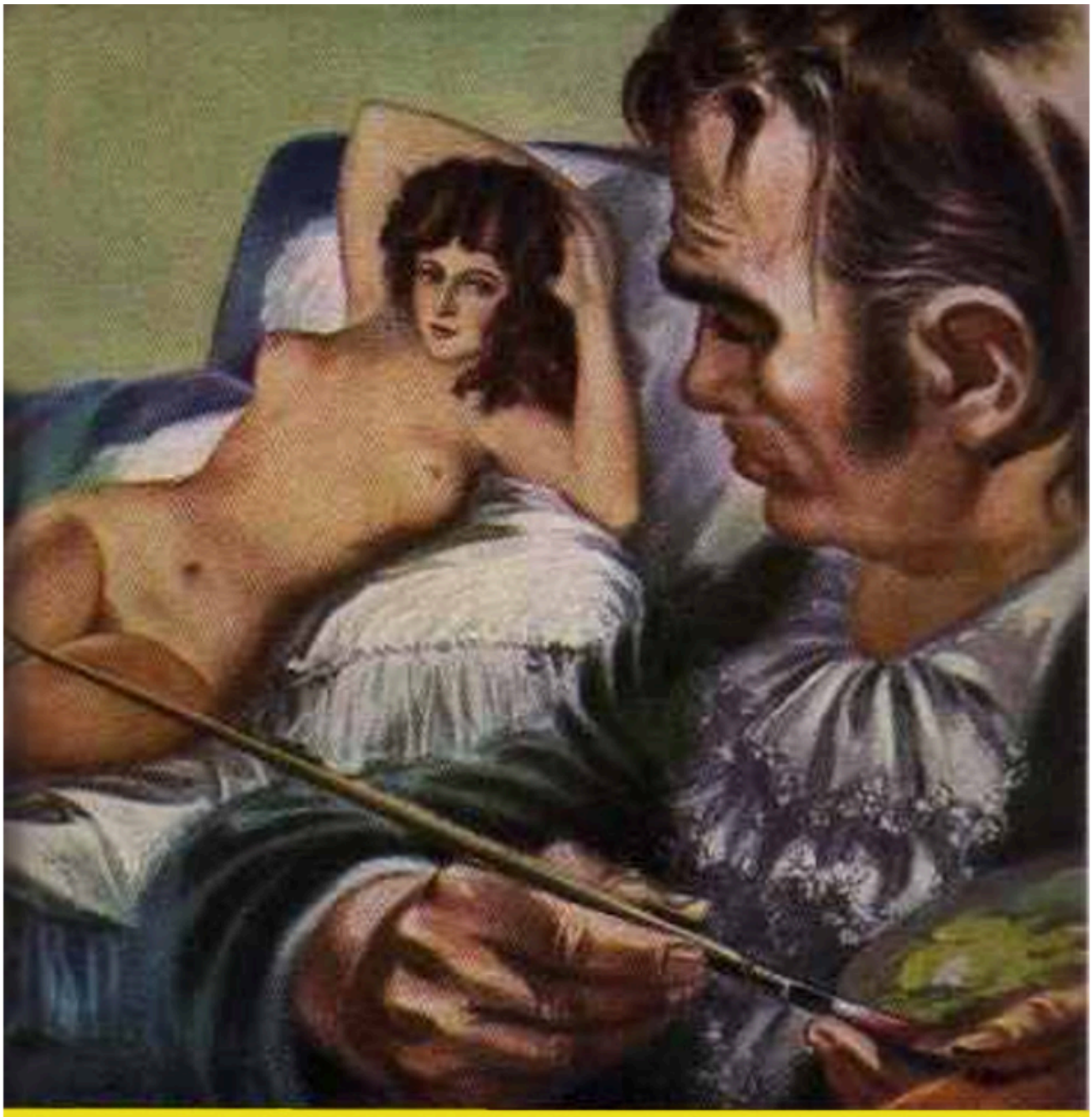
Einer der meistgelesenen und bedeutendsten deutschsprachigen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts – Lion Feuchtwangers intime Notate offenbaren das ungewöhnliche Leben einer Persönlichkeit, die literarisches Gewicht und politische Kompromisslosigkeit in einzigartiger Weise vereint.

„Mein Ziel also sehe ich darin, ein möglichst intensives Leben zu führen … Der negative Pol dieser Intensität ist der Tod, der positive die Liebe.“
Lion Feuchtwanger, 1906

Registrieren Sie sich jetzt unter:

http://www.aufbau-verlag.de/newsletter

Datenschutzhinweis



LION FEUCHTWANGER

GOYA

Los caprichos del pintor Francisco de Goya fueron entregados a la Inquisición española: dibujos heréticos, insolentes, subversivos, impresiones del horror, imágenes visionarias. La duquesa Cayetana de Alba, la mujer a quien Goya estaba estrechamente unido, los juzgaba brutales, bárbaros y de mal gusto. El amigo del pintor, el poeta Quintana, los elogia: «Goya da forma visible al miedo profundo y encubierto que paraliza al país». Podrá creerse solo una cuestión de tiempo que el santo tribunal consiga aniquilar al hereje y destruir su obra… Pero el nuevo arte del pintor, audaz y obstinado, acaba triunfando sobre el fantasma de la arbitrariedad inquisitorial.

Con una gran precisión en la descripción de los detalles y en los conocimientos históricos, Feuchtwanger narra la vida de Goya en la Corte española y en los palacios de la nobleza. En verdad, don Francisco había recorrido un largo camino desde el pueblo aragonés de Fuendetodos hasta llegar a ser el pintor de cámara del Rey. El autor ofrece un retrato pleno de color de una época en que, reinando los Borbones, y bajo la amenazadora sombra de la Revolución Francesa, empieza a desmoronarse la antigua España, a la que se aferran con fuerza tanto la arrogante nobleza como el poderoso clero.

Éste es el mundo en que vivió Goya, amoldándose y manteniéndose independiente al mismo tiempo. También es la época en que el artista dibujante, grabador y pintor, conocedor de la naturaleza humana, se erige en el acerbo crítico que se adelantó en un siglo a su tiempo y que, odiado y perseguido por la Inquisición, se retirará finalmente a la soledad del exilio francés, sordo y completamente decepcionado.

epublibre

Lion Feuchtwanger

Goya

ePub r1.2
Titivillus 21.01.2020

Título original: *Goya*
Lion Feuchtwanger, 1951
Traducción: Arístides Gregori

Editor digital: Titivillus
Corrección de erratas: kochab208
ePub base r2.1

Índice de contenido

Cubierta

Goya

Primera parte
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19

Segunda parte
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28

29
30
31
32
33
34
35
36
37
38

Tercera parte
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37

Notas

Primera parte

1

HACIA FINES del siglo XVIII, la Edad Media estaba casi extinguida en la Europa occidental. Seguía subsistiendo también en la península ibérica, encerrada en tres de sus lados por el mar y en el cuarto por las montañas.

Siglos antes, para echar a los árabes del país, la realeza y la Iglesia concertaron una alianza indisoluble. La victoria era posible solamente si los reyes y los eclesiásticos podían unir con severa disciplina los pueblos de España. Lo lograron, fundiéndolos en una fe profunda para con el trono y el altar. Y esta unitaria reciedumbre siguió perdurando.

Al final del siglo XVIII, la tradición clásica se había amanerado en forma ridícula. Ya dos siglos antes, el más grande de los escritores españoles había destilado la esencia de esta voluntad sombríamente grotesca de inerte obstinación y creado una imagen, por siempre valedera, del hidalgo que no abandona los viejos hábitos caballerescos, sin sentido ya, y su héroe, tan digno de simpatía, patético y risible, era famoso en todo el mundo.

Los españoles se mofaron de don Quijote, pero no cejaron en su fidelidad a la tradición. Y en la península, el espíritu de la caballería medieval se conservó por mucho más tiempo que en el resto del Occidente europeo. El valor guerrero, la virtud heroica hasta la locura, la adoración a la mujer; fruto de la veneración a la Virgen María, siguieron siendo los ideales de España. Las prácticas caballerescas, desprovistas ya de sentido, sobrevivieron.

Vinculado con este belicismo, existía cierto desprecio por la nueva cultura. Y también un enorme orgullo, famoso en el mundo; orgullo de la nación en todos, de su clase en cada individuo. Hasta el cristianismo perdió en España su humildad y su alegría, y tomó una apariencia sombría, señorial.

Las ciudades, la vestimenta, los ademanes de sus habitantes, hasta sus rostros, daban al extranjero una extraña impresión de rigidez, residuo del pasado.

Mas al otro lado de las montañas norteñas, separado apenas de España por la cordillera, se extendía un país luminoso y sensato: Francia. Y por encima de las cumbres, a pesar de las barreras, penetraban el buen sentido y la actividad. Debajo de la superficie anquilosada, fueron transformándose también los hombres.

Dominaban entonces en España reyes extranjeros, monarcas de origen francés, Borbones. Los españoles hubieran podido obligarlos a adaptarse, como antes españolizaron a los Habsburgos. Pero la nobleza ibérica conoció las costumbres de afuera gracias a esos Borbones y sus cortesanos, y muchos nobles aprendieron a amarlas.

Entre tanto, mientras la aristocracia se transformaba, el resto se aferraba a lo antiguo. Ávidamente, el pueblo asumió derechos y deberes de los que renegaban los Grandes. El deporte más noble eran las corridas de toros, privilegio de la aristocracia. Ejercicio y espectáculo estaban antes reservados a la nobleza; cuando los Grandes no se ocuparon más de ellas, el pueblo siguió con más pasión la castiza costumbre. Y cuando los Grandes relajaron sus modales, la etiqueta del pueblo se tornó más severa. Los zapateros trataron de ser considerados pequeños nobles, hidalgos, y los sastres se saludaron con títulos ceremoniosos. Don Quijote había abdicado; estaba convertido en un elegante señor de Versalles. Entonces el pueblo tomó su escudo y su magro Rocinante. Sancho se trasmutó en don Quijote, heroico y grotesco.

Allende los Pirineos, el pueblo francés decapitaba a su rey y expulsaba a sus príncipes. En España, el pueblo endiosaba a sus monarcas, aunque fuesen de origen francés y poco monarcas. El rey era rey para el pueblo; el Grande, Grande; y mientras estos últimos, cada vez más esclavos de los hábitos galos, no hubiesen vacilado en pactar con una Francia republicana, el pueblo español seguía combatiendo ardorosamente a los ateos franceses y moría por su rey, sus Grandes y sus sacerdotes.

Hubo españoles, por cierto, que sintieron íntimamente esta contradicción y en su alma agotaron la lucha entre viejas y nuevas costumbres, entre sentir y comprender, a menudo con tormento y pasión, victoriosos a veces, pero no siempre…

2

DOÑA CAYETANA, décimotercera duquesa de Alba, ofrecía a los amigos una velada teatral en su palacio de Madrid. Una compañía de actores parisienses que había huido a través de los Pirineos ante el Terror, representaba una pieza de Berthelin, «El martirio de María Antonieta», un drama de estilo clásico a pesar de su tema contemporáneo.

Los espectadores —pocos y casi todos de alta alcurnia— se perdían en la amplia sala, poco iluminada, para dejar más luz a lo que ocurría en el escenario. Dignos y monótonos llegaban resonantes desde las tablas los seis pies de los yambos; ese pomposo francés no resultaba siempre claro a los oídos hispanos, la sala estaba recalentada y, poco a poco, una agradable somnolencia fué invadiendo a los oyentes repantigados en cómodos sillones.

En el escenario, la real viuda impartía nobles enseñanzas a sus hijos, la princesita y el rey Luis XVII, de catorce y nueve años respectivamente. Luego se dirigía a su cuñada, la princesa Isabel, y juraba que lo soportaría todo con una entereza digna de su asesinado esposo, Luis XVI.

La duquesa de Alba no se había dejado ver aún. Eso sí, en la primera fila, estaba sentado su esposo, el marqués de Villafranca, quien, según los usos, a sus muchos títulos había agregado también el de su mujer. El elegante señor, delgado, pero de cara redonda y llena, miraba pensativo con los bellos ojos negros a la delgada actriz que declamaba versos sentimentales y patéticos; el buen señor veía en ella a la difunta María Antonieta. El duque de Alba era muy poco amigo de una labor artística inferior y había demostrado ya su escepticismo. Pero su querida duquesa le declaró que por el luto impuesto a raíz de la horrible muerte de María Antonieta, la vida en Madrid se había vuelto muy aburrida: era necesario emprender algo. Una representación como la del «Martirio» daría vida a la casona y demostraría solidaridad en el duelo por los reyes de Francia. El duque pudo entender que su esposa, célebre en todas las Cortes europeas por sus caprichos, se aburría realmente en la soledad de su palacio madrileño, y ahora soportaba aquello desconfiada y pacientemente.

Indolente y poco atenta, estaba sentada a su lado su madre, viuda del décimo marqués de Villafranca. ¡Qué chillona y plañidera resultaba esa habsburguesa en la escena! No, así no era María Antonieta; la marquesa la había conocido y hablado con ella en Versalles. Esa María Antonieta de Habsburgo y Borbón era una dama encantadora, tal vez llamativa y vivaz con exceso; pero siempre una Habsburgo, sin la serena aristocracia de una Villafranca. ¿No tenía la relación entre María Antonieta y su callado Luis cierto parecido con la de Cayetana y su don José? Miró furtivamente a su hijo; era el benjamín y la debilidad de la madre, que lo consideraba el centro del mundo. Don José amaba a su mujer, cualquiera podía verlo; pero, no cabía duda, para el mundo era el marido de la duquesa de Alba. Todos conocían y elogiaban su distinción, pero pocos sabían de su armonía interior, del aleteo maravilloso de su alma; tampoco su esposa conocía mucho al respecto…

En las tablas, arriba, el brutal presidente del tribunal revolucionario se dispuso a anunciar la sentencia. Pero antes enrostró a la reina una vez más sus infamias y leyó una lista tonta y horrorosa de crímenes monstruosos.

Perdido en su amplio sillón, seco y magro en el orgulloso uniforme de diplomático, estaba allí el señor de Havré, encargado de negocios del hombre que regía a Francia desde Verona, en lugar del pequeño rey prisionero de los republicanos. No resultaba fácil gobernar un país del que no se poseía una pulgada; menos fácil todavía ser el embajador de tal Regente. El señor de Havré era un viejo diplomático, había representado durante décadas el brillo de Versalles y se sentía incómodo en su lamentable situación. Los encargos que tenía que cumplir en Madrid en nombre del Regente, a veces exigentes, chocaban en labios de un hombre cuyo traje comenzaba a mostrar las hilachas y que sin el auxilio de la Corte hispana no podía pagar el almuerzo. Y allí estaba ahora, ocultando con el bicornio los puntos roídos de su casaca, y a su lado su hija Genoveva, de apenas dieciséis años, delgada, paliducha, bonitilla, que hubiera necesitado nuevos vestidos, por el interés de Francia y del suyo propio. ¡Ay, qué decadencia! Y había que felicitarse si mediaba una invitación de la duquesa de Alba…

En el escenario, el hombre del tribunal había comunicado a la real viuda la condena a muerte, y ella le había contestado que anhelaba reunirse con su esposo. Pero no le hacían muy fácil la muerte: aquellos perdularios sin Dios habían inventado la última infamia. María Antonieta —vociferaba en verso el tremendo señor— había rebajado a Francia ante los ojos del mundo durante largos años de libertinaje desenfrenado;

el pueblo la degradaría a su vez; sería llevada al cadalso desnuda hasta el ombligo.

Los espectadores habían leído noticias acerca de aquella tragedia, pero eso era algo nuevo. Estremecidos y curiosos, aplicaron los oídos y sacudieron de sí la somnolencia; el drama se acercaba a su final, interesando a todos. Luego se corrió el telón; hubo aplausos corteses. Los invitados se levantaron para desentumecer los miembros; se pasearon por la sala. Los lacayos encendieron más velas y los presentes se pasaron revista.

Llamaba la atención un hombre que entre los atildados huéspedes se distinguía un poco, figura casi desmañada a pesar de su pulcra y valiosa vestimenta. No era muy alto; los ojos se le hundían bajo gruesas pestañas; su labio inferior era abultado; la nariz salía recta, carnosa y plana desde la frente; la cabeza tenía algo leonino. Andaba lentamente por la sala; casi todos lo conocían y contestaban su saludo. «Es un placer verlo, don Francisco», se oía repetir.

Don Francisco de Goya estaba ufano porque la duquesa de Alba lo había invitado entre tan selectos huéspedes; se felicitaba por el respeto que le demostraban. Había sido largo y nada fácil su camino desde el pueblo rural de Fuendetodos hasta ese palacio; pero allí estaba el pequeño Francho, pintor del rey ahora, primer pintor de cámara, y cuando hacía retratos de grandes damas y nobles señores, no se podía decir quién favorecía a quién.

Se inclinó profundamente ante la anciana marquesa de Villafranca. «¿Qué le parecieron la pieza y la interpretación, don Francisco?» preguntó ella. «No puedo imaginar», contestó, «que María Antonieta hablara de ese modo. Y si así fuera, lamentaría menos su muerte». La marquesa sonrió. «Lástima, de todos modos», repuso, «que no hayan estado aquí los soberanos». Pero en su voz había un asomo de picardía; ella lo miró con sus bellos ojos desenfadados, contraída apenas la ancha boca de labios delgados. Y él también sonrió y pensó en lo que ella no decía: que precisamente los Borbones españoles se hubiesen estremecido al escuchar durante toda la velada la suerte corrida por las cabezas de sus parientes de Francia [*].

«¿Cuándo me pintará a mí por fin, don Francisco?» continuó la marquesa. «Ya sé, estoy vieja y usted tiene algo mejor que hacer». Goya refutó a la marquesa con pasión y convencimiento. La dama era bonita, a pesar de sus años; la rodeaba siempre el halo de una vida muy vivida hasta entonces. Goya veía el rostro inteligente y resignado, veía el oscuro vestido, sencillo y precioso, el delicado mantón blanco en el cual se destacaba una rosa: exactamente lo que imaginara de una gran dama en sus sueños juveniles. Sentiría placer en pintarla.

El mayordomo invitó a pasar a la sala de recepción, donde aguardaba la duquesa. Goya acompañó a la marquesa, para cruzar lentamente por la galería que unía el teatrillo con el salón. Había en las paredes obras escogidas de antiguos maestros españoles, flamencos e italianos y costaba trabajo detenerse ante un cuadro u otro, ¡tan magnífica irradiaba la vida del pasado a la vacilante luz de las velas!

«No puedo remediarlo», confesó la marquesa a Goya, «pero admiro a mi Rafael. De todo esto prefiero “La Sagrada Familia”». Goya, contrariamente a la generalidad, no admiraba al pintor de Urbino y estuvo por contestar amablemente, sin comprometer juicio.

Pero habían llegado al recodo de la galería y veían a Cayetana de Alba por la puerta del gran salón. Estaba sentada a la vieja usanza sobre un estrado bajo, alfombrado, separado del resto de la sala por una reja con amplio acceso, y no llevaba un vestido moderno, como las demás, sino uno nacional de viejo corte. La marquesa sonrió. Doña Cayetana era así; tomaba de Francia lo bueno que de Francia venía, mas no negaba que era española. Aquella velada le pertenecía; las invitaciones habían sido enviadas en su nombre y no en el de ambos esposos; nadie podía tomar a mal que hiciese seguir a la primera parte de la reunión de carácter francés una segunda esencialmente hispana. Pero producía un efecto casi chocante el que se mostrara en su casa durante una velada social casi como una maja. «Nuestra Cayetana tiene siempre nuevas ocurrencias», dijo la marquesa al pintor; «elle est chatoyante», agregó en francés.

Goya no contestó. Aturdido, callado, se había quedado en el umbral y miraba a la duquesa con ojos enormes. Sobre el vestido gris plateado llevaba encajes negros; la cálida palidez del rostro oval, sin cosméticos, lucía morena; crespo cabello negro enmarcaba voluptuosamente el rostro; bonitos y menudos en los zapatos puntiagudos, los pies sobresalían de la falda de amplio vuelo. Tenía en sus rodillas un lanudo perrillo blanco, grotesco y diminuto, y ella lo acariciaba con la mano izquierda enguantada. La derecha, desnuda, delgada, carnosa, infantil, se apoyaba a medias en el brazo del sillón y, cansadamente los dedos afilados, apenas tendidos, sostenían colgado el abanico casi cerrado.

Como Goya seguía callado, la marquesa creyó que no había comprendido su francés y tradujo: «Brilla como una gata…». Pero don Francisco estaba clavado en su sitio. Había encontrado muchas veces a la duquesa; sin atención había pintado un retrato de ella, pero no había conseguido nada bueno; trasformó por juego el rostro de la dama, de la que Madrid hablaba tanto y tan a gusto, en un esbozo galante y anodino,

para los tapices de los palacios del rey. Y ahora no la reconocía, como si nunca la hubiera visto. ¿Era ésta la duquesa de Alba?

Le temblaban las rodillas. Cada cabello de ella, cada poro de su piel, las gruesas y altas cejas, los pechos semidesnudos bajo los negros encajes, provocaban en él una pasión desmesurada.

Las palabras de la marquesa fueron para él un eco apenas; no pudo captar su sentido y contestó maquinalmente: «Sí, es cierto, doña Cayetana tiene una pasmosa independencia, netamente española». Seguía estando allí en el umbral, fija la mirada en la mujer, que en ese instante levantó la cabeza en su dirección. ¿Lo veía? ¿Miraba, sin verlo, por encima, más allá? La duquesa no dejó de conversar ni de acariciar al perrillo. Mas con la mano derecha levantó el abanico, lo abrió tanto que se vió la figura pintada en él —un *cantaor* que enviaba su copla a un alto balcón—, lo volvió a cerrar y lo abrió de nuevo.

Un alegre miedo paralizó la respiración de Goya. Había un lenguaje del abanico, por medio del cual las majas se entendían con los desconocidos en la iglesia, en fiestas y mesones, y la seña que llegaba del estrado era una viva incitación.

La anciana marquesa, tal vez, siguió hablando; quizás él contestó. Lo ignoraba. Brusca y groseramente la plantó y atravesó la sala en dirección al estrado. Se oían voces apagadas, risas, ruidos de platos y copas. En el quedo rumoreo se elevaba del estrado una voz casi dura, pero no estridente, una voz muy joven, la voz de ella. «¿No fué un poco tonta María Antonieta, después de todo?» preguntaba la de Alba, y al advertir que sus atrevidas palabras sorprendían, explicó en amable chanza: «Me refiero, es natural, a la heroína del drama de Berthelin».

Goya estaba ya en el estrado. «¿Qué le pareció el espectáculo, señor de Goya?», preguntó la dama. Él no contestó. La miraba sin preocuparse. Goya no era joven ya; tenía cuarenta y cinco años y no era hermoso. La cara redonda, de gruesa y chata nariz, de ojos hundidos y abultado labio inferior, se coronaba extrañamente de abundante pelo empolvado; el cuerpo, apretado en la elegante casaca, era bastante gordo. La figura de rostro leonino daba una impresión de rustiquez por su cuidado arreglo: un destripaterrones en traje palaciego demasiado relamido.

No supo nunca si contestó o si otros hablaron. Pero admiró el gesto de la cara morena, altiva y caprichosa y volvió a oír la voz turbadora. «¿Le gustan mis encajes?», preguntaba. «Los conquistó el duque de Alba hace más de dos siglos en Flandes o Portugal, no sé bien». Goya no contestó. «Pero ¿qué descubre usted en mí?» continuó ella; «me pintó, tiene que conocerme». «No fué un retrato», logró decir; su voz, siempre sonora y suave, era ahora ronca y descortesmente fuerte. «Tampoco los rostros del tapiz pasan de un simple juego. Quiero intentarlo otra vez, doña Cayetana».

Ella no dijo ni que sí ni que no. Lo miró, sin mover la cara, con los ojos de acero fijos y penetrantes. Pocos segundos lo estuvo mirando así y durante la eternidad de esos segundos los dos estuvieron solos en el salón lleno de gente. Pero en seguida ella quebró el encantamiento recíproco. Como de pasada, dijo que no tendría tiempo pronto, desgraciadamente; estaba atareada con la construcción y el arreglo de una casa de campo en la Moncloa. Del proyecto se hablaba mucho en Madrid; Cayetana, a semejanza de la desaparecida reina de Francia, quería su Trianón, un pequeño palacio para pasar en él unos días sola, no con los amigos de los Alba, sino con los suyos propios.

Pero en seguida recobró el tono de antes. «¿No quiere pintarme algo entretanto, don Francisco?» preguntó. «Tal vez un abanico… ¿Por qué no me pinta en él “El abate y la maja”?». Se trataba en realidad de «El fraile y la maja», un entremés de Ramón de la Cruz, una comedieta atrevida que, vedada a la escena pública, había sido ofrecida secretamente en una representación de aficionados.

La duquesa de Alba pedía al pintor de cámara que le pintara un abanico… Nada extraordinario; a menudo las damas procedían así; doña Isabel de Farnesio era famosa por su colección que pasaba del millar. Nada llamativo ocurría en el estrado, mas para los presentes fué un espectáculo extraordinario y prohibido.

«¡Pobre don Francisco!» pensaba la vieja marquesa; tenía delante de los ojos un cuadro de Rubens: un Hércules a quien Onfalia obliga a hilar. La marquesa cuidaba de las buenas maneras, pero no guardaba rencor al artista (único burgués entre aquellos Grandes) que la dejara plantada tan groseramente. Ni tomaba a mal que su nuera se divirtiera tan lamentable y escandalosamente. Comprendía a la de Alba, había vivido mucho y amaba la vida. Su hijo, delicado y débil, necesitaba de una compañera fuerte para gozar el delgado hilillo de su vida; le convenía esta mujer a su lado y cabía perdonar muchas cosas. Las grandes familias hispanas degeneraban, los hombres se tornaban cada vez más finos y débiles, y la fuerza que aún existía estaba en las mujeres; en ésta, por ejemplo, mujer del hijo querido, que jugaba, graciosa y audaz, con el pintor, uno de los pocos varones que conocía.

También el duque de Alba miraba pensativo el juego de su esposa con el pintor. Y allí estaba él, don

José Álvarez de Toledo, décimotercer duque de Alba, undécimo marqués de Villafranca y dueño de muchos otros títulos; de los ciento diecinueve Grandes del reino sólo dos tenían su rango; él disfrutaba de todos los bienes del mundo. Flaco, distinguido, muy elegante, no se sentía impulsado a intervenir en los destinos humanos, como le daban derecho su origen y el nombre heredado, el gran nombre orgulloso y sombrío de los Albas, temido aún en Flandes. Más bien se sentía cansado de su elevada posición y no le atraía mandar o prohibir. Sólo era verdaderamente feliz oyendo música o ejecutándola. Las cosas de la música le robustecían; se opuso audazmente al rey, cuando éste se negó a mantener la subvención a la ópera en el Coliseo del Príncipe; como en desafío, tomó a su cargo el mantenimiento del teatro, hasta que el soberano se lo prohibió. Observaba ahora a su bella duquesa, que estaba echándole el anzuelo al pintor. Sabiéndose endeble, comprendía que Cayetana se sintiese atraída por Francisco, artista y varón. Cayetana le era adicta, pero él notaba un dejo de piedad en la adhesión; ella nunca lo había mirado como a don Francisco… Una suave tristeza lo invadió. Cuando estuviera solo, tomaría el violín y con Boccherini o Haydn borraría de su alma el «Martirio» y sus consecuencias. Advertía encima de sí los ojos preocupados de su madre; con una sonrisa casi imperceptible se volvió hacia ella. Se comprendieron sin hablar; la anciana supo que él perdonaba a la mujer del entarimado su peligroso juego.

Sobre el estrado, Goya comprendió que la mujer ya no se ocupaba de él y que esa noche no lo miraría más. Se marchó extrañamente temprano.

Encontró afuera un tiempo desapacible; las desagradables noches madrileñas de enero, llenas de viento y escalofríos por la nevasca. Lo aguardaba el coche con lacayos de librea, como correspondía al pintor de la Corte invitado a casa de una duquesa. Con sorpresa de su gente, despidió el carruaje. Prefirió ir a pie hasta su casa; el económico señor no pensó en el deterioro de su sombrero de copa y de sus zapatos.

Salvaje, tentador, desafiante y peligroso surgió ante él el futuro inmediato. Acababa de escribir a su amigo Zapater, en Zaragoza, que sus cosas estaban encarriladas, y era verdad. No había disputas con Josefa; sus hijos lo encantaban; de todos los que le había dado su mujer vivían sólo cuatro, pero lindos y sanos. El cuñado, el insoportable Bayeu, primer pintor del rey, no criticaba ya ni su arte ni su conducta; se habían reconciliado; además Bayeu sufría del estómago y no duraría mucho. Tampoco lo inquietaban como antes sus enredos con mujeres; Pepa Tudó, suya desde hacía ocho meses, era razonable. Vencido un grave acceso morboso un año antes, oía mal sólo cuando quería. Y buena era también su situación financiera. Los reyes le demostraban mucho aprecio en toda ocasión; de la misma manera procedía don Manuel, duque de Alcudia, favorito de la reina, y todos los nobles y los ricos de Madrid competían por un retrato de su pincel. «Ven pronto, Martín de mi alma —así concluía su carta—; verás tú mismo la dicha de tu afortunado amigo de siempre, tu pequeño Francho, *FRANCISCO DE GOYA Y LUCIENTES*». En la cabeza y al pie de la carta había dibujado una cruz para asegurar su felicidad, y en posdata pidió al amigo la ofrenda de dos pesadas velas a la Virgen del Pilar, para que le conservara su dicha.

De nada valieron las cruces y las velas; no era ya el mismo Goya de dos días antes. La mujer del estrado lo había trastornado todo. Fué embeleso sentir la mirada de los grandes ojos acerados de la cara altiva y caprichosa; fué una renovada inyección de vitalidad. Él no ignoraba que hay que pagar lo bueno tanto más caro cuanto mejor es. Le tocaría luchar y sufrir por esa mujer; nos rodean malos espíritus; lo monstruoso se abalanza sobre el desprevenido que se abandona incautamente a sueños y deseos…

Había visto mal. Se imaginó a la mujer como una muñeca jovial. Lo era, sí, pero él no vió lo demás, lo que había detrás. Cuando el retrato aquél, no trabajó mal; mucho mejor que sus colegas sin excluir a los dos que le precedían en la Corte: Bayeu y Maella, que pudieron haber aprendido mucho de Mengs y Winckelmann; él tenía el ojo más penetrante y, como maestros, a Velázquez y la naturaleza. Había sido un chapucero, sin embargo. Vió lo evidente en el hombre, no lo múltiple, lo intrincado en cada ser, lo peligroso. Realmente, había comenzado a pintar en los últimos años, más aún, en los últimos meses apenas, desde su enfermedad. Tuvo que pasar de la cuarentena, para saber lo que es pintar. Ahora sabía y trabajaba muchas horas todos los días. Y he ahí la intromisión de esa mujer… Una grandiosa figura, sí, para una vida grandiosa también. Le daría que hacer, le robaría tiempo y alma al trabajo… Y maldecía de sí, de ella y de la suerte, porque tendría que pagarla muy caro… Le llegó, a través de la nieve, el ligero son de una campanilla; un sacerdote y un monaguillo con el Santísimo se abrían paso en la noche, en camino hacia un moribundo. Renegando quedamente, sacó un pañuelo, lo extendió en la acera fangosa y se arrodilló, como mandaban la costumbre y su alma.

Era de mal agüero encontrar el copón camino de un agonizante. El enredo con la dama acabaría mal… «Sería mejor atajar a un toro de nueve años en un callejón —refunfuñó— que correr detrás de una mujer, si el corazón es lascivo». Goya venía del pueblo y pensaba con vieja agudeza popular.

Sin querer, resopló avanzando en la nevasca, rozando los muros; en la calzada, el lodo le llegaba al

tobillo. ¡Todo eran sinsabores! De pronto pensó en Havré, el embajador de Francia. Lo había retratado y el francés le debía la tela. Le envió tres veces la cuenta y en la Corte le advirtieron todavía que veían mal que importunara al diplomático. Goya tenía encargos, todos los que quería: lo difícil era obtener el pago. Y los gastos aumentaban. El coche y los caballos costaban mucho, los lacayos no tenían vergüenza y pedían más y aún robaban. No le quedaba otro remedio; un pintor de palacio no podía dejar de pagar. Si su difunto padre supiera que Francho gastaba en un día lo que habría gastado para mantener a toda una familia durante un año en Fuendetodos, se estremecería en su sepulcro. Mas ¿no era maravilloso que pudiera gastar tanto? Y se sonrió.

Llegó a su casa; el sereno le abrió la puerta. Goya subió a sus habitaciones, se quitó el traje empapado, se metió en cama. No pudo dormir. Envuelto en una bata, pasó al estudio. Hacía frío. En puntillas, se deslizó por el pasillo. Por una rendija de la puerta de Andrés, el lacayo, salía luz. Goya llamó; si el mozo cobraba ya sus quince reales, por lo menos debía encender fuego. A medio vestir, el joven cumplió la orden de mala gana.

Sentóse Goya, contemplando el fuego. Sombras espectrales trepaban de arriba abajo por la pared; atraían desagradablemente, amenazantes. En una pared, un tapiz representaba una procesión; la luz vacilante destacaba detalles, el santo gigantesco, llevado en andas, los rostros de la multitud fervorosa. El cardenal de robusta quijada, obra de Velázquez, espectador en otra pared con ojos aburridos, parecía un fantasma por el reflejo de las llamas; hasta la antiquísima talla casi negra de la angulosa Virgen de Atocha, protectora de Goya, parecía una caricatura torva.

Don Francisco se levantó, se desperezó y se arrancó a la somnolencia, sacudiendo vigorosamente los hombros. Corrió por la habitación de un lado a otro; tomó puñados de arena, la volcó en la mesa.

> *Y comenzó a dibujar en la arena. Surgió una mujer desnuda; estaba acurrucada en el suelo, las piernas cruzadas, en abandono. Goya la borró; hizo una segunda, desnuda y bailando. La devolvió también a la arena, borrándola; hizo una tercera; marchaba erguida, con soberbio porte, y una vasija en la cabeza. Y ésta tercera también tuvo que volverse arena informe. Tomó el carboncillo, y en un papel dibujó la cuarta, que llevaba una alta peineta. Y desde la peineta caían negros encajes de una mantilla sobre la blanca desnudez. Suspirando, irritado sin remedio, resoplando, Goya miró el dibujo y lo rompió.*

3

ESTABA TRABAJANDO. Desde la tela miraba una dama muy hermosa, con el rostro alargado levemente disfrazado y burlón, los ojos muy separados bajo las cejas espesas, la boca ancha, apretando el delgado labio superior sobre el inferior más abultado. La dama había concedido tres sesiones, pero él tenía varios apuntes más. Quería concluir el cuadro; dominaba el oficio y era veloz. Pero desde cuatro semanas atrás estaba atareado y no conseguía sacarlo a flote. Todo estaba bien, sin embargo… Ésta era la dama, la conocía bien y desde hacía mucho; la había pintado varias veces. Era la mujer de su amigo Miguel Bermúdez. Allí estaba toda ella, con lo más secreto y burlón, con la profunda astucia oculta por una máscara de gran dama. Mas faltaba un imponderable que era para él lo decisivo. La había visto en casa de don Manuel, duque de Alcudia, el omnipotente favorito, de quien Bermúdez era secretario de confianza; llevaba un vestido sencillo y sobre él blancos encajes; y de repente, la había visto totalmente, con lo vago, desconcertante y abismal que ahora no hallaba. Se había volcado entonces sobre ella cierto matiz de plata y al verla en ese vestido amarillo con los blancos encajes, supo exactamente lo que debía y quería hacer. Mas ahora estaba atormentándose con aquello, aunque todo estuviera allí, cara, carne, porte, vestido y fondo gris luminoso, seguramente exacto. Pero allí no había nada, faltaba el matiz imprescindible, faltaba un imponderable, y lo que faltaba era todo.

En lo más oculto del alma sabía por qué el retrato se malograba. Habían pasado más de dos semanas desde la velada en el palacio de Alba y nada había sabido de la dama del estrado. Se amargaba. Si no venía, ¿por qué no lo llamaba por lo menos y pedía el abanico? Estaría ocupada con su atrevido y grotesco palacete en la Moncloa. Hubiera podido ir sin ser llamado; podía llevar el abanico. Mas no se lo consentía el orgullo. Ella debía llamarlo, y lo llamaría. Aquello del estrado no se podía borrar tan fácilmente como los dibujos en la arena.

Goya no estaba solo en el estudio. Como casi siempre, estaba allí su discípulo y colaborador Agustín Esteve; la sala permitía que no se estorbaran mutuamente. Don Agustín estaba pintando un retrato ecuestre del general Ricardos. Goya había hecho la cara, fría y triste, y dejaba a su concienzudo Agustín el caballo y los infinitos detalles del uniforme y las medallas, que le importaban mucho al anciano general. Agustín, un hombrecillo flaco, de unos treinta años, con cabeza cerril, frente alta y combada bajo el pelo con entradas, gruesas mejillas, labios delgados, el largo rostro en punta, no era muy conversador; Francisco, en cambio, comunicativo por temperamento, gustaba de charlar, aun trabajando. Pero ese día estaba callado. Cosa rara en él, no había hablado con nadie acerca de la velada en el palacio de Alba.

Como le era habitual, Agustín se puso quedamente detrás de Goya y contempló la tela de color gris de plata con la mujer de igual color. Desde siete años atrás vivía con Goya; estaban juntos casi todo el día. Agustín no era un gran pintor, y lo sabía, dolorosamente. Pero era un conocedor y nadie como él veía tan exactamente lo vigoroso de las obras de Francisco y lo apenas discreto también. Goya necesitaba de él, de su hosco elogio, de su hosca censura, de sus mudos reproches. Goya necesitaba la crítica, contra la que se rebelaba, insultaba con desdén al censor, lo cubría de insolencias, pero no sufría su ausencia, necesitaba su aprobación o su repudio. No podía prescindir de su Agustín callado, menudo, siempre agrio, muy comprensivo, sabio y entendido, siempre dando vueltas; lo ultrajaba, lo mandaba al diablo, lo amaba. No salía del paso sin él, y tampoco podía estar el otro sin el gran amigo, un poco niño, muy admirado y muy insoportable.

Esteve miró largo rato el cuadro. Conocía a la dama de la tela, de mirada burlona, la conocía mucho y la amaba. Mas no tenía suerte con las mujeres y se sabía poco atrayente. Doña Lucía Bermudez, era notorio, no tenía cortejantes, y menos un amante. Francisco, que, proponiéndoselo, gustaba a todas, podía cortejarla. Le satisfacía a Agustín el que no lo quisiera, pero también lo mortificaba. Con todo, imparcialmente, podía mirar el cuadro solamente como artista. Lo vió bueno, pero inferior justamente al deseo de Goya. Lo lamentó, pero se alegró, volvió a su enorme tela y se dedicó a retocar, callado, las ancas del caballo del general.

Goya estaba acostumbrado a la observación de su labor por parte de Agustín, colocado a sus espaldas. El retrato era un fracaso, pero la obra tenía originalidad y audacia; esperó, pues, ansioso el juicio del discípulo. Y al verlo otra vez trabajando en su tela, se enfureció. ¡Qué atrevido este fallido alumno que sin él comería la sopa boba en los conventos! ¿Qué sería de él sin su piedad? ¡Un eunuco consumido por todas las mujeres, sin confianza en sí mismo, que nada alcanzaba! Y un ser de este jaez osaba alejarse así tan

callado… Pero se contuvo. Simuló no haberle visto contemplar la tela. Y siguió en su labor.

Aguantó tal vez dos minutos; luego, rencoroso, perversamente suave, lanzó por encima del hombro: «¿Qué querías decir? Hoy mi oído anda mal. Podías abrir más tu perezosa boca, ¡caramba!». Agustín replicó fuerte, secamente: «Nada dije». «Para saber algo de ti», gritó Francisco, «hay que rogarte; si nada te piden, sueltas cataratas». Agustín no replicó. Goya, agriado, continuó: «Le prometí al general Ricardos ese mamarracho para esta semana. ¿Acabarás por fin el caballo?». «Hoy mismo», contestó secamente Esteve; «pero usted volverá a poner las manos en el alma del general». «La culpa será tuya», aulló indignado Goya, «si no puedo entregarlo. Creí», añadió sarcástico, «que no emplearías una semana en el trasero de un caballo». Agustín no tomó a mal la grosería; no importaba lo que dijera Francisco, sino sólo lo que pintara. Y en la tela ponía sus sensaciones y sus ideas, fiel y franco, hasta el linde de la caricatura. Y los retratos que había pintado de él, no decían solamente en la dedicatoria: «A don Agustín Esteve, su amigo Francisco Goya»: eran realmente la obra de un amigo.

Goya volvió a su retrato y ambos trabajaron un rato en silencio. De pronto llamaron a la puerta y entró sin anunciarse el abate don Diego.

No le molestaba a Goya que lo vieran trabajar; disciplinado, se reía de los pintores que, como Antonio Carnicero, el impotente, se llenaban la boca con estados de ánimo. Los amigos y aun los hijos de Francisco podían entrar en el estudio en todo momento, preguntar y charlar a su gusto durante su labor. El estudio se cerraba sólo después de la cena, consumida muy temprano; entonces él admitía únicamente a sus elegidos, un amigo o una amiga, y también a veces, se quedaba solo. No se molestó, pues, con la llegada del abate, casi bienvenido en ese momento. Sabía que esa tarde no «vería» lo inasible flotante ante él; era de los pocos que no tratan de alcanzar lo que debe esperarse.

Observó perezosamente las vueltas del abate en el estudio. El pesado señor nunca se sentaba tranquilo; caminaba levemente por la habitación; tenía la costumbre temperamental de examinarlo todo donde estuviera, tomarlo en la mano y volverlo a su sitio, ya se tratara de libros, ya de escritos o lo que fuese. Goya, por su rápida penetración, conocía a don Diego hacía mucho, pero nunca lo comprendió claramente; ese varón tan inteligente parecía llevar siempre una artística máscara. Debajo de la alta frente centelleaban ojos sagaces y gozosos; seguía una nariz chata y recta; la boca ancha se abría placentera. La cara pálida, jovial, sabia y absurda resaltaba sobre el hábito negro del sacerdote. El hombre era más bien rudo, pero en él todo estaba cuidado, hasta prestar elegancia a la misma ropa talar; preciosos encajes salían de la pesada seda; enjoyadas, brillaban las hebillas de los zapatos.

Curioseando por el estudio, don Diego contaba hablillas, amablemente irónico; a veces era agudo, nunca aburría. Estaba bien informado y se sentía cómodo entre los amos de la Inquisición y en los círculos de los librepensadores.

Goya le prestaba poca atención. Mas al oírle decir que esa mañana había asistido al arreglo mañanero de doña Cayetana, se sobresaltó vivamente excitado. ¿Qué ocurría? Veía al abate mover los labios, pero no oía una sola palabra. ¿Volvería el mal que creía superado para siempre? ¿Estaría sordo? Miró con horror y desamparo la vieja talla de la Virgen de Atocha. «Que ella y todos los Santos no lo permitan», pensó. Y no pensó en otra cosa; era lo único en que podía pensar.

Cuando volvió a oír, el abate hablaba del doctor Joaquín Peral que seguramente había presenciado también el levantarse de la duquesa. Éste había regresado del extranjero hacía poco y, de la noche a la mañana, se había convertido en médico milagroso de la sociedad madrileña. Se decía que salvó al conde de Espaja, ya desahuciado. Además, contaba el clérigo, era docto en todas las artes y ciencias, sin dejar de ser un elegante hombre de mundo. Pero, por mimado, se hacía desear. Y visitaba todos los días a la duquesa de Alba, que lo estimaba extraordinariamente. Francisco se esforzó en respirar tranquilo. Pensó que nadie había notado su acceso; Agustín y el abate tenían ojos de lince. «Ninguno de estos rapabarbas y sangradores pudo mejorarme todavía», dijo rencoroso. Hacía poco, los médicos habían podido independizarse de los peluqueros. El abate sonrió. «Creo, don Francisco», replicó, «que usted es injusto con el doctor Peral, que sabe su latín y su anatomía. Y del latín hablo con conocimiento de causa».

Luego se calló un rato. Estaba detrás de Goya, observando el retrato en que éste trabajaba. Agustín clavaba sus ojos en el abate, que era íntimo de los Bermúdez; creía que las atenciones del clérigo para con la hermosa Lucía eran a veces algo más que las galanterías lícitas de un abate de mundo. Y allí estaba ahora don Diego ante el retrato de ella, y Agustín, tenso, aguardaba lo que diría. Pero el abate, siempre tan locuaz, no abrió la boca al respecto.

En cambio continuó hablando del doctor Peral, el gran médico, que había traído de fuera magníficos cuadros, aún empacados. Peral buscaba casa para su colección; entre tanto acababa de comprar un suntuoso carruaje, mejor que el de Goya. La carrocería era de estilo inglés, con la ornamentación de Carnicero, que

también había asistido al tocado de doña Cayetana. «¿Él también?», no pudo evitar de exclamar Goya. Pero se impuso calma, no deseaba otra oleada de furia y sordera. Y con no poco esfuerzo lo consiguió. Y los vió a todos con su ojo de pintor: al abate, al rapabarbas, a Carnicero, el borroneador, el pintorzuelo, llegado con sus mañas a pintor de Corte; vió a los tres antipáticos individuos sentados alrededor, mientras la dama se aderezaba y vestía; los vió charlar con ademanes ampulosos, regocijarse mirando a la mujer, y ella sonreírles altiva, pero incitante.

También él hubiera podido asistir a ese espectáculo de intimidad; ciertamente, para él, la de Alba tendría una sonrisa más honda y amable. ¡A otro perro con ese hueso! No iría ni teniendo la seguridad de que la mujer se le entregaría. Ni por todos los tesoros de las Indias…

El abate anunciaba que, terminado el luto palaciego, dentro de unas semanas, la duquesa ofrecería una recepción para inaugurar el palacete de Buenavista en la Moncloa. Pero no era fácil hacer proyectos, a raíz de las noticias militares del día anterior. «¿Qué noticias?», preguntó Esteve con extraña prisa. «¿En qué mundo viven ustedes, amigos míos?», exclamó el abate. «¿Seré el primero que les trae malas nuevas?». «Pero ¿qué nuevas?», insistió Agustín. Y el abate contestó: «¿No saben que los franceses reconquistaron a Tolón? En el palacio de Alba no se hablaba de otra cosa. Exceptuando naturalmente», agregó con malicia, «la próxima corrida de Costillares y el nuevo coche del doctor Peral». «¿Cayó Tolón?», preguntó roncamente Agustín. «Parece que la noticia llegó hace días», continuó el abate, «pero la retuvieron. Recobró la plaza un oficial joven, bajo nuestras narices y las de los ingleses, un simple capitán Buonafede o Buonaparte o algo semejante».

Sin dejar entender si en su voz había dolor o cinismo, Goya observó: «Está bien, tendremos la paz muy pronto». Agustín lo miró sombrío. «Pocos españoles», refunfuñó, «querrán la paz en este caso». «Algunos no la desearán siquiera», asintió el abate. Lo dijo con fingida indiferencia y doble sentido: los otros se sobresaltaron. Envolvía al clérigo un halo misterioso. Años hacía que llevaba el título de secretario de la Inquisición, que respetó hasta el nuevo Gran Inquisidor. Se decía que don Diego era un confidente. Mas, por otra parte, era amigo de estadistas liberales y se rumoreaba que era el autor de libros que corrían bajo el nombre de ellos; hasta se afirmaba que simpatizaba en secreto con los republicanos franceses. Ni Goya sacaba nada en limpio de ese burlón tolerante; lo único cierto era que el gozoso cinismo que exhibía no pasaba de ser una máscara.

Después que el abate se marchó, Agustín dijo: «Su amigo don Manuel tendrá que aceptar el gobierno ahora y usted se afirmará en la silla». En los corrillos se decía que don Manuel Godoy, duque de Alcudia, el favorito, era contrario a la guerra desde el comienzo y se había negado a la aceptación oficial del poder.

Goya había retratado varias veces a don Manuel, que quedó muy satisfecho; con Agustín, Francisco se ufanó más de una vez dejando creer que tenía algún valimiento con el señor más poderoso del país. Por eso notó la doble sutileza de la ironía de Esteve, ardorosamente ocupado en secreto de cosas públicas, que hablaba de ellas entusiasmado y con cordura y guardaba rencor al amigo por su desinterés al respecto. La observación hirió profundamente a Goya. Sí, había confiado en una pronta paz y en la toma del gobierno por su protector. ¿No era justo que eso le agradara? Era lo único que podía interesarle en política, porque detestaba las complicaciones de esa clase. La guerra o la paz correspondían al rey, a sus consejeros, a sus Grandes. No eran cosa suya; él era pintor.

No contestó; se detuvo delante del retrato. «No dijiste una palabra del cuadro», se quejó. «Usted sabe perfectamente lo que ocurre», contestó Agustín, que se acercó a la tela. «Nada falta y falta todo», murmuró regañón y autoritario. «No hubiera podido encontrar compañero más grato para mis horas sombrías», observó sarcástico Goya. Y como el otro siguiera de pie delante del retrato, mirándolo, continuó: «Aquí está tu Lucía ¿la ves o no?», y para mortificarle más agregó con malicia: «Mírala a tus anchas. ¿Qué más puedes hacer con ella, pla-tó-ni-co…?». Pronunció con esfuerzo la palabra, silabeando. Agustín apretó los labios. Nunca hablaba de su pasión, pero Goya lo escarnecía con eso, cuando estaba de mal humor. «Sé que no soy atrayente», contestó Esteve con voz de hielo, «pero aun estando en su lugar, maestro, con su talento y sus títulos, no trataría de seducir a la mujer de un amigo común».

«Noble conducta», exclamó con ironía Goya. «Orgullosas palabras… Un campeón de la virtud, de pies a cabeza. Lástima que nunca pondrá a prueba tu moral esa amada por quien languideces». Esteve no contestó. Hosco, se acarició la barbilla, mirando en silencio a la querida mujer del cuadro…

Goya se irritó: «Nadie, ni el mejor, puede encontrar color, matiz y ritmo en este halo agrio que emana de ti». Y, enfurecido, tomó sombrero y capa y abandonó el

taller.

4

CUANDO COMO ESE DÍA nada le apremiaba, prefería pasar la velada con su familia; quería a su mujer y se regalaba con sus hijos. Mas con esa irritación temía que la inocente charla de la mesa familiar le resultara insoportable. Resolvió visitar a su amiga Pepa Tudó.

Pepa tuvo una grata sorpresa. No vestía con descuido dentro de casa; como tantas mujeres; esa noche también llevaba una bonita bata azul de la que brotaba, radioso, su blanco cutis. Recostada en el sofá, indolente y voluptuosa, jugaba con el abanico y charlaba quedamente.

Entró Conchita, con el fin de saber qué deseaba don Francisco para la cena. La enjuta mujer había querido a Pepa desde la cuna y resistido con ella los embates de su breve y agitada existencia. Se consultaron sobre la comida, luego la anciana se fué de compras, sin olvidar la manzanilla, bebida casi vulgar preferida por Goya.

El pintor callaba, aunque Conchita se había ido. Hacía calor en el bello cuarto; el brasero estaba colmado; ambos se sentían bien en esa molicie, aun sabiendo que tendrían que discutir. Pepa solía con cierto desenfado, dar a uno la cara sin volverse; esa carita muy blanca, de frente ancha y baja, con ojos verdes muy separados y una corona de cabello de oro rojizo.

«¿Cómo pasaste estos días?», preguntó por fin Goya. Había cantado y aprendido las tres coplas de María Pulpillo en la nueva zarzuela, y jugado a las cartas con la dueña; Conchita, cosa rara, era pródiga, pero hacía trampas en el juego. A pesar de eso, Pepa le había ganado con trampas tres reales. La joven había visitado a la modista, «mademoiselle Lisette», en Puerta Cerrada. Doña Lucía le aseguraba que Lisette haría una excepción para ella; pero, aun a precio especial, el abrigo costaría demasiado caro. Tendría que conformarse con la capita. «Además, estuve en casa de Lucía», contó, «y ella vino a verme».

Goya creyó que podría saber lo que había dicho Lucía del retrato, pero Pepa lo hizo esperar; tendría que preguntar él. Sí, varias veces se habló del retrato. «La pintas con el vestido amarillo que le hizo "mademoiselle Lisette"; le cobró ochocientos reales: ya ves qué precioso». Goya se contuvo. «Y ¿qué dice doña Lucía del retrato?», preguntó por fin. «Le sorprende», explicó Pepa, «que tardes tanto. Cree que hace mucho debió estar listo y no sabe por qué no quieres mostrárselo al esposo. También yo me admiro, si he de ser franca», continuó Pepa. «Es cierto, don Miguel es dificilillo y lo critica todo. Pero tú no le haces caso, ya lo sé. Y ¿qué te pagará? Nada, probablemente; nada, porque es amigo tuyo. No tus tres mil reales, seguramente».

Goya se levantó para pasearse por el cuarto. Tal vez hubiera hecho mejor quedándose a comer con su familia… «Dime, Francisco», insistió Pepa, «¿por qué tardas tanto en ese retrato? En el mío para el almirante no tardaste tres días y cobraste cuatro mil reales. ¿Es más difícil Lucía? ¿Qué pasa? ¿La cortejas? ¿O eres su amante? Verdaderamente, es muy bonita». Pepa hablaba con indiferencia, sin emoción.

La maciza cara de Goya estaba sombría. ¿Quería Pepa enardecerlo? Tal vez no. A veces era muy amarga y cruda. Si quería, podía cortejar a doña Lucía, a pesar de su disfraz de intocable. Pero… Había muchos peros. Y Pepa, a menudo, se volvía insoportable. No era muy de su gusto en realidad. Estaba llenita, jamona, una bestezuela linda y graciosa de piel muy lisa…

Pepa tomó la guitarra y cantó en voz baja con abandono. Era linda, sentada así, tarareando viejos romances populares, acompañándose en la guitarra. Goya sabía que en esos armoniosos versos ella se aludía a sí misma. Esa muchacha de veintitrés años había vivido mucho. Nacida en las colonias, en América, hija de un acaudalado terrateniente, cuando tenía diez años, su padre perdió su fortuna. Volvió a Europa con la familia; de una vida cómoda, Pepa pasó a otra más estrecha, llena de penurias. Su carácter alegre le evitó muchas penas. Después entró en su vida el joven oficial de marina Felipe Tudó, buen mozo, fácil de dominar. Formaron una pareja feliz, pero él era pobre y se cubrió de deudas. A la larga, la dicha se hubiese desvanecido. Pero Felipe pereció en un combate naval de la escuadra en aguas mexicanas; estaría en el cielo, porque era bueno. Cuando Pepa pidió al almirante Mazarredo un aumento de pensión, el grueso señor, a las puertas de la vejez, se enamoró locamente de ella. La llamó su «viudita», su viudita regalona, y le amuebló esa deliciosa residencia de la calle Mayor. Pepa no logró que el almirante la presentara en sociedad: fué mucho que la hiciese retratar por el pintor de cámara. Ahora, don Federico estaba en lejanos mares, en plan de guerra, y Pepa tuvo la suerte de conquistar a su pintor, fogosamente dispuesto a darle compañía en su soledad.

Pepa era de temperamento sosegado y se sentía feliz con lo que tenía, pero siempre recordaba la buena

vida colonial, los campos dilatados, los esclavos sin número. De todo eso le quedaba sólo la vieja y fiel Conchita, mujer honrada, que hacía trampa solamente cuando jugaba a las cartas. Francho era un amigo maravilloso, todo un hombre para una viudita, y un gran artista; pero tenía demasiado que hacer; lo reclamaba el arte, lo reclamaba la Corte, lo solicitaban amigos y mujeres, y aun estando a su lado, los pensamientos del artista y del hombre no le pertenecían…

En todo esto soñaba Pepa, cuando cantaba sus romances. Soñaba que era la heroína de aquellos versos; una bella joven, por ejemplo, asaltada por los moros o vendida por su amante a los árabes. Tendría sus ventajas ser la amante blanca endiosada por un valeroso príncipe moreno. Soñaba también que encontraría en Madrid otra vez la dicha, como las damas que varias veces en el año se trasladaban de los palacios de la ciudad a sus castillos en provincia, para volver a la villa y corte con maestresalas, sirvientas y peinadoras, vestidas a la moda de París y con los aderezos que hacía siglos conquistaran como botín los capitanes de Isabel la Católica o Carlos V.

La dueña pidió a Pepa que le ayudara a poner la mesa. Comieron. La cena era buena y copiosa y ellos la saborearon. Desde la alta pared los miraba el retrato del almirante Mazarredo; se había hecho retratar por Goya para una hermana y encargó una copia para Pepa. Esteve la había ejecutado a conciencia, y así estaba allí el almirante asistiendo a la cena de Pepa y del pintor.

No empujó a Goya una gran pasión a los brazos de Pepa; la naturalidad y el ardor con que ésta se le abandonó, lo llenaron de satisfacción. Su instinto objetivo de campesino le decía que Pepa sacrificaba algo a su amor. Conocía su situación. Muerto su oficial de marina, había tomado de la gran Tirana lecciones de representación teatral, y en esto se esfumó lo poco que le quedaba. Desde el comienzo de la guerra, recibía quinientos reales por mes, sin que se supiera qué parte correspondía a la pensión nacional y qué otra a la generosidad del almirante. Pero no se podían encargar vestidos a «mademoiselle Lisette». Goya no era avaro y traía a la graciosa amiga muchos regalos, pequeños a veces, pero valiosos. Mas le dominaba siempre la prudencia económica del aragonés del campo, y a menudo, al saber el precio de un regalo, prefería no comprarlo.

La mesa había sido levantada; hacía calor. Pepa estaba recostada en el sofá, incitante en su hermosura y pereza; abanicándose cansadamente, pensaba, por cierto, una vez más en Lucía y su retrato, porque señalando con el abanico el retrato del almirante, dijo: «No te costó mucho esfuerzo; cuando lo miro, creo que el brazo derecho es demasiado corto».

De improviso, Goya se había sentido envuelto en la poco grata impresión de sus malaventuras de los últimos días; la cansada espera de la de Alba, el fracaso del retrato de doña Lucía, el disgusto por la política y el rencor hacia Agustín, el criticón. Y ahora, también Pepa con absurdas arrogancias. ¿Toleraría la tonta charla —y de labios de una jamona— aquel que había mirado a la duquesa delante de los Grandes de España como si fuera su amante? Goya tomó su sombrero gris y se lo encasquetó a la mujer. «Ahora estás viendo el retrato de tu almirante lo mismo que hace un minuto», le gritó rencoroso.

Trabajosamente Pepa se quitó la prenda; estaba cómicamente graciosa tan despeinada. «Conchita», llamó furiosa, y apenas la anciana estuvo allí le ordenó: «Acompaña a don Francisco a la puerta». Pero Francisco se rió. «Es un disparate, Conchita»; dijo, «vuelve a tu cocina». Y en cuanto la mujer desapareció, quiso disculparse: «Estoy intranquilo, tuve muchos disgustos. Y lo del cuadro no es tal. Mira bien y el brazo no te parecerá corto». Pepa maulló e insistió: «Sí, es demasiado corto…». «Estás ciega, pero te queda bien el pelo alborotado», replicó él buenamente. «Además, te daré para un nuevo peinado», agregó para consolarla, y la besó.

Ya acostados, ella le dijo: «¿Sabes que don Federico vuelve pronto? Lo sé por el capitán Morales, que me trajo sus saludos». Francisco se vió abocado a una nueva situación. «Si el almirante regresa, ¿qué harás?», preguntó. «Le diré lo que hay; y todo entre nosotros se acabó», contestó Pepa remedando un verso de sus romances. «Será para él muy desagradable», pensó Goya en voz alta; «primero perdió a Tolón y ahora te pierde a ti». «Realmente, no perdió él a Tolón, sino los ingleses», quiso decir Pepa en defensa del marino; «pero le echan la culpa; siempre ocurre así». Al poco rato, Francisco concretó en palabras una idea que le rondaba por la cabeza: «Y ¿qué pasará con tu pensión?». «No lo sé», contestó Pepa despreocupadamente, «algo me quedará, supongo».

No entraba en la cuenta de Goya mantener a una mujer; un gran pintor no lo necesitaba. Podría borrar tranquilamente a Pepa de su vida. Por otra parte, era justo que una mujer bonita quisiese vivir placenteramente; le humillaría si ella, sólo porque él no le daba suficiente dinero, se entregara a otro o volviera a caer en brazos del almirante.

«No te aflijas», le dijo, «trataré de que vivas como hasta hoy». Pero lo dijo sin calor. «Gracias», repuso Pepa con indiferencia. «Y sacaremos al almirante de la pared», propuso animándose. «¿Por qué?», preguntó Pepa, «¿Porque el brazo es corto? Lo dije porque tardas tanto con el retrato de Lucía…».

5

ESTABA SOLO, delante del retrato, y lo contemplaba, buscando la falla con agudas miradas. Sin duda, ésa era doña Lucía. Así vivía, así era su cuerpo, así la veía él. Todo estaba allí, lo visible, lo casi artificial, lo oculto, porque algo oculto había en esa dama, y muchos creían haber visto antes a esa mujer, de unos treinta años, sin la máscara de dama.

Pepa le había preguntado si quería conquistarla. Pregunta absurda. Cualquier hombre sano y viril desearía ser el amante de cualquier mujer medianamente bonita, y doña Lucía era excitante y aristocráticamente bonita, en forma distinta de otras. Don Miguel era amigo suyo. Mas Goya admitía honradamente que no era la amistad lo que le impedía perder tiempo en la conquista. Le inhibía lo enigmático, lo vago, que excitaba en él al pintor, no al varón. Lo que ella era y lo que no era se entrelazaban, se resistían a la separación, era algo espectral, sospechoso, intimidados. Lo vió una vez, aquella vez, en el salón de baile de don Manuel. Fué un matiz plateado sobre el traje amarillo, un centelleo raro, una luz maldita, bendita, aquella luz. Ésa era la verdad de ella y la suya, ésa la imagen que anhelaba pintar.

De repente, volvió a ver. De repente, supo cómo fijaría ese color gris brillante, radioso, fundido en plata como entonces. No se debía al fondo, ni al blanco encaje sobre el traje amarillo. Había que suavizar aquí esta línea, allí esa otra; los tonos de la carne debían contribuir; la luz emitida por la mano debía salir de la cara. Nada era y lo era todo. Cerró los ojos y vió. Supo qué hacer. Trabajó. Corrigió. Quitó algo mínimo, algo mínimo agregó. Todo nació automáticamente, de por sí, sin esfuerzo. En un instante increíblemente breve todo estaba logrado.

Contempló su obra. Estaba bien. La había creado él. Allí había algo nuevo, grande. Ésta era la mujer de la realidad, con todo su halo. Había asido lo fluyente, lo flotante; allí estaba la luz, allí estaba el aire de Goya, el mundo de sus ojos.

Su cara se distendió, reflejando satisfacción. Se dejó caer en una silla, agotado, indolente.

Llegó Agustín. Saludó hosco. Dió unos pasos, cruzó delante del retrato, sin mirar. Algo debió llamarle la atención; se volvió súbitamente, aguzando casi los ojos. Miró largo rato. Carraspeó «Ya está, don Francisco», dijo por fin, roncamente. «Ya lo alcanzaste. [*] Ahora tiene aire y luz. Lograste el gris exacto». Toda la cara de Goya se iluminó infantilmente. «¿Lo dices en serio, Agustín?», preguntó, poniéndole la mano en el hombro. «Rara vez bromeo», repuso el otro. Goya estaba profundamente conmovido y Agustín también. Éste no sabía ufanarse citando a Aristóteles y a Wickelman, como Bermúdez o el abate. No sabía nada, era un miserable pintorzuelo, pero sabía más de pintura que cualquier otro y veía que su Francho había logrado algo que el siglo entero no sospechaba siquiera: se había liberado de la línea. Los demás habían querido fijarla, cada vez más neta y pura, y su arte era al final apenas colorear dibujos. Goya enseñaba a ver de nuevo, en multiplicidad. Y con todo su orgullo, tal vez no sabía siquiera todo lo grande y lo nuevo que había realizado.

Entonces Goya, muy despacio, tomó los pinceles y los limpió con cuidado. Y mientras lo hacía, calmo y gozoso, aunque cada vez más despacio, dijo: «Te retrataré otra vez, Agustín, con tu harapienta chaqueta y la cara más hosca. Será grandioso con este gris mío, ¿no te parece? Tu aspereza y mi luz; verás, será un efecto muy extraño». Se acercó al enorme retrato del general, en que Esteve seguía trabajando. «Muy bueno el trasero del caballo», reconoció. Luego, aunque no hiciera falta, siguió limpiando los pinceles.

> *Agustín se sentía hondamente feliz por ser amigo y camarada de este artista. Sí, a su manera lo había ayudado para encontrar su camino. Miró a su Francho cariñosamente, como un padre mira al hijo capaz y muy querido, que inventa siempre chascos nuevos, tontos, salvajes. Y juró soportar al insoportable camarada, al amigo bienquisto, por siempre jamás.*

6

AL DÍA SIGUIENTE, enterados de la terminación del retrato, se presentaron en el estudio don Miguel y doña Lucía Bermúdez.

Francisco y Miguel, aun con mutuos reparos, eran muy amigos. Bermúdez, primer secretario del todopoderoso don Miguel, duque de Alcudia, dirigía los destinos del Estado detrás del escenario. Progresista, inclinado hacia los franceses, debía desplegar suma habilidad para resistir a las intrigas de la Inquisición, y Goya admiraba la modestia con que Miguel más que ostentar su poder lo ocultaba. Como hombre de ciencia y, sobre todo, historiador del arte, Miguel era mucho menos modesto, y su voluminoso léxico de artista molestaba por autoritario. Siguiendo a Winckelmann y a Rafael Mengs, valoraba solamente la línea simple y grandilocuente, la limitación de lo antiguo. Para él, Mengs y Bayeu el cuñado de Goya, eran los máximos maestros contemporáneos en España, y criticaba compasivo, cortés y pedante, al amigo Francisco, porque hacía tiempo se estaba alejando cada vez más de lo clásico.

Francisco, con maliciosa expectación, se sentía feliz en mostrar justamente al amigo, el retrato de la esposa, no obstante la violación de las reglas, convencido de que Miguel, aun en su severo doctrinarismo, sería sensible al verdadero arte. Quería dejar que el amigo caballeresco —seguramente muy interesado y curioso por la nueva obra, a pesar de su calma aparente— vertiese una vez más sus principios preciosistas en amplias disquisiciones, antes de sorprenderlo con el radioso retrato. Volvió contra la pared a la dama pintada, con su aura, su luz y su belleza, de modo que se viera sólo el revés tosco y gris de la tela. Ocurrió lo imaginado por él. Miguel se sentó con las piernas cruzadas y con una sonrisilla en el cuadrado rostro de frente lisa, ligeramente empolvado, señaló la gruesa carpeta que traía. «A pesar de la guerra», explicó, «pude adquirir estos grabados parisienses. Mis amigos tendrán que abrir los ojos con admiración. Son estampas de Morel y reproducen lo mejor de Jacques-Louis David de los últimos años». David era el pintor más conocido de Francia, el jefe de la escuela clásica, tan apreciada por el señor Bermúdez.

Los grabados, entre escenas de la antigüedad clásica, reproducían hombres y hechos de la historia más reciente, tratados a la manera antigua, por cierto; los convencionales franceses, por ejemplo, en la sala del *Jeu du Paume,* cuando juraron no tolerar caprichos de la tiranía; además retratos de Danton y Desmoulin, y, ante todo, de Marat, asesinado en el baño.

Esa labor era totalmente opuesta al estilo y a la obra de Goya. Mas nadie mejor que él podía reconocer que esas ilustraciones estaban realizadas con cabal sentido artístico. Marat asesinado, por ejemplo. Apoyaba flojamente la cabeza en un costado; flojamente colgaba el brazo derecho fuera de la bañera; la izquierda retenía aún la petición traída por la astuta asesina. Todo ejecutado con helada maestría y calculada indiferencia. ¡Cómo imponía, sin embargo! ¡Qué hermosa en todo su realismo resaltaba la odiosa cara de muerto! ¡Cómo debió de amar al «amigo del pueblo» el pintor! Por su horrenda y grandiosa sinceridad, la escena del grabado impresionó tanto a Goya que por un rato dejó de ser el artista en el examen crítico de una obra ajena; le invadió la perplejidad por el destino que nos acecha, pronto al ataque traicionero, delante del caballete mientras se trabaja, en la cama mientras se descansa, en la bañera donde se busca alivio.

«Da escalofríos mirar su obra», dijo por fin, «un gran hombre digno de aborrecimiento, sin embargo». Y todos recordaron que David, maestro y revolucionario, votó la condena de Luis XVI, su protector, en la Convención Nacional. «Ni por un mes», concluyó diciendo Goya, «cambiaría mi vida por la suya, aunque alcanzara la gloria de Velázquez».

Don Miguel explicó que en esos grabados se demostraba una vez más que el verdadero arte se funda en el estudio de los antiguos. En la línea residía todo. El color era un mal necesario y tenía una sola función: obedecer. Francisco sonrió bondadosamente. Pero entonces se mezcló don Agustín en la conversación: Respetaba y hasta admiraba la política valiente y maleable de don Miguel, pero todo lo demás en él le chocaba. Lo irritaban sobre todo su aridez y su escolasticismo pedantesco y ardoroso. Era inconcebible que una dama delicada, amable y bella como Lucía hubiera podido casarse con este señor, que era apenas una enciclopedia sobre dos piernas e íntimamente estéril. Con verdadero rencor gozó en ver destruida por la obra de Francho toda su aprendida y absurda teorización delante de su misma mujer.

Abrió ampliamente la boca delgada y hosca y, con voz bronca, dijo muy gentil: «Las figuras de David que nos acaba de mostrar, don Miguel, parecen en verdad culminantes». «Culminantes, sí», replicó con maliciosa amabilidad Bermúdez; «también con el dolor, del que tanto abusan ustedes, se podrían obtener

efectos sorprendentes, culminantes, como usted dice». Y con paso enérgico fué hasta la pared y levantó violentamente la tela gris allí apoyada.

«Ya me imagino», continuó con una sonrisilla don Miguel, «de qué hablaba don Agustín. Doña Lucía y yo, excitados por el retrato que durante tanto tiempo…». No concluyó la frase. En el caballete resplandecía la radiante Lucía del cuadro. Él se quedó mudo. Perito en arte, acostumbrado a juzgar con el patrón de sus pedantescas teorías, olvidó sus principios magisteriales. Esa mujer era la Lucía por él conocida y al mismo tiempo otra, desconcertante. Una vez más, contra su norma, miró a la Lucía de carne y hueso, ocultando apenas su sorpresa.

Cuando se casó, hacía muchos años, Lucía era una maja, impulsiva, de reacciones imprevisibles; su casamiento había sido una resolución rápida, pero atrevida y peligrosa. Mas el instinto, la experiencia y el estudio de los clásicos le habían enseñado que si no se cierra pronto la mano, casi siempre se queda vacía, y que los dioses brindan una sola vez la gran oportunidad a los mortales. No tuvo que arrepentirse de su precipitación. Y seguía amando y deseando a su bella mujer como el primer día; además, ella se había transformado de equívoca muchacha de la calle en la respetable señora de Bermúdez, por la que lo envidiaban. Una dama de la sociedad, apetecible y ejemplar, era también la del cuadro; pero en torno a ella había allí algo inasible, luminoso, y don Miguel lo supo de repente: la Lucía que creyó conocer totalmente a través de los años, era siempre tan extraña y enardecedora, tan fatalmente misteriosa como el primer día; una maja siempre…

Goya notó, alegremente complacido, el asombro en los ojos del amigo, siempre tan dueño de sí. «Sí, querido Miguel», pensó, «los métodos de tu David son buenos; buenas son las líneas claras, y claras pueden reproducirse las cosas… claras. Pero el mundo y los seres no siempre son claros. Lo perverso, lo peligroso, lo agorero y nigromántico no se pintan con tus recursos, ni se copian de los antiguos que veneras. Y de esto ni Wickelmann, ni Mengs, ni tú mismo saben nada…».

También Francisco volvió los ojos de la tela a la mujer viva, que miraba callada. Sus ojillos oblicuos, bajo las altas cejas graciosamente contraídas, contemplaban la luz centelleante que la envolvía en la tela; la caprichosa carita había perdido algo de su disfraz; la ancha boca estaba ligeramente entreabierta y, alrededor, había una sonrisa, no delicadamente burlona como casi siempre, sino una más honda y peligrosa, pero también más vulgar y viciosa. Y de pronto, Goya recordó un episodio olvidado y a menudo evocado. Una tarde, se paseaba con una mujer en el Prado; hacía de esto muchos años, y una avellanera en agraz —tendría catorce o quince años— se le acercó. Goya quiso comprar avellanas para su dama, porque la chicuela insistía. Pidió dos reales de avellanas y la joven vendedora, una maja legítima, lo cubrió de insultos. «Dos reales… Preguntaré al amo. Espéreme aquí, buen mozo; dentro de seis meses volveré con la respuesta». Y se fué, gritando a otros sus quejas. «Vengan, amigos, aquí hay un tipo que tira el dinero. Se siente generoso. Despilfarra dos reales para su dama». Avergonzado e irritado, Goya tiró a la atrevida mocosa cinco reales. Había sido un milagro poder pintar algo de aquellos lejanos días, algo de esta dama vulgarmente pícara, algo de su capcioso placer en las réplicas atrevidas y las bromas groseras. Y era un triunfo ver que su retrato la impulsaba a levantar un poquito la máscara…

Agustín, por su parte, con Lucía delante del cuadro, vió que la belleza de la mujer realzaba la belleza del retrato, y la magnificencia del retrato, la magnificencia de la mujer, y sintió el corazón apretado de goce y deseo.

Todos callaban. Finalmente abrió los labios doña Lucía. «No sabía», dijo a Goya arrastrando levemente la voz, «que soy también una viciosa». Mas esta vez, el tono juguetón y, sobre todo, la sonrisa, revelaban más de lo que ocultaban. Estaba desafiando al pintor, no cabía duda. Y justamente delante de su esposo comenzaba con él un juego temible. Goya se conformó con replicar gentilmente: «Me complace que el retrato le guste, doña Lucía».

El breve diálogo arrancó a Esteve de su embeleso, para volver sobre su propósito: humillar a don Miguel. «Tengo curiosidad», dijo con voz cascada, «por saber si también el señor está tan contento como usted con el retrato». Repuesto de la primera sorpresa, Bermúdez se esforzaba en desechar puntos de vista personales, pero el teorizador se sentía tan perplejo como el marido. No podía negarlo: esa obra extraña lo sacudía, lo impresionaba, era hermosa. «Todo esto es absolutamente falso», dijo por fin, «pero, lo admito, es grandioso». «Usted es un experto», replicó Agustín, y sonrió, con malicia en la huesuda cara.

Pero el honrado Miguel llegó a un reconocimiento aún mayor. «Te vi Lucía», dijo, «con este vestido en el baile de don Manuel y estabas maravillosa. En el retrato lo eres aún más. Y, con todo, este diabólico pintor interpreta fielmente la realidad». «¿Cómo lo lograste, Francisco?». «Yo se lo diré, don Miguel», explicó secamente Esteve; «hay algo más que la realidad, precisamente».

Los alfilerazos de don Agustín no pudieron irritar a Bermúdez ni lo atormentaron mucho la perplejidad y

el despecho que le deparara el retrato. Coleccionista fanático de arte mayor, su alma se ensanchaba cálida por conseguir por poco dinero o por nada este cuadro anticlásico, pero excitante y valioso para la historia del arte.

Los asuntos más graves de don Manuel estaban en sus manos y su tiempo era muy medido. Se demoró, sin embargo, en el estudio. Con las piernas cruzadas, jugueteando mecánicamente con los grabados de David, observó: «Francisco, quisiera saber si usarás este nuevo método también para retratar al duque». Y como Goya se sorprendiera, continuó como al pasar: «Lógicamente, al asumir él la presidencia del gobierno, necesitaremos por lo menos dos retratos nuevos y, además, buen número de copias para ministerios e instituciones públicas». Goya se alegró; el amigo no quería regalos; no pagaría un real por el retrato de Lucía, pero le proporcionaba encargos honrosos y remuneradores. La caída de Tolón pesaba realmente en su vida; le cargaba con el problema de Pepa, pero le traía también un buen negocio.

Entre tanto don Miguel, con el mismo tono ligero y despreocupado, seguía hablando: «Si te parece, combinaré una sesión más larga en estos días después de la audiencia de la mañana». «Eres un gran amigo», agradeció don Francisco.

Pero Bermúdez no había terminado. «Cambiarán muchas cosas», reveló, «con don Manuel a cargo de las riendas del gobierno. El país tendrá que acostumbrarse a pensar que la República Francesa es un elemento que no puede eliminarse del mundo». Agustín aguzó los oídos. «Si no entiendo mal», dijo fogosamente, «don Manuel volverá a colocar la política interna en el rumbo anterior. ¿Derogará ciertas medidas tomadas contra los liberales?». «Justamente», repuso don Miguel, y jugando siempre con sus grabados, sin mirar a Goya, le dijo: «Tú podrías ayudarnos, Francisco. Sabes que don Manuel te ve con placer a su lado. Durante la sesión para tus apuntes podrías sugerirle cierta medida política». Y en voz queda, como conversando concluyó, mientras agitaba la pierna cruzada: «Creo que es hora de hacer volver a don Gaspar». El calmoso Agustín se puso de pie excitado. Goya resopló fuertemente por la nariz con el fastidio pintado en la cara.

Don Gaspar Melchor de Jovellanos era, en efecto, el más respetado estadista liberal y el escritor más apreciado del país; lo llamaban «el Voltaire español». Como ministro del rey anterior, había implantado muchas reformas acertadas. Para Carlos IV y don Manuel, el hombre severo y exigente se había tornado molesto, al complicar a la Corona en continuas disensiones con la Inquisición y la nobleza reaccionaria; el estallido de la revolución francesa ofreció fácil pretexto para poner a un lado al subversivo jefe liberal, y lo confinaron en las montañas de su alejada tierra natal, prohibiendo también sus publicaciones. No resultaba grato eso de pedir gracia a don Manuel para tal político.

Francisco callaba. Agustín, excitado, caminaba de aquí para allá con paso violento. Doña Lucía, jugando con el abanico, miraba curiosa, con los ojos velados, la cara perpleja del pintor. «¿Y me necesitas a mí para esa sugestión, Miguel?», preguntó finalmente Francisco. «¿Por qué no intercedes tú mismo en favor de Jovellanos?». «Desde que el Duque asumió el poder», repuso tranquilo don Miguel, «resolví pedir la rehabilitación de mi amigo y maestro. Pero don Miguel sabe como todo el mundo lo que le debo a don Gaspar: toda mi carrera y también mi saber. Tú no eres sospechoso, te conocen como políticamente neutral y nada adicto a don Gaspar, aunque algo hizo por ti, si mal no recuerdo. Tendría más eficacia, sin duda, si dieras tú el primer paso. Luego yo insistiría, y estando Jovellanos entre nosotros, podría rehabilitar también al conde de Cabarrús y a otros más».

Molesto Francisco, echó atrás el espeso cabello sobre las orejas. Le irritaba la alusión a los favores recibidos de don Gaspar. Era verdad. Cuando él llegó a Madrid, pobre y desconocido, Jovellanos le dió muchos encargos, recomendándolo además eficazmente. Pero en el fondo del alma, ese despiadado y severo señor era un extraño para él; comprendía que el despreocupado duque no pudiera sufrir al rencoroso liberal, que era un reproche viviente. Y el excelente Miguel le exigía gratitud y magnanimidad… Pensó, como piensa el pueblo, que las buenas acciones se pagan solamente en el cielo; las malas, en esta tierra.

Don Miguel insistió: «Ahora justamente, que don Manuel quiere la paz con Francia, hay las mejores perspectivas para la sugestión».

Probablemente era cierto. Pero el pedido de Miguel resultaba extraño y, sin poder reprimirse, Goya mostró su repulsa. Lenta había sido su elevación, conquistada con el trabajo, la terquedad, la perseverancia, la astucia y la prudencia. Y ahora tendría que jugarse lo alcanzado por mezclarse en política… «Al final de cuentas el político eres tú», dijo con enfado, «yo soy pintor». «Pero Francisco», replicó paciente Bermúdez, «en este caso eres tú el mejor abogado, precisamente por carecer de ambiciones políticas».

Doña Lucía miraba constantemente a Goya. Tenía el abanico casi cerrado, en dirección al pecho; en el lenguaje de las majas eso significa desdeñoso repudio; la sonrisa en sus largos labios se había ahondado. También Agustín tenía los ojos fijos en Goya, tenso, displicente, y el artista vió que también su fiel amigo condenaba su vacilación. De parte de Miguel, era una villanía hacerle esa penosa propuesta delante de doña

«Está bien», dijo contrariado y sin entusiasmo, «está bien; lo haré. Y que me proteja nuestra Virgen de Atocha para que no fracase». Y miró la talla de madera, persignándose.

Lucía dijo, sonriendo, al marido: «Sabía que tu amigo Francisco está siempre dispuesto a colaborar, noble, valientemente, con desinterés cabal; es todo un hidalgo de pies a cabeza». Don Francisco miraba lleno de rencor.

Apenas los esposos se marcharon con el retrato de doña Lucía, Francisco se volvió con maldad hacia Esteve. «Tranquilamente sentado», comenzó, «te ríes y te alegras. Y te ufanas de decente, muerto de hambre. ¿Qué puedes perder todavía?». Lanzó un suspiro. «Dondequiera sólo encuentro sinsabores», gruñó, «dondequiera, lo mismo siempre: deberes, deudas, hijos, mala hierba…».

7

DOS DÍAS DESPUÉS, cuando Goya se presentó a la audiencia mañanera de don Manuel para comenzar el retrato, encontró la antecámara llena de gente. A través de la puerta, se veía el elegante dormitorio donde vestían y acicalaban al duque. Había proveedores de toda clase, vendedores de encajes, joyeros, un capitán de retorno de América con raros pájaros para don Manuel; estaba el señor Paván, director del periódico geográfico «El viajero del mundo», recién fundado, que el duque subvencionaba; estaba don Roberto Ortega, el gran botánico, para entregar su última obra; a don Manuel le parecía elegante fomentar la ciencia de las plantas. Pero más numerosas eran las mujeres jóvenes y bonitas con peticiones para el ministro.

Cuando le anunciaron a Goya, el duque fué a su encuentro hasta la antecámara, a medio vestir, con la bata de dormir al descuido sobre los hombros, seguido por secretarios y lacayos. Éstos llevaban calzas rojas, color reservado a la Casa real; pero Carlos IV había facultado al duque para que hiciera llevar también a sus domésticos esa prenda tan distinguida.

Don Manuel saludó cordialmente al pintor. «Lo estaba aguardando», dijo y lo hizo pasar a la cámara, mientras se quedaba un rato más en la antesala. Habló con unos y otros, displicente pero amable; cambió cumplidos con el capitán que se adelantó entre una barrera hostil; agradeció satisfecho al botánico, miró jovialmente y sin disimulo a las mujeres, hizo recoger las peticiones por un secretario, despidió a todos y volvió a su cuarto, al lado de Goya.

Mientras concluían de vestirlo y Bermúdez le sometía papeles para la firma con breves explicaciones, Francisco puso mano a la obra. El bello rostro del ministro, lleno, indolente, con la boca pequeña, voluptuosa y muy roja, tenía una extraña dureza. En su fuero interno, mientras trabajaba, Goya se sonrió de los retratos chapuceros que otros le hicieran y que habían fracasado por esforzarse en darle posturas de héroe. No era fácil ver con exactitud a don Manuel; había alrededor muchos odios. La cosa pública marchaba mal, y los españoles, fieles al rey, no culpaban al monarca sino a la reina, la extranjera, la italiana, y a su favorito, sobre todo. Éste venía de abajo, sólo tenía una suerte desvergonzada, y debía conducirse como ellos, no como gran señor.

Goya pensaba de otra manera. Justamente su suerte, su fabulosa ascensión, le hacían simpático aquel joven señor. Nacido en Badajoz, en la Extremadura rica en ganados, de modesta familia, Manuel llegó a la corte en calidad de teniente de guardias; allí llamó la atención de la mujer del príncipe heredero, la princesa de Asturias, por su físico de buena planta y su voz agradable. Ansiosa de vivir, la dama no lo soltó más, ni como infanta, ni como reina. Ahora, a los veintisiete años de edad, ese magnífico joven se llamaba Manuel de Godoy y Álvarez de Faría, duque de Alcudia, era capitán general de la guardia de corps valona, secretario privado de la reina, presidente del Consejo de la Corona, caballero del Toisón de Oro, dueño de riquezas ambicionadas y padre de los dos hijos menores del rey, la infanta Isabel y el infante Francisco de Paula, amén de muchos otros bastardos.

Goya sabía que era difícil tener tan buena suerte sin echarse a perder. Don Manuel seguía siendo magnánimo, respetaba el arte y la ciencia, era sensible a la belleza y grosero o cruel sólo cuando su voluntad encontraba oposición. Poner vida en la ancha cara no sería cosa simple, porque el duque era un poco teatral y se cubría con una máscara de generosa indiferencia. Goya, que simpatizaba con él, lograría pintar el ansia de vida y alegría, oculta detrás del ceño ligeramente aburrido.

Don Manuel acababa de firmar el despacho. «Y ahora», dijo Bermúdez, «debo comunicar a Su Excelencia algo que no está destinado al público», y sonriendo indicó con la mirada a Goya. «Don Francisco no es… público», observó gentilmente el duque y don Miguel se dispuso a informar. El encargado de negocios del Regente de Francia, señor de Havré, había pedido arrogantemente que España intensificara la guerra contra la atea república francesa. Don Manuel pareció más divertido que enojado.

«Nuestro rechoncho príncipe Luis representa fácilmente el papel de guerrero en un cuarto de hotel de Verona», comentó y explicó al pintor: «Vive en el hotel de “Los tres jorobados” y, cuando no le enviamos dinero, tiene que ceder una de sus dos habitaciones. ¿Plantea exigencias determinadas?», preguntó a Bermúdez. «Havré me confesó que lo menos que espera de la Corona española son diez millones de francos y veinte mil hombres». «Havré tiene una hija bonita», pensó don Manuel en alta voz. «Eso sí, flaca, muy flaca. No tengo prejuicios acerca de las flacas, pero tampoco se aguanta lo demasiado sarmentoso. ¿Qué opina, don Francisco?», y sin esperar respuesta ordenó a Miguel: «Diga al señor de Havré que hicimos ya todo lo que podíamos hacer. Y asígnele otros cinco mil francos en nombre del Señor». Luego, cambiando de

tema: «¿Le pagó ya el retrato?», preguntó a Goya. Y como Goya dijese que no, comentó: «Ya lo ve, hace apenas cinco años, Havré era uno de los más brillantes caballeros de Versalles; ahora no paga siquiera al pintor…».

«Desgraciadamente, no es el señor de Havré el único», informó todavía Bermúdez, «que exige el envío de refuerzos al frente. El general Garcini lo pide aún más insistentemente. Las noticias del teatro de la guerra son malas», continuó, y hojeó sus documentos. «Cayó Figueras», concluyó diciendo. El duque se había mantenido inmóvil hasta ese momento. Se sobresaltó, penosamente sorprendido, y se volvió a Bermúdez. Pero en seguida recobró su postura, disculpándose con don Francisco.

«Garcini», declaró don Miguel, «teme que si nuestros aliados sufren una derrota, los franceses retirarían tropas de otros frentes para lanzarlas contra los Pirineos. Más aún, teme que si no recibe refuerzos, los franceses puedan llegar en tres semanas al Ebro». Goya pensó que don Manuel lo despediría, pero éste permaneció en su postura de modelo. «No creo», reflexionó suavemente en voz alta, «no creo que enviaré refuerzos a Garcini». Y como don Miguel quería replicar, prosiguió: «Sé que la Iglesia se enfadará. Pero me haré cargo de la situación. Hicimos más que los aliados. ¿Vamos a desangrar al país? La Corte se reduce más y más. Doña María Luisa despidió dos caballerizos y diez lacayos. No puedo imponer a la reina nuevos sacrificios». Había levantado levemente la voz, pero mantenía firme la cabeza, como le indicara Goya. «¿Qué le comunicaré, pues, al general Garcini?», preguntó objetivamente Bermúdez. «La República Francesa corta la cabeza a sus generales vencidos; nosotros nos limitamos a no enviarles refuerzos. Comuníquele esto al general Garcini, pero en forma más amable».

«Es evidente», siguió informando don Miguel, «que nuestros aliados han perdido toda esperanza de vencer a Francia. El embajador de Prusia ha expuesto la opinión de su Gobierno acerca de la situación en un memorándum, en un largo memorándum». «Por favor, abrevie», pidió don Manuel. «El señor von Rohde», contestó Bermúdez, «explica que su Gobierno piensa concertar la paz, si logra condiciones medianamente aceptables. Nos aconseja lo mismo». «¿Qué pretende él con esa frase?», inquirió don Manuel. «Prusia juzga que sería una paz honrosa», repuso Bermúdez, «si la República nos entrega los hijos de los reyes asesinados». «Los pequeños príncipes de Francia…», murmuró don Manuel. «Si no reciben ningún territorio, han sido pagados ya caros con cincuenta millones de reales y doce mil españoles muertos. ¿No le parece, don Francisco?». Goya sonrió cortesanamente: le lisonjeaba que el duque lo hiciera intervenir en la conversación, pero continuó su labor, limitándose a escuchar con ansiedad. «Si el pequeño rey Luis y la princesa se acogen a nuestra protección», explicó don Miguel, «la idea monárquica de Francia sobreviviría en nuestro suelo. La paz no sería vergonzosa». «Don Miguel», replicó el duque, «me temo que usted nos va a sacar para los niños por lo menos el reino de Navarra». Con toda amabilidad, Bermúdez contestó: «Por mi parte, Excelencia… Pero creo que si no enviamos refuerzos a Garcini, tendremos que conformarnos con los pequeños», y dicho esto, reunió sus papeles, se despidió y se fué.

Entretenido por esa plática política, Goya había olvidado el segundo motivo por el cual don Miguel arreglara esa entrevista con el duque. Y ahora le encogía el alma el asunto de Jovellanos. Estaba preguntándose cómo se insinuaría, pero, antes de que hablara, don Manuel tomó la palabra. «Muchos exigirán que retire a Garcini», dijo pensativo, «muchos piden ya que destituya a Mazarredo, porque no evitó la caída de Tolón. La guerra es un juego de azar y yo no soy vengativo. ¿No hizo usted un par de retratos del almirante?», y prosiguió más vivazmente: «Creo haber visto en casa de él una tela suya, don Francisco. Sí», confirmó el mismo, «fué en casa del marino donde vi ese extraordinario retrato de mujer…».

Goya escuchaba asombrado. ¿Adónde quería llegar don Manuel? La mujer pintada para el almirante era Pepa Tudó; la había conocido durante las sesiones para el retrato del anciano. «Sí», repuso sin comprometerse, «retraté para él una dama de su círculo». «El cuadro es admirable», opinó don Manuel. «Además, la mujer debe de ser hermosa también en la realidad. Una viudita, creo que me dijo el almirante. El marido debió perecer en México o no sé dónde, y el ministro de marina le asignó una pensión. ¿O me equivoco? Una mujer extraordinariamente bonita…».

En su perspicacia objetiva de campesino, Goya adivinó adónde tendía don Manuel y se sintió vacilar, confundido e irritado. De pronto se veía metido en una complicada intriga. Supo también por qué Miguel no intervenía directamente en favor de Jovellanos y lo mandaba como avanzada: Miguel no tenía Pepas que ofrecer a cambio del anciano prohombre liberal. Sintió que estaba haciendo el tonto. Quizás, estaba doña Lucía detrás de aquello. Quizás por eso lo miró desdeñosa, sonriendo atrevida por su resistencia. Y aún agriado, le divirtieron los extraños caminos elegidos por el buen Bermúdez con el fin de obtener gracia para don Gaspar. Probablemente, Miguel creía que Goya tenía que entregar la amiga por algo tan grande como el retorno de Jovellanos. Probablemente, Miguel no consideraba excesivo el sacrificio pedido, y esto era exacto; Goya podía imaginarse su vida aun sin Pepa. Pero ese papel era antipático, hería su orgullo. Poco le

importaba Pepa pero no se la dejaría ni quitar ni comprar; y menos por este engreído gaznápiro de don Manuel, sólo porque la deseaba.

Por otra parte, debía gratitud a Jovellanos y no era justo mantenerlo en su rincón, condenado a la inacción en un momento difícil para España, sólo por quedarse con una mujer, una jamona que poco pesaba en su vida. Abordaría en seguida el asunto y hablaría de don Gaspar. Don Manuel pondría mala cara, pero quien ofrece vino agrio no debe sorprenderse si se le retribuye en la misma forma. Como estaban las cosas, don Manuel no podía negarse; después se vería…

Sin explayarse sobre el tema de Pepa, siguió trabajando y al rato dijo: «El país se lo agradecerá, don Manuel, si le trae la paz. Madrid será como antes y el corazón se ensanchará cuando vuelvan a verse caras echadas de menos durante mucho tiempo». Como Goya lo esperaba, don Manuel pareció asombrado. «¿Echadas de menos?», replicó. «Don Francisco, ¿cree usted en serio que Madrid echó de menos a los pocos liberales fanáticos a quienes dimos vacaciones en el campo?». «Algo le falta a uno», contestó Goya, «si no están ciertas personas. Mis cuadros, Excelencia, pierden la mitad de su vida por escasez de luz; algo pierde Madrid si no están aquí, digamos, el conde de Cabarrús o el señor Jovellanos». Don Manuel montó en cólera, pero Goya sin miedo pidió: «Por favor, Excelencia, deje quieta la cabeza».

Don Manuel obedeció. «Si el amigo Miguel me dijera estas cosas», dijo luego, «no me asombraría. En sus labios, don Francisco, son pasmosas». Goya siguió pintando. «Cosas que se me ocurrieron», replicó superficialmente, «cuando su Excelencia me otorgó el honor de asistir a su conversación con don Miguel. Usted me disculpará si fuí demasiado atrevido; tuve la sensación de que podía ser franco».

El duque había comprendido lo que era aquello. «Siempre escucho una opinión franca», contestó amable, casi condescendiente. «Estudiaré la sugestión con toda benevolencia». Luego, sin transición y más vivamente, continuó: «Volviendo a la dama del retrato, ¿sabe usted por casualidad si está en Madrid? ¿La encontró usted en estos días?».

Holgóse Goya al ver los inhábiles rodeos del duque. Acerca de lo que uno hiciera o dejara de hacer, se llevaba en los registros policiales la misma contabilidad minuciosa que en la Santa Casa, la Inquisición, y don Manuel estaba enterado de todo lo que atañía a Pepa Tudó y sus relaciones con él. Era probable que hubiese hablado ya al respecto con Miguel. Guardó, pues, alguna reserva. «Sí, don Manuel», contestó sin calor, «veo a la dama de vez en cuando».

No le quedó al duque otro recurso que hablar claro. Mantuvo la cabeza en la dirección indicada por el pintor y dijo simplemente: «Sería usted muy gentil, don Francisco, si me facilitara el conocimiento de la dama. Podría decirle que no soy tan groseramente sensual como me juzgan mis enemigos; tengo corazón firme para la verdadera belleza. El retrato es el de una mujer inteligente, con quien se puede conversar. La mayoría de las mujeres son hembras apenas y, cuando uno ha estado por tercera vez con ellas, no queda nada. ¿No tengo razón?». Goya pensó para sí en algo monstruosamente obsceno, pero dijo en voz alta: «Es cierto, Excelencia, con pocas mujeres es posible razonar». Y don Manuel se franqueó: «¿Qué le parece», propuso, «si pasáramos juntos una divertida velada, usted, la deliciosa viudita y algunos amigos con quienes valiera la pena comer, beber, charlar y cantar? Si no yerro, doña Lucía también conoce a la viudita. Pero siempre que usted asista a la tertulia, mi querido don Francisco».

El trueque no podía ser más claro: don Manuel aceptaba hablar de Jovellanos, si Francisco accedía a lo de la viudita. Goya vió mentalmente a Pepa sentada con abandono, lasciva, insinuante, que lo miraba con sus ojos verdes tan separados. Ahora podría pintarla exactamente con el pesado traje verde, por ejemplo, cubierto de encajes: lo más adecuado para su nuevo tono gris plateado. El otro retrato no había sido malo: entonces estaba enamorado de Pepa y supo expresarlo con el pincel. Pero era divertido esto de que con un hermoso cuadro hubiese despertado los deseos del duque. Ahora veía a Pepa claramente tal como era y como hubiera debido pintarla y como tal vez la pintaría. Y dado que se proponía estar con ella apenas un par de veces más, comenzó a despedirse de la amiga. «Será ciertamente un honor y un placer para la señora Josefa Tudó», dijo ceremoniosamente, «ver a Su Excelencia».

Pocos momentos más tarde, apareció uno de los lacayos de calzas rojas y anunció: «Hace diez minutos, Excelencia, que la dama espera». Impasible, discreto y respetuoso, el rostro del duque revelaba quién era la dama: la reina. «¡Qué lástima, don Francisco!», suspiró don Manuel, «tendremos que dejar…».

Goya se fué a su casa, atormentado por una doble sensación de desagrado. Había maltratado mujeres, plantado amigas por su carrera, pero nunca alguien se había atrevido a pedirle cosas semejantes y no se explicaba cómo había aceptado, aunque se trababa de don Gaspar.

En el estudio encontró a Agustín, que con su gesto agrio y desafiante contribuyera a meterlo en el enojoso asunto. Francisco tomó los apuntes de la mañana. Siguió dibujando; de la carnosa cara del duque desaparecieron la magnanimidad y el alma, la cara se tornó cada vez más faunesca, cochina. Rompió el

esquicio, desparramó arena en la mesa, dibujó a una Lucía apetecible, profundamente perdida con cara de gata perversa; dibujó a un don Manuel astuto, irritante, con cara de zorro. Suspiró enfadado; lo borró todo.

Malhumorado pasó Goya esa noche; malhumorado, las siguientes. Al tercer día le llegó un mensaje del palacio de Alba. Un lacayo de librea trajo una carta. En ella era invitado don Francisco a la fiesta proyectada por la de Alba para inaugurar el palacete de Buenavista su nueva residencia. Además, la carta decía «¿Cuándo tendré mi abanico, don Francisco?». Sonriendo, respirando aliviado Goya miró la diminuta letra, toda rizos. Era una ratificación, el premio celestial, por haberse vencido a sí mismo, por haber dominado su vanidad por la causa de España, por Jovellanos.

8

EL EMBAJADOR DE PRUSIA, señor von Rohde, informó a Potsdam acerca de don Manuel Godoy, duque de Alcudia:

«Se levanta temprano y da instrucciones precisas para la jornada a sus caballerizos y domésticos. Cerca de las ocho, acude al picadero de su casa de campo y todas las mañanas llega allí la reina, para acompañarlo a caballo. Es un excelente jinete. Pasean a caballo hasta las once. Cuando el rey regresa de la caza, lo acompaña en la cabalgata. Entre tanto lo aguarda mucha gente para discutir asuntos de toda clase; son despachados en pocos minutos. Luego concede la audiencia de la mañana, a la que asisten media docena de damas nobles y buenos ejecutantes de música. Alrededor de la una, don Manuel va a palacio. Dispone allí de un departamento: sala, cuarto de trabajo, dormitorio. Como chambelán, participa del almuerzo del rey. Después se retira a sus habitaciones, situadas debajo de las de la reina, que llega hasta él por una escalera oculta; el duque consume su verdadero almuerzo, mientras el rey vuelve a la caza. En estos encuentros, doña María Luisa y el favorito acuerdan las medidas que propondrán al rey.

»A las siete, más o menos, el duque se presenta al soberano para la información diaria. A las ocho, casi siempre, regresa a sus habitaciones, donde se congregan de treinta a cuarenta mujeres, de todas las clases sociales, con sus peticiones. La resolución al respecto le lleva poco más de dos horas. Para las diez cita el duque a sus secretarios y comienza su verdadera labor. Por lo general, dispone para ello de estas dos horas nocturnas. Los negocios corrientes se resuelven rápida y puntualmente. Las cartas que no requieren mayor estudio se contestan en el día. Su intuición es ligera y atinada y, aunque se cansa pronto, suele compensar con seguro juicio el daño que pudiese causar lo fugaz de su labor.

»Resumiendo: a pesar de su juventud, no cuida mal de su difícil cargo; sería un bien para Europa si todos los países tuviesen funcionarios semejantes en los puestos de responsabilidad».

9

LA REUNIÓN de don Manuel y la viuda Josefa Tudó se realizó en casa de doña Lucía Bermúdez. La residencia era amplia y estaba atestada de objetos de arte. En las paredes, apiñados, pendían cuadros antiguos y modernos, grandes y pequeños, en cantidad abrumadora, hasta reemplazar la tapicería. Y allí recibió doña Lucía a sus invitados, sentada en un estrado y bajo un alto baldaquín, según la antigua moda española. Vestía de negro, y su rostro, parecido a la cabeza de una lagartija graciosa y simuladora, debajo del peinetón, lanzaba miradas ansiosas. Allí estaba, pues, delgada y tiesa, pícaramente excitada y divertida de antemano por lo que ocurriría.

Vestido cuidadosamente, elegante y sin exageración, don Manuel llegó temprano. No llevaba peluca; no se había empolvado siquiera el cabello rubio cobrizo. De tantas condecoraciones, sólo tenía puesto el Toisón de Oro. Sin un asomo de suficiencia en la ancha cara, se esforzaba en conversar galantemente con doña Lucía, aunque un poco distraído; estaba esperando.

El abate contemplaba el retrato de Goya. Al principio, Miguel quiso asignar a la tela un lugar separado; luego pensó que se destacaría mejor su originalidad, rodeado por otras obras maestras. Y lo colocó entre los cuadros del salón. Don Diego no pudo permanecer más tiempo callado. Abundante en palabras, su discurso —adornado con citas latinas y francesas— glorificó la novedad y excelencia de la obra y sus loas fueron una declaración de amor para doña Lucía. Compartiendo el goce, don Miguel oyó complacido el elogio de las dos Lucías, la pintada y la viviente. Debió admitir que el abate celebraba la tela y su nueva tonalidad quizá con más conocimiento que él mismo.

Llegó Pepa. Traía un vestido verde con aplicaciones de encajes claros y una cruz enjoyada, regalo del almirante, como único aderezo. Así la vió Goya, mientras don Manuel le hacía su desvergonzada propuesta. Así hubiera querido retratarla ahora. La joven se disculpó, como de paso, por su tardanza: su dueña tardó en encontrar una silla de manos. Goya admiró la audacia de su calma. Entre ellos apenas si hubo alusiones a esa velada. Francisco esperaba una lluvia de reproches y maldiciones. Nada de esto; apenas unas frases ligeras irónicas y capciosas. Lógicamente, el proceder de Pepa era estudiado, lleno de intenciones. Adrede habíase retrasado, adrede exhibía lo precario de su situación. Quería avergonzarlo ante el duque, porque la mantenía tan miserablemente. Hubiera bastado que abriera la boca y Goya le hubiese dado más servidumbre, aun rezongando. Era humillante. Don Manuel oyó apenas lo que decía; tenía clavados sus ojos en ella en forma indecorosa, pero con una admiración de que nadie lo hubiese creído capaz. Cuando por fin doña Lucía lo presentó, hizo una reverencia más profunda que ante la reina o las infantas. Le habló francamente del entusiasmo instantáneo con que vió el retrato de Goya, y de cómo en este caso el cuadro —a pesar de su insigne autor— era inferior a la realidad. Sus ojos rezumaban rendida admiración.

Pepa estaba acostumbrada a los homenajes exagerados; en eso todos los españoles se parecían: majos madrileños, hidalgos provincianos, Grandes de palacio. Pero tenía el sentido del matiz y supo en seguida que el gran señor estaba más prendado de ella que el almirante, cuyo regreso era inminente, y quizá más también que su esposo, el teniente de marina Tudó, que ahora descansaba en Dios y en el mar. Si Francisco la engañaba y la vendía, debía saber que perdía algo muy valioso, y ella decidió venderse cara. Su ancha boca de dientes blancos y luminosos sonrió suave y cortésmente; su abanico ni rechazaba ni invitaba, y ella vió con agrado que Goya miraba, mientras seguía con amargo interés la corte que le hacía don Manuel.

El paje anunció que la mesa estaba servida. Pasaron al comedor, donde también las paredes estaban cubiertas de cuadros, con bodegones y piezas culinarias de maestros flamencos, españoles y franceses: gente atareada delante de un hogar, un cuadro de Velázquez, «Las bodas de Caná» de Van Dyck, aves, caza, pescados y frutas, tan jugosamente pintados que a cualquiera se le hubiera hecho agua la boca. La mesa ofrecía cosas selectas, aunque no voluptuosas: ensalada, pescado, pasteles y confituras, Málaga y Jerez, ponche y agua dulce helada. No había sirvientes, sino solamente el paje; los hombres servían a las mujeres.

Don Manuel estaba acuciosamente ocupado con Pepa. Le decía que ella difundía la sosegada alegría del retrato de Goya. Que sin embargo no había sospechado todo lo excitante oculto en su serenidad. Que esa serenidad era enardecedora, «emouvante», «bouleversante». ¿Hablaba francés? «Un peu», le contestó Pepa displicente. Le dijo don Manuel entonces que era más culta que las mujeres madrileñas y que a las demás, las damas de palacio, las gomosas y las majas, sólo se les podían decir galanterías huecas; con ella era posible hablar de cosas espirituales. Pepa comía, bebía y escuchaba; a través del encaje de los guantes, blanca y delicada brillaba la carne de su brazo. Más tarde, con el abanico, ella le dejó comprender que era

bienquisto. Don Manuel declaró bulliciosamente que Goya tenía que volver a retratarla así como estaba en ese momento, concentrando toda su habilidad, para él, naturalmente.

Doña Lucía se había apoderado del pintor, y estaba quieta, con un aire de superioridad, mientras observaba de lejos a don Manuel en su ajetreo con Pepa. Por la manera de mirarla, por la forma de inclinarse hacia ella, todo el mundo debía comprender la pasión que lo dominaba, y doña Lucía gozó viéndolo.

Como al acaso, beborroteando su zumo helado, dijo: «Me gusta que Pepa se divierta. ¡Pobre criatura! Viuda tan joven, y también sin padres, por añadidura… Soportó los altibajos de la suerte con admirable energía, ¿no le parece?». Luego, siempre atenta a don Manuel, continuó: «Es notable, don Francisco, que haya sido su retrato el que despertó el interés del duque por la pobre Pepa… Usted fabrica destinos, mi buen amigo. Con sus cuadros, quiero decir».

Goya creía saber de las mujeres más que nadie entre sus conocidos. Y ahí estaba doña Lucía, graciosa, delgada, disimuladora, toda una dama y bastante perversa, para dirigirle una mala broma. Volvió a oír las desvergonzadas palabras con que aquella piojosa avellanera incitara a gritos un día contra él a sus compinches, y le pareció que estaba haciendo el tonto. Ignoraba lo que Pepa conocía de lo que había tras el telón en el asunto; ignoraba si Pepa y Lucía se reían juntas a sus espaldas. Le invadió el furor, pero se contuvo, respondió con monosílabos, simuló no entender y retribuyó con frialdad las miradas de los ojos velados de doña Lucía. «Está usted hoy casi imposible, don Francisco», le dijo ella suavemente; «¿no le agrada la suerte de Pepa?». Goya se sintió feliz cuando se les acercó el abate, dándole ocasión para escabullirse. Mas apenas dejó a doña Lucía, lo llamó Pepa. Le pidió un vaso de ponche. Don Manuel notó que ella quería estar a solas con Goya, lo comprendió y no quiso incomodarla. Se reunió con los demás.

«¿Cómo me encuentras?», preguntó Pepa, perezosa y blandamente. Francisco titubeó. Le había hablado siempre francamente. De ella era la culpa si se separaban sin una explicación y no tan amigos como era posible. Si alguien debía enojarse, era él.

«No quisiera quedarme mucho tiempo», prosiguió Pepa. «¿Iré a tu casa o vienes a la mía?». Goya pareció enloquecer por la sorpresa. ¿Qué quería ella? No era tan tonta como para no haber entendido de qué se trataba, cuando la invitaron a la velada. ¿O Lucía no le habría explicado nada? Quizás fuera él quien se equivocara completamente.

En realidad, Pepa sabía ya adónde iría a parar aquello, pero se le hacía cuesta arriba resolverse. Días enteros estuvo preguntándose por qué Goya se callaba y si no debía pedirle una explicación. A pesar de su tranquilidad interior, le amargaba que la entregara tan a la ligera, ya fuese por su situación, ya fuese por su libertad, tratando también de no impedir la buena suerte de ella. Con estas reflexiones comprendió cuánto lo quería. A pesar de su experiencia, Pepa era bastante simple. Había hecho melindres a los hombres y tenido amoríos, pero supo mantenerse honesta para su Felipe. Más tarde, cuando estudió arte escénico y los hombres la cortejaron con más firmeza, los rechazó en lugar de atraerlos. Luego había entrado en su vida el almirante a velas desplegadas, y su sensación de vitalidad y la conciencia de sí fueron elevándose. Pero sólo Goya le hizo apreciar el placer verdadero y hondo. ¡Lástima que no la amara más de lo que la amaba!

Cuando Lucía le dijo que el omnipotente ministro quería conocerla, vió abierto ante sí un amplio y soleado camino que podía convertir en realidad el sueño de sus romances: castillos magníficos y sumisos sirvientes. Divagó, fantaseando lo que sería si el duque de Alcudia, el favorito, se hiciese amigo suyo. Y cuando la dueña le echó las cartas, se dejó engañar más que nunca. Con todo, resolvió quedarse con Francisco, si él quería, y aún estaba decidida a ello. Por eso le había preguntado claramente: «¿Me iré contigo o vendrás tú conmigo?». Y allí, estaba él completamente aturdido. Y como seguía callado, Pepa preguntó amablemente: «¿Encontraste otra mujer, Francho?». Y ante el silencio del pintor, agregó: «¿Te resulté molesta? ¿Por qué me echas en brazos del duque?».

Hablaba suavemente, en voz baja; para los demás parecían conversar de naderías. Allí estaba, hermosa, deseable, grata a sus ojos de varón y de artista, y —eso lo irritaba— tenía razón; él había encontrado a otra, es decir, otra mujer había entrado en su vida, asiéndolo con buenas garras; por eso la entregaba al duque. Ella no sospechaba ni la situación ni el sacrificio por Jovellanos y por España. Lo envolvió una furia salvaje; siempre mal interpretado… ¡Con cuánto gusto le hubiera pegado!

Agustín Esteve miraba a Pepa y a Lucía intuyendo los hilos de la trama. Francisco estaba en apuros; lo necesitaba; de otra manera no lo hubiera traído consigo: ¡con qué firmeza estaban ligados mutuamente! Pero él no sentía placer; se encontraba perdido y envidiaba a Francisco por sus dificultades. Lucía hizo traer el champaña. Contra sus hábitos, Agustín comenzó a beber alternativamente Málaga, que no le gustaba, y champaña, que tampoco le gustaba, y estaba triste.

Don Manuel pensó que, cumpliendo con el decoro, podría dedicarse de nuevo a la viudita, y a ella le

pareció bien. Acababa de ofrecerse a Goya muy a las claras rebajándose. Si Francisco la desdeñaba, tanto mejor; iría por el camino que le señalaba, y se realizarían sus sueños; la despreciarían, pero admirándola y colocándola por encima de las otras. No se conformaría con que todo un duque de Alcudia la eligiese; exigiría su precio, un precio muy alto, ya que parecía dispuesto a pagarlo.

Pepa era amiga de doña Lucía; concurría a menudo a sus tertulias, pero no a las veladas sociales de los Bermúdez. Razonaba y entendía que la nobleza no podía admitir a la viuda de un oficial subalterno de marina. Ahora todo sería distinto. Ligándose a don Manuel, no sería una de tantas amigas secretas sino la amante oficial, la rival de la reina.

Don Manuel había bebido y ardía por el champaña y por la viudita; quería explayarse con ella. Le preguntó si sabía de equitación. Pregunta inverosímil y tonta; eso pertenecía a las damas de los Grandes y de los ricos. Contestó Pepa que en las plantaciones de su padre había montado a menudo a caballo, pero en España apenas si conocía borricos y mulas. Tendría que recobrar muchas cosas, le dijo don Manuel; tendría que cabalgar; resultaría divina. Él era un buen jinete. Y Pepa vió su oportunidad. «Toda España», le dijo, «sabe que usted es un jinete excelente. ¿Lo veré alguna vez a caballo?».

La inocente pregunta era muy audaz; una verdadera insinuación aun en los labios de la viudita más bella del país; a los ejercicios de equitación del duque solía asistir la reina y, a veces, el rey también. ¿No sabía la señora Tudó lo que todo Madrid comentaba? Por un segundo el duque se quedó cortado; más aún, desvanecida de repente su ligera ebriedad, vió abrirse una jaula en la cual le invitaban a entrar dos hermosos labios. Se fijó más en esos labios anchos y tentadores; vió también los ojos verdes calmados fijos en él, esperando, y supo que si decía que no, si se echaba atrás, perdería a esta magnífica mujer, de la cual lo aturdían el cabello rojizo, la piel blanca, el perfume penetrante y discreto a un tiempo. Sí, podría correr una aventurilla, si se negaba, pero él quería algo más, la quería para siempre, y siempre era siempre, y la quería sólo para él… Tragó saliva, bebió, volvió a tragar saliva y dijo: «Ciertamente, señora. Naturalmente… Será un honor para mí, doña Josefa, montar delante de usted. La Corte irá en estos días al Escorial; una mañana, su rendido servidor Manuel Godoy regresará a Madrid, al picadero; se alejará por unas horas de los cuidados y los negocios de Estado y cabalgará ante usted, por usted, doña Pepa». Por primera vez empleó esa forma afectiva y familiar del nombre.

Pepa Tudó saboreó en su fuero íntimo el triunfo logrado. Pensó en los romances; las palabras de don Manuel eran tan poéticas como ellos. Cambiarían muchas cosas en su vida y muchas en la de don Manuel. Y algo también en la de Francisco. Podría prestarle algún servicio o negárselo. No lo negaría naturalmente. Pero —y por sus ojos verdes pasó una luz de venganza— le dejaría sentir su protección.

El señor Bermúdez observó que el duque se deshacía por Pepa y sintió un escalofrío. A menudo don Manuel se lanzaba impetuosamente en aventuras, pero nunca como ahora. Sería necesario cuidar de que no hubiera contratiempos. A veces, el duque se olvidaba de la reina; ésta no se oponía a que de vez en cuando echara una cana al aire, pero no era mujer para tolerar una relación seria de don Manuel. Y esto de la viudita no prometía ser cosa de unos días. Cuando la reina se enfurecía, rebasaba los límites, y en ese caso podía oponerse a la política de don Manuel, a la suya en realidad.

No quiso angustiarse por anticipado; volvió la espalda a los dos y miró a Lucía. ¡Qué hermosa, qué gran dama! Ciertamente, desde que entre sus cuadros estaba el retrato de Goya, ella no le parecía tan indiscutible en su porte de dama. En largos años de estudio, había encontrado normas claras; por la lectura de Shaftsbury, conocía lo que era bello y lo que no lo era. Pero ahora se le desvanecían los límites, y de ambas Lucías, la de carne y hueso y la pintada, emanaba un halo que percibía con inquietud.

Logrado el asentimiento de don Manuel para la visita al picadero, Pepa se entregó más confiadamente; contó de su infancia, de las plantaciones de caña de azúcar, de los esclavos y también de su relación con *La Tirana,* la gran actriz, y de sus lecciones.

Tendría que estar maravillosa en escena, le declaró en seguida el duque; sus ademanes sobrios y elocuentes, su cara expresiva, su voz que se metía en la sangre, todo le había hecho pensar en seguida que ella había nacido para la escena. «Seguramente usted canta también», dijo don Manuel. «Un poquito», contestó ella. «¿Podré escucharla alguna vez?», pidió el duque. «Canto solamente para mí», repúsole Pepa, y al ver su desilusión agregó: «Cuando canto para otro, es como si quisiera sentirlo muy mío», y lo miró fija y abiertamente. «¿Cuándo cantará para mí, doña Pepa?», solicitó en voz baja, codicioso. Ella no contestó y cerró el abanico, negando. «¿Cantó para don Francisco?», preguntó él celoso. Entonces ella cerró también la boca, apretó el ceño. Impetuosamente arrepentido, el duque rogó: «Perdóneme, doña Pepa. No quise herirla, usted lo sabe. Pero yo amo la música. No podría querer a una mujer que no siente la música dentro de sí. Yo también canto un poco. Permítame que cante para usted».

Se contaba en Madrid, que el mayor placer de la reina era oír cantar a su favorito, que se hacía rogar

mucho, y dos veces de cada tres se negaba a ello. Pepa se sintió muy orgullosa por haber sometido en esa forma al duque en el primer encuentro, pero demostró solamente una displicente amabilidad. «¿Sabes, Lucía?», exclamó. «El duque quiere cantar para nosotros». Todo el mundo se sorprendió.

El paje trajo la guitarra; don Manuel cruzó las piernas, templó el instrumento y cantó. Comenzó cantando el viejo y sentimental romance del mozo que, sorteado para quinto, tiene que ir a la guerra y piensa en el ejército, que va a ir lejos, y en Rosita, su Rosita, que se queda… Cantaba bien, con sentimiento y voz diestra. «¡Más, más!», pidieron las damas lisonjeadas, y don Manuel cantó una copla, una seguidilla bolera, la canción sentimentalmente irónica del torero fracasado en el ruedo, que ya no podía dejarse ver de la gente y menos de los toros. Doscientas madrileñas elegantes y bellas, majas y gomosas, y hasta dos duquesas, se habían perecido por él; ahora podía envanecerse si una moza de su pueblo lo dejaba acostarse en la paja a su lado. Lo aplaudieron vivamente y él se sintió satisfecho, mientras dejaba la guitarra.

Pero las damas pedían más. Tentado y titubeando, el ministro se declaró dispuesto a interpretar una buena tonadilla, pero a dúo con otro cantor, y miró a Goya. Éste, aficionado al canto y ligeramente excitado por la bebida, se prestó gustoso. El duque y él se consultaron en un murmullo, ensayaron, se acordaron y cantaron, tocaron y bailaron la tonadilla del mulatero. Éste insulta al viajero, que aumenta cada vez más sus exigencias, azuzando a la mula y al arriero, y no quiere desmontar en las subidas; al final se muestra mezquino y no añade un cuarto al precio pactado. Durante la disputa a gritos, se oye el relincho de la bestia imitado perfectamente ora por el duque, ora por Goya.

El primer ministro y el pintor de cámara de sus Católicas Majestades cantaron y bailaron enardecidos. Esos dos señores, elegantemente trajeados, no representaron al desbocado arriero y al viajero avaro: lo eran. Y lo eran más por ser quienes eran. Las damas contemplaban aquello encantadas; en cambio el abate y Bermúdez se entretenían en voz baja. Pero al culminar la violencia de la interpretación de don Manuel y de Goya, ellos también enmudecieron, sorprendidos en su experiencia mundana, sintiendo por aquéllos un ligero y sonriente desdén, nacido de la conciencia de su espiritualidad y su cultura. ¡Cómo se deshacían esos bárbaros para agradar a las damas; cómo se rebajaban sin advertirlo! Finalmente, Manuel y Francisco sintieron que habían cantado y saltado lo bastante y respiraron agotados y felices.

Pero entonces, de sorpresa, hubo otro espectáculo: don Agustín Esteve.

Los españoles consideraban la ebriedad como degradante, porque quita a los seres humanos la dignidad. Esteve no recordaba haber perdido la lucidez bebiendo. Ahora, en cambio, había tomado más de la cuenta y lo sabía. Estaba irritado consigo mismo, pero más con los invitados. Allí estaban don Manuel Godoy, un duque de Alcudia, que llevaba colgando sobre el vientre una presea de oro, y don Francisco de Goya, que se agitaba y revolvía su arte como agua sucia. La suerte había elevado a ambos desde la nada a la cumbre más alta y todavía echaba a sus pies lo que sólo podían soñar: riqueza, poder, fama, mujeres apetecibles. Y en lugar de dar gracias humildemente al cielo, se ponían en ridículo y bailoteaban como cerdos apaleados ante los ojos de la más maravillosa mujer del mundo. Y tenía que quedarse y mirar, y beber champaña, del que estaba hasta el gañote. Por lo menos sentiría el valor necesario para decir al abate lo que pensaba y a don Miguel, culto borrico de biblioteca, su ignorancia acerca del tesoro que poseía.

Con voz basta, comenzó Agustín a explayarse acerca de la hueca sabiduría de ciertos señores, que charlaban a lo ancho y a lo largo sobre su Aristóteles y su Winckelmann, como un griego y un alemán. Teniendo dinero y tiempo para el estudio, no hubiera sido difícil, siendo colegial con cuello de petimetre y zapatos con hebilla, haber podido presumir de manteísta como ellos, con el fin de ganar o mendigar una mala sopa para la cena. Sí, algunos señores tuvieron los veinte mil reales para francachelas y toros y el diploma doctoral. «Y quien no posee su doctorado, pero entiende de arte más que las cuatro Universidades y toda la Academia, así está y tiene que hartarse de champaña y pintar caballos bajo el trasero de generales derrotados». La copa de Agustín se volcó y él mismo cayó sobre la mesa con el aliento cortado. El abate sin embargo dijo buenamente: «También Agustín ha cantado su tonadilla».

Don Manuel comprendió al magro ayudante de su pintor. «Está borracho como un suizo», dijo sin maldad; pero los soldados de la guardia suiza se conocían porque durante las salidas libres vagaban por la ciudad del brazo, en largas filas, ebrios, provocativos, molestando a los transeúntes. Don Manuel advertía satisfecho la diferencia entre la borrachera pesada y perversamente excitada de Esteve y la suya, ligera, simpática, agradablemente cálida. Se sentó al lado de Goya, para abrir su corazón al pintor, amigo prudente, más viejo y tan simpático, y siguió bebiendo.

Don Miguel se entretuvo con Pepa. Era evidente que ésta tendría por algún tiempo mucha influencia sobre el duque; creyó pues conveniente, por España y por su propia carrera, asegurarse su amistad.

Don Diego se había sentado al lado de doña Lucía; conociendo a los hombres, creía conocerla también. Ella había vivido y tenía que estar satisfecha y orgullosa por haber llegado a la meta. No era fácil conquistar

a una mujer de esta clase; hombre de ciencia, filósofo y teórico, tenía su sistema, su estrategia. Cuando esa mujer mostraba una leve ironía difícil de interpretar, donde cabía cierta vanidad, era porque tenía conciencia de su origen y estaba orgullosa de ese origen. Pertenecía a la clase baja, a las majas; ella no lo olvidaba y en eso residía su fuerza. Los majos y las majas de Madrid no cedían ante nadie, se sentían españoles tan puros y aún más puros que los Grandes. El abate consideraba a la dama como secretamente revolucionaria, que en París podía representar un papel, y con esta perspectiva había elaborado su plan.

No sabía si don Miguel hablaba con ella de negocios de Estado ni si ella se interesaba en ellos. Hizo como si desde su estrado, desde su salón, doña Lucía dirigiese los destinos de España. Los primeros tanteos de paz habían tenido poco resultado: París desconfiaba. ¿No sería posible que un clérigo tolerado por la Inquisición y una dama elegante, dueña del primer salón de Europa, trataran con los parisienses los asuntos de España con menos compromiso pero con más eficacia que los estadistas de palacio? Don Diego dejó entender que tenía influencias en París, con la posibilidad de llegar hasta personajes inaccesibles a los demás. Cautamente, hilvanando galanterías, le pidió consejo y la incitó a sellar una alianza con él. La inteligente mujer advirtió que las finalidades del abate estaban más allá de la política. Pero la lisonjeaba la confianza de ese señor culto y nada ingenuo; la lisonjeaba el papel sutil y espinoso que le ofrecía. Y por primera vez sus ojos oblicuos y ambiguos lo miraron con serio interés. Mas luego mostró trazas de cansancio; era tarde y ella solía dormir bien y mucho. Se retiró, llevándose a Pepa, que quería arreglar su tocado.

Don Manuel y Goya se quedaron. Nada veían de lo que pasaba en torno de ellos; bebían y se ocupaban de sus cosas, de sus personas. «Yo soy tu amigo», aseguraba el duque al pintor, «tu amigo y protector, Francho. Los Grandes fuimos siempre protectores de las artes, y yo siento el arte. Has oído cómo canto. Y somos lo mismo, tú y yo, el estadista y el pintor. Tú desciendes de campesinos de Aragón, ¿verdad? Se conoce por tu manera de hablar. Yo tengo madre noble, pero, entre nosotros, también vengo de aldeanos. Hice de mí algo grande y lo mismo haré de ti; déjalo por mi cuenta, querido Francho. Somos hombres tú y yo. Ya no hay muchos hombres en el país: "España produce grandes hombres, pero los desgasta pronto", dicen, y es así. Con tantas guerras, quedan pocos. Quedamos tú y yo. Por eso las mujeres se pelean por nosotros. En la Corte hay ciento diecinueve Grandes, hombres solamente dos. Mi padre me llamaba siempre: "Manuel, mi torito". Torito me llamaba y tenía razón. Y no hay torero para este toro; no ha nacido todavía. Te diré, don Francisco, mi Francho: la suerte hay que tenerla, no viene sola. No es una cualidad, como la nariz, el olfato, la pierna, el trasero y lo demás; se tiene o no se tiene. Me gustas, Francho. Y yo soy hombre agradecido y te debo gratitud. De nacimiento tengo buena vista, pero sólo tú me enseñaste a ver. ¿Quién sabe si la viudita se hubiera encontrado en mi camino sin tu retrato? ¿Quién sabe si hubiera visto en ella a la diosa, sin tu retrato? ¿Dónde está? Parece que no está; no importa, ya volverá. Por suerte la dicha no huye de mí. Te lo digo yo: esta señora Tudó es toda una mujer. La que me conviene. Pero tú lo sabes ya, no necesito decírtelo. Es sutil, inteligente y habla francés. Además es artista, amiga de *La Tirana.* No se exhibe, es reservada, una de las pocas damas que hay. Y sólo muy cerca de ella se sabe cuánta música tiene dentro. Pero llegará un día, mejor dicho una noche, y podré saberlo. Y esa noche ha llegado, ¿no te parece?».

Goya escuchaba con una sensación contradictoria, sin desprecio, pero tampoco sin afecto por el ebrio. Aquello que decía era su verdad íntima. Y aun borracho, Manuel confiaba en él, lo creía amigo y era su amigo. ¡Notable la forma en que se entrelazaban los hechos! Quiso gracia para Jovellanos, pudo vencerse y entregó por eso a Pepa, y ahora Manuel era amigo suyo; Manuel, el hombre más poderoso del país… No necesitaba ya del pedante y orgulloso Bayeu, su cuñado; más aún, ahora, gracias al duque, estaba seguro de llegar a ser primer pintor del rey, contra toda oposición. Por cierto, no se puede invocar la suerte, y la afirmación del duque acerca de la cualidad innata, era sólo presunción. Goya no presumía. Tenía conciencia de las oscuras fuerzas que lo rodean a uno. Se persignó mentalmente; la suerte tiene piernas veloces, la desgracia, alas. Muchas cosas podrían ocurrir antes de ser primer pintor del rey, pero Manuel tenía razón; eran iguales, aliados, hombres. Por eso, a pesar de las fuerzas oscuras, estaba seguro de sí, de su destino. Porque ese día contaba con una fortuna: no se trataba de un diploma con el sello real, se trataba de un rostro ovalado casi moreno, de unas manos delgadas, infantiles, carnosas; la fortuna era «chatoyante», irisada como una gata… Tuvo que aguardar mucho, desesperadamente; al final, había sido invitado a la Moncloa, al palacio de Buenavista, con una invitación de puño y letra…

Don Manuel siguió charlando, pero de repente se interrumpió. Pepa estaba de nuevo allí, con el tocado en orden. Las velas estaban casi consumidas, en la sala había olor a vino desbravado, el paje dormitaba cansadísimo en una silla. Agustín se apoltronaba delante de la mesa, con la gruesa y cerril cabeza entre los brazos, los ojos cerrados, roncando. También don Manuel parecía cansado. Pepa, en cambio, parecía

perezosa, pero fresca y magnífica.

El señor Bermúdez se dispuso a encender más velas, pero don Manuel, sorprendentemente sobrio ahora, se lo impidió. «No, no, don Miguel», exclamó, «no se preocupe. Hasta la fiesta más bonita debe tener su fin».

Se dirigió hacia Pepa con pasmosa agilidad y le hizo una profunda reverencia. «Concédame el honor, doña Josefa» le dijo con voz acariciante, «de permitirme acompañarla a su casa». Calmada y amable, Pepa lo miraba con sus ojos verdes y jugaba con el abanico. «Muchas gracias, don Manuel», contestó, e inclinó la cabeza.

Y delante de don Francisco pasaron Manuel y Pepa. Afuera, dormida en un sillón, estaba la dueña. Pepa la despertó sonriendo y el sereno les abrió. Resonaron los cascos de los caballos y el suntuoso coche de don Manuel paró en la puerta. Luego el cochero de calzas rojas hizo arrancar los caballos. En un tumbo, Manuel y Pepa atravesaron la noche de Madrid, hacia casa…

10

POCOS DÍAS MÁS TARDE, mientras Goya, por cierto sin entusiasmo, trabajaba en el retrato de don Manuel, se presentó un visitante inesperado: don Gaspar Melchor de Jovellanos. El ministro había cumplido su promesa sin vacilar. La magra cara de Agustín se nubló perpleja de confusión, alegría y respeto, al ver entrar en el estudio al admirado estadista. Goya se sintió embarazado, orgulloso y avergonzado porque el gran hombre, apenas llegado, venía a darle las gracias.

«Puedo afirmar», declaró don Gaspar, «que durante todo mi confinamiento nuca dudé de que al final mis enemigos tendrían que llamarme. El progreso es más fuerte que el autoritarismo de individuos corrompidos. Pero sin su intervención, don Francisco, aquello podía durar mucho aún. Es apoyo y consuelo que los amigos osen decir alguna palabra valiente por la patria. Y es doblemente grato si la palabra la dice alguien de quien, a fuer de sincero, no se esperaba. Acepte mi gratitud, don Francisco».

Hablaba con dignidad, a pesar de que la cara severa, arrugada y huesosa permanecía hosca. Cuando terminó, se inclinó ante Goya.

Goya sabía que en los círculos liberales corrían las grandes frases, pero desdeñaba lo patético; las palabras ocasionales del visitante lo dejaban perplejo; contestó vagamente. Luego, más animado, observó que don Gaspar tenía un aspecto de salud y robustez que alegraba. «Sí», contestó rencorosamente Jovellanos, «se equivocó la gente que me supuso consumiéndome de pena en el exilio. Quiero a mis montañas. Estuve trepando alturas, cazando, estudiando en paz, y, como usted dice bien, no me sentó mal».

«Es decir», opinó respetuosamente Agustín, «que según se rumorea, durante su descanso escribió usted algunos libros importantes». «No me faltó el tiempo», contestó Jovellanos, «y puse en el papel algunas ideas. Ensayos de filosofía y de economía estatal. Amigos fieles juzgaron mis escritos buenos como para contrabandearlos a Holanda; poco seguramente o nada de todo eso llegó a Madrid». «Creo que se equivoca, don Gaspar», interrumpió sonriendo Agustín, con voz ronca pero entusiasta; «conocemos, por ejemplo, una obra breve pero importante: “Pan y toros”. El autor firma con el nombre de Cándido Nocedal, pero cualquiera que conozca una sola obra de Jovellanos, sabe quién es ese Nocedal. Y de eso escribe una sola persona en España». El rostro enjuto y rugoso del estadista enrojeció. Agustín continuó ardorosamente: «La Inquisición corrió detrás del libro y tuvo a mal traer a quien fuera sorprendido leyéndolo. Pero los madrileños no se dejaron atemorizar, copiaron y volvieron a copiar el original y muchos lo saben de memoria», y comenzó a citar: «Madrid tiene más iglesias y capillas que casas, más curas y frailes que seglares. En cada esquina se ofrecen reliquias falsas y consejas sobre mentidos milagros». Y continuó ahondando el tema con la religión reducida a exterioridades absurdas, que creó hermandades y mató la fraternidad; con esa España blanda, decaída e ignorante que en cada rincón cuelga una polvorienta imagen de la Virgen; con la confesión mensual y el empecinamiento en el vicio hasta la muerte, para concluir afirmando que no hay paganos tan bárbaros como los cristianos españoles, que temen las prisiones de la Inquisición y no el juicio final. «Don Cándido Nocedal tiene razón», dijo sonriendo maliciosamente Jovellanos.

Francisco escuchó con miedo y disgusto las resonantes parrafadas y se irritó con Esteve que las declamaba en su casa. Goya no amaba a la Iglesia ni a sus autoridades, pero esas audacias, esas blasfemias eran peligrosas, podían atraer las persecuciones de la Inquisición. Desafiaba también a la suerte. Miró a la Virgen de Atocha y se persignó. Pero el pintor que había en él tuvo que notar la transformación operada en Jovellanos. El duro rostro se había suavizado y gozaba lo grotesco de la situación, alguien le repetía las frases llevadas ocultamente a Madrid desde el destierro bajo nombre ajeno. Goya vió algo debajo de los rasgos duros de Jovellanos y supo cómo lo retrataría: todo un hombre a pesar de la terca dureza de su virtud.

Casi complaciéndose, Jovellanos evocó recuerdos de su pasado político. Contó con qué astutos rodeos pudo imponer medidas de progreso. Una vez logró, por ejemplo, una ordenanza que prohibía volcar en la calle la suciedad de Madrid. Los adversarios reunieron opiniones de médicos, según las cuales al aire sutil de la ciudad causaría graves morbos si no se le esperaba con las emanaciones de la inmundacia. Él los derrotó con otros datos médicos; el aire sutil de Madrid era bastante denso gracias al humo y al hollín de las industrias por él traídas a la capital.

Pero el amable humor de don Gaspar se desvaneció en seguida, porque estalló en crudas censuras del régimen. «En nuestros días», dijo acalorándose, «mejoramos el nivel de vida del pueblo, rebajando

impuestos. Logramos que un niño de cada ocho frecuentara la escuela. Nuestros barcos llegaban de América cargados de oro y tuvimos un fondo de reserva. El régimen actual lo dilapidó todo. Ni los señores ni las damas entienden que las prodigalidades de María Antonieta fueron la causa principal de la revolución. Gastan a manos llenas, más locamente aún. Mantienen favoritos, compran caballos ingleses y árabes, en lugar de rearmar al ejército. Nosotros hemos fomentado la educación y el bienestar; éstos siembran la ignorancia y la miseria; ahora cosechan devastación y derrotas. Con nosotros, los colores de España eran el amarillo y el rojo, con éstos, son el oro y la sangre».

Francisco juzgaba las palabras de Jovellanos como torcidas y exageradas. Tendría razón en detalles, pero el odio le falseaba el cuadro general y si Goya hubiese tenido que retratarlo en ese momento, lo hubiera representado como un fanático sombrío de frente muy estrecha, no de otra manera. Con todo, Gaspar Jovellanos era uno de los hombres más inteligentes y honrados del país. Los que se dedican a la política, por lógica deben exagerar en un sentido u otro; Goya se alegró de no tener nada que ver en política.

En tanto, Jovellanos estuvo contemplando el retrato de don Manuel con sombría mirada. Finalmente, tendió el dedo y señaló como acusando, al duque, que a medio terminar aparecía altanero en la tela. «Si este señor y su dama», dijo furioso, «no fueran tan desmesuradamente disipados, habría más dinero para escuelas. Esto es justamente lo que no quieren. Se fomenta la ignorancia para que el pueblo no note la causa de su miseria. ¿Cómo se explica que una Francia pobre derrote a todo el mundo? Se los diré, señores míos: se explica porque el pueblo francés tiene buen sentido, honestidad, salud moral. ¿Nosotros? Tenemos un rey sin cerebro, una reina empeñada en saciar exclusivamente sus caprichos amorosos y un primer ministro que ostenta un solo valimiento: muslos firmes».

Francisco estaba indignado. Carlos IV no era un genio, debía admitirlo, y doña María Luisa era caprichosa y lasciva, pero el rey tenía buenas intenciones y cierta dignidad; la reina, diabólicamente hábil, había dado al país una serie de infantes. Con don Manuel era fácil entenderse, si no se le irritaba. Además le halagaba el que estos personajes le concedieran su amistad. Creía que el poder de los monarcas es un don de los dioses y si Jovellanos pensaba lo que decía, no era un español y debía irse a Francia, al país de los ateos y los revolucionarios.

Pero Goya se dominó y dijo solamente: «¿No es usted un poco injusto con el duque?». «¿Un poco?» preguntó Jovellanos. «Mucho, espero que mucho. No quiero ser justo con un granuja. Y de todas sus maldades, la que menos le perdono es el haber sido injusto conmigo. Con justicia no se puede hacer política; con la justicia no se identifica la virtud, la que exige a veces la injusticia».

Muy suavemente, pero saboreando la doble ironía de su situación, Francisco replicó: «Después de todo, don Manuel trata de reparar lo que hizo con usted. De otra manera, ¿por qué lo hubiera sacado a usted del destierro?». Jovellanos, mirando furioso el retrato a medio terminar, contestó: «Me quita el sueño pensar que tengo que estarle agradecido». Y con esa transición repentina que hacía olvidar lo duro, lo antipático que había en él, continuó: «Pero no hablemos más de eso, sino de su arte. Le debo gratitud, don Francisco y, pensando en su arte, me satisface mi deuda. Me aseguran que usted es uno de los mejores retratistas de España». La cara de don Gaspar, al decir esto, estaba radiante, casi suavizada, y llena de amistad. Goya se felicitó de corazón por esas palabras. Mas no por mucho tiempo, porque enseguida don Gaspar se hizo inaguantable al comentar: «Me dicen también que algún cuadro suyo alcanza casi a Bayeu y Maella». El mismo Agustín se sobrecogió.

«Le debo también a don Francisco», siguió diciendo, «y por eso le debo también franqueza. Usted sabe mucho, tal vez tanto como aquéllos, quizás aun más. Pero usted se burla demasiado de las grandes verdades heredadas; usted juega con el color, disuelve la línea y con eso echa a perder su talento. Tome por modelo a David; necesitaríamos un David aquí, que se revolvería rabioso contra la Corte y su podredumbre. No pintaría damas, sino a Zeus tonante». «Viejo lunático», pensaba Francisco, «pierde todo el ingenio cuando se irrita». Y en voz alta, sin ocultar la ironía, contestó: «¿Quiere que lo retrate, don Gaspar?».

Por un segundo pareció que Jovellanos estallaría, pero se dominó y contestó apenas, casi amable: «Lástima que no acepte mis objeciones, don Francisco, porque yo lo tomo en serio a usted. Después de la política, lo que más quiero es el arte. El valor del artista, unido a la pasión política, alcanzaría lo más alto que el hombre puede lograr. En este país, David sería tan útil como Mirabeau».

Apenas Jovellanos se marchó, Goya se encogió de hombros y luego se enfureció. Había tenido que aguantar callado los escolásticos disparates del moralista. «Debimos dejarlo entre los riscos que se merecía», estalló volviéndose hacia Agustín; «Y tú tienes la culpa; me miraste tan mal, fanático reprochador, que de puro tonto dije que sí. Y tendré que aguantar quién sabe cuánto a este enojoso pedante. Se le seca a uno la paleta si él la mira».

Esta vez Agustín no se calló. «No hable usted así, groseramente y desafiando», replicó; «lo que dijo de

usted y de David es por cierto muy torpe. Pero es lógico que quiera hacer política aun del arte, hoy, en España. Tome nota de ello». Aguardó que Goya gritase, pero éste no lo hizo. Dueño de sí, con venenosa ironía, contestó: «Y esto me lo quiere enseñar un tío que cuando se inspira, apenas colorea un trasero de caballo… ¿Son políticos los traseros de tus caballos? El David de España… ¡Qué magistral desatino! El David español lo serás tú, Agustín; para eso tienes talento».

Echando adelante la gruesa y flaca cabeza, Esteve replicó sombrío y testarudo: «Le diré una cosa, don Francisco; algo te diré. Francho, ilustre pintor de Corte y miembro de la Academia. Jovellanos tiene mil veces razón, aunque te enojes y babees veneno. Tus cuadros son porquerías, a pesar de todas tus dotes, y en mis traseros de caballos hay más sentido común y política que en todas las obscenas comidillas de tus grandes damas. Y mientras carezcas de opiniones, cobardemente neutral, y aun teniéndolas te las calles, tu pintarrajear será solo zarrapastrosa porquería». Y señaló el retrato de don Manuel. «¿Te atreves a mirarlo? Es una infamia… ¡Qué vergüenza! Hace una semana que embadurnas la tela y no te sale nada. Y lo sabes. Pintas un uniforme magnífico y rutilantes condecoraciones con maravillosos colores, y la cara sigue vacía, todo está vacío. Emporcado, no pintado… ¿Y por qué? Porque lo quieres hacer hermoso. Y tu Manuel está hecho de la misma pasta que tú, orgulloso y vanidoso y miserablemente atento a su poquito de reputación. Por eso no te atreves a pintarlo como es; tienes miedo de la verdad, de su verdad y de la tuya… Eres un collón». Esto colmaba la medida. Echando adelante la redonda cabeza leonina de rústico, Goya saltó sobre él, apretando los puños poderosos: «Calla la boca, bufón melancólico», ordenó amenazador: «Ni lo pienso», contestó Agustín. «Estás ensuciando telas tus diez horas diarias y te ufanas de tu laboriosidad y de tus miles de cuadros. Te digo que eres vergonzosamente irresponsable, viciosamente sucio. Desertas, por cobarde; no mereces el don que posees. Pintando a doña Lucía, encontraste una luz nueva, un aire nuevo. ¿Y qué sacas con ello? En lugar de concentrarte y dedicarte a lo nuevo hasta dominarlo, te abandonas a tus manos y sigues con mamarrachos brutales en tu vieja rutina».

«¿Te callarás la boca, perro maldito?» exclamó Goya tan amenazante que cualquiera se hubiera alejado; pero no don Agustín. Éste vió que Goya respiraba con dificultad y recordó que el irritado amigo se quedaría sordo en seguida. Por eso levantó aún más la voz: «Tal vez», le gritó, «tu Manuel estará satisfecho con esta porquería, pero no deja de ser porquería, porquería efectista y por eso porquería doble. Y tú lo sabes. ¿Por qué fracasas en forma tan lamentable? Por maloliente haragán, por no querer concentrarte, por ser demasiado lascivo para ello. Una infamia… ¡Qué vergüenza! Y aguardas a una mujer que no te dice enseguida que sí y que probablemente no merece tu espera».

Lo último que Goya oyó fué «¡Qué vergüenza!». Después se hundió en una roja nube de frenesí que le destrozó oídos y cerebro; luego no oyó nada más. «¡Fuera!» rugió. «Vete con tu Jovellanos. Píntalo. Píntalo como tu David representó a Marat muerto en la bañera. ¡Fuera, te digo! ¡Fuera! ¡Y para siempre!».

Francisco no percibió la réplica de Agustín: sólo le veía mover los labios. Quiso lanzarse sobre él, pero Esteve se marchó deprisa, desmañado, a pasos muy largos.

> *… Aturdido y solo se quedó con su Manuel a medio acabar. «¡Qué vergüenza!» se repitió una y otra vez. «¡Qué vergüenza, qué vergüenza!». Luego se fué corriendo, preocupado, detrás del otro, llamándolo a gritos, aullando casi, porque no podía apreciar el sonido de su voz; le fallaba todavía el oído. «Pero quédate», gritaba, «quédate, borrico, déjame hablar. ¡Cómo eres! Me endilgas las peores groserías y, si replico, te soliviantas como una vieja tía de las infantas…».*

11

FRANCISCO GOYA había retratado casi a la mitad de los ciento diecinueve Grandes de España. Conocía sus debilidades humanas; procedía entre ellos como entre iguales. Mas en el instante de ir a la Moncloa, al palacio de la duquesa de Alba, le invadió aquel miedo que sólo sintió, cuando jovencito, al comparecer por primera vez ante el conde de Fuendetodos, el omnipotente amo de su padre.

Se reía de sí mismo. ¿Qué temía? ¿Qué esperaba? Iba a ver a una mujer que se le había insinuado claramente; aquello no pudo ser mentira. ¿Por qué se había callado ella tanto tiempo?

Había estado muy ocupada esas semanas, era cierto. Goya había oído muchas cosas de ella, la ciudad entera hablaba de lo que la duquesa hacía o dejaba de hacer. Dondequiera que se encontrara, tuvo que imaginar que la nombrarían, y lo recelaba y lo deseaba al mismo tiempo. Sabía que ese nombre causaba idéntica impresión en las tabernas de los guapos y en los salones de los Grandes. Se la tildaba ignominiosamente de vicios, se contaban atrocidades y, al mismo tiempo se sentía embeleso porque la descendiente del duque de Alba, el hombre más cruel de España, era tan luminosamente hermosa, tan niña, tan altiva, tan caprichosamente licenciosa. A veces conversaba con los pilluelos de la calle sobre la próxima corrida; en seguida desdeñaba altanera el saludo. A veces, mostraba en desafío su gusto por costumbres francesas; luego procedía estrictamente a la española, como una maja. Y siempre buscaba desavenencias con la reina, la extranjera, la italiana.

En realidad, Cayetana vivía tan orgullosamente, tan extravagantemente como la reina. Tenía también caprichos costosos y no era ciertamente más virtuosa. Cuando el torero Costillares brindaba el toro a la reina, todos callaban; si se lo brindaba a Cayetana, la plaza entera estallaba en júbilo. Era un descaro hacerse construir un nuevo palacio, mientras el país sufría por la guerra las mayores privaciones. ¿No había sido la prodigalidad de María Antonieta en la edificación del Trianón una de las causas que la llevaron a la guillotina? En cambio, sonriendo temeraria en su orgullo de Alba, la duquesa continuaba los solaces de la desgraciada reina de Francia, donde ésta tuvo que ponerle término. Y muy pocos, entre ellos Francisco, podían decir si por eso la odiaban o la admiraban. Al pueblo de Madrid siempre le había pasado lo mismo con los Albas. Se irritaba contra ellos. Se reía de ellos. Pero los quería.

El palacio era pequeño; estaban invitados solamente los íntimos de la duquesa y los Grandes más encumbrados. Francisco se sentía orgulloso y feliz por estar entre ellos. Pero esa mujer era tan poco segura como el tiempo que haría el año venidero. Quizá no recordaba siquiera que lo había invitado. ¿Cómo lo recibiría? ¿Llevaría su abanico? ¿Qué le daría a entender con él? ¿Le llamaría Goya o don Francisco o, simplemente, Francho?

El coche llegó a la puerta de la reja de Buenavista y avanzó rampa arriba. Sobria, la fachada se levantaba verdaderamente imponente al estilo desornamentado de Herrera, sin aditamentos chocantes. Al abrir la puerta, se veía elevarse en vuelo una escalinata y desde el final, arriba, dominaba orgulloso sobre los visitantes un gran retrato de un antepasado. Goya tuvo que sentirse cohibido ante el nombre de Alba, el primero en el país, más antiguo, famoso y respetable que el de los Borbones. Y fué subiendo, en traje de cortesano sobre su esencia rústica, acompañado por el mayordomo, entre dos filas de lacayos. Delante de él, en voz queda y admirativa, murmurado de boca en boca, voló su nombre: «El señor de Goya, pintor del rey», hasta que arriba el portero anunció en voz alta: «El señor de Goya, pintor del rey».

Aquel señor de Goya, mientras subía, a pesar de su temor y su dignidad, observó asombrado que el interior del palacio contrastaba audaz y grotescamente con su severo estilo clásico. Allí todo ostentaba ese lujo alegre que creó casi un siglo antes de la Corte francesa, la de Luis XV y la Dubarry. ¿Quería mostrar la dueña que ella era al mismo tiempo la heredera del nombre más orgulloso y sombrío de España y la fiel secuaz de la vida galante de la decaída nobleza de Francia? Pero en las paredes del palacio la de Alba había colgado cuadros muy distintos de los que adornaban castillos parecidos de aristócratas franceses; nada de Boucher o de Watteau que hubiese correspondido a los tapices de Goya o de Bayeu. Allí había solamente pinturas de los viejos grandes maestros españoles, un retrato de un Grande de España, hosco y cruel, salido del pincel de Velázquez, un Santo sombrío de Rivera, un monje aún más fanáticamente sombrío de Zurbarán.

A la vera de estos cuadros estaban sentados los escasos huéspedes. Había cinco de los grandes señores que podían permanecer cubiertos delante del rey, acompañados por sus damas. Estaba el eterno deudor de Goya, el señor de Havré, embajador del rey niño de Francia y su Regente; ceremonioso, desteñido, pero

arrogante, con aquella hija bonitilla y flaca de apenas dieciséis años. Estaba también el abate don Diego; y además, un señor rubio, imponente, de rasgos firmes y enérgicos; antes de que se le presentaran, Goya supo quién era: el doctor Peral, el odiado, el médico, el rapabarbas.

Mas ¿quién era aquél, que serio, grave y austero constituía la negación viviente de los inútiles entretenidos que llenaban el palacio? Sí, era don Gaspar de Jovellanos, el adversario de la Iglesia y del trono, el político perdonado de mala gana, a quien el rey no había concedido aún la gracia del besamanos. Era una singular osadía el que la duquesa lo invitara ese día, cuando aguardaba a sus Católicas Majestades. Caballeros y damas no sabían realmente cómo proceder con don Gaspar. Lo saludaron fría y cortésmente, pero evitaron conversar con él. Y a él le pareció bien. Esa invitación de la primera aristócrata del reino representaba un triunfo de su causa; por lo demás, nada le importaba codearse con la más luminosa nobleza. Petulante y solitario, estaba sentado en un silloncito dorado, y Goya tuvo la impresión de que el mueblecito se destrozaría bajo el peso de tanta dignidad.

El duque de Alba y su señora madre, la marquesa de Villafranca, hacían los honores de la casa. El duque estaba más animado que nunca. «Tendrá usted una pequeña sorpresa, querido», le dijo a Goya. El abate explicó que la duquesa inauguraría el teatro de Buenavista con música de cámara; el duque colaboraría como intérprete. Goya no se interesaba mucho en eso; estaba nervioso, extrañaba la ausencia de la dueña de la casa; le parecía raro que no estuviera allí recibiendo a sus invitados. Mas también esto podía explicarlo el abate. De buena o de mala gana, había que aguardar la llegada de Sus Majestades, antes de recorrer el palacio. Sólo que doña Cayetana no quería esperar ni a la pareja real siquiera. Había organizado un servicio de información; ella entraría en la sala inmediatamente antes de los reyes.

Y allí estaba ahora. Francisco se había impuesto a menudo permanecer tranquilo al verla, pero le sucedió lo mismo que la primera vez. Los invitados, los cuadros, los dorados, los espejos, los candelabros, todo desapareció: allí estaba ella sola, ostentando una sencillez extremada, casi desafiante. Su vestido blanco carecía de adornos, tal como lo llevarían las damas de París en ese momento; de su delgada cintura, ceñida por ancha banda, caía hasta el suelo la amplia falda, orlada con un vivo de oro pálido. En la muñeca llevaba una esclava de oro; ningún otro adorno más. El cabello negrísimo fluía en ondas espesas, en indomables rizos, hasta los hombros desnudos.

Goya se quedó como petrificado. Sin cuidarse de los que tenían derecho de saludarla antes que él, quiso adelantarse. Pero como si obedeciera a un plan trazado exactamente, desde la caja de la escalera, aumentando en resonancia, llegó el anuncio: «Sus Católicas Majestades». Los presentes formaron fila y Cayetana fué al encuentro de los soberanos.

El maestresala, levantando su bastón, anunció otra vez: «Sus Católicas Majestades y su Alteza el duque de Alcudia». El rey Carlos IV, imponente, ventrudo, voluminoso a pesar de sus cuarenta y seis años, llevaba un frac rojo con bordados de plata y encima la ancha banda del Toisón de Oro; bajo el brazo, el sombrero de tres picos, en la izquierda un bastón. La cara roja, amable y franca, con la gran nariz carnosa, la boca sensual y la frente estrecha a pesar de la calva incipiente, trataba de parecer majestuosa. Un paso atrás, llenando la puerta con la falda ahuecada, cubierta de joyas como la imagen de un Santo, un enorme abanico en la mano, apareció doña María Luisa de Parma, la reina; gigantesco, casi rozando el dintel, ondeaba el penacho de su sombrero. A la zaga, don Manuel, con la habitual sonrisa un poco fría en su bello rostro serio. En una reverencia cortesana, la duquesa de Alba besó la mano del rey y la de doña María Luisa. Ocultando apenas la sorpresa, la reina examinó con sus negros ojillos penetrantes el tocado insolentemente sencillo con la que la orgullosa duquesa osaba recibir a Sus Majestades.

Formaron corrillo. Y como si ése fuera su sitio, allí estuvo Jovellanos, el rebelde. El soberano, lento en ver, no lo reconoció en seguida. Luego, carraspeando, dijo: «Hace mucho que no nos vemos. ¿Cómo está usted? Tiene excelente aspecto». En cambio, la reina no pudo ocultar un segundo su penosa sorpresa; luego pensó que sería necesario aprovechar al financiero, puesto que se le trajo del destierro. Y aceptó graciosamente el besamanos del rebelde. «En estos durísimos tiempos, señor», le dijo, «nuestro pobre país necesita de los servicios de todos, sin distinción; por eso el rey y yo le dimos a usted también la ocasión de sincerarse». Hablaba en voz alta con su tono tan agradable; todo el mundo pudo admirar así la ambigua cortesía con que la soberana salía del paso. «Gracias, Majestad», contestó Jovellanos y empleó a su vez un tono oratorio que se escuchó en toda la sala. «Sólo espero que mis facultades no se hayan herrumbrado en ese obligado lapso de inacción». «Ya me pagarás todo esto», pensó María Luisa, refiriéndose a la de Alba.

Visitaron el palacio. «Muy bonito, muy a tono», exclamaba don Carlos admirado. La reina, en cambio, observaba con la envidia de buena conocedora los valiosos detalles de la instalación. Señaló las obras de arte de los antiguos pintores españoles, que pesaban con extraña frialdad sobre aquellos graciosos inútiles. «Obras muy raras ha colocado usted en las paredes, querida», observó; «yo me estremecería debajo de estos

cuadros».

En el teatrito, aun los Grandes más reservados e indiferentes lanzaron exclamaciones de asombro. La habitación en azul y oro resplandecía suntuosa y discreta al mismo tiempo a la luz de un sinnúmero de velas. Palcos y asientos, del material más noble, se ofrecían incitantes con cortesana delicadeza. Mas los pilares del escenario se destacaban por las viejas figuras heráldicas, testimonio de que la dueña de la casa reunía los títulos de siete Grandes de España.

Y llegó el instante esperado por el duque de Alba desde varias semanas atrás. El maestresala pidió a las damas y a los caballeros que se sentaran. En el escenario se presentaron el duque, su cuñada María Tomasa y la pequeña Genoveva, la hija del señor de Havré. La cuñada del duque, hermosa dama de pelo negro, resaltaba con su robustez al lado de la joven y del duque, pero tocaba el más pequeño de los tres instrumentos: la viola. En cambio, bonitilla y flaca, escasa de cuerpo y vestido, Genoveva tocaba el violoncelo, grande para ella. El duque tañía un instrumento cada vez menos empleado, el barítono o «viola di bordone», una suerte de violón de muchas cuerdas, no muy voluminoso, de sonido profundo, emotivo, duro y dulce al mismo tiempo.

Acordaron sus instrumentos, se hicieron señas con la cabeza y comenzaron un «Divertimiento» de Haydn. Doña María Tomasa tocaba tranquila y segura; Genoveva tañía su enorme violoncelo, atenta y sobria, con los ojos de par en par. El duque, en cambio, siempre tan frío y ausente, se animaba; sus dedos se convirtieron en seres de vida propia, los bellos ojos tristes resplandecieron, el cuerpo, tan rígido generalmente, ondulaba al arrancar la secreta esencia de su instrumento. Embelesada y conmovida, la anciana marquesa de Villafranca contemplaba a su querido hijo. «¿No es un artista mi José?», preguntó a Goya, sentado a su lado. Pero don Francisco veía con un solo ojo y escuchaba con un solo oído. Todavía no había hablado una palabra con Cayetana, ni sabía si ella lo había visto.

La música gustó a los invitados; las loas dedicadas al duque de Alba, sonriente y agotado, eran sinceras. Hasta el rey olvidó que José, más de una vez, un poco rebelde, se excusó con transparentes pretextos cuando lo invitó a tocar en su cuarteto, y se dispuso a decirle algo agradable, con mucha magnanimidad. Corpulento y rechoncho, el monarca se enfrentaba al primero de sus nobles, flaco y delicado. «Es usted un verdadero artista, don José», le declaró el rey, «y eso es raro en un señor de su alcurnia. Mas a decir verdad nada puedo hacer yo con mi modesto violín contra su barítono».

La duquesa de Alba explicó que su escenario pertenecía a los aficionados y preguntó si alguno de sus huéspedes quería tocar. La reina, simulando indiferencia, pero de manera que todos la oyeran, preguntó: «¿Qué pasa, don Manuel? ¿No quiere ofrecernos un romance o una seguidilla bolera?». Don Manuel vaciló un segundo; luego, sumiso, contestó que su pobre labor no estaba de acuerdo con un ambiente tan refinado. Doña María Luisa insistió. «Nada de melindres, don Manuel», le dijo; y no era ya la reina la que rogaba, sino una mujer que quería mostrar a los conocidos los múltiples talentos de su amante. Pero don Manuel, pensando casi seguramente en Pepa, no estaba de humor para ello. «Por favor, señora, créamelo», respondió «no estoy en condiciones de cantar y no cantaré».

La respuesta era brusca; un Grande no podía contestar así a su reina, un favorito a su dama, por lo menos en público. Hubo un breve y preocupado silencio. Pero la de Alba tenía tacto suficiente como para saborear la derrota de la soberana pocos segundos apenas, y con toda amabilidad, invitó a los huéspedes a la mesa.

Goya tomó asiento con la nobleza menor, al lado de Jovellanos y el abate. Hubiera sido imposible de otra manera. Pero se sentía molesto, hablaba poco y comía mucho. Aún no había podido hablar con la duquesa. Después de la comida —el duque se había retirado en seguida—, Francisco se quedó clavado en un rincón, ya no irritado, pero sí blandamente desilusionado.

«Usted me rehuye, don Francisco», oyó que decía una voz algo dura, pero más estremecedora que la música del maestro austríaco. «Primero desaparece semanas enteras», continuó la duquesa, «luego se me escabulle completamente». Don Francisco la miró fijamente, como aquella vez, sin reparos; ella lo hizo en amiga, pero ni por asomo como entonces, jugaba con el abanico, que no era el de Goya, y con él por lo menos expresaba algo placentero.

«Siéntese a mi lado», le ordenó ella. «Me faltó tiempo en estos días», comenzó a contarle; «la construcción me tuvo muy ocupada. Por ahora tampoco tendré tiempo; iré al Escorial con la Corte. Apenas regrese, me hará usted un retrato en su nuevo estilo. Todo el mundo se hace lenguas de su último cuadro». Goya escuchó, hizo una reverencia y se calló.

«No me dijo usted una sola palabra de mi casa», continuó la duquesa. «Usted no es amable. ¿Y qué opina de mi teatrito? Nada, naturalmente. A usted le embelesa una escena para cosas fuertes, varoniles, con mujeres de mucho pecho y voz robusta. A mí también, a veces. Aquí, desearía hacer representar algo

distinto, muy atrevido, ciertamente, pero delicado, elegante. ¿Qué le parecería, por ejemplo, "No hay burlas con el amor" de Calderón? ¿O le parece mejor "La moza de Gómez Arias"?».

El oído de Goya comenzó a fallarle; todo bailoteaba delante de sus ojos. «La moza de Gómez Arias» era la pintoresca comedia dulce y brutal del enamorado locamente de una joven, que la seduce, se harta en seguida de ella y la vende a los moros. El corazón de Francisco dejó de latir; la de Alba conocía el enredo de don Manuel y Pepa y se reía del pintor. Farfulló algo, se levantó y, con una desmañada reverencia, se alejó.

Estaba furioso. Se repitió lo que ella le había dicho. Lo meditó. Lo pensó. Gómez Arias era un perdulario, así, pero de clase, un vicioso que atraía a las mujeres. Las palabras de la duquesa significaban, sin embargo, que él tendría con ella todas las perspectivas. Pero no quería ser tratado así, no era un niño con quien se podía jugar.

Don Manuel se sentó a su lado y comenzó una conversación entre hombres, todo confidencias. Se explayó acerca de la negativa que acababa de hacerle a la reina, en el palacio de Alba, por añadidura. «No puedo dejarme mandar», explicó, «por nadie. Canto cuando "yo" quiero. Para los que me comprenden, no para estos Grandes. Soy uno de ellos, pero ¡qué sociedad ésta! Los dos nos encendemos en seguida, Francho, tú y yo; pero ¿desearía por amantes a todas estas damas? Ni unas cinco soportaría yo. La pequeña Genoveva es agradable, pero niña aún y no soy tan viejo para divertirme con chiquillas. Además, puedo pasarme también sin nuestra amable huésped. Quiere que la cortejen semanas y meses. Eso no es para mí. Demasiado caprichosa, complicada y presuntuosa… No me gustan largos prólogos, quiero que el telón se levante en seguida».

Goya escuchaba con sordo y amargo asentimiento. Don Manuel tenía razón; esa mujer no era más que una muñeca mimada y altanera. Estaba harto y se la arrancaría del corazón. Tenía que quedarse, mientras estuvieran allí Sus Majestades. Pero en seguida que se fueran, se marcharía él también, y la de Alba y su palacio de Buenavista, tan disparatado como ella, desaparecerían a sus espaldas para siempre.

Por de pronto se unió a un grupo en torno de las dos damas del terceto musical. Se hablaba de música, y el doctor Peral, el médico, con su voz tranquila, casi baja, pero perceptible desde lejos, pontificaba como un experto acerca del barítono, que desgraciadamente pasaba de moda, y acerca de ese señor José Haydn, el compositor austríaco que había escrito muchas piezas para ese instrumento.

«Dígame, doctor», preguntó la duquesa, «¿hay algo realmente que usted no sepa?». El tono ligeramente duro era irónico, pero Goya percibió en él una delicadeza, una adhesión que lo enloqueció. Y de inmediato, esforzándose, Francisco contó una anécdota acerca de un joven conocido que en todos los salones había conquistado fama de suma sabiduría con un recurso muy simple. Sabía apenas tres cosillas aprendidas, pero se producía hábilmente con ellas. Citaba un pasaje de una obra de San Jerónimo; luego decía que Virgilio hizo a Eneas lloroso y supersticioso, para adular a Augusto, que tenía esos defectos; finalmente explicaba la composición sanguínea especial del dromedario. Con el sabio empleo de los tres temas, el astuto señorito había logrado renombre de sabio.

Hubo un breve silencio de asombro. El doctor Peral preguntó a media voz al abate con algún desdén: «¿Quién es el rechoncho señor?». Luego, con un suspiro de burla, opinó: «El señor pintor de Corte tiene razón; el saber humano es imperfecto. En mi especialidad, por ejemplo, aun el más culto sabe poco con seguridad. Hay apenas cuatro o cinco centenares de hechos que no admiten dudas. Mas con lo que un médico serio ignora y tiene que ignorar por ahora, se podría formar una biblioteca». El doctor dijo todo eso sencillamente, con la generosa superioridad del experto que sin esfuerzo guía a un grosero ignorante.

La violencia del ataque del pintor divirtió a la duquesa y quiso mostrarle el poder que ejercía sobre los hombres. Sin transición se volvió, muy cortés, hacia el duque de Alcudia. «Pude oír, don Manuel» le dijo, «que rehusaba cantar en mi teatrito. No hay un público muy exigente, estamos entre amigos. Cántenos ahora una canción, don Manuel, concédanos este placer. ¡Hablan tanto de su voz!». Mientras todos miraban a don Manuel, tensos y un poco molestos, don Carlos intervino. «¡Excelente idea!… Esto se volverá más íntimo». El ministro titubeó un instante: sería imprudente irritar más a la reina. Pero si se negaba, ¿no pasaría por tonto ante esos caballeros y esas damas? No era un bragazas. Sonrió condescendiente y lisonjeado; hizo una reverencia a la de Alba; se afirmó erguido. Carraspeó. Cantó.

Los negros ojillos de la reina tenían una perversa mirada, pero la dama sobrellevó con dignidad esta segunda humillación en casa de su rival. En su amplio ropaje cargado de piedras preciosas, mantuvo su altivo porte, levantando el agudo mentón, mientras agitaba lentamente el enorme abanico. Sus labios sonreían amables.

Goya, que la había retratado a menudo, la conocía bien; conocía cada leve arruga de su rostro roído por el ansia de vivir, el goce y los deseos insatisfechos. Nunca había sido hermosa, pero mientras fué joven, irradiaba de ella tanta salvaje y disoluta vitalidad que bien podía atraer a los hombres. Tenía, además,

magnífico cuerpo; estaba, sí, gastada por tantos partos y no quedaban más que los brazos hermosos. Con amargo regusto y leve emoción, Goya vió con qué herida en su orgullo estaba allí la reina, suntuosamente ataviada frente a la de Alba en flor y gloriosa en su sencillez. Al envejecer, la reina era dueña de un intelecto más agudo y de infinito poder, pero la otra era pasmosamente bella. Ambas eran malas y embaucadoras, y resultaba difícil saber cuál de las dos brujas era más peligrosa, si la hermosa o la fea. ¡Qué superfluo, insensato y cruel había sido el proceder de la de Alba, para humillar por segunda vez a su rival! No debía mirar por más tiempo a esa mujer. Sombríamente resuelto por décima vez, se dijo que se retiraría apenas se fuera el rey.

Pero sabía que se quedaría. Sabía que esa mujer hermosa y perversa era la tentación última, el peligro más grave de toda su vida, algo unívoco, como nunca ocurriría ya; la fuente de alto goce y dolor inhumano. Pero se llamaba Francisco de Goya y no saldría del camino hacia lo único.

Don Manuel cantó esta vez solamente tres canciones. Al concluir la tercera, la reina dijo: «Usted se proponía ir de caza muy temprano mañana, don Carlos. Creo que debemos marcharnos». Pero el rey desabrochó su hermoso chaleco; llevaba otro debajo, más sencillo, con varias cadenas de reloj. Sacó dos cronómetros, los miró, los auscultó, los comparó; le gustaban los relojes y la puntualidad. «Son las diez y doce minutos», comprobó. Volvió a guardar los relojes, se abrochó y se quedó sentado, llenando el sillón, enorme, perezoso, digiriendo cómodamente. «Podemos quedarnos todavía media horita más», dijo, «la velada es tan agradable…».

La manifestación del rey fué para don Diego una grata consigna. Hostil de corazón a las disputas, sabía que don Manuel y la soberana querían hacer las paces: hasta ese instante habían evitado prudentemente la expresión de ese sentimiento. El astuto clérigo pensó que la temperamental María Luisa, irritada por su derrota como mujer, se felicitaría por mostrarse avezada estadista, brillando en un terreno donde la rival no podía seguirla. Aprovechó la ocasión y dijo: «Su Majestad se dignó celebrar lo agradable de esta velada. En todas partes, señor, donde se reúnen españoles, de alta alcurnia o de clase inferior, se nota este alivio, porque todos adivinan que gracias a la sabiduría de su Gobierno la dura contienda va hacia su fin».

Don Carlos miró soprendido al rudo señor que llevaba con tanta elegancia la vestimenta eclesiástica. ¿Qué raro pájaro era éste? ¿Un cortesano o un sacerdote? Y no sabía cómo tomar las extrañas frases que salían de esos labios. Mas, justamente como se lo propusiera el abate, la soberana mordió el anzuelo y aprovechó la oportunidad de triunfar, si no como mujer, ciertamente como reina. Y se mostró como bondadosa madre española, que prefiere una modesta paz a la honrosa continuación de la guerra, sumamente cara en sangre y dinero. «Lo que usted dice», declaró en voz alta, «nos llena de satisfacción. El rey y yo defendimos largamente y con más entusiasmo que otros el sagrado principio monárquico contra los rebeldes de Francia. Hemos suplicado y amenazado a nuestros aliados para que cumplieran su deber de reconquistar a Francia para sus señores de elección divina. Por desgracia, los príncipes y los pueblos aliados nuestros no están dispuestos a sacrificios como nosotros y nuestros súbditos. Quieren reconocer a la República Francesa, con nosotros y sin nosotros. Pero si resistimos solos, hay que temer el ataque de otra nación codiciosa, envidiosa de nuestro poder naval, mientras libramos una lucha de vida y muerte en las fronteras… El rey y yo, pues, juzgamos haber hecho honor a nuestra nación en medida suficiente: ante Dios y el mundo, tenemos derecho a devolver la paz a nuestro pueblo. Y será una paz honrosa».

Así habló María Luisa de Parma y de Borbón. Sin levantarse, dominaba como desde el trono, con su amplio vestido, sus joyas y sus plumas, parecida a un ídolo. De los retratos de sus antepasados había copiado el porte de soberana, tenía voz ejercitada y grata, y su leve acento italiano aumentaba la solemne distancia entre ella y sus oyentes.

Sus palabras hundieron en la desesperación al pobre señor de Havré. Se había complacido con esa velada; le satisfacía que la duquesa de Alba lo invitara y que su hija, hermosa y capaz, hubiera tocado en el «Divertimiento». La breve aparición de Genoveva en el escenario había sido un rayo de luz en la negrura de la noche. Luego tuvo que ver al astuto clérigo, a esa serpiente que salpicaba de veneno a su real señor, y la odiada figura de Jovellanos, el archirrebelde, cuya cabeza debiera ofrecer a sus Majestades el verdugo y no la duquesa de Alba. Sin contar las miradas del osado pintor que con tanta vulgaridad le reclamaba dinero, en lugar de enorgullecerse por haber fijado en la tela los rasgos del embajador del pequeño rey de Francia. Y ahora le llegaba el golpe más tremendo: con sus propios oídos tuvo que escuchar cómo la reina, en presencia de sus Grandes, traicionaba con desvergonzada y clara palabra el principio monárquico que representaba. Y tenía que quedarse quieto, tranquilo, correcto, sin poder levantar la cabeza y gritar. ¡Oh, hubiera sido mejor quedarse en París y morir con su rey bajo la guillotina!

Tanto mayor era la alegría del abate y de Jovellanos. El primero estaba orgulloso por haber elegido el momento justo con su habilidad de conocedor de almas. Era realmente el único estadista aquende los

Pirineos. Y no amenguaba su sensación de victoria el que probablemente la historia nunca consignaría sus merecimientos de progresista. Jovellanos, por su parte, sabía que no era la consideración del bienestar del país lo que impulsaba a esta Mesalina, a esta ramera coronada, a proclamar sus intenciones de paz, sino la preocupación de que ella y su amante no tendrían bastante dinero, con los gastos crecientes de la guerra, para saciar su desmedida manía de despilfarro. Mas cualesquiera fuesen los motivos, ella acababa de anunciar claramente su disposición a poner fin a la guerra. Vendría la paz y también llegaría el momento en que un hombre amante del bien podría conseguir beneficiosas reformas para el pueblo.

Para la mayoría de los invitados, el anuncio de la soberana no resultó del todo inesperado, pero sí sorprendente. Consideraban la resolución real si no gloriosa, por lo menos razonable. Era bueno que la guerra terminara; continuarla era para cada uno causa de limitaciones económicas. Además cabía reconocer que la reina había sabido disimular con talento y dignidad la poco honrosa decisión.

Doña María Luisa agradó a sus Grandes, pero no a la duquesa de Alba. Ésta no podía tolerar que su rival dijera la última palabra y en su casa además. Replicó, contradijo. «Seguramente», declaró, «muchos españoles admirarán lo sabio de la resolución real. Yo personalmente, y conmigo tal vez muchos otros, nos sentiremos muy apenados, oyendo hablar de paz cuando hay todavía tropas enemigas en nuestro país. Recuerdo que aun los más pobres contribuyeron con lo último que poseían para comprar armas; recuerdo cómo el pueblo fué a la guerra, cantando de entusiasmo. Soy por cierto una mujercita alocada y no puedo remediarlo, pero después de tanto arrebato este final me resulta un poco…, ¿cómo diría?, un poco pobre».

Se había puesto de pie. Blanca y esbelta en toda su sencillez, se enfrentaba a la desbordante magnificencia de la reina.

Se le abrió el corazón al tronado embajador de Francia, señor de Havré; en España se levantaban todavía voces en defensa de lo noble y sagrado, en defensa de la realeza contra la rebelión y el ateísmo. Y contempló con emoción a esta Juana de Arco ibérica, mientras acariciaba quedamente la mano de su hija. Tampoco los demás podían sustraerse al embrujo de la Alba. La reina tenía razón y la idea de la duquesa no era más que romanticismo, locura heroica, pero evidente. Pero ¡qué hermosa estaba y qué audaz! No había en el país otra persona, hombre o mujer, que pudiera atreverse a hablar delante de los reyes como ella lo hizo. Y los corazones de todos los presentes estuvieron de parte de la duquesa.

Nadie habló. Solamente el rey, meneando su cabezota, dijo con intención apaciguadora: «Bah, bah… Pero mi querida…».

Con dolorosa lucidez doña María comprendió que también esta victoria se convertía en una derrota. Podía castigar a su atrevida contradictora, pero no debía dejar entender que las palabras de la Alba habían dado en el blanco; no demostraría violencia, pues. «Su nueva casa, querida y joven amiga», dijo con calma, «tiene la fachada del mejor estilo clásico español, pero dentro está alhajada a la moderna. Quizás debiera usted proceder de la misma forma también con su persona». Hubiera sido difícil hallar mejor réplica; la reina acababa de amonestar con dignidad a su primera dama noble. Pero María Luisa estaba enterada; de nada le valía; ella era para todos una anciana fea y la otra tendría razón aun sin tenerla…

Lo sabía también la de Alba. Hizo una reverencia a la soberana y repuso con humilde audacia: «Lamento mucho haber disgustado a Su Majestad. Huérfana muy niña, me educaron con descuido. Y así choco a veces sin quererlo con el sabio y severo ceremonial de palacio». Mas al decir esto, Cayetana miraba de reojo el retrato de su antepasado, el cruel duque de Alba, el mariscal que al exigirle cuentas el rey, entregó esta breve exposición: «4 reinos conquistados para la corona de España; 9 batallas combatidas victoriosamente; 217 sitios terminados triunfalmente; 60 años de servicios».

Con el alma vacilante, Goya asistió a la disputa. Creía en el origen divino de la realeza; para él era sagrado el deber de obediencia de los súbditos; tan sagrado como el culto a la Virgen, y las palabras de la Alba le sonaron sacrílegas y audaces. Se había persignado mentalmente: ese orgullo provocaría la maldición del cielo sobre la cabeza de la impertinente mujer. Y aun así, se le oprimió casi dolorosamente el corazón de embeleso por la altivez y la hermosura de Cayetana.

Sus Majestades se alejaron pronto, muy solemnes pero poco satisfechos. Goya se quedó. Y se quedó también la mayoría de los demás. Jovellanos creyó llegada la ocasión de catequizar a la duquesa. Quiso hacerlo en seguida, después que ella hablara; pero la orgullosa dama, ardiente y alocada patriota, le pareció un símbolo de su tierra y no se resolvió a decirle su opinión en presencia de la rival. Y tomó la palabra. «Señora», dijo, «sé de su dolor porque se pone fin a la guerra sin haberla ganado. Créame, mi corazón es tan español como el suyo, pero mi cerebro piensa lógicamente. Esta vez, los consejeros de la Corona tienen razón. Continuar la guerra sólo traería perjuicios, y no hay crimen más negro que una guerra innecesaria. Me pesa pedir a una dama que imagine lo pavoroso de las guerras; déjeme citar palabras del máximo escritor del siglo». Y citó: «“Cándido trepó y se arrastró sobre un montón de muertos y moribundos, y llegó

a un pueblo reducido a cenizas: lo habían incendiado los enemigos con todas las reglas del derecho de gentes. Hombres deshechos a golpes vieron morir a sus mujeres quemadas, con los hijos apretados sobre sus pechos sangrantes. Muchachas que fallecían con el vientre abierto, después de haber saciado los apetitos naturales de los héroes; otras, con horrendas quemaduras, imploraban el tiro de gracia. El suelo estaba cubierto de cabezas destrozadas, de brazos y piernas cortadas". Perdonen ustedes la repugnante descripción. Por experiencia puedo decirles que el escritor tiene razón. Y también puedo afirmar que en este momento, esta noche, en nuestras provincias norteñas ocurren cosas semejantes».

Carecía de tacto, pero no dejaba de tener su lado excitante el que don Gaspar citara, sin temer a la Inquisición, al más condenado de los escritores: el señor de Voltaire; sobre todo allí, en casa de los Alba. Pero la velada era muy interesante y la reunión se prolongó.

Goya había escuchado las palabras de Jovellanos como una advertencia a la de Alba. Lo que esa mujer hacía y decía era funesto. No tendría que ver más con ella. Y se dispuso a irse.

Mas doña Cayetana se volvió hacia él. Le rozó ligeramente la manga con una mano, mientras la otra jugaba invitante con el abanico.

> *Y le habló: «Escúcheme; cometí una torpeza. Le pedí que me retratase a mi regreso del Escorial». Confundido, azorado, Goya la miró, esperando algo endiablado. Confiada, insistente, cerca de él, la mujer continuó: «Una torpeza… Estaba equivocada, lo lamento y le ruego que me perdone. No puedo esperar tanto, don Francisco. Verá, o bien logro para usted una invitación a la Corte, o bien vuelvo yo en seguida. Necesito que me retrate pronto, ¿me oye, Francisco?, y tenemos que conseguir que los amigos se queden boquiabiertos».*

12

CUANDO GOYA tomaba su comida principal con los suyos, como la mayoría de las veces, era de pies a cabeza padre de familia y se sentía feliz de su mujer, de sus hijos, de la comida, la bebida y la charla. Ese día, en cambio, el almuerzo transcurría tristemente, y los comensales, incluso el áspero Esteve, se limitaban a monosílabos. Sabían que Francisco Bayeu, hermano de Josefa, enfermo hacía tiempo, sólo tenía dos o tres días de vida.

Goya miró a su mujer de soslayo. Estaba erguida, como siempre, y su larga cara nada revelaba de sus sentimientos. Los ojos claros y vivaces parecían rígidos, la boca de finos labios bajo la gruesa nariz estaba tercamente cerrada, apenas chupaba para adentro el labio superior y el mentón parecía más puntiagudo. Tenía anudado el rojo cabello dorado en pesados rodetes sobre la alta frente; como un viejo sombrero de cura, corría oblicuamente hacia atrás. En Zaragoza, apenas casado, Goya la había retratado como la Virgen, radiante de prestancia, con dos hijitos en lugar del niño Jesús y del pequeño Juan. Había vivido con ella veinte años, en la esperanza y la desilusión, en épocas buenas y malas, y ella le había dado muchos hijos. Mas, a veces él la veía como entonces aún; a pesar de tantos embarazos, en torno de la mujer de cuarenta y tres años había una gracia severa, virginalmente delicada e infantil. Francisco sabía muy bien lo que atormentaba a Josefa y le daba lástima. Con la muerte del hermano ella perdía mucho. Cuando se enamoró, Josefa amó en él al hombre, su fuerza, su perseverancia, la plenitud de su ser; de Goya pintor nada le importaba. Creía más en el genio del hermano, Francisco Bayeu, primer pintor del rey, presidente de la Academia, el artista más famoso del país, que siguió siendo el jefe de la familia; por él le tocaba a Goya todo el respeto de que gozaba, y ella sufría hondamente con que Goya se revelara contra Bayeu y sus teorías.

Josefa se parecía mucho al hermano y lo que Goya no podía soportar en él le agradaba en ella. El cuñado era, a su parecer, irritantemente presumido y terco; en cambio, le atraía en Josefa que estuviera orgullosa de su respetada familia y fuera también terca y reservada. La amaba porque era así, porque era una Bayeu de Zaragoza. A menudo había aceptado encargos ingratos, sólo para demostrarle que podía ganar lo necesario para la vida cómoda que correspondía a una Bayeu.

Ella no le enrostró nunca sus fallas artísticas, nunca tampoco sus relaciones con mujeres. Y para él esa estricta sumisión era algo lógico: la mujer que se casara con un Francisco Goya tenía que comprender que no era un santo, sino un hombre. Por eso, Bayeu trató a menudo de intervenir en la existencia de Goya, quien mandó violentamente a paseo al cuñado, al señor primer pintor del rey, al señor maestro y modelo. ¿Qué quería el cuñado? ¿No estaba con su mujer cuantas veces ella quería y aun más? ¿No le daba un hijo por año? ¿No compartía la mesa con ella? ¿No la mantenía mejor que lo normal en su clase? Era económica, casi avara; nada extraño en la hermana de un señor ejemplar. ¿No debió obligarla casi a la fuerza a desayunarse en la cama? Y con chocolate, como los aristócratas… El mejor chocolate, de Moho en el Perú, molido por el vendedor en casa, a la vista de Josefa… Bayeu le replicó altanera que se refería al origen rústico de Goya y endilgó una palabrota contra la dama con quien Francisco estaba enredado; Goya tomó al cuñado del cuello y lo sacudió; en la lucha, el frac de Bayeu, bordado en plata, sufrió algunos desgarrones.

Y ahora doña Josefa perdería al hermano y de su vida desaparecería una gran luminaria. Sin embargo se mantenía impasible y compuesta; Goya la amaba y la admiraba por eso.

Poco a poco, el silencio y la tristeza de los comensales lo aplastaron y, de repente, dispuso que el almuerzo continuara sin él; iría a ver a Bayeu. Doña Josefa levantó la cabeza y creyó comprender. Estaba satisfecha; era claro: Francisco quería pedir perdón a Bayeu, en un coloquio sin testigos, por todo lo que hiciera.

Goya encontró al cuñado en cama, en una tarima baja, sostenido por almohadones. La magra cara entre amarilla y gris estaba aún más fea, achatada, dura y sufriente. Goya notó que el conocido cuadro de San Francisco colgaba cabeza abajo; la vieja superstición decía que sólo medida tan drástica obligaría al Santo a la ayuda eficaz. Poco esperaba de eso Bayeu, inteligente y culto; había consultado a los mejores médicos, pero no desdeñaba —claro está— el recurso más descabellado, para conservar su vida a la familia, al país y al arte.

Goya se impuso conmiseración para el moribundo; era hermano de su mujer, había tenido buenas intenciones para con él, a veces le había ayudado prácticamente. Pero no sentía nada; el enfermo le amargó

la vida cuanto pudo. Con tonta prepotencia, Bayeu lo había censurado durante el Capítulo de la Catedral de Zaragoza, cuando pintaron juntos los frescos. La vergüenza, el escozor de entonces le quemaba aún. Además había tratado de malquistarlo con su mujer, mostrándole cuán despreciado era el marido y estimado el hermano. Hizo que el Capítulo le pagara de mala manera y lo despidiera vergonzosamente; en cambio, los curas aquellos donaron a Josefa una medalla de oro, por ser «la hermana de nuestro gran maestro Bayeu». Mirando al enfermo, Goya pensó con rencor en su interior que cuñado y arado sirven solamente enterrados.

Le estaba tentando el deseo de retratar a Bayeu; sin quitarle dignidad, ambición de trabajo e inteligencia, lo pintaría hundido en su sequedad, en su hueca limitación.

Bayeu comenzó a hablar con esfuerzo, redondeando parrafadas, como de costumbre. «Me muero», dijo, «te despejo el camino. Serás el presidente de la Academia; lo convine con el ministro y con Maella y Ramón. Maella tendría derecho de preferencia, mi hermano Ramón también, pero he de ser franco contigo. Eres el mejor dotado, aunque careces de educación y tienes un alto concepto de ti. Temo que tendré que responder ante Dios porque, por mi hermana, preferí al peor como hombre». Hizo una pausa, le costaba hablar y jadeaba. «Está loco…», pensó Goya, «llegaría a la Academia aun sin él. Don Manuel me lo concedería».

«Conozco tu carácter indomable», siguió diciendo Bayeu, «y, tal vez es mejor que no te haya retratado. Llegará el día en que lamentarás el haber desoído mi molesto consejo. Una vez más te advierto que debes fidelidad a la tradición clásica. Lee todos los días unas páginas de la teoría de Mengs. Te dejo mi ejemplar con su dedicatoria y muchas notas mías. Sabes lo que logramos él y yo. Modérate. Domínate. Quizás alcances algo parecido». Goya sintió una sarcástica compasión. El pobre gastaba sus últimas fuerzas, mezquino residuo apenas, para tener y dar la idea de ser un gran pintor. No había hecho más que buscar en los libros para saber si lo hacía bien. Veía bien, tenía mano hábil, pero la teoría se lo echaba todo a perder. «Mengs y tú», pensaba Goya, «me atrasaron en años y una mirada oblicua, una mueca de mi Agustín valen más para mí que todas vuestras reglas. Te complicaste la vida, pintor del rey, para ti y para los demás; la tierra será más leve para nosotros, cuando estés debajo de ella…».

Parecía que Bayeu hubiese esperado la ocasión de endilgar al cuñado el último sermón. En seguida comenzó la agonía. Con graves gestos rodeaban el lecho los íntimos de Bayeu y los parientes, Josefa, Ramón, el pintor Maella. Goya miraba de mal modo al agonizante. Las arrugas en los ángulos de la boca revelaban un doloroso esfuerzo, los labios sólo emitían severas palabras de dómine. Ni el contacto de la muerte realzaba aquel magro rostro.

El rey apreciaba mucho a su primer pintor de cámara; ordenó que lo sepultaran como un Grande y Bayeu pasó a la cripta de la iglesia de San Juan Bautista, al lado de don Diego Velázquez, el mejor artista que viera la península.

Los parientes y los pocos amigos del muerto revolvieron el taller para decidir la suerte de las obras dejadas. Había muchos cuadros acabados y sin acabar. La mayor atracción fué una tela, un autorretrato de Bayeu delante del caballete. Aunque muchos detalles, la paleta, el pincel, el chaleco, estaban ejecutados cuidadosamente, la tela no estaba terminada; hombre concienzudo, no había logrado completar la cara. A medio acabar, a través de los ojos muertos, como podrida antes de nacer, la cabeza contemplaba a esa gente. «¡Qué lástima», dijo al rato Ramón, «que nuestro hermano no haya podido concluir este retrato!». «Yo lo terminaré», dijo Goya. Los demás se sobresaltaron sorprendidos, no sin hostilidad, pero Goya se había adueñado ya de la tela.

Trabajó mucho en el retrato de Bayeu, a la vista de Esteve. Sintió piedad y poco cambió de lo hecho. Las cejas se tornaron apenas más sombrías, apenas más hondas y cansadas las arrugas desde la nariz a la boca, más hoscos apenas los ángulos de esa boca, más terca la barbilla. El odio y el amor trabajaron sin enturbiar la visión fría, atrevida e insobornable del pintor. Al final hubo el retrato de un señor esmirriado, enfermizo, envejecido, que se atormentara toda la vida y ahora estaba cansado de la dignidad y del trajín, pero consciente de su deber para darse reposo.

Agustín estaba al lado de Goya y contemplaba la obra acabada. La tela representaba a un hombre que nada pedía al mundo de lo que le correspondía, y a sí mismo mucho más de lo que podía dar. Todo eso impregnado de un aura plateada, procedente del gris luminoso y cambiante recién descubierto por Francisco. Agustín comprendió maliciosamente que esa soberana ligereza plateada subrayaba la dureza de la cara y la escolar aridez de la mano que sostenía el pincel. La figura humana del retrato era tan poco atrayente como fascinadora era en cambio la pintura. «Hiciste algo grandioso, Francisco», exclamó Agustín, admirado, gozoso.

Mucho rato estuvo callada Josefa delante del retrato del hermano. Goya preguntó:

«¿Está bien el difunto?». Josefa se chupaba el labio superior. «¿Qué harás con él?», preguntó. «Es tuyo», contestó Goya, y Josefa repuso: «Gracias».

Ella pensó dónde estaría mejor el cuadro. Por mucho tiempo no encontró un lugar que le gustara y, al final, lo envió a su hermano Manuel Bayeu, a Zaragoza.

13

ACONGOJADO GOYA aguardó noticias del Escorial, pero Cayetana no dió señales de vida. El aburrimiento de las semanas de duelo aumentó su inquietud.

De repente, inesperado, apareció un visitante de su pueblo natal, Martín Zapater. Cuando Goya vió al Martín de su corazón, lo abrazó alborotado, llamó como testigos de su alegría a todos los Santos del cielo, lo besó, lo sentó en una silla, volvió a ponerlo de pie, lo arrastró de un brazo por el taller. A pesar de su orgullo, Goya era expansivo. A menudo se sinceraba con Josefa, con Agustín, con Miguel. Pero sólo con el amigo y más que amigo Martín podía discutir su más oculta vanidad, su más secreta insatisfacción. Formuló cien preguntas a ese varón imponente, sano, bondadoso y digno, y él mismo le contó un caos de cosas, mientras Agustín escuchaba con envidia y celos.

Martín Zapater y Goya eran amigos desde que Francisco, a los seis años, fué desde Fuendetodos, su pueblo, a Zaragoza. Aprendieron juntos a leer y escribir en la escuela de fray Joaquín, pero formando parte de bandos hostiles. Goya era del bando de la Virgen del Pilar; Zapater, del de San Luis. Cuando Goya le dió al pequeño Zapater una terrible tunda, éste por admiración se pasó al grupo de aquél y desde entonces fueron amigos íntimos. Francho prestaba a Martín la excitante influencia de su extraordinaria personalidad; el prudente Martín daba el consejo práctico y hacía servicios materiales. Francho era de familia pobre, Martín, de casa burguesa, acomodada y respetable. Desde la adolescencia, Martín creyó en la vocación artística de Goya; gracias al padre de Martín, el conde de Pignatelli, mecenas de Zaragoza, hizo impartir al pequeño Francisco lecciones de dibujo y pintura.

«En nada cambiaste, pequeño», decía Goya a Zapater, que le aventajaba en estatura toda la cabeza; «solamente tu nariz gigante, tu narizota, se ha vuelto más grande todavía. Se te ve imponente y muy digno. Detrás de ti se notan las grandes familias de Zaragoza, los Salvadores, los Aznares». «Espero», pudo intercalar Martín, «que también el Castillo y la Lonja y el Puente». «Todo», contestó Francisco cordialmente, y en verdad veía clara en su mente la ciudad de su juventud, con su cansina imponencia, su polvo y su pringue, los campanarios moriscos, el antiquísimo puente sobre el Ebro perezoso de color verde grisáceo, la llanura polvorienta de color mortecino y, detrás, los montes lejanos.

Juntos ahora, volvieron a la niñez. Se abría ante ellos otra vez la vida fascinante y aventurera, y detrás de cada esquina acechaba algo nuevo que encontrar, combatir, conquistar. Ambos sentían cuánto se necesitaban mutuamente. Francisco añoraba el buen sentido del amigo que tenía los pies en la tierra y estaba siempre pronto a la ayuda; para Martín, el mundo sombrío tomaba color cuando Goya le dejaba ver las revelaciones de sus ojos y la verdad de su corazón.

En los días siguientes, Goya retrató al amigo y fueron aquéllos días benditos. Era alegría y gozo hacer surgir en la tela a Martín, tal como era, prudente, amable, digno, un poco arisco, pero cordial. Inteligentes, colmados de apacible regocijo, los ojos astutos se hundían en las mejillas carnosas sobre la nariz enorme. «Ése soy yo, pues», dijo Martín relamiéndose de gusto.

Francisco no podía decir lo que era más bello, si pintar o pasar las largas pausas charlando con el amigo. Radiante, alejaba a Agustín con algún pretexto y se abría en confidencias. Evocó así viejos recuerdos, en pintoresca confusión, muchachas, apremios de dinero, embrollos con la policía, una fuga de la Inquisición, llena de aventuras, peligrosas peleas con cuchillo o sable, disputas con la altanera familia Bayeu. Con ingenua ostentación comparó su necesitada juventud y su bienestar actual. Allí estaba en su sólida casa madrileña, con muebles caros y objetos de arte y lacayos de librea. Llegaban amigos, a quienes no siempre recibía, y tenía un coche suntuoso, la dorada berlina de estilo inglés; había tres en la ciudad. Sí, la carroza era el orgullo de Goya; su mantenimiento, sobre todo por los caballos, era muy caro en Madrid, pero a Goya no le asustaba el sacrificio; valía la pena. Y aunque fuera indecoroso por el duelo, Goya llevó al amigo en coche por el Prado de paseo.

A veces, Francho y Martín cantaban o hacían música, tocaban seguidillas, tiranas, boleros; amaban con pasión la música popular. A menudo, es verdad, discutían sobre distintas piezas, Goya convencía casi siempre al amigo y luego se reía de su lenta adaptación a gustos nuevos. Lo motejaba también porque Martín simpatizaba con el torero Costillares; Goya juraba por Ramiro. Volcaba arena en la mesa, dibujaba a los dos toreros, a Ramiro pequeño y robusto con cara leonina, a Costillares rollizo y narigón, y se reían a carcajadas.

Un día, de repente, Francisco contuvo la risa y su cara se nubló de rabia. «Me río», murmuró, «y alardeo

delante de ti porque llegué muy arriba. Magníficamente arriba… Soy pintor de cámara, pronto seré presidente de la Academia, tengo el mejor don visual de España, la mano más hábil; todos me envidian, pero te confieso, Martín, que todo es pura fachada y detrás inmundicia…».

Martín conocía las violentas reacciones y los estallidos exagerados del amigo. «Francho, Francho», dijo para tranquilizarlo, «no hables así, como un salvaje; es pecado». Goya lanzó una mirada a la Virgen de Atocha, persignándose, luego continuó: «Pero es verdad, chico. Todas mis cosas buenas tienen su lado malo; detrás se ocultan espíritus hostiles y me hacen muecas. Tuve la suerte de que mi cuñado, ese maestrillo avinagrado, se fuera del mundo por fin, pero Josefa anda por ahí pálida, apagada, y llora día y noche. Tengo la suerte de que don Manuel sea un gran amigo mío —y es el señor más poderoso de España y un joven magnífico—, pero me salió un pillastre bastante peligroso. Y me remuerde la forma en que se hizo amigo mío. Me molesta lo que se supuso de mí a causa de Jovellanos a quien no puedo aguantar. Nadie me lo reconoce. Pepa me mira irónica y se ufana de su suerte, como si la hubiese logrado por sí sola. Todos quieren algo de mí y nadie trata de comprenderme». Y con violenta palabra criticó la desvergüenza de Miguel y de Agustín, que lo incomodaban cada quince días y le exigían que se metiese en asuntos del rey y del Estado. Era pintor de Corte, pertenecía a la Corte, y eso estaba bien y él lo quería así y estaba orgulloso. Pintando, servía mejor al país que todos los presuntuosos y los reformadores políticos con su parlería. «Un pintor debe pintar», agregó agriado y furioso, sombrío el rostro macizo, «un pintor debe pintar y basta. Y de asuntos de dinero tengo que hablar una vez con quien entiende de eso», continuó con una sorprendente transición de alivio. Pero Martín creyó que Goya quería un consejo; tenía su Banco en Zaragoza y Francisco lo consideraba un perito. «Me alegro de poderte aconsejar», contestó cordial y prudente. «Por lo que veo, tu situación financiera no debe preocuparte».

No se trataba de eso. «No sufro de hipocondría», replicó Goya, «y no me gusta lloriquear. No me importa el dinero, pero lo necesito. Aquí es gran verdad aquello de que al pobre se le dejan tres únicos sitios: la cárcel, el hospital y el cementerio. Gasto lastimosamente en trajes y en domésticos que me roban. Tengo que representar. Si no lo hago, los Grandes rebajan el precio. Además, trabajo como una mula y eso ha de rendirme. En la vida no hay diversión sin dinero. Las mujeres no me piden dinero, pero a veces estoy con grandes damas y ellas quieren que el amante proceda como un gran señor».

Don Martín sabía que Goya quería con toda su alma la suntuosidad en su derredor y solía derrochar, pero después le asaltaban remordimientos y accesos de campesina avaricia. Su amigo Francho necesitaba que le animaran y Martín lo hizo. El pintor de Corte, don Francisco Goya, ganaba en una hora lo que un pastor de Aragón en todo el año. ¿No le pagaban por un retrato terminado en dos días sus cuatro mil reales? Semejante hacedor de oro no debía temer el futuro. «Tu estudio», le aseguró, «tiene mejor base financiera que mi Banco en Zaragoza».

Goya quería más consuelos de esta clase. «Todo está bien, narigón», repuso, «pero no olvides las absurdas exigencias que me llegan de Zaragoza, sobre todo de mi hermano, tú lo sabes. A mi madre, es natural, nada debe faltarle; porque la quiero y porque la madre de un pintor del rey ha de vivir holgada. Pero mi hermano es más atrevido que una rata. ¿No le instalé el taller de dorado en la Morería? ¿No le procuré encargos? ¿No le regalé mil reales cuando se casó y trescientos por cada hijo que le nació? Y con Camilo es peor aún. Me muerdo los labios antes de pedir algo para mí: por él me humillé y solicité el curato de Chinchón. Pero nunca está satisfecho. Hoy quiere para la iglesia, mañana para la rectoría. Cuando voy de caza con él, una liebre me cuesta más que un caballo».

Martín había oído muchas veces aquello. «No digas necedades, Francho», le dijo buenamente, «tienes las entradas de un arzobispo. Veamos un poco tu cuenta», propuso. «Verás», predijo Goya, «que no poseo treinta mil reales». Martín sonrió maliciosamente; el amigo acostumbraba subir o bajar las cifras, según su estado de alma.

Resultó que Goya, sin la casa y el menaje, tenía cerca de ochenta mil reales. «Es una miseria», opinó Francisco. «De todos modos», replicó Martín para reconfortarle, «con eso se puede llenar algún hueco». Meditó un rato y agregó: «Tal vez el Banco de España te conceda acciones preferidas. Si el conde de Cabarrús recobra la dirección, con la intervención de Jovellanos», continuó sonriendo, «a cuyo perdón has contribuido no poco…». Goya quiso objetar algo, pero Martín lo tranquilizó: «Déjalo de mi cuenta, lo haré en forma digna y delicada».

Francisco se sintió aliviado porque Martín le prestaba oído y le aconsejaba tan prudentemente. Se dispuso a confiarle lo más oculto, sus sueños por Cayetana, pero no le salía, no encontraba las palabras. Como no supo lo que es color hasta no descubrir su gris, había ignorado lo que es pasión antes de ver a la de Alba en su estrado. Pasión era palabra hueca, no expresaba nada de lo que lo colmaba. No se podía decir con palabras y no había nadie, ni Martín, que comprendiera su balbuceo.

Para contento de Goya, su nombramiento para presidente de la Academia ocurrió mientras Martín estaba aún en Madrid. Acudieron a su casa el pintor de Corte Pedro Maella y dos académicos con el documento. A menudo esos colegas lo habían mirado con desdén, por encima del hombro, porque no seguía como ellos las reglas clásicas, y ahora estaban allí leyendo en su pergamino con orgullosos sellos frases solemnes de veneración y gloria. Goya escuchó con deleite.

Después que la delegación se fué, Francisco no dejó traslucir sus sentimientos ni con Josefa ni con sus amigos Martín y Esteve. Con sumo desdén dijo: «Esto me trae veinticinco doblones. Para ello, tendré que ponerme una vez por semana por lo menos el traje de Corte, perder horas aburridas con sosos inútiles, oír solemnes tonterías y decirlas también. Mucho honor para tan escaso provecho…».

Quedaron solos Martín y Goya. El primero le dijo cordialmente: «Te felicito, señor don Francisco de Goya y Lucientes, pintor del rey y presidente de la Academia de San Fernando. Quiera nuestra Virgen del Pilar tomarte bajo su protección». «Y Nuestra Señora de Atocha», agregó de prisa Goya que echó una mirada a su Virgen y se persignó. Mas luego ambos comenzaron a reír y levantaron un alegre alboroto, palmoteándose mutuamente. Y cantaron la seguidilla del rústico que hereda inesperada fortuna y afirma en el estribillo que baila su fandango e insiste en ello, porque teniendo dinero puede bailar el fandango. Y bailaron su fandango.

Al final se desplomaron cansados y Goya pidió algo al amigo. Tenía, dijo, muchos enemigos, abates y guasones que en las audiencias mañaneras de grandes damas se mofaban de su oscuro origen. Hacía poco, hasta su atrevido lacayo Andrés le había mostrado con maliciosa indiferencia papeles que comprobaban que era un hidalgo, un hijodalgo, un noble. Martín sabía muy bien que la sangre y el cristiano origen de los Goya eran respetables, y que la madre de Francisco, doña Ignacia de Lucientes, pertenecía a una familia que se remontaba a los oscuros tiempos de los godos. Pero sería bueno tener en casa un documento que confirmara su puro origen. Martín le haría un gran favor convenciendo a fray Jerónimo para que, con el auxilio de los registros eclesiásticos de Fuendetodos y de Zaragoza, dibujase el árbol genealógico de su madre, para poder restregarlo por las narices a cualquiera que dudase.

Los días siguientes trajeron a casa de Goya a mucha gente que quería felicitarlo. Acompañadas por el abate don Diego, acudieron también doña Lucía y Pepa Tudó. Sorprendido, Goya se sintió incómodo y contra su costumbre habló poco. Zapater charló respetuosamente, muy complacido. Agustín, excitado por opuestos sentimientos, estuvo contemplando a las dos hermosas mujeres.

Pepa logró hablar a solas con Francisco. Perezosa, irónica, contó que vivía en el pequeño palacio de la calle de la Antorcha; don Manuel lo había adquirido de la sucesión de la condesa de Bondad Real, hacía poco fallecida. Don Manuel había venido a menudo del Escorial, para visitarla; también la había invitado al picadero de su casa de campo para exhibírsele como jinete. Goya había oído hablar ya de la ascensión de Pepa y le desagradó el chisme; a pesar suyo, tenía que tomar nota de los hechos consumados.

Pepa, además, le informó que don Manuel le había dicho que Goya sería llamado muy pronto al Escorial. «Insistí mucho en eso», agregó sin darse importancia y vió con alegría cómo le costaba a Goya dominarse para no pegarla.

> *«Yo también», declaró amablemente en voz tranquila, «yo también estuve allí». Y como él, pálido de furia, callaba, ella continuó: «Estamos haciendo carrera, don Francisco, los dos».*
>
> *«¡Hombre!», exclamó don Martín, apenas las damas se fueron. Se relamió de gusto y repitió: «¡Hombre!». Algunos días después apareció un mensajero de calzas rojas. Su mensaje invitaba al presidente don Francisco Goya a la Corte, en el Escorial.*

14

A CINCUENTA KILÓMETROS al noroeste de Madrid, visible de lejos sobre el fondo oscuro de la Sierra de Guadarrama, se levanta el monasterio del Escorial. Imponente masa de piedra, se yergue fríamente suntuoso, sombrío, rechazador. Con el Vaticano y el palacio de Versalles, el Escorial era la construcción más famosa de Europa; para los españoles, la octava maravilla del mundo.

Construyó el monasterio, en la segunda mitad del siglo XVI, Felipe II, el soberano sombrío, fanático, libidinoso, desconfiado, aficionado a las artes, burocrático, con tres propósitos. Al derrotar sus soldados al ejército francés en San Quintín, destrozaron a cañonazos, y no deliberadamente, un monasterio de San Lorenzo, el santo de origen español; la crueldad de su martirio —fué asarlo vivo en una parrilla— lo tornó muy querido en España, y Felipe, en expiación, quiso erigirle un santuario inigualable en la tierra. Además, cumplió un deseo de su padre, el emperador Carlos, que dispuso en su testamento la construcción de un sepulcro digno para sus restos y los de su esposa. Finalmente, Felipe deseaba pasar sus últimos años en soledad, en compañía solamente de sí mismo y de Dios, rodeado de monjes y oraciones.

Nada pareció bastante precioso para que esta soledad fuera digna de él, de un cosmócrata. Trajo de sus Indias occidentales las maderas más finas, de sus bosques de Cuenca los árboles mejores. En las montañas de Granada y Aracena hizo labrar mármoles negros, verdes y rojos; en los montes de Filabres, los blancos; en las canteras de Burgo de Osma, el jaspe. No sólo en España trabajaban para él los mejores artesanos, sino también en Flandes, en Florencia, en Milán. Por lejanos caminos rodaban y por los siete mares navegaban transportes para su monasterio. Y el rey examinaba cada detalle con manos y ojos; cuando estaba en campaña, le enviaban diariamente un informe. Y en la construcción se invirtieron las rentas de provincias ultramarinas enteras.

El plano era tal que el monasterio en conjunto simbolizara el instrumento de que Dios se sirvió para el martirio de San Lorenzo, la parrilla. La vasta fábrica cuadrada con sus patios representaría invertida la parrilla, las cuatro torres indicarían las cuatro patas y el palacio delantero de los Infantes, el mango.

Y allí estaba el edificio en su severa y mística pompa, desafiante, pensado y realizado para un lejano futuro, como las pirámides, pero de materiales más resistentes, de granito gris de Peralejos. Tenía 16 patios, 2673 ventanas, 1940 puertas 1860 habitaciones, 86 escaleras, 86 fuentes y 51 campanas. Poseía una magnífica biblioteca con 130.000 volúmenes y más de 4000 manuscritos. De éstos, los árabes, particularmente valiosos, se hallaron en barcos apresados, cuando llevaban los tesoros de Zidian, sultán de Marruecos. El rey moro ofreció dos millones de reales para rescatarlos, pero los españoles exigieron además la libertad de todos los prisioneros cristianos. El sultán no aceptó, los manuscritos pasaron al Escorial.

Había en el castillo 204 estatuas y 1563 cuadros, con obras maestras de Leonardo, del Veronés y de Rafael, de Rubens, de Van Dyck, del Greco y de Velázquez. Pero más que por todas estas obras de arte, los españoles se enorgullecían de los tesoros del Relicario del Escorial: las mismas reliquias. 1515 urnas eran de oro, plata, cobre dorado y maderas preciosas, muchas casi cubiertas de joyas. Se conservaban allí diez esqueletos de Santos y Mártires, perfectamente conservados, 144 cráneos, 366 húmeros y tibias, 1427 dedos de las manos o los pies. Un brazo de San Antonio, una pierna de Santa Teresa, un esqueleto de un inocente asesinado por Herodes; un trozo de la soga con que se ató a Jesucristo, dos espinas de la corona, un trocito de la esponja con que le dieron hiel y vinagre, un trozo de la madera de la Cruz en la que murió Jesús. Estaba la tinaja de barro cuya agua el Señor transformó en vino, el tintero de San Agustín, un cálculo del papa Pío V. Algunas hablillas decían que una vez un monje, trastornado por el demonio, vació muchos de los preciosos recipientes, tirando todo en confuso montón, de modo que no se supo más cuál era el brazo de San Isidro y cuál el de Santa Verónica.

En una capilla especial se guardaba la más santa reliquia, la Santa Forma, una hostia en la que Dios se manifestó en modo asombroso y edificante. Herejes zwinglianos robaron la hostia, la tiraron al suelo y la pisotearon. Pero la sagrada forma comenzó a manar sangre, las manchas se vieron claramente. Dios había demostrado que estaba vivo en la Hostia. Esto sucedió en Holanda; del monasterio flamenco la forma fué llevada a Viena, luego a Praga y entregada al emperador Rodolfo II; de éste la adquirió el cosmócrata Felipe a un alto precio: tres ciudades de los Países Bajos e importantes concesiones comerciales. Ahora la Santa Forma estaba en el Escorial y no podían verla ojos de hereje.

El ceremonial de la Corte, severo y majestuoso como el mismo Escorial, fijaba a los soberanos el tiempo exacto de residencia en el monasterio. Allí debían permanecer el rey y su séquito sesenta y tres días; las

fechas estaban preestablecidas. Carlos III, padre del monarca actual, falleció por respeto a la costumbre; enfermo del pecho, contra el dictamen de sus médicos, se trasladó al Escorial en la época prescrita.

La sombría grandiosidad del monasterio causaba verdadera opresión a Carlos IV, tan entretenido. Por eso, para las nueve semanas de la temporada, arreglaba los aposentos más a su gusto, y mientras abajo los cuartos donde Felipe II vivió sus últimos años, eran monacalmente severos y desnudos, Carlos IV residía arriba en cuartos cómodos, entre gobelinos y cuadros graciosos, con chicuelos juguetones, coquetas pastoras y lavanderas robustas y parleras.

Como era tradición, todas las semanas el soberano visitaba en la capilla a su difunto antepasado. Atravesaba el patio de los Reyes, entre las estatuas graníticas de los reyes de Judá: David con arpa y espada, Salomón con sus libros, Ezequías con el ariete, Manasés con aparatos de medición, Josafat con el hacha. Con esos instrumentos, aquellos reyes edificaron el templo de Jerusalén, y el Escorial continuaba la costumbre y era para los cristianos lo que fué el templo de Salomón para el pueblo de la Antigua Alianza.

Carlos IV pasaba delante de estos reyes, hasta la puerta mayor de la iglesia, accesible solamente a personajes de rango real, vivos o muertos. Molesto, pero digno y severo, el grueso monarca cruzaba por la suntuosa y atrevida armonía del noble edificio y era tan imponente que parecía una visión fantástica bajo la cúpula gigantesca. Entre paredes y arcos de mármol, descendía hasta el Panteón de los Infantes, con las tumbas de los príncipes que no alcanzaron el trono. Más abajo, por escaleras de granito, llegaba al Panteón de los Reyes, el salón octogonal que formaba el mausoleo más suntuoso de Europa, con paredes de jaspe y mármol negro. El sepulcro se hallaba debajo del altar mayor de la Capilla; el sacerdote que levantaba la hostia estaba justamente encima de los reyes sepultados, que así compartían la gracia.

Ahí, pues, entre ataúdes de bronce, donde descansaban los restos de sus antecesores, estaba Carlos IV.

> *Leía sus nombres en las nobles y sencillas letras y miraba los dos ataúdes vacíos que aguardaban. En uno rezaba: «Don Carlos, cuarto de su nombre», en otro, en cambio: «Reina María Luisa».*
>
> *Se quedó cinco minutos; así quería la tradición. Contó hasta trescientos. Luego abandonó la bóveda, subió por la escalera, veloz, cada vez más veloz. Pasó por la iglesia retumbante, por el patio, ante los reyes de Judá, de prisa, sin mirar. Subió a sus cuartos luminosos y alegres. Y allí, entre agradables figuras, se quitó el pesado y sombrío traje y se vistió para la caza.*

15

GOYA NO FUÉ ALOJADO en el Escorial, sino en la Posada de San Lorenzo. Debió esperarlo; a pesar de su mole, el monasterio no alcanzaba para hospedar a todos los invitados de la Corte. Se sintió molesto, a pesar de todo.

Lo visitó don Miguel. Goya preguntó por doña Lucía. Sí, ella estaba allí; estaba bien. Miguel parecía reticente. Se animó hablando de política. Contó que los arreglos de paz con los franceses en Basilea no progresaban. Francia se negaba a entregar los hijos de Luis XVI. España empeñaba en ello su orgullo; quería libertar a los príncipes y don Manuel no cedía en este punto.

Más tarde, Goya encontró al abate y a doña Lucía. El primero le explicó mejor la situación. La guerra estaba militarmente perdida, pero la reina tenía sentido común y estaba dispuesta a renunciar a los pequeños, para conseguir la paz. Carlos, instigado por don Manuel, titubeaba. En realidad, el duque de Alcudia acariciaba la idea de casarse con la princesita francesa, para tener título de príncipe real.

«Y nuestra buena Pepa lo anima en sus proyectos», explicó doña Lucía; sus ojos velados le parecieron a Goya doblemente irónicos y astutos. «¿Está aquí Pepa todavía?», preguntó el pintor con asombro y desagrado. El abate explicó: «Con el retiro del almirante Mazarredo, la señora Tudó halló dificultades para cobrar su pensión. Ha venido para presentar una petición». «La reina se admira», completó diciendo Lucía, «de que la señora no aguarde la resolución en Madrid. Usted conoce a Pepa. Está aquí y no quiere irse. Y se muere por que don Manuel se case con la princesita francesa. Se pasa cantando la balada del joven y heroico Ramiro que seduce a la Infanta…». «Lo cierto es», opinó el abate, «que la presencia de la señora Tudó en el Escorial, complica la tarea de nuestra delegación de paz».

Le desagradaba al pintor que su ex amiga se metiera en asuntos de príncipes. Era indecoroso, chocaba con el orden que Dios disponía. «Tendría usted que visitarla, don Francisco», intercaló Lucía muy cortés pero con doble fin; «para en la otra posada». Francisco resolvió evitar a Pepa.

A la mañana siguiente fué al Escorial, para asistir a la audiencia mañanera de la reina, como era usanza. No sabía si Cayetana estaba de servicio; no sabía si deseaba verla o temía el encuentro. La antecámara estaba colmada de señoritos y damas. Estaban el abate, el señor de Havré y Carnicero —Goya se agrió al verlo—, el mal colega, el chapucero de efectos llamativos y precios exagerados.

Se abrió la puerta del dormitorio real. Delante del tocador estaba sentada la reina de España. Ceremoniosamente, con los ademanes prescritos, las damas de la alta nobleza prestaban servicio, esta condesa alcanzaba el jubón, aquella duquesa, la falda, la marquesa, las cintas. Medidos los gestos, compuestas las caras, iban y venían, muñecas brillantes y tristes en la helada sonrisa. Goya se quedó perplejo: ¿era grotesco o grandioso ese trajín pintoresco y solemne, viejo de siglos?

Allí estaba la de Alba. Se le oprimió el corazón; ella se movía como todas arreglada como una muñeca. Pero mientras las otras cumplían con la tradición sobre la tumba del dominador del mundo, sólo representaban una comedia y resultaban ridículas; doña Cayetana en cambio estaba en su lugar; lo que hacía, lo que era, representaba una herencia metida desde siglos en la sangre.

Don Manuel lo llamó. Le dijo que hubiera deseado otro retrato; por desgracia, le faltaba el tiempo: las negociaciones de paz, por sí difíciles, se complicaban con problemas privados «Nuestra común amiga, la señora Tudó», explicó, «quiere que yo sea un héroe o algo parecido. Será muy lindo y patriótico, pero no puedo dejar que se desangre el país, sólo para ser el tal héroe. Soy un estadista. Debo obedecer a la razón, a la necesidad política, no al sentimiento».

Goya se violentaba escuchándolo. Ciertamente había en ello un oculto propósito, un fin, algo degradante.

«Además», continuó el ministro, «la reina está nerviosa por la gravedad de resoluciones que le incumben; se irrita por inocentes naderías, por la presencia de nuestra amiga Tudó, por ejemplo. La señora comprende el deseo de la Corona, pero está molesta, y con razón. Antes de que vuelva a Madrid, quisiera darle un gusto, una alegría. ¿Qué le parece si repitiéramos la divertida tertulia donde por usted tuve el placer de conocer a la señora?»……

«¿Es idea de Pepa?», preguntó el pintor, ocultando a medias su disgusto. «Mitad suya, mitad mía», contestó don Manuel. «Pepa cree que podemos realizar la velada aquí, en mis habitaciones del Escorial. Espera divertirse mucho».

Goya se sintió de pésimo humor. ¿Qué se le metía en la cabeza a Pepa? ¿Por qué preparaba una tertulia

equívoca en la residencia más respetable de España? «Cada gallo canta en su muladar», pensó irritado, recordando el viejo refrán. ¿Y por qué lo invitaba a él? ¿Quería ufanarse de su progreso? Comprendió que no había posibilidad de rechazar la invitación del ministro.

A la noche siguiente, por la magnífica escalinata y los largos y helados corredores, fué a reunirse con don Manuel. En la antesala encontró a la dueña de Pepa, la enjuta Conchita, que saludó respetuosamente a Goya. Pero en su magra cara se tendía una sonrisa audaz, confianzuda, vulgar.

Los invitados de don Manuel eran los mismos que entonces en casa de doña Lucía; faltaban Agustín y el prudente don Miguel. Pepa estaba muy hermosa con su sencillo vestido verde. A regañadientes, Francisco tuvo que reconocerlo y supo también lo que pasaba por ella: su rencor y su triunfo. Bastó que se fuera de su lado para que tuviera todo lo que una mujer puede ambicionar. Y allí estaba, audaz, orgullosa, en el palacio más suntuoso de España, sobres los sepulcros de los reyes y se proporcionaba una tertulia y le había ordenado acudir sin que él pudiera negarse. «Trágala, perro», se dijo a sí mismo.

Pepa lo saludó amablemente ajena, desenfadada. «Me alegro de verle la cara, por fin, don Francisco. ¿Vino para retratar a los reyes? Siento que le hagan esperar. Yo estoy por negocios; logré lo que quería y mañana puedo volverme a Madrid».

Goya la hubiese querido tomar de los hombros, la hubiese sacudido, le hubiese lanzado a la cara algunas palabrotas sucias, pero en presencia de don Manuel debía contenerse. El ministro procedía como si fuera natural que pusiera a disposición de Pepa sus magníficas habitaciones en el Escorial para una velada; estaba alegre, dicharachero, ruidoso. Pero su candidez, su desparpajo, no eran genuinos. Doña Luisa le había perdonado muchas cosas, pero ¿no se había ido demasiado lejos esta vez?

Realmente satisfecho de la velada estaba el abate. Gozaba con la presencia de doña Lucía. Con muchos astutos rodeos, muy lentamente había intimado con ella, que veía los asuntos políticos con los ojos de él; los dos sentían un pícaro placer en el irónico sacrilegio de aquella tertulia. Felipe II, gran adivino del porvenir, no hubiera soñado siquiera que sobre su tumba se divertiría el primer ministro del reino con su amante…

Pepa cantó esa noche uno de sus romances, luego otro y otro. Cantó el romance del rey Alfonso, que en Toledo se enamora de la judía Raquel la Fermosa y vive con ella siete años, abandonando a la reina, la inglesa Leonor. Los grandes se indignan y matan a la judía. El rey sufre sin tasa. Pepa cantaba que le habían arrancado su judía y que estaba triste y se quejaba, porque el deseo y la pena de Raquel le roían el alma. Mas llega un ángel y le enrostra su culpa. El rey se arrepiente y en expiación mata a mil moros.

Eso cantaba Pepa y todos escuchaban pensativos. «Nuestra Pepa», dijo don Manuel, divagando en apariencia, «quiere convertirme en un antiguo campeón español». Y Pepa, también divagando al parecer, contestó: «No tengo ni una gota de sangre moruna o judía en las venas. Soy de pura cepa de Castilla la Vieja», y se persignó. «Ya lo sé», se apresuró a decir don Manuel, «todos lo sabemos».

«Cantas mejor que antes, Pepa», le dijo Goya apenas pudo hablar a solas con ella. La mujer lo miró fijo a la cara con sus ojos verdes, según su desvergonzada costumbre. «Mis romances son más lindos que la realidad», observó. El pintor le insinuó: «Te estás interesando en política, me dicen». Amable, Pepa replicó: «No me intereso más que en España, don Francisco. Y en don Manuel. Con mi finado Felipe, y también con el almirante me interesé en la marina. Mientras fuimos amigos tú y yo, tuve interés por la pintura. ¿Recuerdas que te llamé la atención por el brazo más corto del señor Mazarredo? Ahora me intereso por don Manuel; es el mayor estadista de España. ¿Por qué no ha de llegar a ser el más grande del mundo? Mas no creas que olvido a los viejos amigos. Por mí, don Manuel aconsejó al rey que se resolviera a cubrir el cargo de primer pintor. Lástima que por ahora Carlos es egoísta y quiere ahorrarse esos honorarios».

Goya no pestañeó siquiera. «En tu lugar, Pepa», le dijo, «dejaría en manos del rey de España y en las de la Convención de la República francesa la suerte de los hijos de Luis XVI». Pepa no le quitaba los ojos de encima. «Es usted inteligente, don Francisco», replicó. «No se parece a los hombres de mis romances. Supo colocar siempre ventajosamente su obra; probablemente también el consejo que me da es bueno, pero ya lo seguí antes de que usted me lo diera».

El pintor pensó que basta ayudar a una mujer a salir del agua para que ella afirme lo contrario. Y aunque le fuese casi imposible expresarlo, gracias a su instinto de campesino y de varón, supo también lo que ella sentía, justamente porque trataba de molestarlo, demostraba cuánto le estaba apegada. Le bastaría hacerle un guiño y, a pesar de su pereza, ella volvería a sus brazos. Y le daba lástima, aunque lo escarneciera y se creyera superior.

Aguardaba a ver cómo Manuel y Pepa concluirían la velada. ¿Se atreverían a quedarse juntos esa noche en el Escorial, bajo el mismo techo que la reina, sobre las tumbas de Carlos V y de Felipe II?

Lucía y el abate se despidieron. Pepa no dió a entender que se retiraría. Y Goya tuvo que marcharse. «Buenas noches, don Francisco», le dijo Pepa indolente con su bella voz. «Buenas noches, Francho», y lo

miró abiertamente a la cara.

> *Pasó Francisco por la antesala. La anciana, la dueña, dormitaba acurrucada; cabeceó sonriendo, se puso de pie y se inclinó profundamente. Goya se persignó. La presencia de la anciana bajo el techo del Escorial le pareció más vergonzosa que la noche de don Manuel y su Pepa.*

16

EN LA POSADA entregaron una carta del Escorial para el pintor de cámara don Francisco de Goya y Lucientes. Decía: «Mañana no tengo servicio con la reina. ¿Por qué nunca lo veo a usted a la hora de levantarse? Su amiga *Cayetana de Alba*».

Goya había estado esperando el mensaje lleno de amargura. Y ahora quedaban borrados todos los malos pensamientos. «Su amiga Cayetana de Alba…». «Elle est chatoyante», pensó casi con ternura.

Al día siguiente, apenas llegó, la Alba le hizo seña que se acercara. «¡Qué suerte que por fin llega, don Francisco!», le dijo saludándolo, «tenemos mucho que hablar. Quédese usted cuando los demás se retiren». Su vocecita un poco dura era desenfrenadamente alta y llena de sincera cordialidad; todo el mundo pudo oírla.

Desdichadamente había muchas personas y algunas que Goya no podía soportar. Naturalmente, estaba el alto y rubio doctor Peral; estaban su colega, el frangollón Carnicero, el bonito y fatuo marqués de San Adrián en cuyo trato Goya veía siempre un rastro de desprecio, y el torero Costillares, para quien, ¡por Dios!, el Escorial debía ser inaccesible. Y la mujer tenía para todos graciosas miradas. Mientras esperaba, la alegría de Francisco se fué desvaneciendo. Con monosílabos se libraba de aquellos que le hablaban. Dió las espaldas a la gente y contempló los tapices colgados.

Los Albas disponían de habitaciones que el rey había amueblado con el gusto alegre de las últimas décadas. Entre los tapices había uno ejecutado sobre esbozos de Goya, cuando pintaba como se le ocurría. Una divertida escena popular. Cuatro mozas se entretenían manteando a un pelele. El grupo no estaba mal; los movimientos eran naturales. Pero esa obra le disgustaba. Esas majas no eran genuinas. No eran majas, sino damas de la Corte que jugaban a las majas, y su alborozo era el mismo, falso y helado, de la audiencia mañanera de la reina. Los gestos ridículos y dolorosos del pelele eran más reales y verdaderos que los de las mozas. La divertida escena le había gustado mucho entonces y había colaborado con amor. Todos imitaban. Sus colegas de París pintaron caballeros y damas de Versalles como pastores, tan duros y artificiosos como sus majas. Y entre tanto a muchos de esos galantes pastores y bellas pastoras les habían cortado la cabeza de muñecos. Ahora él había evolucionado y aquella escena le resultaba tonta, dura, irritante.

Los rostros huecos y gozosos del tapiz no eran realmente retratos y sin embargo lo eran. Podía demostrar que la tercera de esas damas-muñecas no era la de Alba, sin embargo lo era. En esa técnica, era superior a todo el mundo; Goya señalaba una cara y la dejaba anónima. La Alba manteaba con ganas a su pepele…

«Mis queridos señores, he concluido», declaró inesperadamente la Alba y muy cortés, pero resuelta, despidió a sus visitantes. «Usted se queda, don Francisco» repitió. «Nos iremos de paseo, Eufemia», indicó luego a su dueña, cuando los demás se fueron, y la presentó: «Doña Luisa María Eufemia de Ferrer y Estela». Francisco hizo una profunda reverencia, diciendo: «Honor y placer, doña Eufemia». En los lances amorosos de una gran dama, la dueña era una persona importante que podía echarlo todo a perder a su antojo.

Las doncellas traían al tocador nuevos potes de pomadas y cremas; el paseo requería precauciones contra el sol. Y Goya vió el rostro oval ligeramente moreno de Cayetana colorearse de blanco purísimo; aun así, con las cejas tan altas, aquél era siempre el rostro de la Alba. ¿Dónde puso los ojos cuando pintó a la tercera maja del tapiz del pelele?

«¿Qué vestido quiere para el paseo, mi cordera?», preguntó Eufemia a Cayetana. «¿El verde de París, el andaluz o el de muselina blanca de Madrid?». «El blanco, naturalmente», ordenó la duquesa. «Y la bufanda roja».

Ya no habló más con Francisco; necesitaba toda su atención concentrada para vestirse. Las aristócratas madrileñas acostumbraban tener hombres a su rededor cuando se ataviaban y enseñaban libremente brazos, hombros, espaldas y pechos; sólo cuidaban, por antigua usanza, que las piernas quedasen invisibles. La de Alba no ocultaba ni las piernas. Goya recordó a medias una vieja tonadilla, según la cual si el pie de la moza no dice que no, todo lo demás está concedido.

Con experta mirada, realista, objetivo, a pesar de la pasión y el deseo, Goya fijó en la mente la delicada armonía del acto cuidadosamente dirigido por la dueña. Eufemia era alta y seca, con una ancha cabeza de oblicua frente, nariz chata y boca viciosa, todo ello sobre un cuello fino y largo. La Alba trataba a la anciana vestida de negro y muy digna, ora dominante como a una esclava, ora con una confianza retozona, casi libertina.

El vestido de muselina era más corto de lo permitido, no tenía cola tampoco: el traje adecuado para un

paseo. Y ya estuvo también en su sitio la bufanda roja y el abundante cabello fué resguardado en una tenue redecilla. Se reunieron los acompañantes acostumbrados, el paje Julio, un niño de unos diez años, de cara insulsa y nariz puntiaguda y ojos atrevidos, y la pequeña María Luz, negrita de tal vez cinco años. La dueña tomó el quitasol, el paje un adminículo con polvos y perfumes, la negrita el perrillo don Juanito, hecho una bola de lana en sus brazos.

El minúsculo cortejo, con Cayetana y Goya al frente, recorrió los suntuosos pasillos, las grandes escaleras, y salió al parque. Pasearon por caminitos de arenisca con vueltas y revueltas entre macizos de flores, bojes y tejos en los rincones, sobre el fondo severo del monasterio. Luego Cayetana, saliendo de los jardines, se internó por un sendero de pronto muy estrecho que llevaba a la Silla del Rey, un espolón rocoso con la famosa vista del Escorial.

El aire era gozosamente fresco, el sol pálido en el cielo claro; soplaba un suave airecillo. La Alba caminaba firme y contenta, echando hacia afuera los pies, según la moda. En la izquierda, agitándolo levemente, llevaba el abanico cerrado. Alegre y resuelta subía por el sendero sembrado de piedras, que se elevaba poco a poco por terrenos baldíos y grises hasta los contrafuertes del Guadarrama.

Inmediatamente detrás caminaba Goya. Era norma de la Corte el traje de etiqueta para los huéspedes del Escorial, y él se sentía duro y molesto en sus ropas demasiado ajustadas; hasta el sombrero y la peluca le apretaban. Delante veía el cuerpo menudo de la de Alba, con la roja bufanda tirante que modelaba las caderas delicadamente combadas. Ante él, pequeñita, esbelta y delgada no caminaba, no saltaba, no bailoteaba; era difícil hallar la palabra exacta para indicar la forma de su paso.

El camino por el soleado desierto de piedra, gris oscuro y a veces blanduzco, le pareció eterno a Goya. La dueña movía dignamente y sin quejas sus viejos huesos: el paje llevaba aburrido polvos y perfumes; María Luz, la negrita, corría adelante y atrás; el perrillo ladraba molesto, como exigiendo algo, y a cada instante quería ser puesto en el suelo para hacer aguas. Goya tenía conciencia de lo ridículo de esa procesión pintoresca, fatua, a la moda, que ascendía por el antiquísimo desierto.

Por encima del hombro la de Alba hablaba a Goya. «¿Está la señora Tudó en la misma posada que usted?», preguntó «La señora Tudó se marchó, según he oído», contestó él tratando de parecer indiferente. «He oído…» repitió Cayetana y continuó: «¿No dió usted una fiesta muy bonita a esa señora? ¿O fué don Manuel? Cuénteme algo. No sea tan pedantemente discreto. Don Manuel sabe perseverar, pero la italiana no cede fácilmente. ¿Quién cree usted que se saldrá con la suya?». «Estoy muy poco enterado, señora duquesa», contestó Goya secamente. «Por lo menos no me llame señora duquesa», exigió la de Alba.

Allí estaba ahora el saliente de la roca, la Silla del Rey, lugar preferido de Felipe II, desde donde vió crecer su monasterio piedra a piedra. La de Alba se sentó con el abanico cerrado en la falda; la dueña y los dos niños se acomodaron detrás. Goya se quedó de pie. «Pero siéntese usted también», ordenó Cayetana por encima del hombro. Goya se acurrucó en el suelo sin elegancia, con el estorbo de la espada y los guijarros puntiagudos. «Cúbrase», ordenó la mujer y él no comprendió si empleaba con segunda intención o no, en serio o irónicamente, la fórmula con que el rey distinguía a sus doce primeros Grandes.

Desde allí la de Alba, figurilla delicada y caprichosa, sentada en la piedra, miraba el monasterio por encima del desierto centelleante. Así debió sentarse su antepasado, que el fanático Felipe traía a menudo allí; y allí ese Alba ya lejano debió meditar las instrucciones que el rey impartía cortésmente: órdenes para atacar un reino rebelde, para aniquilar una provincia de herejes.

La de Alba estaba muy quieta, los demás se mantenían inmóviles. Los cohibía el centelleo del vasto desierto de piedra, de donde brotaba el edificio duro y mortecino como ese mismo desierto.

Goya miraba fijamente el yermo pétreo. De pronto vió moverse algo sobre la piedra, una criatura sin cuerpo y visible sin embargo claramente, del mismo color gris que la piedra, un enorme sapo. ¿No sería una tortuga? Era algo con cabeza humana, con ojos enormes. Ese ser se arrastraba lentamente, sin pausa, cada vez más cerca; descomunal, sonriendo infernalmente, seguro de sí y de la presa, venía hacia ellos. Era necesario huir. ¿Por qué se quedaban todos sentados? Hay espíritus que actúan sólo de noche, otros tienen poder de día. Son raros, pero más peligrosos. Goya conocía al espectro que se acercaba arrastrándose en plena luz; cuando chico, había oído hablar de él; su nombre era inocente, casi gracioso, se llamaba «El yantar» o, con apodo más simpático, «La siesta». Pero era caprichoso en su fisgar y brillar y agradar, se mostraba solamente con el sol y había que tener fuerza y ponerse de pie y marcharse.

Mas la de Alba comenzó a hablar, el espectro desapareció y el desierto se quedó vacío. «¿Sabe usted», dijo la de Alba, «que esta vez en el Escorial me ocurrirá algo extraordinario?». «¿Cómo lo sabe?», preguntó Goya. «Me lo dijo mi Eufemia», contestó Cayetana, «y se puede confiar en ella. Sabe mucho del porvenir. Se las entiende con las brujas. Por lo menos se las entendía, si no sigue con el vicio…». «¡Corderilla de mi alma!», imploró la dueña. «El señor pintor de Corte es inteligente y comprende una broma. Pero cuando

usted se lanza, habla así también con otros…». «Cuéntanos algo, Eufemia», ordenó la duquesa. «Cuéntanos de los sepultados vivos en los muros del Escorial», «Son historias viejas», contestó la anciana, «y seguramente don Francisco las conoce». «No rehuyas el compromiso», ordenó Cayetana, y entonces Eufemia comenzó.

Un joven de la aldea de San Lorenzo, un tal Mateo, protestaba de las fuertes gabelas impuestas a los campesinos por los monjes. Era todo un hereje. Los monjes lo denunciaron. Mateo se trasformó en perro negro y aullaba todas las noches, para azuzar a los aldeanos contra los frailes. Por fin, los monjes ahorcaron al perro. Pero el can se trasformó otra vez y se presentó en el pueblo como imponente joven guerrero; afirmó haber matado a ciento veintisiete moros e intrigó a la gente contra los Hermanos del monasterio. Pero un sabio monje descubrió que Mateo, el perro y el guerrero eran la misma cosa y lo denunció a la Inquisición. A la vista de los alguaciles, el guerrero se volvió can otra vez. Los Hermanos lo apresaron y lo sepultaron vivo en los cimientos de la ampliación, porque fué en tiempos en que el monasterio fué convertido en castillo. «Aún hoy», concluyó diciendo la anciana, «se oye a veces aullar el perro en las noches de luna llena». «Interesante historia», comentó Francisco.

«Además», dijo la de Alba volviéndose a medias hacia Goya, «tengo a otra que me predice el futuro, una doncella de mi abuela. Se llamaba Brígida y fué quemada en una época como bruja. Muchos dijeron que era inocente, pero cuando el verdugo le pidió el beso del perdón, ella no se lo dió, prueba segura de que era una bruja. A veces viene a verme y me anuncia lo que sucederá. Vale mucho para las profecías». «¿Y qué le predijo?», preguntó el pintor. Cayetana contestó franca, objetivamente: «Que no envejeceré y que debo aprovechar mi vida, si algo quiero de ella».

> *Luego volvió hacia él la cara, lo miró con sus grandes ojos de acero y le preguntó: «¿Cree usted en las brujas?», «Naturalmente; creo en ellas», contestó desabrido Goya, y en el grosero dialecto de su pueblo, que a veces le agradaba emplear, insistió: «Naturalmente; creo en las brujas…».*

17

PASARON LOS DÍAS y Francisco nada vió ni nada supo de ella. Se quedó en su cuarto de la posada esperando. Dibujó al monstruo del mediodía, una, dos, tres veces. «Elle est chatoyante», pensó.

Inesperadamente, fué invitado a trasladarse al monasterio. En un cálido y jubiloso sobresalto, supuso que ella le había conseguido el favor. Mas no, era el rey mismo quien quería que estuviese en el Escorial. La penosa situación política estaba superada, la falta de entendimiento entre Manuel y doña María Luisa, zanjada. El rey tenía tiempo y deseo de que Goya le retratara. Carlos apreciaba a Goya; a pesar de su cómoda parsimonia, tenía sentido de la representación. Sentía también el deber tradicional de los soberanos españoles de fomentar el arte, la pintura en particular, y no como una carga. Le lisonjeaba la idea de perpetuarse en las telas de verdaderos artistas.

Con suma diligencia discutió con Goya cómo se retrataría esta vez. Quería tres cuadros elocuentes, como para recordar en seguida a cada súbdito la firma real: «Yo el Rey». Goya admiraba a Velázquez que en sus retratos de Felipe sabía reflejar la majestad del manto en la luz del rostro. Y aprendió de él el arte de fundir en una unidad hombre y traje. Había pintado a Carlos en ropajes rojos, azules y pardos, recamados en oro o plata, con bandas y estrellas, en púrpura y armiño, con uniforme de guardia de corps, de pie, a caballo; a menudo, de la cara bonachona, un poco ruda y llena de severidad de Carlos IV, y de los trajes suntuosos, del doble mentón caído sobre el pecho, del vientre abultado y las brillantes condecoraciones, había logrado hacer algo nuevo, orgánico, que daba la idea de la realeza, sin disimular la lenta corpulencia del soberano. Se divertía buscando variantes del tema familiar.

Carlos tenía conciencia de que debía ayudar a su pintor y resistía a veces sesiones cansadas. No provocaba pausas, pero las agradecía. Entonces conversaba amablemente con Goya, como lo hacen dos españoles. Hasta se quitaba la pesada ropa, se arrellanaba en un sillón o se paseaba a medio vestir en el cuarto. Así se veían las cadenas de sus relojes, de los que hablaba a menudo. Un poco en serio un poco en broma, decía que en algo se sentía superior a su gran antepasado el emperador Carlos: había logrado que sus relojes marcaran al segundo la misma hora. Y con orgullo los sacaba, los comparaba, los oía, se los mostraba a Goya, se los hacía escuchar. Lo esencial, explicaba, es que se lleven encima de uno. Para brindar un servicio exacto, el reloj necesita la inmediata vecindad del cuerpo, porque es también algo humano. Y cuidaba de que sus preferidos fueran llevados constantemente por una persona; confiaba a su ayuda de cámara aquellos que no podía llevar él mismo.

Para los retratos encargados, Francisco hubiera necesitado apenas tres o cuatro sesiones; con los esbozos y la ayuda de uniformes y trajes que se le enviaran al estudio, hubiera trabajado tal vez mejor y más rápidamente. Mas el rey se aburría, las sesiones le divertían y estuvo con el pintor cinco días, ocho días, mañana tras mañana, dos y aun tres horas. Le agradaba entretenerse con Goya. Le preguntaba por sus hijos y le hablaba de los suyos; o charlaba de la caza. Le explicaba sus platos preferidos, sin olvidar la bondad de los jamones que le llegaban de Extremadura, patria de su querido Manuel.

Finalmente, la reina declaró que Carlos había monopolizado a Goya lo suficiente y que ahora lo quería para ella. Estaba de buen humor. No había tomado en tragedia, como se temiera, la noticia de la orgía de Pepa en el Escorial. Lo importante era que la mujer se había ido y que podría gozar otra vez de la presencia de Manuel sin obstáculos. Éste, a su vez, sintió un gran alivio, cuando María Luisa evitó la temida escena; le encantaba pensar que por una temporada no escucharía las incitaciones de Pepa al heroismo. Además, la inteligente soberana demostró mucha magnanimidad: hizo como si él hubiese trabajado siempre por la reconciliación con Francia y lo elogió ante los Grandes y los Ministros como el estadista que daría la paz al país. Y la amistad entre la reina y su primer ministro fué más estrecha que nunca.

Goya encontró, pues, a una María Luisa muy jovial y graciosa. La había retratado unos diez años antes, princesa todavía. Aun tan áspera y fea, pudo conquistar entonces a un hombre. Ahora estaba más vieja, y fiera, pero se esforzaba en valer como reina y como mujer. Traía de todas las capitales europeas, trajes, ropa blanca, pomadas caras, aceites, perfumes; se ponía por la noche una máscara de arcilla y unturas, se ejercitaba con el maestro de danza y se paseaba delante del espejo, con cadenitas en los tobillos, para mejorar su forma de andar. Con soberana desvergüenza contaba a Goya los esfuerzos para afirmarse como mujer. Su salvaje energía impresionaba al pintor que quería pintarla tal como era: fea e interesante.

Echaba de menos los recursos de su taller y más aún a Agustín con sus consejos, su hosca crítica, sus muchos y buenos servicios. Por la limitación del Escorial, con tantos invitados, no podía pedir que lo

llamaran.

En esos días, don Manuel había regalado a la reina, al reconciliarse, el potrillo Marcial, orgullo de sus caballerizas, y montada en él quiso la reina un retrato. Realizar ese cuadro sin ayudantes y en breve plazo era casi imposible. Con buenas razones, pues, Goya pudo pedir que le trajeran al amigo y discípulo. Agustín llegó. Saludó al amigo con amplia sonrisa; había sentido amargamente su ausencia y le compensaba el que Francisco hubiese logrado la invitación al Escorial. Pero muy pronto advirtió que de repente Goya se desviaba, en la atormentada espera de algo que no llegaba. Muy pronto también, por palabras de Lucía, de Miguel y del abate, adivinó la situación y supo en qué irremediable peligro se había enredado Francisco esta vez.

Comenzó por censurar la obra del amigo. Los retratos del rey no eran ni con mucho lo que debían ser. Revelaba mucha habilidad manual, era cierto, pero carecía de recogimiento interior. Figuraciones apenas, demasiado poco para el Goya de entonces. «Sé también la razón de su fracaso», le declaró. «Se ocupa usted de otras cosas, su corazón no está en el trabajo». «¡Sabihondo, envidioso, estudiante fracasado!», le replicó Goya casi tranquilo. «Sabes perfectamente que son tan buenos como todos los que pinté de don Carlos». «¡Justamente!», contestó Agustín, «y por eso son malos. Usted puede hacer otra cosa. Se lo repito: es usted demasiado haragán». Pensando en Lucía, se enfureció: «Además es demasiado viejo para pequeños asuntos de mujeres», le dijo hostil; «tiene mucho que aprender y le va faltando el tiempo. Por ese camino, todo lo suyo será algo trunco, incompleto, y usted mismo un deshecho». «Continúa, continúa», replicó Goya en voz baja, llena de maldad; «hoy tengo buen oído y puedo escucharte cómodamente». «Tienes una suerte increíble e inmerecida», replicó sin tardanza Esteve; «el rey te concede un sinfín de sesiones, se te muestra en paños menores y hace sonar sus relojes para ti. ¿Y qué sacas de esta oportunidad única de ver hondo en el hombre? ¿Pintaste en la cara de tu Carlos lo que los patriotas vemos en ella? Ciego de vana sensualidad, no ves siquiera lo que ve cualquier profano. ¡Qué vergüenza! Porque el rey te alabó los jamones extremeños, lo crees un gran monarca y le pintas una cara digna del frac y del Toisón de Oro…». «Está bien», dijo Goya, siempre extrañamente tranquilo, «acabas de decir lo tuyo. Y ahora te mando a Madrid con la mula más vieja que encontremos en San Lorenzo».

Aguardó una contestación violenta. Aguardó que Esteve se marchara corriendo, golpeando la puerta hasta hacer retemblar el Escorial. Nada de esto ocurrió. Agustín había tomado una hoja que Francisco mezclara sin notarlo con otras, al sacar de un cajón apuntes para el retrato del rey; era un dibujo de «El yantar», el espectro. Agustín lo contemplaba con los ojos fascinados. Goya, confundido casi contra su costumbre, observó: «Eso no es nada. Un papel sucio… Un capricho…».

Pero desde ese momento, Agustín no habló más de los nuevos líos femeninos de Goya, ni del descuido de su arte. Más aún, hasta cuando se refería sólo a la técnica de su labor, eligió las palabras con delicadeza y prudencia. Francisco no podía decir si le agradaba o no que Agustín entendiera tan hondamente sus enredos…

La reina se exhibía ante Goya montada en Marcial, como coronel, jefe del Regimiento de la Guardia de Corps. Montaba varonilmente, era buena amazona y levantaba alta y altiva la cabeza sobre el uniforme guerrero.

Hubiera bastado que en las sesiones siguientes ella se sentara en el caballo de madera. Pero era un vivo gozo para Goya hacerle exhibir una vez y otra su valor de amazona, sobre todo en presencia de Esteve. Ordenaba a la reina que volviese el caballo en una u otra dirección, que mantuviese la cabeza de una u otra manera. Y empujaba a Agustín al primer plano, destacaba su intervención en la obra y preguntaba: «¿Qué te parece, Agustín? ¿Lo dejamos así? ¿O no será mejor así?».

> *Cuando por primera vez, hacía muchos años, retrató a un Grande, se pintó a sí mismo en el fondo, pequeñito, una sombra que tendía al señor la obra encargada. Ahora, para agradar a su amigo, discípulo y ayudante, hacía que la reina de España mostrara su habilidad en la equitación delante de él, antes de disponerse a pintarla. «¡Lástima que ya no viviera su padre, el viejo Goya! ¡Oh, cómo hubiera abierto los ojos!».*

18

GOYA CAMINABA por el pasillo que de las habitaciones de doña María Luisa llevaba a su cuarto. Acababa de estar con la reina; un lacayo de calzas rojas traía sus adminículos de pintor. A su encuentro venía la de Alba, menuda, toda donaire, el paso firme, acompañada por doña Eufemia.

Le temblaron las rodillas, el suelo vaciló bajo sus pies. Ella se detuvo. «Me alegro de encontrarlo, don Francisco», le dijo. Y en claro francés continuó lentamente: «Ya no aguanto más aquí en el Escorial y me iré por un día o dos a Madrid. Parto el miércoles. ¿Vendrá también usted?».

Un miedo cerval, pero embriagador, invadió a Goya. Era el cumplimiento. Prometido para una fecha exacta, el miércoles, para la noche del miércoles. Mas en seguida, al instante, su calculadora razón de campesino le susurró que esa fecha no le pertenecía. La reina lo esperaba el jueves, temprano por la mañana. Si faltaba, se derrumbaría todo el porvenir. Nunca más retrataría a un miembro de la Corte, nunca más sería primer pintor del rey. Caería en la nada como antes. Y si no decía un alborozado sí a esta mujer altiva, cínica, maravillosa, mientras la última palabra de ella aleteaba todavía en el aire, ella seguiría por ese pasillo y se esfumaría para siempre para él.

Y ya estaba ella haciendo un ademán apenas perceptible para marcharse; el sarcasmo en sus labios irónicos se ahondaba apenas. Y él supo que esta mujer fatal comprendía lo que pasaba en su mente. Temió angustiado haber perdido. Presuroso, balbuciendo roncamente, dijo en español: «¿Entendí bien? ¿Podré verla el miércoles por la noche en Madrid?». Siempre en francés, ella contestó: «Entendió usted perfectamente, señor».

Francisco no supo cómo pudo llegar a su cuarto. Cansado, con la cabeza vacía, permaneció sentado largo rato. Todo lo que sentía era una voz dentro: «Está decidido, está decidido».

Luego comenzó a echar cuentas con su astucia campesina. Creía justo que la suerte le exigiera un alto precio por el amor de la de Alba; pero ¿consistiría ese precio en la ruina de su carrera? Hacía falta una razón cabal y concluyente para suspender el retrato de la reina. Si alguien enfermara de muerte, por ejemplo, alguien de su familia… Un mensaje de esta índole quisiera poder entregar al primer ayuda de cámara de la soberana.

«¿Cuando irás a Madrid, por fin, a casa de Molino?», preguntó una hora más tarde a Esteve con alguna rudeza. «¿Cuánto me harás esperar esos colores?». Agustín lo miró sorprendido. «Tenemos colores para tres o cuatro días», contestó. «Además, los puede traer el mensajero de todos los días. Explícaselo claramente, Molino sabe lo que debe hacer». Pero Goya insistió hoscamente: «¡Tú irás a Madrid! ¡Hoy mismo!». «¿Estás loco?», replicó Agustín. «Prometiste el cuadro para el onomástico de don Manuel. Tú le exigiste a la reina las cuatro sesiones. ¿Y quieres que yo vaya a Madrid?». «¡Irás!», ordenó Goya. Y con la voz ronca, más hosco y resuelto, agregó: «Allí te dirán que mi pequeña Elenita está gravemente enferma y que Josefa insiste en mi regreso». Con profundo asombro, Agustín repuso: «No entiendo palabra». «Ni falta que hace», replicó impaciente Goya. «Tienes que traerme el mensaje de Elenita enferma. Eso es todo».

Agustín comenzó a pasearse de arriba abajo, perplejo, pensativo.

«Quieres dejar plantada a la reina», dedujo al final, «quieres ir a Madrid». Torturado, casi suplicante, Goya dijo: «Debo ir a Madrid. Va mi vida en ello». «Y ¿no encuentras otro pretexto?», preguntó titubeando Esteve. Francisco advirtió supersticiosamente la malignidad del subterfugio, pero no se le ocurrió otro. «No me dejes ahora en la estacada», insistió implorando. «Tú sabes cómo trabajo si me fijan un plazo. El cuadro estará terminado y saldrá bien. No me abandones ahora».

Desde que Esteve había visto el dibujo del monstruo, sabía que Francisco estaba por cometer una de sus más grandes locuras y también que nada ni nadie lo retendría. «Iré a Madrid», contestó sintiéndose triste, «tendrás tu mensaje». «Gracias», le dijo Goya, «y trata de comprender», imploró.

Apenas se marchó Agustín, Goya se esforzó en trabajar. Era disciplinado, pero no podía echar fuera los pensamientos acerca de la noche que pasaría en Madrid. Sentía brotar dentro como una exaltación amorosa; luego recordó y se imaginó lo más obsceno que había visto y oído en las tabernas suburbanas.

Estuvo con Lucía y el abate y sintió sobre sí la mirada de la mujer, la mirada cómplice y ligeramente irónica. Sí, conocía la manera de tratar con mujeres, duquesas o rameras, pero el miércoles —estaba temiendo— se portaría como un torpe. Envidiaba al abate por su desenvoltura, por su elegancia a menudo ridiculizada. Temía la risa de la de Alba, y aún más su sonrisa…

Muy tarde, después de la medianoche, Goya dormía inquieto, cuando llegó Agustín. Cubierta de polvo

su ropa de viaje, el amigo apareció en el umbral, con un lacayo que le alumbraba con una antorcha. «Aquí tiene su carta», le dijo y el pliego parecía muy pesado en su mano. Francisco se enderezó a medias en la cama, tomó la carta, la mantuvo cerrada en la mano, como si también para él pesara mucho. «La carta es tal como usted la necesita», agregó Esteve. «Gracias, Agustín», repuso Goya.

A la mañana siguiente, Goya anunció al primer ayuda de cámara de la reina, marqués de la Vega Inclán, que aun lamentándolo mucho, debía renunciar a las sesiones graciosamente concedidas por doña María Luisa; explicó la razón y entregó la carta. El marqués la tomó, sin leerla la colocó sobre la mesa y dijo: «De todos modos Su Majestad hubiera debido suspender las sesiones. El infante Francisco de Paula está enfermo de cuidado».

> *Pálido, Goya clavó la mirada en el marqués. Dijo pocas palabras, en un balbuceo, y salió de la habitación, vacilando, con extraña prisa. El ayuda de cámara, un poco contrariado, lo siguió con la mirada. «¡Qué maneras tienen estos artistas!», pensó. «Y tengo que aguantarlos en el Escorial… ¡Hampones!», pensó todavía. «¡Chusma!».*

19

«VAMOS AL TEATRO, a la Cruz», declaró la de Alba a la llegada de Goya. «Dan "Los hermanos enemigos"; dicen que es una pieza tonta, pero Coronado hace el bobo y Guzmana la damita, y las tonadillas son buenas seguramente».

Goya se sintió irritado por el tonillo intranscendente con que ella le informaba. ¿Podía ser ése un preludio al amor?

Un grupo de golfos aguardaba a la entrada del teatro, para ver a las damas bajar de los coches y sillas de mano. Era la única ocasión para admirar piernas femeninas. La de Alba salió de la silla. «¡Qué piernecitas tan delicadas!», le gritaron; «regalonas, redonditas, para morderlas…». Goya, al lado de ella, estaba sombrío. Con placer hubiera empezado a golpes, pero temía el escándalo.

Para llegar a la sala había que pasar por un largo corredor oscuro. Había ruido y apretujones; los regateros vendían dulces, ofrecían agua, entregaban la letra de las canciones. Apestaba y había suciedad. A causa de los empujones, sólo con esfuerzo se podían cuidar el traje y las botas en tanta mugre. Los pocos palcos —solamente las mujeres acompañadas eran admitidas en los palcos— estaban agotados, y Goya tuvo que discutir mucho y dar escandalosa propina para conseguir uno.

Apenas tomaron asiento, llegó un rumoreo del patio, de la platea. La gente, los mosqueteros, había reconocido en seguida a la duquesa. La llamaban, la aplaudían. Más interesadas y ardorosas, aunque menos alborotadas, eran las mujeres. Ocupaban la zona reservada en la sala, el gallinero; todas de negro, como estaba prescrito con mantillas blancas en la cabeza y todas ahora vueltas hacia el palco, rientes, cacareando.

Goya estaba inmóvil, contraída y nublada la maciza cara. Cayetana hacía como si el alboroto no se dirigiera a ella e impasible charlaba amablemente con él.

La pieza «Los hermanos enemigos» era de verdad tonta; una mala imitación de un drama de Lope. El hijo menor, pillastre, enajenaba al mayor y más noble el amor del padre y el corazón de su novia. Ya en el primer acto había un duelo en el cementerio y aparecían espectros; el hermano malo echa al bueno a la selva y encierra al padre en una torre, para que muera de hambre. Los campesinos se rebelan contra el nuevo y perverso señor; el público también, y cuando el actor alguacil sube del patio para defender a aquél, los espectadores lo escupen y quieren pegarle. Tuvo que explicar que era el actor Garro.

«¿Es usted chorizo o polaco?», preguntó la de Alba al pintor. El público madrileño, apasionado por el teatro, estaba dividido desde hacía medio siglo en dos partidos: los chorizos, del nombre de un cómico ahora fallecido; y los polacos, por el abate que publicara una polémica contra los rivales. Goya confesó que era chorizo. «Me lo imaginé», dijo agriamente la de Alba. «Los Alba somos polacos. Ya mi abuelo lo era».

La tonadilla después del primer acto era alegre y fundió a los dos bandos en una ruidosa algazara. Luego siguió el drama, en la torre, con ruido de cadenas y paja crepitante. Un ángel varonil, de pantalón corto de la época y alas en las espaldas, consolaba al anciano. La moza, desconfiando de las calumnias del hermano malo, encontraba al amado en la inhóspita selva. Tenso, emocionado, el público callaba. La de Alba sugirió que podían irse sin llamar la atención.

Respiraron el aire fresco de la noche. «Iremos a una de sus tabernas, Francisco», ordenó la de Alba. Goya, como si entendiera mal propuso un restaurante a la moda. «¿Al Ceferino?», preguntó. «A una de sus tabernas», repitió la de Alba. «Con trajes de noche no podemos ir a la majería», explicó el pintor molesto; la majería era la zona suburbana de los majos y las majas. «No hace falta que me lo diga», replicó la de Alba con su vocecita aleteante. «Iré a casa, allí me cambio y lo espero».

Goya se alejó irritado. ¿Para eso se había atormentado tanto, inventado la peligrosa carta de Elenita, arriesgado en el juego su carrera? «¡Qué vergüenza!», pensó con la voz ruda de Esteve.

Antes de cambiarse de ropas, fué en puntillas al cuarto de los niños a ver a la pequeña. Elenita dormía tranquila. Se puso su viejo traje de majo. Y su malestar se desvaneció; le invadió una dichosa expectación. Las prendas estaban muy gastadas; el pantalón, el chaleco de color verde subido, la chaquetilla roja, le quedaban algo chicos. Pero con ese traje había tenido muchas aventuras, y aventuras agradables. Cuando se ciñó la ancha faja y guardó en ella la navaja, se sintió otro, joven, lleno de vitalidad. Le pareció verdad aquello de que basta ponerse la capa del fraile para saber latín. Se envolvió en la amplia capa, prohibida en realidad, y se puso el aludo sombrero que le ocultaba toda la cara.

Y así, irreconocible casi por ese disfraz, se puso en camino. Se sonrió cuando el portero de los Albas le cerró el paso. Goya le mostró la cara y el hombre se rió con malicia. También ella se burló al verlo. Ella

misma llevaba rica falda de colores y justillo entallado, pintorescamente bordado, y el cabello enfundado en una redecilla. El traje le sentaba a las mil maravillas; podían tomarla por una maja.

«¿Adónde vamos?», preguntó. «Al mesón de Rosalía en el Barquillo», contestó Goya. «Pero usted tendrá un disgusto si lleva mantilla», le advirtió, viendo a Eufemia arreglarle la mantilla, porque las tapadas no se veían con buenos ojos en la majería. Sin contestarle, la de Alba se arrebujó aún más, ocultando casi toda la cara. «Deje que la acompañe, mi cordera», suplicó la dueña; «me moriré de angustia mientras usted ande en la majería». «Tonterías, Eufemia», le contestó bruscamente Cayetana. «Don Francisco es hombre para protegerme».

El mesón estaba lleno de gente que bebía y fumaba, charlando apenas a monosílabos, con gravedad castellana. Casi todos los mozos conservaban sus aludos sombreros en la cabeza. Las mujeres eran recias, muchas bonitas, todas sin velos. Había un espeso ruido en la sala; alguien tocaba la guitarra.

Los nuevos clientes fueron observados con curiosidad apenas disimulada, nada amistosa. Un mozo ofreció a Goya tabaco de contrabando. «¿A cuánto?», preguntó el pintor. «A veintidós reales», contestó el hombre. «¿Me tomas por gabacho?», repuso Goya. Con la despectiva palabra se indicaba a los extranjeros, sobre todo a los franceses. «Dieciséis reales pago, como todo el mundo».

Intervino una de las mozas: «¿No le compra un cigarro a su dama?». «No fumo», dijo la de Alba a través de la mantilla. «Sin embargo, debería fumar», insistió la moza. Y el joven a su lado explicó: «El humo limpia el cerebro, despierta el apetito y mantiene sanos los dientes». «La señora debería quitarse la mantilla», insinuó la mujer. «Quieta, Zanca», replicó el mozo, «no armes líos». Pero la Zanca insistió: «Dígale usted a su dama, señor, que se quite la mantilla. Aquí no se admiten damas veladas». Y un mozo desde otra mesa lanzó la suposición: «Quizás la dama es una gabacha».

Francisco le había dicho a la de Alba que la mantilla le traería disgustos. Conocía a sus majos, era uno de ellos. No toleraban miradas curiosas, se consideraban como los españoles mejores y no admitían la secreta curiosidad de los extranjeros. Quien frecuentara sus mesones tenía que aceptar sus costumbres y mostrar la cara.

El mozo de la guitarra había dejado de tocar. Todos miraban a Goya, que ya no podía ceder, a ningún precio. «¿Quién dijo gabacha?», preguntó sin levantar la voz, hablando con indiferencia, entre dos chupadas a su cigarro. Hubo un breve silencio. La mesonera, la tiesa Rosalía, dijo al guitarrero: «No seas haragán, toca un fandango». Pero Francisco repitió la pregunta: «¿Quién dijo gabacha?». «Yo lo dije», contestó el majo. «Le pedirás disculpas a la señora», indicó el pintor. «No necesita hacerlo», contestó otro, «puesto que no se quita la mantilla». Era verdad, pero Goya no podía admitirlo. «¿Quién te pidió tu opinión?», preguntó en cambio Goya. «Te callarás», continuó, «si no quieres que te enseñe como yo bailo el fandango sobre el cadáver de cualquiera». El desplante era muy adecuado para ese ambiente: todos gozaron divertidos. Pero el majo que llamara gabacha a la Alba, continuó: «Contaré hasta diez. Si tu mujer no se quita su orgulloso velo, tú, perdonavidas, vuelas de un puntapié hasta Aranjuez».

Goya comprendió que ahora esperaban todos que hiciera algo. Se levantó, dejando deslizarse la capa al suelo, mientras palpaba la navaja.

Pero entonces estalló una gritería de sorpresa. La de Alba se había quitado la mantilla. «¡La Alba!», gritaban; «¡nuestra Alba!». El majo volvió sobre sus pasos y le dijo: «Perdone, señora. Dios sabe que usted no es una gabacha. Usted es de las nuestras».

Para Goya, el homenaje y el acatamiento resultaron más desagradables que la pendencia. Porque, desgraciadamente, no era verdad lo que decía el majo: la de Alba no era de esa clase. A lo sumo, era una dama de palacio que jugaba a la maja. Y se avergonzaba de haberla traído, delante de las majas legítimas. Recordó que en sus tapices no pintó majas verdaderas para las escenas populares, sino duquesas y condesas disfrazadas, y esto lo irritó aún más.

Ella charlaba con los demás el estilo de ellos. Las palabras volaban de sus labios, libre y amablemente. Y nadie parecía notar que su proceder no era genuino, sincero, sino envilecedor por su afabilidad.

«Vámonos», dijo de pronto Goya, dominador, como quería ser. Por un segundo, la de Alba se sorprendió. En seguida, con verdadera superioridad, levemente irónica, declaró: «Sí, señores, a pesar nuestro, tenemos que irnos. El señor pintor de cámara aguarda a un gran señor que quiere un retrato». La gente se rió, la absurda disculpa los divertía. Goya estaba desesperadamente furioso.

Buscaron una silla de manos. «Vuelvan pronto», se les gritó cordialmente con sinceridad llena de gratitud.

«¿Adónde vamos?», preguntó el pintor amargado. «A su estudio», repuso ella, «donde usted aguarda a su modelo».

La promesa le quitaba el aliento. Pero ella era tan tornadiza… Quizás volvería a cambiar durante el

camino.

Exasperado, lleno de furia impotente por lo ocurrido antes, por los caprichos de la de Alba y su propio desvalimiento, agitado por la ira, la espera y la pasión, siguió la silla de manos a través de la noche. Otra vez escuchó un campanilleo; pasaba un cura con el Viático. Los portadores depusieron la silla, la Alba salió de ella, extendieron pañuelos y se arrodillaron todos hasta que el sacerdote y el monaguillo pasaron de largo.

Finalmente llegaron a casa. El sereno les abrió. Subieron al estudio. Goya, con torpeza encendió velas. La de Alba se sentó cansada. «¡Qué oscuro y fríO!», exclamó. Goya despertó a Andrés, que trajo dos candelabros de plata con muchas velas y encendió fuego mecánica, hoscamente. La de Alba, sin velo, lo observó. Ella y Goya se callaron mientras estuvo presente el lacayo. Por fin éste se fué. Hubo en la habitación más calor, aunque no mucha luz. El tapiz con la procesión de los Santos gigantescos y la muchedumbre alborotada se perdía en la tiniebla, y casi invisible estaba el sombrío cardenal de robusta mandíbula de Velázquez. La de Alba se acercó al cuadro. «¿Quién poseyó este Velázquez antes que usted?», preguntó. «Es un regalo de la duquesa de Osuna», contestó él. «Sí», repuso Cayetana, «recuerdo… Lo vi en la Alameda. ¿Fué su amante?», preguntó sin transición, con su voz infantil un poco dura, amable.

Goya no contestó. Ella seguía de pie ante la tela. «Aprendí mucho de Velázquez», dijo el pintor después de un silencio. «Mucho más que de cualquier otro artista». «Tengo un Velázquez en mi casa de campo de Montefrío», le dijo ella, «un cuadrito extraordinario, casi desconocido. Si alguna vez pasa por Andalucía, don Francisco, vaya a verlo, por favor. Creo que estaría bien aquí».

La de Alba contempló los esbozos y apuntes que había sobre la mesa. Eran para el retrato de la reina. «Parece», observó, «que tiene intención de pintar a la italiana casi tan fea como es. ¿Lo permite ella?». «Doña María Luisa es inteligente», contestó Goya, «quiere que el retrato se le parezca». «Sí», replicó Cayetana, «cuando una mujer es tan fea, debe ser por lo menos inteligente».

La duquesa se sentó en el diván, apoyada cómodamente en el respaldo, pequeñita, con la cara morena apenas empolvada. «Creo que la retrataré como maja», dijo él. «Pero no, no quiero correr el albur de disfrazarla. Tengo que saber cuál es la verdadera Cayetana». «Nunca lo sabrá», amenazó la de Alba. «Yo misma no lo sé. Creo en serio que soy una maja y no otra cosa. No me importa lo que piensen de mí los demás. ¿No es así una maja?». «¿La molesto si la miro de esta manera?», preguntó el pintor. «No se lo tomo a mal, porque es un artista. Por lo demás, ¿es usted solamente pintor? ¿Pintor solamente? Podría ser un poco más conversador…». Goya siguió callando. Y ella reanudó el tema precedente: «Me criaron para maja. Mi abuelo me educó según los principios de Rousseau. ¿Sabe, don Francisco, quién fué Rousseau?». Goya estaba ahora más divertido que amargado. «Mis amigos», contestó, «me dejan leer la Enciclopedia, a veces». Ella levantó apenas los ojos. La Enciclopedia era la bestia negra de la Inquisición; poseerla, leer sus páginas, era difícil y peligroso. Pero ella no recogió las palabras de Goya y siguió narrando: «Mi padre murió joven, muy joven; mi abuelo me dejó amplia libertad. Además, a veces me visita la difunta doncella de mi abuela y me dice lo que debo y lo que no debo hacer. En realidad, don Francisco, usted debería retratarme como maja».

Goya removió el fuego en la chimenea. «No le creo una sola palabra», le dijo, «ni se considera maja, ni se le aparece la difunta doncella». Se volvió y la miró desafiante a la cara. «Yo digo lo que pienso, si eso me divierte. Soy un majo, aunque a veces leo la Enciclopedia». «¿Es verdad», preguntó la Alba amable y sin solemnidad, «que usted mató a cuatro o cinco hombres, en pelea o por celos? ¿Y que tuvo que huir a Italia porque la policía lo buscaba? ¿Y que en Roma sedujo a una monja y tuvo que ser salvado por el embajador español? ¿O solamente divulgó todo eso para hacerse el interesante y tener más clientes?».

Francisco se dijo que la mujer había acudido a su estudio a esas horas solamente para humillarlo. Quería seguramente rebajarlo, para no sentirse después ella misma poca cosa. Se dominó y contestó tranquilo, gentil, casi bromeando: «Un majo gusta de palabras gruesas y de ostentaciones. Esto debe saberlo usted, señora duquesa». «Si me llama otra vez señora duquesa, me voy», contestó la de Alba. «No creo que se vaya, señora duquesa», replicó Goya. «Creo que usted trata de…», estuvo buscando un segundo la palabra, «… de destrozarme». «¿Por qué lo haría, Francho?» preguntó ella. «No lo sé», contestó el pintor, «¡cómo podría saber lo que usted quiere!». «Esto huele a filosofía o a herejía», dijo Cayetana. «Me temo que eres un hereje, Francho. Me temo que crees más en el demonio que en el Señor». «Si la Inquisición tuviera que meterse con nosotros, sería con usted», contestó Goya. «La Inquisición no se ocupa de la duquesa de Alba», repuso con tanta naturalidad que no pudo parecer ni por asomo orgullosa. «Por lo demás, no debes tomar en serio las maldades que a veces se me escapan. Muchas veces he pedido a la Virgen del Pilar que desde el cielo te proteja, Francho, porque parece que el demonio te amarga la vida. Pero», y levantó los ojos hacia la talla de Nuestra Señora de Atocha, «tú ya no tienes fe en la Virgen del Pilar. ¡Todo lo que habrás hecho antes,

siendo de Zaragoza! Eres un felón, un verdadero felón…».

Se había levantado, para colocarse en contemplación delante de la antiquísima y morena talla. «Pero no quiero ser irrespetuosa con la Virgen de Atocha, al hablar», dijo, «y menos delante de la que es tu protectora. Ella también es poderosa y de ninguna manera hay que ofenderla».

> *Cuidadosa, delicadamente, envolvió su ampio y negro velo, la mantilla, alrededor de la morena figura de la Virgen de Atocha, para que no tuviera delante de los ojos lo que ocurriese. Sacó de sus negros cabellos la gran peineta y se quitó las botinas. Eran más pequeñas así. A la luz de las llamas de la chimenea, se quitó la pesada falda, seria, indiferente, sin pudor, y se sacó también el pintoresco justillo…*

Segunda parte

1

LAS NEGOCIACIONES DE PAZ que la Corte madrileña realizaba en Basilea con la República Francesa se prolongaban. Los españoles aun resueltos en secreto a renunciar a la entrega de los príncipes, se consideraban obligados por razones de honor a defender esta condición hasta el último momento. En París, en cambio, no pensaban en crear un centro de resistencia realista con la entrega de los herederos de los Capetos; mantenían un helado no. A pesar de todo y sin razón alguna, el embajador de la Francia realista, señor de Havré, esperaba que la violenta presión de España se llevaría la victoria final. En sus sueños veía ya en Madrid al pequeño rey salvado y a sí mismo como preceptor y tutor del pequeño, como disimulado Regente de la Francia Grande, magnífica y querida.

De pronto llegó una terrible noticia: el niño Luis XVII había muerto. De Havré dudó acerca de esta muerte. Probablemente, los realistas habían secuestrado al niño y lo tenían escondido. Pero doña María Luisa y don Manuel estaban dispuestos a admitir la muerte del pequeño Luis como un hecho y, disimuladamente, la Corte madrileña saludó la mala noticia con un suspiro de alivio. Concluía así ese caso difícil de la disputa sin menoscabo del honor.

Mas las gestiones de paz no progresaban. La República, fortalecida por los triunfos de sus ejércitos, pedía la cesión de la provincia de Guipúzcoa con su capital San Sebastián y una indemnización de guerra de cuatrocientos millones. «Cuento», declaró la reina a su primer ministro, «con que la paz nos permitirá una vida más cómoda», y don Manuel se convenció de que no podía pagar aquella suma. Por su parte Pepa decía: «Espero, don Manuel, que usted hará surgir de la guerra una España más grande», y Manuel reconoció que no podía entregar una provincia española. «Soy español», declaró sombrío a don Miguel. «No cederé San Sebastián, ni pagaré ese enorme tributo».

Pero el astuto Miguel, sin comprometer a su señor, había destacado ya veedores a París y estuvo muy pronto en condiciones de ofrecer informes interesantes: el Directorio parisiense más que la paz quería una alianza con España; si se le aseguraba un pacto, la República suavizaría en mucho sus condiciones de paz. «Por lo que sé», concluyó prudentemente don Miguel, «bastaría que usted personalmente prometiera a París la deseada alianza».

Don Manuel se asombró. «¿Yo personalmente?», preguntó alegre y sorprendido. «Sí, señor», confirmó don Miguel. «Si usted dirige un autógrafo con esas seguridades a uno de los directores, digamos al abate Sieyes, la República no insistiría en las dos cláusulas imposibles».

La importancia que se atribuía a su persona en París lisonjeaba a don Manuel. Dijo a la soberana que confiaba concertar una paz discreta y aun honrosa, si se le facultaba a un cambio de opiniones no oficiales con el gobierno de París. María Luisa se demostraba escéptica. «Creo que te sobreestimas, Pico querido», contestó. Don Manuel se enfurruñó. «Está bien, doña María Luisa», le dijo, «dejaré en sus manos la salvación del país», y a pesar de la presión de Miguel no envió la carta al abate Sieyes.

Los franceses, cansados de regateos, ordenaron a su general Pérignon que avanzara. El ejército republicano tomó en rápida campaña a Bilbao, Miranda, Victoria; penetró hasta los límites de Castilla. Hubo pánico en Madrid. Corrían rumores de que la Corte se preparaba a huir a Andalucía. «Yo la salvaré, mi señora», declaró don Manuel, «a usted y a España». Y escribió.

Una semana después, se firmó un tratado de paz provisional. Francia se conformaba con la cesión de la zona española en la isla antillana de Santo Domingo y renunciaba a la provincia vasca. La República aceptó también la propuesta hispana de que la indemnización se repartiese en diez años y se pagara en especie. Además, el Directorio se comprometía a entregar a la princesita María Teresa, hija de Luis XVI, naturalmente a los austríacos.

Hubo en el país una enorme sorpresa y gran júbilo porque se salía de la guerra sin concesiones territoriales. ¡Este Manuel Godoy! «Eres asombroso», dijo don Carlos y le dió una palmada en el hombro. «¿Te digo cómo lo logré?», preguntó Manuel a la reina. «No, no», contestó ella; sospechaba lo que había entre bastidores y no quiso saber nada.

Como esa paz acomodada se debía solamente a Don Manuel, se le tributaron honores que hacía mucho no se otorgaban. Como regalo le transfirieron un dominio nacional cerca de Granada; le nombraron Príncipe de la Paz y, además, gran almirante y generalísimo.

Presentó su agradecimiento a los reyes en uniforme de generalísimo. Ceñidos a los muslos, le envolvían los pantalones blancos, apretaba su pecho la chaqueta; en el sombrero, llevado debajo del brazo, ondeaba

larga pluma. «Se te ve grandioso», le dijo don Carlos, y agregó en seguida: «Cúbrete». Solamente los doce primeros Grandes del reino tenían derecho de cubrirse antes de contestar. Los de segunda clase podían hacerlo después de contestar; los de tercera, apenas cuando eran invitados a sentarse.

La reina sospechaba que no había sido Manuel quien logró la paz, sino sus consejeros, los afrancesados dudosos, iluminados, rebeldes, y que el hecho tan brillante en apariencia traería nuevas guerras e incalculables consecuencias, probablemente malas. De todos modos, por el momento se trataba de una paz honrosa y Manuel la preconizaba. Ella misma quiso para el joven el tal uniforme; sin poderlo remediar, el hombre se le imponía en su apuesta magnificencia y le robaba el corazón. Había aún doce Grandes de primer rango, descendientes de familias que dominaban en España desde Sancho el Grande, algo más de nueve siglos; ellos se tuteaban fraternalmente. Ahora que la gracia del rey agregaba a estos altísimos nobles, como décimotercero, al Príncipe de la Paz, Manuel venció el respeto heredado y pudo tutear a los duques de Arcos, de Medina Sidonia, del Infantado o como se llamaran. Ellos mostraron una ligera sorpresa, luego contestaron con el tú. Don Manuel se sintió feliz.

Y dijo al duque de Alba: «Me alegro, don José, de tu fresco aspecto». La calmada y llenota cara del esbelto y elegante señor permaneció impasible, impasibles sus bellos ojos oscuros y pensativos; y contestó: «Le agradezco su interés, Excelencia». Sí, dijo Excelencia y no reconoció el tuteo. Y Manuel dijo al infante don Luis María de Borbón: «Hacía mucho que no te veía, don Luis». El joven y serio señor lo miró como si no existiera y se marchó. Y no era del todo un infante. El casamiento de su padre con la simple señora de Vallabriga había sido reconocido por Carlos III, pero éste no había concedido nunca el título de infantes a los hijos de esta unión; sólo el bondadoso Carlos IV les reconoció el nombre de Borbones y el título. Manuel no era ciertamente vanidoso, pero no olvidaría el desaire de este bastardo.

María Luisa, para reparar el agravio, inventó nuevos honores para su favorito. El astrólogo de palacio realizó estudios que demostraron cómo los Godoy estaban emparentados con la Casa de los Electores de Baviera y la Casa real de los Estuardos. El genealogista del rey probó en largas tablas que don Manuel Godoy descendía de los antiguos reyes godos. Hasta su nombre lo revelaba, porque el apellido Godoy debía remontarse a la forma: «Godo soy».

Ademas, Carlos dispuso que cuando el Príncipe de la Paz apareciese en funciones oficiales, un heraldo debía presentar una cabeza de Jano, para indicar que había interpretado exactamente presente, pasado y futuro. En la apertura de la Academia de Ciencias, don Manuel exhibió por primera vez esta distinción.

> *Mas no fué directamente a la Academia, su coche dió un rodeo, de manera que entre sus amigos fué Pepa Tudó la primera en verlo en su glorificación bifronte. Ella estaba en la ventana y lo saludó con respeto. Pero se sentía orgullosa por haberlo convertido en igual a los salvadores de España de sus romances; en el primer varón del reino. Y resolvió que en este esplendor tendría que retratarlo don Francisco.*

2

INCITADO POR SUS iluminados amigos y consejeros, don Manuel aprovechó su sorprendente popularidad para tomar medidas de progreso. Había cuidado siempre de figurar como protector de las artes y las ciencias. Además, con esa política liberal demostró a los gobernantes de París su buena voluntad de preparar la prometida alianza. Pero sus disposiciones fracasaron, porque la iglesia las combatió con todo su peso. Sus amigos le aconsejaron que limitara la jurisdicción del Santo Oficio y reclamara para el Estado una parte mayor de los beneficios de la Inquisición. Hasta podía anular la exención de impuestos que gozaba la Iglesia, fuerte por el amor y la admiración del pueblo; realizando así un viejo ensueño, mejoraría las finanzas del Estado y quebrantaría para siempre la resistencia eclesiástica a la modernización del país.

Pero esa guerra abierta contrastaba con el modo de ser de Manuel. Y Pepa se esforzaba en detenerle ante medidas decisivas. Cuando niña había asistido a un auto de fe, y la sombría fiesta, los estandartes, los sacerdotes, los penitenciados y las llamas de las hogueras eran uno de sus peores recuerdos. Su confesor trataba de llenar su alma con la oscura mística del Santo Tribunal. La visitaban a menudo los señores de la Inquisición; hasta el arzobispo de Sevilla Despuig, vinculado al Gran inquisidor, la había recibido durante su última estancia en Madrid.

Entre los años sesenta y setenta, la influencia de la Inquisición había disminuido, pero cuando prevalecieron allende los Pirineos la revolución y el ateísmo, volvió a robustecerse. El Gran Inquisidor liberal Sierra había caído en desgracia y lo reemplazaba un cardenal fanático, arzobispo de Toledo: el sombrío Francisco de Lorenzana. Contando con el Gobierno, el Santo Oficio perseguía como ateísmo o «filosofismo» toda tendencia espiritual que simpatizara con las teorías francesas. Se abrió procedimiento contra muchos afrancesados. Y hecha la paz con la República, se acariciaba el plan de una alianza; si los librepensadores ganaban el predominio, el renovado poder de la Inquisición estaba amenazado.

Lorenzana, político astuto e intrigante, tomó medidas. Casi todos los ministros y altos consejeros, con Manuel a la cabeza, eran sospechosos de filosofismo y naturalismo, la identificación de Dios con la Naturaleza. Lorenzana recogió material y en los archivos de su Tribunal se acumularon las acusaciones. Ayudantes voluntarios o pagados espiaban la vida del Príncipe de la Paz; la amistad de algunos prelados con Pepa Tudó hizo el resto; todos los días, todas las noches del primer ministro se describían cuidadosamente en los registros del Santo Oficio. El gran Inquisidor estudió y calculó exactamente cómo las relaciones del favorito con la reina se encendían o se enfriaban de acuerdo con la temperatura de su pasión por Pepa Tudó. Llegó a la conclusión de que la situación de don Manuel no era tan fuerte y la del Santo Oficio no tan débil como se creía generalmente.

Avanzó contra el ateo presidente del consejo de ministros, atacó a los herejes. En muchas capitales de provincia la Inquisición inició proceso por filosofismo contra personajes de gran respeto, profesores, altos funcionarios. Se arrestó y se condenó al ex-embajador en Francia, conde de Azora, al filólogo Yeregui, que con Carlos III fuera preceptor del infante real, al famoso matemático de la Universidad de Salamanca, Luis de Samaniego. Alerta, el Gran Inquisidor aguardó que el primer ministro interviniera o tratara de arrancarle a esos colegas del libre pensar. Don Manuel no lo osó. Elevó al Santo Oficio apenas un pedido para que se tuviese clemencia en el castigo de gente que había servido a la Corona. Entonces Lorenzana pegó el golpe decisivo: aniquilar a un jefe de los liberales, famoso en toda Europa: el escritor y estadista Olavide.

Don Pablo Olavide nació en Lima, en el Perú. Niño prodigio, se le nombró juez muy joven. Después del terremoto que destruyó a Lima, se le confió la administración de bienes y dineros de discutida propiedad por la muerte de los dueños. El joven empleó en la construcción de una iglesia y de un teatro el dinero que no pudieron reclamar los herederos. El clero se irritó. Aquellos herederos, con la ayuda de poderosos clérigos peruanos, se presentaron en queja en Madrid. Olavide fué llamado, enjuiciado, depuesto, obligado a indemnizaciones, condenado a prisión. Liberado por su poca salud, los iluminados del país lo consideraron mártir. Una viuda rica se casó con él. Consiguió el perdón por el resto de su pena. Y se dedicó a viajar. Estuvo a menudo en París. Adquirió un palacio en la capital de España y otro en la de Francia. Trabó amistad con Voltaire, con Rousseau, mantuvo correspondencia con ellos. Sostenía un teatro en París, para representar piezas francesas modernas, traducidas por él mismo. El primer ministro liberal de Carlos III, Aranda, pedía su consejo en asuntos importantes. Europa veía en él uno de sus conductores espirituales por las sendas del progreso.

En las estribaciones meridionales de Sierra Morena había anchas zonas que, fértiles antes, estaban

desiertas por la expulsión de moros y moriscos. La Mesta, una unión de ganaderos, obtuvo sin pago la cesión de esas zonas para que pastasen sus grandes rebaños de ovejas. Ahora, por iniciativa de Olavide, el Gobierno quitó ese privilegio a la Mesta y autorizó a aquél a establecer allí nuevas poblaciones. Con la ayuda del coronel bávaro Thürriegl afincó allí a diez mil campesinos, en su mayoría alemanes, cultivadores de gusanos de seda y tejedores de Lyon. Le nombraron gobernador y le concedieron amplios poderes. Le permitieron dar a la colonia una constitución liberal y traer para los colonos sacerdotes de sus respectivas patrias; se admitieron hasta protestantes. En pocos años, Olavide convirtió el desierto en región floreciente, con aldeas, pueblos, pequeñas ciudades, posadas, talleres y fábricas.

Los colonos del Palatinado habían traído a un capuchino para su cura de almas, el Hermano Romualdo de Friburgo, que no hizo buenas migas con Olavide. Aumentadas las disputas, Romualdo lo denunció al Santo Tribunal como ateo y materialista. En secreto y como estaba prescrito, sin que Olavide lo supiera, la Inquisición escuchó testigos y recogió material. Pero no se atrevía a elevar acusación formal contra personaje tan valido. Pero la Mesta tenía un poderoso protector en Despuig, arzobispo de Sevilla. Éste y el obispo de Osma, confesor del rey, influyeron para que Carlos declarara a medias que no se opondría a la Inquisición si arrestaba a Olavide para impedir la ocultación de los hechos.

Todo esto ocurrió antes de que don Manuel llegara al poder. A un Gran Inquisidor severo sucedió uno liberal, a éste, Sierra, más liberal aún; entre tanto Olavide permaneció en las prisiones del Santo Oficio. No se quiso desacreditar al Santo Tribunal con su libertad, pero tampoco se le juzgó. Pero el cuadragésimo tercero Inquisidor, don Francisco de Lorenzana, era hombre de otro temple que el de sus predecesores. Resolvió que se dictara sentencia contra el hereje Olavide. Sería para los blasfemos de elevada posición una advertencia de que la Inquisición vivía y obraba.

Lorenzana había comprendido la indecisión de don Manuel. Pero quiso cubrirse con el apoyo del Vaticano; confiaba encontrar asentimiento en el enérgico Pío VI. Creía su deber, escribió al Papa, hacer expiar a Olavide sus crímenes en un auto de fe. Además, difundido el ateísmo en todo el mundo, la pública condena de un filosofastro tan estimado y protegido por los herejes provocaría seguramente ataques a la Inquisición española y, probablemente, a la Iglesia. Pedía al Padre Santo su consejo.

El abate, que era uno de los secretarios del Santo Oficio, conoció ese plan. Con don Miguel pidieron al Príncipe de la Paz que tomara medidas y declarara oportunamente a Lorenzana que el Gobierno no toleraría ese auto de fe. Por un segundo, Manuel se estremeció. Quería evitar una guerra abierta con Lorenzana. Pablo Olavide, explicó, había sido arrestado bajo el primer ministro liberal Aranda y el rey había aprobado el proceder de la Inquisición. En este caso no le correspondía impedir la sentencia. Por lo demás, Lorenzana —creía— pensaba solamente en intimidar al Gobierno, y si llegaba a eso, pronunciaría la sentencia en secreto, pero no en un auto de fe. Pensó en Pepa, desoyó las imploraciones de Miguel y persistió en su despreocupada tranquilidad.

Don Miguel, don Gaspar y el abate don Diego se reunieron preocupados y enfadados para deliberar. Resolvieron buscar amparo en don Francisco, el amigo, porque en esos días estaba pintando un retrato del Príncipe de la Paz para Pepa Tudó.

3

GOYA se consumía de pasión por Cayetana. Había temido y esperado que esa pasión tan inconcebiblemente rápida pasaría también rápidamente; a menudo le ocurría enamorarse locamente de una mujer y a las dos o tres semanas él mismo se extrañaba de que hubiese encontrado algo en ella. Pero Cayetana era algo nuevo para él cada día; nunca acababa de conocerla. Con su exacta visión de artista había espiado lo imponderable de su ser exterior y lo hubiese podido dibujar de memoria; sin embargo le parecía otra cada día, le resultaba inexplicable. Cualquier cosa que hiciera, cuando pensaba, pintaba, conversaba, en su mente estaba siempre la de Alba. Su relación con ella era muy distinta de la segura y tranquila unión con Josefa, y otra aún más distinta de la inclinación dichosa o dolorosa que pudo sentir por esta o aquella mujer.

Sus cambios eran violentos y lo que ella era, lo era totalmente. Tenía muchas caras; él veía esas muchas caras, pero la última debajo de tantas no podía verla. Allí estaba, lo sentía, lo sabía, pero no encontraba lo unívoco, lo oculto bajo las desesperantes máscaras diversas. Era esta estatua ahora, luego aquélla, y siempre se volvía piedra para él inconcebible. Ensayó su viejo juego, dibujó uno u otro de sus rostros en la arena; el verdadero se le escapaba de las manos como esa arena. La pintó. La colocó al aire libre y copió con delicada atención el paisaje, pero de tal modo que el paisaje desaparecía y sólo quedaba Cayetana. Blanca, orgullosa y delicada, estaba allí con las cejas increíblemente altas, en el negro fluir de su cabello, la bufanda subida como franja roja sobre el pecho, y delante de ella, estúpido y menudito el perrillo lanudo con una cinta roja, grotesca imitación de la suya. Ella indicaba rígida, graciosa y altivamente, algo a sus pies, donde se leía en letras muy finas: «A la duquesa de Alba, Francisco Goya», y las letras estaban vueltas respetuosamente hacia los ojos de la mujer.

Luego la retrató como la vió por primera vez en su estrado, luego tal como la vió en su paseo en el Escorial; la retrató a menudo, una vez y otra. No estaba satisfecho. En sus telas no estaba aquello que lo dominó entonces desde el estrado, lo que lo confundió durante el paseo, lo que de ella le irritaba y atraía sin cesar. A pesar de todo, se sentía feliz. Ella se mostraba sin reparos a su lado y él estaba orgulloso porque a pesar de su gordura, de su madurez y de su origen, era su cortejante. Se vestía elegantemente hasta para pintar, justamente para pintar. Lo hizo cuando llegó a Madrid; pero Josefa insistió en que no debía ensuciar sus trajes caros, sino emplear su casaca de trabajo. Paulatinamente, esa insistencia y su misma parsimonia llegaron a triunfar. Ahora volvió a desaparecer la ropa de trabajo. Sabía que resultaba ridículo en el apretado traje a la moda y se reía de sí mismo. Pintó una vez a un petimetre que se miraba en el espejo; el cuello enorme lo ahogaba, no podía mover la cabeza, ni la mano en los guantes, ni el brazo en las mangas y caminaba con esfuerzo con los zapatos bajos cerrados con una hebilla. Y fué tolerante consigo y con los demás. Aguantó las pedanterías de Miguel, la intromisión culta y elegante del abate, el ceño inquieto de Agustín. Era atento y despreocupado con la familia. Quería que todo el mundo compartiera su dicha.

Si Cayetana era pueril, más lo era él. Si llegaba de sorpresa, él se ponía de cabeza y la saludaba con los pies. Dibujaba su propia cara como un loco fantasma; en grandes caricaturas dibujaba las cabezas de Eufemia, del elegantón marqués de San Adrián y del rey digno y gordiflón. Iban a menudo al teatro y él se reía feliz con las ingenuas bromas de las tonadillas y los sainetes. A menudo llegaban hasta la majería, huéspedes gratos en las tabernas de los majos. En el umbral de la vejez, sintió una nueva juventud. Antes, todo le estaba hartando, lo bueno y lo malo; era lo mismo siempre, conocido como el gusto de los alimentos. Ahora el mundo se le volvía rico y nuevo; una segunda juventud experta en deseos y goces.

Tenía conciencia de que los malos espíritus le acechaban y de que esta gran felicidad causaría graves desgracias. ¿No recordaba al espectro del Escorial? Mas tener en su vida a Cayetana era una dicha sin límites y estaba dispuesto a pagar por ella. Esa dicha se reflejó también en su labor; pintó mucho y alegremente. Su mano era veloz, su mirada ligera, aguda, exacta. Pintó retratos del duque de Castro Terreño, de don Miguel, del abate; don Manuel también había pedido dos nuevas telas, distintas. Finalmente, pintó un cuadro que nadie le encargó, para su propio gusto, un cuadro difícil que exigía minuciosidad especial, una romería en honor de San Isidro, el patrono de la capital.

Las alegres excursiones hasta la pradera y la ermita de San Isidro eran diversión favorita de los madrileños; él mismo, cuando el último parto feliz de Josefa, había ofrecido a tres centenares de amigos una fiesta en la pradera de San Isidro; habían comido pavo y oído misa, como era costumbre. Un cuadro de esas romerías sedujo siempre a los pintores de la capital; lo habían hecho Maella y su cuñado Bayeu; él mismo diez años antes había pintado una fiesta de San Isidro, cuando trabajó para la Real Fábrica de

Tapices. Pero aquello había sido artificiosa alegría de caballeros y damas disfrazados; ahora pintaba su propia y original alegría y la de su Madrid.

> *Lejos, en el fondo, se levanta la querida ciudad, un caos de casas blancas con el palacio, las torres, las cúpulas de las iglesias; adelante, en cambio, brilla el tranquilo Manzanares, y en sus márgenes Madrid festeja a su protector. Una muchedumbre que pasa tranquila, coches y jinetes, una multitud de figuras minúsculas, cada una cuidadosamente pintada. Otros están sentados o recostados, comen, beben, charlan, hacen el amor; mozas, mozos, burgueses acomodados, caballeros; sobre ellos una claridad ligera y alegre. Goya pintó con todo el gozo de su corazón sin penas, todo el arte de su mano segura, los ojos certeros metidos en la tela. Se había liberado de la severa doctrina de la línea que tanto le limitara; estaba libre ahora, era feliz y en su romería todo fué selección, luz y color. El pueblo, el río adelante, la blanca y amplia ciudad detrás, fueron una sola cosa; aire y ciudad y seres se entretejían coloridos, sueltos, leves, claros y felices.*

4

FRANCISCO recibió unas líneas de don Gaspar Jovellanos con una cortés y urgente invitación al té. Los liberales preferían el té al chocolate de los reaccionarios aristócratas; pero la preferencia por el té y el levantamiento contra sus precios elevados por el absolutismo habían llevado a las colonias americanas de Inglaterra la revolución y la libertad.

A Goya no le gustaban ni la tibia infusión ni Jovellanos, pedantemente encendido. Pero no se podía decir que no, si un hombre como Jovellanos invitaba con tan cortés urgencia. En casa de éste estaba reunido un pequeño grupo: don Miguel Bermúdez, el conde de Cabarrús, el gran financiero, y lógicamente don Diego, el abate. El único invitado desconocido para Goya era el abogado y escritor José Quintana. Pero como todo el mundo, el pintor conocía los versos de Quintana; eran versos de la primera juventud. Don José parecía muy joven aún, difícilmente mayor de los veinte o veintiún años. Goya, que maduró lentamente, desconfiaba de lo alcanzado a esa edad, pero ese Quintana, modesto y vivaz, le gustó.

Había en la pared un gran retrato del dueño de la casa, pintado por Goya cuando vino a Madrid unos veinte años atrás. En la tela, estaba sentado ante un escritorio sencillo un Jovellanos relamido, galante. El hombre, su traje, sus muebles tenían algo rebuscado, afectado; nada había de la sombría virtuosidad del Jovellanos de ahora. Tal vez era entonces más clemente, pero tan liso y amable ni el mismo Goya joven pudo verlo en realidad.

Como lo esperaba Goya, se hablaba de política. Se censuraba violentamente al Príncipe de la Paz. Era cierto que el ministro resultaba vanidoso; durante las sesiones de don Manuel, Goya podía ver muy de cerca la complacida y simulada indiferencia en los gestos y ademanes con que el ministro ostentaba su nueva situación. Pero ¿perjudicaba al país esta vanidad? ¿No demostraba don Manuel su buena voluntad para fomentar el progreso? ¿No servía su popularidad para introducir beneficiosas reformas?

Las medidas del Príncipe de la Paz, decía Jovellanos, eran discutibles. Lo esencial era y sería la lucha contra la Inquisición, contra la Iglesia; el ministro cedía ante el clero con el mismo temor supersticioso con que la plebe se adhería al Santo Oficio. Mas todo intento serio de reforma —pontificaba don Gaspar con su voz tonante y fanática— debía tener como primera meta la derrota del clero. Porque la causa de todos los males era la ignorancia de las masas. Lo que se veía en Madrid era triste; pero la ignorancia y la superstición en las provincias era estremecedora. Don Francisco tenía que ver la colección del doctor Peral con estatuitas de cera de Jesús; el doctor la había conseguido del jardinero de unos frailes.

De pronto, interrumpiéndose, dijo: «Perdóneme, soy un pésimo dueño de casa. Les sirvo la amarga bebida de mi enfado en lugar de vino y comida». E hizo traer hipocrás, pajarete, frutas, pasteles y confituras.

Se habló después de cuadros y libros. El abate pidió al joven Quintana que recitara alguna poesía suya. Don José no se hizo rogar mucho, pero prefirió leer un trozo de prosa de un estilo nuevo y audaz. Una breve biografía, explicó a sus oyentes, del tipo de los viejos retratos o miniaturas con que se prologaban antaño los libros y que volvían a estar de moda. Y como todos asintiesen, leyó una biografía del dominico Bartolomé Carranza, arzobispo de Toledo, el más esplendoroso mártir de la Inquisición.

> *Tres siglos después de su muerte, estaba prohibido todavía glorificarle. Mas el pueblo hablaba en todas partes de él, de sus santas palabras, de sus hechos nobles, ensalzándole. Pero se hablaba, por cierto, en un murmullo.*

5

DON BARTOLOMÉ CARRANZA se distinguió ya en su juventud como profesor de teología y fué muy pronto dogmatista. Carlos V lo envió como representante suyo al Concilio de Trento, donde prestó a la Iglesia y a su país señalados servicios. El sucesor de Carlos, Felipe II, que le confió misiones eclesiásticas y políticas en Inglaterra y en Flandes, lo nombró arzobispo de Toledo y con ello Primado del reino. Las opiniones severas de Carranza acerca de los deberes del sacerdocio y su extraordinaria caridad le valieron en toda Europa el título de eclesiástico más digno de su tiempo. Pero no era un político; su alta situación, su gloria, sus juicios netamente severos, si se trataba de deberes del clero, le crearon envidia y enemistad. Su encarnizado adversario era don Fernando de Valdés, arzobispo de Sevilla. Indirectamente, con un documento teológico, Carranza le había obligado a entregar al rey Felipe como impuesto de guerra, cincuenta mil ducados de las entradas de su arzobispado, y Valdés era un hombre codicioso. Más tarde, Carranza le había birlado la prebenda más rica del país, justamente el arzobispado de Toledo, con ocho y hasta diez millones de renta anual. Valdés aguardaba la ocasión de humillar a Carranza.

Esta ocasión se le presentó cuando lo nombraron Gran Inquisidor. Carranza había redactado un comentario al Catecismo, muy celebrado, pero también muy combatido. El culto dominico Melchor Cano, que Carranza apabulló por divergencias en problemas teologales, declaró nueve puntos del libro como sospechosos de herejías. Otras denuncias parecidas fueron presentadas también acerca de sospechosas manifestaciones suyas. El Gran Inquisidor leyó, estudió y encontró que el material era suficiente para proceder.

Advertido Carranza de la inminente indagación acerca de su libro, se hizo extender certificados de venerados teólogos, que alababan la piedad ejemplar y la ortodoxia de la obra, y se dirigió en demanda de protección a su discípulo, el rey Felipe, entonces en Flandes. Valdés sabía que no podría proceder contra Carranza si el rey volvía. Resolvió pegar el golpe. Carranza se hallaba de inspección en Torrelaguna. La Inquisición disponía que nadie podía abandonar su casa y su pueblo por más de dos días y con fuerzas armadas rodeó el palacete en que estaba el arzobispo. Se oyó el llamado: «Abran al Santo Oficio». El inquisidor De Castro se arrodilló con lágrimas en los ojos ante el lecho de Carranza y le mostró la orden de arresto, pidiéndole perdón. Carranza se persignó y se entregó preso. Desapareció así de la vista de la gente, como si hubiese desaparecido del mundo.

El Gran Inquisidor corrió de prisa hasta Flandes e informó al rey Felipe. Los prelados superiores a obispos no estaban bajo la jurisdicción del Santo Tribunal, sino bajo la del Papa. Pero Valdés había obtenido del Padre Santo un poder para proceder a la investigación en casos muy graves sin el previo permiso de Roma. En este caso se encontraba, explicó al rey, y le mostró documentos. Recalcó que había confiscado ya las rentas de Toledo y que la Inquisición entregaría a la Corona esas rentas, deducidos los gastos del proceso. Felipe se convenció de que su consejero y preceptor Carranza olía mucho a hereje y aprobó el proceder de Valdés.

Carranza fué llevado a Valladolid y allí encerrado, en el suburbio de San Pedro, en dos cuartos sin aire y sin luz, con un solo acompañante. Comenzó una larga investigación. Se escucharon trescientos testigos, se revolvió el enorme archivo del arzobispado de Toledo. Se encontraron apuntes de sermones, preparados por el estudiante Carranza hacía cuarenta años; pasajes de libros herejes que, como perito en el Concilio de Trento, había copiado para refutarlos; numerosos documentos parecidos y sospechosos. El poder papal facultaba a Valdés solamente a poner en seguridad al acusado y los documentos. El papa Pablo exigió que se le remitiera el reo y las actas. El Gran Inquisidor buscó pretextos, mientras el rey disfrutaba de las rentas del arzobispado de Toledo. Murió el papa Pablo, le sucedió Pío IV. El poder concedido por Roma era por dos años. Pío exigió la entrega del detenido y de las piezas procesales. El Gran Inquisidor inventó nuevos pretextos, el rey asignó una pensión al sobrino del Papa sobre las rentas toledanas. El Papa Pío prolongó el plazo por dos años más, luego por otro todavía.

Entre tanto, el caso de Carranza se convirtió en escándalo europeo. El Concilio tridentino consideró la grave injusticia con el arzobispo Carranza como una ofensa para la Iglesia y un ataque de la Inquisición española a la inmunidad de los prelados. El Concilio no sólo no puso en el Index de los libros vedados la obra de Carranza, ese comentario al Catecismo que el Santo Oficio hispano consideraba argumento capital de herejía, sino que la juzgó católica y merecedora de ser recomendada a todos los fieles.

En consecuencia, el Papa Pío comunicó al Concilio y al mundo que la Santa Sede se sentía vejada por el

proceder rebelde del católico monarca. La autorización para examinar el caso de Carranza había vencido definitivamente el primero de enero de ese año y era necesario entregar el detenido con todo lo actuado a las autoridades romanas. Mas Felipe amparaba a la Inquisición; no quería renunciar a las rentas toledanas y consideraba una disminución de su prestigio ceder ante el Papa. Carranza permaneció en dura prisión en Valladolid. El Papa declaró solemnemente: si la entrega del arzobispo se demoraba más, todos los responsables serían pasibles «ipso facto» de anatema, perderían sus dignidades y funciones, deberían considerarse como criminales e incapacitados para ser repuestos alguna vez en sus cargos. Carranza debía ser entregado sin demora al Nuncio pontificio. El rey no contestó; Carranza siguió preso en Valladolid.

Se convino finalmente que una delegación papal indagaría el caso Carranza en tierra hispana, juntamente con los inquisidores locales. Roma envió cuatro embajadores, tan bien elegidos que nunca la Iglesia los enviara tales a ningún soberano. El primero fué después el Papa Gregorio XIII; el segundo, el Papa Urbano VII; el tercero, el cardenal Aldobrandini, hermano del Papa Clemente VIII; el cuarto, el futuro Papa Sixto V. El Gran Inquisidor recibió a los legados con el respeto que merecían, pero insistió en que deberían actuar en el marco de la Suprema (el Supremo Consejo del Santo Oficio), sumo tribunal de la Inquisición, junto con quince españoles; eso significaba que tendrían solamente cuatro votos contra quince.

Mientras se discutía al respecto, murió Pío IV. En su lecho de muerte declaró que para satisfacer al insaciable monarca católico, en el caso Carranza había infringido las leyes canónicas y desechado la voluntad del Concilio y de los cardenales; nada pesaba tanto en su conciencia como su fracaso en el asunto. El sucesor fué Pío V, un señor difícil. Pronto se quejó el embajador español Zúñiga ante su rey porque el Padre Santo carecía de experiencia en asuntos de Estado y de intereses privados; por desgracia, hacía sólo aquello que creía justo, y nada más. El nuevo Papa también declaró inmediatamente anulada la jurisdicción del Gran Inquisidor y sus familiares. Valdés debía poner en seguida en libertad al arzobispo, para que se presentara en Roma a fin de ser juzgado personalmente por el Pontífice. Las actas debían ser traídas a Roma dentro de tres meses. Todo esto so pena de la ira de Dios, la condenación de los apóstoles Pedro y Pablo y la excomunión.

El anciano Valdés, ávido de dinero, poder y venganza, se propuso luchar también con el nuevo Papa. Pero el rey católico, envuelto en graves problemas de política interna y externa, temía la interdicción. Carranza fué entregado por lo tanto al Legado papal y conducido a Roma. El arzobispo había sufrido ocho años en prisiones hispanas; pasó a vivir en el castillo de Sant Angelo, con algunas comodidades, pero detenido. Porque Pío V, de una pieza como era, ordenó que la investigación comenzara de nuevo. Todo el enorme material fué traducido al italiano y al latín. Un tribunal especial de diecisiete prelados, entre ellos cuatro españoles, tenía sesión una vez por semana bajo la presidencia del Papa. El rey católico siguió los trámites con gran interés y envió constantemente nuevos documentos.

El proceso fué arrastrándose. A los ocho años de encarcelamiento en España, siguieron cinco en Italia. Pero ya el Padre Santo pudo medir todo el pro y el contra. Él y su tribunal no encontraron a Carranza culpable de herejía. La sentencia fué extendida cuidadosamente con muchos argumentos bajo la vigilancia del Papa, que no la publicó todavía y la comunicó por cortesía al rey Felipe. Mas al mismo tiempo que el tema de la sentencia, que anunciaba y fundaba la absolución, llegó a España la noticia de la muerte de Pío V. La sentencia no había sido publicada y desapareció.

El sucesor de Pío V, Gregorio XIII, conocía naturalmente la absolución aquella, pero por haber sido uno de los cuatro legados papales enviados a Madrid para el caso Carranza, había conocido también la mezquindad de Felipe y declaró que examinaría personalmente todo el asunto. El rey envió más documentos. En seguida escribió al Papa que estaba convencido plenamente de la herejía de Carranza y pedía rápida condena. Tres semanas más tarde, volvió a escribir al Pontífice de su puño y letra, violento y facundo. Exigía que el hereje fuese enviado a la hoguera. Cualquier castigo menor, haría posible, aunque tarde tal vez, la reposición de Carranza en su arzobispado; y no sería tolerable para un rey de España que un hereje poseyera la más alta dignidad eclesiástica de su reino.

Pero antes de que la segunda carta llegara a Roma, recayó sentencia, una sentencia diplomática, contra el arzobispo. Carranza fué reconocido como reo de herejía leve en dieciséis puntos. Tenía que retractarse públicamente y ser suspendido por cinco años en su función y cargo. Entretanto viviría en un monasterio en Orvieto, con honorarios mensuales de mil coronas de oro. Además, le fué impuesta una leve penitencia eclesiástica. El Papa Gregorio comunicó la condena al rey Felipe en una carta personal. «Lamento», decía en ella, «haber tenido que condenar a este hombre distinguido por su conducta, su saber y sus obras buenas y no haber podido absolverlo, como era nuestro deseo».

Don Bartolomé Carranza, arzobispo de Toledo, que las muchedumbres tenían por santo, por el más santo que hubiese en tierra ibérica, tuvo que pasar diecisiete años en prisiones españolas e italianas; los papas

Pablo IV, Pío IV y Pío V habían muerto antes de sentenciarlo.

Después de renegar de sus errores en el Vaticano, el arzobispo se sometió a la penitencia eclesiástica impuesta por el Papa. Consistía ésta en la visita de siete basílicas romanas. Como signo de estima y simpatía, el papa Gregorio puso a su disposición para estas visitas su propia silla de manos y caballos para su séquito. Carranza rechazó el ofrecimiento. Marchó a pie. Se habían reunido diez mil personas, muchas llegadas de lejos, para verlo pasar y demostrarle veneración. Su penitencia resultó un triunfo como rara vez logró algún Papa.

De regreso de sus visitas penitenciales, Carranza sintió violentos dolores y tuvo que ponerse en cama. A los pocos días se vió que no tenía curación. El Pontífice le envió la absolución general de sus pecados y la bendición apostólica. Carranza pidió la presencia de siete altos dignatarios de la Iglesia. Ante ellos, después de recibida la absolución y antes del Viático, declaró solemnemente: «Juro por la cuenta que he de rendir muy pronto al Omnipotente y por el Rey de los Reyes, presente en el Sacramento que estoy por recibir, que durante mi enseñanza teologal y también cuando más tarde escribí, prediqué, disputé y respiré en España, en Alemania, en Italia y en Inglaterra, siempre me propuse la victoria de la religión de Jesucristo y la lucha contra los herejes. Por la gracia del Señor convertí a muchos a la fe católica. El rey Felipe, de quien he sido confesor, fué testigo de ello. Lo amé, lo amo de corazón, ni un hijo puede serme más querido. Aseguro además que nunca caí en los errores de que se me declaró sospechoso; se tergiversaron mis palabras y se interpretaron falsamente. A pesar de ellos, reconozco justa la condena que cerró mi proceso, porque fué dictada por el Vicario de Cristo. En la hora de la muerte, perdono a todos aquellos que declararon contra mí en el proceso; nunca les tuve rencor y cuando muera y llegue donde por la misericordia de Dios espero llegar, rogaré por ellos».

Se ordenó la autopsia del cadáver. Los médicos declararon que Carranza murió a los setenta y tres años de una afección cancerosa. Todo el mundo pensó que esta muerte, tan oportuna para el rey Felipe, se debía en parte a su culpa. El orgulloso monarca, como él mismo escribió, no hubiera tolerado la reposición de Carranza en su diócesis. El rey y el arzobispo no podían vivir bajo el mismo cielo y el soberano católico creyó que, por derecho conferido por Dios, podía deshacerse del adversario de cualquier manera.

> *Y escribió al Papa que la sentencia parecía demasiado clemente a muchos sacerdotes españoles experimentados y sabios, pero que reconocía el serio esfuerzo papal por un juicio piadoso y justo. Esto, sobre todo, porque la mano de Dios había empleado ya el recurso oportuno para impedir males ulteriores que hubiese podido causar la suave condena del Pontífice.*

6

Y LA HISTORIA del arzobispo don Bartolomé Carranza, santo y hereje, fué lo que el joven Quintana leyó, al estilo de sus «miniaturas», para Jovellanos y sus invitados. Todos conocían ese caso, pero les resultó extraño y nuevo en la lectura de Quintana. Éste no vaciló en presentar como hechos circunstancias que se ignoraban o a lo sumo se podían suponer. Pero cosa curiosa: tal como él los narraba, eran verídicos; no podían ser de otra manera.

Goya escuchó, atraído como los demás. Los hechos presentados por el joven habían ocurrido ciertamente casi tres siglos antes; sin embargo eran sucesos del día, incitantes, indignantes. Mas, justamente por eso, ¿no era aquello rebelión y muy peligrosa? ¿Y no era locura sentarse entre esos rebeldes y fanáticos en el momento en que la vida le ofrecía plenitud y promesas? A pesar de todo, le gustó el insensato joven que a duras penas reprimía su indignación durante la lectura. Y hubiera seguido escuchándolo, aunque hubiese tenido el deber de retirarse.

Cuando el joven Quintana concluyó, hubo un silencio de perplejidad. Finalmente, Jovellanos carraspeó y dijo: «Sus faltas al casticismo puro, querido don José, son innumerables; pero hay fuerza en sus palabras y usted es muy joven aún y mejorará mucho». El abate se había puesto de pie; entre todos, tal vez, era aquel a quien la lectura de Quintana más conmoviera. «Nosotros los de la Inquisición, somos prudentes, inteligentes», dijo. Podía decir «nosotros los de la Inquisición», porque seguía ostentando el título de «secretario del Santo Oficio», aunque su protector, el Gran Inquisidor Sierra, hubiese caído en desgracia y se hallara acusado por su vacilante teología. Comenzó a pasearse de arriba abajo, levantó aquí y allá algún objeto para observarlo y siguió hablando: «Nosotros somos siempre inteligentes. No fuimos nosotros los que llevamos al arzobispo Carranza a la prisión y a la muerte, sino el Papa y el rey Felipe. Y si finalmente Lorenzana lleva a la solución el caso Olavide, ¿se le debe el arresto del gran hombre? ¿No debe liquidar por fin el caso tan zarandeado?».

Goya se sobresaltó. Había conocido apenas a don Pablo Olavide; se había estremecido cuando, hacía años ya, el valiente y hábil personaje fué arrestado y su gran fundación en Sierra Morena peligró. Había sabido recientemente que la Inquisición quería aniquilar a Olavide, pero hizo oídos de mercader; no debía dejar perturbar su dicha por rumores. Bajo la impresión de la «miniatura» de Quintana, no pudo dejar de preguntar: «¿Intentarán ellos realmente…?».

«Ciertamente lo intentarán», contestó el abate y sus alegres ojos ya no resplandecían alegremente. «Lorenzana tuvo desde el comienzo el orgullo de llegar a ser famoso en la guerra por la doctrina pura como el Gran Inquisidor Valdés. Ya se buscó la bendición del Padre Santo para destruir a Olavide. Si don Manuel persiste en su letargo, si el rey no detiene el brazo de Lorenzana, Madrid asistirá a un auto de fe como pocos desde siglos atrás».

Goya entendió claramente que la dolorosa profecía del abate y tal vez la misma miniatura del joven Quintana eran para él. Y sin rodeos ya, Jovellanos se volvió en efecto hacia él. «Ahora está usted trabajando en un retrato de don Manuel, querido Francisco. Parece que durante las sesiones, el Príncipe de la Paz es muy accesible. ¿Cómo sería si usted hablara con él un día del caso Olavide?». Trataba Jovellanos de hablar casi con indiferencia, pero todas sus palabras eran medidas. Hubo silencio; se aguardó la contestación del pintor. Molesto, éste dijo: «Dudo de que don Manuel me tome en serio en cosas ajenas a la pintura. Sinceramente», continuó con opaco dolor, «no me interesa ser tomado en serio fuera de mi pintura». Los demás callaron, desaprobando. Mas Jovellanos replicó severo y cortante: «No se empequeñezca, don Francisco. Usted tiene dotes y el hombre dotado lo es en todos los terrenos. César no fué solamente un gran estadista y un gran guerrero, sino también un gran escritor. Sócrates fué filósofo, fundador de religiones, soldado, lo fué todo. Leonardo, además de pintor, fué hombre de ciencia, técnico, construyó fortalezas y máquinas para volar. Y para referirme a mi modesta persona, quiero contarme no sólo como economista sino también como conocedor de pintura».

Aun corriendo el riesgo de hacer un mal papel con aquellos señores, Goya no podía dejarse inducir otra vez a meterse en cosas de la política. «Lamento tener que negarme, a pesar de todo, don Gaspar», contestó. «El proceso contra don Pablo me indigna tanto como a usted, pero no hablaré de ello con don Manuel», concluyó enérgicamente. «Es seguro que nuestro amigo don Miguel discutió este feo asunto con él y también usted, don Diego», agregó, «supongo, sabias explicaciones. Si los dos han fracasado, expertos como son en política, ¿qué puedo esperar yo, simple pintor aragonés?».

Don Miguel aceptó el desafío y replicó: «Si tantos grandes señores te distinguen, Francisco, no es por tus retratos. Tienen a su lado especialistas, administradores, técnicos, políticos. Pero el artista es más que eso, influye en todos, los conoce a todos, habla por todos, habla por el pueblo como un todo. Esto lo sabe don Manuel y te escucha. Por eso deberías hablar con él acerca de este maldito y desesperado proceso de Pablo Olavide». Modesta pero fogosamente, intervino el joven Quintana: «Lo que usted dice, don Miguel, lo comprobé a menudo. Don Francisco, usted no habla como nosotros los escritores, sino que domina el idioma que todos entienden, el idioma universal. Desde sus telas, la esencia humana sale de algo más hondo que de los mismos rostros y de las palabras de los literatos». «Mucho honor para mi arte, joven señor», contestó Goya. «Pero ustedes quieren que hable con don Manuel y para eso no cuento con mi idioma universal. Soy pintor, señores», insistió Goya casi gritando descortés, «entiéndanlo bien, soy pintor, nada más que pintor».

Solo ya, trató Goya de echar de sí el penoso recuerdo de Jovellanos y su reunión. Se repitió las razones de su negativa, eran buenas razones. «Oír, ver y callar», era uno de los más sabios refranes viejos. Pero siguió sintiéndose molesto. Tuvo que hablar con alguien de su confianza, para justificarse. Contó a Agustín que Jovellanos y los otros le sugirieron mezclarse en asuntos del rey y que se había negado lógicamente. «El hombre», concluyó diciendo con forzada alegría, «necesita dos años para hablar, sesenta para aprender a callarse». Agustín estaba preocupado. Parecía hallarse al corriente del asunto. «Quien calla otorga», contestó con voz cerril. Goya se calló. Agustín se dominó, no gritó, se esforzó en hablar calmosamente. «Me temo», dijo, «que si cierras la ventana al tiempo, Francho, verás cosas peores en tu misma casa y muy pronto». «No digas necedades», exclamó Francisco. «¿Pinto peor que antes?». Y él también se impuso el ser ecuánime. «A veces, tu virtuoso Jovellanos me impresiona», admitió objetivamente, «con su dureza y sus grandes palabras. Pero a menudo lo encuentro ridículo».

> *Es ridículo aquel que vive en un mundo tal como debería ser el mundo y no en el mundo real. «Hay que adaptarse, no se puede hacer más», insistió más violento. «Usted procede así, don Francisco», dijo suavemente Agustín. Mas Goya, sin gritar, le replicó: «Entre los dos mundos debe haber un camino y yo quiero encontrarlo y lo encontraré. Créeme, lo encontraré, Agustín. Ten paciencia, querido».*

7

GOYA estaba pintando el gracioso cuadro de la peregrinación a San Isidro; lo hacía a conciencia, alborozado. Estaba solo. De repente sintió una presencia en el estudio.

Sí, alguien estaba allí; había entrado sin llamar; un hombre en traje de enviado, el mensajero del Santo Oficio. «Alabado sea Jesucristo», dijo. «Por la eternidad. Amén», contestó don Francisco. «¿Quiere certificarme, por favor, don Francisco, que le entregué una notificación del Santo Oficio?», preguntó el enviado muy cortés. Entregó el recibo y Goya firmó. El otro le entregó la carta y Goya la tomó y se persignó. «Bendita sea la Santa Virgen», dijo el enviado. «Tres veces bendita», contestó Francisco mientras el otro se marchaba. Goya se apabulló, con la carta sellada sin abrir en sus manos. En esos días se hablaba mucho de que la Inquisición publicaría la sentencia de Olavide en un auto particular, limitado a pocos invitados. La invitación, en esos casos, era honrosa y peligrosa a la vez; equivalía a una advertencia. Goya estaba seguro de que esa carta era una invitación. Y sintió entonces todo el terror que la imprevista aparición del mensajero le causara. Aplastado en la silla, agotado, las rodillas flojas, demoróse en abrir la carta.

Josefa también se asustó mucho cuando supo de ello. Se cumplía lo que predijera su hermano: la vida inmoral de Francho lo hacía sospechoso de hereje. Probablemente, más que las relaciones con ateos, determinaría esa invitación peligrosa la atrevida publicidad de sus amores con la de Alba. Lo malo era que su Francho pecaba realmente de herejía. Y lo peor era que ella lo amaba como nadie y, si la Inquisición le aplicaba tormento, nunca diría una palabra contra él. Trató de dominar el gesto de su cara, esa cara impasible y orgullosa de una Bayeu; apenas apretó un poco más los labios. Y dijo: «Que la Virgen te bendiga, Francho».

Hasta la de Alba, cuando supo de la invitación, hizo un gesto de dolorosa sorpresa. Pero se repuso en seguida. «Con eso se ve, don Francisco», le dijo, «que usted es un hombre muy importante». Porque el Gran Inquisidor Lorenzana había invitado a asistir al triunfo del Santo Oficio a los personajes más respetados del reino, no sólo don Miguel, Cabarrús, Jovellanos, sino también don Manuel. Roma le había recomendado no efectuar un auto público de fe en el caso de Olavide, para no molestar a la Corona, pero sí dar la mayor publicidad a la condena del hereje. Dispuso, pues, que se realizara un auto particular «a puertas abiertas», de modo que, a pesar de la exclusión del público, todo Madrid pudiera participar en la humillación del acusado. Una semana antes de la ceremonia, familiares y notarios de la Inquisición recorrieron a caballo la ciudad, con tambores, cuernos y trompetas, y un heraldo comunicó al pueblo que, para mayor gloria de Dios y de la religión, el Santo Oficio celebraría ese auto de fe en la iglesia de Santo Domingo el Real. Se invitaba a los fieles a asistir a la santa solemnidad; sería un servicio divino.

La víspera del auto, fué llevada al templo la gran cruz verde, juntamente con el estandarte del Santo Oficio. El prior de los dominicos cargó con la cruz, rodeado de monjes con antorchas cantando el Miserere. En la insignia de damasco rojo bordado estaban las armas del rey y las del Santo Tribunal: cruz, espada y vara. Seguían al estandarte los ataúdes y las efigies de herejes desenterrados, cuya condena se proclamaría. Una multitud enorme llenaba las calles y se arrodillaba delante del estandarte y la cruz.

A la mañana siguiente, muy de madrugada, se reunieron en la iglesia los invitados, ministros, generales, el rector de la Universidad, escritores de renombre, todas las personas de categoría sospechosas de liberalismo; la ausencia de un invitado, aun en caso de enfermedad, equivalía a una confesión de herejía. Estaban, además —para gozar de su victoria— aquellos que determinaron la caída de Olavide, el arzobispo de Sevilla, el obispo de Osma, el Hermano Romualdo de Friburgo, los hombres de la Mesta, que habían perdido sus praderas de pastoreo a raíz de la fundación de Olavide. Todos ellos, amigos y enemigos, tomaron sitio en la gran tribuna; enfrente había otra para los señores del Santo Oficio. Sobre ellos estaba el famoso cuadro de Santo Domingo, caído al suelo, agotado por las maceraciones, reconfortado piadosamente por la Virgen. En el centro del templo se levantaba un estrado donde colgaban de negras cruces sobre los ataúdes las efigies de los herejes muertos o huidos; otro estrado aguardaba a los herejes vivos.

Entretanto, afuera se acercaba la procesión de los jueces y los criminales. Abría la marcha el regimiento de caballería de Murcia, la cerraba la caballería africana; el resto de la guarnición madrileña formaba ala. En dos largas filas marchaban los familiares de la Inquisición y entre ellos los pecadores. En la puerta de la iglesia la comunidad de Santo Domingo recibió al Gran Inquisidor y su séquito. Inmediatamente detrás de Lorenzana iba el presidente del Santo Tribunal, doctor José de Quevedo; seguían los tres secretarios

efectivos, entre ellos el abate don Diego. Cuando el cortejo penetró en la iglesia, los invitados se arrodillaron. Cuando levantaron las cabezas, estaba ocupada ya también la plataforma para los herejes con vida. Frente al estrado de los ataúdes, estaban sentados en banquillos, también al pie de una cruz de colgaduras negras. Eran cuatro, vestidos con la zamarra, el sambenito. El camisón en forma de saco burdo y de color amarillo, con una negra cruz de San Andrés, los envolvía; la soga de esparto colgaba de su cuello; llevaban en la cabeza la coroza, alto capirote puntiagudo; cubrían los desnudos pies bastos zapatos de tela amarilla; todos llevaban en la mano cirios verdes apagados.

Goya contempló con honda agitación a los penitenciados con sus sambenitos. En todos los templos había colgados esos capotillos afrentosos y le estremeció el recuerdo infantil del día en que por primera vez le explicaron el significado de la prenda. Era aquél un antiguo sambenito, con dibujos de demonios horribles que precipitaban a los pecadores en el infierno y estaba allí consignado el nombre y el crimen del hereje que lo llevó siglos antes. Recordó Goya claramente el horror y la fascinación que sintió entonces, pensando que los descendientes del hereje seguían desterrados de la comunidad de los puros.

Casi con avidez, con el interés de un poseído, buscó el rostro de Pablo Olavide, porque en sus sambenitos y debajo de la coroza, los cuatro herejes se parecían; se encogían inclinados con rostros grises y apagados; había entre ellos una mujer que apenas se distinguía de los varones. Francisco tenía excelente memoria de las caras; veía ante sí clara la figura de Olavide, conocido años antes: un señor esbelto, elegante, movedizo, con una cara amiga y despierta. Ahora tardó un rato en distinguirlo allí porque ya no tenía cara; parecía borrado, extinguido.

El secretario subió al púlpito y leyó la fórmula del juramento con el cual los presentes se comprometían a la estricta obediencia al Santo Oficio y a la constante persecución de todos los herejes. Y todos contestaron: «Amén». Luego habló el prior dominico. Comentó el texto: «Levántate, oh Señor, y juzga de tus asuntos» y siguió conciso y violento. «El Santo Tribunal», anunció, «y este estrado con los pecadores destinados a sufrir son una imagen digna de recordarse de aquello que todos nosotros un día viviremos con terror en el Juicio Final. Los que dudan preguntan si el Señor no tiene otros enemigos que los judíos, los moros y los herejes. ¿No ofenden al Todopoderoso día a día un sinnúmero de seres con otros pecados y crímenes? Ciertamente, contestaría Dios, pero se trata de crímenes menores que Él perdona. Dios sólo siente irreconciliable horror ante los moros, los judíos y los herejes que ensucian su Nombre y su Honor. Esto quiso decir David, cuando imploró al Señor: “Despierta de la clemencia en que te envuelve Tu infinita misericordia. Levántate, oh Señor, y juzga de Tus asuntos. Abate con la furia de Tu cólera a los paganos y a los infieles”. Y por estas palabras obra hoy el Santo Oficio».

Se leyeron las sentencias de los cuatro herejes. Se demostraba que Pablo Olavide figuraba junto a gente sin rango ni nombre, para evidenciar que ante el Tribunal de la Inquisición todos eran iguales: el encumbrado y el humilde. Se llamó primeramente a José Ortiz, ex cocinero en el seminario de Palencia. Había dudado del poder milagroso de Nuestra Señora del Pilar. Había declarado además, y esto era lo peor, que después de muerto apenas podría tocarle que lo comieran los perros. Eso de los canes se consideraba herejía levísima, porque también cadáveres de mártires habían sido presa de perros, aves de rapiña y aun cerdos. Otra manifestación, en cambio, se consideraba como monstruosa negación del dogma. Se le condenaba a ser llevado por la ciudad en procesión pública y a recibir doscientos azotes; luego se le entregaría al brazo seglar para que expiara cinco años en galeras.

Se juzgó luego a Constancia Rodríguez, vendedora de libros. En su comercio se habían encontrado diecisiete libros condenados por el Index, tres en una encuadernación simulada que ostentaba un título inocente. La mujer, además de las habituales penas accesorias como el destierro, la confiscación de los bienes y cosas parecidas, fué condenada a la vergüenza, es decir que debía ser conducida desnuda hasta la cintura, mientras un heraldo anunciaba su culpa y su castigo.

El licenciado Manuel Sánchez Velasco había hecho manifestaciones blasfemas en la iglesia de San Cayetano, diciendo que el Santo no podía ayudarle. Salió del proceso con leve castigo. Fué desterrado por vida de Madrid y se le quitaron los derechos de ejercer oficios respetables y ocupar cargos de honor.

Las sentencias fueron leídas lentamente, con una pedante descripción de motivos y pruebas. Los invitados escuchaban aburridos y agitados; aguardaban la sentencia de Olavide. Pero no podían substraerse a una molesta compasión por las lamentables figuras con el grotesco sambenito, cuyas vidas estaban aniquiladas para siempre por alguna manifestación imprudente, y no podían tampoco evitar el miedo al tribunal de la herejía, que con millones de oídos acechaba frases insustanciales y podía arruinar a quien elegía.

Finalmente se llamó a Pablo Olavide y, precisamente, con todos sus títulos: ex auditor del virreinato del Perú, ex gobernador de Sevilla, ex gobernador general de las Nuevas Poblaciones, ex comendador de la

Orden de Santiago, ex caballero de la Cruz de San Andrés. Hubo un profundo silencio en el templo lleno de gente, cuando fué presentado ese hombrecillo, convertido en gigante por la coroza. Intentaba caminar, pero tenían que sostenerlo y aun arrastrarlo un clérigo a la derecha y un guardia a la izquierda; se sentían sus pies con los grotescos zapatos amarillos deslizarse por el piso de piedra de la iglesia. Como era evidente que no podía estar de pie, se le hizo sentar. Y así se acurrucó. Su tronco se apoyaba con laxitud en la baja barandilla que delimitaba el palco de los acusados, inclinada ridículamente hacia adelante la puntiaguda coroza. Alrededor estaban sentados el primer ministro y el rector de la Universidad y muchos señores y sabios y escritores, que eran amigos suyos y también los miserables que le eran adversos; todos testigos de su infamia.

La sentencia fué detallada, muy medida, con cimiento de abundante teología. El acusado había admitido haberse expresado imprudentemente, afirmando que nunca había abandonado la religión católica ni cometido el delito de herejía. Pero el Santo Oficio había examinado los escritos y los libros de Olavide, se habían oído setenta y dos testigos, y la culpa del reo estaba comprobada. Olavide había declarado que no creía en milagros, que los no católicos no iban al infierno, que muchos emperadores de la Roma pagana eran preferibles a muchos príncipes cristianos; había acusado a Padres de la Iglesia y escolásticos de impedir el progreso del espíritu humano, dudado de que la oración evitaba malas cosechas. Se trataba, pues, de herejía y no de expresiones imprudentes. Olavide poseía, además, muchos libros prohibidos; hasta había visitado en Suiza al campeón del Anticristo, el mal afamado Voltaire, para tributarle respeto y amistad; entre sus papeles se encontraron cartas que le escribía este archihereje. Había sostenido ante testigos que el tañido de las campanas de nada servía en caso de tormentas, y durante una pestilencia ordenó que no se sepultaran los cadáveres en las iglesias, sino lejos de las poblaciones, en tierra no consagrada. En fin, Pablo Olavide había sido convicto claramente de herejía en ciento sesenta y seis casos. La lectura de estos casos duró más de dos horas. Al final de la segunda hora, Olavide se había desmayado. Lo salpicaron con agua fresca y cuando volvió en sí, la lectura continuó.

Llegó finalmente la conclusión. «Por estas razones», rezaba, «lo declaramos hereje convicto, miembro podrido de la comunidad cristiana, y le condenamos a reconciliarse con la Iglesia con la abjuración de su herejía». Como penitencia se le imponía un encierro de ocho años en el convento de los capuchinos de Gerona, con las demás penas accesorias. Sus bienes serían confiscados. Debía además mantenerse lejos de Madrid y todas las residencias reales, a perpetuidad, y fuera también de los reinos del Perú y de Andalucía y de la colonia de Sierra Morena. No podía llevar títulos honoríficos y ejercer cargos públicos. Se le prohibía la profesión de médico, farmacéutico, maestro, abogado, recaudador de impuestos. No se le permitía montar a caballo, llevar adornos, ni trajes de seda o lana fina, sino solamente ropas de sarga rústica o basta tela. A la salida del convento de Gerona, su sambenito sería colgado en la iglesia de las Nuevas Poblaciones con la lista de sus herejías, para que todo el mundo las conociera. Estaban sometidos a las penas accesorias también todos sus descendientes, hasta la quinta generación.

Ardían muchas velas, el aire del templo era malo, fresco y pesado al mismo tiempo. Los clérigos con sus viejas estolas, sus hábitos y ropajes, los seglares en uniforme de gala, estaban callados, cansados y sobresaltados, respirando con dificultad, y escuchaban. El abate, como secretario del Santo Tribunal de Madrid, estaba entre los jueces. Era amigo del Gran Inquisidor Sierra, derribado por Lorenzana y por éste denunciado, y Lorenzana sabía naturalmente que el Inquisidor caído le había encargado de preparar un memorial para adaptar los procedimientos del Santo Oficio al espíritu de la época. El abate sabía pues que también él, como Olavide, podía llegar a sentarse con el sambenito en el banquillo. Si Lorenzana no se había atrevido a poner por el momento sus manos en él, se debía a que era una persona de confianza y el bibliotecario oficial de don Manuel. Pero el abate estaba seguro de que figuraba en la lista de aquellos que estaban predestinados a compartir la suerte de Olavide, y después del auto de fe tendría que esperar todos los días ser arrestado. Hubiera debido huir hacía mucho, poniendo los Pirineos entre su persona y la Inquisición. La razón de esa demora tenía un nombre: doña Lucía. No podía abandonar a España, antes de haber concluido la educación política de esa mujer y le era duro dejar de verla siempre.

Don Manuel estaba sentado en la primera fila de los dignatarios. Sentía impulsos de levantarse y salir de la iglesia con paso firme. Tenían razón los amigos: no hubiera debido permitir ese espectáculo afrentoso. Había calculado muy por debajo la osadía de Lorenzana y, anunciado el auto, había sido demasiado tarde. Impedir un auto de fe anunciado hubiera sido un sacrilegio que hubiese provocado una rebelión, llevándolo a una caída segura. Mas era un escándalo el que Lorenzana, entronizado en frente con toda la pompa de juez de Dios, pudiera tratar de esa manera a Olavide, cuyo meñique valía más que su hinchada cabeza. Por otra parte, naturalmente, tenía razón Pepa, y lo que allí triunfaba no era el señor Francisco Lorenzana, sino Roma, el Altar, la Iglesia misma. Desde el instante en que llevaba con derecho el traje de Gran Inquisidor,

hasta un hombre tan indigno como Lorenzana personificaba la justicia divina y no era posible proceder contra él. Sin embargo don Manuel se juró que los amigos no sufrirían un desengaño. Después de este lamentable espectáculo, no permitiría ni toleraría que Lorenzana persiguiera a Olavide hasta la muerte.

Francisco Goya contempló fervorosamente a los penitenciados. Aquello podía tocarle a cualquiera. Habían sido los espíritus malos siempre en acecho, los que habían colocado al pobre Olavide el sambenito y la coroza y los que lo atormentaban por medio de la persona del Gran Inquisidor y sus familiares. «Trágala, perro…». Y Goya miraba y estudiaba cada pequeño detalle de lo que ocurría allí. Al mismo tiempo revivía hechos de su lejana juventud. Entonces, en su Zaragoza, asistió a un auto de fe aun más solemne, tremendo y grotesco. Había sido en la iglesia catedral de la Virgen del Pilar, y los herejes fueron quemados en la Puerta del Portillo. Casi tan claramente como ahora veía aquellos jueces y aquellos pecadores; y sentía el olor a quemado; los herejes de entonces y los penitenciados de ahora se le volvían una sola cosa.

En ese momento, arrodillado delante de la cruz envuelta en negras colgaduras, con la mano sobre la Biblia abierta, Olavide abjuró. El clérigo leía y él repetía que abjuraba toda herejía y especialmente aquellas que él cometiera en pensamiento, palabra y obra; que aceptaba —jurando por Dios y la Santa Virgen— con humildad y paciencia toda penitencia impuesta, a la que se sometía según sus fuerzas. Si fracasaba o reincidía, se consideraría a sí mismo como hereje incorregible, que sin más proceso caería bajo la severidad del derecho canónico, para perecer en la hoguera.

> *Muy ahogado, llegaba a través de la puerta de la iglesia abierta el zumbido de la enorme multitud que había afuera. En el mismo templo, rebosante de personas, había silencio, tanto silencio que todos se estremecían cuando una alabarda chocaba en el suelo. Mas, a pesar del silencio, se oían solamente las palabras del clérigo; de Olavide no se escuchaba un sonido, sólo se veía cómo se abrían y cerraban los labios en la cara apagada y gris.*
>
> *Y así terminó la santa ceremonia. Vivas y claras se oyeron afuera voces de mando y resonaron pasos militares. En el mismo orden de la llegada, se retiró de la iglesia de Santo Domingo el cortejo de jueces y penitenciados.*

8

GOYA sintió prisa por contar lo que había visto y vivido en el templo. Agustín no le preguntó nada, pero se veía que aguardaba noticias de parte de Francisco. Éste se calló. No encontraba las palabras; aquello era muy intrincado. Había visto algo más que la miseria de Olavide y el fanatismo brutal de sus jueces. Había visto los demonios que volaban, se arrastraban, se acuchillaban alrededor de jueces, herejes e invitados, aquellos malos espíritus que estaban en torno de uno constantemente; había visto su grotesca algarabía. Y él mismo —y esto nunca lo comprendería este buen bebedor de té que era Agustín—, él mismo, a pesar de toda la compasión, el odio y el asco del cruel espectáculo, había compartido la alegría de los demonios. Y aún más: se había despertado en él la angustiosa e infantilmente ávida alegría que sintió de niño, al ver a los herejes condenados y quemados. Mas este caos, esta fusión enredada de viejas y nuevas historias, de viejos y nuevos sentimientos no podía expresarse con palabras.

Pero eso se podía pintar. Y pintó. Alejó todo lo demás y pintó. Canceló las sesiones que le concediera el Príncipe de la Paz. Dejó de ver a Cayetana. No permitió entrar a nadie en el estudio. Hasta pidió a Agustín que no echara una mirada a su labor; cuando terminara, sería el primero en poder verla. Para ese trabajo vistió sus trajes más caros; a veces, a pesar de lo incómodo, también el traje de majo. Pintaba rápidamente, pero siempre con fervor. Hasta de noche; en este caso llevaba un sombrero bajo en forma de cilindro con una suerte de visera metálica en la que fijaba velas que le daban la luz necesaria.

Sentía que en el breve lapso desde que hiciera «La peregrinación a San Isidro», había aumentado su nueva manera de ver y tratar el color. Se sentía alegremente excitado. Con triunfal modestia escribió al Martín de su alma que estaba ejecutando algunas pequeñas telas por su propio gusto y que en eso, en forma bien distinta de los encargos, seguía su corazón, su observación y su humor, soltando las riendas a la fantasía, para pintar el mundo como él lo veía. «Será grandioso», escribía, «y expondré los cuadros, primero para los amigos en mi casa, luego en la Academia y sólo deseo, Martín de mi alma, que vengas pronto a verlos». Trazó una gran cruz en la carta, para evitar que los malos espíritus se entrometiesen desfavorablemente por su excesiva seguridad.

Y llegó el día en que dijo a Agustín con una satisfacción casi rencorosa: «Bien, acabé. Puedes mirar y, si quieres, hasta puedes hablar». Y señaló los cuadros.

Uno de ellos representaba una mísera corrida de pueblo. Allí estaba la plaza de toros con toreros, caballos, espectadores y un par de casitas indiferentes en el fondo. El toro mismo estaba azuzado y ensangrentado, un mal toro, cobarde, que se apretaba contra la barrera y no quería combatir más, sino solamente morir. Y el público estaba indignado por la cobardía de la bestia que no brindaba el espectáculo exigido, no quería lanzarse al redondel en el sol, sino que vilmente se quedaba en la sombra y boqueaba. El toro no ocupaba mucho espacio, no era el animal lo que Francisco había querido pintar, sino su suerte y al tema pertenecían los toreros, los espectadores y los caballos tanto como el toro. La tela abundaba en figuras, pero nada había superfluo.

El segundo presentaba un montón de locos en su asilo. Un gran espacio parecido a un sótano, todo piedra con bóvedas; por los arcos y la ventana con rejas penetraba la luz. Allí encerrados estaban los dementes; muchos, sí, pero cada uno desesperadamente solo. Y cada uno con su locura. En el centro, un hombre joven, fuerte y desnudo que sermonea con gestos salvajes, urgiendo y amenazando a un adversario ausente. Otros están semidesnudos, adornados con coronas, cuernos taurinos, plumas de colores como llevan en la cabeza los indios; acurrucados, de pie, echados en una caótica mezcla, bajo la bóveda de piedra eterna. Pero en torno de ellos hay una luz muy leve.

El tercero correspondía a una procesión del Viernes Santo. Sin que se viera la enorme muchedumbre, resultaba visible y sensible todo el violento alboroto de estandartes, cruces, fieles, espectadores y penitentes. Delante de las casas con negras colgaduras, avanza vacilando un gran tablado que llevan hombres vigorosos y cubiertos de sudor, y sobre él la gigantesca estatua de la Virgen con su aureola; detrás, un poco más lejos, otro tablado con la figura de San José y, aun más lejos, un tercero con un enorme Cristo crucificado. Banderas y cruces están muy adelante en el cortejo. Pero más claramente se notan los disciplinantes, casi desnudos, pálidos, unos con blancas y puntiagudas corozas, otros con negros sambenitos, todos fanáticamente agitados, revoloteando sus disciplinas de muchas colas.

En el auto de fe que conociera a los nueve años en Zaragoza, pudo ver y saber la condena de un sacerdote, el Padre Arévalo, que azotaba a sus penitentes desnudos y se hacía azotar por ellos, a su vez, en

las partes del cuerpo que habían pecado. La del padre había sido suave, pero extensa, por sus detallados fundamentos, y su lectura pasó reseña circunstanciada a las penitencias irregulares y prohibidas impuestas por Arévalo a sí mismo y a sus fieles. Durante años y años Goya la había olvidado. Pero en Santo Domingo sintió de nuevo la impetuosa y fervorosa participación con que oyera entonces aquella sentencia. Recordó así a los muchos flagelantes que vió desde entonces, y las procesiones de los extraños penitentes que se castigaban para evitar castigos futuros. Se azotaban con placer. Las disciplinas llevaban los colores de las mujeres amadas, y al pasar por delante de ellas, trataban de salpicarlas con su sangre, como un honor y una prueba de amor. Y así pintó ahora a los penitentes. En la tela avanzaban en primer plano, bailando desnudos, con las musculosas espaldas encorvadas, llevando blancos taparrabos y capirotes blancos de penitentes. Sobre ellos la luz era violenta, en cambio, suave y dulce la que irradiaba de la Santa Virgen.

Otra muy distinta procesión representaba el cuarto cuadro, «El entierro de la sardina», la fiesta de mofa que cerraba el carnaval, la última fiesta antes de la larga y dura cuaresma. Se apiña en ella la muchedumbre, ávida de diversión; hay una gran bandera con una luna diabólica; dos mozos llevan bárbaras y terribles máscaras, dos mozas, vestidas varonilmente, danzan una grave danza con un hombre disfrazado. Irradia del cuadro una obsesa y buscada alegría, una licencia fanática; se siente que en seguida llega el día de las cenizas.

También en esta tela pintó Goya su rencor personal. Los ingleses aprovechaban la cuaresma para introducir en España mucho pescado seco, y el Papa, para disminuir la ganancia de los odiados británicos, concedía el derecho de comer carne si el médico y el confesor certificaban que era necesario. Los aspirantes al privilegio debían comprar todos los años un ejemplar impreso de la bula papal, firmado por el cura de su parroquia que cobraba una tasa de acuerdo con la clase del solicitante. Francisco se irritaba todos los años por el monto de aquella tasa y por eso mismo la alegría del «entierro de la sardina» le resultaba muy amarga.

Finalmente, el quinto cuadro reproducía un auto de fe, no ya en Santo Domingo, sino en una iglesia luminosa, con altas y claras bóvedas y arcadas. Adelante, en su estrado, se acurruca el hereje con el sambenito, más alto que los demás, y su coroza grotesca penetra oblicua en el aire. El hombre es apenas un ovillo embolsado, un haz de miseria e infamia, y su altura redobla esa miseria. Separados de él, más abajo, hay otros tres pecadores, también con las manos atadas y el sambenito y la coroza; uno se ha desplomado, los otros se mantienen aún de pie. En el fondo, delante del tribunal entronizado, el secretario lee la sentencia. Alrededor están sentados los dignatarios, eclesiásticos y civiles, con pelucas y capas, bastante ajenos, gordos, piadosos, solemnes y espectrales, y en medio de ellos su prisionero, el hereje que están sentenciando.

Delante de estos cuadros estaba, pues, Agustín. Miraba. Se embebía en ellos. Estaba consternado. Estaba asustado.

Pero su susto era gozoso. Ésta era una pintura muy distinta de la que había visto hasta entonces. Era otro Francisco el que había pintado aquello, aun siendo el mismo sin embargo. En esos cuadros había sucesos molestos con infinidad de personajes, pero nada estaba de más. Una plenitud bastante parca. Estaba omitido lo que no se subordinara al conjunto; el individuo o la cosa no eran más que partes necesarias, útiles. Y algo curioso: los cinco cuadros —Agustín lo entendía perfectamente—, a pesar de tan diversos temas, formaban una sola unidad. A pesar de todo —y esto sólo podía crearlo un hombre, su amigo Francisco—, flotaba encima algo ligero, alado; el horror de los sucedidos resaltaba por la delicada claridad del cielo, la luz aleteante y esfumada. Y lo que Francho nunca hubiese podido explicar con palabras, Agustín lo sintió en las telas: para este raro y original artista resultaban favorables y gratos hasta los malos demonios. Porque por encima de la lobreguez de lo que Francisco había pintado, resplandecía su avidez de vivir, de ver, de pintar, su enorme gozo de vivir, como quiera que fuese.

> *¿Se rebelaba esta pintura contra el Gobierno? ¿Se alzaba contra el trono y el altar? No era posible verlo ni expresarlo. Pero estos cuadritos trastornaban al que los viera en grado mayor que las palabras más atrevidas y rebeldes. Ese toro que hacía aguas muriendo y la brutal y sorda alegría del sombrío carnaval encendían el corazón y amargaban el hígado lo mismo que el cortejo de los blancos y desnudos penitentes, que se azotaban; lo mismo que el juicio de los herejes.*
>
> *«¿Y bien? ¿Qué dices?», preguntó Goya. «Nada, nada digo», contestó Agustín, «aquí nada cabe decir» y sonrió amplia y maliciosamente; en todo su magro, huesudo y sombrío rostro había un resplandor.*

9

JOSEFA ACUDIÓ a ver los cuadros y retrocedió hasta un rincón. El hombre que amaba le infundía terror. Apareció Jovellanos con el joven escritor Quintana. Don Gaspar dijo: «Usted es de los nuestros, don Francisco. Poco faltó para que fuera yo injusto con usted». El joven Quintana estaba encantado. «Idioma universal. Sus telas, don Francisco, las comprende cualquiera, desde el mulatero hasta el primer ministro». Don Miguel, Lucía, don Diego admiraron los cuadros. Era necio tratar de juzgarlos con las normas de Mengs y de Bayeu. «Temo que tendremos que desaprender lo aprendido, don Miguel», dijo el abate.

A la mañana siguiente, empero, don Miguel volvió. Esos cuadros no le habían dejado dormir. Intranquilizaban en él al político, tanto como al artista, al conocedor. ¿Y no percibirían también los demás su misteriosa rebeldía, los enemigos, el Gran Inquisidor Lorenzana, por ejemplo? Nada les importará del arte en ellos; encontrarán solamente que estas creaciones son perturbadoras, revolucionarias y herejes. Esto quería Don Miguel explicar a Goya. Con esos cuadros, fué razonando, Francisco demostraba bastante su valor y su deseo de una verdad política. Hacer más, exponerlos, sería osada locura. Si un pintor, invitado por la Inquisición al auto de fe de Santo Domingo, exponía esas telas, lanzaría un desafío que el Santo Oficio no podría tolerar.

Sonriendo sorprendido, Goya contempló los cuadros. «No puedo encontrar en aquellos nada», dijo, «nada que pueda autorizar al Santo Tribunal a intervenir contra mí. Mi cuñado, que descanse en paz, me instruyó bien acerca de las prescripciones de Pacheco. Nunca pinté desnudos, nunca pinté los pies de Nuestra Señora. En toda mi obra no hay nada que choque contra las prohibiciones de la Inquisición». Volvió a mirar los cuadros. «Nada sospechoso puedo encontrar», repitió meneando la cabeza.

Miguel deploró la ingenua malicia campesina de Goya. «No se percibe la rebelión», declaró pacientemente, «pero sí se huele formalmente la intención levantisca». Francisco no entendía la intención de Miguel. Evidentemente, no comprendería nunca a ese amigo. Antes le pareció siempre demasiado artista solamente, ahora le parecía demasiado político solamente. ¿Qué tenían que ver sus telas con la política en ninguna parte del mundo? ¿No habían pintado tribunales del Santo Oficio muchos otros antes que él? «¡Pero no ahora!», exclamó Miguel. «¡Pero no así!». Goya se encogió de hombros. «No veo», declaró, «cómo podrían traerme molestias. *Tuve* que pintarlos. Son una prueba de lo que sé hacer, no quiero ocultarlos, sino mostrarlos; los expondré». Y como veía la preocupación y la pena en los rasgos del amigo, agregó cálidamente: «Tú mismo te expusiste a menudo a riesgos. Me lisonjea el que ahora quieras precaverme de imprudencias», pero concluyó resuelto: «No te canses la lengua, expondré los cuadros». Miguel cedió. «Trataré por lo menos de que venga don Manuel», anunció afligido, «y se declare a favor de ellos. Es posible que con eso el Gran Inquisidor quede prevenido».

Don Manuel llegó pronto, acompañado por Pepa. Resultó que la joven se angustió por él, cuando Francisco fué invitado al auto particular. «Siempre se lo dije, don Francisco», confesó, «sus opiniones huelen a herejía. Si don Manuel a veces no es tan católico como quisiera, tiene una excusa: es estadista y debe cuidar ciertos privilegios de la Corona. Pero tú, Francisco, eres solamente pintor». «No se deje asustar por ella, don Francisco», lo reconfortó alegremente Manuel. «Yo le protejo. Toleré por una vez el gran espectáculo del Santo Oficio, pero no lo haré por segunda vez. Y ahora veamos los cuadros. Miguel me habló mucho de ellos».

Contemplaron los cuadros. «Grandioso todo», dijo Manuel. «En realidad, debe agradecerme usted que haya permitido este auto de fe. De otra manera, nunca hubiese pintado esta maravilla». Pepa estudió las telas largo rato, callada. Luego un poco forzada, con toda su voz indolente, confesó: «Verdaderamente maravilloso, Francho. Eso sí, no entiendo por qué el toro es tan pequeño y el torero tan grande, pero tendrá sus razones, las tuyas. Eres presuntuoso, Francho, y no habría que alabarte demasiado, pero creo que eres en verdad un gran pintor», y sus ojos verdes miraron abierta y desvengonzadamente. Esto no agradó mucho a don Manuel. «Tenemos que irnos», dijo; «por favor, don Francisco, mándeme los cuadros. Los compro».

Fué grata sorpresa para Goya el que esos cuadros pintados por gusto le produjeran dinero; podía pedir una buena suma a don Manuel. Sólo que no había hecho los cuadros para don Manuel ni para Pepa; no quería que pasaran a manos de gente tan poco entendida. Era un atrevimiento y una imprudencia desagradar al Príncipe de la Paz, pero contestó: «Lo lamento, don Manuel; no puedo dárselos, están ya comprometidos». «Está bien», replicó molesto Manuel; «pero me dejará dos, uno para Pepa y uno para mí». Hablaba imponiéndose; no era posible contradecirle.

Al despedirse, Pepa le dijo: «El toro es demasiado pequeño, tiene que admitirlo, Francisco. Pero usted es una gloria de España». Manuel con alguna brusquedad opinó: «Nuestra Pepa habla siempre como en sus romances».

Ya todos los amigos de Goya, menos Cayetana, habían visto esos cuadros. Y Goya esperaba. Su pasión lo envolvía como un oleaje monstruoso, estaba lleno de negra furia. Finalmente ella apareció. Pero no venía sola, la acompañaba el doctor Peral, el médico. Ella dijo: «Lo eché de menos, Francho». Se miraron, sin pudor, felices, como si se volvieran a ver después de una eternidad. Y admiró los cuadros. Los grandes ojos de acero bajo las altas y orgullosas cejas absorbían esas obras; ella miraba infantilmente atenta, con abandono. Goya se hinchaba de placer y orgullo. La vida no podía darle nada más. Allí, entre sus paredes, estaban unidas en brevísimo espacio la obra que sólo él podía crear y la mujer, la única, que importaba para él. «Quisiera poder participar, colaborar», dijo ella. Goya comprendió de inmediato y lo llenó una honda alegría. Eso había sentido él y eso hubiese querido hacer sentir. Hubiera querido «colaborar» en la corrida, en el carnaval, hasta en el juicio de la Inquisición. Más aún: si delante de la casa de los lunáticos no se sentía el oscuro deseo de liberarse de una vez de todo, de ropas, de hábitos, de razón, él hubiera pintado en vano; sus cuadros serían un fracaso. «Quisiera poder colaborar». Cayetana había sentido así.

Habían olvidado al doctor Peral, que al fin se adelantó. Con su voz indiferente habló: «Lo que acaba de decir, duquesita, es más sabio que todo lo que los conocedores de arte dicen en gruesos tomos». El hecho de que este mozo llamara a la de Alba, con atrevida confianza, «duquesita», arrancó cruelmente a Goya de su felicidad. ¿Qué había entre ellos? «Lo que más admiro», continuó Peral vuelto hacia Goya, «es que su pintura, a pesar del tema sombrío, resulta ligera, libre, casi diría alegre. Doña Cayetana tiene perfectamente razón: como lo pinta usted, don Francisco, hasta lo horroroso tiene atracción». Y en seguida concluyó: «¿No me vende uno de estos cuadros, don Francisco?».

Goya sonrió, rencoroso en su ser íntimo. Este médico tenía sensibilidad, había que concedérselo, no era un obtuso como Pepa. Pero contestó casi con grosería: «Soy muy caro, doctor». Peral replicó muy gentil: «No soy del todo pobre, señor pintor de cámara». Con sus maneras amables pero resueltas, la duquesa ordenó: «Me cederá usted dos de los cuadros, Francisco». Goya estaba furioso, pero sonriendo, muy afable, contestó: «Permítame que le regale dos de ellos, amiguita de mi alma». Retribuía así con ese «amiguita de mi alma» aquel «duquesita» del «rapabarbas». «Luego hasta podrá regalarlos». «Gracias», dijo tranquilamente la de Alba.

El coleccionista Peral, impasible ante la grosería de Goya, contento porque tendría uno o tal vez dos de los cuadros, siguió hablando. «Estos cuadros», declaró visiblemente convencido, «son las primeras creaciones de un arte nuevo, los primeros productos del nuevo siglo. ¡Qué atraído se siente uno por este hombre!», indicó señalando al hereje de «La Inquisición». «Será un desvarío, pero usted tiene razón, doña Cayetana, uno quisiera estar en su sitio».

Y soltó la lengua, excitado: «Sus sentimientos, don Francisco, serán confirmados por los hechos. Hubo judíos judaizantes y marranos que tal vez podían escapar, en cambio se quedaron en los dominios de la Inquisición, esperando que ella los atrapase. Debió seducirles estar así sentados en el sambenito». «Conoce usted en forma notable», replicó Goya con maldad, «el alma judía. Tenga cuidado con la Inquisición no lo considere tal». «¿Cómo puedo saber», contestó tranquilo el doctor Peral, «si tengo o no sangre judía en mis venas? ¿Quién puede afirmarlo con certeza? Esto sólo sabemos: judíos y árabes dieron los mejores médicos. Aprendí mucho en sus obras. Y me felicito de haber podido estudiar en el extranjero». Goya tuvo que admitir para sí que era un acto valiente hablar de esta manera después de la caída de Olavide, y su despecho creció.

Pocos días después, del tesoro de los Albas y con los saludos de la duquesa, fué traído un envío de antigua platería para la señora Josefa de Goya y Bayeu. Josefa vió desconcertada la abundancia de cosas preciosas. Sabía calcular y le complació ese regalo señorial, pero también se sintió ofendida. Goya contaba: «Me vi obligado a regalar dos cuadros a la duquesa. Naturalmente, ella corresponde el regalo. Pero, ya lo ves», concluyó contento, «si los hubiese vendido, difícilmente podía pedir más de seis mil reales. Lo que tenemos aquí vale sus treinta mil. Siempre te digo: la generosidad se paga más que la avaricia».

Expuso los cuadros en la Academia. No sin angustia, los amigos de Goya aguardaron lo que diría la Inquisición en su reacción. El pintor recibió una comunicación de que peritos del Santo Oficio examinarían las telas; estaba citado a encontrarse en la Academia oportunamente.

A la cabeza de los clérigos enviados apareció el arzobispo Despuig. Goya sabía que Pepa era amiga de este prelado; se dijo que tal vez ella misma lo había enviado. ¿Para favorecerle? ¿Para perderle? El sacerdote examinó los cuadros. «Obras bellas, buenas y piadosas», juzgó. «Esta “Inquisición” causa ese miedo bienhechor que anhela el Santo Oficio. Tendría usted que dedicarnos el cuadro; hijo mío, debería

usted regalarlo al Gran Inquisidor». Goya estaba desconcertado y feliz. Con toda indiferencia explicó a Josefa que había legado «El juicio de los herejes» al Santo Oficio.

> *Estremecida por esa audacia sacrílega, ella dijo: «Ellos tirarán el cuadro a la hoguera y a ti a la prisión». Siempre con la misma indiferencia, Goya repuso: «El Gran Inquisidor me pidió el cuadro». Josefa se quedó perpleja y le dijo: «¡Como tú lo dispongas! Es inconcebible. Hechizas a la gente, Francho».*

10

DESDE QUE EL ABATE viera a Pablo Olavide desplomado en el banquillo de los penitenciados, sintió casi físicamente que el peligro se desplazaba hacia él, arrastrándose cada vez más cerca de hora en hora. Sabía que Lorenzana lo odiaba, por su amistad con el caído Sierra, como a un enemigo interno de la Inqisición. Iba corriendo a su fin el tiempo que le quedaba para huir, pero no podía abandonar a Madrid y a Lucía. Manuel le prometió protección con palabras sonoras, pero el abate no podía confiar. Había solamente un medio para vencer a Lorenzana. Don Manuel debía justamente ahora arrancar a Olavide de las garras de la Inquisición.

El abate y Miguel insistieron para que el ministro ayudara a Olavide a fugarse. La sarna, la vergüenza del espectáculo de la iglesia de Santo Domingo, picaba y escocía al ministro y éste soñaba con quitar el preso a los soberbios señores de la Iglesia. Pero tenía conciencia del peligro de tal empresa, no podía atreverse sin una válida autorización del rey, y le parecía imposible obtenerla. María Luisa, irritada porque las relaciones con Pepa no terminaban, le provocaba escenas constantemente; trataba de herirlo. Despreciaba a Manuel por la derrota que sufriera en el caso Olavide. Le contestaría seguramente que tenía que comerse él solo el plato que se había preparado.

Prometió don Manuel a sus amigos liberales que no dejaría morir a Olavide en el convento de Gerona, pero les recordó que el rapto de un hereje condenado era una cosa delicada: necesitaba tiempo para ganar la voluntad de Carlos.

Entre tanto, luchaba con la Inquisición en otro terreno. Necesitaba ayuda para la moneda española cada vez más en decadencia desde la guerra; financieros extranjeros se declararon dispuestos a otorgar un préstamo considerable. Desgraciadamente, los osados capitalistas eran judíos. Desde siglos atrás la Inqisición había cuidado de que ningún pie judío ensuciara el suelo de España. Los prestamistas judíos, en cambio, para sanear la economía española, insistían en informarse personalmente de la situación del país. Don Manuel hizo la propuesta al rey, citó la suma: doscientos millones. María Luisa no veía inconveniente en que su ministro pidiera al Gran Inquisidor, con cortés insistencia el permiso para dos veedores. Lorenzana contestó en seguida resueltamente que no. Fué citado al palacio y en presencia de don Manuel hubo una entrevista en la que don Carlos estuvo menos cordial que de costumbre. Todo lo que pudo lograr Lorenzana fué que no se admitirían más de dos hebreos, y que durante su permanencia estarían bajo la vigilancia, naturalmente nada llamativa, de la Inquisición.

Los dos veedores, un tal Boehmer, de Amberes, y un señor Pereira, de Amsterdam, causaron revuelo en Madrid; todos los liberales compitieron en amabilidades con ellos. Jovellanos les ofreció un té. Hasta la duquesa de Alba dió una recepción. En esta ocasión, Goya estudió a los hebreos. Estaba desilusionado porque tenían un aspecto totalmente distinto de los judíos de los cuadros de Rembrandt. Boehmer, joyero de corte de la guillotinada reina de Francia, era elegante francés, como cientos otros que él había visto, y Pereira hablaba el castellano más puro que se podía imaginar. Lorenzana, irritadísimo porque durante su poder alientos judíos envenenaran al aire de la capital, tornó más aguda su lucha contra los liberales. En los últimos años se habría tolerado en silencio que personas influyentes poseyeran libros prohibidos. Se multiplicaron, pues, los allanamientos y con ellos los materiales del Santo Oficio.

Un día que el abate volvió a su casa a hora insólita, vió salir de ella a un tal López Gil a quien conocía como espía de la Inquisición. Pidió entonces a don Manuel que no admitiera otro caso Olavide, lo suplicó que amonestara a Lorenzana y, aun mejor, que facilitara la fuga de Olavide. Los ruegos de don Diego conmovieron al ministro que dió su palabra a medias. Pero luego permaneció irresoluto.

Por suerte, el mismo Gran Inquisidor fué en su ayuda. Autores eclesiásticos habían recientemente incitado en una serie de escritos a la población para que quemara los libros revolucionarios de Jovellanos, Cabarrús y Quintana e hiciera entender claramente a los editores que España era un país católico. En un folleto muy venenoso, se decía ahora que no debía asombrar si se toleraban y magnificaban libros sucios y ateos, cuando el primer funcionario del reino daba un ejemplo de indecible desenfreno juntamente con la primera dama de la nación. Don Manuel, cuando la policía le mostró el libelo, se alegró; Lorenzana había llegado demasiado lejos. Llevó el folleto infame a la reina. María Luisa lo leyó. «Hay que cortarle las uñas a Lorenzana», dijo ella peligrosamente tranquila. «Su Majestad tiene razón como siempre», contestó Manuel. Ella continuó: «Naturalmente, estás contento porque tendré que remediar lo que echaste a perder». «¿Se refiere Su Majestad al caso Olavide?», preguntó ingenuamente Manuel, y continuó: «Sí, me parece que de

todas maneras hay que quitarles a Olavide». «Hablaré con Carlos», repuso la reina.

María Luisa habló con Carlos, Manuel con Miguel, Miguel con el abate y éste, finalmente, con el Gran Inquisidor.

El coloquio se desarrolló en latín. El abate declaró primeramente que no estaba allí como modesto servidor del Santo Oficio ante el sumo jefe, sino como persona privada; don Manuel y el rey católico estaban interesados en la entrevista y sus consecuencias. Lorenzana contestó que era bueno saberlo. Quizás don Diego, no oficialmente, era lógico, comunicaría a don Manuel y éste a Su Majestad el rey que por desgracia los elementos de sospecha contra el ex Gran Inquisidor Sierra se habían ido acumulando y su condena era inevitable. «Pero tú, hermano», dijo Lorenzana, «conoces bien a este hombre y lo habrás ya prevenido». «Lo conozco y te conozco, padre», contestó el abate, «lo he previsto». El Gran Inquisidor preguntó: «¿Trabajas todavía, hermano, en la obra que él te encargó?». La inteligencia de don Diego le ordenaba decir que no, pero su alma rebelde no se lo permitió. «No me ordenaron interrumpirla», contestó en áureo latín. Y continuó: «El Todopoderoso ordena a la luna que crezca y disminuya. El Todopoderoso impregna al Santo Oficio ora con la clemencia, ora con la severidad. Por eso creo modestamente que mi labor tal vez puede ser útil algún día». «Me temo, hermano», replicó Lorenzana, «que eres más fuerte en la esperanza que en la fe. Pero dime cuál es tu embajada», impuso. El abate contestó: «El príncipe de la Paz quiere llamar tu atención, padre, sobre el hecho de que el hereje ya condenado Pablo Olavide está delicado de salud. Si muriera mientras se halla bajo la guarda del Santo Oficio, el Príncipe de la Paz teme que toda Europa censuraría duramente al país y al rey católico. El Príncipe de la Paz te pide por lo tanto, *reverendissime,* cuides de manera especial la salud del hereje». «Tú sabes, hermano», replicó el Gran Inquisidor, «que el número de los días del hombre no está fijado por el Santo Oficio, sino por la Santa Trinidad». «Así es, padre mío», contestó don Diego. «Pero si la Santa Trinidad tuviera que abreviar los días del hereje de manera que fallezca en manos del Santo Tribunal, *reverendissime,* el rey católico vería en ello un signo de desesperación del Señor. Su Majestad se vería obligado a proponer al Padre Santo un cambio en la dirección del Santo Oficio». Lorenzana guardó medio minuto de silencio. «¿Qué ordena pues don Manuel a la Inquisición?», preguntó rudamente. Muy cortés, el abate contestó: «Ni el Príncipe de la Paz, ni el rey católico piensan entremeterse en los asuntos del Rey de los Reyes, cuya jurisdicción en España cuidas tú, padre mío. Pero sí los dos príncipes del mundo te piden que recuerdes seriamente que el cuerpo del citado hereje es débil y necesita una cura de aguas. Sea tu deseo por lo tanto, padre mío, estudiar si el hereje puede ser enviado a una fuente de aguas minerales. El Príncipe de la Paz se complacería si le hicieras saber dentro de tres días el resultado de tu reflexión». Lorenzana repuso: «Agradezco tu comunicación, hermano mío, y no olvidaré esta precaución para ti y tu señor». Durante toda la conversación, el abate saboreó la diferencia entre su cuidado latín y el vulgar del Gran Inquisidor.

Seca y objetivamente, Lorenzana informó al primer ministro que el Santo Oficio enviaría al hereje condenado Pablo Olavide, para el restablecimiento de su débil salud, a Caldas de Montbuy donde disfrutaría de baños termales.

«Bien, señores», preguntó orgulloso don Manuel a sus amigos Miguel y Diego. «¿No procedí por ustedes en forma feliz?». «¿Qué resuelve para luego?», preguntó el abate. Don Manuel sonrió astuta y maliciosamente, y contestó: «Hace mucho que tengo la intención de enviar a París un embajador extraordinario con un encargo de confianza para las gestiones de la alianza. Pensé que sería un papel adecuado para usted, amigo mío. Le pido, pues, que se haga cargo de eso, don Diego. Le proveeré de poderes que pondrán a su disposición los servicios de todos los súbditos del rey. Dando un pequeño rodeo, visitará usted a su amigo Olavide en su nueva residencia. Y le será fácil inducirlo a un largo paseo. Si él, por error, pasa por tierra francesa, será cosa suya».

El abate, nunca lerdo en contestar con inteligencia, palideció y se quedó mudo. Deseaba ardientemente aceptar el ofrecimiento de don Manuel para arrancar a Olavide con sus propias manos de las de Lorenzana y ponerlo a salvo allende los Pirineos. Pero si lo hacía, se vería obligado a quedarse en Francia para siempre. Porque si se atreviese a volver al país después de cometer el crimen de birlar al Santo Oficio un hereje condenado, nadie en España, ni el rey, podría protegerle; el Gran Inquisidor lo prendería y lo mandaría a la hoguera —había podido ver el odio salvaje en los ojos de Lorenzana— entre el júbilo de todo el país.

«Se lo agradezco mucho, don Manuel», contestó finalmente. «Pido sólo un plazo para pensarlo; no sé si soy el mejor indicado para esta aventura».

Habló con Lucía. Le explicó que sus tendencias y su filosofía le imponían aceptar la embajada, pero no lograba admitir que se le condenara para siempre al destierro de España, al alejamiento de ella. Lucía estuvo más pensativa que nunca. «¿No se creó Olavide», le contestó, «otra España en París? Usted mismo me habló de eso. ¿Por qué no podrían hacer lo mismo ahora Olavide y usted?». Y como él callara, ella

prosiguió: «Conocí mucho a Madame Tallien cuando estaba aquí y se llamaba Teresa Cabarrús; puedo decir que fuimos amigas. Tengo muchos deseos de volver a verla. Creo que tiene influencia en París. ¿No cree, don Diego, que yo podría ser útil en París a la causa de España?».

Don Diego, el político, el cínico suave y espiritual, enrojeció como un jovencito a quien una moza dice que sí por primera vez. «¿Usted podría…? ¿Usted querría…?», fué todo lo que contestó el abate. Pero Lucía preguntó objetivamente: «¿Cuánto piensa usted que tardaría en llegar a la primera localidad de Francia?». El abate pensó un momento. «Dos semanas», contestó. «Sí, en dos semanas estaremos en Cérbére». «Si tengo que viajar», calculó Lucía, «necesito algunos preparativos; me bastarán tres semanas. Por favor», y lo miró a la cara, «descanse usted una semana en Cérbére, antes de seguir para París».

El severo señor ya no era elegante y chistoso; resoplaba infantilmente feliz.

> *«Si esto se cumpliera», dijo, «si en Cérbére, en tierra francesa y en seguridad, puedo mirar los Pirineos con usted, doña Lucía, a un lado y a don Pablo Olavide salvado al otro lado, sinceramente vuelvo a creer en Dios».*

11

UNAS TRES SEMANAS más tarde, Miguel visitó a Goya. «Tenemos de qué alegrarnos», le informó. «Pablo Olavide está a salvo. Don Diego lo llevó al otro lado de los Pirineos». Goya estaba tan ensimismado por su dicha que la fuga de Olavide lo excitó. Y la del abate casi lo mismo. Comprendía que éste no podría volver tan pronto y quizá nunca. Recordó que él mismo, muy joven aún, tuvo que huir cuando encontraron aquel muerto. Claramente, como si fuese hoy, vió desaparecer la blanca costa gaditana y sintió el agudo dolor por dejar detrás de sí a España sin poder saber por cuánto tiempo. Entonces era joven, escapó a un gravísimo peligro, y la lejanía estaba ante él azul y fascinante. Don Diego, en cambio, ya no era joven y salía de una existencia amada hacia lo incierto. Francisco no podía imaginar nada más terrible que si tuviese que huir ahora. No podía pensar siquiera, no podría resistir eso de abandonar a Madrid, a Zaragoza, la Corte, la plaza de toros, a Josefa y los niños, su gloria, las majas, la casa, la carroza y a ella, a Cayetana…

Sentado a su manera, cruzada una pierna sobre la otra, allí estaba Miguel con la blanca y empolvada cara de ancha frente muy tranquila. A pesar de eso, remontándose a sus viejos recuerdos y mirándolo con sus ojos expertos, Goya creyó ver en esa cara una imperdonable inquietud apenas perceptible. El conde de Cabarrús —narraba con forzada indiferencia— había insistido para que doña Lucía visitara a su hija, Madame Tallien ahora, la vieja amiga; y como se hallaban en París también Olavide y el abate, él había aceptado la invitación. Con ellos, doña Lucía podría obtener políticamente algunas ventajas ante la amiga influyente; era muy probable.

Goya se sintió aturdido. Pasó revista a los hechos. Y compadeció al amigo. Había elegido a Lucía, un poco de lodo centelleante, para convertirla en una de las primeras mujeres de la capital. ¡Pobre Miguel! ¡Y cuán caballerosamente se portaba y la encubría! Además, Francisco no hubiera podido suponer en ella esa pasión. Si hubiese corrido detrás de un petimetre como el marqués de San Adrián o de otro varonil aristócrata… Pero detrás del abate, regordete, cargado de años, sin dinero, sin títulos… Y qué lamentable figura haría ahora en París ese aventurero, funcionario de la Inquisición evadido… Las mujeres son incomprensibles… Todas…

Por la noche el señor Bermúdez se quedaba solo en su estudio, reuniendo noticias para su gran «Léxico de Artistas». Creía que esta labor podría distraerlo. Pero algo lo alejaba de sus amados papeles, algo lo llevaba hasta el retrato de Lucía. Francisco estaba en lo cierto. Lo verdadero era la brillante luz de la imagen y lo equívoco y oculto detrás de la máscara de dama. Nada tenía que ver la línea, nada la claridad; todo era desorden, caos, dentro y fuera. Y él había sido el tonto, porque creyó que podría transformar a la maja indomable. Siempre la había sobreestimado. Humanista tardío y terco, todo un Quijote, creyó en el divino poder de la razón, en la misión de los seres espirituales para vencer la insensatez de la masa. ¡Qué torpe altivez! La razón fué y es eternamente ineficaz, condenada a vivir en la frialdad y el peor aislamiento.

Se acordó de una velada con Olavide. Éste se había ufanado porque echaría de Sierra Morena a las fieras y convertiría el desierto en cultivo floreciente. Por dos o tres años el experimento pareció triunfar; luego había tenido que pagar con la destrucción de sí mismo y la región se volvería otra vez desierto. Lo mismo le ocurría a él. Nunca logrará el sabio arrancar de lo más íntimo del hombre lo vulgar, lo bárbaro, lo violento; nunca podrá la razón trasformar lo bestial en moral. Había sentido por primera vez su fracaso cuando viera a Olavide con el sambenito en la iglesia de Santo Domingo. Se triunfa solamente por un brevísimo instante; luego los hombres recaen y vuelven a ser los animales que son. Durante dos años la razón había colocado en Francia a las masas en la luz; después lo salvaje, lo desenfrenado, la noche, volvieron aún peores.

Claridad, esperanza y luz sólo hay en el arte. Y no siempre. Porque los Mengs y los Bayeu son ficción y artificio. Sus figuras, sus líneas son falsas, los hombres no son así, todo en ellos es oscuro, intransparente, lúgubre. Miguel estaba laso, cansino; le invadía el miedo por su inminente soledad, por Lucía y por la soledad de su amigo Goya. Tanto era lo desconocido en ellos, lo bronco, lo sombrío, el caos hostil. Y allí estuvo con los ojos fijos en la imagen de Lucía tal como la retratara su amigo. Y sintió frío y se sintió solo.

12

CUANDO EL GRAN INQUISIDOR LORENZANA pensaba con qué desvergonzada franqueza Manuel Godoy, esa inmundicia, le había ordenado preparar al hereje para poderlo hacer huir más cómodamente al extranjero; cuando recordaba el coloquio en latín con el abate, ese apóstata, ardía al rojo la furia en el desdichado, que se sentía envejecer. Nunca, desde su institución, había experimentado tan sacrílego desafío el Santo Oficio. Los enemigos y consejeros íntimos de Lorenzana, el arzobispo Despuig de Sevilla y el obispo de Osma, le imploraron que interviniese. Si se dejaba impune el gran crimen de don Manuel, la Inquisición perdería para siempre su poder. El Gran Inquisidor —insistían ellos— debía hacer arrestar en seguida al audaz hereje y enfrentarlo al Santo Tribunal. Toda España se lo agradecería.

Nada hubiera gustado más a Lorenzana. Pero temía que María Luisa no se dejara arrancar al amante. Arrestar a don Manuel —bien lo sabía— significaba comenzar una lucha con la Corona como nunca el Santo Oficio había osado. Pero al final se declaró dispuesto a proceder contra el primer ministro; eso sí, solamente si el Padre Santo lo autorizaba expresamente. El arzobispo Despuig se dirigió a un amigo en Roma, el cardenal Vincenti. Éste explicó al Papa a qué grave resolución se veía abocado el Gran Inquisidor. El papa Pío VI se hallaba asimismo en apremios. El general Bonaparte había invadido sus dominios y amenazaba apresarle. Pero el Papa era un hombre a quien las amenazas le volvían más combativo, y con ese coraje aconsejó a Lorenzana. Encargó al cardenal Vincenti que contestara punto por punto a la consulta del cardenal arzobispo Despuig, para que a su vez trasmitiese la opinión papal al Gran Inquisidor. Los crímenes del llamado Príncipe de la Paz —decía la contestación redactada en latín— apestaban el cielo y era una infamia que el rey católico tuviera a tal hombre como primer consejero. El Padre Santo autorizaba, pues, expresamente el procedimiento ideado por el Gran Inquisidor. Si Lorenzana concluía con las fechorías de Manuel Godoy, liberaba de un mal enemigo no sólo a España, sino también al Vicario de Cristo.

Pero el correo que debía llevar esta carta del Vaticano a Sevilla, fué apresado en las cercanías de Génova por fuerzas de Bonaparte, quien leyó el mensaje. Aun sin conocer mucho latín, el general comprendió en seguida la conspiración preparada por Lorenzana contra el Príncipe de la Paz con la ayuda del Papa. El joven general francés experimentaba simpatía por el joven ministro español, que había hecho, como él, una legendaria carrera. Además, le interesaba animar un poco las negociaciones aún indecisas de una alianza franco-española. Hizo copiar el mensaje pontificio, envió la copia a Manuel con buenas palabras y le comunicó que él mismo haría llegar el original a su destinatario, pero tres semanas más tarde.

Manuel se felicitó por el gran servicio de camarada que le prestaba Bonaparte. Consultó a Miguel, que íntimamente se sintió alborozado. Además de su hostilidad política, alimentaba un odio feroz contra el Gran Inquisidor. Lorenzana había echado del país al abate y con él a Lucía. Lorenzana había destruido su vida. Y ahora tenía en sus manos a su malicioso enemigo. Los documentos —demostró a Manuel— comprobaban claramente que Lorenzana y los dos obispos habían abusado de su cargo, para imponer al rey católico su política antiespañola. Habían intrigado a espaldas del rey con una potencia extranjera, que estaba en guerra con la república amiga de la Corona española. Don Manuel debía arrestar a los tres y hacerlos juzgar como reos de alta traición por el Supremo Consejo de Castilla.

Don Manuel se asustó ante medidas tan enérgicas. Habría que meditarlo mucho, dijo, y por el momento no corría prisa; tenía tres semanas por adelante. Pasaron varios días, una semana; Manuel vacilaba siempre. Se sentía bastante seguro teniendo el documento; no parecía dispuesto a pasar al ataque.

Miguel, alarmado, no podía dominar su malestar. Se quejó amargamente con Goya. Allí estaba la ocasión maravillosa de liberarse de la mala bestia de Lorenzana, independizar la Iglesia española de la romana y asestar a la Inquisición un golpe mortal. Y todo fracasaba por la indecisión de Manuel. Era claro que si no se deshacía en ese momento de su mortal enemigo, obraba en su propio perjuicio. Pero era demasiado indolente para luchar, animado por Pepa a considerar su haragana tolerancia como antigua magnanimidad hispana. Volcó con rencor sobre Francisco toda la ira y el odio acumulados en él. Este bondadoso don Manuel tenía una increíble dureza moral, un peso leve pero inconsciente que no se dejaba mover de un pulgar. Era, asimismo, desmesuradamente vanidoso. Cualquier proyecto que se le presentaba tenía que ser endulzado con lisonjas. Y su vida —decía Miguel— era una capitulación diaria, un arrodillarse diariamente y vergonzosamente ante el engreimiento y la arbitrariedad. «Me dan asco», exclamó, «los compromisos, los eternos rodeos que debo hacer para acercarme a una resolución de un solo paso apenas. Me he cansado y envejecido antes de tiempo. Y si esta vez fracaso», concluyó diciendo, «si Manuel no

manda al diablo a Lorenzana, me voy. Abandono la política y me dedico exclusivamente a mis cuadros y a mis libros».

Goya nunca había visto a Miguel, siempre ecuánime, tan triste y aplastado. Pensó en ayudarlo. Y se le ocurrió una idea. Estaba haciendo en esos días el último de los retratos encargados por el Príncipe de la Paz. Durante las sesiones, Manuel estaba de humor muy alegre y comunicativo. No sería improbable que el ministro le hablara de lo tramado por el Gran Inquisidor, con esa su ironía peculiar al reírse por el fracaso del clérigo. Entonces le insinuaría su propuesta.

Manuel le contó lo de Lorenzana, en efecto, y de qué manera tuvo conocimiento del golpe que se proyectaba. Se reía, como si la perversa intriga lo divirtiera. Goya le siguió la corriente. «Un hombre como usted», comentó, «puede devolver airosa y humorísticamente la puñalada del Gran Inquisidor». Manuel estaba allí duro y erguido, en uniforme de gala, resplandeciente de cintajos y condecoraciones, como si indicara con la mano derecha una de sus meritorias acciones apenas esbozada todavía alegóricamente. Con la cabeza en alto, preguntó: «¿En qué piensa usted, Francisco?». Trabajando tranquilamente, Goya contestó con lentitud: «El Padre Santo se ve en sumo aprieto por las actividades del general Bonaparte. ¿No debería mandarle la Corte española alguien que lo consolara? ¿Por ejemplo, el señor Gran Inquisidor y sus dos obispos?». Meditó Manuel un segundo apenas, luego abandonando su postura de modelo, palmoteo a Goya en el hombro. «Eres un gran bromista, Francho», exclamó, «tienes ideas magníficas». Y con ruidosa franqueza estalló: «Somos buenos amigos, tú y yo; lo supe desde el primer momento. Nos ayudamos mutuamente. Es la nuestra una combinación perfecta. Todos los demás son solamente Grandes. Si hace falta, tienen una amante, pero sólo nosotros podemos y sabemos tomar a las mujeres y hacer de ellas lo que nos place. Por eso tenemos tanta suerte. También la suerte no es más que una mujer».

Manuel sabía ahora qué hacer. Satisfecho, visitó al rey y a María Luisa y con el documento en la mano les impuso de las maquinaciones del astuto clérigo. Carlos meneó la cabeza. «Realmente Lorenzana no debía hacer eso», opinó. «Si quería quejarse de ti, Manuel, debía dirigirse al rey y no al Papa. ¡A mis espaldas! Tienes razón. Es inadmisible; se trata de alta traición. No debió llegar tan lejos». En los ojos de doña María Luisa, en cambio, hubo un siniestro resplandor, y Manuel vió que la hacía feliz esa ocasión de poder cobrarle al Gran Inquisidor el libelo infame.

«Pensé en una solución», dijo Manuel. «Enviaremos a Lorenzana y a sus dos acólitos a Roma, al Padre Santo, que en su apremio necesitará mucho del consejo y del consuelo de ellos». El rey no entendió en seguida, en cambio María Luisa sonrió. «Excelente solución», dijo ella y volviéndose a Manuel: «¿Es tuya la idea, Manuel, o de tu señor Bermúdez?». «Juro por la Virgen», replicó molesto el ministro, «que no *viene* de don Miguel».

Se comunicó a Lorenzana y a los dos obispos que por encargo del rey debían ir a Roma. Como Bonaparte pensaba convertir el Estado del Vaticano en una República, debían ofrecer al Papa refugio en la isla de Mallorca y acompañar al Pontífice en los años próximos para consolarle.

> *Cuando el cardenal Gran Inquisidor Lorenzana se despidió de Sus Majestades, cuando iba a partir para su exilio romano, con suma amabilidad le dijo la reina: «Lleve usted al Padre Santo mis más respetuosos saludos. Y durante su viaje hacia Roma, medite si un hombre como usted, que calumnió vergonzosamente a la esposa del rey, no tiene su parte de culpa en el hecho de que en toda Europa sople hoy el salvaje espíritu de la rebelión. Vaya con Dios, dignísimo señor, y que los vientos le favorezcan».*

13

LA RELACIÓN CON CAYETANA le había dado a Goya al comienzo una sensación de contento, de constancia y plenitud, como nunca sintiera antes. Luego, cada vez más a menudo, en esa plenitud fué penetrando el desasosiego. Aunque estaba convencido de que ella lo amaba, la volubilidad de la mujer no le daba paz. Nunca podía prever cómo reaccionaría ante un acontecimiento, una persona, un cuadro. A veces le interesaba lo que era para él despreciable; a veces permanecía amablemente desinteresada por seres y hechos que a él lo conmovían.

Se refugió en el trabajo. Tenía muchos encargos, la labor le salía fácil de las manos, los clientes estaban contentos, el dinero llegaba en abundancia. Estaba pintando a la Condesa de Montijo y sus cuatro hijas. El cuadro era duro, como nacido tres lustros antes. Agustín no pudo dejar de decir: «Cuando pintas al pueblo, grupos de majas y majos, compones con naturalidad. Con familias aristocráticas, tu labor es de plomo». Francisco empujó irritado el labio inferior hacia adelante. Luego se rió. «Por fin…, ya reaparece un poco mi viejo Agustín», exclamó y con dos gruesas pinceladas cruzó la tela tornándola inservible. Y comenzó de nuevo.

La duquesa de Osuna pidió a Goya dos cuadros de tema fantástico para su casa de campo, la Alameda. Estaba sobrecargado de trabajo, pero la de Osuna era una antigua amiga, le había dado encargos y recomendaciones, cuando no era nadie; aceptó. Con leve y desagradable sorpresa, Cayetana dijo: «Es usted un amigo fiel, don Francisco». Lo que Goya pintó para la Osuna fueron escenas de magia y hechicería. En una cocina de brujas, se estaba trasformando un adepto en animal; la cabeza de perro y la cola estaban ya listas. Había brujas que volaban y bailaban con el tronco desnudo y tocadas con gorros puntiagudos, mientras alrededor giraba el hampa velada. En otro cuadro se veía al diablo en forma de erguido y gigantesco macho cabrío, con enormes cuernos, rodeado y honrado por brujas. Todo ligero, licencioso, fantástico y excitante.

Agustín miraba los cuadros. «Pintura de virtuoso», juzgó. «¿Y qué?», preguntó Goya. «Antes», contestó Agustín buscando prudentemente las palabras, «cuando encontrabas algo distinto, te aburrías pronto y volvías a buscar algo nuevo para cada nueva ocurrencia. Esto», y señaló desdeñoso las figuras de las brujas, «es idéntico a tus cuadros sobre la Inquisición, pero sin contenido, vacío». «Gracias», contestó Goya.

La de Alba contempló los cuadros. «Bonitos», dijo. «No se los envidio a la de Osuna». Goya se irritó. «¿Los encuentras mal?», preguntó él. Ella contestó preguntando: «¿Crees en brujas?». «Me lo preguntaste ya una vez», contestó él agriado. Y ella continuó: «Entonces me dijiste que sí. Por eso encuentro estos cuadros… bonitos». Sus palabras lo alegraban y deprimían. A veces, a menudo, ella entendía lo que él pintaba mejor que nadie; luego se volvía indiferente ante un cuadro que él creía que podía conmoverla. Decía que sí en seguida, sin reservas; si algo la dejaba fría, era para siempre. A veces, contra su costumbre, él trataba de explicarle por qué razón había hecho algo así y no diversamente, pero ella no escuchaba, se aburría y él renunciaba a dar más explicaciones.

Dejó también de pintarla. Sus retratos de la duquesa de Alba eran admirados por ella y por todos. No por él. Pensaba que daban una verdad incompleta, ninguna verdad. Ella insistía para que la pintara como maja, sin disfraz. Pero así él no la veía y no la pintó. Era una maja en cuanto exhibía despreocupadamente su relación con él. Ella se mostraba a su lado en el teatro, en las corridas, en el paseo del Prado. Al principio estaba orgulloso de ello, poco a poco le dolió que su pasión fuera un espectáculo para todo el mundo; temió también molestias. Cuando él le insinuaba algo de eso, Cayetana abría tamaños ojos. Era la de Alba; no la alcanzaba la maledicencia.

Estaba invitado a todas las reuniones en el palacio del duque y en el de la anciana marquesa de Villafranca. Ni con el más leve gesto revelaban ellos, el duque y su madre, si sabían algo de su relación con Cayetana. Francisco no intimaba con el duque, lo despreciaba compasivamente. Un día observó que el rostro del hombre se animaba con la música. Y entonces lo apreció; la mayoría de los Grandes no tenían más que su vanidad. Por la anciana marquesa Goya sentía respeto y simpatía. Ella entendía de hombres; «elle est chatoyante», había dicho de Cayetana, y él había tenido ocasión de saber ahora cuánta razón tenía al decirlo. Hubiera hablado con placer acerca de Cayetana con ella; pero, a pesar de su natural amabilidad, la anciana era una dama, una gran dama, y no se atrevió.

Entre todos los que rodeaban constantemente a Cayetana, le turbaba sobre todo el doctor Joaquín Peral. Le causaba desazón el hermoso coche del médico; le causaba desazón la seguridad profesional con que

aquél hablaba de todo, de la música del duque y de los cuadros de Goya. Mas sobre todo le causaba desazón el que, a pesar de su perspicacia en estos asuntos, no podía adivinar cuáles fuesen las relaciones de Cayetana con su médico. De la cara gentil e impasible del doctor se podía deducir aún menos que de la irónica intimidad de Cayetana. Paulatinamente, la mera presencia de Peral se convirtió en un escándalo para Goya. Siempre que encontraba a don Joaquín, se imponía enérgicamente conservar la calma, pero en seguida soltaba alguna expresión insulsa o torpe que los demás escuchaban sorprendidos y Peral con una amable sonrisa tranquilizadora.

Como el doctor no pudo encontrar un lugar para sus cuadros reunidos en el extranjero, la duquesa le cedió finalmente dos salas en su gigantesco palacio de Liria y además invitó a los amigos de ambos a visitar la colección. Había una mezcla de obras muy diversas; maestros flamencos y alemanes, antiguos italianos poco conocidos, un Greco, un Mengs, un David, y también los de Goya que Cayetana había regalado a su médico. Pero a pesar de la variedad, se percibía una unidad, el gusto evidente, aunque arbitrario, de un conocedor.

«Lo que no pude adquirir», se quejaba Peral en presencia de Cayetana y otra gente, «es un Rafael. Nuestra posteridad juzgará: tal vez que sobreestimamos a Rafael, pero yo no puedo impedirlo; daría sin remordimiento cualquiera de estos cuadros por uno de Rafael. Esto le parece bien, don Francisco», dijo volviéndose gentilmente hacia él, «y seguramente tiene usted razón. Díganos sus razones, sin embargo». «Sería tan inoportuno, don Joaquín, explicarle esas razones», contestó groseramente Francisco, «y tendría tan poca utilidad como si usted quisiera explicarme sus opiniones de médico». El doctor Peral, sin cambiar su amable gesto, entabló conversación con otros.

También Cayetana siguió sonriendo, pero decidió no dejar impune la tunantada de Francisco. Cuando comenzó el baile de costumbre, hizo tocar un minué, entonces de moda, e invitó a Goya como compañero. Goya, un poco gordinflón, sabía que no podía conducirse en esa delicada danza con el ajustado traje de sala, y no quería hacer el pelele. Gruñó. Pero ella le dirigió una mirada y Goya bailó. Bailó amargado. Y se fué a su casa furioso.

A mediados de julio, la Corte solía ir a la montañosa granja de San Ildefonso, para pasar allí los meses cálidos; Cayetana, como primera dama de la reina, debía acudir, y Francisco sintió terror ante un largo y solitario verano en Madrid. Pero un día le dijo: «Este año está don José muy débil para pasar el verano con la Corte. Obtuve licencia; quiero acompañar a don José en nuestra casa de campo de Piedrahita. Le pedimos, don Francisco, que venga con nosotros. Retratará a don José y a doña María Antonia; quizás se decida a retratarme a mí. Tenemos tiempo allá; podrá tener todas las sesiones que quiera de nosotros». Francisco resplandeció feliz. Cayetana hacía un sacrificio por él, lo sabía; a pesar de su antipatía por la reina, ella prefería la vida de la Corte a los largos meses de verano en el aburrimiento del campo.

Al día siguiente, después de la audiencia de la mañana, María Luisa retuvo a la duquesa de Alba. Le deseó cordialmente que la estancia en Piedrahita mejorase la salud de don José. Y se felicitaba de que doña Cayetana se hubiera decidido a acompañar al esposo. «De esta manera», concluyó diciendo amablemente, «la Corte y la ciudad tendrán menos ocasiones para difundir rumores acerca de una de las primeras damas del reino». Osada, pero suavemente, la de Alba replicó: «Tiene razón, Majestad, en esta Corte es difícil ponerse a salvo de los rumores. Me asombra constantemente con quién se me relaciona. Ya se trata del conde de Teba, ya de don Agustín Lancaster, o del conde de Fuentes o del duque de Trastamara; y podría citar una docena más». Todos estos nombres correspondían a supuestos amantes de la reina.

Doña María Luisa, siempre amable, contestó: «Usted y yo, doña Cayetana, tenemos a veces el capricho de hacer a un lado la etiqueta y jugar a las majas. Usted puede permitírselo porque no es fea y es joven; yo, porque soy reina por la gracia de Dios. Pero para mí es más difícil porque mi juventud se ha ido y no les gusto a muchos hombres. Debo compensar esta falta con inteligencia y arte. Usted sabe que tuve que hacer reemplazar algunos de mis dientes, para asir y retener —hizo una pausa y sonrió—, cuando quiero retener algo». También la de Alba sonrió. Pero, rígidamente, como las majas disfrazadas del tapiz. Lo que estaba diciendo la italiana parecía amenazante. «En Piedrahita», dijo la de Alba, «tendremos poca sociedad. Invitamos al pintor Goya. Nunca termina mis retratos». «Veo», contestó María Luisa, «que usted ama el arte y brinda oportunidad a su pintor para que la estudie». Y ligeramente agregó: «Por eso mismo, señora duquesa de Alba, cuide que no haya más chismes acerca de usted».

«¿Es una orden o una advertencia de la reina?», preguntó indiferente Cayetana, pero mirándola en los ojos. Y la otra, amablemente, contestó: «Tómelo por ahora como consejo de una amiga maternal».

Cayetana se estremeció ligeramente. Pero pensó en las semanas que la esperaban con Francisco y sacudió de sí las finas y agudas palabras de su reina, como gotas de agua.

14

TRASLADADA LA CORTE a la residencia veraniega de San Ildefonso, también doña Josefa Tudó encontró insoportable la estancia en Madrid con el calor. Manuel no tuvo empacho en invitarla a San Ildefonso. Vivía en el pueblo, en la posada de los Embajadores, y pasaba las semanas en dulce aburrimiento con Conchita. Jugaba con ésta a las cartas o aprendía francés o rasgueaba su guitarra. Manuel logró que en determinadas horas entrara en el jardín del palacio. Y ella pasó así largas tardes delante de las famosas fuentes, la de la Fama o de Diana o de los Vientos, escuchando las charlas del agua en sus juegos; tarareaba algún romance y pensaba indolente, melancólica y bonachona en su joven esposo perdido en el océano, o en su pintor.

Con don Manuel hacía excursiones a los bosques de la montaña, alrededor del palacio; los caminos se cuidaban para la caza real. Iban a caballo al valle de Lozoya y al pinar de Balsaín; Pepa había aprendido equitación en Madrid. A veces Manuel hablaba de Goya, de su veraneo con los de Alba, y bromeaba obscenamente acerca del toro Francisco y la pequeña y graciosa duquesa. Pepa escuchaba, impasible, pero atenta, y no contestaba. Demasiado a menudo hablaba Manuel de Piedrahita. Era una satisfacción para él que el engreído duque, que se negara al tuteo, sirviera ahora de mofa general íntimamente ligado a Francisco. Le gustaba además que el pintor, complicado en tan honda pasión, dejara en paz a Pepa. No comprendía cómo un hombre, que tuvo la gloria de un amor con Pepa, se desviviera por Cayetana. Esa muñeca difícil, artificiosa, afectada, le indisponía. Una vez —pero esto no se lo contó a Pepa—, al preguntar en broma durante la audiencia de la reina: «¿Qué hace hoy nuestro amigo Francisco?», Cayetana impasible no recoció la indirecta, como aquella vez no recogiera el duque su tuteo.

Un día, durante una cabalgada hasta las ruinas del antiguo castillo de caza de Balsaín, se rió porque Francho, siempre en Piedrahita, no se hartase de la de Alba. Nada contestó Pepa. Pero más tarde, volvió de sorpresa sobre esas palabras. Se habían detenido a descansar, recostados en el suelo; el caballerizo les preparó algo de comer. «Por cierto que Francisco debería pintarme a caballo», dijo de repente. Don Manuel estaba por ponerse en la boca un trocito de pastel de liebre; dejó caer la mano. Pepa no era una buena amazona, pero estaba maravillosa en su montura, había que admitirlo; se comprendía que quisiera retratarse en traje de amazona. Pero montar a caballo había sido hasta poco tiempo atrás privilegio de los Grandes. No estaba realmente prohibido retratarse a caballo a las personas que no pertenecieran a la alta nobleza, pero nunca o casi nunca eso había acontecido. ¿Y qué diría la reina, qué diría todo el mundo si el primer ministro hacía pintar a la viudita Tudó a caballo? «Don Francisco», insinuó él, «está de vacaciones con los Albas en Piedrahita». Pepa, apenas sorprendida, contestó: «Si usted lo quiere, don Manuel, don Francisco accedería a pasar su veraneo en San Ildefonso». «Vous avez toujours des idées suprenantes, ma chérie», replicó don Manuel. Y ella en su duro francés preguntó: «Alors, viendra-t-il?». «Naturellement», respondió Manuel, «comme vous le désirez». «Muchas gracias», dijo Pepa.

Cuanto más pensaba Manuel en el deseo de Pepa, tanto más se divertía con la idea de quitar el pintor a la orgullosa familia. Pero sabía que Francho era capaz de rechazar con un pretexto su invitación; si quería realmente tenerlo allí, debía proceder en forma muy hábil. Pidió a María Luisa que aprovechara el ocio de San Ildefonso para un nuevo retrato para él y de la mano de Goya; él también encargaría un retrato suyo para ella. Perturbar la dicha pastoral de la osada Alba fué una idea que sedujo a doña María Luisa. Le parecía bien, declaró. Manuel podía comunicar a Goya que debía venir, porque tendría seguramente tiempo para unas sesiones.

Para dar mayor importancia al mensaje, el Príncipe de la Paz envió a Piedrahita un correo especial. Francisco estaba pasando semanas tranquilas y gozosas. La digna presencia del duque les imponía a él y a Cayetana mucha reserva. Pero don José y la anciana marquesa veían evidentemente en Cayetana a una criatura vivaz, mimada, cuyos caprichos aceptaban con tolerancia, aunque estuviesen fuera de lugar, y los dejaban solos a los dos cuanto tiempo querían. Dos o tres veces por semana el duque hacía música. La marquesa escuchaba atenta y admirada, pero lógicamente por amor a su hijo. Francisco y Cayetana, en cambio, gustaban solamente de las canciones y danzas populares, de tonadillas y seguidillas, y las melodías del duque eran para ellos demasiado selectas. Sólo las entendía el doctor Peral.

Don José pidió a Goya que lo retratara, y éste lo hizo, no sin inhibiciones al comienzo, luego con interés creciente y, al fin, con empeño. Surgió así la figura de un señor muy distinguido, melancólico, con grandes y bellos ojos pensativos, en quien se explica fácilmente la pasión por el clavicordio y sus notas. Goya retrató también a la marquesa y, al hacerlo, la comprendió más profundamente alegre, gentil, pero con una leve

tristeza en el bello rostro no envejecido aún. Ciertamente entendía y perdonaba la forma de vivir de su nuera, pero la viuda del décimo marqués de Villafranca cuidaba de la dignidad y Goya creyó a veces percibir en sus palabras una casi imperceptible cuita de que la pasión de Cayetana fuese más honda y peligrosa de lo conveniente; sus palabras sonaban para el pintor como una advertencia y el retrato no salía de sus manos con la rapidez que deseaba. Finalmente lo acabó, y Goya vió que la cara abierta, delicada y viva, las cintas azules y la rosa que él diera a la anciana, formaban un cuadro feliz. Pero ella sonriendo le dijo: «Me pintó usted una pobre vejez en la cara, don Francisco. No sabía que se me notara tan claramente». Luego, más vivazmente agregó: «Pero el cuadro es admirable, y si usted tiene tiempo todavía para mujeres de mi edad, tendría que retratarme otra vez».

Cayetana estaba siempre infantilmente alegre. Se había destinado a Goya el casino o palacete, donde vivía solo. Allí lo veía diariamente Cayetana. Generalmente llegaba al anochecer, cuando refrescaba; la acompañaba doña Eufemia vestida dignamente de negro; a veces traía también a la negrita María Luz y al paje Julio, y casi siempre a dos o tres de sus gatos. Procedía naturalmente, como una niñita casi. Traía una guitarra y exigía que Francisco cantara seguidillas que oyeran juntos. A veces, la anciana dueña tenía que contar cuentos de brujería. Cayetana creía que Francho tenía cualidades de brujo y lo incitaba a tomar lecciones de una famosa hechicera. Doña Eufemia discutía esa aptitud, porque no tenía grandes orejas pegadas. La gente con lóbulos bien marcados debía abstenerse de los intentos de magia; alumnos de esta clase, eso había ocurrido, quedaban a mitad de la metamorfosis y perecían miserablemente. Una vez recibió Cayetana la visita de su fallecida doncella Brígida, quien le predijo que sus relaciones con el señor pintor de Corte durarían mucho tiempo y acabarían apenas después de muchos disgustos y de mucho amor y dolor.

Goya, a nuevas instancias de la de Alba, volvió a intentar retratarla. Pintaba lentamente, ella se impacientó. «No soy el apresurado Lucas», dijo él con rencor; llamaba así a Lucas Giordano, que pintó rápidamente muchas telas para Carlos II, mereciendo mucha estima y mucho… dinero. Mas, a pesar de sus esfuerzos, tampoco esta vez pudo acabar el cuadro. «Esto ocurre», declaró ella sólo a medias, en broma, «porque no quieres ver que entre las damas de Madrid soy la única verdaderamente maja».

El fracaso en retratar a Cayetana fué la única sombra para Goya en Piedrahita. Todo lo demás era luminoso y alborozado. Y en esta pacífica calma, irrumpió el correo de calzas rojas con la carta del Príncipe de la Paz que invitaba a Goya a San Ildefonso. Francisco se sintió orgulloso y consternado. Ciertamente, los reyes destinaban exclusivamente al descanso y a la paz su residencia entre las montañas de Segovia, en su palacio veraniego de San Ildefonso. Los asuntos de gobierno se trataban sin prisa, el ceremonial del momento era más simple; los soberanos recibían sólo a Grandes de primera clase y amigos de confianza; ser invitado al descanso en San Ildefonso era una distinción muy apreciable. Sin embargo, aun lisonjeado, Goya estaba molesto. Estas semanas en Piedrahita eran las más bellas de su vida y nada les perturbaba. ¿Qué diría Cayetana si quisiera marcharse?

Le mostró el mensaje. La de Alba no había hecho a su amiga el honor de hablar con él de aquella perversa amenaza. Tampoco ahora se lo hizo, se dominó. «Tiene que explicar su negativa muy gentilmente, con suma prudencia, Francho», dijo tranquilamente. «Seguramente la italiana cree haber imaginado una forma inteligente y distinguida para echarme a perder el verano. Se pondrá verde de rabia al recibir una negativa». Goya la miró casi enloquecido. No se le había ocurrido que la carta no había sido escrita tal vez para el artista, sino que María Luisa quería jugar una mala partida a su enemiga Cayetana. Sólo ahora entendía toda la verdad: detrás de la invitación estaba Pepa.

Entre tanto, Cayetana fué rompiendo lentamente, jugueteando, con sus agudos y redondos dedos de chiquilla, la carta de Manuel. Sin tener conciencia de los gestos de la de Alba, Goya vió exactamente que la forma de sus ademanes quedaba para siempre impresa en él. «Soy pintor de Corte», dijo vacilando, «y Manuel se refiere a la reina». «Por lo que veo, el mensaje no es de la soberana», contestó la de Alba. Y en voz baja, infantil pero dura, agregó: «¿Tiene usted que saltar cuando Manuel Godoy se lo ordena?».

Una furia incontenible invadió a Goya. ¿No sabía Cayetana que él no era todavía primer pintor del rey? ¿Que dependía del favor de doña María Luisa? Por otra parte, Cayetana estaba allí en esa aburrida casa de Piedrahita sólo por él, se ofendería amargamente si se marchaba. «Puedo posponer mi viaje», contestó mansamente, «por dos o tres días, quizás por cuatro o cinco». «Muy gentil por su parte, don Francisco», repuso con la cruel amabilidad que sólo ella podía infundir a las palabras. «Por favor, dígale usted al mayordomo para cuándo quiere el coche».

Mas ahora le volvió vivo el recuerdo de aquella noche en que él tuvo que aguardar, por ella, la noticia de la grave enfermedad de su hijita Elena. «Comprenda usted», estalló, «no soy ningún Grande. Soy pintor, un vulgar pintor, que depende de los encargos de doña María Luisa. Y también», agregó mirándola a los ojos sombríamente, «de los de don Manuel». Ella no contestó; pero más de lo que hubiesen podido lograr las

palabras, enfureció a Goya el ligero desprecio infinitamente arrogante de la cara de Cayetana. «Nada te interesan mis triunfos», gritó. «Nada te importa de mi arte. Sólo cuidas tu placer». Ella se fué, sin prisa, con su menudo paso firme, pero casi aleteante.

Goya se despidió de la marquesa, de don José.

> *Y tratando de ser dueño de sí, trató de ver a Cayetana. Mas la dueña le dijo secamente que Su Excelencia estaba ocupada. «¿Cuándo podré verla?», preguntó don Francisco. «Su Excelencia estará ocupada todo el día hoy y también mañana», contestó con gentil indiferencia doña Eufemia.*

15

EN EL SIGLO XVI, hubo dos grandes representantes del hombre español; uno, el caballero, el Grande; el otro, el pícaro, el de abajo, el granuja, que vegetaba en constante y subterránea lucha contra todos con la astucia, el engaño y la presencia de espíritu. El pueblo y sus poetas y literatos honraban y ensalzaban al héroe y al caballero, pero no glorificaban ni amaban menos al pícaro y a la pícara, el caos astuto, nunca desalentado, siempre divertido y activo de las clases bajas. Para el pueblo, el pícaro era una expresión tan genuina de España como el Grande; se completaban mutuamente, y el gran escritor supo mantener vivos a los pícaros Guzmán y Lazarillo, los tunantes y los pillastres, con su miseria, su materialismo jugoso e insensible a toda moral, con su fecunda y alegre manera de razonar, muy a ras de tierra, tan vivos como los representantes de la caballería: el Cid y don Quijote.

En el siglo XVIII, el pícaro y la pícara se habían transformado en majos y majas. El modo de ser y obrar de éstos, el majismo, pertenecían a la España de esta época como la realeza absoluta y la Inquisición. Había majos en todas las grandes ciudades. Pero el asiento capital del majismo seguía siendo Madrid, una parte determinada de Madrid: la majería. Los majos eran herreros, forjadores, tejedores, pequeños posaderos, carniceros, o vivían del contrabando, del comercio ambulante, del juego. Las majas podían tener una tienda de vinos o remendaban trajes y ropa blanca o vendían en la calle fruta, flores, alimentos de todas clases; no faltaban con sus baratijas en ninguna peregrinación, en ninguna feria. No tenían a menos sacarle dinero a hombres ricos.

Los adeptos del majismo conservaban tercamente el traje español heredado. El majo llevaba calzón apretado, zapatos con hebillas, corta casaca, ancha faja y enorme sombrero gacho; nunca le faltaba la capa, la navaja, un gran cigarro. La maja usaba zapatos bajos, justillo entallado y bordado, el mantón cruzado sobre el pecho; en las fiestas ostentaba mantilla de encaje y peinetón. Muy a menudo llevaba en la liga de la media izquierda un pequeño puñal.

Las autoridades no veían con buenos ojos la capa y el enorme sombrero de los majos que les cubría la cara. Los majos estaban apegados a la capa —porque podían ocultar debajo las manchas y la suciedad de su oficio y, a veces, otras cosas también que no querían enseñar— y al sombrero gacho que sombreaba cómodamente una cara que trataba de no ser reconocida. «Mis madrileños», decía Carlos III quejándose, «se deslizan por las calles, cubierta la cara como conjurados, no como pacíficos súbditos de un monarca civilizado». Finalmente, su primer ministro, el estadista Esquilache, que había traído consigo de Nápoles, prohibió la capa y ese sombrero. Pero los majos se sublevaron y el ministro extranjero fué echado del país. Un sucesor más inteligente ordenó que el verdugo empleara el indeseable sombrero al ejercer su ministerio; esto influyó para que muchos renunciaran a usarlo.

Majos y majas, así como tenían su traje, disponían del mismo modo de sus propias costumbres, de su filosofía y su idioma. El hombre respetaba la antigua tradición española y defendía fanáticamente la monarquía absoluta y el sacerdocio, pero odiaba leyes y ordenanzas nuevas y no las observaba. Consideraba un privilegio de su clase el contrabando y era punto de honor para él fumar solamente tabaco de alijo. Tenía su dignidad, sabía callar; al hablar, empleaba palabras ricas en imágenes, palabras altisonantes, y su vocabulario, su pintoresca ufanía, eran una fuente de la literatura famosa en el exterior. El majo era orgulloso. Nadie podía hacerle a un lado o mirarlo apenas de soslayo. Vivía en perfecta y eterna guerra con los varoncitos de la clase media, los petimetres. Era una dicha de majos y majas averiar el fino traje de un burguesito y deshacer el cuidadoso peinado de una niña rica. La policía evitaba a los majos. Otros también los evitaban, porque eran arrufianados, decían palabras gruesas y recurrían a menudo a los puños y al cuchillo. El majo era el mejor de la monarquía y la Iglesia en la lucha contra los iluminados y racionalistas, contra lo francés, contra la revolución y lo que tuviese que ver con ella. Le gustaban los magníficos palacios del rey, los pintorescos cortejos de los Grandes, las suntuosas procesiones de la Iglesia; amaba los toros, las banderas, los caballos y las espadas, y su exagerado orgullo nacional desconfiaba de los intelectuales y odiaba a los liberales y a los afrancesados que querían eliminar todo aquello. En vano prometían escritores y estadistas liberales mejores casas, más pan y más carne. El majo renunciaba a todo eso, si le dejaban los grandes juegos, las grandes fiestas.

Porque los majos y las majas eran el pintoresco y fanático público de esas grandes fiestas. Se apiñaban en las plateas de los teatros, formaban los grupos de fuerzas de chorizos y polacos; se alborotaron cuando se prohibieron los autos sacramentales. Los majos eran partidarios entusiastas de los autos de fe y de las

corridas de toros: se indignaban si un torero, un toro o un hereje no sabían morir. Cuidaban de la valentía.

En cosas de amor, el majo era ardiente, magnánimo y generoso. Daba a sus amigas curiosos regalos, las golpeaba por naderías, y exigía la devolución de los regalos, cuando las dejaban. La maja no tenía escrúpulos en desvalijar hasta el último real a un petimetre enamorado; la maja casada se permitía fácilmente un cortejante rico o aun dos. Los españoles alababan en las majas las cualidades que más apreciaban en la mujer: inaccesiblemente orgullosas en la calle, angelicales en la iglesia, diabólicas en la casa. Hasta los extranjeros reconocían unánimes que ninguna mujer sobre la tierra podía prometer y dar tanto como una verdadera maja. El embajador de Luis XVI, Jean-François de Bourgoing, encontró muchas palabras en su famoso libro sobre España para condenar la desvergüenza y el desenfreno de la maja, pero muchas más para ensalzar el goce que proporcionaba.

El majo se sentía el mejor representante del españolismo y en eso en nada cedía a los Grandes. Y así pensaba de él todo el país. Cualquier español verdadero debía tener su poco de majismo; majos y majas eran los personajes más queridos de los sainetes y las tonadillas, el calificativo preferido de literatos y artistas.

> *Y las damas y los señores de la Corte, desdeñando la prohibición que les vedaba el traje de los majos y las majas, se ponían con placer la pintoresca vestimenta, y en su lenguaje insertaban las gruesas palabras gratas al majismo. Muchos Grandes, muchos ricos burgueses jugaban alborozados a los majos, a las majas; y entre ellos había muchos que lo eran.*

16

EN SAN ILDEFONSO, Goya fué recibido con mucha cortesía. No le hospedaron en la posada, sino en el mismo palacio. Le habían preparado libros, confituras y vino; todo elegido visiblemente con conocimiento de sus gustos. Se le asignó como doméstico permanente un lacayo de calzas rojas. Su residencia constaba de tres habitaciones, una de ellas fácil de convertir en taller.

Manuel le hizo rogar que se encontrase alrededor de las seis de la tarde en el picadero. Un lugar un poco extraño para sesiones vespertinas. ¿Sería don Manuel o doña María Luisa quien deseaba retratarse a caballo? En el picadero encontró a Manuel y a Pepa; ésta lo saludó feliz. «Fué una maravillosa ocurrencia de don Manuel la de invitarle», le dijo. «Hemos tenido semanas magníficas en esta hermosa región montañosa. Espero que usted también, don Francisco, se haya divertido». Manuel estaba allí, en traje de montar, erguido, complacido, como un amo.

Cayetana tenía razón, pues. Le habían jugado una tonta y mala pasada. Lo que ellos le habían causado con eso, arruinándole la mayor felicidad de su vida. Probablemente no lo comprendían, pero tal vez por eso justamente lo hicieron. Era ridículo y ruin, que un capricho de Pepa, de esta bribona, de esta emérita ramera, le hiciera trizas su maravilloso verano.

«Pienso, Francho», dijo el Príncipe de la Paz, «tenerlo muy ocupado. Ante todo quisiera que retratara a la señora Tudó. A caballo. ¿No le sienta magníficamente el traje de amazona?». Y se inclinó ante Pepa. El caballerizo corrió en busca del caballo.

Goya hubiera pegado a Pepa de corazón una tremenda bofetada, como un buen majo. Pero ya no lo era; había sido echado a perder por el triunfo y la vida de palacio. Se dijo a sí mismo que no podía arruinarlo todo con su ira, puesto que había venido. Pero eso de retratar a caballo a esa jamona no entraba naturalmente en sus cálculos. «El águila en el azul, la cerda en la inmundicia», pensó. ¡Qué desmesurada insolencia la de esta relamida criatura por montar en un caballo y hacerse retratar! ¡Como una Grande! ¡Y por él! «Desgraciadamente, esa tarea supera mis fuerzas, don Manuel», contestó gentilmente. «No sé pintar la belleza. Si tuviese que pintar a la señora Tudó a caballo, temo que mi obra resultaría inferior a la realidad como usted la ve».

La blanca y tranquila cara de Pepa se torció un poquito. «Debí pensar que me echarías a perder mi alegría, Francho», dijo ella. «Todas mis alegrías las quieres echar a perder». La ancha y baja frente se cubrió de arrugas. «Por favor, don Manuel, dé el encargo a Maella o a Carnicero». Manuel entendió que el cometido le parecía demasiado peligroso al pintor. En el fondo se alegraba de salir así de ese paso. «Deje usted, señora, que lo pensemos mejor», dijo para tranquilizarla. «Si Goya no se atreve, ¿qué podríamos esperar de Carnicero o de Maella?».

El Pico de Peñalara dominaba el paisaje; soplaba un airecillo agradable, pero en el aire fresco y grato pesaba el desconcierto, el mal humor. «¿Puedo retirarme?», dijo Francisco. «Está usted loco, Francho», contestó Manuel. «Tengo la tarde libre, Pepa será razonable y usted se queda a comer con nosotros».

Durante la cena, Pepa estuvo indolente, callada, pero hermosa. Goya hubiera querido recobrarla; hubiera sido una buena venganza contra la de Alba, Manuel y la misma Pepa. Pero no quería mostrarle cuánto ella seguía atrayéndolo. Y no pasó de los monosílabos. En cambio, Manuel estuvo morbosamente alegre. «Ya sé», se le ocurrió, «cómo tendrá que pintar a Pepa: con la guitarra». Francisco no lo encontró mal. El águila en el azul, la cerda en la inmundicia; Pepa, cara de tonta, con la guitarra.

Se abocó al trabajo con placer. Pepa era una modelo obediente. Estaba sentada con abandono, incitante, y le miraba a la cara con sus ojos desvergonzados. Goya la deseaba. Sabía que ella lo despreciaría primero, sólo para ser más condescendiente después. Pero estaba colmado de Cayetana. «Ahora justamente no», se dijo. Pero pintó en el retrato todo su deseo. Trabajó rápidamente; si se lo proponía, podía competir con el apresurado Lucas. En tres sesiones, «La dama con la guitarra» estuvo terminada. «Lo hiciste muy bien, Francho», dijo Pepa satisfecha. Manuel estaba encantado.

Doña María Luisa ordenó que Goya fuera a verla. Había participado, pues, realmente en la intriga. El pintor acudió con el corazón amargado. Ella lo saludó amigablemente y él recobró la calma y la razón. No tenía motivos para guardar rencor a la reina, que no había querido arruinarle el verano y el gozo a él, sino sólo a la enemiga, a la de Alba, y esto se justificaba, después que Cayetana la desafiaba tantas veces. Francisco sentía íntimamente alguna satisfacción porque la reina y la duquesa disputaran por él. Tendría que escribirle de eso a su Martín, a Zaragoza.

María Luisa se regocijaba realmente de tener allí a Goya. Apreciaba su buen criterio, hábil, independiente y modesto también, y entendía su arte. La divertía que no estuviera en Piedrahita. No envidiaba a la de Alba el varón regordete un poco avejentado; quería mozos jóvenes, robustos, no demasiado inteligentes, que supieran llevar con elegancia el uniforme. Mas la dama había estado demasiado insolente, le hacía falta un buen castigo de cuando en cuando. Por eso Francisco pintaba ahora a María Luisa de Borbón y Parma, no a Cayetana de Alba. El recuerdo de ésta sugirió a la reina una buena idea. Le propuso a Goya que la pintara de maja.

Eso sorprendió desagradablemente a Goya. Primero hubiera debido retratar a Pepa de amazona, ahora a la reina de maja… Admitió para sí que ella tenía muchas cosas de maja por la manera con que pasaba por encima del ceremonial y desdeñaba la maledicencia, pero sobre todo por su indomable sed de vivir. Mas el traje de maja estaba permitido a las Grandes apenas para bailes de disfraz; sería por lo menos muy extraño que la reina se retratara así. Y ciertamente tendría nuevas complicaciones con Cayetana.

Con prudencia, trató de disuadirla. Ella insistió, haciendo una sola concesión: su traje no sería de color, sino negro. En lo demás, como siempre, fué un buen modelo, pues le ayudaba más de lo que le estorbaba. Y le repitió a menudo: «Hágame como soy. No me idealice. Quiero ser como soy».

Pero la labor no progresaba a satisfacción. No sólo ella exigía mucho al pintor y a sí misma, sino que estaba nerviosa, irritada por los celos contra Manuel que continuaba sus amoríos con otra mujer. A menudo faltaba a las sesiones.

Cuando no trabajaba, Goya vagabundeaba por el castillo y el parque, aburrido y enojado. Se plantaba delante de los frescos de Maella y Bayeu, adelantando el labio inferior, irónico, criticándolos. Se detenía delante de las mitológicas fuentes y observaba subir y caer y jugar el agua, y a través de ella, por encima de las fuentes, veía el colosal palacio blanco y resplandeciente, ese Versalles español, edificado tan alto con infinitos esfuerzos, el castillo en el aire. Mejor que nadie podía sentir el deliberado contraste entre el artificio francés de la fábrica y los jardines y lo salvaje de la naturaleza hispana. Y mejor que nadie comprendía también a Felipe V, que hizo edificar el palacio con enorme gasto de tiempo, dinero y trabajo, y que, cansado de su capricho, cuando funcionaron por vez primera los juegos de agua, exclamó: «Pagué por estas fuentes cinco millones; me divirtieron cinco minutos».

Goya no podía soportar la compañía de las damas y los caballeros de la Corte; la de Manuel y Pepa lo envenenaba. Mas cuando estaba solo entre tanta magnificencia endurecida, clara, calculada, desagradablemente francesa, aunque no quisiera, pensaba en Cayetana. Contra toda lógica, suponía que la de Alba le escribiría, lo llamaría. No podía pensar que todo había terminado entre ellos; estaban atados uno al otro. Anhelaba estar lejos de San Ildefonso; le parecía que tendría más paz en su taller de Madrid. Pero el trabajo en el retrato se dilataba largamente. María Luisa, tan nerviosa como él, faltaba cada vez más a las sesiones convenidas. De repente, ocurrió algo que aplazó el fin de la obra por muchas semanas.

Había muerto en Parma un primito de la reina, y como a ella le importaba hacer resaltar la dignidad y elevación de la familia granducal de la que descendía, se ordenó un duelo de la Corte superior a lo fijado por el ceremonial; con eso las sesiones fueron interrumpidas de nuevo. Goya pidió permiso para volver a Madrid; el retrato estaba casi terminado y él podría completarlo en su estudio. Recibió una dura respuesta: Su Majestad deseaba que terminara allí su obra. Dentro de diez días, era posible que se le concediera una sesión más. Y le recomendaba la reina que de Madrid se hiciera enviar vestimenta negra de luto.

En Madrid olvidaron mandarle medias negras; Goya se presentó finalmente a una sesión con medias grises. El marqués de la Vega Inclán le hizo comprender que no podía presentarse ante la reina así. Amargado, Goya volvió a sus habitaciones, se puso medias blancas, pintó en la media derecha un hombre sospechosamente parecido al mayordomo real; en la izquierda otro parecido al marqués. Osado y furioso esta vez no se dejó detener y llegó a presencia de la soberana, a quien acompañaba el rey. Éste no comprendió y preguntó imprudentemente: «¿Qué son esos hombrecitos feos en las medias?». Goya, sombrío, contestó: «Luto, Majestad, luto». María Luisa estalló en una carcajada.

Trabajó una semana más, y el retrato quedó terminado. Se alejó unos pasos. «La reina Doña María Luisa como maja de negro», presentó Goya su reina a la reina de carne y hueso.

En la tela tenía ella un porte natural y al mismo tiempo simbólico, de maja y reina. Los ojos altos a los lados de la nariz de ave de rapiña eran astutos y codiciosos; los labios se apretaban sobre la dura barbilla, a causa de los dientes postizos de diamante. La cara arreglada rebosaba inteligencia, avidez, violencia. La mantilla, que caía de la peluca, se cruzaba sobre el pecho; atraía el escote juvenil muy pronunciado; atraían los brazos carnosos bien formados; la mano izquierda con muchos anillos caía suelta, la derecha sostenía sobre el pecho un minúsculo abanico cerrado, indicando seducción y espera.

Goya se había esforzado en no pintar demasiado ni demasiado poco. Su reina era fea, pero de una

fealdad viva, centelleante, casi atrayente. Le había colocado en el cabello un lazo rojo y azul, y la luz del lazo hacía relucir la negrura soberbia de los encajes. Los zapatos dorados salían brillantes de entre lo negro; el conjunto se matizaba por el pálido reflejo de la carne.

La soberana no encontró más los reparos que se proponía. Con lisonjeras palabras declaró su satisfacción y pidió al pintor que le hiciera él mismo dos copias, allí en San Ildefonso. Respetuoso, pero resuelto, se negó. Cuando empleaba tan serio esfuerzo en una obra, no podía copiarla. Pero le haría preparar esas copias por su colaborador don Agustín Esteve, cuya pericia y seguridad ella conocía. Finalmente, pudo partir para Madrid.

No le fué mejor en Madrid que en San Ildefonso. Se repitió cien veces que lo más cuerdo sería escribir a Cayetana o volver simplemente a Piedrahita. No se lo permitía su orgullo.

> *Maldijo porque era como era. ¿Y por qué tuvo que enamorarse locamente de Cayetana? Esta tonta pasión le había exigido sacrificio tras sacrificio. Todo en ella debía ser pagado muy caro. Y toda su furia se volvió contra la de Alba. Los demonios, los malos espíritus que se escondían en cada rincón para acecharle, para lanzarse sobre él, fueron una sola cosa con Cayetana.*

17

AL FINAL DEL VERANO, los de Alba regresaron a Madrid. Cayetana permaneció invisible; no envió ningún mensaje. Muchas veces encontró Goya un coche de la casa. Se impuso no mirar. Y miró. Dos veces llevaba al duque, una vez a un forastero, otra, a la anciana marquesa.

Le trajeron una carta que invitaba al pintor de la Corte Goya y Lucientes y a la señora Josefa a una velada musical del duque; se ejecutaría una ópera de José Haydn, «El mundo en la luna». Durante una hora Francisco estuvo resuelto a no ir, durante la siguiente a no faltar. Josefa encontró natural que aceptara.

Otra vez, como la primera noche en que comenzó la desgraciada historia de Goya, la de Alba no apareció en seguida. Antes, hubo que escuchar toda la ópera del señor Haydn. Sentado al lado de Josefa, se consumía de impaciencia, miedo y esperanza, atormentado por el recuerdo de las horas de Piedrahita, en que estuvo al lado de Cayetana, oyendo la música del duque. La ópera era ligera y graciosa. Representaba a un rico señor obseso por la astronomía, un tal Bonafede, padre de dos hermosas hijas, que engañado por un charlatán, Eclético, cree vivir en la luna; sus experiencias en ese astro lo inducen a casar a sus hijas con galanes que no hubiera tolerado nunca en la tierra. El texto italiano había sido traducido al castellano por el mismo duque, con la ayuda del abate, antes de que éste desapareciera; la escenificación era buena, la música no tan complicada como Goya temía; en otras circunstancias hubiera gozado de la brillante interpretación. En cambio, ahora, maldecía y gruñía para sus adentros. Finalmente la ópera concluyó; el mayordomo invitó a los huéspedes a pasar al salón principal.

Como entonces, doña Cayetana recibió a sus invitados a la antigua moda española, en su estrado. Esta vez el alto baldaquín sobre ella estaba adornado con una imagen de la Virgen, de madera pintada, obra de Juan Martínez Montañés. Con las manos juntas, la cabeza púdicamente inclinada, la Virgen sobre la hoz de la media luna tenía una leve orgullosa sonrisa hispánica; cuatro graciosas cabecitas de ángeles sostenían la luna. La mirada de la de Alba, debajo de la bella estatua, tenía algo de vicioso, algo de superchería. Esta vez estaba llena de afeites y polvos, llevaba un traje de corte versallesco antiguo, de la apretada cintura caía amplia la falda. Parecía deliberadamente artificiosa y casi grotescamente altiva. La cara blanca, con su sonrisa rígida, mientras los ojos de acero vivían violentos, parecía doblemente pecaminosa por la sacrílega imitación del rostro de la Virgen, que sonriente atisbaba la anunciación.

Francisco, estremecido de ira y fascinación, tenía el salvaje propósito de decirle algo que les atañera sólo a ellos, algo infinitamente amoroso o desmesuradamente impúdico. Mas ella no le dió ninguna oportunidad de hablarle a solas; mantuvo con él una gran cortesía que señalaba distancias. También en lo demás le agrió esta velada. Estaba allí, naturalmente, Carnicero, el colega ramplón. Había proyectado los escenarios de «El mundo en la luna»; a Goya le dolían todavía los ojos por esos mamarrachos dulzones como limonadas. El duque y la anciana marquesa lo irritaban precisamente por su amabilidad. Don José, aunque encontraba la labor de Carnicero muy bonita, lamentaba que no la hubiese esbozado Goya; pero Cayetana le había dicho que en los últimos tiempos no se le podía hallar. También la anciana marquesa se quejaba porque Goya no encontraba un momento para pasar por el palacio de los Villafranca y hacerle el segundo retrato. Francisco percibió en sus palabras una leve ironía; seguramente sospechaba lo ocurrido con Cayetana.

Completamente insoportable fué el doctor Peral. Estaba perorando con antipática preparación acerca de la música de Haydn. La cara generalmente reservada del duque resplandecía mientras el médico, con mucho entusiasmo y acopio de expresiones técnicas, explicaba con qué riqueza de ocurrencias y con qué brío Haydn cambiaba de instrumentación cada vez, cuando Bonafede miraba por el telescopio para anunciar sus observaciones sobre el mundo lunar, o con qué realismo su música reproducía las sensaciones del vuelo. Pero más que la charla ultraexperta del sabio fanfarrón roían a Francisco las palabras confidenciales, que no oía pero veía en labios de Cayetana y del médico, y la risa de ella por alguna agudeza de Peral, que sólo ellos podrían entender. La forma como el «barbero» hablaba con Cayetana se parecía irritantemente a la de un dueño.

Goya había esperado con avidez y dolor esta velada. Pero se sintió amargamente satisfecho, cuando se despidió y pudo eludir la atmósfera de la de Alba. Durante el regreso, Josefa declaró que la velada había sido muy feliz, don José realmente un gran músico y la ópera muy linda. Al día siguiente, Goya comenzó una pequeña tabla: Cayetana bajo la Virgen de la media luna. Era ya un maestro en el arte de tornar una cara anónima y conocida al mismo tiempo. La dama de blanca cara debajo del baldaquín tenía algo lascivo, irónicamente perverso, blasfemo. Goya pintó a escondidas, en ausencia de Agustín, y ocultó el cuadrito

delante de él. Pintó de prisa y con esmero. Un día se olvidó de esconder la tabla. Cuando volvió, encontró a Esteve delante. «Es admirable», le dijo éste, «es la verdad de las verdades». «Es ya demasiado que *tú* lo hayas visto», contestó Francisco y arrinconó la tabla para siempre.

Otra vez pasó una semana sin que Cayetana diese señales de vida. Goya comprendió que ni dentro de tres meses, ni dentro de un año, sabría nada de ella, y le dolió más que nunca haberse ido de Piedrahita y del lado de ella.

Un día se presentó en el estudio doña Eufemia y preguntó con la mayor naturalidad del mundo si don Francisco tendría tiempo y deseo de ir al teatro de la Cruz a la noche siguiente con doña Cayetana; daban «El burlador burlado» de Comella, y doña Cayetana tenía mucho interés en las seguidillas. Fueron al teatro, procedieron como si se hubiesen visto el día antes, nada se preguntaron y no hablaron una palabra de Piedrahita. Las semanas siguientes, se vieron a menudo, vivieron uno del otro, se amaron como antes de su disputa. Generalmente, cuando Cayetana quería visitarlo, se anunciaba antes; Goya cuidaba de encontrarse a solas. Una vez que acudió sin anunciarse, Agustín estaba copiando «La reina como maja de negro». Cayetana observó el retrato de la rival. Francho no había disimulado su fealdad, había que admitirlo, pero se había esforzado en hacer resaltar lo poco que tenía María Luisa, la carne de los brazos y del escote. La había hecho imponente. En la tela, parecía a la vez una maja y una gran dama, pero nada ridícula. Cayetana sintió ese leve escalofrío que la sobrecogiera cuando la reina la amonestó:

«¿Por qué la retrataste así?», preguntó con maldad, casi sin preocuparse de la presencia de Esteve. «Es un buen cuadro», contestó indignado y objetivo Francisco. «No te comprendo», dijo la de Alba. «Esta mujer arruinó nuestro verano, tu felicidad y la mía, en forma vulgar y grosera. Ambos aprendimos lo que es: una costurera italiana. Y la retratas como reina, española de pies a cabeza». «Si la retrato así, ella es así», replicó Francisco, calmado, pero con un orgullo en nada inferior al de la de Alba. Agustín sonrió satisfecho del amigo.

Desde entonces, Cayetana se dedicó a amargar a la reina más que antes. Supo que María Luisa había encargado en París un traje muy audaz. Ella obtuvo el modelo y al día siguiente a la recepción en la cual la reina estrenó el traje, aparecieron en el paseo del Prado dos coches de la casa de los Albas con doncellas de Cayetana, vestidas exactamente como el día antes la soberana. La duquesa se rió mucho; María Luisa se irritó, aunque no tanto como Cayetana se prometiera. La anciana marquesa no encontró decente la broma; peor la consideró Francisco.

> *Pero su desaprobación se desvaneció al verla, ante su halo y su modo de ser infantil de gran dama. Más fuerte que nunca sintió su dicha, pero también creció la amenaza que hondamente inseparable se mezclaba con esa dicha.*

18

POR ESA ÉPOCA, estalló en Madrid una epidemia, una enfermedad de la garganta que atacaba especialmente a los niños. Al comienzo, fué una especie de inflamación de las tonsilas. Las amígdalas de los pequeños se hinchaban y pronto no podían ya tragar. El pulso disminuía, el latido del corazón se debilitaba, de la nariz corría un líquido maloliente y de color feo. Los niños afectados sufrían una progresiva asfixia, parecían ahogarse. Muchos morían.

De los hijos de Goya, primero se enfermó Mariano, luego la pequeña Elena, la menor de todos. Francisco, aunque sólo molestara, no podía separarse de la cama de la pequeña. Con terror creciente, vió como aumentaba el peligro de la niña. Había comprendido desde el primer instante que la maldita carta que desafiara a los demonios, la carta con que comprara el primer amor de la de Alba, traía su venganza. El doctor Gallardo, médico de cabecera, ordenó bebidas calientes y compresas, luego, al subir la fiebre, baños fríos. Obedecía a Hipócrates. Obraba con seguridad y, evidentemente, andaba a tientas en la oscuridad.

Goya recurrió a recursos religiosos. Tiras de papel, dedicadas a la Virgen, con la invocación: «Salus infirmorum», fueron convertidas en pelotitas y dadas a beber a la enfermita en un vaso de agua. Fué mal presagio el que no las pudiera tragar. Goya consiguió prestado de un monasterio, por mucho dinero, una colcha que contenía trocitos del vestido de su protectora y con ella envolvieron a la pequeña. Recordó lo que se hizo cuando Josefa estaba embarazada de la niña; se habían traído a la casa imágenes de San Ramón Nonato y San Vicente Ferrer e implorado de esos Santos un parto breve y feliz. Después había habido una alegre procesión a San Isidro, en acción de gracias porque todo había ido bien. Y todo seguiría yendo bien, si él no hubiese sacrificado la criatura, con un sacrilegio, a las potencias tenebrosas.

Corrió al barrio de Atocha y se quejó ante la Virgen. Había traicionado a la hija por su lascivia. Se arrepintió y suplicó a la Virgen que aceptara su arrepentimiento y le ayudara. Se confesó con un cura desconocido, de aspecto rústico y tonto. Deseó que no entendiese lo que confesaba, pero el otro pareció comprender. Y fué clemente. Le impuso días de ayuno, muchos Padrenuestros, y le prohibió el adulterio. Goya juró que sus ojos no se ensuciarían más mirando a la bruja y ramera Cayetana.

Sabía que todo esto era una insensatez. Se impuso dominar sus bárbaros sentimientos con la razón. Cuando se hace callar la razón, lo asaltan a uno sueños horribles, con monstruos parecidos a los murciélagos y los gatos. Debía vencer su locura, dominarla, aislarla, impedir que estallara. Calló también, calló con Esteve, con Miguel, con Josefa. Pero escribió al amigo Martín Zapater. Le escribió cómo había imaginado el maldito y pecaminoso pretexto para su goce, y cómo los demonios tomaban ahora real su mentira; le escribió que tenía la culpa de la mortal enfermedad de su querida hijita y que sabía que todo eso no resistía al examen de la razón y no era verdad, y que sin embargo era su verdad. Puso tres cruces en la carta y pidió al amigo que sin cuidarse de lo que costara dedicara a la Virgen del Pilar muchos gruesos cirios para que Ella lo librara a él y a sus hijos de la enfermedad.

La de Alba supo de la enfermedad de la hija de Francisco. Nunca le había dicho él nada de aquel pretexto, pero adivinaba el trastorno de su corazón. Envió a la dueña y anunció su visita. No se sorprendió cuando él se rehusó a verla. Visitó a Josefa y le ofreció el envío de su médico, el doctor Peral. Goya no se dejó ver por el doctor. Josefa lo juzgó tranquilo, inteligente, experto. Goya se calló. Dos días después, Mariano estaba mucho mejor, los médicos lo declararon fuera de peligro. El tercer día, Elenita murió.

La desesperación de Goya, su indignación contra el destino, no tenían límite. Del lecho de muerte de la pequeña corrió a su estudio, maldijo de los Santos que no le habían ayudado, se maldijo a sí mismo, la maldijo a ella, la culpable de todo, la bruja, ramera y duquesa, que con su orgulloso capricho y por lascivia lo llevara a sacrificar a la hijita. De nuevo pensó ante el cadáver en los horribles accesos de sofocación de la niña, pensó que tuvo que verse reducido a la impotencia. Su cara maciza y leonina se convirtió en una máscara de supremo dolor; nadie sufrió nunca iguales angustias. Se refugió de nuevo en el estudio, y su dolor se transformó en furor y en sed de venganza, en avidez de echar en cara a la orgullosa muñeca, a la maldita, toda su rabia, todo su desprecio.

Esteve se mantuvo casi siempre a su lado. Pero muy apagado, hablando lo estrictamente necesario, andando en puntillas. Cuidó, sin preguntar y bajo su sola responsabilidad, de todos los negocios que justamente ahora se acumulaban. A Francisco le hacía bien la forma en que el amigo demostraba su afecto. Le agradeció que lo comprendiera y no le amargara con reproches tontos.

Con la sorpresa, casi desagrado, de Josefa, dispuso para Elenita un entierro de infanta. Luego se sentó en

la sala oscurecida. Llegó mucha gente para expresar sus condolencias. Al día siguiente Goya no pudo soportar más los gestos vacíos de forzado duelo de los visitantes y se refugió en el estudio. Allí se desplomó, luego se dió a andar apresuradamente de arriba abajo. Esbozó sueños en el papel, pero rompió los dibujos antes de terminarlos.

Apareció la de Alba.

La había esperado, temido, deseado. Era hermosa. Su cara era franca, la cara de una amante que acudía a consolar al amigo en su desgracia. Goya, experto en ver, lo percibió y se dijo: «Si ella lo mortificaba, él la mortificaría más». Pero su prudencia fué barrida por la furia salvaje y angustiosa de verla. Se sublevó en él todo lo que sintió contra ella desde que la viera por primera vez, su rabia por sus atrevidos y crueles caprichos, el enfado por su propia sumisión, el pánico terror ante el destino que se servía de esta mujer para atormentarlo.

Empujó hacia adelante el grueso labio inferior; su cara carnosa, aunque tratara de dominarse, tembló de odio indomable. Ella retrocedió involuntariamente. «¡Tú! ¡Te atreves a venir!», gritó Goya. «Me matas a una hija y ahora vienes a reírte de mí…». Ella siguió manteniéndose dueña de sí. «Recapacita, Francho», le rogó. «No te dejes enloquecer por tu dolor». Era lógico. Ella no comprendía su pena. Era estéril. Nada podía dar, nada nacía en ella, ni dolor, ni alegría, sino solamente placer. Era estéril, una bruja, nada más que el mal desparramado por el demonio en la tierra.

«Bien lo sabías», estalló airado y delirante. «Lo tenías calculado. Me infundiste la idea de invocar la enfermedad de Elenita. Tenía que sacrificarte o mi Elenita o mi carrera, mi arte. Era el precio para alcanzarte. Lo intentaste por segunda vez en Piedrahita y no querías dejarme ir a la Corte, para que perdiese mi nombre. Pero allí no caí en tus manos. Y ahora quisieras que yo hiciese una figura detestable de María Luisa. Todo quieres robármelo: mis hijos, mi carrera, mi pintura. Quieres quitármelo todo por la lascivia de tu maldito y estéril vientre», y empleó una palabra obscena.

La invadió una ira sin límites. De amante y consoladora, se convirtió en una Alba, última descendiente del mariscal pernicioso. Había sido un regalo, una gracia muy grande el que hubiera permitido a este hombre dirigirle apenas una palabra, respirar con ella el mismo aire. Y ahora el patán, en su arrepentimiento por una tonta excusa, no conocía mejor recurso que insultarla. En voz baja, amable pero cortante, le replicó: «Desde el principio, señor Goya de Fuendetodos, apenas sirvió usted como bufón. ¿Quiere ser un majo? Sigue siendo un campesino con cualquier traje. ¿Por qué cree usted que lo dejaron acercarse los otros, los Osuna, los Medinaceli? Querían divertirse con el palurdo y su estupidez. No hace falta ser una bruja para hacerle bailar a usted, pelele, muñeco». Hablaba en voz baja, pero aguda y escalofriante.

Goya la vió contraer las cejas por la furia y se alegró de haberla irritado tanto. Pero su satisfacción se convirtió en rabia, porque ella había dado en su llaga, se había reído por algo que le amargó muchas veces en su fuero interno. Pero no era verdad, no podía ser verdad. No por broma ni estúpida diversión fueron amantes suyas las Osuna y las Medinaceli y ella misma. Recuerda cuántas veces ella misma se desvaneció de placer en sus brazos. Le lanzará a la cara, a la cara maldita, hermosa, audaz y orgullosa, las palabras más groseras, vulgares y obscenas. Luego la tomará y la llevará hasta la puerta y la tirará por ella realmente.

Ella lo ve acercarse. Le pegará… Desea que le pegue. Así todo acabará. Tal vez ella lo mate luego. «¡Adelante, destripaterrones!», le grita desafiante. «¡Enorgullécete porque tus brazos son más fuertes que los míos! Muéstrate…».

Pero Goya no se lanza sobre ella. No le pega, no la agarra. Se detiene repentinamente. Ha sentido cómo se abren y se cierran sus labios, pero no ha oído las palabras. Ha caído sobre él la enfermedad otra vez, está sordo…

Se tiró en una silla. Desesperado, se cubrió la cara con las manos.

Ella comprendió. Sintió miedo. Corrió hasta él y lo acarició como a un niño. Y él no escuchó lo que ella decía; sólo vió moverse sus labios. Pero tuvo conciencia de que esas palabras eran suaves, dulces. Y cerró los ojos Se ablandó. Y lloró.

19

LA JORNADA DE DON MIGUEL era toda actividad política, pero ya no sentía la satisfacción de antes. Por la noche, ocupándose de arte, trataba de huir de su pena por Lucía y por el creciente desagrado de las humillaciones que traía consigo el servicio de don Manuel.

Leía y releía las páginas en que su gran maestro Niccoló Macchiavelli describe cómo vive en su pequeña posesión de San Casciano después de su caída. Se levanta con el sol, se dirige al bosque y da órdenes a sus leñadores. Se pasea una hora, descansa cerca de una fuente o de una pajarería; saca su libro, Dante, Petrarca, Tíbulo, Ovidio u otro parecido; lee sus historias amorosas, piensa en las suyas y se deleita un rato recordando. Luego llega hasta la posada del camino, pide noticias a los viajeros y averigua lo que piensan. Vuelve a su desnuda casa, para almorzar mezquinamente. Retorna a la posada y allí juega al ajedrez o a las cartas con el posadero, el carnicero, el molinero y dos ladrilleros; hay siempre una disputa por una suma insignificante que se oye hasta en el pueblo. Por la noche, Macchiavelli se quita su desteñido traje, se viste de fiesta y acude a sus libros, a los grandes antiguos. Se entretiene con ellos conversando amablemente. Pasa así en su cuarto cuatro horas sin preocupaciones, olvida lo cotidiano, tan amargo: no se preocupa de su pobreza, no teme a la muerte. Vive con los clásicos; pregunta y ellos contestan; preguntan y él responde; lee los libros de ellos y escribe los suyos.

Miguel Bermúdez trataba de imitarlo. Rodeado de sus cuadros, libros y manuscritos, trabajaba en su «Léxico de Artistas», y a veces lograba quedarse con su labor una y hasta dos horas sin ir a ver el retrato de Lucía. Por lo demás, Lucía le escribía a menudo, ingenuamente. Parecía que hubiese hecho el viaje a París realmente por encargo de él, y hablaba mucho de política. Estaba en relación con estadistas influyentes y todos se sorprendían y se molestaban porque España seguía dilatando la alianza.

También le informaba sobre los pintores parisienses, especialmente acerca de la evolución de Jacques-Louis David. Éste había estado dos veces en la prisión desde la caída de Robespierre, y se conducía dignamente. Había sabido adaptarse al nuevo régimen de revisión de la libertad e igualdad, sin renegar de sus ideales republicanos. Tenía otra vez asiento en la Convención, organizaba las colecciones artísticas de la República y era el más respetado e influyente de los pintores de Francia. Trabajaba en un gran cuadro: «Las Sabinas». Con líneas clásicas y clásica desnudez quería mostrar que las mujeres raptadas mediaban entre los adversarios, con la intención de inducir a la necesaria reconciliación a los enemigos. El señor David había esbozado el plan del cuadro ya en la cárcel, trabajaba en él desde hacía meses, lentamente, pero con inteligencia. Todo París, rezaba la carta de Lucía, se interesaba apasionadamente en la obra; cada quince días se daban boletines.

Más tarde, ella completó sus informes sobre maestros parisienses, enviándole grabados, y aun cuadros que decía haber adquirido baratos; una vez una tela de David. Miguel se quedaba perplejo delante de esas obras valiosas. Era una gran satisfacción tenerlas para un coleccionista codicioso como él. Pero pensaba que de él se esperaban servicios políticos, sobre todo un apresuramiento del tratado de alianza. Esa política correspondía a sus convicciones, pero le desagradaba que se pudiesen entender mal esas convicciones. Era evidente que, aun sin el compromiso escrito de don Manuel, la alianza debía concertarse. La tal alianza podía significar como consecuencia una peligrosa subordinación del reino a una República más fuerte; pero sin ayuda francesa, España no podía defender ya sus colonias contra la flota inglesa todopoderosa. El Príncipe de la Paz podría cumplir finalmente su promesa sin merecer censuras.

Pero Manuel seguía vacilando y buscaba nuevos pretextos para entretener a París. En presencia de la reina y de don Miguel afirmaba patrióticamente que temía encadenar a España. María Luisa sonreía abiertamente; Miguel, para sus adentros. Ambos sabían que sólo motivos muy personales determinaban la conducta del primer ministro. Don Manuel se había enamorado de la pequeña Genoveva, la hija del señor de Havré, embajador de los realistas.

Se había deslizado en esa situación sin entusiasmo, casi contra su voluntad. Una noche, durante una reunión oficial muy aburrida, sintió una fugaz inclinación por Genoveva; la infantil flacura de la muchacha, para él siempre desagradable, lo atrajo, con la idea de que ella pertenecía a la más rara nobleza francesa. Además, sin confesárselo, estaba un poco celoso de Goya, tenía la vaga sensación de que Pepa amaba todavía al pintor; quería demostrar a la Tudó que no podía estar muy segura de él, de su Manuel. Con un pretexto invitó a Genoveva y se lanzó al ataque sin rodeos. Ella huyó horrorizada y, pálida de miedo, contó al padre su brutal sorpresa. El señor de Havré se encontró abocado a un espinoso problema. La República

insistía en que España no debía seguir apoyando a los emigrados realistas franceses; corría el rumor ahora de que el Directorio pedía su expulsión. Era posible que ésta fuera una condición de la inminente alianza. Su real señor, Luis XVIII, todo un fugitivo, vagabundeaba por Alemania en condiciones lamentables, con la mísera ayuda financiera que su pobre embajador debía mendigar al ministro del rey católico. Tal vez era una suerte que el bestial Príncipe de la Paz se enamorara de su pobre hija. ¿No era un deber para con su patria echar en las fauces del Minotauro a su dulce Genoveva?

Por eso Genoveva de Havré se incorporó a la legión de amantes de don Manuel. Éste perdió muy pronto el entusiasmo por la pequeña, sobre todo porque Pepa pareció más divertida que molesta por la novedad. Pero la delgada mocita se mostró tenaz; detrás de ella estaba cortés y amenazante el padre y le desagradaba a Manuel pensar en un señor de Havré que corriera por Europa, quejándose sombríamente de que España explotaba los apremios de la monarquía francesa para deshonrar mujeres nobles de Francia. Le atraía naturalmente la oportunidad de librarse de una Genoveva llena de reproches y de su señor padre con el pacto de alianza y la expulsión de los realistas. Mas ¡qué cara pondrían sus iguales, los doce Grandes de primera clase, si el Príncipe de la Paz echara del país a su pequeña amiga! ¡Y cómo se reirían Pepa y María Luisa!

Pero el Directorio parisiense no estaba dispuesto a que los asuntos amorosos de Manuel Godoy interfiriesen en su política. Se llamó a París al embajador, general Pérignon, por haber sido demasiado blando, y se le reemplazó con el ciudadano Ferdinand-Pierre Guillemardet. Los informes de los agentes españoles en París acerca de la carrera de ese ciudadano causaron pena en la clara calma veraniega de la Corte en el palacio de San Ildefonso. Guillemardet, hombre joven todavía, había sido médico de aldea cerca de París; el departamento Saone-et-Loire lo envió a la Convención por su fanatismo. Durante el proceso contra Luis XVI, había declarado: «Como juez, voto por la pena de muerte. Como estadista, voto también por la pena de muerte. Voto, pues, dos veces por la última pena». Nombrado Comisario especial de tres departamentos norteños, decretó que los edificios públicos llamados «templos, iglesias o capillas» no serían empleados en lo sucesivo para fines supersticiosos, sino para el bienestar general. Y la República enviaba a San Ildefonso a tal hombre, asesino de reyes y ateo, para imponer la alianza y también la expulsión de los realistas.

El ciudadano Guillemardet llegó y se presentó en seguida al Consejo de Ministros de España. Parecía buen mozo, correcto, orgulloso, ceremonioso, silencioso. Así lo vieron por lo menos los ministros del rey. Por su parte, él informó a París que el gabinete español se componía de cuatro bobalicones dirigidos por un gallipavo.

Cuando el ciudadano Guillemardet pasó al servicio de la República, tuvo que prestar por ley el solemne juramento: «Juro sincera devoción a la República y odio eterno a los reyes». Mas difícilmente podría mostrar en forma abierta su odio contra el monarca en sus funciones de embajador; tuvo que pedir instrucciones al Directorio acerca de su conducta. Se le indicó que para poder insistir con mayor energía en sus exigencias políticas, debía adaptarse en todo momento al ceremonial de la Corte española. Por eso el nuevo ciudadano-embajador tuvo que someterse a muchas humillaciones.

Ante todo tuvo que entregar al rey católico sus credenciales en una solemne ceremonia y presentarse a toda la familia real. En la sala del trono se reunieron con los reyes los infantes y las infantas, y el matador de reyes tuvo que besar respetuosamente la mano no sólo al bobo Carlos y a la Mesalina española sino también a cada uno de los pequeños piojosos. El más joven, el pequeño Francisco de Paula, bastardo del gallipavo, corrió hacia él y lo saludó con alegría: «¡Papá, papá!».

Guillemardet tuvo que tragar también y muy pronto el grosero sarcasmo de don Manuel. En una nota había rechazado el tratamiento de «Excelencia», indicando que por orden del Directorio los funcionarios de la República debían llamarse «ciudadanos». Don Manuel contestó: «Debo comunicar a Vuestra Excelencia que en España no se usa el “usted”. El tratamiento de la gente de inferior categoría es “Vuestra Señoría”, para la de una superior, “Vuestra Excelencia”. En la clase más elevada los iguales se tutean. Como, pues, no puedo seguir llamando así a Vuestra Excelencia, solicito me informe si en el trato con Vuestra Excelencia tendré que usar en lo sucesivo el “tú”».

Las cosas desagradables que debió soportar Guillemardet por el bien de la República, fueron compensadas un poco por un banquete de gala ofrecido por el rey en su honor. María Luisa encontró de su gusto al nuevo embajador francés. Sus rasgos eran altivos, marcados, un poco sombríos, y el pintoresco y suntuoso uniforme que el Directorio acababa de prescribir a los altos funcionarios de la República, le sentaba bien. Tenía un buen aspecto, mucho mejor seguramente que el desteñido y seco de Havré, que ya envejecía. Ella declaró que convenía cuidar del humor del ciudadano Guillemardet; le ofrecería un banquete. La ocurrencia molestó al Príncipe de la Paz. Preveía las quejas y los reproches de la pequeña

Genoveva, mortalmente herida si él permitía que la Corte concediera tan extraordinario honor al verdugo de su rey, y él mismo se dolía de que se festejara de ese modo al antipático plebeyo. Explicó a la reina que esa distinción para el gabacho era una neta capitulación ante las exigencias de la República. María Luisa conocía las razones de su Manuel y se alegró de su confusión. «No te canses la lengua, *chéri*», le dijo amable. «Me gusta el ciudadano Guillemardet». Don Manuel repuso que por lo menos se invitara también al señor de Havré. María Luisa, viendo más dificultades, para don Manuel naturalmente, accedió sonriendo.

En ocasión del banquete, San Ildefonso empleó todo el esplendor con que apenas una década antes solía brindar Versalles esas comidas de gala. Pero ahora se sentaba en la mesa más elevada, ufano en su pompa, el plebeyo matador de reyes; y el representante del rey expulsado, con su gastado uniforme, muy lejos, en la más baja, juntamente con su delgada hija. El pintoresco ciudadano Guillemardet echaba sombrías miradas al pobre realista, que disimulaba con innata dignidad.

Después de la comida, Sus Majestades prolongaron la reunión. Como honra simbólica para el ciudadano Guillemardet se había servido un plato popular, una olla podrida; el rey gustaba de este plato que le ofreció un grato tema de conversación. «¿Qué me dice de nuestro plato nacional, mi querido marqués?», preguntó jovialmente al señor de Havré. Éste —poco, muy poco había saboreado de la olla plebeya más que sustanciosa— soltó con esfuerzo algunas palabras de elogio. El rey, que nunca había podido sufrir al antipático y tieso diplomático, lo plantó y se volvió al otro embajador. «Bien, Excelencia», le preguntó con gran voz, «¿cómo encuentra nuestro plato nacional? Lo hemos servido en su honor». Y se difundió explicando las varias formas de preparar la clásica olla podrida. Había unanimidad acerca de las nueve legumbres y las siete especias que debían emplearse; pero se disentía acerca de si lo principal debía ser la carne de vaca, cordero, pollo, el tocino y los chorizos de cerdo, o solamente tres clases de carne y cuáles. «Personalmente», declaró Carlos, «hago emplear las cinco. Mucha variedad, y bien mezclada. Y cuando la como, pienso: esto comprueba cómo el rey representa las capas del pueblo».

Lisonjeaba al embajador Guillemardet que los tiranos se desvivieran así por él. Pero le indignaba la falta de tacto con que se había invitado al mismo tiempo al traidor realista. Y refiriéndose a exigencias anteriores, escribió una nota fuerte en la que reclamaba con amenazas la inmediata expulsión de los refugiados franceses fieles al rey.

María Luisa indicó amablemente a don Manuel que la invitación de de Havré propuesta por él había provocado una agravación del viejo conflicto. Manuel no supo qué contestar. Por eso justamente hubiera considerado como vergonzosa derrota el que se cediera a la exigencia del plebeyo.

Prefería cualquier otra cosa.

Fué a ver a Guillemardet en su coche de gala, precedido por la cabeza de Jano. Le explicó ampliamente que chocaba con las reglas más elementales de la cortesía española disminuir o quitar la hospitalidad ya concedida. «Si el Gobierno del rey católico», contestó fríamente el ciudadano Guillemardet, «debiera seguir tolerando en su tierra a traidores realistas o los ayudara, la República vería en ello un proceder hostil».

Don Manuel palideció, pero estaba preparado. Contestó que se haría entender discretamente al señor de Havré que libraría a la Corte de España de un grave embarazo, si dentro de un año, por ejemplo, visitara a su señor que, según se decía, estaba en Alemania. «La República», replicó helado y amenazante Guillemardet, «podría considerar esta nueva dilación…». «Déjeme concluir mi comunicación, Excelencia, por favor», lo interrumpió el Príncipe de la Paz. «El Gobierno de su Majestad católica, para no poner en peligro la fama de su hospitalidad, cedería a la República en otros terrenos y con alguna amplitud». Se puso de pie, sus condecoraciones tintinearon y él anunció con solemnidad: «Tengo el encargo de comunicar a Su Excelencia en nombre de mi rey la siguiente declaracón: Si Su Excelencia se complace en tomar nota de que el señor de Havré no saldrá del país antes de un año, el Rey católico está dispuesto a celebrar dentro dos semanas el tratado de alianza en la forma que la República lo ha propuesto en su última nota».

Se convino así realizar la tan preparada alianza defensiva y ofensiva entre el rey católico y la República francesa una e indivisible, mientras la Corona española aceptaba paciente el conflicto que necesariamente el tratado provocaría con Gran Bretaña.

Se ordenó para la armada y todos los puertos el estado de guerra. Entonces con gran solemnidad se firmó en el palacio de San Ildefonso el tratado, se selló: el rey y la República se convirtieron en amigos y aliados. El embajador de Su Majestad británica, Lord Saint Helens, en consecuencia, pidió sus pasaportes.

20

MUCHOS DÍAS se quedó Goya completamente sordo, hundido en su furor. No conoció medida, rechazó rabiosamente intentos de reconciliación, se esforzó en exagerar delante de los demás su locura. Todo el mundo imitó a Agustín y trató de desaparecer, cuando se presentaba; sabían que no había remedio.

Volvió la de Alba. La servidumbre tenía severas indicaciones de rechazar a cualquier visitante, de no dejar pasar a nadie. Josefa recibió a la duquesa. La esposa de Goya sabía que no era la muerte de la hijita la causa del derrumbe de Francho, sino esta mujer. Don Francisco, le comunicó a Cayetana, estaría imposibilitado por largo tiempo, por meses quizás, de volver al trabajo y recibir amigos.

Largos días, más de una semana entera, Goya no dejó acercarse más que a Josefa y Agustín, y también con ellos conservó su sordo rencor. El incansable y diligente Esteve, que poco tenía que hacer ahora, pasaba el día perfeccionándose en la técnica del aguafuerte; el grabador Jean-Baptiste Leprince había inventado un sistema para reproducir con grabados dibujos a pluma. Durante su vida, mantuvo el secreto de su procedimiento, pero después de su muerte el método había sido publicado por la «Encyclopédie Méthodique», y Esteve, lleno de aspiraciones, practicaba. Goya observaba, ausente casi siempre con el pensamiento. Años antes, él mismo había hecho aguafuertes de obras de Velázquez, sin mayor suerte. Agustín suponía que la nueva técnica podía atraer al maestro, pero se cuidó prudentemente de hablarle. Francisco tampoco preguntó nada, pero volvía una y otra vez a la mesa de trabajo de Agustín y observaba.

De vez en cuando, llegaba don Miguel. Las primeras veces no habló casi; luego se entretuvo a media voz con Esteve. No sabían si Francisco podía seguir su conversación. Pero un día, Goya no disimuló que oía. Fué en una oportunidad en que Miguel explicaba con detalles cómo David se había pasado al nuevo régimen. Cuando concluyó, Agustín hizo alguna observación irónica. Había tenido siempre la impresión de que las obras de David, aun formalmente acabadas, tenían algo que sonaba a hueco, que eran mera fachada; no le sorprendía que hubiese renegado de la libertad, igualdad y fraternidad, sometiéndose al nuevo poder, a los hombres de negocios de la burguesía. Goya sonrió con malicia. Así que también David, el republicano ejemplar, el ídolo de los afrancesados, se había adaptado a los tiempos. Y los amigos querían que él se trocara en revolucionario. «Si el oro se herrumbra, ¿qué puede hacer el hierro?». «Me parece razonable», dijo finalmente, con brusquedad, «que no haya querido acabar en el cadalso. Pero hubiese sido más clásico y de acuerdo con su línea, si se hubiera dejado guillotinar».

Por primera vez Goya se iluminó, cuando inesperadamente llegó Zapater, el Martín de su alma. Josefa le había escrito a Zaragoza; pero ni ella ni Martín dejaron que Goya supiera que el amigo había venido solamente por él.

Por fin había alguien con quien Francisco pudiera hablar sin reservas de su miseria y de su rabia. La niña había muerto porque la mujer lo obligó a él a mentir; nadie más que ella, la perversa y pícara Cayetana, podía haberle sugerido la idea por hechizo. Y después de matar a la criatura, vino a reírse de él. Y cuando él le reprochó su culpa, ella cayó sobre él con las palabras vulgares de una ramera que no está satisfecha de su paga. Y entonces se enfureció y se quedó sordo.

Martín escuchó calmado y atento, fumando. No replicó; sus ojos astutos sobre la gran nariz miraban pensativos con simpatía. «Ya sé que me crees loco», gritó Francisco. «Todos lo creen, se mueven alrededor de mí sin ruido. No estoy loco. Y ésta es una ofensa; si lo estuviera, ella me ha embrujado, ella me ha enloquecido. Cuando vió mi cuadro de la casa de locos, dijo: “Uno quisiera colaborar, tomar parte”, o algo parecido». «Te contaré algo», comenzó de nuevo Goya un rato después, y en lugar de gritar, se acercó mucho a Martín y le dijo en voz baja, misterioso: «*Todavía* no estoy loco. Pero puedo llegar a estarlo. A veces, a menudo, siento que me enloquezco». Martín estuvo prudente y no contestó gran cosa; pero su sola presencia, tan tranquila, fué como un calmante.

Poco antes de que Martín regresara a Zaragoza, llegó un mensaje de la anciana marquesa. Doña María Antonia preguntaba si Goya tenía tiempo para el segundo retrato del cual habían hablado en Piedrahita. Delante de Martín, que le aconsejaba aceptar, Goya hizo como si le costara mucho. Pero en su fuero interno se había decidido en seguida por la aceptación. Quizá estuviera Cayetana detrás de todo eso, y si no fuera así, el azar podía llevarla a casa de la marquesa mientras él trabajaba allí. No sabía lo que haría entonces, pero tenía que volver a verla. Aceptó.

En seguida comprendió que la marquesa sabía más de lo que a él le gustaba acerca de lo ocurrido con Cayetana. A veces, cuando lo miraba, desenvuelta, a la cara, con sus ojos amablemente altivos, le parecía a

Goya que estaba desnudo. Se arrepintió de haber aceptado el encargo. Pero fué alargando el trabajo. No sólo temía y esperaba que Cayetana pudiera venir, sino que reconoció en presencia de la marquesa lo sombrío y lo oculto en la vida y el ser de Cayetana, lo que había evitado advertir o examinar hasta ese momento. En su furor, la había llamado estéril. ¿Lo era ella? Si tuviera un hijo de algún amante, ¿aceptarían al bastardo el duque, la marquesa y la de Alba? Tal vez, para evitarse esos problemas, se valió de la ayuda del doctor Peral o de Eufemia o de ambos… Quizás esto explicaría su intimidad con el médico. Mientras pintaba el retrato de la marquesa, Goya comprendió que la vida en casa de los Albas no era tan simple como él creyera.

Pero el retrato de doña María Antonia no lograba realidad. Casi nunca había tomado anteriormente tantos apuntes para un retrato; casi nunca, antes, había estado tan poco al tanto de lo que realmente quería hacer. Además, su oído no se recobraba del todo. Sólo podía leer en los labios de alguien las palabras, si se sentía seguro; muy poco entendía de lo que le decía la marquesa. También había perdido la esperanza de encontrar allí a Cayetana.

Martín había vuelto a Zaragoza. Pero cada vez más a menudo aparecía don Miguel, que quizás conocía sus preocupaciones y su confusión, aun sin que Francisco hablara mucho. Le hizo una propuesta, que disfrazó como pedido de un favor; en realidad, quería ayudar a Francisco.

Las relaciones de don Manuel con el embajador de la República francesa seguían muy frías. La sabiduría política reclamaba que se complaciera al ciudadano Guillemardet, pero el Príncipe de la Paz no podía dejar de mostrar abiertamente su antipatía al plebeyo que lo derrotara. Bermúdez, por su parte, hacía todo lo posible para convencer al importante personaje y aprovechaba toda ocasión de agradarle. Guillemardet se interesaba por cosas de arte; le agriaba que el mayor pintor español hubiese retratado a de Havré y había dejado entender a don Manuel que se alegraría si Goya pintaba también su retrato. Si Francisco aceptaba, prestaría un servicio a la causa liberal de España y tal vez esa labor le distraería. Pero sería necesario comenzar pronto; el francés era impaciente y se molestaba porque Manuel a menudo lo hacía esperar.

Francisco se felicitó de tener un pretexto para interrumpir el retrato de la marquesa. Ella rechazó con amabilidad la disculpa: podría reanudar la labor —le dijo—, cuando tuviera tiempo y quisiera. A pesar de tanta amabilidad, Goya abandonó el palacio de Villafranca con disgusto. Se avergonzaba ante ella y ante sí mismo de su fracaso. Casi nunca le había ocurrido eso y a menudo, después, le atormentó la idea del cuadro inacabado.

Se dedicó a la nueva obra con mayor afán. Guillemardet, lisonjeado porque Goya aceptara en seguida, fué muy amable. Quería ser retratado de uniforme, con todos los atributos de su cargo. «No me retrate a mí, venerado maestro», le pidió, «sino a la República». Y continuó solemne: «La República experimentó cambios con el correr de los años. Seguramente, ciudadano Goya, usted oyó hablar de la dinámica y la entelequia de Aristóteles, del núcleo, de la posibilidad, innata desde el principio en todas las cosas, que aspira a su plenitud. Así, cada vez más, la República fué madurando y con ella Ferdinad-Pierre Guillemardet llegó cada vez más a ser el ciudadano Guillemardet».

Francisco entendió poco de aquellas palabras pomposas. Pero pensó fugazmente en David y comprendió que el matador de reyes y destructor de iglesias Guillemardet debió luchar y sufrir cuando vió que la República se le escapaba al pueblo y se sometía a los burgueses ávidos de negocios. Notó cómo Guillemardet se esforzaba para ocultarse a sí mismo la transformación. Notó en la conducta del embajador el esfuerzo constante y tenso, el orgullo casi insensato en sus ojos, y pensó que el autoengaño en que el hombre se refugiaba lo empujaría a una ilusión cada vez más honda.

Le resultaba tarea grata pintar aquello y de esta manera, sin haberlo comprendido bien, lo pintó como él quería. Pintó la República victoriosa, lo que en ella había de grandioso y también de teatral, su magnífica presunción casi extravagante. La sordera de Francisco hizo más agudos sus ojos. Como debió privarse del sonido de la voz, se compensó con el color. Pintó los colores de la República como nunca lo fueron, una embriaguez de azul, blanco y rojo.

Y allí está Fernando Guillemardet, el mediquito de aldea, ahora embajador de la República una e indivisible, que condenó dos veces a muerte al rey Luis XVI y obligó a la monarquía española a una relación de vasallaje; allí está en uniforme azul oscuro, con porte solemne, casi de perfil, pero con la cabeza vuelta al espectador. Muy adelante brilla el puño de su espada y resplandece luminosa la cinta azul, blanca y roja de su tahalí. Tirado sobre la mesa está el magnífico tricornio con el penacho tricolor y la escarapela también tricolor. Una mano aprieta el respaldo de la silla, la otra se apoya vigorosa, coqueta y efectista en un costado. Mas toda la luz se refleja en la cara. Los rizos negros y cortos están peinados hacia la ancha frente, los labios parecen alados, la nariz salta hacia adelante. Una cara alargada, bien formada, astuta, impregnada de importancia. Los accesorios, la silla, la mesa, el tapete de la mesa, brillan pálidamente,

amarillentos, azulinos. Y todas las agudas disonancias de los colores juegan penetrándose en una vaguedad artísticamente estudiada.

Al comienzo, Goya, hostil por capricho, pintó la cara y la figura del embajador aún más altaneras y afectadas, revelando agudamente el delirio de grandeza del hombre y de su país. Pero los amigos Miguel y Agustín le hablaron prudentemente de la energía consciente del hombre y de las enormes conquistas de la República. Y Goya suavizó todo aquello que podía ridiculizar al embajador y además hizo resaltar lo que había de fuerte en él.

> *Ferdinand Guillemardet en carne y hueso se puso delante del ciudadano Ferdinand Guillemardet del cuadro. Se miraron ambos en los ojos. Y exaltado por la grandeza propia y la de su país, el embajador de Francia dijo: «Sí, ésa es la República». Francisco no oyó bien las palabras. Pero vió los ojos del hombre, vió sus labios moverse y dentro oyó la Marsellesa.*

21

LA EPIDEMIA que se llevó tantos niños madrileños había desaparecido casi, cuando se enfermó el hijo menor de doña María Luisa, el infante Francisco de Paula. María Luisa había tenido ocho hijos; de los seis que le quedaban, éste era su benjamín. Tenía el cabello casi rojo, era indiscutiblemente hijo de don Manuel. Y este niño preferido yacía desamparado en su camita, luchando por el aliento, luchando contra la muerte.

El viejo médico de cabecera, doctor Vicente Piquer ordenó agua helada y compresas frías. María Luisa se ensombreció y mandó en busca del médico más estimado y combatido de Madrid, el doctor Joaquín Peral. Éste escuchó atento y gentil al anciano colega y luego ordenó medidas tales que Piquer no pudo cerrar la boca, indignado más que sorprendido.

El niño se repuso, sanó. La reina preguntó al doctor Peral si no quería asistir en lo sucesivo a todos los infantes, a toda la familia. El ofrecimiento era tentador. Significaba que podría influir, cuando quisiera, en problemas políticos y personales; significaba que podría disponer de las maravillosas colecciones de arte del rey de España. Pero si aceptaba, le quedaría menos tiempo para su ciencia y sus cuadros y tendría que renunciar del todo a la intimidad lascivamente amarga de la de Alba. Pidió respetuosamente un plazo para reflexionar. El hombre siempre tan claro y tranquilo, estaba desconcertado. Si no aceptaba, no sólo perdía el ofrecimiento de la fortuna que no se repite, sino que se ganaba la enemistad de la soberana. Pero no quería perder a su duquesita.

Nadie, ni ella misma, conocía mejor a Cayetana que él. Con desvergonzado realismo le había brindado cien veces su cuerpo para que lo examinara, le había confiado las debilidades de ese cuerpo y pedido y aceptado ayuda. Pero el culto doctor sabía que las damas de la antigua Roma no procedían diversamente con los sabios esclavos griegos que compraban como consejeros médicos; se hacían cuidar por ellos los hermosos cuerpos, pero las hábiles manos no eran para ellas algo más que sus cepillos y sus esponjas. Y aunque la duquesita lo trataba como amigo, consejero y confidente, don Joaquín dudó a menudo de si para ella era algo más que uno de los históricos esclavos-médicos.

El doctor Peral se reputaba un librepensador de la más pura escuela. Sus maestros eran Lamettrie, Holbach, Helvecio; estaba convencido de que sentimientos e ideas eran un producto del cuerpo como la orina y el sudor. La anatomía del hombre era la misma siempre; las sensaciones del placer, también; entre las sensaciones del toro que cubre la vaca y las de Dante por Beatriz había sólo una diferencia de grado, y si se juzgaba el amor como algo básicamente distinto del deseo, se caía en una superstición idealista. Peral se definía como un hedonista materialista; declaraba que el único sentido de la vida es el goce y a veces se complacía en llamarse según Horacio «un cochinillo de la manada de Epicuro».

Solamente delante de Cayetana de Alba su filosofía fracasaba. Creía que si se lo proponía podría poseer a su duquesita; pero, cosa extraña y al fin contra su propia convicción, eso no era bastante para él. Quería más de ella. Veía cómo se elegía los amigos y que para ella había solamente una guía: su sentimiento, que tal vez podía durar una hora o aun menos, pero tenía que existir; ella nunca quería a determinado hombre, sino siempre y sólo a éste, que desgraciadamente nunca era por cierto «ese».

Estando así las cosas, era una locura rechazar el ofrecimiento de María Luisa. Ni el máximo servicio de amor inclinaría a su favor el caprichoso sentimiento de Cayetana y, renunciando, echaría a perder para siempre la mejor oportunidad. Sin embargo; él sabía que rechazaría esa oferta. Su vida perdería todo sentido si no pudiera seguir respirando la atmósfera de la de Alba, si no pudiera observar desde cerca y por mucho tiempo los inexplicables caprichos de su extraño organismo. Le contó a Cayetana el ofrecimiento, hablando con liviandad, con indiferencia. «Por cortesía inevitable», dijo, «pedí un plazo. Naturalmente, no aceptaré». Las últimas semanas habían pasado a disgusto de Cayetana. Extrañaba amargamente a Francisco; perder también a Peral resultaba insoportable. La enemiga, la italiana, había elegido bien el momento del ataque. Pero se dominó. En tono ligero, como él, dijo: «Usted sabe que me alegro de que se quede conmigo; pero quiero creer que no será por mí si no acepta» y, tranquila, lo miró a la cara con fría amabilidad, encendidos apenas los ojos de acero.

Peral supo claramente lo que pasaba en ella; ella pensaba que él pediría su amor como indemnización. Quizás era posible que ella accediera; pero él no se le metería en la sangre y la perdería para siempre jamás.

Y ella le dijo: «Seguramente, usted ha comprendido que soy ingrata». «Lo sé», contestó con calma Peral. «Si no acepto el ofrecimiento, lo hago por mí, no por usted». «Está

bien, don Joaquín», dijo ella aprobando. Y se estiró como un chiquillo y seria y suave besó la frente del hombre que se inclinaba.

22

CAYETANA vivía como siempre lo hiciera. En un torbellino. Tenía innumerables citas, se la veía en el teatro, en la plaza de toros; ofrecía y frecuentaba reuniones y hacía buena compañía a don José y a la marquesa. Pero en esa bien educada vida en común de los tres se ocultaba una leve irritación.

Cuando la marquesa comprometió a su hijo José con la última y única heredera del gran nombre de Alba —los dos eran todavía niños—, no había querido unir solamente los títulos y las riquezas de las dos casas, sino que se sintió atraída por la personalidad de Cayetana, fuerte, voluntariosa y graciosa, y esperó que la vida delicada del hijo se nutriría con la vida plena y rica de la muchacha. Sí, Cayetana fué «chatoyante» desde jovencita, un poco excéntrica también; el padre, fallecido pronto, la había hecho educar según las reglas de Rousseau, pero la marquesa contaba con que una Alba, educada, no importaba cómo, tendría un sentido seguro de la tradición y el decoro.

Doña Cayetana, a pesar de sus caprichos y sus agitaciones, había sido siempre una dama. A pesar de complicarse en amoríos, nunca colocó a don José y a la marquesa ante el grave problema de si debían reconocer a un bastardo como heredero del máximo nombre de España. Más aún, sin molestar a la marquesa con preguntas dolorosas y peticiones de consejo, había sabido hallar con mucho tacto los medios para evitar esa situación.

Y ahora, de pronto, Cayetana estaba fallando. Ella, que sin esfuerzo ni escándalo se había sabido escurrir en asuntos muy serios. Nadie encontraba mal que una gran dama tuviese un cortejante. Nadie reprochaba a la de Alba que hubiera elegido para eso al pintor de Corte Francisco de Goya. Pero ni la forma de exhibir su pasión en los últimos tiempos resultaba decorosa. Y excedía de todo límite el que justamente rompiera en forma brutal esta amistad en lugar de dejarla apagar tranquilamente, poco a poco. Todo Madrid veía que no se trataba ya de un capricho y se apiadaba sonriendo del duque. La marquesa estaba obligada a abrir los ojos contra su voluntad y a ver qué honda era esa pasión.

El duque sentía en forma parecida. Cayetana nunca le había fingido amor, pero le había demostrado camaradería, simpatía; por eso toleró sus caprichos. Y ahora, de repente, una de sus aventuras se había trasformado en violenta pasión, que hería su sentido de la medida, su distinción y dignidad. Esto lo trastornaba y lo irritaba a pesar de todo su dominio exterior.

Por este despecho, tomó una resolución sorprendente, cargada de consecuencias. Había amado siempre la música por sobre todas las cosas y sufrido por las ruidosas vulgaridades que el rey decía al respecto y por las tontas bromas que le jugaba. Ya no las soportó más. Un día, obligado a escuchar un cuarteto en el cual don Carlos rascaba el primer violín, declaró a la marquesa que la brutal insensibilidad del rey había sofocado en España a toda la música verdadera. No podía aguantar por más tiempo en la Corte y en Madrid. Emprendería un viaje a Italia y Alemania, para limpiarse los oídos.

Temía el duque que la madre le disuadiera. Y en realidad, preocupaba a María Antonia la idea de lo que le costaría físicamente a su hijo ese viaje. Esperaba, sin embargo, que el cambio y la música lo reanimarían; pero sobre todo, se decía para sí misma, con eso se solucionaría por sí solo el problema de Cayetana y entre italianos y alemanes la nuera olvidaría al pintor madrileño. Aprobó, pues, con entusiasmo el plan de don José.

Resolvieron ponerse en camino muy pronto. «Creo», dijo don José, «que viajaremos con la más reducida comitiva: usted, madre, Cayetana y yo; necesitaremos menos servidumbre también». «Y el doctor Peral», sugirió la marquesa. «Prefiero excluir al doctor», replicó don José. La marquesa se sorprendió. «Pienso», repitió amablemente el duque, pero extrañamente resuelto, «que prescindiremos del doctor. Conoce demasiado de música», explicó sonriendo, «deseo buscar por mí mismo lo que me agrada». También la marquesa sonrió. Había comprendido: lo que decía el hijo era una mitad de la razón. Ciertamente, para el viaje quería solamente su música como compañera; pero antes que nada deseaba tener a Cayetana sin el cómplice de tantos misterios. «Está bien», accedió la marquesa, «dejaremos aquí a don Joaquín».

Cuando don José le comunicó su proyecto, Cayetana se sorprendió dolorosamente. Preguntó prudentemente si la constitución delicada del esposo resistiría ese viaje tan largo y lleno de incomodidades, y si no sería más adecuado pasar el verano en Piedrahita o en una de sus posesiones en la costa del mar. Le contestó un José nuevo, animoso, consciente de su voluntad, que rechazó sus objeciones con amable resolución. En ella todo se rebelaba. No había vida para ella fuera de España; las dos veces que estuvo en Francia sintió profunda nostalgia e insistió para que se regresaran en seguida. Hasta los nombres de las

ciudades alemanas y de los músicos tudescos, nombrados por don José, le parecieron bárbaros. Además, Francisco entendería al revés ese viaje, supondría que ella abandonaba a Madrid únicamente para atormentarlo; no le daría ocasión siquiera para justificarse y lo perdería para siempre. Pero si no seguía al marido enfermizo, tendría contra ella a la Corte y a todo el país. No vió posibilidad alguna para negarse.

Se dirigió a la marquesa, que siempre demostró comprenderla; entendería que no podía alejarse de España. Le encareció el peligro de las fatigas para don José, la suplicó que le hiciera abandonar la idea del viaje. Pero esta vez la marquesa no comprendió. Más aún, Cayetana leyó en la cara de la anciana que estaba enterada y le era hostil; la sonrisa de su ancha boca de labios delgados no era amistosa.

La marquesa gozó maliciosamente de su triunfo. Había vivido, sabía de amor, advirtió por eso mismo el interés de la súplica. Pero José era su hijo, lo era todo, lo amaba y no viviría mucho; esta mujer debía tener tacto suficiente para aliviar sus últimos años. Debía por lo menos tratar de fingir ante don José que lo quería. «No comparto sus reparos, doña Cayetana», le dijo gentilmente. «Espero mucho bien para don José de este viaje».

A esa misma hora, el duque comunicaba al doctor Peral que estaba por ir al extranjero por algún tiempo. Peral quedó consternado. ¿Era Cayetana quien alejaba al duque? ¿Quería quedar sola? Preguntó con precaución si no temía el cansancio del viaje. Don José contestó indiferente que el trato de otra gente y la influencia de otra música le harían bien. Peral, siempre titubeando, porque no sabía si Cayetana acompañaría al esposo, preguntó si deseaba que partiese con él. El duque, siempre con extraña y juguetona indiferencia, se lo agradeció, pero confesó que no quería ser mimado, sino tratar de salir solo del paso.

El doctor fué a ver en seguida a la duquesa. Ésta ignoraba que no deseaban su compañía durante el viaje y ocultó con esfuerzo su penosa sorpresa. Ambos se quedaron perplejos. Peral inquirió si estaba realmente resuelta a acompañar al duque. Ella no contestó, hizo un leve gesto resignado, casi desconsolado; por primera vez él leyó en sus ojos una tristeza, un pedido de auxilio. Nunca, ni cuando más necesitó de la ayuda del médico, esta mujer, la más independiente y orgullosa de las Grandes de España, le dejó notar una reacción parecida. Y fué para él una ligera y sombría satisfacción que Cayetana de Alba le confiara solamente a él su apremio.

La invocación de auxilio duró apenas dos brevísimos instantes, pero en ellos le pareció a Peral que entre ambos existía un entendimiento más profundo que antes.

Los preparativos se realizaron de prisa. Pero cuando personajes del rango de los Alba y los Villafranca emprendían viaje, aun en pequeña comitiva, esos preparativos eran inacabables.

> *Hubo correr y sudar de intendentes y correos, mensajeros, domésticos, sastres, doncellas. Los embajadores de Baviera, Austria, Parma, Módena, Toscana, tuvieron que trabajar, escribir, enviar mensajes. Luego, con inusitada prisa, el duque urgió a todo el mundo; quería iniciar este viaje pronto, lo más pronto que fuera posible.*

23

EL VIAJE no fué emprendido. Durante los preparativos, el duque se quejó de una extraña debilidad. La partida fué pospuesta; luego se abandonó todo el proyecto. Don José había sido siempre enfermizo. Pero ahora el cansancio o la debilidad le impedían casi moverse. De nada sirvieron bebidas reconstituyentes. Los médicos no supieron explicar ese constante y profundo agotamiento. Don José se quedaba casi todo el tiempo hundido en un sillón, envuelto en amplia bata, enflaquecido, dolorosamente flojo. Si abría los ojos, éstos se volvían constantemente más grandes en un rostro cada día más consumido. Sus rasgos se endurecieron, se tornaron serios y sufrientes. Era fácil ver que su fuerza vital se estaba disolviendo.

Para doña Cayetana demostraba el duque una tranquila repulsa, cortés y altiva. La misma reservada y amable frialdad le mostraba la marquesa. Ésta, siempre vivaz antes, se fué pareciendo al hijo, porque sufría. Nunca dejó entender que atribuía la culpa del mal de su hijo a los recientes acontecimientos; pero Cayetana comprendió que no tendría más en María Antonia una amiga.

Cuando fué evidente que el fin se acercaba, don José quiso ser llevado al palacio de los Villafranca. Hasta ese momento no quiso guardar cama, pero ya no se opuso más. Asistido por la madre y el hermano Luis y la cuñada María Tomasa, yacía cansado de su elevación y dignidad, muriéndose; y Cayetana se sintió como una extraña en la casa.

En las antesalas de los palacios de Liria y de Villafranca se colocaron registros, y los visitantes firmaban al preguntar por el estado del ilustre enfermo. El pueblo colmaba las calles adyacentes, susurrando. Don José era uno de los tres primeros Grandes, el marido de la de Alba, y la ciudad se ocupaba de él. Se decía que aun delicado, aun consciente de no llegar a viejo, sorprendía que tuviera este fin rápido. Se decía que manos interesadas provocaron su agotamiento, que se le había dado un veneno muy lento. Rumores de esta índole corrieron por Madrid y muchos los creyeron verdad. El más famoso de los Albas y su rey, el piadoso y sombrío Felipe II, consideraron asunto de Estado grato a Dios la eliminación silenciosa y eficaz de ciertos adversarios, y desde entonces más de un gran señor de España había desaparecido en forma dudosa. Se decía pues que también don José había comenzado a ser incómodo para la de Alba. ¿No eran materia de chismes en el reino sus amoríos?

El fin llegó en una clara tarde. El sacerdote rezó en latín; ofreció al moribundo el crucifijo. Don José no era nada religioso; parecía pensar en otra cosa; quizás en la música. Pero con un esfuerzo visible lo besó como convenía. Luego el clérigo le administró los Santos Oleos. Inmediatamente, comenzaron los solemnes preparativos del duelo. Lo ataviaron; monjes franciscanos lo vistieron con el hábito de la orden. El cuarto fué cubierto de damasco negro; se colocaron tres altares con antiquísimos y preciosos crucifijos del tesoro de ambas familias; largos cirios en candelabros de oro ardieron a los costados del lecho y sobre los altares. Así amortajaron severa y solemnemente a don José Álvarez de Toledo, décimotercer duque de Berwick y Alba, onceno marqués de Villafranca.

Se presentó el Patriarca de las Indias; el rey envió a los miembros de su orquesta de Corte para la misa fúnebre. La familia asistió al oficio, con representantes del rey y la reina, los Grandes de primera, los amigos íntimos. Cantantes y músicos se esmeraron; el muerto había sido un hermano en arte. Todos los personajes ostentaban caras dignas, duras, de ceremonial. Transida estaba allí, arrodillada, María Antonia. Dos mujeres lloraban más fuertemente de lo debido. Una era María Tomasa, muy amiga del cuñado: cuando se aproximaba a él, sentía el alma del duque irrumpir a través de la dignidad y la reserva. La otra era la pequeña y pobre Genoveva de Havré, que pocas semanas más tarde abandonaría el país, donde había vivido horas terribles adaptándose a la voluntad de su padre y sacrificándose por los lirios de Francia a los deseos del bestial don Manuel. Había tenido muy pocos días de dicha en ese país, y entre éstos contaban aquellos en que pudo tratar con el hombre gentil y delicado que estaba allí en el ataúd.

Más tarde se permitió el acceso a la multitud, para que desfilara ante el cadáver, y durante toda la noche se rezaron misas en los tres altares. Finalmente, el muerto fué acomodado definitivamente en un ataúd revestido de seda negra con clavos y ornamentos de oro, colocado de nuevo en otro de bronce artísticamente decorado. Así fué llevado el muerto a Toledo, para ser sepultado en la tumba familiar de los duques de Alba.

En la antiquísima catedral, lo aguardaban casi todos los primeros Grandes, muchos de las otras clases, los representantes de los soberanos, el arzobispo cardenal de Toledo y el Capítulo de la catedral.

En medio del coro había sido erigido un enorme catafalco, con doce gigantescos candelabros de plata a

ambos costados. Se colocó allí el ataúd y se rezó el oficio de difuntos con la pompa reservada a tal personaje. Mientras tañían las campanas, se desarrolló todo el esplendor litúrgico del templo, viejo de más de once siglos. Luego, en la cripta de la catedral, fué colocado don José de Alba y Villafranca, al lado de los anteriores duques de Alba.

Sus títulos correspondían ahora solamente a Cayetana. En cambio, el antiquísimo escudo de armas de los Villafranca fué trasladado solemnemente a la casa del hermano y éste, don Luis María, se llamó en lo sucesivo marqués de Villafranca, décimosegundo de su nombre, a la espera de que a la muerte de su cuñada Cayetana podría llamarse también duque de Alba.

24

EN EL PALACIO DE VILLAFRANCA recibieron los miembros más allegados de la familia las visitas de pésame de amigos y conocidos. Acudió también Goya. Hubiera sido grave ofensa proceder de otra manera. Había oído hablar de un inminente viaje de los Albas al extranjero. Estaba convencido de que ese viaje se debía a Cayetana, deseosa de mostrarle que él nada le importaba. Supo luego de la mortal enfermedad del duque y de los rumores de lo que parecía haber detrás de ello. Eso era naturalmente un chisme insensato que desechaba de plano. Pero no cabía remedio; los rumores continuados provocaron en él angustia y repudio pero también un leve placer sombrío. Desde su estúpida querella con Cayetana, no la había vuelto a ver.

Llegó al palacio de los Villafranca atontado, como nunca en su vida. Los espejos y los cuadros del gran salón estaban cubiertos; sentados en bajas sillas, todos de negro, había cuatro miembros de la familia: la marquesa, doña Cayetana, Luis María, hermano del difunto, y su mujer. Goya tomó asiento en silencio, como quería la tradición, serio, apagado, aunque en él hubiera un torbellino de ideas inhibidoras y sentimientos hirientes. Sin duda Cayetana no tenía culpa de la muerte del duque; los chismes eran infundados. Mas no lo eran. Algo había siempre de verdad en lo que el pueblo decía, y Cayetana tenía que ver con esa enfermedad repentina, misteriosa, fatal. Si don José hubiese muerto por culpa de él, de Goya, sería horrible. Sería también subyugante. Pensó que a través de las generaciones se heredan la mano asesina y el cerebro despierto y en ese salón sombrío lo invadió el miedo y la atracción que emanaban del nombre de Alba.

Se puso de pie, frente a la anciana marquesa, hizo una reverencia, dijo con voz apagada las palabras de pésame, rancias y huecas. La marquesa escuchó con la cara concentrada. Mas detrás de la máscara de impasibilidad él vió algo duramente salvaje, que nunca hubo antes en esas pupilas. Y algo más, algo terrible advirtió de pronto. Las sillas de la familia no estaban muy alejadas entre sí, apenas un paso largo, pero esa distancia entre la silla de la marquesa y la de Cayetana era grande como el mundo. Tan desmesurada, aunque muda y disimulada, era la enemistad entre las dos mujeres.

Se acercó a Cayetana y le hizo una profunda y respetuosa reverencia. Ella volvió la cara hacia él que la veía desde arriba; y la cara estaba blanca entre los velos negros que cubrían la frente y, abajo, llegaban del cuello hasta la barbilla. Los labios de Goya pronunciaron las palabras habituales; dentro pensaba: «Bruja, asesina, ruin, distinguida, traes la desgracia a todos. Mataste a mi hijita. ¿Qué ganaste? Mataste a tu esposo. ¿Qué ganaste? ¡Ay de mí que caí a tus plantas! Pero ahora te conozco totalmente y te veo por última vez. Nunca más llegaré hasta ti. Lo juré y sabré cumplirlo». Y al pensarlo, sabía que estaba encadenado a ella por el resto de su vida. Y junto con su odio y su desesperación, sintió un placer salvaje, vulgar, triunfal, porque él la conocía también en forma distinta a la que ella ofrecía ahora. Evocó la imagen de su menudo cuerpo, evocó el temblor de un abrazo. Pensó que esta orgullosa, inalcanzable y distinguida mujer volvería a estremecerse en sus brazos, que volvería a morder la boca de esa cara altanera, y que en el abandono los ojos despectivos se apagarían y se cerrarían. No la acariciaría, no le diría palabras lisonjeras y admiradas; la consideraría apenas como la última ramera.

Esto pensó y sintió mientras decía sus medidas frases de pésame y consuelo. Pero sus ojos se hundieron dominadores en los de ella. Había acumulado, guardado y anotado en sus propios ojos tantas cosas del ser humano que a menudo el otro, vencido por esa mirada, se entregaba desnudo. Quería ver, quería averiguar lo que había en esa cabecita audaz, graciosa, orgullosa y violenta. Ella lo miraba vagamente, cortés y ajena, según debía parecer a los demás en el salón. En realidad, también detrás de su frente empolvada había pensamientos salvajes, que ella misma no concebía.

Hasta ese momento, cuando Eufemia le contaba los rumores de la calle acerca de la muerte del duque, Cayetana apenas si había escuchado. Sólo ahora, mirando la cara tranquila aparentemente y los ojos indagadores de Goya, comprendió que no sólo la plebe creía en los chismes. Despreció a Francisco, pero se alegró de que la supusiera asesina. Sintió su triunfo; aunque rechazado por el horror, él no podía liberarse de ella. Llena de tales sensaciones, le dió las gracias con huecas palabras.

Goya se alejó irritado a pesar suyo. La creía capaz de todo el mal del universo, se decía a sí mismo que era una locura, pero sabía que siempre lo creería y lo diría aun contra su voluntad.

Algunos días después, llegó a su estudio doña Eufemia y le anunció que esa noche la duquesa iría a verlo; debía cuidar de que nadie apareciera por ahí. La excitación casi le impedía contestar. Se prometió a sí mismo que no hablaría ni de lo ocurrido entre ellos ni de la muerte de don José.

Ella llegó cubierta de velos. No hablaron, ni se saludaron con palabras siquiera. Ella se quitó sus velos; la cálida palidez de su rostro, sin arreglos, resplandecía. Se confundieron en un abrazo. Tampoco después hablaron mucho. Él no recordaba más de lo que ella le dijo en la última entrevista, no recordaba tampoco lo que pensó en el salón de duelo del palacio de Villafranca. Pero sí sabía que todo ocurría en forma totalmente distinta de lo que imaginara, y en realidad eso era una derrota. Pero una alegre derrota; se sintió cansado y feliz.

Ella dijo —¿al cabo de minutos o de horas?—: «Sabía de antemano que tendríamos molestias. Después que vimos en el teatro "El burlador burlado", se me apareció Brígida, ¿recuerdas?, la difunta doncella, y me lo dijo. No especificó nada, fué poco clara. Ella puede ser clara si quiere, pero a veces no lo es, para burlarse de mí. Por eso, cuando llegó la hora, no me sorprendió». Hablaba objetivamente, con su dura vocecilla.

«¡Molestias!». La horrenda disputa entre ellos, las consecuencias de la muerte de don José, eran para ella «molestias…». Se deshacía de toda culpa, la cargaba al destino. «¡Molestias!». De pronto volvieron a su mente las malas ideas que fijó en el salón de los Villafrancas. Volvió a ver a la anciana marquesa tan hondamente alejada de Cayetana, para dejar a ésta sola con su ligero olor a sangre. Mientras lo pensaba, se repitió que era una locura pensarlo. Pero los chismes del pueblo, las charlas del mesón de doña Rosalía, eran más fuertes que su razón. «Piensa mal y acertarás».

Ella siguió diciendo: «Y las molestias no han terminado. Nos podremos ver pocas veces, tendré que estar doblemente precavida. La gente es inexplicable. O lo quieren a uno sin que se sepa por qué, o lo odian y lo maldicen, y tampoco se sabe el motivo».

«No tiene pudor», pensó él, «tiene que hablar aun contra su voluntad. Pero nada le creo de lo que dice. Si afirma que ha hecho algo, no le creo; si alega que no lo ha hecho, tampoco le creo. No hay verdad o mentira».

«Tú lo sabes ya, y a menudo me lo dijiste», continuó Cayetana. «Los malos demonios acechan en todas partes, y si a uno le va bien, caen sobre él. Si no fuera la duquesa de Alba, quizás me arrestaría el Santo Oficio y me procesaría por bruja. ¿No me has denunciado a la Inquisición, Francho?».

«Calla, no digas nada», se impuso Goya. «No me dejaré enredar en una discusión. Me lo juré. Lo más acertado», agregó sin embargo en voz alta, «sería que te deshicieras de tu Peral. Cuando el doctor no esté más a tu lado, los rumores terminarán».

Ella retrocedió, se irguió. Recostada a medias, apoyada sobre un codo, cubierta por el velo negro de su pelo, lo contempló. Estaban tan cerca y él no sabía lo que pasaba en ella. Claramente le exigía que se sintiera culpable, pero ella no tuvo un asomo de sensación de esa índole. Si realmente Peral hubiese hecho algo para impedir el viaje de don José, no lo hizo para ayudarla a ella, sino porque el duque le trataba de quitar por un largo tiempo la presencia de esa mujer. El mismo Peral cuando rechazó el cargo de médico de Corte, declaró expresamente que lo hacía por él, no por ella. ¡Cuánto mejor entendía a la de Alba ese médico y qué orgulloso se sentía! Ella no quería deber nada a nadie, no renunciaba a su total independencia; él lo sabía y ni con el aliento había aludido a que esos absurdos rumores crearían una relación más íntima. Pasaba incontaminado entre las atrevidas habladurías, a través de toda curiosidad inmunda.

Se sentía extrañada, estremecida por la ignorancia de Francho. Era un artista, como tal era de su clase, de la clase de los Grandes, y casi siempre él también se sentía así, más alto que el cielo sobre lo común. De pronto caía de su altura y era mezquino y plebeyo como un mulatero. ¿Qué le atribuía? Si Peral hubiese hecho algo, ¿debía ella abandonarlo en el peligro? Se sintió infinitamente lejos de Francisco. Pero en seguida se rió de sí misma. Él era un majo, esto le agradaba a ella; un majo debía ser celoso y el majo se vuelve grosero y vulgar cuando tiene celos.

«Es una lástima, Francho», dijo ella, «odias a don Joaquín. Él no te odia, creo, y es el hombre más inteligente que conozco. La Inquisición hace correr la voz de que desciende de judíos y que día y noche sólo maneja puñal y venenos. Es realmente muy culto. Y valiente. ¡Lástima que lo odies!».

Goya se irritó consigo mismo. Había procedido mal otra vez. Cayetana no se dejaba convencer por nadie; debía saberlo. Hacía ella lo que quería, hablaba y amaba a quien le gustaba. No podía haber cometido tontería mayor que tratar de indisponerla con Peral. Por lo menos dejó de discutir; se separaron en paz.

Las semanas siguientes se vieron a menudo. Y callaron acerca de sus dos graves argumentos. Lo inexpresado tornaba su amistad más negra, más salvaje, más peligrosa.

En esa época Goya trabajó mucho. Agustín le reprochó que trabajaba solamente con las manos, no con el alma, y se volvió de nuevo hosco y pendenciero; Francisco le contestaba con feos insultos. En su fuero

interno le daba la razón a Esteve. Muchas veces le atormentó la idea del retrato inacabado de la marquesa. Se resolvió a terminarlo.

Hizo preguntar a doña María Antonia si le podía conceder dos o tres sesiones más para esa labor. Ella le hizo escribir por medio del intendente del palacio que no tendría ya tiempo; con la carta le envió la suma pactada por el retrato. Esa carta fué como una bofetada en plena cara. Nunca hubiera podido ofenderlo tanto la marquesa, si no estuviese convencida de la culpa de Cayetana y de su complicidad. Cayetana también, tan dueña de sí, palideció cuando lo supo.

Unos días más tarde, se conocieron las mandas y los regalos que la duquesa de Alba distribuía entre instituciones y relaciones con motivo de la muerte del esposo. El doctor Joaquín Peral recibió «La Sagrada Familia» de Rafael, de la galería del palacio de Liria. Rafael Sanzio era —entre los maestros de todos los tiempos— el más apreciado en España y ese cuadro redondo era considerado la obra maestra más soberbia que hubiese en el país. Un duque de Alba, mientras era virrey en Nápoles, habíase llevado de Nocera el valioso cuadro, y sus herederos vieron desde entonces en el mismo su mejor tesoro artístico, y esta Virgen de Rafael fué la Santa protectora de las damas de la familia. Si doña Cayetana hacía ese regio regalo al sospechoso médico, y todavía como por disposición del difunto esposo, eso significaba que ella lo cubría con su persona. Ambos eran culpables.

«Calma», se impuso Goya cuando Miguel y Agustín le contaron ese acto de Cayetana. Sentía que la temida ola gigantesca, roja y negra, se acercaba para aturdirlo. Se endureció con toda su fuerza; la ola se quebró antes de alcanzarlo; pudo escuchar lo que decían. Lanzó una mirada a la Virgen de Atocha y se persignó. Regalando con tanta osadía la Santa protectora de la familia, Cayetana desafiaba al cielo. Desafiaba a la marquesa, a la reina, a la Inquisición, a la nación entera. De todo lo que hiciera, esto era lo más insensato, orgulloso, tonto y grande.

Lo invadió un miedo terrible por ella y por sí mismo. No era cobarde, lo llamaban valiente, pero sabía lo que es la angustia. Recordaba cuántas veces estuvo observando en un mesón al torero Pedro Romero, cuando éste no advertía que lo miraban, y cuántas veces notó toda la angustia que se concentraba en este valiente, en sus ojos, en su boca, en todos los miembros de su cuerpo. Y cuántas veces él mismo tuvo que vencer su propia angustia. El peligro le acecha a uno en cada rincón, en cada esquina. El gato, mientras come, mira en su rededor, por si viene algún enemigo; cabía aprender del gato. Estaba uno perdido si no se precavía. La angustia es necesaria si se quiere llegar, si se quiere permanecer en alto.

> *Cayetana, en cambio, había nacido en alto, en la altura donde uno es libre, loca y grandiosamente libre de la angustia que ata y atormenta a todos lo que no han nacido a la misma altura. Y Goya estaba lleno de envidiosa admiración porque ella era como era, tan insensata y tan intrépida. Y su propio corazón le pareció mezquino y estrecho ante el corazón salvaje y libre de esta mujer.*
>
> *Odiaba ahora más que antes al aborrecido médico y supo más claramente que nunca, que jamás se libraría de aquella mujer.*

25

HASTA ENTONCES el pueblo de Madrid había considerado a la duquesa de Alba como su criatura más querida y mimada, y dondequiera se mostrara, en la calle, en el teatro, en la plaza de toros, se la aclamaba porque siendo una gran dama procedía como una maja y se mezclaba con el pueblo. Mas ahora que había regalado la Virgen de Rafael, la valiosa y sagrada obra de arte, al hombre que había asesinado a su esposo, el estado de ánimo general sufrió un vuelco. Fué considerada igual a la extranjera, a la italiana, y se convirtió en la mujer distinguida que, fuerte en sus privilegios, se permitía cualquiera infamia. No cabía duda ya que el doctor Peral había matado al pobre don José, joven aún, con sus negras artes. Se aguardaba que el Santo Oficio echara luz y fuego en este asunto.

«¡Quién hubiera pensado eso de doña Cayetana, *chérie*!», exclamó don Manuel, mientras jugaba a las cartas con Pepa. «La manera con que se expuso por nuestro amigo Francisco, es cosa distinta. *pas une bagatelle, ca*
Ce n'est
». La misma Pepa sentía cierta admiración por la de Alba. Le impresionaba la forma como la mujer exhibía su amor abierta y audazmente. Miró sus cartas, pensó un momento, jugó. «Pero el proceder de la dama», dijo, «tiene grandeza solamente si carga también con dignidad con las consecuencias; porque yo creo que usted ordenará alguna medida contra la duquesa y el médico».

Don Manuel no tenía la menor intención de proceder contra la de Alba. Hubiera sido poco prudente, porque de seguro todos los Grandes defenderían a la duquesa. Era asunto de la reina tomar medidas o no contra su rival. Él no quería mezclarse en eso. Jugó, dejando que Pepa le ganara y no contestó. Pero no podía olvidar a la de Alba. El regalo audaz de Rafael era otra prueba más de la inefable altanería de los Albas. Ahora menos que nunca podían actuar en esa forma. El destino los había golpeado duramente. El hombre que no le contestó el tuteo estaba bajo tierra y la situación de doña Cayetana no era agradable. No se respiraba fácilmente en una atmósfera de sangre. Le seducía comprobar si ella seguía siendo tan dura, aguda y arrogante. El mecenazgo, el interés sobre todo por las artes plásticas, era deber y privilegio de los Grandes y el intercambio de obras maestras, ocupación grata a los grandes señores, a las grandes damas. Especialmente en períodos de luto se cuidaban los tesoros artísticos, para vencer el aburrimiento de la etiqueta.

Manuel se presentó en casa de doña Cayetana. Lamentó su pérdida. Expuso el motivo de su visita. Sus colecciones contaban con escasos maestros italianos; su consejero don Miguel y don Diego, éste desgraciadamente ausente ahora, coincidían en ese juicio. Pero poseía abundancia de españoles de primera fila. Tal vez ella podía cederle algún italiano por un Greco o un Velázquez. Estaba sentado con las piernas cruzadas y sus ojillos, en la cara un poco grave pero hermosa, la examinaban con atrevido goce, acostumbrado a vencer. «Cambiar» cuadros le desagradaba, contestó Cayetana, aunque en este caso saldría ganando. Tenía también amigos que entendían mucho de arte, su médico, el doctor Peral, por ejemplo, y el pintor de Corte Francisco de Goya. Pero no era en realidad una coleccionista; le gustaban sus cuadros y no comprendía que debiera escuchar «consejos», no importa de quién viniesen. «Pero tendré el placer», concluyó amablemente, «de enviarle algún italiano de mis galerías, y si algún día necesito de usted un favor, le daré la revancha».

Se sintió humillado. Le hacía entender que por venir de abajo no procedía como los Grandes protegiendo las artes. Se mostraba orgullosa, a pesar de encontrarse en situación de ganar su protección de primer ministro. Quizás debería sugerir a la Inquisición que un procedimiento contra el doctor Peral no hallaría obstáculos de parte del Gobierno.

Antes de que se resolviese, tuvo una satisfacción. La reina, después de la lamentada muerte del duque, había pensado ya que debería castigar a la de Alba y con ella al médico que rechazara tan neciamente su generosa oferta. La detuvieron algunas razones políticas. La guerra con Inglaterra fracasaba; era necesario exigir a los Grandes, ya quejosos, nuevas contribuciones; en ese momento, la nobleza hubiera considerado como un desafío hacer pública su desaprobación a una dama de tal rango. Mas ahora que el regalo de Rafael había indignado también a los Grandes, ella podía poner coto a la atrevida dama, sin temer oposición. Doña María Luisa indicó a la viuda del duque de Alba que se presentara en Aranjuez, donde se hallaba la Corte.

La recibió en su cuarto de trabajo, alegre y claro. Cubría las paredes un damasco blanco, como el de las

aplicaciones de las sillas. El escritorio era un regalo del guillotinado Luis XVI, diseñado por el famoso Pluvinet y ejecutado en caoba, tallado con gusto por Dupin, con cerradura artística fabricada por el mismo rey. Sentada ante este escritorio, suntuosa en su vestido de verano, la recibió la reina; Cayetana estaba enfrente, vestida de negro; ambas tomaron limonada con hielo.

«Querida amiga, le tuve que recomendar una vez», dijo la reina, «que evitara los chismes y rumores. Por desgracia usted desechó mi maternal consejo y no pensó en la desagradable maledicencia que causaría la irreflexiva generosidad para su médico». Cayetana la miraba a la cara, ingenuamente sorprendida. «Lo más simple», continuó María Luisa, «sería naturalmente ordenar una investigación completa acerca del caso del doctor Peral. Si pedí al rey que no la ordenara, fué solamente por usted, doña Cayetana. Es decir, y quiero ser franca, nada me importa usted, sino aquellos que llevarán después de usted el nombre de los Alba». «No entiendo una sola palabra, Majestad», contestó Cayetana, «sólo advierto que he provocado el disgusto de Su Majestad». Como si la de Alba nada hubiese dicho, la reina prosiguió: «Mi querida, evidentemente usted no quiere o no puede proteger ese noble apellido como sería su deber. Por eso debo ayudarla». «No pido esa ayuda, Majestad», replicó la de Alba, «no la deseo». «Usted tiene siempre lista una respuesta, doña Cayetana», repuso la reina, «pero me toca también decir siempre la última palabra». Había puesto a un lado la limonada y jugaba con la pluma que podía convertir sus palabras en una orden a la cual no cabía réplica. «Ya lo desee o no», declaró, «la protegeré contra nuevos rumores. Le sugiero que por algún tiempo se aleje de Madrid», concluyó. «Por todo el período de luto».

¡Durante todo el luto! Desde que recibiera la orden de presentarse en Aranjuez, Cayetana supo que sería desterrada. Pero que el destierro tendría que durar tres años —tal era el período de luto de la viuda de un Grande de primera clase—, nunca lo hubiera supuesto. ¡Tres años sin Madrid! ¡Tres años sin Francisco!

Doña María Luisa la estaba observando, mientras jugaba con la pluma cargada de destino, entreabiertos los labios que mostraban un centelleo de diamantes. Por un segundo Cayetana había enrojecido, pero se dominó en seguida; la reina pudo difícilmente notar su consternación.

«Querida, tiene tres semanas para realizar sus preparativos», dijo la reina, feliz por su triunfo; hasta su voz sonaba ahora más amable. La de Alba, indiferente en apariencia, se levantó, hizo una reverencia, doblando la rodilla, y espetó la fórmula: «Doy gracias a Su Majestad por la providencia». Como estaba prescrito, le besó la mano, una mano cuidada, carnosa, cargada de anillos, casi infantil.

Cayetana contó a Francisco lo ocurrido. «Usted ve, tenía razón yo», concluyó diciendo con alegría un poco forzada; «la italiana no es tan munífica como usted la pintó». Goya estaba consternado. ¡Cayetana desterrada! ¡Cayetana lejos de Madrid! Este hecho cambiaría toda su vida. Seguramente, ella esperaba que él la acompañara en el exilio. Era seductor estar con Cayetana, en alguna de sus posesiones, lejos del alboroto de la Corte, sin el movimiento de Madrid, sin tantos ojos en acecho alrededor. Pero él era pintor del rey, presidente de la Academia; podía ausentarse de la capital por brevísimo tiempo, si lograba hacerlo. Se sintió perplejo. Y en su inquietud, en su esperanza de dicha, en su cálculo, había un oculto orgullo porque finalmente había podido intervenir en el destino de esta distinguida y orgullosa dama.

Antes de que él se recobrara, Cayetana continuó: «Me parece que tiene también sus ventajas poder vivir con total independencia. Saber que los chismes madrileños cuando nos alcanzan, ya están olvidados». Finalmente, tuvo que hablar él también. «¿Adónde irá usted?», preguntó estúpidamente. «Ahora me quedo aquí», contestó Cayetana, y viendo la sorpresa de Goya, explicó: «La obligaré a usar la pluma. Tendrá que enviarme un escrito real. Sólo cuando reciba la carta-orden, me marcharé». Goya había llegado a una resolución. «¿Puedo acompañarla, Cayetana?», preguntó astutamente, orgulloso de su atrevimiento. Con su campesina picardía, acababa de pensar que su enfermedad del oído le ofrecía un buen pretexto para pedir licencia. «¡Es natural, nos iremos juntos!», exclamó Cayetana complacida. Y él triunfante: «Es grandioso. Doña María Luisa no se imaginó seguramente que nos hacía un favor». Pero María Luisa lo había pensado. El primer maestresala contestó al pedido de licencia de Goya que el señor Presidente de la Academia debía posponer la fecha. El rey tenía intención de hacerle un encargo importante. Se le invitaba a Aranjuez, donde Sus Majestades discutirían con él todo el asunto.

Cayetana palideció cuando lo supo. «¡Esa perra cobarde!», exclamó airada. Pero en seguida recobró la calma. «Por un mes o dos», dijo «te esperaré. Vendrás luego. Para nuestra felicidad nos sobra tiempo. ¡Ven pronto! ¡Trabaja bien! ¡Píntala lo más parecida que puedas! Sí, retrátala tal como es tu maja negra», concluyó diciendo con perversa sonrisa.

26

APENAS LLEGÓ a Aranjuez, Goya fué llevado a presencia del rey Carlos, que se hallaba acompañado por sus hijos menores, Francisco de Paula y María Isabel, y se entretenía haciendo flotar un barco de juguete en el canal. Se veía que el monarca estaba divirtiéndose más que los niños. «Mire, don Francisco», dijo al pintor. «Es una exacta imitación de mi fragata "Santísima Trinidad" que ahora ha de estar cruzando los mares al sur de la China, cerca de mis Filipinas. Como van las cosas hoy, no está uno seguro de nada. Los ingleses han pactado con el demonio. Pero aquí, con nuestra fragata todo marcha bien. Hemos dado la vuelta a toda la isla, por el Tajo y el canal. Quédese y entreténgase con nosotros», aconsejó.

Cuando finalmente los chiquillos se marcharon, Carlos se paseó con el pintor por los jardines. El pesado señor caminaba lentamente y Francisco lo seguía a menos de un paso de distancia. Las avenidas eran interminables, las ramas de los árboles formaban un ancho techo de fronda en forma de bóveda, a través del cual pasaba un poco de sol. «Atienda, mi querido artista», fué explicando el rey, «vea lo que me propongo. Ocurre que en este hermoso mes de mayo todos mis seres queridos se reúnen aquí en Aranjuez. Y tengo una idea. Usted, don Francisco, tiene que pintarnos a todos juntos, en un solo grupo». Goya oía bien y Su Majestad hablaba con voz fuerte. Le pareció, sin embargo, que no podía ser. Lo que comprendía por las palabras del soberano era una fortuna increíble y fabulosa, y temía que si la hacía demasiado rápidamente, se le desvanecería en el aire. Pocas veces solía desear un rey ser retratado con toda su familia. Los personajes de sangre real tenían poca paciencia y cuando uno disponía de tiempo, otro estaba ocupado. Solamente pocos maestros muy estimados habían podido ejecutar esos grupos, nadie después de Miguel van Loo.

«Lo pensé a mi gusto», continuó don Carlos. «Usted hará algo bonito, íntimo, pero digno, como en ese cuadro de Felipe IV donde la pequeña recibe un vaso de agua y el chiquillo patea al perro. O como en aquélla de mi abuelo, Felipe V, donde todo el mundo está tan cómodo. Yo podría ocuparme de mis relojes, por ejemplo, o tocar el violín; la reina estaría leyendo, los chicos jugarían al escondite. Todos agradablemente entretenidos, pero con cierta grandeza. Usted me comprende, don Francisco».

Don Francisco comprendía. Pero eso no. Un cuadro de género, nunca. Pero prudentemente, no quiso echar a perder la maravillosa ocasión. Estaba agradecido al rey, declaró respetuosamente, por su confianza y por esa extraordinaria distinción. Sólo pedía un plazo de un par de días para someter a Su Majestad algún proyecto. «Concedido, don Francisco», contestó Carlos; «nunca tengo prisa y menos en Aranjuez. Apenas se le ocurra algo, nos lo comunica a doña María Luisa y a mí».

Ese día y el siguiente, Goya, tan sociable, evitó toda compañía. Concentrado en sí mismo, casi saturado de dicha, desoyendo a todo el mundo, vagó por el claro y alegre palacio de Aranjuez, por los maravillosos jardines, bajo las verdes bóvedas frondosas de la calle de la Alhambra y de los Embajadores, por puentes y puentecillos, delante de grutas y juegos de agua.

Algo «íntimo», no; Su Majestad tendrá que renunciar a eso. La «Familia de Felipe V» de van Loo con su agrupación artísticamente natural era apenas teatro absurdo, artificio incluso; no se rebajaría a eso. Y las «Damas» de Velázquez, las «Meninas»…, era cierto, la pintura española no había logrado nada superior y él admiraba el cuadro, pero no le gustaba por su helada alegría. Como siempre, no quería competir con nadie, ni con el gran Velázquez, ni con el pequeño van Loo. Quería competir solamente consigo mismo; su cuadro sería de Francisco de Goya y de nadie más. Al segundo día le pareció entrever vaga y lejanamente lo que haría. Pero no se atrevió a detallarlo, para que no se le desvaneciera todo. Se acostó viendo, pensando, soñando algo indefinido, flotante a lo lejos, y se durmió. Cuando se despertó por la mañana, sabía exactamente lo que haría.

Se hizo anunciar a Sus Majestades. Expuso su idea, hablando más a doña María Luisa que a Don Carlos. Explicó modestamente que los retratos de Su Majestad Católica le salían más felices cuando podía destacar lo representativo, lo extraordinariamente digno, que irradiaba del monarca. Tenía mucho miedo a determinada naturalidad artificial, que podría dar la impresión de que se trataba de personajes nobles o aun burgueses solamente. Deseaba, por lo tanto encarecer respetuosamente a Sus Majestades que le ordenaran conservar la majestad representativa en el cuadro familiar proyectado. Los miembros de la familia real debían ser en el cuadro los reyes y los infantes que la gracia de Dios quiso que fueran. Eso sí, en todo su esplendor.

Don Carlos se sintió desilusionado. Renunciaba de mala gana a la idea de verse retratado con sus relojes

en la mano y su violín en la mesa. No sería quizás muy regio en tal intimidad, pero se justificaría por tratarse de la vida privada en el círculo de la familia. Por otra parte, la propuesta de su pintor despertaba en él de nuevo y más fuerte aún una idea que más de una vez le preocupó en su fuero interno en los últimos días. Desde París se tenían noticias confidenciales acerca de una conjuración realista, y don Manuel sugirió que tal vez, si se apoyaba hábilmente ese movimiento, el pueblo francés podía ofrecer a don Carlos, como jefe de los Borbones, la corona de Francia. «Yo el Rey de las Españas y de Francia», pensó… Si allí en medio de los suyos, en soberbio uniforme, con brillantes collares y condecoraciones, con su macizo físico y su digna cabeza, se decía a sí mismo enérgicamente: «Yo el Rey», su pintor de cámara sería seguramente capaz de llevar al lienzo una fiel impresión de todo eso. «Su idea no me parece mala», dijo por fin. Y Goya lanzó un suspiro de alivio.

A la reina las palabras del pintor le parecieron obvias de inmediato. Ella tenía figura representativa y Goya así la había retratado a menudo. En grupo con los suyos, ese aspecto aumentaría mucho. Mas ¿no hacía la cosa demasiado fácil su pintor de cámara? «¿Cómo lo imagina usted, don Francisco?», preguntó, con gentileza sí, pero como dudando. «¿Todos en fila? ¿No sería monótono?». «Si Su Majestad me concede intentarlo», replicó Goya, «creo que le daré satisfacción».

Se convino que la familia se reuniría a la mañana siguiente en la Galería Verde, todos vestidos de gala; se establecería entonces definitivamente cómo Francisco pintaría «La familia de Carlos IV».

A la mañana siguiente, todos los Borbones españoles, viejos y jóvenes, se reunieron en la galería elegida; una dama de la corte, orgullosa y cuidadosa, traía a un niño de pecho, un príncipe que al parecer no podía faltar en el cuadro. La familia entera estaba iluminada por el sol que penetraba por los grandes ventanales. Los dos infantes menores, Isabel y Francisco de Paula, corrían por el salón. Todos vestían de gala, espectáculo insólito en la claridad de la mañana. A lo largo de las paredes se apiñaba el séquito; había alboroto y perplejidad al mismo tiempo. El ceremonial no preveía reuniones de esta clase.

Doña María Luisa tomó la iniciativa. «Aquí nos tiene, don Francisco», le dijo; «haga usted con nosotros algo hermoso».

Goya puso mano a la obra. Colocó a la reina en el centro, entre los dos infantes menores; a la izquierda de ella, muy en primer plano, la maciza figura del rey. El grupo se formó por sí solo. El otro resultaba más simple. Estaba en él la bonita pero poco llamativa infanta María Luisa, con su niño, que le entregara con profunda reverencia la dama de la corte; a su lado, a la derecha, su marido, el heredero de Parma, un señor alto que llenaba perfectamente su lugar. Unía este grupo con el primero el viejo infante don Antonio Pascual, hermano del rey, grotescamente parecido a éste; los otros tres Borbones llenaban el lado izquierdo del cuadro, el heredero don Fernando, un jovencito de dieciséis años, de cara bonita e inexpresiva, su hermano menor don Carlos y su tía, la hermana mayor del rey, la feísima doña María Josefa. La composición era infantilmente sencilla y Goya previó que la criticarían sin piedad, pero era exactamente la que le convenía.

De pronto el rey ordenó: «¡Alto, alto!». Y explicó a Goya: «Faltan dos infantas ausentes, mi hija mayor, princesa regente de Portugal, y la napolitana, la futura esposa del heredero». «¿Ordena Su Majestad», preguntó Goya, «que las pinte según otros retratos o de acuerdo con alguna descripción?». «Proceda usted como le parezca», contestó el rey, «lo que importa es que estén en el cuadro».

En ese momento se adelantó don Fernando, el príncipe de Asturias, el heredero. «No sé», declaró groseramente con voz ronca, «si es justo que yo esté en un rincón. En realidad, el príncipe de Asturias soy yo. ¿Por qué ponen en medio al pequeño —y señaló a Francisco de Paula— y a mí en un rincón?». Goya, pacientemente, pidiendo disculpas, dirigiéndose más al rey que al infante, contestó: «Pensé que artísticamente sería deseable que entre sus Majestades no haya ningún infante mayor, sino el pequeño para dejar más en relieve a Su Majestad el rey». «No veo por qué no se cuida más de mi dignidad», refunfuñó don Fernando. El rey declaró: «Porque eres demasiado alto», y María Luisa ordenó: «Usted se calla, don Fernando».

Goya retrocedió un poco y contempló a los personajes así dispuestos. «¿Puedo rogar a Sus Majestades y a Sus Altezas», dijo al cabo de unos segundos, «que pasen a otra sala? Necesito luz desde la izquierda», explicó, «mucha luz que caiga de arriba a la izquierda hacia abajo a la derecha». María Luisa entendió en seguida. «Vamos a la Sala de Ariadna», propuso, «allí, creo, hallará usted lo que necesita, don Francisco».

Con ruido de voces y pisadas, el brillante cortejo cruzó a través del palacio, yendo a la cabeza el macizo monarca y la atildada reina, luego las feas y viejas infantas y los jóvenes bonitos; cerraban la marcha los personajes del séquito. Y así llegaron, a través de cuartos y corredores, a la Sala de Ariadna. Allí la luz era excelente, tal como la quería Goya; en las paredes, en cambio, los gigantescos cuadros con escenas mitológicas desaparecían en la penumbra.

Se reunieron los reyes y los príncipes y, delante de ellos, Goya impregnaba sus ojos, absorbiéndolos casi, con infinita avidez. Miraba crítica, aguda y exactamente, permaneciendo inmóvil; había silencio en la sala y el séquito pensó que lo que ocurría, es decir que un súbdito observara al rey y a su familia de esa manera, era indigno, audaz, condenable; aquello no debía permitirse. Más aún, porque Goya, sin saber ni él mismo por qué, tenía puesta su ropa de trabajo.

Al cabo de su observación, Goya dijo: «Pido ahora dos cosas todavía. Si Su Alteza el pequeño infante llevara un traje de color rojo encendido, Sus Majestades y también Su Alteza resultarían favorecidos. Además, convendría para el equilibrio del cuadro que Su Alteza Real el Príncipe heredero vistiera no ya de rojo, sino de azul claro». «Este color es el mismo de mi uniforme de general», protestó don Fernando, «y es mi color preferido». «Llevarás el azul», impuso secamente la reina, mientras el rey agregó conciliador: «En cambio, si don Francisco no lo objeta, puedes ponerte más condecoraciones, hasta el Toisón de Oro». «Su Alteza», concluyó apaciguador Goya, «estará en plena luz. Las condecoraciones resplandecerán sobre él en forma magnífica».

Rápidamente, el pintor tomó sus apuntes. Dijo luego que pediría a cada uno aisladamente o en pequeños grupos un par de sesiones a lo sumo. A todos juntos los necesitaría una sola vez, para el último esbozo del color. «Concedido», dijo don Carlos.

Tampoco esa noche durmió Goya a su gusto. No, no pintaría una mala escena anecdótica como van Loo, y nadie podría decir que lo que estaba permitido a Velázquez, le estaría vedado a Goya. «Velázquez es grande y ha muerto», pensó casi triunfalmente, «y la época es distinta, y no soy poca cosa y además estoy vivo». Y en la oscuridad, con verdadero júbilo interior, vió claramente lo que quería pintar, los colores contrastantes que dominaría. Una completa unidad, brillante, armónica, y en el centelleo fantástico, duras, desnudas y claras, todas las facciones.

Todavía antes de que iniciara los esbozos individuales, fué llamado por el intendente real, el gentilhombre de cámara marqués de Ariza, que lo recibió en presencia del tesorero don Rodrigo Soler. «He de comunicar algo al señor pintor de Corte», le dijo el marqués; su voz era afable, pero no miraba a Goya. «Aun cuando Su Alteza doña María Antonia, princesa heredera de Nápoles, puede ser considerada como prometida de su Alteza Real el infante don Fernando, el convenio entre ambas partes no se ha completado; caben en lo posible cambios ulteriores. Por eso se recomendaría que el señor pintor de Corte diera a la princesa rasgos indeterminados, en alguna forma anónimos, de modo que en caso de un arreglo distinto la figura presentada pueda representar a otra ilustre dama. ¿Me comprende el señor pintor de Corte?». «Sí, Excelencia», repuso Goya. «Se me ha indicado además», continuó el marqués de Ariza, «que el número de los personajes del cuadro, contando al futuro heredero de Parma, al niño de pecho y a las infantas ausentes, sería de trece. Naturalmente, los príncipes y Sus Majestades son superiores a toda superstición, mas no aquellos que vean el cuadro. Por esta razón se ha propuesto que el señor pintor de Corte, como ha ocurrido en cuadros anteriores de esta índole, aparezca en la tela, naturalmente en forma discreta. ¿Me ha comprendido el señor pintor de Corte?». Goya contestó secamente: «Creo que sí, Excelencia. Se ha dispuesto que he de figurar en el cuadro, pintando en la sombra». «Se agradece», replicó el marqués, «el señor pintor de Corte ha comprendido».

Aquello alborotó la mente de Goya. Recordaba que Velázquez se había retratado en su cuadro de la «Familia real», grande, naturalmente sin arrogancia, pero no en la sombra, y después, el rey Felipe pintó con su propia mano la Cruz de Santiago en el pecho del artista. Francisco se retratará en la sombra, pero será bien visible, y también su rey lo premiará, con menos donaire tal vez, pero convirtiéndolo finalmente en primer pintor; después de ese gran encargo, erizado de dificultades, no cabían dudas.

«Queda por resolver todavía el asunto de los honorarios», dijo amablemente don Rodrigo Soler, el tesorero, mientras Francisco, vuelto en seguida calculador, resolvía prestar suma atención. Muchas veces, en casos semejantes, se ofrecían al pintor honorarios mezquinos, suponiendo que bastaba con el honor del encargo. «Inicialmente», explicó prudentemente Francisco, «pensé que la labor de preparación podía limitarse al rápido esbozo de cada personaje; resulta sin embargo que tendré que ejecutar también los retratos individuales en sus mínimos detalles. Serían unos cuatro grupos y diez retratos individuales».

El marqués de Ariza callaba, lleno de altiva reserva. «Se ha resuelto», dijo Soler, «no considerar como base para los honorarios el tiempo que se emplee. En cambio, el cuadro será remunerado de acuerdo con el número de las figuras incluidas en la tela. Le pagaremos dos mil reales por cada una de las cabezas de Sus Majestades y sus infantes, mil por cada cabeza de los demás miembros de la familia real». Goya pensó en si también las cabezas de las infantas ausentes, del niño y la suya propia entrarían en la cuenta, pero nada preguntó. Sonrió para sí. De cualquier manera, la recompensa no era mezquina. Solía aumentar los precios, si el cliente quería que se pintaran las manos. Esta vez nada se decía de una condición semejante: de

antemano había resuelto retratar muy pocas manos, a lo sumo cuatro o seis. No, no, la recompensa no era mezquina, aunque se le pagaran solamente diez cabezas. Y ese mismo día comenzó a trabajar en el estudio provisional que se le instaló en la Sala de Ariadna.

Allí pudo poner en su justa luz cada uno de los modelos de acuerdo con su lugar en el cuadro; ejecutó, pues, los esbozos con todo detalle. Pintó a don Luis, el heredero de Parma, digno, joven, huero y bonito, un poco tonto. A la infanta María Luisa con su niño de pecho, amable, graciosa, insignificante. Al retratar a la vieja infanta María Josefa, aunque estaba resuelto a dejar que su cara surgiera apenas entre las figuras enteras del heredero y su anónima prometida, empleó dos tardes: la repugnante fealdad de la anciana lo fascinaba.

El modelo más dispuesto fué el rey. Se mantenía muy erguido y sacaba pecho y vientre, sobre los cuales brillaban la cinta roja de la Orden portuguesa de Cristo, la blanca y azul de la Orden de Carlos V, el Toisón de Oro; más pálida resaltaba sobre la seda parduzca de la chaqueta la guarnición gris y centelleaba la empuñadura de la espada. Llevando todo este lujo, duro, perseverante, orgulloso e importante, resistía valiente la larga sesión a pesar de la gota. Si era un placer para el rey cada sesión, tampoco le desagradaban las pausas. Dejaba la espada, a veces también el gran manto con todas las condecoraciones; se hundía en una silla, comparaba amorosamente sus relojes y se entretenía hablando sobre caza, administración agraria, niños y asuntos del día. «Usted también estará en el cuadro, don Francisco», le dijo un día bondadosamente, y lo miró como pensándolo. «Tiene usted una imponente figura», y de pronto, animado, propuso: «¿Qué le parece si lucháramos un poco? Admito que soy más grande y de complexión más fuerte, pero tengo mis años y mi gota. Déjeme ver sus bíceps», ordenó y Goya tuvo que desnudar su brazo. «No están mal», certificó el rey. «Pero sienta los míos». Goya tanteó. «Excelentes, Majestad», reconoció el pintor. De repente, don Carlos cayó sobre él. Sorprendido, Goya se defendió violentamente. En broma o en serio, había luchado con muchos majos. Resollando, Carlos apeló a golpes prohibidos, Goya, indignado, olvidó que quería ser primer pintor y con una verdadera llave de majo golpeó al rey dolorosamente en el lado interior del muslo. «¡Ay!», gritó don Carlos. Dominándose, resollando también, don Francisco dijo: «Le pido humildemente perdón, Majestad». Pero tardó un rato más hasta que se dejó poner la rodilla sobre el pecho. «Es usted tremendo», observó don Carlos.

Por lo demás, el rey demostraba a su pintor afecto y favor. En Aranjuez se sentía magníficamente; le gustaba repetir a su modo una agudeza corriente: «Si Dios no fuera Dios, quisiera ser rey de España con un cocinero francés». Estaba pues de muy buen humor y quería contagiar ese buen humor también a Francisco, retrasando así el curso de la tarea. Lo llevaba a su Casa del Labrador, a medio construir, un magnífico palacete que hacía edificar en el parque y le aseguró que también allí tendría mucho trabajo. Muchas veces lo llevó consigo a cazar, un día lo acompañó al gran salón de música y tocó para él en el violín, figura imponente en esa graciosa instalación china. «¿No le parece que estoy progresando mucho?», le preguntó. «En mi orquesta hay ciertamente violinistas mejores, pero entre los Grandes soy seguramente el mejor, desde que nuestro buen duque de Alba se fué tan pronto».

Entre los modelos de Goya había uno solo que se mostraba recalcitrante: el príncipe heredero, don Fernando. Goya lo trataba con especial respeto y hacía lo posible para conquistarlo. Pero el jovencito, violento y engreído, permanecía reacio. Sabía que Goya era amigo del Príncipe de la Paz, a quien odiaba. Iniciado muy temprano en los goces sexuales por camareras, gobernantas y damas de la Corte, supo temprano también que don Manuel era el amante de su madre y lo miraba con curiosidad, envidia y celos; un día en que a los once años no supo manejar la pequeña espada de su uniforme de coronel, don Manuel le había censurado, despectivo, insolente. Y ahora tenía que estar allí como modelo para don Francisco, con ropas de un color que le desagradaba, mientras el pintor se atrevía a llevar su ropa de trabajo delante de él, el heredero del trono.

En cambio, doña María Luisa se adaptaba gustosa a todo. Ya sola, ya con los dos niños, se prestaba a lo que Goya quería, aun cuidando a los dos hijitos en sus sesiones individuales.

Finalmente, la obra estuvo tan adelantada que pudo solicitar una vez más una sesión de conjunto y en traje de gala en la Sala de Ariadna para el ajuste de las tintas.

En tanto Goya los observaba, se sentía feliz. La armonía de tonos en contraste como la soñara, resultó real, rica, original y notable. El detalle se subordinaba al todo y el todo estaba en cada detalle. Las tintas opuestas eran un brillo rojo y dorado a la derecha, azul y plateado a la izquierda; en cada luminosidad había su sombra, sólo con distinto matiz, y en cada sombra había luminosidad, y en esa luz, las caras estaban desnudas, duras, exactas; lo común en lo extraordinario. No lo pensaba, ni hubiera podido expresarlo; lo sentía. Miraba, fijo, agudo, sin pausa, sin respeto, y el séquito experimentó serio desagrado. Allí estaba ese súbdito insignificante con su casaca de labor delante de los reyes y los príncipes

suntuosamente ataviados, y él los contemplaba como un general que pasa revista. Eso resultaba una rebeldía, y antes de la revolución francesa no hubiera ocurrido. ¿Por qué lo aguantaban los Borbones?

Francisco comenzó a pintar, de prisa, largo rato. La vieja infanta María Josefa se quejaba que no podía estar más tiempo de pie y don Carlos le reprochó que el pequeño esfuerzo no era lo menos que se podía exigir a una infanta. Mas Goya nada oía, estaba entregado totalmente a su trabajo.

Finalmente hizo una pausa; todo el mundo respiró, dispuesto a retirarse. «Veinte minutos más, por favor», suplicó Goya y viendo los gestos desabridos, suplicó: «¡Apenas veinte minutos, por favor! Luego no los molestaré una sola vez más». Se conformaron. Goya pintaba. Había un profundo silencio, se oía zumbar una mosca contra un ventanal. Finalmente Goya dijo: «Gracias, Majestad; gracias, Altezas».

Apenas quedó solo, permaneció sentado largo rato, casi agotado, pero feliz. Lo que había soñado, era realidad ahora, ya no podía desvanecerse de su tela. Luego, cálido e intenso, lo invadió el deseo de Cayetana. Por la violencia con que esto ocurría, comprendió cuánto le había costado desechar durante todo ese tiempo la idea de ella. Hubiera sido más prudente o tal vez la única cosa prudente permanecer en Aranjuez y seguir trabajando. Pero se preguntó: «¿Estará todavía en Madrid? ¿Cuánto todavía?».

Y envió un mensaje a Madrid a la duquesa: volvería al día siguiente. Y reunió razones, cavilando cómo y por qué debía pasar un par de días en la capital y con urgencia, por el cuadro. Todo eso era insensato y él lo sabía; a pesar de todo, lo hizo.

Enrolló sus grandes bocetos en colores y los esbozos individuales, con mucho cuidado, y con ellos y mucho orgullo y muchas esperanzas partió locamente apresurado para Madrid.

27

LA PRIMERA NOCHE después de su regreso, Cayetana fué a su casa. Las noches de verano eran cortas y hubiera sido peligroso para la de Alba que la vieran en el camino. Sin embargo, se quedó hasta después de amanecer. Al día siguiente, llegó muy temprano por la tarde. Goya le habló de su labor, le mostró sus esquicios, trató de explicarle lo que pensaba hacer, lo nuevo, lo grande. Mas ella apenas escuchaba sus torpes palabras; miró los esbozos, miró la reunión de cabezas engreídas e infladas sobre los trajes suntuosos, contrajo los labios, se rió. Se rió fuerte, divertida. Goya se sintió ofendido. ¿Ése podía ser el efecto? Se arrepintió de haberle mostrado la obra. Pero su irritación duró poco. Se sentía feliz de verla y tocarla. Todo en ella le hacía feliz. «Ven, ventura, ven y dura», pensó, y tarareó el refrán.

Aquéllas eran las últimas horas que ella pasaría en Madrid; al día siguiente vencían las tres semanas acordadas por María Luisa. Mas ella no creía que la reina se atrevería a desterrarla con un edicto. Él tampoco podía creerlo. Por la tarde del día siguiente, Goya recibió una presurosa notita. «Ven en seguida». Supo así que estaba desterrada. Corrió a verla.

Todo era desorden en el palacio de Liria. La servidumbre corría de un lado a otro, volaban órdenes, se rectificaban; hasta la muy digna doña Eufemia no ocultaba su excitación. Cayetana había recibido la carta-orden, de puño y letra del rey. Lo hizo pasar al dormitorio. La encontró cuando estaba siendo ataviada para el viaje, en ropas interiores, sin zapatos. Mientras daba órdenes a las doncellas, le fué contando. Debía abandonar la ciudad ese mismo día y retirarse por tiempo indeterminado a sus posesiones de Andalucía. No podría abandonar el reino andaluz sin autorización. «Daré muchos rodeos», le dijo. «Trataré de pernoctar solamente en lugares que me pertenezcan». Se rió del desorden a su alrededor. El lanudo perrillo blanco ladraba.

El corazón de Goya le decía que debía acompañarla, estar a su lado, aunque la viera resuelta y valiente. Pero tenía que renunciar, y renunciar justamente a las semanas en que ella podía ser sola y totalmente suya. No renunciaría. Preferiría renunciar al cuadro que llevaba concluido en el alma, a la gloria, a la carrera. Deseaba estar con ella ahora, correr su suerte, desafiar al mundo entero, como ella lo hiciera con su regalo audaz, jactancioso, insensato y admirable al absurdo doctor. Y en seguida, con igual ardor, surgía en su mente el retrato de la familia real que tenía dentro, con todo su fluir de colores, brillante, radioso, con las cabezas que asoman, no compitiendo con el cuadro de Velázquez, pero también digno de verse. Preguntó con voz un poco ronca: «¿Puedo acompañarla, doña Cayetana?», y en seguida, sin calor agregó: «Por lo menos el primer día».

Ella lo había observado en esos instantes de reflexión con ojos expertos, y él tuvo la desagradable sensación de que ella sabía exactamente lo que pensaba. Y ante el pedido sin calor, ella se rió, sin rencor. Mas él se sintió mortificado. ¿Carecía de importancia el que el pintor del rey dejara plantada la obra que lo convertiría en primer pintor real y se declarara pronto a acompañar en el destierro a una dama caída en desgracia? «Aprecio, don Francisco», le contestó ella, «lo que me ofrece. Pero usted es un hombre reflexivo y quiero ser juiciosa yo también. Si me acompaña todo un día a caballo, tragando polvo, para no ser más primer pintor del rey, a los dos días lo lamentará y se arrepentirá toda la vida. ¿No es así? Y no quiero ni pensar en las palabrotas que me endilgará en su mente o aun en público, mientras viva. Muchas gracias, pues, don Francisco»; se irguió en la punta de los pies y lo besó.

Luego, con indiferencia, dijo: «Además, me acompañará don Joaquín; me marcho bien escoltada». Debió prever que el doctor Peral la acompañaría, era lógico. Pero el hecho lo hirió.

Los lacayos la invitaron al coche ya listo. «¡Sígame pronto, Francisco!», le dijo y en las huecas palabras resonaba el deseo. «Acabe su cuadro como el apremiado Lucas. ¡Venga rápidamente a Andalucía, como si detrás de usted galopara el Santo Oficio!».

28

HASTA ESE MOMENTO, Goya no había ofrecido a Esteve una sola ocasión para conversar a gusto. Mas apenas Cayetana se fué, le dijo: «Bien, mi agriado Agustín, te mostraré lo que hice» y desenrolló los esbozos, fijándolos con clavillos sobre tablas. Agustín se puso delante, retrocedió, se acercó, metió casi la cabezota alargada en éste o aquél, tragó saliva, contrajo la larga y delgada boca. «Te diré…» comenzó por decir Goya. «Nada digas ahora», indicó Esteve, «ya sé». «Tú nada sabes», gritó Goya, pero se calló y dejó que el otro mirara. «C… jo», exclamó por fin Esteve. Era esa una palabrota enormemente obscena de mulatero, que llenaba la boca; como la decía Agustín, era evidente que había comprendido el cuadro. Pero Goya no calló, tuvo que confesar lo que quería hacer. «No quiero construir», dijo. «No deseo una estirada anécdota como la de Velázquez. Pongo esas criaturas allí simplemente». Sintió que sus palabras y aun las palabras no alcanzaban a explicar, como deseaba, lo delicado, lo complicado, pero tenía que seguir hablando. «El detalle debe ser muy evidente, pero sin que se note. Solamente las caras han de aparecer duras, reales, vivas, exactas, tal como son. Detrás, la tiniebla. ¿Ves lo que quiero hacer? ¿Comprendes?».

«No soy ningún bobo», contestó Esteve y orgulloso agregó: «¡Hombre! Esto será grandioso. Y de nuevo. ¡Francho, qué gran pintor eres!». Y Goya feliz repuso: «¿Lo ves, por fin? Pasado mañana vamos a Aranjuez. Vendrás conmigo. Terminaremos pronto. Hace falta trasladar los retratos al cuadro. Lo que importa está todo aquí. Será algo bueno». «Sí», afirmó convencido Esteve. Esperaba ansioso que Francisco lo invitara y se alegró como un niño. Y en seguida se tornó hombre práctico. «Pasado mañana, pues», dijo, «pero hay mucho que hacer aún. Iré a ver a Dacher por el marco y la tela, a Ezquerra por los colores y el barniz». Pensó un momento, luego titubeando observó: «Seguramente no has visto a los amigos, Jovellanos, Bermúdez, Quintana. Volverás a Aranjuez por algunas semanas. ¿No deberías reunirte con ellos?». La cara de Goya se oscureció; Esteve temió que se irritase. Pero no; Goya apenas entendía cómo pudo pasarse sin él; cómo podría seguir trabajando en Aranjuez sin ese amigo comprensivo. Le daría ese gusto. Además, sería una ofensa irse sin ver a los amigos.

En casa de Jovellanos encontró a Miguel y a Quintana. «Hace mucho que no nos vemos, tuve mucho trabajo», se disculpó. «De todas las cosas buenas», repuso amargamente Miguel, «el trabajo es la única que no deja mal gusto en la boca». Después, era lógico, se habló de política. Para España las cosas marchaban mal, peor de lo que Goya —deliberadamente aislado en Aranjuez— imaginara. La armada, metida en la guerra por la aliada Francia, no se había recobrado de la grave derrota del Cabo de San Vicente. Los ingleses, tomada Trinidad, entorpecían los embarques de las Indias y aun bloqueaban las costas españolas. Los gastos bélicos causaban hambre y miseria. La República se indemnizaba así por el titubeo en concertar la alianza. El Directorio se jactaba de sus victorias en Italia y dejaba a España en la estacada en todas partes. Napoleón llegaba a quitar del trono a los parientes italianos de Carlos y apoderarse de sus dominios. Sí, la alianza había sido un acto de buena política. Pero en lugar de exigir a la República el cumplimiento de sus compromisos, España cedía dondequiera. La reina y don Manuel habían cubierto los cargos con sus favoritos o los habían vendido sin recato. En los puestos principales había pillastres sobornados por Francia. La reina tampoco era incorruptible. Si apelaba a reclamaciones enérgicas, París le enviaba regalos costosos y la queja se diluía.

Goya escuchó todo eso en silencio, casi rechazándolo. Pertenecía a la Corte, y en realidad, estos censores del trono, eran enemigos suyos. Lo raro era que la maldición del país fuera una bendición para él. Probablemente, el bondadoso y alegre don Carlos, más interesado en un barco de juguete que en la verdadera «Santísima Trinidad», era un mal rey y doña María Luisa una desgracia para el país, pero si no fueran así, no tendría él encargos. Y el que Napoleón le quitara al hermano de la reina el gran ducado de Parma, había sido ventajoso para él. Si los herederos de Parma no se hubiesen visto obligados a quedarse en Aranjuez, tal vez a don Carlos no se le hubiera ocurrido la gran idea del grupo familiar. Pero estas consideraciones no impidieron que Goya compartiera la indignación por lo mal administrada que estaba España. «Los reyes debían esforzarse diabólicamente para hundir así a esta tierra bendita». Y estas palabras de Jovellanos y el tono con que las dijera, quedaron grabados en la mente de Goya. Meneó la cabeza, debía pensar en otras cosas y preparó su regreso a Aranjuez.

En aquellos dos días, casi no había dedicado un minuto a Josefa; ahora le remordía la conciencia. Después de haber mostrado su obra a Cayetana y a Esteve, no debía ocultarla a su mujer. Con una sonrisilla maliciosa aunque un poco cohibida, la llevó a ver sus esbozos.

Trató de explicarle lo que se proponía, Josefa entendía lo bastante de pintura para comprender esquicios y explicaciones. Se imaginó el cuadro terminado y no supo si sería bueno o malo. Ciertamente, la tela irradiaría el maravilloso resplandor de que él hablaba, las caras resaltarían también. Pero los esbozos la alejaban, la idea del cuadro le causaba escalofríos. Temía que en eso hubiera un espíritu malo, un resabio de herejía, de peligro, de rebelión. Ciertamente, los reyes no eran hermosos, pero en los retratos de Mengs, de Maella, de su hermano y aun en los precedentes de su esposo, no eran tan horribles a pesar del parecido. ¿Les agradarán? Ese cuadro traería desgracia, seguramente.

> *«Bien, ¿qué te parece?», preguntó Goya. Ella contestó preguntando: «¿No son el rey y la reina y sobre todo la tía infanta?…»,buscó la palabra y él tuvo que ayudarle: «¿Demasiado parecidos?». Ella asintió. Miraba, atraída, rechazada a la vez, y dijo al fin: «A pesar de todo, seguramente será una obra maestra. Pero es tan sorprendente…».*

29

EN ARANJUEZ, en la Sala de Ariadna, Agustín vió con admirada conciencia cómo bajo las manos del hábil amigo se tornaba visible a todo el mundo lo que él había visto mentalmente. Además, Esteve comprobó con profunda alegría otra cosa: «La familia de don Carlos» se convertía en un cuadro político. Pero se cuidó de expresar su observación, porque Goya no pensaba pintar «política». Creía en el poder absoluto de los reyes, simpatizaba con el monarca bondadoso, lleno de dignidad, y con la reina que sabía cortar para sí con insaciable apetito una enorme tajada del pastel del mundo. Mas las desdichas de España, los barcos hundidos, el tesoro nacional saqueado, la debilidad y jactancia de la reina, la miseria del pueblo, todo esto rebullía en su cerebro, durante la labor, aun sin quererlo. Y justamente al no pintar odios, del brillo de uniformes, condecoraciones y joyas, de todo el centelleo de estos atributos de la realeza grata al Señor, la mísera humanidad del jefe saltaba a la vista de cualquiera con un realismo desnudo y brutal.

Nunca trabajaron los dos tan bien juntos. Si Esteve contraía apenas la cara fiel y regañona, Goya sabía que algo fallaba. «¿Qué te parece la boca de la reina?», preguntaba Goya, por ejemplo. Agustín se rascaba pensativo la cabeza y en seguida Goya cerraba apretados los labios de la soberana en el cuadro, en lugar de la boca sonriente del boceto. «En realidad, el infante Antonio se parece tremendamente al rey», juzgaba Agustín, y Goya subrayaba en el acto el aspecto pasmosamente majestuoso de don Carlos para tornar pedante la dignidad del hermano. Goya trabajaba perseverante. Como antes, cuando pintó los cuadros de la Inquisición, siguió su labor hasta tarde en la noche, a la luz de velas colocadas también en la visera metálica de su sombrero bajo. Pintaba a conciencia, pero despreciando todo lo accesorio. Debía dejar anónima la cara de la eventual esposa del heredero; él le hizo volver simplemente la cabeza. Había olvidado hasta el final a la hija mayor del rey, la Regente de Portugal. Agustín se la recordó. «Déjala, en dos minutos salgo del paso», contestó Goya y siguió pintando la gruesa cabezota del infante Antonio Pascual. Lo llamaron a comer y siguió trabajando. Cuando terminó la cabeza, lo llamaron de nuevo. «Vé tú», le dijo a Esteve, «iré en seguida, pintaré rápidamente la princesa Regente». Y la sopa estaba todavía caliente, cuando ya la cabeza insulsa de la infanta asomaba entre el infante don Antonio y el larguirucho príncipe Luis. Tampoco para pintarse a sí mismo tardó más de una hora. Complacido y malicioso, el Goya de carne y hueso hizo un guiño al Goya pintado, que estaba en la oscuridad, un poco diluido como habían pedido, pero fácil de reconocer y nada modesto.

Contra lo que esperara Esteve, Goya estuvo de buen humor constantemente. Él y la reina trataron siempre de facilitarle la labor. Le enviaron los trajes y las condecoraciones que necesitaba y, entre carcajadas, Goya colocó al amigo el Toisón de Oro y metió a un lacayo gordinflón en las ropas del rey, obligándolo a pararse como si fuera don Carlos, con perversa alegría de parte de Agustín. Y llegó el día en que Goya retocó las últimas luces, para preguntarse después a sí mismo y al amigo: «¿Está terminado?».

Agustín miró. Allí estaban los trece Borbones, la dura y cruda verdad de las pobres caras y la mágica y aturdidora plenitud de los colores de su atávica realeza. «Sí, está terminado», afirmó Agustín. «¿Se parece a la "Familia de Felipe" de van Loo?», preguntó Goya. «No», contestó Esteve y sonrió con toda la cara. «Tampoco a las "Damas de corte" de Vélazquez», añadió y su tosca risa se mezcló con la clara y satisfecha risa de Goya.

«Tal vez convendría mostrárselo a don Miguel», propuso Esteve; el señor Bermúdez estaba allí con don Manuel, y Agustín se gozó de la cara asombrada del buen conocedor. Don Miguel estableció en seguida su juicio. El cuadro le indisponía, le chocaba; con todo su arte era bárbaro. Pero titubeó antes de hablar. ¿No había estado seguro de sí cuando se trató de Lucía y sin embargo no había tenido razón Goya en su equívoco retrato? Tal vez, también con este cuadro tenía razón Francisco, no por un verdadero saber, sino por su instinto inexplicable y profundo.

«Es un cuadro extraordinario», dijo finalmente Miguel. «Muy distinto, muy original. Pero…». Se calló. Necesitaba un impulso. Era imposible que su teórica, elaborada trabajosamente durante décadas, pudiera estar tan equivocada. Y se debía a la estética de los grandes antiguos, heredada por él por encima del humanismo de parte de dos milenios, si criticaba semejante barbaridad. «Admiro tu manera de aplicar el color, Francho», dijo. «Choca con las reglas, pero confieso que esta masa de luces, este dominado tumulto de colores es arte elevadísimo. Mas ¿por qué cargas tu belleza con tantos detalles repulsivos? ¿Por qué obligas a quien mira a soportar tanta fealdad, tanta oposición? Soy el primero en apreciar nuevos efectos, aunque sean audaces, pero esto no lo entiendo. Y hay otras cosas más que no entiendo de tu cuadro.

¿Infracciones a la regla? Santo y bueno. Las acepto. Pero esto es mera infracción, atropello total. Me gusta el realismo sano, pero tus Borbones ya no son retratos, sino caricaturas. ¿Y por qué esa composición ultrasimple, primitiva? No conozco una obra, ni antigua ni contemporánea, a la que puedas referirte. No lo tomes a mal, Francho, te admiro y soy amigo tuyo, pero aquí disiento completamente». Y autoritariamente concluyó por decir: «Este cuadro es un fracaso».

Agustín lamentó que se hubiese mostrado la tela a este borrico culto, que ni en su dolor por Lucía supiera abrir los ojos. Con amargura adelantó la cabezota y se aprestó a contestar. Goya le hizo seña de que se callara. «Mi buen amigo, no lo tomo a mal», dijo indiferente el pintor a Miguel.

Pero Bermúdez siguió hablando. «¿Vieron los reyes el cuadro?», preguntó preocupado. «Esbocé cada personaje», contestó Goya, y ellos vieron cada esquicio. «Durante el trabajo no les dejé ver nada». «Perdona, Francho», dijo Miguel. «Sé que rara vez se soportan los consejos, pero yo debo ser franco contigo y no puedo callar mi aviso. No muestres el cuadro tal como está. Te lo suplico». Y sin temer la irritación que veía crecer en los ojos de Goya, continuó: «¿No puedes por lo menos hacer un poco más simpáticos a los soberanos? En realidad, eres el único de todos nosotros que los ve con más tolerancia». «No los veo ni con tolerancia ni con dureza; los veo cómo son. Ellos son así y así se quedan. Para siempre…».

El cuadro se secó, fué barnizado; el señor Julio Dacher, ebanista francés, colocó el marco. Se convino el día en que la familia real lo vería.

Por última vez estuvo Goya en la Sala de Ariadna, paseándose delante de su obra terminada, esperando. Se abrieron las puertas, la gran familia entró. Venían de un paseo por los jardines, vestidos con sencillez, con pocas cruces, y con ellos venía también el Príncipe de la Paz. Con el numeroso séquito estaba Miguel. Al entrar, don Carlos sacó dos relojes, los confrotó y dijo: «Diez horas, veintidós minutos. Catorce de junio. Don Francisco, usted ha entregado el cuadro en el plazo fijado».

Los Borbones de carne y hueso, no como en el cuadro, sino desordenados, contemplaron sus retratos, y detrás, tanto en la realidad como en la sombra del cuadro, al artista que los había agrupado y retratado. La tela era toda resplandor, regio realmente, y en él estaban ellos grandes y vivientes, más grandes y vivientes aún, inconfundibles para cualquiera que los hubiese visto aun fugazmente una sola vez. Callaban, un poco confundidos: el cuadro era tan grande… Y nunca habíanse visto en un cuadro así, cada uno en tan ilustre compañía. Don Carlos, macizo en el centro del cuadro y de la sala. Le gustó el conjunto, se gustó a sí mismo. Maravillosa su chaqueta… Se nota que es de seda, y qué exacto el pomo de la espada y qué reales las condecoraciones. Se ve imponente, firme, inconmovible; se percibe la fuerza de sus huesos, a pesar de los años y de la gota. «Como una roca», pensó luego. «Yo el Rey de las Españas y de Francia», pensó también. «Un gran cuadro». Y estuvo por decir a Francisco algo gentil en broma, pero aguardó antes una palabra de su esposa.

Fea, envejecida, sin adornos, María Luisa está allí entre su esposo, su amigo y sus hijos, y sus ojos agudos y rápidos examinan a la reina fea, pintada envejecida y acicalada en la tela. Muchas cosas de esa mujer pintada disgustarán a la gente; a ella no, y le dice que sí a la mujer del cuadro. Tiene cara fea, pero es única, obliga a mirarla, se adhiere a la memoria, Sí, ella es así, María Luisa de Borbón, princesa de Parma, reina de las Españas y de Indias, hija de un gran duque, esposa de un rey, madre de futuros reyes, decidida y capaz de tomar de la vida lo que puede, sin miedo ni arrepentimientos, hasta que la lleven al Escorial, al panteón de los reyes. Si tuviera que morir en ese instante, ella podría decir que hizo de su vida lo que quería. Alrededor están sus hijos. Y María Luisa mira complacida al pequeño y gracioso infante que tiene de la mano a la reina pintada, y a la pequeña y bonita infanta que le pone el brazo en el hombro. Tiene los hijos que desea, vivos, robustos, no sólo los del tonto gordinflón que necesitaba para conquistar para ella y para ellos el rango merecido, sino también los de aquel a quien ella deseó más que a nadie, y si el mundo no se derrumba éstos también subirán algún día a un trono europeo. Hijos hermosos, sanos y vivaces, que heredan del amigo la buena estampa y de ella la inteligencia. El cuadro es bueno y fiel, no dulzón, relamido; sí, en cambio, fuerte, duro y soberbio. Lástima, solamente, que su Manuel no esté también…

El silencio duró mucho. Goya comenzó a inquietarse. Miró rabiosamente a Miguel. ¿Provocarían una desgracia sus predicciones mezquinas y ceñudas? Josefa también tenía miedo. ¿Dirían realmente Sus Majestades que los había pintado antipáticos? Sin embargo, nunca tuvo una idea irrespetuosa; hasta sintió estimación por el rey y simpatía por esa mujer anhelosa de vivir, que es reina y maja al mismo tiempo. Él ha pintado la realidad. Siempre lo hizo así y su realidad gustó siempre a todos, a los majos, a los Grandes y aun a la Inquisición. Con eso contó llegar a ser primer pintor del rey y ¿fracasaría ahora? ¿Por qué no abren la boca de una vez, el tonto y la ramera?

Y entonces, María Luisa abre la boca. «Muy bien hecho, don Francisco», dijo la reina. «Es un cuadro fiel, sincero, adecuado para mostrar a la posteridad cómo somos los Borbones». Ruidosamente, intervino en

seguida don Carlos: «Un cuadro excelente. Un cuadro de familia, exactamente como lo deseábamos. ¿Su tamaño?». Goya informó: «Dos metros ochenta de alto por tres y treinta y seis de ancho». «Grande en todo sentido», declaró satisfecho el rey, y bromeando, como si Goya fuera uno de sus primeros doce Grandes, dijo: «Cubríos, Goya».

Todos felicitaron exageradamente a don Francisco. Don Miguel le apretó fuertemente la mano, con rara animación en la cara. Había estado esperando angustiosamente la palabra del rey. De corazón se alegraba del final de ese asunto y porque no debía sorprenderle que al bárbaro rey le gustara esa bárbara obra. El Príncipe de la Paz murmuró algo al oído del soberano, quien repuso en voz alta: «Podemos hacer en seguida una leve alusión a eso» y con ancha sonrisa, casi gritando, se volvió a Goya: «Dentro de un par de días, mi querido, tendrá usted una agradable sorpresa». Manuel confirmó: «Sí, Francho, ya está resuelto».

Desde la muerte de Bayeu, Goya había deseado el nombramiento de primer pintor. Dos minutos antes, dudaba de ello. Ya estaba resuelto. No deseaba ya nada más. Sentía el poder y la plenitud, su obra triunfaba, Agustín lo reconocía, los conocedores también. Y lo reconocerían los franceses y los alemanes y la posteridad. Idioma universal. El joven Quintana había dado con la palabra justa. Ese día llegaba el triunfo visible, mañana, la maravillosa amiga.

Regresó a Madrid. Preparó su viaje a Andalucía. Mientras trabajaba, apenas pensó en Cayetana; ahora ardía de deseo, se moría de impaciencia. No podía pintar; el olor de los colores, la simple vista de una tela, lo rechazaban. Pero no se atrevía a irse, sin tener antes en sus manos el nombramiento. No creería en nada hasta que lo tuviese por escrito y con los sellos respectivos. Había un abismo entre la palabra y su cumplimiento, y temía a los demonios siempre en acecho. Por eso, para no provocarlos, no dijo una palabra de la promesa real ni a Agustín, ni a Josefa, ni a nadie. Se consumía aguardando y no osaba irse.

El tesorero de la corona, don Rodrigo Soler, lo visitó. «Por lo que se refiere a los honorarios, don Francisco», le explicó, «creemos que se trata de seis cabezas a dos mil reales y cinco a mil. Usted verá que incluimos a Su Alteza, el niño. Usted reconocerá que no corresponde pagar las cabezas de las infantas ausentes, ni la suya, la décima cuarta». Goya juzgó que la recompensa no era generosa, pero tampoco mezquina.

Pasó otro día. Pasaron dos, tres. El nombramiento era válido sólo después de pasar por todas las oficinas respectivas; funcionarios perezosos o adversos podían demorar ese curso. Lógicamente, Goya debía esperar. Pero su impaciencia se tornó morbosa, su oído empeoró. Cada vez más impaciente, lo atormentaba la idea de irse a Andalucía en seguida, sin pensar en las consecuencias.

El cuarto día, después de la visita del tesorero, llegó don Manuel, acompañado por Pepa. Un lacayo de calzas rojas, con una gran carpeta, se mantenía discretamente apartado.

«Me hablaron de su cuadro, don Francisco», charloteó Pepa, «y con ayuda de don Manuel, un poco a escondidas de Sus Majestades, fuí a Aranjuez para verlo. Contrasta con mis ideas, pero me intereso mucho por su arte. Es un buen cuadro, verdaderamente un cuadro. No sólo el más grande, sino el mejor que usted ha hecho. A veces se le va un poco la mano. El príncipe heredero de Parma, por ejemplo, es sin duda demasiado alto. El conjunto sin embargo es excelente. Y tan pintoresco…».

Don Manuel dijo: «Vengo con carácter oficial. Debo hacerle una grata comunicación». Hizo una seña al lacayo que le entregó una pieza con grandes sellos. «Me interesé personalmente», declaró, «para que no demorara tres semanas más. Y hoy puedo entregarle a usted el documento. ¿Quiere que se lo lea?». Goya sabía de qué se trataba y Manuel tenía derecho al agradecimiento, pero el pintor no podía ocultar una leve irritación. «Hoy mi oído falla otra vez», contestó. «¿Puedo leerlo yo mismo?». «Como usted quiera», replicó agriamente el ministro.

Goya leyó: «El rey, nuestro señor, desea premiar sus grandes servicios y darle una prueba de su alto favor, que sirva de incitación para los demás profesores de la Academia y le pruebe a usted cuánto aprecia su Majestad la maestría en el nobilísimo arte de la pintura. Por esta razón, el rey, nuestro señor, se dignó nombrarle Primer Pintor de la corte, con honorarios anuales de cincuenta mil reales, a partir de hoy. Además, el tesoro nacional está facultado para pagarle quinientos ducados anuales para los gastos del coche. Más adelante, el Tesorero arreglará con usted un subsidio para una residencia adecuada. Quiera Dios conservarle a usted muchos años. El primer Ministro don Manuel, Príncipe de la Paz». Realmente conmovido, Goya dijo roncamente: «Muchas gracias, don Manuel». «Nada tienes que agradecer, querido», repuso don Manuel. Su leve mal humor se había disipado, viendo la profunda emoción del artista. Pepa en cambio contempló a Goya con sus bellos ojos impúdicos y dijo: «Quise ser la primera en felicitarte, Francho».

Ya solo Goya releyó una, dos veces, el documento. Le complacía el subsidio de residencia y la suma destinada a los gastos del coche, que siempre le causaban remordimientos; se le reconocía que el vehículo le

era indispensable. A veces, había considerado al rey bastante mezquino, porque se ahorraba los honorarios del Primer Pintor. Había sido injusto, porque don Carlos era generoso y sabía apreciar las artes. Nada le importaría que los amigos lo censurasen.

Cuando comunicó a Josefa el nombramiento, ésta suspiró aliviada. Su hermano repetía siempre que el pintor debe fundir la verdad con la belleza. Francho había desdeñado esta forma, y hasta hacía poco ella había temido que Sus Majestades no aprobasen la forma en que él había pintado sus sagradas personas. Por primera vez, ahora, estaba convencida de que su Francho no debía su encumbramiento a su hermano ni a su parentesco con el mismo, sino a que era un gran artista por derecho propio.

Al amigo Martín Zapater, Goya le escribió: «Hace mucho que no te escribo, recargado de trabajo como he estado. De buen trabajo. Hoy no me extenderé mucho; debo partir de prisa para el sur, para reunirme con cierta ilustre dama; ya sabes quién es. He sido nombrado Primer Pintor del rey y necesitaré tu consejo para invertir dinero. He encargado a mi Agustín que te envíe una copia del diploma. Muéstraselo a mi madre y a mis hermanos y a todos en Zaragoza, especialmente a fray Joaquín de Fuendetodos, que nunca supo si podía creer en mí o no. Estoy por marcharme en mi coche, que el rey me pagará en lo sucesivo —quinientos ducados por año—, gracias a la Virgen. Me siento agotado por la labor y por mi suerte. Compra un par de gruesos cirios para la Virgen del Pilar. Martín de mi corazón, Sus Majestades se deshacen por tu amigo *Francho*».

Fué a Aranjuez para dar gracias a Sus Majestades. Pidió un correo extraordinario para el sur. Inmediatamente después de la audiencia se cambió de ropa, envió el uniforme de gala a Madrid y partió para Andalucía.

> *Exigió prisa y más prisa, pero al segundo día, el experto cochero se dispuso a dar un rodeo, porque el camino principal estaba lleno de baches y de bandidos. Mas Goya no quiso saber nada. Entregó un reluciente ducado de oro al asombrado auriga. «No temas compadre», le dijo. «En tu coche viaja un hombre con buena estrella».*

30

A MEDIO VESTIR, Goya se repantigaba en la cómoda silla y miraba a Cayetana, que tomaba su chocolate en la cama. Las cortinas de la alcoba con el amplio lecho estaban recogidas. A cada lado había una diosa antigua, tallada en noble madera, con sendos candelabros y, aunque debía de ser tarde, las velas estaban encendidas. Éstas daban escasa luz; una bienhechora penumbra invadía el cuarto. A lo largo de las paredes corría un fresco en el que apenas se reconocía un grotesco jardín. La misma alcoba mostraba altas ventanas pintadas con curiosas mirillas por donde entraba un sol ficticio; era agradable sin embargo poder imaginar en la frescura de la habitación el calor que hacía afuera.

Jugueteando golosa, Cayetana mojaba en el espeso chocolate bizcochos dulces. La dueña observaba preocupada por que los bizcochos goteasen sobre la rica colcha. Goya también contemplaba la escena, indolente y contento. Nadie decía una palabra. Cuando Cayetana terminó el desayuno, doña Eufemia se fué, llevándose la taza, y la duquesa se recostó perezosa.

Francisco se sentía infinitamente feliz. Cuando llegó, avanzada la tarde, ella salió corriendo a saludarlo, olvidando en su alegría su condición de dama, y lo abrazó en presencia del mayordomo. Luego, después que se hubo bañado y cambiado, Cayetana charló con él a través de la puerta abierta. Durante el viaje, Goya temió hallar en Sanlúcar muchos huéspedes; la había hecho esperar mucho y no podría criticarla por tener invitados. Mas nadie apareció, ni el doctor Peral siquiera. Cenaron solos por la noche alegremente; charlaron, bromearon como niños y como mayores, sin una palabra hiriente. Ni un mal pensamiento nubló la larga noche de dicha. Pasaron horas maravillosas.

Cayetana echó la colcha a sus pies y se sentó en la cama. «No es necesario que asista a mi audiencia mañanera, don Francisco», le dijo. «Descanse un poco más o recorra el palacio o vea el jardín. Media hora antes del almuerzo lo buscaré en el belvedere para que demos un breve paseo».

Temprano estuvo Goya en el belvedere, donde se podía admirar el panorama alrededor del palacio. Como la mayoría de los edificios de la región de Cádiz, la amplia construcción era de estilo árabe, con pocas ventanas en los muros blanquísimos; de la azotea brotaba hacia el cielo un delgado alminar. Los jardines descendían en forma de tenazas. Ancho y lento, corría hacia el mar el Guadalquivir. La ciudad de Sanlúcar y su vega parecían un oasis en el arenal; amarillenta, la llanura se extendía lejos a ambos lados de los viñedos y los olivares. En el arenal crecían con esfuerzo ralos bosques de pinos y alcornoques. Un oleaje de dunas. Un blanco centelleo de salinas.

Goya contempló el paisaje sin interés. Que formaran el fondo los montes de Piedrahita o las dunas de Sanlúcar, nada le importaba; sólo le importaba estar con ella, lejos de la Corte, lejos de Madrid. El doctor Peral se reunió con él. Conversaron casi cansadamente. Peral contó la historia del palacio; lo había edificado el conde-duque de Olivares, retratado tantas veces por Velázquez, el ministro todopoderoso de Felipe IV; Olivares pasó allí los últimos años amargos del exilio. Su nieto y sucesor don Gaspar de Haro amplió el edificio y por él se llamó el castillo «Casa de Haro». Luego, sin que Goya preguntara, Peral habló de los acontecimientos más recientes. Cayetana no pudo ofrecer grandes veladas por su luto, pero de Cádiz, de Jerez, y aun de Sevilla, habían acudido visitantes. «Los perros corren por un buen hueso», pensó Goya. La duquesa había ido una vez a su palacio de Cádiz y asistido, velada, a una corrida; el torero Costillares estuvo dos días en el palacio como huésped. Goya no creyó nunca que la de Alba estaría atisbando todo el tiempo su llegada desde el alminar, como las damas de los romances de Pepa, pero aquello le dolió.

Apareció Cayetana, con la dueña, el paje Julio, la negrita María Luz, el perrillo Juanito y algunos gatos. Vestida con sumo cuidado, seguramente por amor a Goya, le agradó mucho. «Me parece bien», dijo ella, «que no imitemos a nuestros abuelos, cuando una viuda debía vestir de negro hasta la muerte o hasta un nuevo casamiento». Le sorprendía a Goya la franqueza con que hablaba de su viudez.

Peral pidió permiso para retirarse. Los demás recorrieron el jardín en pequeño cortejo; a ambos lados, con las colas erguidas, marcharon los gatos. «Usted tiende el índice quizás un poco más imperativamente hacia abajo, Cayetana», observó él, «no se nota en usted ningún otro cambio». «Y usted sólo adelanta un poquito más el labio inferior», contestó ella. En el jardín había muchos relojes de sol con el gnomon pintado. «Olivares», explicó Cayetana, «se tornó un poco raro aquí en su destierro. Seguramente, soñaba detener el tiempo hasta que volviese su buena estrella».

Tomaron un ligero almuerzo. Por las paredes del comedor corría una pintura al fresco: un pálido jardín con muchas columnas, muchas guirnaldas y motivos egipcios. Aquí también el gnomon de un reloj solar

marcaba siempre la misma hora. Después del almuerzo, Cayetana se retiró. Goya fué a su propio dormitorio; hacía calor; se desnudó para tenderse en la cama para una larga siesta. Sentía pereza, carecía de deseos. Cosa rara en su vida. Siempre acariciaba proyectos, siempre pensaba en el mañana, en nuevas empresas. Hoy no. Hoy no consideraba el sueño que lo invadía como tiempo perdido. Sintió con placer cómo todo se le diluía en niebla, cómo el cuerpo se aflojaba. Durmió profundamente y despertó feliz.

Como este primer día, pasó los siguientes, cansino y dichoso. Cayetana y él estaban casi siempre solos. Peral los molestaba muy poco. Ante la dueña, Cayetana no tenía ni secretos ni pudor. Una vez ambos estaban sentados, casi desnudos, en la habitación en penumbra; hacía calor y Cayetana se abanicaba. Entró Eufemia con una limonada en hielo. Vió el abanico, se estremeció, dejó caer el vaso, corrió hacia la duquesa y le arrancó el abanico. «¡Con éste no!», exclamó. «¡Y menos estando así!». En el abanico estaba pintada la Virgen del Pilar. Casos de esta índole pertenecían ya a los verdaderos acontecimientos de Sanlúcar. Ambos habían vivido mucho; apenas si en tantos años habían tenido un momento tan feliz y tranquilo. Y lo disfrutaron alegremente.

Trabajaba poco. No tocaba telas, pinceles, paleta. Desde su época de aprendiz, fueron las primeras semanas de holganza. En cambio, dibujó mucho, pero por gusto. Lo que en Cayetana le agradaba más durante el día. Una vez ella le preguntó si no quería retratarla, quizás como maja. «Deja que holguemos», suplicó Goya, «pintar es una forma de pensar. No pensemos en nada».

«¿Cuántos nombres tienes?», preguntó él otro día, ante un documento donde la enumeración de títulos abarcaba varias líneas. Los hidalgos podían tener hasta seis nombres, los Grandes hasta doce, los Grandes de primera clase no tenían limitación. Tener muchos nombres era útil; se gozaba de la protección de muchos Santos. Cayetana tenía treinta y uno; los citó: «María del Pilar, Teresa, Cayetana, Felicia, Luisa, Catalina, Antonia, Isabel» y todos los demás. Goya afirmó que a pesar de su buena memoria no podía recordar tantos nombres. Sabía que ella tenía otras tantas caras. «Dime otra vez todos esos nombres», le pidió; «uno tras otro dímelos; para cada uno te dibujaré un rostro». Ella los nombró y dibujó. Cayetana y la dueña estuvieron mirando. Dibujaba rápidamente, atrevido, alegre, agudo, y los rostros, aunque todos de Cayetana, eran realmente distintos; muchos muy amorosos, otros estremecedores y malos.

Cayetana se reía. «¿Cuál te gusta, Eufemia?», preguntó a la dueña. «Es una maravilla lo que dibuja el señor pintor», contestó Eufemia, «pero será bueno que no siga. No trae suerte poner todo en el papel». «Por favor, el nombre que sigue», pidió Goya. «Susana», contestó la de Alba, y Goya siguió dibujando. Entre tanto y sin mirar a la dueña, preguntó: «¿Me cree usted un brujo, doña Eufemia?». Eligiendo con cuidado las palabras, la anciana replicó: «Creo, Excelencia, que un arte que viene de Dios debería ser empleado sobre todo para representar a los Santos». Sin dejar su labor, Goya contestó: «Pinté muchos Santos. En muchas iglesias puede ver, doña Eufemia, cuadros míos. Solamente a San Francisco de Borja lo pinté nueve veces, para los Osuna». «Sí, es verdad», intervino diciendo Cayetana, «y los Osuna están muy orgullosos de los Santos de su familia. Los Albas no tenemos ni uno solo».

Goya terminó los dibujos y les puso bien claro nombre y número: «24 — Susana». En el papel, Cayetana sonreía amable, irónica, impenetrable. Eufemia, sumamente contrariada, se dirigió a su señora. «Mi cordera, sería conveniente», dijo implorante pero enérgicamente, «que algunas de estas hojas no existiesen. Pida usted al señor pintor que rompa esta Susana y otras más. Las figuras atraen a los demonios, créamelo. ¿Me permite?» y agarró la hoja. «¿Quieres dejar eso?», exclamó la de Alba, y, un poco en serio, un poco en broma, se lanzó sobre ella. La dueña levantó entonces la cruz de oro que le colgaba del cuello, para conjurar al espíritu malo que seguramente se había metido en el cuerpo de su cordera.

A menudo, de mañana o de tarde, mientras la de Alba dormía, Francisco se iba en mula a Sanlúcar. Allí, en la Venta de las Cuatro Naciones, bebía el Jerez que se cosechaba en la región, y conversaba con los clientes, que llevaban grandes y redondos sombreros blancos y, aun en verano, sus capas de color violeta. La antiquísima ciudad de Sanlúcar —se atribuía su nombre a Lucifer— era famosa y tenía mala reputación como sede capital de pillos que sabían salir del paso mintiendo y robando. Los pícaros de las viejas novelas estaban allí como en su casa y un majo que pudiese citar a Sanlúcar como lugar natal, se sentía orgulloso. El contrabando había enriquecido el lugar, y ahora, con una gran armada que bloqueaba a Cádiz, la vida y los negocios florecían. Había en la venta también mulateros con su pintoresco traje y sabían contar historias muy extraordinarias de la región. Con los mulateros y otros clientes, Goya conversaba indolente y recogía alusiones; comprendía el lenguaje y el modo de ser de todos y ellos entendían el suyo.

Alguna vez Goya llegaba a las aldeas vecinas, a Bonanza o a Chipiona. El camino pasaba por ralos bosques de encinas y por dunas amarillentas, entre el blanco reflejo de las salinas. Un día, en el arenal, volvió a ver al «Yantar». Se arrastraba lentamente, mitad tortuga, mitad ser humano, adormecía, en lugar de asustar, al que lo viera, de acuerdo con su otro nombre: «La siesta». El espectro reptaba lentamente por

su camino, sin desviaciones, pero no por el camino o la dirección de Francisco, que detuvo la mula y lo observó largo rato. Lejos, desde la playa, llegaba el ruido de niños que jugaban, ocultos por las dunas.

Cuando regresó, encontró una carta de Cádiz. El señor Sebastián Martínez quería donar a la Santa Cueva tres cuadros y preguntaba a Goya si podía contar con él. Martínez era conocido dondequiera como dueño de la mayor flota mercante de España; dominaba gran parte del comercio con América y era un generoso mecenas. El pedido convenía a Goya, que podía exigir un alto precio, y la obra para la Santa Cueva le daba el ansiado pretexto para justificar ante la Corte sus largas vacaciones «de restablecimiento». Calculó para sí también que esa obra religiosa expiaría tal vez lo pecaminoso de su pasión y de su felicidad. Resolvió tratar personalmente con el señor Martínez; en pocas horas podía estar en Cádiz.

Cuando lo supo Cayetana, le aseguró que estaba muy bien, ya que pensaba proponerle una estancia de algunos días o semanas en la ciudad. Con la guerra, la ciudad ofrecía mucha animación y había buen teatro. Decidieron ir al final de la semana. Esa noche, Goya no pudo dormir. Se asomó a la ventana. Había luna casi llena y Goya contempló lejos, por encima de los jardines, el mar resplandeciente.

> *Cayetana estaba en el jardín, paseando en la frescura. Sola. Goya se preguntó si debía ir a su lado. Ella no miró hacia él y él no bajó hasta ella. La rodeaban algunos de sus gatos. Extraña, callada, caminaba por las terrazas, subiendo, bajando, en la suave e incierta luz Goya estuvo mucho tiempo en la ventana mirándola vagar por la clara noche, e iban con ella solemnes y alegres, los gatos con la cola enhiesta.*

31

LA DUQUESA mostró a Goya su palacio de Cádiz, llamado también la Casa de Haro. El conde-duque de Olivares y Gaspar de Haro nada habían ahorrado. Mientras la mayoría de las casas de la ciudad, que no podían extenderse mucho en la estrecha lengua de tierra, eran altas y estrechas, ellos habían edificado amplias salas alrededor de un gran patio tranquilo, un patio maravillosamente empedrado que parecía una enorme sala más. Alrededor, en la parte interna de los tres pisos, corrían galerías. Sobre el techo chato se elevaba el alminar. En la casona había una espesa frescura. Como en Sanlúcar, un reloj de sol con gnomon pintado detenía el tiempo. Abundaban los mármoles, los cuadros, las esculturas, los candelabros; los señores antepasados no habían sido avaros. Pero la casa estaba un poco descuidada, los frescos palidecían, se descascaraban, algunos peldaños estaban rotos.

Goya y la duquesa pasaron por viejas escaleras de mármol, anchas y estrechas. Pedro, el viejo administrador, también un poco decaído, los precedía andando con piernas duras y lentas, haciendo sonar su manojo de llaves. Al final, por una gastada escalera de mármol amarillento, subieron al mirador. Pasaron delante de una puerta cerrada y salieron a la azotea de la torre. De allí, por encima de la baja baranda miraron la ciudad, parecida a una isla, reluciente de blancura en medio del mar muy azul, apenas unida a la tierra firme por una estrecha lengua.

La Casa de Haro estaba casi en el punto más alto de la ciudad. Goya y la duquesa miraron al nordeste y vieron el puerto y las numerosas fortalezas que lo defendían, la fuerte escuadra de guerra, las llanuras de Andalucía, limitadas por las montañas de Granada. Hacia el oeste vieron el vasto mar y en el horizonte la flota inglesa que bloqueaba el puerto. Hacia el sur apareció la costa africana. A sus pies se tendían las casas de Cádiz con sus techos chatos, las azoteas adornadas de plantas, como jardines. «Los pensiles de Babilonia, solía decir su Excelencia el abuelo, que descansa en la paz del Señor», explicó el anciano Pedro.

Cayetana y Francisco estaban casi solos en la casona. Se habían adelantado con la dueña; los demás el doctor Peral, el mayordomo, el secretario, toda la servidumbre, llegarían pocos días después. Comían solos, atendidos por Pedro y su mujer; sabían que eso no duraría mucho y disfrutaron de su soledad.

Goya había anunciado su visita al señor Martínez para el día siguiente. Le sobraba el tiempo, vagó por la ciudad que por su estrechez rebosaba de gente. Vagó entre las altas y blancas casas de techo sobresaliente, por el empedrado de la Calle Ancha. Por la alameda de las murallas con sus olmos y álamos; por la Puerta de la Mar, gozando el ruido y el movimiento. Los moros vendedores de aves, con sus pollos y patos traídos de África; los pescadores con sus pescados y sus almejas de olor fuerte y recio color, expuestos ante ellos; los vendedores de fruta con los pintorescos productos de sus montañas; los vendedores de agua con sus carritos de mano, los vendedores de hielo con sus cubas; los marroquíes bombachudos, de barba negra, fumando largas pipas, con sus dátiles; los figoneros y taberneros en sus pequeños comercios; los mercachifles que vendían estampas, amuletos y gorros marineros; los vendedores de grillos que ofrecían sus chirriantes animalillos en jaulitas de alambre o en casitas pintadas, como obsequios de juguete para los cortejantes de las damas; todo esto se fundía en colores, ruidos y hedores bajo el cielo luminoso, enmarcado por el mar azul con las flotas de España e Inglaterra. A menudo se acercaron a Goya mujeres de negro, ofreciéndole muchachas sabrosamente descritas; le recordaban que llegaría el solano, el cálido viento africano cargado de deseo, y él se arrepentiría de haber rechazado su ofrecimiento. «Un vientre así, redondo y bonito», pregonaban, y lo dibujaban con las manos. Francisco volvió a las callejuelas de la ciudad. Era hora de visitar al señor Martínez.

Goya había oído hablar mucho de Sebastián Martínez. Se le consideraba progresista y había contribuido mucho para modernizar la agricultura y la industria en ultramar. No le bastaba acumular ganancias, como otros ricos mercaderes de Cádiz; a menudo había conducido personalmente hasta América su flota, en circunstancias difíciles, y luchado valientemente con el enemigo en encuentros con naves corsarias. Por eso, Goya se sorprendió al encontrar que Martínez era un hombre chupado que, vestido modestamente, más parecía un sabio pedante que un gran comerciante, un político, un pirata.

Pronto se vió que sus famosas colecciones de arte eran más un asunto de alma y de inteligencia que de prestigio. Mostró gentilmente sus tesoros a Goya; recordó que había hecho el catálogo de su galería por sí mismo y estaba casi más orgulloso de su colección de copias de obras valiosas para la historia del arte, que de los cuadros y las esculturas originales. Esta colección era casi completa, dijo ufano, algo único en España. «Buscará usted en vano una cosa así en casa del marqués de Xerena, don Francisco», afirmó y

sonrió maliciosamente; Xerena era el otro coleccionista famoso de Cádiz, el gran competidor de Martínez. «El marqués procede sin método alguno», agregó sonriendo. «Compra aquí un Greco, allá un Ticiano, lo que le gusta. Con esta anarquía no se compone una colección que pueda invocar un valor artístico y científico. El arte es orden, como solían afirmar insistentemente Winckelmann, Mengs y también su difunto señor cuñado».

En tres salas, se exponían antigüedades de la ciudad de Cádiz; Martínez, al enseñarlas a su visitante, dijo: «No me jacto de haber aumentado el bienestar de algunos de nuestros reinos de ultramar; tampoco de que mis flotas hicieron frente a menudo a los ingleses; pero estoy orgulloso de pertenecer a la más rara generación burguesa de la ciudad más rara de España. Ya el historiador Orozco cita a un antepasado mío, un Martínez, mucho antes de que apareciera un marqués de Xerena». «No hay peor loco que el loco sabio», pensó Goya. Y dijo en voz alta: «Exactamente, don Sebastián». Pero Martínez replicó: «Por favor, Excelencia, no me llame "don". No soy don Sebastián Martínez, sino simplemente el señor Martínez».

Señaló entonces la copia más rara del escudo de Cádiz, un relieve, que había adornado una puerta desaparecida de la ciudad. Ostentaba las columnas plantadas por Hércules al llegar a la extrema tierra occidental del mundo habitado. «Non plus ultra», había dicho el semidiós, y así rezaba el escudo. Naturalmente, no había hablado en latín, sino en griego: «Uketi proso», y Martínez citó en griego los hermosos versos de Píndaro de donde se tomó la frase. En realidad, no se trataba tampoco de griego, la frase era fenicia; los gaditanos eran más antiguos que Hércules; aquello lo había dicho el dios fenicio Melkart, aquel que se ve en otros escudos de Cádiz, ahogando al león. Como siempre, el emperador Carlos V había usurpado el orgulloso lema, suprimiendo el «non». «Plus ultra» rezaba la divisa imperial y lo mismo pensaron los antepasados de Martínez, los valientes ciudadanos que en sus audaces naos llegaron cada vez más allá hacia Occidente.

Con una sonrisa, Goya observó cómo el árido rostro del hombre se rejuvenecía, contando con entusiasmo y donaire cosas de las antiguas historias de su ciudad.

«Pero yo le entretengo con mis charlas, don Francisco», dijo interrumpiéndose Martínez, «y sin embargo lo cité para un negocio. Quisiera pedirle, Excelencia», continuó de pronto vuelto a su sequedad, «algunos cuadros para la Santa Cueva. Deseo, pues, convenir algo con usted. Francamente, preferiría pedirle que me retratara, pero tal vez usted no lo haría. En cambio, no le sería fácil negarse a un encargo para la Santa Cueva. ¿No tengo razón?». Y se sonrió astutamente.

«Franqueza por franqueza», contestó Goya. «¿Cuántos cuadros desea? ¿De qué tamaño? Y ¿cuánto paga?». «El canónigo de Mendoza que dirige las obras de la Santa Cueva», contestó objetivamente también Martínez, «quiere tres cuadros: una Cena, un Milagro de los panes y los peces y una Alegría del matrimonio. Cuadros de medio tamaño; si visita al Canónigo, podrá convenir más exactamente las medidas. Para la tercera pregunta, permítame hacerle una confidencia con toda reserva. Pienso romper el bloqueo inglés con algunas de mis naves y comandar la flotilla yo mismo a la ida y a la vuelta. Por determinadas razones, debo partir exactamente dentro de tres semanas. Quisiera entregar personalmente los cuadros al Capítulo de la Santa Cueva; necesitaría pedirle un trabajo rapidísimo, don Francisco. Si los cuadros están listos para esa fecha, en lugar de los tres mil reales que usted acostumbra cobrar, le pagaré seis mil por cada uno. Usted ve. Excelencia, que también un burgués puede ser gran señor». Y concluyó sonriendo.

> *El mismo Goya se enfadaba a menudo por la arrogancia de los Grandes. Esta blanca ciudad de Cádiz, esta rica y floreciente ciudad, la más rica y floreciente de la tierra, y más rica que la envanecida Londres, era obra de burgueses, de navegantes, de mercaderes, pero no le gustaba. Le agradaba el orgullo burgués, pero este señor Martínez con todo su dinero y su entusiasmo por el arte, no le gustaba. Tampoco le gustaba lo que debía pintar: un milagro, una alegoría, una cena. Pero un pintor no puede siempre elegir ni qué va a pintar ni para quién, y seis mil reales eran mucho dinero. Vió la seca mano del mercader tendida hacia él; la estrechó con la suya carnosa y fuerte y dijo: «¡Trato hecho!».*

32

CAYETANA ROGÓ A GOYA que subiera con ella al alminar. Pero esta vez, no siguió delante de la puerta cerrada al mediar la escalera. Abrió e hizo entrar al pintor. Era un pequeño gabinete, oscuro, de aire pesado. Ella abrió las ventanas y la luz inundó violentamente el lugar. El cuartucho estaba casi vacío; un solo cuadro apaisado, de mediano tamaño, en la pared, y dos cómodas sillas gastadas. «Tome asiento, don Francisco», invitó Cayetana con una sonrisilla que a él le pareció socarrona.

Goya miró el cuadro. Representaba una escena mitológica, con hombres musculosos y carnosas mujeres, casi seguramente del taller de Peter Paul Rubens; no habían trabajado en él seguramente los mejores discípulos. «Usted tiene cuadros mejores», juzgó Francisco. Cayetana apretó un botón en la pared. El cuadro giró hacia un lado, seguramente mediante un resorte, dejando ver otro cuadro.

Francisco se irguió, se levantó, se colocó detrás de su silla. Su cara se tendió casi sombría por la atención, el labio inferior se proyectó hacia adelante. Fué todo ojos. Se veía en el cuadro una mujer recostada, que se mira en el espejo apoyándose sobre el brazo derecho y dando las espaldas al espectador. La mujer estaba desnuda. En el espejo, sostenido por un niñito alado de rodillas, se veía vagamente la cara. Pero este desnudo no había sido pintado por un extranjero, no había nacido en Amberes ni en Venecia —cuadros extranjeros así los había, y muchos, en los palacios reales o en los de este o aquel Grande—; no, la tela que Goya tenía delante había sido pintada por mano española; sólo uno pudo haberlo hecho: Diego Velázquez. Sin duda era el cuadro de que le habló don Antonio Pons y una vez también Miguel. Era la atrevida, citada, famosa y prohibida «Dama desnuda» de Velázquez, una Psique, una Venus o como se la llamara; en todo caso una verdadera mujer desnuda. Y no rosada y carnosa, ni blanca o regordeta, no una italiana de Ticiano o una holandesa de Rubens; una maravillosa muchacha española. Existía pues realmente la «Dama desnuda» de Velázquez, y estaba allí delante de Goya.

Goya olvidó que el cuadro tenía su siglo y medio de edad, que él se encontraba en Cádiz, que a su lado estaba Cayetana. Contemplaba la obra del colega como si hubiera sido apenas terminada; contemplaba el cuadro más audaz, el cuadro prohibido de su camarada Velázquez: la dama desnuda. Cualquiera se elige un prototipo humano, vivo o muerto, para imitarlo. Si Francisco de Goya hubiese podido pedir algo al destino, hubiera sido el arte y la gloria de Velázquez; no había para él entre los españoles un maestro mayor. Junto con la naturaleza, Diego Velázquez era su maestro, y él había luchado media vida para entender del todo su pintura. Allí estaba ese cuadro original, grande, misterioso, célebre. Goya, rápido en sensibilidad y comprensión, rápido en amar, odiar, venerar y despreciar, antes de que pasara medio minuto sintió que admiraba el cuadro y lo rechazaba.

Admiraba cómo la bella mujer se recostaba naturalmente, sin parecer indolente; sus propias figuras flotaban a menudo en el aire, en lugar de estar sentadas o acostadas. Admiraba la habilidad con que el colega dejara el rostro de la mujer en la penumbra del espejo, concentrando toda la atención de quien mirara en las maravillosas líneas del cuerpo, en el contorno del cuerpo yacente, muy español, con su estrecha cintura y su robusta pelvis. Sobre todo, admiraba que don Diego se atreviera a pintar esa escena. La prohibición del Santo Oficio de pintar desnudos era clara y severa, y ningún otro maestro español había osado reproducir lo que más seduce: la desnuda carne de una mujer. Velázquez contó seguramente con el favor de su rey o de un poderoso cliente, pero seguramente también en la Corte de Felipe IV los clérigos y los santurrones tenían influencia, y el humor de los grandes señores era inestable. Velázquez pintó la mujer porque le atraía mostrar que el desnudo puede pintarse también en otra forma que la de Ticiano o Rubens. Corrió el riesgo, porque era un gran artista, lleno de orgullo hispano y porque quería demostrar que los españoles pueden hacerlo también.

Y lo demostró. Maravilloso era cómo se fundían las tintas, el color nacarado de la carne, lo blanquecino del velo, el gris verdoso del espejo, el castaño oscuro del cabello, las cintas de color rojo violeta del niñito desnudo, los ligeros matices de arco iris de sus alas. Esta mujer desnuda era delicada, liviana, severa y elegante; nada tenía de artificioso, nada del vivo y crudo placer que emana de la carne femenina de italianos y holandeses. Más aún, fluía sobre la tela algo levemente sombrío, y el color negro de la tela en que se recostaba la mujer, la cortina de un rojo oscuro, el marco negro del espejo, todo el colorido serio alejaba cualquier intimidad. Velázquez era español. Para él la belleza y el amor nada tenían de ligero o vacío, eran algo serio, salvaje, y, muy a menudo, la puerta de lo grave y trágico.

Francisco miraba y admiraba. Eso había querido Velázquez. Pero si uno pintaba a una mujer con los

maravillosos colores de la carne que la naturaleza le ha dado y la pintaba en forma de que se la admirara, permaneciendo fríos, ¿era eso justo? Sí, Velázquez lo había logrado, había alcanzado esa maestría sin odio ni amor, ese desinterés del arte del que charloteaban tanto Winckelmann y Mengs y su difunto cuñado; pero si hoy el demonio le ofreciera a él, a Goya, esa maestría sin par, la rechazaría, diría: «¡Muchas gracias, no!». Estaba bien que existiera en el mundo ese maravilloso cuadro, alegre y sombrío, de la dama desnuda. Pero estaba bien, asimismo, que no fuera obra suya. Y él se sentía feliz no sólo porque no yacía en la soberbia tumba de la iglesia de San Juan Bautista, sino sobre todo porque era el pintor Francisco de Goya y no el pintor Velázquez.

De repente, sonó en el cuartucho una voz fuerte de ganso. «La dama es holgazana», decía la voz. «Desde que la conozco, está acostada en el diván, se mira en el espejo y gandulea». Goya se volvió estremecido. Allí estaba un ser deforme, un anciano baldado y estropeado, vestido pintorescamente, cubierto de medallas y condecoraciones. «No tienes por qué asustarnos, Padilla», lo censuró sin dureza Cayetana y explicó a Goya que esa criatura era el bufón de su difunto abuelo, de nombre Padilla; vivía allí al cuidado del viejo administrador y su mujer, tímido y oculto siempre.

«Hace bien en vivir aquí en Cádiz la dama desnuda», siguió farfullando Padilla. «No la dejarían vivir en otra parte. Pero es en verdad una gran dama, de primera clase. Hace un siglo y medio que no mueve un dedo». Pero para un Grande era vergonzoso cualquier trabajo. «Ahora vete, Padilla», le dijo suavemente Cayetana, «no debes molestar más al señor pintor». Padilla hizo una reverencia y se marchó, haciendo sonar sus medallas.

Sentada, Cayetana miraba a Goya y, sonriendo curiosa, le preguntó: «¿Crees que Padilla tiene razón? ¿Crees tú que *fué* una Grande? Para el Ticiano y Rubens, grandes damas sirvieron de modelo desnudas; está comprobado». Y con su voz infantil un poco dura repitió: «¿Crees tú que fué una Grande?».

Francisco no había pensado más que en el pintor y en el cuadro, pero nada en la modelo. Al preguntar Cayetana, supo en seguida la respuesta; la perfecta memoria de sus ojos le daba seguridad. «No», repuso, «no fué una Grande, sino una maja». «Tal vez, una maja y una Grande al mismo tiempo», sugirió Cayetana. «No», contestó Francisco con la misma seguridad. «Procede del cuadro "Las hilanderas"», explicó, «no cabe duda, es la que recoge el hilo de la devanadora. Recuerda las espaldas, el cuello, el brazo; recuerda los hombros, el cabello, el porte…».

«Era una maja y no una Grande», concluyó diciendo, no para discutir, pero resuelto.

Cayetana no podía recordar «Las hilanderas». Probablemente, Francisco tenía razón. Se sintió desilusionada. Se había imaginado que sería hermoso estar con él delante de ese cuadro. Apretó el botón y delante de la diosa desnuda, delante de la desnuda hilandera, se deslizó la mitología…

33

MIENTRAS CENABAN, Cayetana habló de su pasado, evidentemente impulsada por la aparición del bufón Padilla.

Cuando niña, había estado a menudo en Cádiz con su abuelo, el décimosegundo duque de Alba, que fué el hombre más orgulloso de España, porque no consideró a nadie en el reino igual a él, fuera del rey, y a éste, el burdo Carlos III, nunca lo aguantó. Fué un tiempo embajador en Francia, admirado por su lujo en la Corte de Luis XV y Luis XVI. De nuevo en la patria, desafió a la Inquisición; estaba tan alto que a pesar de su respeto por la tradición, se permitió ser «filósofo», librepensador, cosa prohibida a todos los demás. De las prisiones del Santo Oficio tomó a un jovencito maltratado en el tormento, lo educó como bufón, le enseñó discursos atrevidos y revolucionarios, lo llamó Padilla por similitud con el héroe de una antigua rebelión, haciéndole llevar sus propias medallas y condecoraciones. Solamente el inválido era digno de hablar con el duque y alternar con él. Por su tendencia liberal, estuvo mucho en Cádiz; la ciudad a causa de sus relaciones con el exterior y la visita de tantos extranjeros, era la más «iluminada» del país. «Mi abuelo», decía Cayetana, «me educó según los principios de Rousseau. Debí aprender por tres medios: la naturaleza, la experiencia propia, el azar favorable».

Goya comía, bebía y escuchaba. Los verdaderos Grandes eran distintos de lo que él imaginara, eran altivos en forma mucho más complicada. Éste detenía los relojes y el tiempo, cuando no gozaba de favor. Aquél tenía un amargo bufón, porque nadie más era merecedor de su trato. Y ahí estaba Cayetana. La aguardaban diecisiete palacios vacíos y año tras año un bufón que año tras año ella olvidaba.

Y Goya comía con ella, vivía con ella; ella estaba más cerca de él que nadie nunca estuviera y más lejos también que nadie jamás.

Al día siguiente, el séquito de la de Alba llegó a Cádiz y, desde ese momento, Goya estuvo solo con ella raras veces. Por la guerra, la ciudad se había vuelto casi la capital del país; señores de la Corte, funcionarios de la Corona, miembros del Consejo de Indias, llegaban a Cádiz y todos querían ofrecer sus respetos a la duquesa de Alba. También Francisco encontró muchos amigos y conocidos de Madrid. Se alegró, sin asombrarse, un día en que apareció Miguel Bermúdez, en representación de don Manuel. Éste le habló, lógicamente, de política. Don Manuel había girado en redondo, y por conveniencias momentáneas se avenía con la nobleza reaccionaria y la Iglesia, coartando las medidas liberales por él introducidas. En su política exterior seguía indeciso. El nuevo embajador francés Truguet era inteligente y seguro de sí. Manuel lo entendía menos aún que a Guillemardet, el embajador precedente, y era con él ora agresivo ora servil en exceso.

«¿Qué fué de Guillemardet?», preguntó Goya. El embajador, le informó Miguel, había sido internado en un manicomio apenas regresó a París. Goya se estremeció; le había pintado en la cara su destino… Guillemardet enloqueció, siguió informándole Miguel, por la imposibilidad de comprender y colaborar en el repentino cambio de la cosa pública en Francia. Pudo tal vez justificar para sí la necesidad de la transición desde el radicalismo revolucionario a la democracia moderadamente burguesa, pero excedía de sus fuerzas aceptar el paso más grave hacia una clara plutocracia.

Llegó también el joven Quintana, en su calidad de abogado del Banco de España. Con don Miguel visitó a Goya en la Casa de Haro, en presencia de la duquesa y del doctor Peral. Quintana se excitó al ver a Francisco y comenzó a hablar de la «Familia de Carlos». «Don Francisco», exclamó, «usted salva a España de su miseria espiritual». «¿Cómo?», preguntó curiosa la duquesa. Estaba hermosa en su ropa negra; no le ofendía que Quintana se interesara solamente por Goya y no por ella; observaba desenfadada al joven tan entusiasta; ella amaba las artes, porque eso estaba de acuerdo con una Grande, pero su interés no llegaba a más. «España», explicó Quintana, «arrastra su historia y su tradición como una cadena. Si al fin aparece alguien que señale el derrumbe de instituciones que un día fueron excelentes, es una hazaña. Observe usted; un rey actual, el nuestro por ejemplo, viste, sí, los signos exteriores del poder, pero su función es nula, la corona es un sombrero pasado de moda, y para reinar es más necesaria una constitución que un cetro. Esto se ve claro en la "Familia de Carlos"». «¡Lo que se le ocurre, señor!», exclamó Goya.

El doctor Peral pidió a Quintana que hablara algo más del cuadro. «¿No lo conoce usted? ¿Usted tampoco, duquesa?», preguntó asombrado el joven escritor. «Le constará, don José», contestó gentil la de Alba, «que no estoy aquí por mi voluntad; me desterraron de Madrid». «¿Dónde tengo yo la cabeza?», se disculpó sonriendo graciosamente Quintana. «Es natural que no haya visto el cuadro. Pero no es posible

describirlo con palabras, nadie podría hacerlo», y en seguida la ilustró, fascinado por el oleaje de las tintas y el realismo de las cabezas, que brotaban desnudas, duras y feas entre tanto color. Habló como si no estuviese allí Goya. «El artificio más original del pintor, entre tantos, es que en un cuadro con tal número de figuras, se ven muy pocas manos. Con ello, la desnudez de los rostros sobre el resplandor de los uniformes y los vestidos de gala se destaca doblemente». «Si me hubiesen pagado más, hubiera pintado muchas manos», dijo secamente Goya. «Por las manos cobro alto precio». Pero el escritor continuó: «Todos nosotros creíamos ya que España estaba envejecida. Y Francisco Goya nos ha mostrado lo joven que es aún. Francisco de Goya *es* el pintor de la juventud». «Bah, bah», murmuró Goya, hundido en la silla, gordinflón, con los hombros un poco caídos, ya en la cincuentena, casi sordo y un poco agotado; era casi extraño que Quintana lo llamara así. Pero nadie se rió. Y Quintana concluyó diciendo: «Los últimos cuadros de don Francisco demuestran que nuestra tierra tuvo la suerte de dar tres maestros eternos: Velázquez, Murillo y Goya».

Miguel, coleccionista fanático, se regodeó íntimamente, pensando que poseía cinco buenos Goyas, y dijo en broma: «Ya veo que el rescrito de Carlos III que prohibe la exportación de obras de Velázquez y Murillo no basta ya; tenemos que agregar tu nombre, Francisco».

«Velázquez lo encontró todo más fácil», pensó en alta voz Quintana. «Respetó de corazón al rey y a la nobleza, era justo entonces, era lógico. En su fuero interno, pudo y debió estar de acuerdo con su rey y su Corte. Para él, la tarea más noble de un artista español era magnificar la idea monárquica; tuvo que ser aristócrata, tuvo que sentirse tal para llegar a su meta artística. Goya, en cambio, es todo lo contrario: y hoy es justo que sea así. Ve a su rey con ojos tan agudos como Velázquez, pero hay en él una parte de majo; es un Velázquez del pueblo, y su pintura tiene algo brutal que reconforta». «Espero, don José, que no tomará a mal», replicó socarronamente Goya, «si poco noblemente y con un poco de brutalidad le recuerdo más o menos un pensamiento popular: Me dejé arrancar tres cabellos; el cuarto me sacó de mis casillas». Quintana se rió. Y se cambió de tema.

Cayetana dijo más tarde a Francisco que sus amigos eran muy inteligentes, pero en ninguno de ellos vería ella un amante; ni en el joven. «Es curioso», pensó en voz alta ingenuamente, sin cuidarse de que quizás podía lastimar a Goya, «realmente curioso: hombres tan sensatos como Miguel y Quintana y Peral, nunca poseen verdadera atracción para mí».

34

LA PRESENCIA DE LA DUQUESA DE ALBA, la mujer más famosa de España, conmovió a los gaditanos; todos competían para relacionarse con ella. La duquesa estaba de luto; esto le ofrecía un buen pretexto para recibir a su gusto o rehusarse. Francisco notó, riéndose, la confusión de los orgullosos burgueses ante doña Cayetana. Más que otros —lo advirtió con rencoroso placer Goya— estaba impresionado el audaz y culto señor Sebastián Martínez.

Con el pretexto de hablar con él de los cuadros para la Santa Cueva, Martínez lo visitó a menudo en la Casa de Haro. El pintor tuvo que presentarlo a la duquesa. Martínez había sido recibido en la Corte; algunos Grandes solicitaron su favor; su enorme riqueza y la fama de sus proezas tornaban simpático a las mujeres a este hombrecillo, más bien feo; se rumoreaba de salvajes orgías que solía realizar. Desde el primer momento, Cayetana le inspiró una pasión romántica, infantil, y cuando hablaba con ella, su reserva se desvanecía, sus ojos le salían de las órbitas y su árida cara enrojecía. Cayetana se divertía, lo trataba con amable y ligera altivez muy propia de ella. El buen señor, bastante experto, debió entender que para ella no era más que un pelele. Mas, a pesar de su orgullo burgués, esa natural arrogancia de una Grande lo atraía. Maligno y alegre, Goya pensó que si el envejecido aventurero podía hablar con ella, no olvidaría uno solo de los títulos de la duquesa, ni las fechas de las batallas que el sombrío duque de Alba había ganado.

Goya trabajaba en los cuadros para la Santa Cueva con rapidez y habilidad, sin mucho placer, pero no sin nuevas ideas. Ya al final de la segunda semana, pudo decir a Martínez que los cuadros estaban listos. Martínez examinó la obra que le costaba dieciocho mil reales. Y no se mostró mal entendedor. «Solamente usted», dijo delante del «Milagro», «podía pintar una multitud tan apretada y movida». Y ante la «Cena» expresó: «Solamente Francisco de Goya podía permitirse quitar de la mesa a los Apóstoles. Esta caída a tierra por el miedo a las palabras del Señor, es del todo original, revolucionario; en otros sería hereje». Y sonrió complacido.

Luego, con lisonjas, sonriendo picarescamente, el coleccionista satisfecho aludió a la posibilidad de que el señor primer pintor tuviese tiempo y deseo de hacer un retrato de Sebastián Martínez, mercader de Cádiz; como se sabía, su flotilla se haría al mar a la semana siguiente. «No sé», contestó fríamente don Francisco «si me sentiré capaz de trabajar en estos días. Estoy aquí para reponerme». «¿Qué precio le tentaría?», preguntó Martínez. «Perdería usted apenas dos o tres días de descanso». «Veinticinco mil reales», contestó sin vacilar Francisco, sorprendido de su propia audacia. «De acuerdo», contestó el otro, también sin vacilar.

Después, un poco indeciso, preguntó si podía invitar a la duquesa y a él a una fiestecita en su casa. Había muchos motivos: los cuadros para la Santa Cueva estaban terminados, él había podido tratar con el señor de Goya, había conocido a la señora duquesa, y estaba por romper, en honor de España, el bloqueo inglés, llevando sus barcos hasta América. «Plus ultra», dijo sonriendo. Goya contestó secamente que no tenía facultad para aceptar invitaciones para la duquesa. Además sabía que Su Alteza tenía proyectos para un par de semanas y para entonces el señor Martínez estaría ya felizmente en altar mar.

Martínez calló por breve rato; su árida cara trabajaba. Si podía tener el placer y el honor —explicó luego — de poder saludar a doña Cayetana y a don Francisco en su casa burguesa, dejaría que su escuadra se hiciera a la mar sin él. Goya se asombró. Se encogió de hombros y dijo: «Hable usted con la duquesa».

En rueda de confianza, en presencia de la de Alba, se habló de que el señor Martínez no acompañaría sus barcos, para ofrecer una velada a la duquesa. Quintana visiblemente contrariado, dijo: «Debe de ser doloroso para una mujer despertar deseos dondequiera que llegue». «Es usted muy joven, señor», replicó la duquesa.

Por el luto de doña Cayetana, Martínez invitó a muy pocos amigos. Interesante le pareció a Goya un señor, representado como un tal Bajer, armador de Málaga, colega de negocios. Pero por el habla, el extranjero resultaba de origen inglés. Probablemente, era un oficial de la escuadra inglesa de bloqueo; a los señores aquéllos les gustaba llegar a Cádiz de incógnito. Sorprendido y divertido, Goya supo durante la velada que el inteligente señor Martínez se había asegurado el paso de sus barcos mediante cierto convenio con los ingleses. Estaba allí también Miguel. Estimaba a Martínez, entendía su pasión por la historia del arte y se felicitaba de su liberalismo. Quintana, en cambio, estaba ausente; no le perdonaba al anfitrión que abandonara una empresa patriótica por una cara bonita.

Sebastián Martínez, siempre tan seguro de sí, se esforzaba en ostentar su reserva burguesa. Como

correspondía, se dedicó a la duquesa apenas un poco más que a los otros huéspedes, pero no pudo impedir que sus miradas de admiración y súplica se volvieran constantemente hacia ella. Miguel lo atrapó en una conversación sobre antigüedades. Había visto en la biblioteca de Martínez algunas ediciones viejas de libros condenables en su aspecto religioso. «Tenga cuidado», le dijo bromeando, «un hombre tan rico y tan liberal es una tentación fuerte para los señores de la Inquisición». «Mis naves rompieron las líneas inglesas», contestó modestamente, no sin orgullo disimulado Martínez, «llevaré a puerto también mis libros y mis opiniones a través del Santo Oficio».

La duquesa y Goya creían que después de la cena se jugaría, como era costumbre. Pero Martínez había pensado otra cosa. «¿Puedo invitarla a pasar al salón de teatro, doña Cayetana?», preguntó. «Serafina bailará para usted». «¿Serafina?», exclamó realmente sorprendida la duquesa.

Serafina era la más famosa bailarina de España; idolatrada por una gran victoria conquistada para el pueblo español. El cardenal primado de Toledo había recibido protestas, sobre todo de cardenales extranjeros, porque en la piadosa nación se toleraban danzas tan vulgares e inmorales como el fandango y el bolero. El primado convocó un capítulo que considerase la prohibición definitiva. Pero el arzobispo de Sevilla, temiendo la reacción de Andalucía, propuso que los dignos jueces vieran esos bailes. Ejecutaron las danzas ante el capítulo Serafina y su compañero Pablo. Les costó trabajo a los prelados permanecer quietos en sus sillas. El fandango no fué prohibido.

Poco después, Serafina desapareció; se dijo que se había casado; durante dos o tres años no se la vió bailar en público. «¿Dijo usted Serafina?», volvió a preguntar Cayetana. «Ella vive ahora en Jerez», contestó Martínez. «Es la esposa de mi representante Vargas. No es fácil lograr que ella baile sino para los suyos. Ella bailará para usted, señora duquesa».

Fueron al salón de teatro, que había sido arreglado para dar la impresión de los tablados para el pueblo. La elegante sala había sido convertida en un sucio y mísero recibimiento de una noble casa morisca venida a menos. Había alfombras gastadas, remendadas, aunque un día valiosas; las paredes estaban recubiertas de sucia tela blanca, el cielo raso adornado con arabescos rojos y dorados. Un par de viejas sillas, algunas velas.

Los invitados tomaron asiento, y del escenario, detrás del telón, llegó el ruido seco de las castañuelas. Se descorrió el telón; la escena mostraba un paisaje andaluz de pobre factura. Perdido en un rincón, sentado en un escabel, estaba un solitario músico con su guitarra. Las castañuelas sonaron más fuerte; entraron por la izquierda el majo, por la derecha la maja, como los amantes que se volvían a hallar después de larga separación. Sus pintorescos trajes eran de paño barato, cubiertos de lentejuelas doradas y plateadas; los pantalones del mozo, la falda de la moza, amplia abajo y corta, apretaban estrechamente las caderas. No se cuidaban del público, se miraban mutuamente. Con los brazos en alto bailaban acercándose. Sólo se oía el ligero y excitante sonido de las castañuelas. Cuando llegaron muy cerca uno del otro, ella retrocedió, bailando siempre con los brazos abiertos; él la persiguió, lentamente, rápidamente, con los labios apenas entreabiertos; fué entonces más pantomima que danza, mientras se miraban y miraban al suelo. Ella huyó más lejos, despacio; lo atraía y coqueteaba con él; él la persiguió vacilante, con creciente deseo. De pronto ella se volvió hacia él, las castañuelas vibraron más fuerte, comenzó a tocar la guitarra, comenzó a tocar la pequeña orquesta oculta. Los bailarines se habían alcanzado; de repente en medio de un compás, se calló la música, enmudecieron las castañuelas, los bailarines se tornaron rígidos. La pausa duró pocos segundos y pareció eterna.

La guitarra volvió a tocar, un temblor recorrió el cuerpo de la moza que lentamente salió de su rigidez, retrocedió, avanzó. Él también se movió. Más lentamente, con más ternura, se deslizó hacia ella. Ambos movimientos se tornaron más vivaces, sus miradas más desafiantes; cada músculo temblaba de pasión. Con los ojos cerrados volvieron a acercarse y en el último instante volvieron a retroceder. Y una vez más una pausa salvaje, excitante, violenta. Ambos se retiraron y desaparecieron del tablado. Comenzaría la escena que Andalucía había agregado al fandango, de origen gitano u oriental, que Serafina y tantas otras bailarinas antes que ella habían hecho famoso.

Ella vuelve a escena, sola y sin castañuelas. Pero entre bastidores brota un zapateado y un batir de palmas rítmico, monótono, y una voz oscura y solitaria canta unos versos sencillos y siempre profundos; unos versos que invitan a hundirse en el seno del amor, porque la vida es breve y la muerte larga. Pronto se pierden las palabras también y lo que la voz canta es un «ay» lamentoso, lento, pero salvaje. Y lenta y salvaje es también la danza de la moza, siempre igual y siempre distinta, tranquila y disoluta, una danza de todo el cuerpo; se ve que la bailarina se muestra al amado y le enseña todo lo que de placer, dulzura y violencia esconde su cuerpo.

Los espectadores miran atraídos. El zapateo monótono se les mete en la sangre, pero no se mueven,

miran. Nada inmoral ocurre en la escena, no hay desnudeces, pero con profunda ingenuidad y en todos sus detalles se representa el más natural de todos los deseos: el deseo carnal, disuelto en ritmos. Los espectadores han visto a menudo este baile, pero nunca tan completo. Admirados y expertos, el culto Miguel y el leído Martínez contemplan a Serafina, artista perfecta. Mujeres como ésta fueron las que los romanos se llevaron de la viciosa Gades para divertir con sus danzas a senadores y banqueros, peritos en goces. Mujeres como ésta fueron las que los primitivos sacerdotes compararon en su santa ira con la hija de Herodes, y seguramente tiene razón la leyenda según la cual la bailarina Telethusa de Gades sirvió de modelo al escultor que creó la Venus calipigia.

Serafina bailaba con abandono, la cara seria, arte puro, llena de lascivia heredada y aprendida. El monótono zapateo y el canto uniforme se tornaron más salvajes. Y comenzaron los espectadores. Estos Grandes y estos ricos señores golpearon las manos y zapatearon al compás, gritaron «olé» y hasta el amigo armador de Martínez, el oficial inglés, que al comienzo torciera la boca, zapateó con los demás y gritó «olé». Serafina seguía bailando. Moviéndose apenas de su sitio, volvía a los espectadores ya la espalda, ya el costado, ya la cara; corría por ella un temblor cada vez más fuerte; lanzaba los brazos al aire y de repente intercalaba aquella pausa que hacía estremecer a todos y luego volvía la danza muy breve, casi insoportable por su ardor, lleno de arranques, de temblor y deseo.

Él solo terminó; la pareja bailó de nuevo, pero ahora en sofocante sucesión, la pantomima del antiquísimo duelo del amor: pudor, deseo, sombría resolución, miedo, avidez creciente, entrega, plenitud, liberación, sorda y agotada satisfacción. En la danza no había frivolidad ni lascivia, sino salvaje seriedad persuasiva Así lo entendían los espectadores y así ellos mismos se entregaron. El canto con sus palabras sencillas y eternas, la música que no era música, sino sonido aturdidor y excitante… No había arte que expresara mejor lo que sentían y vivían aquellos españoles. Ante esta danza, la idea calculadora, la pesada lógica, se disolvían en la nada; sólo cabía ver y oír; sólo cabía dejarse llevar en pos de aquellos sones, en el vuelo de aquellos movimientos.

La duquesa de Alba sintió lo mismo que los demás. Sin notarlo, sus zapatos pisaron rítmicamente el suelo, su voz aguda e infantil gritó su «olé»… Cerró los ojos, ya no podía resistir al placer fluyente. La cara maciza de Francisco estaba melancólica, seria, casi vacía como la de los bailarines. Había un torbellino en él que no se convertía ni en palabra ni en conciencia. Sus ojos estaban fijos en la danza andaluza; él mismo, en su alma, bailaba una innata jota aragonesa, esa danza casi guerrera en que la pareja se amenaza mutuamente, una danza sin blandura ni reserva, llena de contenida pasión; la había bailado a menudo, muy erguido, como se debía, como lanzándose a una batalla. Y al compás con todos, golpeó sus robustas manos y gritó fuerte «olé».

La danza concluyó sin que los bailarines se tocaran, aunque vivieran todas las fases del amor físico, haciéndolo vivir a los demás. Juntos ahora, mientras caía el telón, se retiraron entre bastidores. La música cesó. No hubo aplausos. Los espectadores estaban en silencio, agotados, vacíos.

El señor Martínez dijo a Goya: «Me alegro, Excelencia, de haberles podido proporcionar una alegría». Pero en sus palabras había un matiz que irritaba a Goya. Le molestaba enseñar en la cara sus sentimientos, le molestaba revelar involuntariamente cómo Serafina lo había excitado. Seguramente también Cayetana había entendido. Y ésta le dijo: «Serafina le habrá fascinado. Usted es famoso, don Francisco, aquí en Cádiz. Si el señor Martínez pudo convencer a Serafina para que bailara para mí, podrá también lograr un favor para usted». Y el señor Martínez tomó la ocasión al vuelo: «Un retrato de Serafina, Excelencia, le interesará más que el de un viejo mercader. La señora de Vargas se honrará en ofrecerle algunas sesiones, sobre todo si usted me cede el cuadro. ¿Le dije ya que el señor Vargas es mi representante en Jerez?».

Se presentó Serafina. La colmaron de elogios y loas y galanterías. Ella agradeció tranquila y amable, sin sonreír; estaba acostumbrada. Goya nada dijo; sólo la miró fijamente. Al fin ella le dirigió la palabra: «¿Cuánto tiempo se quedará usted aquí, maestro?». «No lo sé», contestó él. «Seguramente una semana o dos todavía. Luego estaré por un tiempo más en Sanlúcar». Ella le informó: «Yo no vivo muy lejos, en Jerez. Pensaba tomar mi descanso de gala al final del otoño. Me resolví en cambio a adelantarlo y espero que usted me visitará». En la región era costumbre que las mujeres de buena posición se «enfermaran» por una semana o dos; guardaban cama, se dejaban mimar por amigos y conocidos, recibían visitas y regalos; una magnífica cama, reservada sólo para ello, formaba parte del ajuar de cada muchacha que se respetara.

Goya la miró. La miró largo rato, sin preocuparse de los demás, y ella le devolvió la mirada, y en ambos resonaba quejoso y monótono el canto y el zapateado que invitaba a hundirse hoy en el hondo seno del amor, porque mañana sería tarde.

Finalmente Goya abrió la boca rompiendo el encantamiento y, de majo a maja, dijo: «No esperes el descanso de costumbre, Serafina. No hacen falta esas cosas para nosotros. Así también te retrataré. Y nos veremos también sin pretextos, Serafina».

35

DOS DÍAS DESPUÉS, por la noche, estaba solo con Cayetana. Soplaba el solano; en la borrasca se oían las señales nocturnas de las dos escuadras: la española cerca, la inglesa lejos. Francisco estaba nervioso y agriado. Quería volver a Sanlúcar, quería a Cayetana sólo para él. Estaba harto ya de la vida de Cádiz, de tanta gente con quien se encontraba. ¿Prolongaba su licencia más de la cuenta, arriesgando el favor del rey, para estar con Martínez y sus iguales? Pero Cayetana gozaba de la veneración de todos ellos. Y no lo comprendía. Hubiese debido notar que quería irse.

No acababa de pensarlo cuando ella le dijo: «No hace falta que lo digas, Francho». «¿Qué?», replicó con simulada inocencia. «¿Qué es lo que no hace falta que diga?». Y ella sonriendo: «Si te parece, volvemos mañana mismo a Sanlúcar».

Su mal humor se disipó en seguida en Sanlúcar. Se sintió tan feliz como antes del viaje. Hasta el recuerdo de Cádiz le resultó grato; los hombres lo habían festejado, las mujeres, cortejado. Había cobrado lo que nadie hasta entonces. Su gloria estaba difundida por toda España. Y apenas había comenzado a mostrar quién era; su arte progresaba. Y ahora estaba allí solo con su maravillosa amada, dócil a todos sus caprichos. Era joven, estaba afianzado, tenía todo lo que ambicionaba. «Sentado a las doradas mesas de la vida y del arte», pensó.

Recostada perezosamente, Cayetana preguntó: «¿Sigues resuelto a no retratarme de maja?». «Naturalmente», contestó él en seguida. Pintaba un gracioso cuadro de un paseo con ella, que vestía de maja, con la mantilla negra; él la seguía y ella se volvía hacia él sobre su talle de avispa, coqueta, dócil, el abanico invitante en la derecha, mientras la izquierda señalaba el abanico, desafiante, con el índice dominador tendido. Goya le hablaba galante, vestido con elegancia, casi relamido, con su frac oscuro, finos encajes y botas altas, rejuvenecido hasta ser irreconocible, locamente enamorado.

Ella entendió que no quería pintarla de maja; le había puesto un vestido de gran dama. Pero el cuadro le gustaba. Esa broma era ingenua, exagerada. ¿No se había rejuvenecido él mismo demasiado?

Un día le contó que había visto a su difunta doncella Brígida, quien le dijo que moriría pronto, pero no antes de ser retratada de maja. Goya se sentía indolente. «Tendrás que creerlo, por desgracia», contestó él. «¡No digas necedades!», exclamó Cayetana. «Bien sabes lo que quiso decir». «Me parece», repuso Goya, «que la profecía es hermosa. Basta que no te dejes pintar de maja para llegar a los ciento cincuenta años de edad». «Lo he resuelto», dijo ella, «me haré pintar como deseo. Brígida lo sabe tanto como nosotros». «¿Cómo vestía tu Brígida?», preguntó Francisco. Sorprendida, Cayetana contestó: «Como una doncella». Pero luego estalló: «¡Cómo estaba vestida! Preguntas como un inquisidor». Francisco, harto ya, replicó: «Yo soy pintor. Lo que no puedo ver, no existe para mí. Un espectro que no puedo pintar no es tal espectro».

El doctor Peral, si en Cádiz se había mantenido en segundo plano, ahora desaparecía del todo, cuando suponía que molestaba. Por lo demás se mostró compañero alegre y sagaz y le interesó comprobar a Goya con qué pericia lo admiraba. Goya no se explicaba cómo pudiera estar tan alegre un hombre complicado en la muerte del duque. Tal vez este ser, muy ufano a pesar de su modesta presencia, se creería tan superior a todo el mundo, que su ciencia le permitía lo que no concedía a los simples mortales. Si contribuyó a la muerte del duque y era así, había procedido fríamente, sin pensar que en los rincones acechan los demonios.

Cuando Peral se lo pidió, Goya rechazó irónico la ocasión de retratarlo. Ahora estaba tentado de pintar al hombrecillo fatal, incomprensible a pesar de sus firmes rasgos, para entenderle por lo menos. Un día, de repente, se lo propuso. Peral, asombrado, bromeó: «Yo no puedo pagar las sumas del señor Martínez». Goya contestó sonriendo: «Pondré el retrato: a mi amigo». Los pintores firmaban así los regalos; un cuadro dedicado de mano de Goya era un tesoro para el apasionado coleccionista Peral. Enrojeció a pesar de su dominio de sí. «Es usted muy generoso, don Francisco», le dijo.

Goya trabajó mucho y solícitamente en el retrato, en aquella plateada luz gris tan suya, que destacaba lo sombrío con su delicadeza, lo sombrío intuido por el pintor detrás del rostro inteligente y sosegado. Goya no dejó que el médico ocultara nada, y hasta hizo visibles ambas manos. «¿Cómo? ¿Hasta las manos me regala usted?», bromeó Peral. Pero Francisco quería pintar justamente las manos que habían eliminado al esposo de Cayetana. Por lo demás, las sesiones transcurrieron agradablemente. Peral conversaba con gusto, era franco, aun dejando algo en reserva, algo imposible de adivinar, y Goya se interesó por él y le tuvo simpatía, a pesar de que alguna mirada o algún gesto le chocaran. Nació así entre ellos una rara amistad

hostil; se sentían vinculados mutuamente, querían comprenderse y les divertía decirse agudas verdades.

Goya no hablaba de Cayetana, Peral no la nombraba por lo tanto. Pero a menudo discutieron de cosas del amor. Un día, el médico le preguntó al pintor si conocía la diferencia que hacían los filósofos antiguos entre un hedonista y un erótico. «Soy solamente un pintor ignorante, doctor», dijo buenamente Goya, «usted en cambio un Tertuliano, un Cicerón tres veces sabio. Por favor, explíqueme usted». «Un hedonista», dijo Peral, «es aquel que sólo quiere obtener goces para sí; un erótico el que quiere dar placer cuando siente placer». «Muy interesante», reconoció Goya, un poco molesto, porque no sabía si Peral pensaba en la de Alba. «Cleantes», continuó Peral, «enseña: ¡Ay de aquel que cae en manos de una hedonista, y al desdichado le recomienda como remedio que se refugie en una tarea vulgar pero grande, como la lucha por la libertad y la patria! Suena bien; pero como médico dudo de que sirva».

Naturalmente, Peral hablaba también mucho de arte; admiraba sobre todo la técnica de Goya y su visión de los ojos ajenos. «Le descubrí el secreto», decía. «Usted hace el blanco del ojo más chico que la naturaleza y el iris más grande». Y viendo la sorpresa del artista, explicó: «El diámetro usual del iris es de once milímetros, usted lo lleva a trece. Lo he medido». Goya no sabía si tenía que reírse. Otra vez Peral hablaba del Greco; decía que el rey Felipe no comprendió al Greco. Si le hubiera otorgado su favor, hubieran nacido muchas obras maestras más. «Yo no llamaría a Velázquez, Murillo y Goya los tres máximos maestros de España, como aquel entusiasta escritor; para mí serían el Greco, Velázquez y Goya». Goya contestó francamente que no sentía al Greco, le parecía demasiado aristocrático de manera. «Probablemente», concedió, «don José Quintana tiene razón. Yo soy un campesino español, pinto brutalmente».

Por fin, el cuadro fué terminado. Desde el cuadro miraba con grandes ojos escépticos, un poco punzantes, un Peral sagaz, importante y sospechoso. Francisco firmó con el pincel: «Goya a su amigo Joaquín Peral». El médico estaba mirando y dijo: «Gracias, don Francisco».

De Jerez llegó una carta torpemente escrita; Serafina salía del olvido. «Tal vez iré por un par de días a Jerez», dijo Goya a Cayetana, «y retrataré a Serafina». «¿No es más cómodo que la cites aquí?», contestó la de Alba, calmosa, indiferente; pero en las palabras había un dejo de picardía que lo irritaba. «Fué una idea que se me ocurrió», dijo Goya entonces, «probablemente ni voy ni la cito. Pero», agregó con malignidad, «sería la maja ideal. Si alguna vez vuelvo a pintar una maja, será ella».

Cuando poco después se reunió con Cayetana, la encontró recostada en un diván con un vestido que el verano anterior llevó ella a menudo en las fiestas de disfraz. Era una prenda de fina tela blanca, más de torero que de maja, mitad camisa, mitad calzón; adhiriéndose en pliegues al cuerpo, revelaba más de lo que cubría. Sobre la misma, la Alba tenía puesta una casaquita bolero, de color amarillo vivo, con laminillas metálicas negras y brillantes que representaban mariposas; un ancho ceñidor rosado mantenía unida la prenda. Y así yacía tendida, con las manos cruzadas detrás de la cabeza.

«Si pintaras a Serafina de maja», preguntó Cayetana, «¿la retratarías así y con este vestido?». «Quizás», contestó él sin afirmar ni negar. La mujer que estaba allí, en el diván, era una dama seductora, disfrazada audazmente de maja. Pero en un mesón de la majería nadie la tomaría por tal y Goya pensó que así pintaría a Serafina. «Si pintaras una maja», siguió preguntando la de Alba, «¿la harías de tamaño natural?». Un poco sorprendido, repuso él: «Es la primera vez que te interesas por algo técnico». Impaciente, ella insistió: «Hoy me intereso». Y él explicó sonriendo: «Creo que daría a la tela el tamaño de unas tres cuartas partes del natural».

Pocos días después, ella lo llevó a una habitación poco usada, un magnífico dormitorio algo descuidado, tal vez dedicado a las audiencias mañaneras de alguna dama de la Casa de Haro. En una pared había un cuadro insignificante, apaisado, con una escena de caza. Cayetana, con un dispositivo como el de la Casa de Haro de Cádiz, desplazó el cuadro. Detrás apareció la pared desnuda, un espacio para otro cuadro. Goya pareció indiferente. «¿No entiendes?», preguntó ella. «Quisiera que por fin me pintaras de maja, de verdadera maja». El pintor la miró aturdido. ¿La había comprendido? La dama desnuda de Velázquez, le había declarado él, no era ni una diosa ni una Grande, sino una maja. «Quisiera encomendarle dos retratos, don Francisco», concluyó ella por decir, «uno con disfraz de maja, el otro como maja verdadera».

Si ella lo quería así, lo tendría. La retrató en su costoso y extravagante disfraz, y ahora también desnuda debajo de la tela transparente. Se tendía la Alba en este segundo retrato sobre el lecho del placer, encima de almohadones de color verde pálido, los brazos cruzados detrás de la cabeza, la pierna izquierda encogida, el muslo derecho suavemente apoyado en el otro; y Goya destacó el triángulo del vientre. Le hizo ponerse un poco de colorete y pintó su cara; pero no era su cara, sino una anónima, de múltiple intención, como él solo podía hacerlo: la cara de una maja y de todas las majas.

Cayetana se alegró de la altiva lucha emprendida. Había logrado que la pintara de maja; Serafina, la maja majísima, el prototipo de la maja, lo había invitado en vano.

Goya trabajó en la habitación para la cual estaba destinado el cuadro. La luz de la izquierda era la más justa para la maja vestida. La desnuda en cambio la pintó en la azotea del mirador, donde la baranda cortaba la luz como él necesitaba. La dueña, sumamente agriada, montaba guardia; estarían tranquilos. Sin embargo aquello era una audacia, porque empresas de esta clase no permanecen secretas a la larga. Goya trabajó amargado. Sentía que ella le vedaba a Serafina, quería ser para él más que aquélla y también más maja. Pero esto no lo lograría. Lo invadió un perverso placer. Allí, en esa situación, no era él ya el pelele de la mujer; finalmente, era la de Alba juguete suyo. Lo que surgía en la tela no era una maja. Y si la cuna y la riqueza le daban todo lo que España podía darle, quedaba excluida del pueblo, seguía siendo apenas una pobre Grande. No llegaría nunca a ser maja por mucho que se esforzara. Y aunque se metiera en el último rincón del infierno, nunca lo sería.

Sus pensamientos se alejaron de la mujer en carne y hueso para dedicarse a su obra. No sabía si era arte aquello que hacía. ¡Lo que hubiera dicho Luján, su maestro de Zaragoza, si lo viera! Luján le hacía copiar estatuas de yeso vestidas: había sido censor de la Inquisición. Ciertamente, lo que pintaba estaba a mil millas de distancia del arte sin deseo ni interés que ensalzaban Mengs y don Miguel. Pero, ¡caramba!, no quería competir con el difunto Velázquez; así era de una vez su propia dama desnuda. Y pintó en la desnuda vestida y no vestida a todas las mujeres que conoció en su vida íntimamente. Pintó un cuerpo que incitaba a todos los placeres. Y además dos caras: una llena de espera y codicia casi vacía de deseos, la mirada dura, atractiva, peligrosa; la otra, un poco adormilada, al despertar lentamente del deseo satisfecho, ya sedienta de nueva plenitud. Lo que quería pintar ni era la de Alba, ni la maja. Era la concupiscencia, en resumidas cuentas, la que nunca se sacia, con su sorda felicidad y sus peligros.

Cuando los dos cuadros estuvieron terminados, Cayetana los contempló titubeando entre uno y otro. La mujer vestida tenía otra cara que la desnuda y ambas eran la suya y no lo eran. ¿Por qué Francho no había pintado su verdadero rostro? «Usted ha hecho algo único, don Francisco», dijo ella finalmente, «algo inquietante». Luego, artificiosamente graciosa dijo: «Pero tan voluptuosa no soy en realidad».

Más tarde, con la ayuda de la dueña, colocaron ambos cuadros en la pared, la maja vestida delante de la desnuda. «Mis huéspedes se sobresaltarán ya sólo con ésta», dijo Cayetana. Y jugando infantilmente con el dispositivo, apretó el botón y reapareció la maja desnuda. La anciana, negra de vestimenta y dura de mirada, se mordía los labios. Sonriendo, Cayetana cubrió su desnudez con la otra tela y, sonriendo, con el índice tendido, la hermosa cabeza erguida sobre su pequeño cuerpo, con paso ligero la duquesa de Alba salió de la habitación, haciendo seña a Goya para que la siguiera.

36

UN HUÉSPED LLEGÓ a Sanlúcar; don Juan Antonio, marqués de San Adrián. Goya se disgustó. Conocía al marqués desde hacía mucho y le había hecho uno de sus mejores retratos. Lo había pintado al aire libre, apoyado en una columna truncada; tendría unos cuarenta años, pero su rostro de niño bonito, altivo y audaz, no representaba más de veinticinco. Estaba en traje de montar, con la mano que sostenía el látigo, apoyada en la cadera, la otra apretando un libro y el sombrero alto sobre la columna. Goya no había ocultado la arrogancia del mozo mimado, Grande de primera clase, nombrado muy joven presidente del poderoso Consejo de Indias. A veces, Goya lo había encontrado en casa de Cayetana; se decía que había sido su amante. Era uno de los favoritos de la reina; probablemente, la de Alba lo había atraído por un momento, para herir a María Luisa. El marqués era hábil y muy culto, había vivido mucho en Francia y era liberal. Mas cuando con su voz chillona y arrastrada decía sus cínicos gracejos, Goya se molestaba y le costaba trabajo no ser grosero con él.

Amable por naturaleza, el marqués declaró que había llegado para visitar a doña Cayetana, cuya larga ausencia de Madrid lamentaba; pero una segunda razón de su viaje le traía para pedir que don Francisco, estando tan cerca de Sevilla, pintara una reunión del Consejo de Indias. «Necesitamos de usted», canturreó con tono chocante; «si usted se rehusa, tendremos que recurrir a buena gente como su colega Carnicero, y nuestras caras resultarán aun más vacías de lo que son».

El marqués se esforzaba en no molestar, compartía las comidas, pero no asistía a la audiencia mañanera de la de Alba, que lo trataba un poco irónicamente, como a un chiquillo indiscreto; sus relaciones, evidentemente, pertenecían a un lejano pasado. Goya pudo seguir viendo a Cayetana a solas como siempre.

Una noche, en la mesa, se lanzó a hablar de arte con Peral; los demás permanecieron callados. De repente, sorprendió una mirada de Cayetana dirigida al marqués, la mirada oblicua que él imprimió a la maja del cuadro, incitante, cargada de espera y deseo, de apenas dos segundos. Tal vez sólo le pareció; seguramente era así; se impuso el olvido de la mirada, pero concluyó su frase con esfuerzo. Por la noche pensó que todo era necedad; Cayetana se había fundido para él como una sola cosa con su maja desnuda. Luego pensó también que ella había sido amante del marqués y ¿para qué otra cosa habría venido éste sino para reanudar la vieja amistad? Y, sin duda, no sin entendimiento previo. Estaba muy claro, y él volvía a ser un pelele. Imaginó a la pareja en ese momento, mientras él se atormentaba sin poder dormir. Imaginó que Cayetana le mostraría el retrato y que el marqués, con su voz asquerosa, enumeraba todo lo bello que Goya no había visto.

Todo eso era una locura, y él un loco celoso. Pero tenía motivos para temer. Era viejo y gordinflón y duro de oído, y sus espaldas comenzaban a encorvarse; algo muy doloroso para un aragonés; también tenía un humor endemoniado y cargante. Cayetana era «chatoyante»; la anciana marquesa tenía razón. Aunque fuera joven y muy bonito, ella podía cansarse de él y preferir a otros. Si se miraba al espejo, vería que Cayetana obraba lógicamente al posponerlo a un joven esbelto, fuerte, alegre y culto. «Trágala, perro», se dijo.

Alucinaciones. ¿No había ridiculizado Cayetana al marqués por María Luisa? ¿No le había mostrado claramente que Goya era su cortejante, su favorito? Pero aquella mirada… No la había soñado, no era la de la maja desnuda, sino la de los ojos duros, de acero, de la mujer de carne y hueso. Se había apagado en seguida, porque cambiaba como la de los gatos; nada en ella era sincero y firme. No era culpa suya si no pudo retratarla, no lo hubiera podido hacer Velázquez tampoco. Nadie podía retratarla, y menos desnuda, porque también su desnudez era mentida. Y su corazón tenía la disposición de su cara; era mala de raíz. Y recordó la idea de un verso de un viejo romance que cantaba Pepa: «Un corazón horrendo en un magnífico pecho».

Al día siguiente se puso a trabajar. Finalmente había visto a la verdadera Cayetana. La pintó volando por los aires; con ella, debajo de ella, como nubes que la llevaban, tres figuras masculinas. Pero ahora no hizo anónimos los rasgos de la mujer; esa cara pura, altiva, oval, sólo podía ser de una mujer sobre la tierra: Cayetana de Alba, y también eran definidas las caras de los tres hombres: el torero Costillares, el marqués de San Adrián y el Príncipe de la Paz. Desde la tierra contemplaba el vuelo un baldado, el viejo bufón Padilla. Era una asunción al cielo, esta que pintaba Goya, pero una asunción infame, y su meta no podía ser el cielo. En la vestimenta amplia, flotante, inflada por el vuelo, la mujer tenía las piernas esparrancadas sobre las cabezas de los hombres. Y se le podían achacar todos los siete pecados capitales. Moviendo apenas

los labios, esa cara pudo ordenar que se asesinara al esposo que tal vez molestaba. ¡Finalmente lo había logrado! Ésta por fin era la cara última, la verdadera, la cara pura, altiva, muy falsa, muy inocente, muy viciosa de Cayetana; ésta era la lascivia encarnada, la seducción, la mentira.

Al día siguiente, Cayetana no se dejó ver. La dueña la excusó ante los caballeros. El perrillo blanco estaba enfermo, ella estaba afligida y no podía ver a nadie. Goya continuó trabajando en la «asunción», en la «mentira».

El perrillo sanó en el día, y a la mañana siguiente Cayetana recobró su buen humor. Goya permanecía casi callado; ella no se ofendió y trató varias veces de hacerlo hablar. Poco a poco, ante el desdén de Goya, ella se volvió hacia el marqués, que conversaba con ella amablemente, un poco infantil pero lleno de lisonjas. El joven empleó una cita francesa, ella le contestó en esa lengua y la conversación siguió en francés. Peral, entre maligno y compasivo, trató de llevar la charla al español, pero aquéllos continuaron en un francés rápido que Goya no podía comprender. Finalmente, la de Alba se dirigió también al pintor, pero empleando palabras arcaicas que éste no podía entender. Era claro que quería humillarlo ante el marqués.

Después de la comida, la de Alba declaró que estaba contenta y no quería acostarse todavía. Llamaría a su gente para que bailaran el fandango. Fruela, su doncella, bailaba muy bien y su palafrenero Vicente no era manco.

Se presentaron cinco parejas para bailar el fandango y otras veinte como espectadores: criados, arrendatarios, campesinos; la noticia se había difundido rápidamente. La gente no bailaba ni mal ni bien, pero el fandango atraía de todos modos como un espectáculo. Los espectadores se mantuvieron serios y atentos al principio, luego comenzaron a golpear los pies, a batir palmas a compás y a gritar olé. Bailaba una sola pareja a la vez, pero siempre había reemplazantes.

Cayetana dijo: «¿No quiere bailar, Francisco?». Por un instante Goya estuvo tentado de hacerlo. Luego recordó cómo la de Alba le había hecho bailar el minué ante el duque y Peral, vió la cara del marqués y dudó, vaciló. Pero ella ya se dirigía a éste: «¿Y usted, don Juan?». El marqués contestó en seguida: «Con todo gusto, duquesa. Pero ¿con esta ropa?». «Los pantalones le quedan bien», repuso Cayetana, «alguien le prestará una chaqueta. Prepárese, mientras yo me cambio».

La duquesa volvió en seguida, con el traje con que la pintó Goya, ese traje de fina tela transparente que la desnudaba, y encima el bolero amarillo con las negras mariposas de metal y la ancha faja de seda roja. Y bailó así con el marqués. Ninguno de los dos vestía en forma adecuada, no bailaron tampoco el verdadero fandango; Fruela y Vicente lo hacían mejor. Y no era el caso de pensar en Sevilla o en Cádiz y menos en Serafina. Pero era siempre el espectáculo desnudo y unívoco del fandango y había en él algo hondamente impropio, impúdico que la duquesa de Alba y el presidente del Consejo de Indias ofrecían a los campesinos, las doncellas y los caballerizos de Sanlúcar, un espectáculo de ardor sexual, deseo, pudor y plenitud. Ella hubiera podido llevarse perfectamente a toda esta gente —pensó Goya— a su habitación apartada, tocar el botón y mostrarles la maja desnuda. Lo que más le indignaba era que esa pareja que jugaba así, no eran ni un majo ni una maja. Era un juego atrevido, tonto, frívolo y no debía aceptarse, porque ridiculizaba el verdadero españolismo. Un sordo rencor invadió a Goya contra Cayetana y don Juan, contra todos los Grandes y sus mujeres, estos petimetres y estas marionetas entre quienes le tocaba vivir. Sí, él había bailado, entusiasta en este juego mentido y tonto, cuando hizo los tapices. Mas desde entonces había penetrado más hondo en los hombres y las cosas, había vivido y sentido más. Por eso creyó que Cayetana era algo más que una de aquéllos. Creyó que entre los dos no había juego, sino verdad, pasión, ardor, amor, el fandango verdadero. Mas ella había mentido, constantemente, y él se había dejado manosear como un pelele.

Los lacayos, las doncellas, los campesinos, cocineros, mensajeros y caballerizos gozaron de una gran velada. Sentían que Cayetana se esforzaba en pertenecerles y lo apreciaban, pero veían cómo fracasaba y se quedaron perplejos. Zapateaban, batían palmas, gritaban olé, y aun sin decirlo ni pensarlo, ellos se creyeron mejores que ella; cuando Fruela siguiera a Vicente, eso sería mejor, más natural, más español, más correcto, que si la distinguida dama siguiera a este fatuo o a su pintor.

La dueña no podía soportar el espectáculo. Amaba a su Cayetana, que lo era todo en su vida, pero su cordera se había dejado embrujar por el pintor. Con rabia y dolor veía cómo la primera dama del reino, la descendiente del gran duque se rebajaba delante de la chusma. Peral observaba desde su asiento. No palmoteaba, no gritaba olé. Había asistido a menudo a estos estallidos de Cayetana, tal vez no tan violentos, pero no muy distintos. Observó a Goya, vió las expresiones de su cara y sintió satisfacción y lástima.

Cayetana y San Adrián se enardecieron. La música se volvió más fogosa, las aclamaciones más fuertes; ellos bailaban, se agotaban. «Cánsate», pensaba Goya; «no lograrás ser una maja. No tienes ni la idea del fandango. Apenas si quieres calentarte con este petimetre». Y se retiró antes de que el baile terminara.

Esa noche también durmió mal. A la mañana siguiente, ella esperó que él fuera a buscarla para un paseo antes del almuerzo, como solía. Goya no fué y le hizo comunicar que tenía dolor de cabeza; no apareció tampoco para almorzar. Sacó su tela, estaba terminada. No tenía tampoco ganas de trabajar; el solano lo molestaba; le parecía que su oído volvía a fallarle. Guardó el cuadro. Se sentó a la mesa para esbozar una carta. Pensó: «El abuelo tenía su bufón; ella, su pintor, pero yo abandono el juego». Preparó el borrador de una carta para el mayordomo de la Corte, otra para la Academia, anunciando su regreso a Madrid. Dejó el borrador; no lo pasó en limpio.

Ella apareció por la tarde con su perrillo ridículo. Hizo como si nada hubiese pasado, fué amable y casi alegre. Lamentó que él no se sintiera bien. ¿Por qué no había llamado a Peral? «No se trata de algo que pueda remediar Peral», contestó él sombrío. Ella le aconsejó: «Sé razonable. Bien sabes que no puedo ofenderle, sólo porque estás de mal humor». «¡Envíalo al demonio!», insistió el pintor. «¿Por qué quieres meterte en mis cosas?», replicó Cayetana. «Ya sabes que no lo tolero. Nunca te planteé dilemas, nunca te dije: “Haz esto, deja aquello”». Esta amarga audacia lo irritó. Ella lo había exigido todo de él, todo lo que podía exigirse, los sacrificios más graves, y ahora preguntaba inocentemente: «¿Te pedí nunca nada?».

Goya anunció: «Voy a Jerez, quiero pintar a Serafina». Cayetana estaba sentada tranquila, con el perrillo en la falda. «Me viene bien», dijo ella, «que quieras irte ahora. Por un par de días me iré yo también. Visitaré mis posesiones, para vigilar a mis arrendatarios. Me acompañará don Juan que me podrá aconsejar». Goya empujó el labio inferior hacía adelante, sus ojos oscuros se ensombrecieron más. «Yo no me voy por unos días», replicó él, «y por mí no hace falta que te vayas. Quédate aquí tranquila con tu pisaverde. No te molestaré más. De Jerez regreso a Madrid». Ella se levantó, el perrillo se puso a ladrar. Cayetana estuvo por contestar violentamente. Miró la cara maciza de Francho: los ojos ardían negros en esa cara, sin dejar casi un poco de blanco. Ella se dominó. «Sería una necedad, Francisco», dijo, «que no volvieras a Sanlúcar. Lo lamentaría mucho». Y como él callara, ella le rogó: «Sé razonable. Me conoces. No me pidas que cambie. No puedo. Déjame cuatro o cinco días, toma igual plazo. Y luego vuelve y estaré aquí sola, y todo será como antes».

Goya siguió mirándola fijo, lleno de odio, luego dijo: «Sí, te conozco», sacó el dibujo, la «asunción», la «mentira», y la colocó en el caballete. Cayetana se vió volando, ligera, graciosa, con la cara purísima, inocente, y aquélla *era* su cara. No se jactaba de conocer mucho de pintura, pero comprendió, sí, que hasta ese momento nadie le había dirigido insulto peor; ni María Luisa, nadie. Y no podía decir dónde estaba ese insulto. O tal vez lo sabía. Eran los tres hombres, justamente aquellos tres, y ¿por qué don Manuel? Él sabía perfectamente cuán antipático le era y lo asociaba justamente a su aquelarre. «Por él estoy sufriendo destierro», pensaba furiosa. «Me dejé pintar por él como nunca una Grande lo hizo por un andrajoso pintor. Y me trata así…».

Sobre la mesa del pintor había un raspador. Ella lo tomó, lentamente, y con violento tajo cortó oblicuamente la tela de arriba abajo. Él se lanzó encima de ella, le agarró la mano, asió el cuadro. El perrito corría entre sus piernas ladrando. El caballete y la obra cayeron ridículamente al suelo.

> *Ambos se quedaron jadeando violentamente. Luego, tranquila, altiva como ella sola podía serlo, dijo la de Alba: «Siento que el cuadro haya sufrido daño. Dirá usted el precio. Se le…». Cayetana no siguió. Había caído sobre Goya como oleaje el temido acceso. Flojo, agotado, entumido, Francisco se hundió hecho un ovillo en la silla; su cara era la máscara del anonadamiento.*

37

LARGAS HORAS permaneció Goya exhausto, en un desesperado entorpecimiento. Por su cerebro revoloteaban las mismas tontas palabras: «Se acabó… Estaba loco, estoy loco… Me destrozó completamente, esa carroña… Se acabó… Estoy arruinado para siempre…». Las dijo en voz alta; creyó oírlas, sabía que no las oía. Se puso ante el espejo, se vió abrir y cerrar la boca, pero no oía lo que decía. En otros accesos, antes, se perdían primeramente los tonos altos, apenas al final los bajos. Habló muy fuerte con voz profunda. No oía nada. Antes, percibía un eco leve de los ruidos recios. Tiró un florero al suelo, lo vió hacerse añicos, nada oyó.

«Se acabó», decía. «Engañado, burlado, estafado. Mi hija muerta, mi carrera arruinada, mi oído destrozado». Sintió un furor loco, fué acumulando maldiciones. Hizo trizas el espejo que reflejó la imagen de ella. Estremecido se miró la mano herida, sangrante. Luego cayó en rencorosa resignación. «Trágala, perro», se dijo a sí mismo y se aplastó entorpecido y desesperado en la silla.

Acudió Peral. Se esforzó en hablar muy claro para que Goya leyese las frases en sus labios. El pintor estaba amargamente desesperado. Peral escribió: «Le daré un calmante. Acuéstese». «No puedo», gritó Goya. «Sea razonable», escribió Peral. «Si duerme un rato, estará mejor». Volvió con una poción. Goya se la hizo volcar. «No me dejo matar», dijo, esta vez en voz baja, sombrío, sin saber si lo había dicho. Peral lo miró pensativo, con piedad, y se fué sin replicar. Una hora más tarde volvió. «¿Quiere que le dé la bebida?», preguntó. Goya no contestó, empujaba adelante el labio inferior. Peral revolvió la poción, Goya la bebió.

Lentamente, despertando de un largo sueño, Goya volvió a la realidad. Vió su mano vendada. Vió que había allí un nuevo espejo, seguramente no ensuciado por la mentirosa imagen de la de Alba. Se levantó, se paseó por la habitación, trató de probar si oía. Golpeó una silla en el pavimento. Sí, había un eco leve. Volvió a experimentar, con desesperada ansiedad. Sí, era cierto, los ruidos no eran muy claros, pero no venían de adentro. *Podía* oír. Había esperanza.

Apareció Peral. No le habló, pero le informó que había enviado en busca de un buen especialista de Cádiz. Goya levantó los hombros, exageró su sordera. Pero se aferró con toda el alma a su esperanza. Ya tarde, a la hora en que por la mañana él solía ir a verla, vino Cayetana. Goya sintió miedo, alegría, rencor. Creía que se había marchado con su pisaverde, como había anunciado; no era mujer como para abandonar un proyecto sólo porque él se hubiese enfermado. Pero estaba allí. Ella le habló, pronunciando claramente las palabras. Goya estaba demasiado excitado para entender; tampoco lo quería. Se calló. Ella se sentó a su lado largo rato. Luego delicadamente le acarició la frente. Goya hizo la cabeza a un lado. Ella se quedó un rato más, luego se fué.

Llegó el especialista de Cádiz. Prescribió descanso y lo tranquilizó con palabras hábiles. Habló mucho y rápidamente con Peral. Comunicó a Goya por escrito que por mucho tiempo no oiría los tonos altos, pero sí los bajos. Eso confirmaba lo que sabía, y la esperanza de Goya aumentó.

Pero esa noche se le aparecieron todos los espectros que había visto en su espantosa existencia. Tenían cabezas de gatos y de perros, echaban fuego por enormes ojos de lechuza, asían con monstruosas garras, revoloteaban con gigantescas alas de murciélago. Era una noche muy oscura y él apretaba los ojos, sin embargo los veía, veía sus rostros espantosos y sus rostros graciosos, aún más aterradores. Sintió cómo se acurrucaban en torno suyo y le soplaban su horrible aliento, y en la calma de muerte que lo emparedaba eran más amenazantes que nunca. Cerca de la mañana, con los primeros albores, la conciencia de su sordera cayó sobre él con todo su horror. Le pareció que lo encerraba una gigantesca campana. No podría soportar que en adelante se sintiera separado de los hombres, porque tenía necesidad de comunicar su alegría y su dolor. No escucharía ya más las voces de las mujeres, las de sus hijos, la palabra amiga de Martín, las observaciones irónicas de Esteve, la censura amorosa y cuitada de Josefa, el elogio de los conocedores y los poderosos. No oiría más el ruido de la Puerta del Sol y de la plaza de toros, la música, las seguidillas y las tonadillas; no podría charlar más con majos y majas en los mesones. La gente lo evitaría, porque ¿quién habla con un sordo? Se volvería cada vez más ridículo y contestaría mal a todo. Conocía la frialdad del mundo, ruin para los sanos capaces de defenderse, espantoso para uno como él ahora. Tendría que vivir de sus recuerdos, y sabía que los demonios le destrozan a uno los recuerdos. Acechaba dentro de sí para escuchar voces familiares de amigos y enemigos, y no tenía seguridad de que oía correctamente. Estalló en gritos. Se enfureció.

Corrió al espejo, un espejo ovalado, hermoso, grande, con magnífico marco dorado, bien tallado. La

imagen que vió era peor que sus espectros nocturnos. ¿Era él? El cabello le caía en desorden alrededor de la cabeza, la barba irregular se rizaba oscura y grotesca alrededor de las mejillas hundidas y el mentón; fuertes y casi negros se perdían en hondos agujeros los ojos; las gruesas cejas se cortaban grotescamente separadas en la frente; gruesas arrugas corrían de la nariz abajo y alrededor de la boca, una mitad de los labios era absurdamente distinta de la otra mitad. Toda la cara estaba sombría, furiosa en el desamparo, resignada como la de una fiera apresada; era una de las caras que había pintado en su «Casa de locos». Se sentó en la silla de espaldas al espejo y cerró los ojos. Durante una hora interminable se quedó así hundido en sí mismo, casi sin conciencia.

Alrededor del mediodía, comenzó a pensar con salvaje impaciencia en si Cayetana vendría a verle. Se dijo que debía haberse marchado, pero mal podía creerlo. Se levantó y corrió de un lado a otro por el cuarto. Era la hora en que solían verse. Ella no apareció. Pasaron cinco minutos, diez. Sintió un furor indomable. Si el perrito no podía evacuar, ella estaba de duelo como si se derrumbara el universo; pero mientras él estaba allí ahora aplastado como Job, ella se marchaba con el primer petimetre que se le cruzaba en el camino. Ardió en él un insensato deseo de venganza. Hubiera querido ahogarla, pisotearla, pegarla, arrastrarla, aniquilarla.

La ve llegar. De pronto se tranquiliza. Toda opresión desaparece en él; le parece que se ha levantado la campana que lo cubre. Tal vez lo peor ha pasado, tal vez puede oír. Pero no se atreve a comprobarlo, no quiere exhibir el fervor y el dolor de sus tristes esfuerzos, quiere gozar de su proximidad, nada más. Tampoco quiere verla, le basta saber, sentir, que ella está allí. Se echa en la silla, cierra los ojos, respira fuerte, uniformemente.

Ella llega. Lo ve cómodo en la silla, durmiendo; es el único hombre que se le rebeló una y otra vez, que la irritó como nadie y con quien está atada como con ningún otro había estado jamás. Todas las mujeres que pudo haber en su vida, y aún pueda haber, nada significan, y nada tampoco importan los hombres que pasaron y pasen aún por la de ella; nada significa el que ella parta ese día con el marqués. Ella ama solamente a este ser, sólo a él ha amado, a nadie más, y así será para siempre. Mas aunque los dos se arruinen, ella no cambiará por él, ni por él dejará de hacer lo que se ha propuesto… Y él está allí ahora y duerme, de agotamiento, de desesperación; un ser desdichado, desdichado por ella como fué feliz por ella, y como siempre volverá a ser desdichado y feliz… por ella.

> *Y ella se le acerca y le habla; porque alguna vez ha de decírselo y él no oye porque duerme y aunque no durmiera, tampoco la oiría. En cambio él la oye; oye cómo su voz infantilmente dura dice: «Eres tan tonto, Francho, y nada sabes. Yo te amé siempre, te amé a ti solo, viejo y tonto y gordinflón y majo, y no lo has notado y crees que quiero ir al infierno con otros. ¡Ay, ser horrible y único, qué tonto eres! Sólo te quiero a ti, sólo a ti, siempre, pintor atrevido. Siempre y solo a ti». Pero él no se mueve, duerme, se nota en su respiración, hasta que ella sale del cuarto.*

38

GOYA SE FELICITÓ del ardid empleado y durmió bien esa noche. Cuando despertó al día siguiente, notó con espanto que no oía y que estaba encerrado definitivamente en la oscura campana de la sordera. Con rabia y gozo pensó que los últimos sonidos que oyó en este mundo, habían sido las palabras de Cayetana y que era una hazaña suya habérselas arrancado con astucia. Era la hora en que ella solía llegar. Corrió a la ventana, miró afuera, abrió la puerta y espió en el pasillo, porque no podía oírla llegar. Pasó media hora. No llegaba. ¿Era posible que después de haberle hablado de aquella manera, se marchara con el pisaverde?

Apareció Peral y lo invitó a almorzar con él. Francisco, con toda la naturalidad posible, preguntó: «¿Ha partido doña Cayetana?». «¿No se despidió de usted?», preguntó Peral a su vez, sorprendido. «Ella vino, sin embargo, para despedirse».

Después del almuerzo, conversaron largamente. Goya se impacientaba porque Peral trataba de hacerse entender articulando claramente las palabras en lugar de escribir. Se avergonzaba de su mal. Espió en la cara de Peral, que conocía tanto, buscando un signo de malignidad. No encontró nada, pero siguió desconfiando. En lo sucesivo tendría que desconfiar de todo el mundo; le gusta la sociedad, quiere poder comunicar sus alegrías y sus penas, pero su oído cerrado le cerrará a su vez la boca.

Peral le dibujó el oído interno y trató de explicarle su mal. No había excesivas esperanzas, era necesario comenzar a aprender a hablar por señas. Un francés, el doctor de
L'Epée,
había inventado un buen sistema, mucha gente en Cádiz lo conocía; sería bueno que Goya empezara los ejercicios pronto. «Sí», contestó con rencor el artista, «tendré que tratar solamente con sordomudos, con inválidos. Ya no me tolerarán entre seres normales».

Justamente el pobre consuelo y los deleznables remedios del médico le mostraron lo tremendo de su padecer futuro, en el silencio horroroso del mundo. ¿Podrá jamás hacer el amor a una mujer? ¿No le paralizará la sensación de que una mujer lo amaría ahora por compasión? Los demonios habían elegido para él una pena muy dura, porque por una mala pasión había sacrificado a su hija y su carrera. «Dígame», preguntó de pronto a Peral, «¿cuál es la causa de mi enfermedad?».

Goya comenzó entonces a blasfemar como un condenado. Lanzó al arriero maldiciones e insultos, ajos y cebollas, como el pobre nunca recibiera, y poniendo el grito en el cielo, Gil contestó las maldiciones. Francisco no le oía, pero observó que Gil se desgañitaba y de pronto dejó de maldecir y estalló en carcajadas. «No te canses», le dijo, «ganaré siempre yo, porque tú me oyes y yo no». Gil comprendió y comprendió también que había que ceder. «Es usted todo un hombre, don Francisco», confesó. «Y es de los nuestros. Digamos pues setecientos ochenta». El regateo concluyó en seiscientos cincuenta reales. Convinieron también el itinerario, los gastos de alojamiento, la alimentación, el forraje para los mulos, y Gil admiró cada vez más al viajero. «Por vida del demonio, Su Excelencia sabe más que uno de nosotros», admitió; y sellaron el trato de palabra con un apretón de manos.

Para el viaje, Goya se vistió con sencillez; adquirió una chaqueta de piel de cordero negro, una faja ancha y un sombrero puntiagudo con ribetes de seda negra. No olvidó la bota. En las alforjas metió solamente lo indispensable. Y partieron. Goya dejó de cuidar su físico, no se afeitó, y pronto se vió rodeada la cara de barba enredada. Nadie lo podría tomar por un gran señor.

El camino era largo; lo cumplieron con breves etapas. Se dirigieron primeramente hacia Córdoba. Por el mismo camino había venido en pos de Cayetana, en diligencia con seis caballos, a gran prisa, lleno de esperanza. Y fué una sensación muy distinta la de este regreso: casi la pobreza, mucho cansancio, gran lentitud, a menudo ridiculizado. Como un campesino que envejece a través de un mundo enmudecido.

En la venta de La Carlota supieron que tres días después sería ejecutado en Córdoba el famoso bandido José de Roxas, apodado El Puñal. Una ejecución, y más la de un bandido tan célebre, era un gran espectáculo popular, más atrayente que una hermosa corrida, y si la Providencia le conducía tan cerca en ese momento, hubiera sido locura y aun crimen que Goya se perdiera la ocasión. El arriero y el pintor, por no tener apremios, se quedarían un día más en la ciudad. Francisco había tenido siempre la debilidad de observar a hombres en desgracia; y estando él también ahora en la desventura, la ejecución lo tentó aún más.

Gil, como todos los arrieros, tenía curiosidad por cosas nuevas, por anécdotas de toda clase; había entretenido a Goya durante el viaje contándole muchas historias, que en sus labios se ampliaban y tomaban

color: «A luengas tierras, luengas mentiras». Y así contó muchas cosas también de El Puñal. Los soldados nunca lo hubiesen atrapado, si un bribón de su banda, vendido a la policía, no le hubiese quitado durante el sueño la estampa de la Dolorosa. Y aunque la población respirara aliviada por la captura, el bandido le era simpático y ella desaprobaba el proceder de las autoridades. Éstas habían prometido el perdón al jefe y a su gente, si El Puñal entregaba la banda. El jefe logró convencer a los suyos para que se rindieran. Pero las autoridades declararon que los bandidos no se habían rendido a El Puñal, sino a los soldados y lo condenaron a la pena del garrote.

Apenas llegados a la ciudad, Goya y Gil fueron a la cárcel para ver al bandido, porque el día antes de la ejecución, quien lo quisiera podía expresar al condenado su repudio o su piedad. En el pasillo de la celda, algunos franciscanos recogían limosnas para que se dijeran misas por el alma del reo. La capilla era bastante oscura. Había una mesa con un crucifijo, una imagen de la Virgen, dos velas. En el rincón, en un camastro, yacía El Puñal, con la manta a rayas subida hasta la boca, mostrando solamente la parte superior de la cabeza, rizos desordenados, ojos negros, frente alta. Los guardias ordenaron a Goya y a Gil que se retiraran para dejar sitio a otros. Pero Francisco quería ver al bandido de pie. Entregó una buena propina y ambos pudieron quedarse.

Después de un rato, El Puñal se levantó. Estaba casi desnudo, pero del cuello le colgaban el rosario y la estampa de la Dolorosa. La había traído un joven, decían los guardias, que la había recibido de un desconocido. Se hicieron averiguaciones, sin resultado; parecía que el traidor no había querido que el jefe muriese sin su protectora.

Allí, después de tanta fama y tanta vergüenza, estaba el bandido, casi tan desnudo como al nacer. Llevaba encima de su desnudez el rosario y la estampa recobrada en vísperas de morir y los grillos y las cadenas impuestas por sus semejantes. Y la gente lo insultaba, y lo compadecían. Él no contestaba. A veces levantaba la cabeza y decía: «No me matan los hombres, sino mis crímenes». Y lo repetía mecánicamente, como un estribillo enseñado por los monjes. Goya vió en cambio que su mirada era salvaje, desesperada; el bandido miraba como el hombre que se reflejó una vez en un espejo…

A la mañana siguiente, muy temprano, dos horas antes del suplicio, Goya y su arriero estaban ya en la Corredera, la gran plaza de Córdoba. Había una multitud apretada; ventanas, balcones y azoteas estaban colmados de espectadores. Alrededor del cadalso, los soldados custodiaban un espacio reservado para funcionarios, damas y caballeros de la sociedad. «¿No quiere darse a conocer. Excelencia?», preguntó Gil. Mas aunque resultaba incómodo estar entre la multitud, apretado y zarandeado, aunque no se podía ver bien el escenario de la ejecución, Goya prefirió vivir entre el pueblo lo que allí ocuriría. Por primera vez olvidó su desdicha y aguardó en tensión como los demás.

Muchos vendedores hacían su agosto, ofreciendo refrescos, romances de El Puñal, sillas y banquillos. Había mujeres con sus críos de pecho, quejándose de los apretones; nadie les hacía caso. La impaciencia fué creciendo; faltaba una hora, media hora aún, el tiempo corría muy lento. «Para él pasa más rápido», bromeó alguien. Goya no entendía a la gente, pero adivinaba, conocía a la muchedumbre, sentía como ella. Y aguardó sombrío, cruel, compadecido y complacido como ella…

Finalmente, dieron las diez en la catedral. Todos se apretaron más, estiraron el cuello. El Puñal no aparecía. España era una tierra religiosa; el reloj del tribunal había sido atrasado en diez minutos. Se concedían diez minutos más al condenado, tal vez en espera del perdón, tal vez o seguramente para que se arrepintiera.

Concluyeron también los diez minutos y El Puñal llegó. Vestido con el sambenito de los criminales, rodeado de franciscanos, sostenido por ellos, recorrió su último camino, breve e infinito. Un monje llevaba delante de él un crucifijo y el bandido se detenía constantemente para besarlo y prolongar su vida. Todos sentían su vacilación y hubieran deseado empujarlo rápidamente.

Llegó a la escalera del cadalso. Se arrodilló, rodeado de monjes, para confesarse por última vez. Luego, acompañado por un solo franciscano gordinflón, subió al patíbulo. Arriba, con frases entrecortadas, jadeando, habló a la muchedumbre. Goya no oía lo que estaba diciendo, pero veía su rostro y detrás de su artificiosa impasibilidad, su infinita angustia. Esperó tenso el momento en que, como era usanza, el criminal perdonaba al verdugo. Los españoles despreciaban al verdugo y la declaración de perdón, impuesta por la religión, tornaba más amargos los últimos minutos del reo. Goya le miraba la boca, entrecerrando los párpados, y logró entender las palabras. El Puñal dijo: «Me mata mi crimen, no este hombre». Este hombre era frase de desprecio y Goya sintió satisfacción de que el bandido cumpliera su deber y al mismo tiempo demostrara al verdugo el desdén que merecía. Y ya El Puñal pronunció sus últimas palabras: «Viva la fe, viva el rey, viva el nombre de Jesús». La gente escuchaba, un poco ajena, desaprobando. Sólo cuando El Puñal gritó: «Viva la Virgen Santísima», todos replicaron en grito y Francisco también.

Entre tanto el verdugo había terminado sus preparativos. Era un joven que lo hacía por primera vez y todos aguardaban para ver cómo saldría del paso. Plantado en el suelo, atravesaba el piso del cadalso un grueso palo; delante, un grosero banquillo. Sobre éste, el verdugo apretó al condenado. Luego le ató los brazos y las piernas desnudos tan firmemente que se hincharon hasta ponerse negros. Se necesitaba prudencia; hacía poco que un criminal había matado al verdugo durante su tarea. En el palo estaba sujeto un anillo para la garganta del reo: el garrote, que el verdugo colocó alrededor del cuello de El Puñal. El monje puso en las manos del desdichado un pequeño crucifijo.

Todo estaba listo. El condenado tenía piernas y manos atadas, la cabeza apretada contra el palo por la anilla; su cara vuelta hacia el cielo azul, chirriando los dientes, estaba llena de loca angustia. El monje había retrocedido un poco hacia un lado y defendía sus ojos del sol con la mano. El verdugo asió el cabo del torniquete, el juez dió la señal. El verdugo cubrió la cara del reo con un trapo negro, con ambas manos hizo girar el torniquete que ahorcaba a El Puñal. La multitud miraba conteniendo la respiración; vió agitarse las manos del ejecutado, vió su pecho hincharse extrañamente. El verdugo miró prudentemente debajo del trapo negro, dió una vuelta más al torniquete, quitó el trapo, lo dobló, se lo puso en el bolsillo; luego respiró aliviado y bajó del cadalso para encender un cigarro.

Bien visible para todos quedó ahora en el sol la cara del ejecutado, contraída, casi azul en medio de la intrincada barba, los ojos vueltos, la boca abierta con la lengua colgando. Goya comprendió que en cualquier momento podría evocar esa cara.

En el cadalso se colocó un grueso cirio, delante un ataúd negro y una mesa con dos bandejas, para recoger monedas destinadas a que se rezaran misas por el muerto. Los espectadores discutían vivamente lo ocurrido. Se había visto con claridad que el verdugo actuaba por primera vez y tampoco El Puñal había muerto tan valientemente como correspondía a un bandido famoso. El cuerpo permaneció expuesto hasta mediodía. La mayor parte de los espectadores, entre ellos Goya y Gil, se quedaron hasta que llegó la carreta del verdugo; el cadáver sería llevado a la montaña, hasta la meseta llamada la Mesa del Rey, para ser despedazado y tirado al abismo. La gente se dispersó lentamente. «La carne a los lobos, el alma a los demonios», murmuraban al volver a sus casas.

Goya y Gil abandonaron la ciudad y continuaron hacia el norte. Como era costumbre viajando en mulas, dejando a un lado la carretera, tomaron por senderos que acortaban camino. A lo largo de las carreteras había fondas y posadas, a lo largo de los atajos, sólo ventas, míseros albergues con escasa comida, camastros de paja y muchas pulgas. Gil se asombraba cada vez más de que el primer pintor del rey prefiriese refugios tan miserables, pero Goya contestaba: «No hay almohada más suave que las espaldas cansadas». Y dormía bien, sin sueños.

Una aventura siempre nueva era volver al camino real desde los atajos. En los coches de postas, en las galeras, tartanas y calesines, viajaban mercaderes, clérigos y abogados; en mulas y a pie pasaban estudiantes, monjes, pequeños comerciantes, damiselas equívocas, buhoneros en busca de suerte en las ferias vecinas. Pasaban banqueros de Cádiz en coches modernos y elegantes, y Grandes en anticuados coches de colleras, con dorados, escudos famosos, muchos encuartes y libreas. Francisco conocía estos caminos y tal vez veía mejor ahora lo pintoresco de su movimiento, al no oír su ruido, que también conocía. Conocía el chirriar de las ruedas rara vez engrasadas, para que su ruido se anunciara lejos y ahuyentara a las fieras. Conocía las alegres voces de los viajeros y los gritos estruendosos de cocheros y arrieros. Veía también ahora girar las ruedas, golpear los cascos de las bestias, abrirse y cerrarse los labios de esa gente, pero el sonido debía llegarle del recuerdo. El juego era excitante, a veces divertido, casi siempre triste. Le sorprendía que después de ver el fin bestial de El Puñal, su propio dolor se tornara más suave.

Una vez se encontró junto con Gil delante de un mesón y con otros más asistió al enganche de los ocho caballos de la gran diligencia de correos. Luego el mayoral tomó las riendas, el zagal saltó a su lado, los arrieros y ayudantes blandieron látigos y el enorme vehículo se puso en movimiento. Goya vió cómo gritaban para impulsar a las bestias y, sin poder contenerse, mezcló también sus gritos con los de cocheros y arrieros: «Ea perro… ¡Macho, macho, machoooo!».

Goya y su arriero tomaron una vez más por atajos. Más a menudo también encontraron aquí pequeños montones de piedras con cruces y lápidas en recuerdo de gente que pereciera en esos lugares. Era sorprendente su número; debieron formar todo un ejército. Las lápidas decían que habían caído en precipicios, habían sido devorados por las fieras, barridos por inundaciones, destrozados por bandidos; habían muerto a veces también de apoplejía. Había siempre una invitación para el viajero que debía detenerse y rezar por el alma del difunto. Gil observó asombrado que Goya a menudo sólo se quitaba el sombrero y se persignaba.

Por trechos, se unieron a verdaderos convoyes de mulateros, porque era mejor viajar en compañía por

sendas tan apartadas. Goya no se imponía a los demás, tampoco los evitaba; no tenía reparos en confesar que era sordo. Gil sintió cada vez más amistad y respeto por el señor que lo había alquilado, lo engañaba raramente y sólo por sumas insignificantes. A veces tenía que desobedecer a la prohibición de Francisco y contaba quién era el viajero y qué enfermedad lo aquejaba.

Una vez, se encontraron con unos bandidos muy amables, expertos en su oficio, rápidos también. Mientras dos de ellos palpaban a Goya, el arriero habló en voz baja con los otros; evidentemente, les dijo quién era Goya. Así le quitaron a ese señor, que pintaba para los tapices del rey escenas de bandidos y contrabandistas, solamente la mitad de los seiscientos reales que llevaba encima y cuando concluyeron, lo invitaron a beber de sus botas, agitaron con mucho respeto sus grandes sombreros y le desearon gentilmente: «¡Que la Virgen lo acompañe!».

Y Goya transitó así, pobre, sucio, encerrado en su sordera, montado en su Valeroso, por España inexplicablemente muda; pasó miserablemente pero resuelto a robustecer sus espaldas contra los demonios que se las doblaban para aniquilarlo. Habían caído sobre él los demonios. Pero marchará erguido, él, Francisco Goya, pintor, hombre de Aragón. Será más fuerte ahora. Sacará provecho de la miseria de su estado; verá mejor y dibujará mejor. Y se rió estrepitosamente; el arriero lo miró sorprendido y preocupado.

Indiferente, agriado, pasó Goya de la ciudad andaluza donde conoció la mayor felicidad y el dolor más amargo, hacia el norte, hacia Zaragoza, la ciudad de donde procedía…

Tercera parte

1

EN ESA ÉPOCA, el último lustro del siglo, el poder en la República francesa se le había escapado al pueblo, para caer en las manos de los hombres de negocios. Poco antes, el barón Holbach, enciclopedista, había advertido: «No hay ser más peligroso que el comerciante que tiende al robo», y los jefes revolucionarios pensaban lo mismo. Babeuf y sus adeptos fueron ejecutados porque querían crear una «comunidad de iguales» y la igualdad en las rentas; los nuevos señores de Francia anunciaban su lema: «¡A enriquecerse!». También en los Estados Unidos, aquel país que trató de realizar las ideas del iluminismo con la revolución, los dirigentes coqueteaban con las viejas ideas. Se renegó de Francia, sin cuyo auxilio la independencia hubiera sido una utopía, se insultó al embajador francés y se inició la guerra fría contra la República. Se dictó una ley contra los extranjeros, anulando el espíritu de la Constitución, y se ahogaron los principios de la Declaración de Independencia. Cuando el primer presidente, Jorge Wáshington, terminó su mandato, un diario de Filadelfia escribió alborozado: «El culpable de toda la miseria del país baja hoy a la categoría de sus conciudadanos y ya carece del poder de aumentar los sufrimientos de estos Estados Unidos. Los corazones que laten por la libertad y el bienestar del pueblo deben alegrarse, porque Wáshington deja de difundir la injusticia y de permitir la corrupción».

El apasionado esfuerzo para crear en brevísimo lapso un orden nuevo de la humana existencia había agotado al mundo. Concentrando todas las energías, se había intentado regular con la razón la cosa pública y la privada. Cansadamente, de la cegadora claridad de la inteligencia se huyó al crepúsculo de la conciencia. En todas partes se enaltecieron otra vez las viejas ideas conservadoras; de la frialdad del pensar se retrocedió al calor del creer, de la piedad, de la sensibilidad. Se buscó salvación de las borrascas que parecían haber traído la libertad en el tranquilo puerto de la autoridad y la disciplina. Los románticos soñaron con la resurrección de la Edad Media; los literatos cantaron su odio por la luz del sol, acariciaron las mágicas noches del claro de luna, celebraron la paz y la seguridad en el seno de la Iglesia católica. Un cardenal se ufanaba de que el iluminismo no le había rasguñado siquiera.

Era un error. Las nuevas ideas, claras y agudas, se habían adueñado de demasiados espíritus para que pudieran desarraigarse. Estaban socavados privilegios hasta entonces inconmovibles; el absolutismo, la realeza de origen divino, la separación en clases y castas, las prerrogativas de la Iglesia y la nobleza, todo esto era puesto en duda. Francia y América habían dado el gran ejemplo, y a pesar de la renovada oposición de la Iglesia y de la aristocracia, la idea se abrió camino: la humanidad debía regirse de acuerdo con los resultados del conocimiento científico y no por leyes consignadas en viejos libros, llamados sacros.

En el último lustro del siglo, vivían en Francia 25 millones de almas, en Inglaterra y España once millones en cada una; París tenía 900.000; Londres 800.000; los Estados Unidos de América unos tres millones de blancos y 700.000 esclavos de color; la ciudad mayor de América era Filadelfia con 42.000 habitantes; Nueva York tenía 30.000, Boston, Baltimore y Charleston 10.000 cada una. En esos días, el economista inglés Malthus publicó su «Ensayo sobre el principio de población» y consignó la ley de que la humanidad aumentaba más rápidamente que los alimentos necesarios para su vida y que había que limitar la procreación. Los hombres aumentaron en mucho la utilidad del suelo de su planeta. Los Estados Unidos trataron de atraer colonos y crearon para ello oficinas y sociedades que vendían a largo plazo la tierra a un dólar el acre. Alejandro de Humboldt inició sus viajes de exploración por Centro y Sudamérica, que hicieron más habitable el mundo.

Se verificaron en todas partes, especialmente en Europa, muchos y violentos cambios políticos. Antiguos reinos se derrumbaron, fundiéndose en nuevas formas estatales, generalmente en repúblicas. Muchos dominios eclesiásticos fueron secularizados; el Papa fué llevado prisionero a Francia; el Dux de Venecia se casó por última vez con el mar. La República francesa ganó muchas batallas por tierra; Gran Bretaña, muchas por mar y una decisiva en la India. Al final del siglo, Inglaterra concertó con casi toda Europa un pacto para impedir la penetración ulterior de Francia y la difusión de ideas liberales. En realidad, hubo en este último lustro más guerras y violencias que en todo el siglo y el filósofo alemán Manuel Kant escribió su «Proyecto de la paz perpetua». En su vida privada, los conductores militares del mundo desmenuzado prestaron poca atención a la voz pública y a los periódicos. Napoleón Bonaparte se casó con Josefina Beauharnais y el almirante Horacio Nelson conoció y amó a Emma Hamilton. El mundo se liberó de la vestimenta pesada y suntuosa y borró el límite entre los trajes de los privilegiados y la clase baja. En Francia, por influencia del pintor David, se popularizó primero una vestimenta sencilla un poco copiada de

la antigüedad: «La Merveilleuse», y se comenzó a llevar pantalones largos, que se difundieron pronto por Europa.

Alejandro Volta construyó el primer aparato que producía corriente eléctrica constante; Priestley descubrió el óxido de carbono; Stanhope inventó la prensa metálica para la imprenta. Pero en todas partes, los hombres se aferraron a las ideas heredadas y a los viejos métodos de trabajo; creían que los descubridores de leyes naturales antes desconocidas eran enviados del demonio y siguieron arando la tierra como milenios antes. Eduardo Jenner publicó un ensayo recomendando la vacunación contra la viruela y todo el mundo se rió de él. No se ridiculizó en cambio a aquellos que se bañaban en fuentes benditas y se contagiaban y que ofrecían a los Santos imitaciones en cera de sus miembros enfermos, para lograr la salud.

Se consideró en todo el mundo a Shakespeare como el máximo escritor de los últimos mil años; se le tradujo a muchos idiomas; Augusto Guillermo Schlegel creó una versión que trasformó y embelleció el idioma alemán del siglo siguiente, Goethe escribió «Hermann y Dorotea»; Schiller, su tragedia «Wallenstein»; Alfieri, «Antígona», «Saúl» y «El segundo Bruto»; y murió Carlos Gozzi, gran cuentista, que dejaba tres tomos de «Memorias inútiles». Jane Austen escribió sus delicadas novelas «Orgullo y prejuicio» y «Sentido y sensibilidad»; Coleridge publicó sus primeras poesías; lo mismo hizo el sueco Tegner. En Rusia, Chemnitzer escribió la tragedia «Moscú liberada» y Kapnist satirizó en su comedia en verso «El embrollo» la venalidad de la justicia. Millones de gentes que nunca tuvieron un libro en la mano, comenzaron a leer y a encontrar gusto en hacerlo.

En ese lustro, en París, se colocaron en el Panteón, con la participación del pueblo, los restos del jefe de los librepensadores: Voltaire, y Madame Lenormand abría su salón de predicciones, muy concurrido. En el museo de Madame Tussaud estaban tranquilamente una al lado de la otra la imagen en cera de San Dionisio, que llevaba su cabeza debajo del brazo, y la del hereje Voltaire. En la ciudad egipcia de Roseta, la Reschid de los árabes, se encontró una piedra cubierta de inscripciones que hizo posible para el arqueólogo Champollion la lectura de los jeroglíficos. Condorcet creó la filosofía materialista de la historia y Laplace explicó científicamente el origen de los planetas. Pero, si uno no creía que el mundo fué creado —según la Biblia— en los seis días que van del 28 de septiembre al 3 de octubre de 3988 a. J. C., no podía ocupar cargos públicos.

En la misma época, Goethe escribió en los «Epigramas venecianos» que odiaba cuatro cosas sobre todas las demás: «El olor del tabaco, las chinches, el ajo y la cruz». Tomas Paine trabajaba en un libro elemental del racionalismo: «La época de la razón». Schleiermacher publicó su libro «Sobre la religión», Novalis, su «Teodicea» y el escritor francés Chateaubriand se convirtió a un catolicismo romántico. «El libro del imperio romano», donde Eduardo Gibbon representa el nacimiento del cristianismo como un retorno a la barbarie, fué celebrado mucho como la obra histórica más importante de aquellos días; no menos favor merecieron sin embargo las «Apologías», en las que el obispo Ricardo Watson trató de refutar elegante y moderadamente a Gibbon y a Paine.

Durante ese lustro, se hicieron esencialísimos descubrimientos físicos, químicos y biológicos; se encontraron y comprobaron importantes principios sociológicos, y sus descubridores y apóstoles fueron hostilizados, despreciados y encarcelados. Se ensayaron nuevos sistemas curativos científicos, y sacerdotes y médicos sacaron los demonios de los enfermos, curándolos con oraciones y amuletos. Estadistas dados a filosofar y comerciantes codiciosos, tranquilos hombres de ciencia y curanderos embaucadores, clérigos ávidos de poder y campesinos esclavos, artistas sensibles para toda atracción y soldados obtusos e incendiarios, todos vivían juntos en poco espacio, chocando entre sí y apretujándose; mujeres con cerebros primitivos apenas o con cerebro pensante, otras armoniosas y receptivas para toda belleza o cerradas ante la palabra formada, el sonido elaborado, la piedra trabajada, mujeres esforzadas, vivaces y mujeres tontas y perezosas, respiraban el mismo aire, se rozaban unas a otras, estaban siempre en inmediata vecindad. Se amaban y odiaban mutuamente, hacían guerras, firmaban pactos y los quebraban, se quemaban y despedazaban, se mezclaban y procreaban hijos y rara vez se entendían. Los más hábiles y dotados, los menos, irrumpían progresando; la mayoría de los demás los retenía, los combatía, los encadenaba, los mataba, trataba de eliminarlos de cualquier forma. Pero aquellos pocos lograban avanzar, ciertamente muy despacio, con muchas tretas y más sacrificios y arrastraban consigo a la masa de los otros un paso más adelante.

Los ambiciosos y los limitados explotaban la indiferencia y la necedad de muchos y cuidaban de mantener instituciones podridas. Mas la revolución francesa había soplado sobre el mundo aires nuevos, frescos, y Napoleón, punto final del movimiento, se dispuso a barrer definitivamente todo lo que no podía sobrevivir.

La idea de los derechos del hombre fué entonces algo más que mero ruido; fué realidad en muchos países, realidad escasa, joven, pero tangible ley escrita. Por eso, al final del lustro y del siglo, hubo a pesar de todo un poco más de razón en el mundo, que al comienzo del mismo siglo.

2

DON MANUEL había salido media hora antes de San Ildefonso. Se recostaba perezosamente, malhumorado, sobre los almohadones del coche. Emprendía el largo viaje a Cádiz, donde le aguardaban asuntos desagradables. Naturalmente, quería tomarse un par de días de reposo en Madrid, de incógnito, al lado de Pepa. Mas ni esta perspectiva podía infundirle alegría. ¡Caramba! En las últimas semanas tuvo solamente disgustos. El que los franceses le obligaran a la guerra nada popular contra Inglaterra, era ya una cruz bastante pesada; y los gabachos pretendían ahora que tomara contra Portugal, país amigo, medidas irreflexivas e irreparables.

La flota inglesa poseía bases en puertos portugueses y Francia, invocando la alianza, exigía que España lograra el cierre de esos puertos. Constantemente, con antipática razón, el embajador francés, ciudadano Truguet, pedía que, si Portugal se negaba, España procediera a ese cierre con las armas. Era tentador caer sobre el pequeño e indefenso país vecino y ganar una victoria, pero el príncipe regente de Portugal era yerno del rey católico; Carlos y María Luisa no querían hacer la guerra a su propia hija. Portugal, además, había enviado a don Manuel nobles presentes, porque con callado compromiso había dejado apagarse la guerra con la Gran Bretaña.

El problema portugués no era su única cuita. Embrollos antiguos y olvidados, como el de la flaca Genoveva de Havré, recobraban vida de repente. Expulsado de España, el marqués de Havré con su hija se había refugiado en Portugal donde vivía con un subsidio de los fondos secretos de Carlos. El vulgar ciudadano Truguet, carente de tacto, supo algo de eso y con toda desvergüenza exigió a don Manuel que, no sólo cortara toda relación con el aventurero realista, sino que impusiera a Portugal una inmediata expulsión.

Viajaba pues el Príncipe de la Paz con el feo regusto de los enredos de San Ildefonso en la boca, a la espera de las antipáticas negociaciones de Cádiz. María Luisa había colocado a muchos de sus favoritos en puestos de mando de la armada de guerra; los señoritos no tenían otro bagaje que los altos títulos y el favor de la reina; oficiales muy capaces estaban subordinados a estos chapuceros y amenazaban con pedir su retiro. Todo eso también era molesto.

Y no era todo. A medida que Manuel se acercaba a la capital, más se ensombrecían sus penosas reflexiones. Resolvió quedarse un día más en Madrid al lado de Pepa. Olvidaría así la carga que le había impuesto el destino, no sería un estadista sino solamente un hombre que goza alegremente de su propia vida. No fué así.

Pepa había pasado semanas de mortal aburrimiento. Francisco se había ido; arriesgando su carrera, hacía semanas también que compartía el destierro de la de Alba. Con amargura pensó en la ardiente pasión de que era capaz y en la escasa pena con que la había pasado a don Manuel. ¡Y el mismo Manuel! Hablaba mucho de su amor por ella, pero estaba casi siempre en San Ildefonso o en Aranjuez o en el Escorial y la dejaba sola; y, cuando aparecía, llegaba furtivamente. Y fué una Pepa excitada y hosca la que encontró Manuel.

Pepa le pidió que la acompañara a la plaza de toros, a la corrida que iba a torear Pedro Romero. Él contestó suspirando que el domingo debía estar en camino para Cádiz. «¿Es mucho», preguntó, «si le pido que se quede un día más conmigo?». «*Chérie,* no me fué nada fácil encontrar tres días para usted», repuso él. «Tengo que dirigir una guerra junto con otros asuntos urgentes. ¡Por favor, no me imponga otra carga!». «Yo le diré por qué no quiere acompañarme a la corrida», contestó Pepa. «Usted se avergüenza de mí. No quiere mostrarse a mi lado».

Manuel trató de hacerla entrar en razón. «¡Pero comprenda!», rogó impaciente. «Tengo demasiadas dificultades sobre mis hombros. Debo obligar a Portugal a romper sus relaciones con Inglaterra; debo tratar con prudencia al príncipe regente portugués; debo echar de la armada a tres Grandes inservibles; debo asentar en la armada otros tres Grandes del mismo jaez. Truguet, además, me hace la vida difícil; quiere que haga expulsar a de Havré de Lisboa. En Cádiz pondrán cara fea ya, porque llego con dos días de retraso, y usted quiere que me quede hasta el lunes… ¡Comprenda, por Dios, mis apremios!». «Sus apremios…», replicó Pepa quisquillosa, «sus apremios tienen un solo origen: su desenfrenada sensualidad. Todas sus desavenencias con Portugal y Francia se deben a que tuvo que enamorarse de esa pobre Genoveva». Irritado él también, replicó: «Tú me empujaste a eso. Si me hubieras demostrado el amor que merece un hombre de mi clase, nunca hubiera tocado siquiera a esa sardina». Fuera de sí, Pepa le gritó: «¿Y tengo también la

culpa yo de que se restriegue usted con la anciana María Luisa?».

Eso colmaba la medida. Su temperamento primitivo, que era el de un majo de Extremadura, la provincia que cría cerdos, estalló: Manuel levantó su mano carnosa y le dió una bofetada. Por un segundo Pepa quiso devolver el golpe, arañarlo, morderlo, ahogarlo. Se dominó, tocó el timbre: «¡Conchita!», llamó, «¡Conchita!».

Manuel vió en la blanca mejilla la marca ardiente de su mano, vió los ojos verdes relampaguear de indignación. Balbuceó disculpas, atribuyó su excitación al exceso de trabajo; mas ya estaba allí Conchita, seca y severa, y Pepa sosegada dijo: «Acompaña al señor a la puerta, Conchita». Arrepentido, codicioso, irritado por su propia estupidez que le arruinaba las vacaciones, siguió disculpándose, quiso tomarla de la mano, abrazarla. «¿Te llevarás por fin a este hombre, Conchita?», exclamó Pepa y huyó al cuarto vecino. No le quedó más remedio que marcharse. Pensó amargamente que el destino no le concedía un mínimo descanso en su obra por el bien del reino y apresurado, hosco, ávido de obrar, siguió viaje a Cádiz. Creyó que allí en el torbellino de negocios y diversiones olvidaría su mala suerte; cuando volviese a Madrid encontraría a una Pepa razonable.

En efecto, no tuvo en Cádiz un minuto de paz. Negoció con armadores, con directores de importación y exportación, con banqueros. Prometió a los buenos oficiales de la armada que acabaría con los desaciertos de los almirantes aristocráticos inútiles. En una secreta entrevista reforzó con los jefes ingleses el convenio no escrito de que ambas flotas no pasarían de las amenazas. Y mientras dedicaba los días a los asuntos de estado, empleó sus noches en las célebres diversiones de Cádiz. Pero nada podía hacerle olvidar a Pepa. Veía siempre la marca de su bofetada en la cara de la mujer y el recuerdo le llenaba de arrepentimiento y deseo. Apenas concluyó su labor, regresó a Madrid por el camino más rápido. Aun en traje de viaje corrió al palacete de Bondad Real. Encontró la casa en desorden, los muebles arrumbados, las alfombras arrolladas; cajas y baúles listos. El mayordomo no quería dejarlo entrar; Conchita lo miraba severa. Manuel le puso tres ducados de oro en la mano; después de breve espera, ella lo llevó hasta Pepa.

«Me voy al sur», dijo Pepa lentamente. «A Málaga. Haré teatro. Estuvo aquí Rivero, firmamos un buen contrato para su famosa compañía. Apenas la armada reabra los caminos del mar, regresaré a mi patria, a América. Se dice que Lima tiene todavía el mejor teatro del mundo español». En su fuero interno, Manuel estaba furioso. Sí, la había golpeado, pero también se había humillado ante ella y allí estaba para humillarse aún más. La amenaza lo amargaba. Hubiera querido pegarle todavía. Pero Pepa estaba radiante, sus ojos enloquecían, su perfume embriagaba. A pesar de las noches de Cádiz con mujeres viciosas y fascinantes, sabía que no podía vivir sin esta mujer, la única que podía darle el placer sumo; no podía dejarse arrastrar por el furor, sino que debía emplear toda su astucia para no perderla. Volvió a disculparse. Todo el mundo le atormentaba: los liberales de Madrid, los Grandes más estúpidos, los ultramontanos fanáticos, Francia y Portugal. Ni el vulgar ciudadano Truguet, ni el frío y astuto Talleyrand comprendían sus finas soluciones de verdadero estadista. Estaba solo. El único que lo entendía, Bonaparte, combatía en algún lugar de Egipto. Era lógico que por momentos perdiera la serenidad. «Merecí un castigo», admitió; «pero tan duramente no debe golpearme, señora. No puedes Pepa», y agarró su mano.

Ella la retiró sin violencia. Le dijo que no le satisfacía la vida en Madrid, donde siempre había hallado el consuelo de Manuel. La habían seducido la fuerza y la pasión de él. Lo creyó majo y Grande al mismo tiempo. Él también la había desengañado. Ya nada tenía que buscar en Madrid. Esa romántica tristeza lo impresionó. Le aseguró fogosamente que no podía dejar que se fuera. En ese caso él dimitiría para retirarse a sus posesiones y vivir en ellas de pesar y filosofía. «¡Por amor de España tiene que quedarse a mi lado, señora!», exclamó. «Usted es mi única dicha en mi dura vida. Sin usted no puedo seguir esta existencia tan pesada».

Ella volvía hacia él su blanca cara y lo miraba impúdicamente. Despacio, con su voz indolente que penetraba en la sangre de Manuel, ella contestó: «Si es así, don Manuel, por favor, no me lo diga solamente a mí, sino a todo el mundo. Me he conformado bastante tiempo con ser su amante. A su esposa usted no le habría inferido aquella humillación. Puedo pedir que usted me reconozca públicamente».

Manuel sintió terror. ¡Casarse! ¡Casarse con Pepa! Pasaron por su mente todos los refranes españoles del caso, pero no quiso correr el albur de embrollar por segunda vez las cosas. Le explicó que durante meses estuvo por pedirle su mano, pero eso crearía dificultades con doña María Luisa, significaría su dimisión y un peligro para España, porque nadie más podría triunfar en un juego sobre la cuerda floja entre Portugal y Francia. «Si obedezco a mi corazón, señora», concluyó diciendo, «y me caso con usted, habrá guerra con uno de los dos países». Pepa, sin dejar de mirarlo en la cara, dijo secamente: «Probablemente, tiene usted razón. Adiós».

Manuel pensó que tenía que encontrar alguna salida. «¡Déjame un plazo, Pepa!», rogó insistentemente:

«¡Concédeme un poco de tiempo!». «Tres días», contestó Pepa.

Tres días después, Manuel declaró que había encontrado la solución. Se casaría con ella, pero por el momento en secreto. Apenas llegara a una decisión en el problema portugués, daría a conocer su casamiento al mundo entero, aun a riesgo de perder el favor real. Pepa accedió.

Encontraron a un anciano y digno sacerdote, el padre Celestino de Badajoz. El hombre, que sabía urdir pequeñas intrigas políticas, se declaró gustosamente dispuesto a prestar un servicio a su todopoderoso conterráneo.

> *El casamiento se realizó, de noche, con poca iluminación, en el palacio madrileño del Príncipe, en la capilla privada. Y resultó muy romántico, justamente a gusto de Pepa. Fueron testigos don Miguel y la dueña. El padre hizo jurar a todos que se obligaban a un absoluto silencio; a nadie hablarían nunca de estos esponsales, mientras viviesen.*

3

CUANDO SUPO que corría la voz de que el Príncipe de la Paz se había casado con la señora Tudó, la reina se abandonó a un incontenible furor. Ella había pescado a este miserable en la peor basura y lo había convertido en el primer hombre del país, y ahora él se unía para toda la vida con una ramera… Y traspasaba los brillantes títulos con que ella lo había agraciado, a este pedazo de carne sin cerebro, a esta oca, a esta jamona… Se imaginó a la pareja riéndose de ella, la anciana, la pospuesta… ¡Pero este inmundo equivocaba la cuenta! Había cientos de casos de malversación y alta traición para intentarle un proceso. Había robado sin miedo el tesoro real, traicionado al Padre Santo, el mejor aliado; se había dejado sobornar por gobiernos extranjeros y había conspirado con los ateos del Directorio francés contra el rey católico. Por codicia, vanidad y capricho había vendido a todo el mundo, a los amigos y a los enemigos. Lo haría enjuiciar por el Consejo de la Corona de Castilla y ejecutar vergonzosamente en público, y todo el mundo se alborozaría; los prelados, los Grandes, el pueblo español. Y haría conducir a la ramera, con el tronco desnudo, a través de la ciudad, hasta el lugar en que la habían de azotar.

Pero ella sabía que no haría nada de todo esto. Era hábil, conocía el mundo y los hombres, a su Manuel, y se conocía a sí misma. Con sus prudentes reflexiones le había inspirado simpatía; por momentos ella había visto convertida esa simpatía en amor. Mas ¡qué artificial y perecedero era todo eso! ¿Cuánto tiempo podía retener a un mozo una mujer fea y avejentada? De repente, la aplastaba la miseria de su edad. Su vida había sido una lucha constante con miles y miles de españolas jóvenes y bonitas. Ella podía proporcionarse siempre vestidos, cosméticos, pomadas, polvos, maestros de baile y peluqueros, pero ante el cutis fresco de cualquier Paquita, Consuelo o Dolores aquello era ridículo…

Mas era mejor que fuese así. Pocos años más y la de Alba, por ejemplo, sería vieja como ella ahora; ¿qué será entonces la de Alba? Algo marchito, acabado. Ella en cambio había sido obligada por su fealdad a desarrollar su inteligencia. Tuvo que ser hábil porque carecía de belleza; pero su habilidad perduraba. Además, ella representaba siempre algo, por gracia de Dios reina de todos los reinos españoles, de las Indias, de las islas y la tierra firme al otro lado del océano, archiduquesa de Austria, duquesa de Borgoña, condesa de Habsburgo, Flandes y el Tirol. El mundo ya no es joven, comienza a envejecer como ella, y el ciudadano Truguet se atreve a mandar a los reyes católicos. Con todo, sigue siendo la mujer más poderosa de la tierra, porque el mundo sabe que ella es la que gobierna y no el simplote de Carlos. ¡Y el imbécil de Don Manuel antepone a Pepa Tudó a una mujer semejante!…

Se miró en el espejo. Pero éste la mostró como era entonces, en aquel instante en que se abatía por la osada noticia. No era ella la mujer del espejo, no era su verdad aquella tampoco. Y se fué para ver su verdad. Abandonó el tocador. La camarera mayor, fiel a la etiqueta, se dispuso a acompañarla. Con gesto impaciente, la reina la detuvo. Pasó por pasillos y salones, delante de clérigos y lacayos, delante de los oficiales de guardia que le presentaron armas, delante de los cortesanos que le hicieron profundas reverencias. En el magnífico salón de recibo se detuvo delante de la «Familia de Carlos». Ésa era su verdad, la reina del cuadro. El pintor la conocía tal vez como nadie. Dominando a los demás, estaba allí su verdad fea, orgullosa, imponente. Una mujer así no se amilana porque el tonto de quien está casualmente enamorada, se haya casado con una ramera a sus espaldas. No lo castigará, no vale la pena luchar por él; ella es la reina y tiene el derecho de tomar lo que quiera y de conservar lo que desee; no sabe aún cómo, pero lo conservará.

Durmió perfectamente y a la mañana siguiente tenía su plan. Habló a Carlos de los interminables líos políticos. Enumeró las disputas con los mercaderes de Cádiz reacios a los tributos, las negociaciones con el desvergonzado Truget, las molestias de los oficiales rebeldes de marina. Sólo el primer ministro tuvo que lidiar con todo eso. Había que ayudarle, aumentar su autoridad. Carlos meditó. «De acuerdo», dijo. «Pero no sé cómo. Manuel recibió ya todos los títulos y las dignidades». «Tal vez», opinó la reina, «se puedan matar dos pájaros de un tiro. Podríamos eliminar así la situación molesta de los hijos del difunto tío Luis». Luis, hermano de Carlos III, era el infante que se había casado con una Vallabriga, simple dama de la nobleza; sus hijos llevaban el título de condes de Borbón y de Chinchón solamente, y su puesto en el ceremonial causaba siempre dificultades.

Carlos miraba sin comprender. «Se podría elevar a infantes de Castilla», explicó la reina, «a los dos sobrinos y casar a Manuel con doña Teresa, la infanta. Entraría así en la familia». «Una buena idea», aceptó Carlos. «Pero me temo que procederíamos en contraste con mi difunto padre, que los hizo “Excelencias”,

pero no “Altezas Reales”». «Los tiempos cambian», expuso paciente María Luisa. «Muchas veces, querido Carlos, tomaste medidas opuestas a las de tu padre. ¿Por qué no en este caso?». «Tienes razón, como siempre», admitió buenamente Carlos.

La reina puso manos a la obra. No tenía mucha inclinación hacia la futura infanta Teresa, que ostentaba una indolente distinción e irritaba a la tía. Seguramente desaprobaba también su manera de vivir, aunque lógicamente la hipócrita no dijese una palabra. Le divertiría obligar a la rabia y monacal Teresa a amar al bestial Manuel. Ese mismo día, María Luisa hizo comunicar a Manuel que tenía que hablar con él. Manuel estaba preparado a que la reina supiera de su casamiento secreto, pero tenía miedo a la tormenta que eso provocaría. Pero María Luisa lo recibió con una amplia sonrisa. «Manuelito», le dijo, «tengo una gran noticia para ti. Carlos elevará a infantes de Castilla a los condes de Borbón y de Chinchón y tú te casarás con doña Teresa, compartiendo el título. Me alegro de poder ver consagradas así ante el mundo tus íntimas relaciones con la familia».

Al ver caer sobre su persona, en lugar de una tormenta, este horror de favor y dicha, Manuel no comprendió en seguida y puso cara de tonto. Luego lo invadió una violenta alegría. ¡Por vida del demonio! Se sentía hijo primogénito de la suerte. Se vengaría del futuro infante también, tan desdeñoso con él. Se casaría con la hermana del altanero noble y sería él quien prestaría legitimidad al bastardo. Se sintió lleno de orgullo. Su padre tenía razón al llamarlo torito; se había conquistado a la reina y ahora la miraba con vanidad de dueño, con delicadeza y cariño. Ella estaba observándolo. Creyó que la noticia le estremecería, pensando en su insensato casamiento con Pepa. En cambio ni pestañeaba. Bello en su brillante uniforme, irradiaba reconocimiento y agrado. Y, por un segundo, María Luisa pensó que los rumores eran falsos; que el infame casamiento no se había realizado.

En realidad, Manuel, atontado por la felicidad, había olvidado completamente a Pepa. Mas pocos instantes después recordó. «Carape», pensó y la palabra podía leerse en su cara. Mas la sensación de gloria volvió a diluir su consternación. Le pareció que podría borrar fácilmente su casamiento. Sólo necesitaba un poco de tiempo. Dió las gracias solemnemente a la reina, cubrió de cálidos besos la mano llena de anillos y pidió que no se anunciara ese feliz suceso hasta dentro de dos o tres semanas. María Luisa, suspicaz, preguntó inocentemente por qué. Manuel se hizo el misterioso. Dijo que debía llevar todavía a buen puerto algunos planes políticos que su elevación podría echar a perder.

Pero cuanto más reflexionaba, tanto más difícil le parecía la eliminación de su casamiento secreto. Podía negar simplemente el hecho; una seña apenas al Gran Inquisidor y el conterráneo padre Celestino desaparecería en un alejado monasterio. ¿Y Pepa? Si llegaba a saberlo, se convertiría en heroína de uno de sus romances. Se mataría espectacularmente o cometería alguna otra locura dramática que tornaría imposibles sus esponsales con la infanta. Ciertamente, podía eliminarla para siempre, pero ¿cómo vivir sin ella? No encontró una salida y se confió con don Miguel.

Miguel lo escuchó cortésmente interesado, lleno de agitación. La arrogancia de Manuel había aumentado en razón de su buena suerte y a menudo lo trataba como a un sirviente. Cada vez más le humillaba su vergonzosa codicia, su lascivia insensata, su indomable vanidad. Se sintió tentado de abandonarlo a su suerte. El plan astuto de la reina tendía sin duda a separar a Manuel de Pepa. Pero como no podía liberarse de Pepa y la reina no toleraría esa unión, la vengativa mujer derribaría a Manuel si él no le ayudaba. ¿Debía hacerlo? ¿No sería una suerte, su verdadera suerte, si se liberaba él también de este hombre y de su hueca arrogancia? Dedicando todo su tiempo a sus cuadros y trabajando a su gusto, ¿no terminaría su «Léxico de artistas»? Pero se vió totalmente solo entre sus cuadros y papeles y supo que, como Manuel y Pepa, él también estaba dolorosamente atado para siempre a Lucía. Apenas podía distraerlo el juego excitante de los grandes negocios estatales y no podía renunciar a dirigir al país desde la sombra. Ayudaría, pues, a Manuel a salir del paso.

Estudió la situación, esbozó un plan, lo expuso a Manuel, que lo aceptó ansioso, abrazó a su Miguel y se sintió feliz.

Se dirigió al rey. Le explicó misteriosamente que necesitaba un consejo y una ayuda en un asunto personal, de hombre a hombre, de caballero a caballero. «¿Qué pasa?», preguntó Carlos. «Nos arreglamos con Francia, arreglaremos también tu apremio caballeresco». Alentado Manuel, le confesó que se había enamorado de una mujer maravillosa, desgraciadamente nada noble, cierta señora Josefa Tudó. La relación era antigua y él se rompía los sesos para saber cómo anunciarle a la mujer su inminente casamiento. Tenía un solo recurso. Había que convencer a la señora Tudó que ese casamiento se realizaba en interés de la Corona, para dar categoría al ministro en sus relaciones con Francia, Inglaterra y Portugal. «¿Bueno?», preguntó don Carlos. «¿Por qué no lo discuten juntos?». «Debería intervenir una autoridad suprema», contestó Manuel. «Solamente si Su Majestad en persona dijera a la señora Tudó que eso ocurriría en bien

del país, soportaría ella el tremendo dolor que le causo». El rey meditó, luego, sonriendo malicioso y guiñándole el ojo, preguntó: «¿Crees que yo debo decirle que?…». Manuel lo interrumpió: «Pensé lo siguiente, Señor. Pido a Su Majestad una vez más el alto honor de ofrecerle una comida, ahora en casa de la señora Tudó. Su presencia, Señor, se impondría a la dama. Su Majestad le dirigiría algunas de sus frases felices que conquistan siempre a los españoles, le diría que el país lo merece y que ella no necesita romper conmigo. Su Majestad me hará feliz por el resto de mis días». «Bien», dijo el rey después de breve reflexión. «Por mi parte no hay dificultades». Y le prometió que el miércoles siguiente a las seis y tres cuartos, se presentaría en el palacete de Bondad Real, con uniforme de general simplemente.

Manuel preguntó a Pepa si el miércoles siguiente podía cenar con ella y llevar consigo un amigo. «¿Quién?», preguntó Pepa. «El rey», contestó don Manuel. La cara indolente de Pepa se contrajo de estupor. «Sí», explicó solemnemente Manuel, «el rey, nuestro señor, desea conocerla a usted». «¿Le hablaste de nuestro casamiento?», preguntó dichosa Pepa. Manuel se escurrió. «El rey te confiará algo importante», contestó. «Por favor, dime de qué se trata», pidió ella. «Debo estar preparada, si el rey me honra comiendo en mi casa». Pero Manuel, viendo oportuno el momento, le contestó brevemente, con indiferencia: «Por razones de Estado, el rey quiere que me case con su prima doña Teresa. Te lo dirá él. La eleva a infanta y me convierte a mi vez en infante. Nuestro casamiento, pues, no debe haberse realizado».

Cuando Pepa volvió en sí de su desmayo, Manuel la estaba cuidando delicada y amorosamente. Le dijo que se había considerado que la labor diplomática por la Corona y la Patria podía ser cumplida por él solamente si revestía la suprema autoridad de un miembro de la familia real. Sabía que era un inmenso sacrificio para Pepa; por eso don Carlos se dignaba intervenir personalmente. Una vez que el rey la conociera, su situación en la sociedad madrileña estaba asegurada. Tendría también un título. Él negociaba con el conde de Castillofiel, un anciano cargado de deudas que vivía en una gran posesión en Málaga. El conde se casaría con ella y seguiría viviendo en Málaga, mientras ella, señora ya de título, se quedaría en la capital. «Pero tú y yo somos casados», objetó Pepa. «Es cierto», contestó él; «pero ignoro si podemos demostrarlo. El único testigo no sospechoso, el padre Celestino, desapareció sin dejar rastro».

Pepa comprendió que el destino no admitía su legítima unión con Manuel; a pesar de su romanticismo tenía sentido de la realidad y aquel casamiento nocturno nunca la había convencido; resolvió conformarse. «¡Cómo juega la suerte!», exclamó. «¡Tú, infante de Castilla!». «De ti solamente depende», afirmó galante Manuel. «Y ¿sancionará el rey con su presencia nuestra unión ilegítima?», preguntó Pepa. «Hasta te invitará a cantar», contestó Manuel, «ya verás». «Y ¿seré de verdad condesa de Castillofiel?», trató de averiguar Pepa. «*Oui, madame*», contestó Manuel. «Pero tú dices que el conde está cargado de deudas», observó ella preocupada. «Eso déjalo por mi cuenta, por favor», replicó Manuel alegremente. «La condesa de Castillofiel vivirá como corresponde a la dama más bella de España, a la amiga del infante don Manuel». «Estoy pronta a morir por ti», prometió Pepa.

El miércoles fijado, a las seis y tres cuartos, acompañado por Manuel, llegó don Carlos al palacete de Bondad Real, con uniforme de general, con toda desenvoltura. Contempló a Pepa y declaró que su querido Manuel no entendía solamente de asuntos de Estado.

> *Y palmeó los hombros de la señora Tudó y alabó la olla bien preparada y confesó que cuando ella cantaba sus romances, se le abría el corazón y prometió que, por su parte, en la próxima visita, tocaría algo para ella en el violín. Y al retirarse, le endilgó un breve discurso: «El gobierno de un país universal cuesta sudor y trabajo y nuestro Manuel tiene grandes cuitas y pesadas tareas. Sea usted también en lo sucesivo una buena española, hija mía, y alégrele a mi querido amigo las escasas horas de reposo».*

4

LA CONDESA doña Teresa de Borbón y de Chinchón fué invitada a la Corte, en San Ildefonso, desde su soledad campestre de Arenas de San Pedro. María Luisa le comunicó delante del rey, que don Carlos había resuelto casarla, asignándole una dote de cinco millones de reales. Para esposo había elegido el primero y el mejor de sus consejeros, el querido don Manuel, Príncipe de la Paz. Además había resuelto reconocerle en este caso el título de infanta de Castilla, es decir que en lo sucesivo pertenecería para todos a la familia real.

Doña Teresa oyó apenas las últimas palabras. Graciosa, más joven aún de lo que demostraban sus veinte años, se mantuvo de pie con esfuerzo, los ojos azules abiertos de par en par en la cara muy pálida, los labios entreabiertos. La idea de soportar besos y abrazos de un hombre la llenaba de espanto; la idea de don Manuel, de repugnancia.

«¿No le hice justicia?», preguntó complacido Carlos. «¿No soy un buen primo?». Y doña Teresa le besó a él y a la reina la mano y pronunció las adecuadas palabras de respetuoso agradecimiento. Don Manuel visitó a su futura esposa, que lo recibió en presencia de su hermano, aquel don Luis María que una vez desdeñó altanero al Príncipe de la Paz. Vestido de sacerdote, el conde era esbelto, serio y joven. Había crecido mucho en pocas semanas, no sólo el rey le había hecho infante, sino que en lugar del arzobispado de Sevilla había obtenido el de Toledo, el cargo eclesiástico más alto en el país, junto con el capelo. Sabía, naturalmente, lo que había entre bastidores; notaba el despreciable y sucio juego de la reina y de don Manuel. Le dolía deber su elevación al vulgar Manuel Godoy y más le dolía que su delicada y tímida hermana, tan querida, fuera sacrificada al repugnante amigo de la reina. Pero no era posible oponerse al rey. Además, el joven cardenal era un profundo creyente y un apasionado patriota. No tenía orgullo, pero sabía su valer. Si la Providencia lo convertía en primado de España y le daba ocasión para intervenir en política, cabía conformarse humildemente.

Don Manuel examinó a su futura esposa. Rubia, muy delgada y delicada, se parecía un poco a la Genoveva aquella que le diera tantos dolores de cabeza. No, no eran de su gusto estas señoritas magras; Pepa nada temería de ella. Y en realidad, ¿podría tener un hijo esta mujer? Pero nada dejó traslucir y se portó como un Grande sin tacha. Aseguró a la infanta que se sentía dichoso y agradecido; trató al piojoso joven con el respeto debido a su rango y capelo, aunque se los había proporcionado él mismo.

Más tarde, en la iglesia del Escorial, sobre las tumbas de los grandes cosmócratas, se realizó el casamiento en presencia de Sus Majestades y de los Grandes de España. Además, don Manuel no recibió solamente el título de infante de Castilla; el rey le concedió la dignidad que sólo Cristóbal Colón poseyó antes: la de gran almirante del mar Océano. Casi al mismo tiempo, en Málaga, la señora Tudó se casó con el conde de Castillofiel. La nueva condesa permaneció algunas semanas con el marido en Andalucía; luego lo dejó en Málaga y regresó a Madrid. Manuel, fiel a la promesa, le dió la posibilidad de llevar el tren de una dama de título. Pasó a la condesa medio millón de los cinco de la dote de la infanta. «Medio millón»… Las palabras acariciaron la mente de Pepa, le recordaron sus romances; sola en su tocador, rasgueando la guitarra, cantó en voz baja: «Medio millón, medio millón».

Gozó de su nueva riqueza, mantuvo brillantemente su casa e invitó a sus amigos a participar de su esplendor; los actores con quienes estudió, oficiales subalternos, conocidos del teniente de marina Tudó, extrañas y sospechosas damas, amigas de Conchita. No faltó aquel Rivera, empresario teatral, que la había contratado un día para Málaga; hombre rico y sagaz, relacionado con famosos contrabandistas y corsarios. La condesa le encargó la administración de su dinero con ventaja. Pero en tanto triunfo se escondía una amargura: no la recibían en la Corte. La reina no admitió a la flamante condesa al besamanos; el pleno goce del título de nobleza empezaba sólo después de la presentación en la Corte.

Pero Corte y ciudad hacían poco caso del hecho de que la condesa de Castillofiel no formara parte todavía de los 535 personajes con título y acudían a su audiencia mañanera. Se la creía influyente y era entretenido el círculo extrañamente pintoresco del palacio de Bondad Real, mezcla de Grandes, prelados, actores, oficialillos y viejas damas dudosas. Se aguardaba con curiosidad que algún día apareciera por allí el primer ministro. Pero éste se mantuvo alejado. Vivía en pleno acuerdo con su infanta, como excelente esposo. Eventualmente llegaba al palacio de Pepa por la puerta trasera. Pero pasados dos meses, período suficiente de vida honesta, a su entender, apareció por unos minutos una mañana. La segunda vez se quedó un poco más y luego se presentó cada vez más a menudo. Finalmente tuvo allí un gabinete de trabajo, y pronto los embajadores extranjeros informaron a sus Cortes que casi todos los negocios de Estado se

trataban en el palacio de Pepa, que otorgaba cargos y dignidades; hasta Conchita intervenía a su manera.

La reina no se asombró al saberlo. Preveía ya que Manuel no se liberaría de la mujer. Se enfureció indignada porque ella misma no lograba prescindir de Manuel. Era natural; muchas soberanas se habían chasqueado con individuos imposibles. La gran Semíramis, la hija del aire, tenía a un Menón o Nino o como se llamara; Isabel a su Essex; la gran Catalina a su Potemkin. No intentaría, pues, borrar de su vida a Manuel, pero no toleraría buenamente su audacia. No sería tan tonta como para hacerle una escena por la «condesa», ni gastaría palabras, pero sí echaría vergonzosamente a su incapaz primer ministro. Había muchos motivos políticos y no personales. Había fracasado siempre y perjudicado el señorío de la Corona por incapacidad, indolencia y una codicia rayana en la alta traición.

Mas cuando ella se enfrentó con Manuel, insolente en su virilidad, olvidó sus propósitos. «Me informan», le dijo cayendo sobre él, «que la política del rey católico se hace en la cama de esa mujer». Manuel entendió que esta vez no servirían mentiras y pretextos. Replicó fría y cortésmente dispuesto a pelearse: «Si las severas palabras de Su Majestad se refieren a la condesa de Castillofiel, confesaré que a veces pido consejo a esta dama; buen consejo; es española de la cabeza a los pies y muy hábil».

Pero María Luisa no aguantó más y estalló: «¡Granuja! ¡Pillastre codicioso, vanidoso, ladrón, licencioso y lleno de jactancia! Te saqué de la inmundicia, tonto brutal, vacuo, lascivo y pérfido. Te puse un brillante uniforme, montón de porquería, y te hice infante. Te enseñé lo poco, muy poco, que sabes de política y me costó trabajo. Y me dices en la cara, tú, escoria, que le pides consejos…». Y de pronto, con la mano llena de anillos, lo golpeó en ambas mejillas: corrió la sangre y manchó el magnífico traje de gala del ministro. Éste le tomó una muñeca y con la mano libre se limpió la cara. Sólo un segundo le faltó para emplear la violencia y aun decirle algo que la hiriera en lo más hondo. Pero recordó las consecuencias de otra bofetada; la que atizara a Pepa, y aceptó el castigo. Tranquilo y amable repuso: «No puedo creer que Su Majestad proceda en serio. Debe de haber sido un instante de ofuscación». Y respetuoso añadió: «Después de lo ocurrido he de creer que mi presencia ya no es grata a Su Majestad». Se arrodilló, según la etiqueta, le besó la mano y se fué caminando hacia atrás.

Cuando llegó a su casa, vió que hasta los blancos calzones tenían manchas de sangre. «¡Esta vieja buscona!», exclamó con rencor. Consultó con Miguel, seguro de que la reina pensaría en la venganza. Bermúdez no encontró el caso tan grave. La reina, dijo, podía ponerle obstáculos en el camino, quitarle los cargos, mas no era fácil desterrar a un infante. Por lo demás, calculó astutamente Miguel, no estaría mal que otro se hiciera cargo de la presidencia del consejo de ministros. Había que hacer a Francia concesiones dolorosas y sería mejor que se llevara las responsabilidades un sucesor, mientras don Manuel, mártir y patriota, se hiciese a un lado. Manuel lo pensó. Las reflexiones de Miguel lo iluminaron y se sintió aliviado. «Manuel Godoy tiene suerte una vez más», dijo el ministro. «Pero, querido, ¿crees que debo esperar tranquilo?». «En su lugar», aconsejó Miguel, «yo trataría de anticiparme a la reina. ¿Por qué no va directamente a don Carlos y le pide que acepte su dimisión?».

Don Manuel fué a ver al rey. Le dijo que en los últimos tiempos habían surgido diferencias de opinión en los más graves asuntos políticos entre él y la reina; ya no era posible una colaboración útil. En tal caso, creía prestar a la patria un servicio, solicitando a Su Majestad que en lo sucesivo consultara la dirección política solamente con doña María Luisa. Carlos pareció no entender y Manuel habló claramente: «Solicito de Su Majestad permiso para devolverle mis cargos». El rey se sintió consternado. «No puedes hacer eso conmigo, querido», se quejó. «Comprendo tu orgullo de español. Pero María Luisa no tuvo malas intenciones seguramente. Yo lo remedio en seguida. Puedes irte tranquilo». Manuel insistió y Carlos también: «Esta noche, cuando vuelva de cazar, los veré a los dos. Ustedes me dirán lo que pasa y yo firmo y pongo mi rúbrica. ¿Cómo puedo tener confianza en otros? Ni me lo puedo imaginar». Parecía triste. Manuel callaba. «Por lo menos», volvió luego a la carga el rey, con más animación, «me aconsejarás acerca de un posible sucesor».

Manuel esperaba este pedido y tenía preparado un plan atrevido que no reveló ni a Miguel, quien hubiera tenido sus escrúpulos. Quería indicar al rey que confiara los dos cargos decisivos del gobierno a hombres de contraria tendencia política, contando con que uno trataría de implantar medidas que el otro impediría; la política interna se estancaría, y muy pronto la Corona tendría que encontrar a un salvador; pero había un solo salvador posible.

Manuel aconsejó, pues, al rey a un liberal para primer ministro y a un ultramontano para ministro de Gracia y Justicia. De esa manera, el soberano no chocaría con ninguno de los dos grandes partidos. «No es una mala idea», juzgó don Carlos. «Pero ¿accederá la reina?». «Accederá», repuso Manuel, que había pensado en eso y elegido a dos hombres que habían sido amantes de la reina y merecido visibles pruebas de su benevolencia. Uno de ellos era don Mariano Luis de Urquijo, quien vivió mucho tiempo en Francia, en

relación con filósofos; había traducido autores franceses y citaba en público a Voltaire. La reina, aunque hostil al liberalismo radical, había hallado de su gusto el rostro audaz de Urquijo y su buena estampa, y supo protegerle cuando el Santo Oficio quiso proceder contra él. El otro era don José Antonio de Caballero, oscurantista, con ideas medievales, que apoyaba a Roma contra la parte modernizante del clero español. La reina sentía por estas ideas la misma antipatía que por el liberalismo, pero el físico de Caballero le agradó. Lo casó con una dama de la Corte y asistió a sus esponsales.

Manuel aconsejó por lo tanto al rey estos dos hombres. Carlos asintió con pesar. Luego volvió a preguntarle: «¿No hay nada que hacer entonces? ¿Quieres irte de verdad?». «Mi resolución es firme e irrevocable», contestó Manuel. Don Carlos lo abrazó con los ojos húmedos. Luego se sentó y escribió a su querido Manuel una carta de agradecimiento muy sentida.

> *«En tantos cargos que le confiamos», escribió, «demostró ser ante España, el mundo y la historia, gran estadista y amigo de la paz. Tenga la seguridad de mi profunda y eterna gratitud». Escribió cuidadosamente de su puño y letra y cuidadosamente estampó al final: «Yo el rey», y luego la rúbrica, la especial, muy suya, parecida a una clave de sol. Dibujó esta su rúbrica con el mismo amor que dedicó precisamente a ejecutarla para el Escorial, para que allí fuese esculpida con los monogramas de todos los reyes que reinaron en España.*

5

MARTÍN ZAPATER veraneaba en su casa de campo fuera de la ciudad, la Quinta Zapater. Se asombró viendo llegar de sorpresa a Francisco, con el arriero Gil y los mulos, y notando la cara envejecida, barbuda y endurecida bajo el amplio sombrero. Gil le dijo lo que le había ocurrido a Goya, quien escuchaba sombrío. Antes de que Martín pudiese hablar, el pintor le ordenó que diera al arriero su «gratificacioncita», para que pudiera ir a una venta en seguida, porque estaban agotados por el viaje. «Dale doscientos reales», propina enorme ciertamente. Goya y Gil bebieron un último trago de la bota; el mulatero encomendó a Francisco a la Virgen y a todos los Santos y desapareció con sus bestias en la noche de Zaragoza.

Francisco ardía por contar al amigo sus tremendas desgracias y sobre todo el dictamen terrible de Peral; aquello de la locura; pero al comienzo se calló. Tenía miedo a lo que diría Martín. Había temido siempre la magia de las palabras, que atraen a los demonios; más que nada la palabra escrita. Pasaron el primer día solos en la quinta, servidos por el arrendatario Tadeo y su mujer Farruca. El primero era un ser tristón y muy piadoso; permanecía horas enteras callado, los ojos cerrados, en religiosas meditaciones. La coqueta piedad de Farruca era de otro tipo; se había hecho «esclava de la Santísima Trinidad», con documento escrito de su confesor. Debía venerar la imagen de la Virgen en su cuarto, renovar regularmente flores y adornos, rezar a la Virgen a determinadas horas, cambiar el vestido de la imagen según las estaciones del año y la importancia del día.

Martín habló poco, pero acompañó constantemente al amigo; éste notó que Martín tosía fuerte y a menudo. Farruca insistía en que se llamara a un médico. Martín no quería que se diera importancia a su resfrío y despreciaba como Goya, a la moda española, a todos los «barberos». Francisco insistió en que Zapater atendiera sus negocios en la ciudad. Cuando estaba solo, acudía Farruca a acompañarlo. Ella no sabía escribir y resultaba difícil entenderse, pero era tan paciente como parlera y sentía el deber de consolar y aconsejar al señor. Le contó de Pedro Sastre, nieto de aquel Braulio Sastre, farolero de la catedral, a quien volvió a crecer la pierna amputada, porque untaba el muñón con el oleo sagrado de las lámparas de la Virgen del Pilar. El nieto había logrado también curaciones milagrosas. Pero era poco accesible; para un señor como Goya no se negaría, sin embargo. Y le dijo a Goya dónde vivía el hombre. Francisco recordaba que en su infancia pasaba delante de la casa de Sastre con miedo; debía de ser muy viejo ahora.

A la noche siguiente, en secreto, con el traje de aragonés que le prestara Martín, hundido el sombrero hasta las orejas, Goya se fué a los suburbios de Zaragoza; encontró la casa, hizo a un lado a la mujer que quería detenerlo y se encontró delante del milagrero, un hombrecillo viejísimo, desconfiado por la invasora visita cuyo nombre no entendió y que padecía de sordera o fingía padecerla. Pedro Sastre, temeroso de la Inquisición, sospechaba de Goya. Pero estaba convencido del poder de sus recursos, si los pacientes tenían fe. Escuchó a Goya, le dió una pomada de grasa de perro salvaje, animal de buen oído, y le recomendó dedicar a la Virgen del Pilar velas hechas por él con la cerilla de sus oídos. Goya recordó los dibujos de Peral y sus explicaciones, miró a Sastre hoscamente, no le dió las gracias y le dejó diez reales. Pedro, con duras palabras, manifestó que la recompensa era ridícula, pero Goya no entendió y se fué.

El fiel Martín, entre tanto, aprendió asombrosamente pronto los elementos del lenguaje por señas. Goya se ejercitó con él; el pintor se divertía a veces, más a menudo maldecía e insultaba al amigo. Entendió que debía prestar más atención a las manos y a los labios y descubrió cualidades allí donde antes se le habían escapado. Se dispuso a retratar a Zapater. Pintaba lentamente, con cuidado, la cordial amistad de Martín, y cuando acabó, puso en la carta que había delante del retratado: «Mi buen amigo Martín Zapater, con el corazón pintó este retrato para ti GOYA». Martín vió otra vez su bondadosa y astuta cara con la gran nariz, y pensó que aun no había hecho bastante para su amigo.

Días después, hallándose Martín en la ciudad atendiendo sus negocios, Goya se dispuso a ensayar lo que le ocurre a un sordo que camine solitario por las calles. Trajeado como para la visita al milagrero Sastre, se deslizó por Zaragoza. Evitó el Coso, la calle principal, y vagó por barrios conocidos, familiares. Apoyado en la baranda del viejo puente, contempló a Zaragoza; la ciudad famosa y el Ebro se habían empequeñecido, se habían vuelto grises. En su recuerdo la ciudad vivía pintoresca: allí en cambio estaba seria y desteñida, severa, triste y oprimente. ¿No habría prestado a la ciudad entonces su propia alegría el joven Francho? Su alma permaneció sorda, como su oído, ante las iglesias y los palacios. Pasó por delante de la casa donde estudió con Luján. Había perdido allí años enteros, pero no sintió ni rencor ni desprecio. Pasó por delante de la Alfarería, donde sesionaba misteriosa y terrible la Inquisición; pero no se estremeció. Pasó por delante

del palacio Sobradiel y del monasterio de los Escolapios; allí había pintado algunos frescos en las paredes. Un infinito de esperanzas, victorias y derrotas se enlazaba con esas obras; no sintió deseo de entrar, estaba desengañado aunque sólo las viera en su mente.

Allí estaban las antiquísimas iglesias; estaban la estatua de Cristo que habló al canónigo Funes; la capilla de San Miguel, donde la cabeza cortada rodó hasta el arbobispo Lope de Luna, para confesarse antes de ser sepultada. El niño Francisco tuvo terribles sueños por esa cabeza, pero ahora el sombrío lugar no hizo ninguna impresión en el Francisco avejentado. Allí estaba el Pilar, la catedral, sitio de sus mayores esperanzas, de sus primeros triunfos y de su mayor vergüenza, de la irritación que le había causado su cuñado Bayeu. En el pequeño coro estaba su fresco. «Señor Goya, el encargo es suyo», le dijo el canónigo Mateo; tenía 25 años; fué un 19 de diciembre. El acontecimiento más grande de su vida; nunca después se sintió tan feliz ni con la de Alba, ni cuando la reina le dijo que «La familia de Carlos» era una obra maestra. Había sabido entonces que el Capítulo le había otorgado el trabajo porque Antonio Velázquez era demasiado caro; le habían impuesto condiciones humillantes, un plazo indecentemente breve y el examen de los esbozos por peritos. No le importó eso, quince mil reales eran mucho dinero para él, como si con ellos hubiese podido comprar el reino de Aragón y ambas Indias. Sabía lo que pintaría en la bóveda del coro; la obra más gloriosa del siglo. Y allí estaba eso ahora; un borrón, una basura que el inútil Carnicero haría mejor: ¡ese triángulo vacío con letras hebreas debía de ser la Trinidad! ¿Y esos angelotes? ¿Y esas nubes? ¡Pura inmundicia todo!

Cruzó hasta la capilla de Nuestra Señora del Pilar. En las pequeñas cúpulas había pintado las «virtudes» y Bayeu y el arcediano Gilberto Alué las habían declarado horribles. No estaban bien pintadas, el arcediano tenía razón, pero lo que hizo Bayeu tampoco era mejor. Mas aunque había triunfado en el coro, lo de la capilla le quemaba dentro todavía. «¡Carape!», pensó, y se asustó por renegar en un lugar sagrado. Porque allí se erguía el Pilar, que dió nombre a la iglesia, la columna sobre la cual la Virgen se apareció al apóstol Santiago, patrono de España, para indicarle que debía edificar el santuario allí a orillas del Ebro. Allí estaba el sagrado pilar que los fieles podían besar.

Goya no lo besó, no por sentirse un rebelde, no por negar a la Virgen su respeto; no sentía el deseo de pedir ayuda. Había rezado a esa Virgen innúmeras veces en sus apremios, antes de sustituirla por la Virgen de Atocha. Y ahora, indiferente delante de lo más sagrado que llenó toda su juventud, sentía que había muerto en él un trozo de vida, y no lo lamentó. Salió de la catedral y volvió a vagar por la ciudad. «En los nidos de antaño, no hay pájaros hogaño», pensó. Quizás tampoco antes los hubo. La viva y alegre imagen de Zaragoza que tenía en el alma, era su juventud, no la ciudad, que entonces también estaba desierta y polvorienta como la veía ahora. La verdadera era ésta la Zaragoza enmudecida.

Volvió a casa, se quedó solo en su desnudo cuarto de la quinta; alrededor tenía el desierto y en el alma también. Y luego reapareció en pleno día claro su sueño desesperado, acurrucado, volando, arrastrándose, como un espectro, con cabeza de gato, ojos de lechuza, alas de murciélago. Con tremendo esfuerzo reaccionó, tomó el lápiz y echó los malos espíritus en el papel. Y cuando los vió en el papel, se calmó. Y ese día y en los sucesivos echó los demonios en el papel, arrancándoselos de adentro una y otra vez. Y así se liberó de ellos. Ya no eran peligrosos.

Casi una semana —Zapater respetaba su soledad— se quedó en su cuarto dibujando. No cerró ya los ojos ante los espectros, los miró a la cara, los asió y, junto con su angustia y su delirio, los clavó en el papel.

Se miró en el espejo y vió sus mejillas hundidas, despeinado el cabello, enredada la barba. La cara se había llenado un poco, las arrugas eran menos profundas; no se parecía al desesperado de Sanlúcar después del acceso. Mas recordó aquella cara y la dibujó. Evocó también a menudo la cara de Cayetana. Sí, el retrato destruido por la de Alba, la mentira, se había perdido; no lo pintaría por segunda vez. Pero dibujó el viaje de Cayetana al aquelarre, y eso fué algo más agudo y claro. Dibujó muchas otras caras de la multiforme mujer: muchacha bonita, soñadora, espiando a una rufiana; joven, rodeada de cortejantes, huyente y seductora; mujer, perseguida por demonios a quienes guiñaba el ojo. Y al final dibujó el aquelarre. Erguíase el poderoso macho cabrío con enormes cuernos coronados de fronda y ojos de fuego redondos, gigantescos. Lo rodeaban bailando las brujas que le ofrecían calaveras y niños desollados, y el animal bendecía con una de las patas anteriores a su comunidad. La capitana hermosa de la gatería era la de Alba.

Así dibuja todos los días Goya, lo que se le antoja, dejando libre curso a los sueños. Deja que de su mente se arrastren o vuelen los demonios, con colas de ratas, caras de perros, bocas de sapos y Cayetana siempre entre ellos. La dibuja con furioso fervor; le

duele y le alegra; es un delirio mejor que el otro que le oprime la cabeza bestialmente doloroso, cuando piensa y no acaba de pensar. Mientras dibuja, puede estar loco. Es una locura clarividente que le agrada y de la que goza. Y dibuja…

6

MARTÍN no le preguntaba nada y a Goya eso le pareció bien. Y mal al mismo tiempo. Sus dibujos eran un recurso para desahogarse, una forma de comunicarse, pero él debía hablar y claramente de lo que le oprimía, de lo que había dicho Peral, de su miedo a la locura. No podía soportarlo solo, necesitaba un confidente para su tremendo secreto. Le mostró los dibujos a Martín. No todos, pero sí los dos de Cayetana tan multiforme, mentida, alegremente diabólica. Martín se quedó consternado. Tosió fuerte por la excitación. Contempló y volvió a contemplar las hojas; trató penosamente de adivinar qué quería decirle el amigo.

«Imposible decirlo con palabras», explicó Goya, «por eso lo dije así». «Creo que entiendo», contestó Martín, modesto, un poco inseguro. «Ten valor»; lo animó Francisco, «entonces lo comprenderás exactamente. Idioma universal…, que todos deben entender». «Ya sé», dijo Martín para calmarlo. «Ya veo, y sé cómo ocurrió». «¡No ves nada!», cortó seco Goya. «Nadie puede concebir qué falsa es». Y habló de la inconstancia de Cayetana y del fondo criminal en ella y de su gran desavenencia y de la destrucción del cuadro. Extrañamente sintió diluirse su airado desprecio y oyó dentro, cálidas y claras, las últimas palabras de la de Alba, esas palabras de amor. Pero no quiso pensar en eso, volvió a llenarse de ira y se jactó con Martín de haberla arrancado de su vida, para su bien.

Luego se dispuso a revelar al amigo su amargo secreto. Le mostró otros dibujos de espectros y fantasmas. «¿Comprendes?». Turbado, Martín dijo: «Temo comprender». Y Goya le mostró su retrato, el retrato de su desesperación. Y mientras Martín asustado comparaba el dibujo y el modelo, Goya dijo: «Trataré de explicarte», y continuó en voz baja: «Es algo muy importante, secreto y amargo y, antes de contestar, medita bien tu respuesta. Y no me la debes escribir». Le contó la relación que Peral encontró entre sordera y demencia. El doctor tenía razón, bastante loco había sido ya; había visto con sus ojos de lunático los monstruos dibujados, y el insensato Francisco del esbozo era el verdadero.

Martín trató de ocultar su confusión. Goya le dijo entonces: «Bien, ahora medita. Luego hablarás lentamente y con mucha paciencia. Leeré en tus labios lo que digas». Pero la humildad de Francho le hizo daño en el alma al buen Martín. Después de largo rato, prudentemente contestó. Quien ve tan exactamente su locura, es más cuerdo que muchísima gente y el mejor médico de sí mismo. Elegía cuidadosamente las palabras sencillas, meditadas, y Francho se sintió reconfortado.

Goya no había visitado aún a su madre, aunque tenía prisa por hacerlo; podía estar enterada de su presencia y ofenderse. Pero no tuvo valor para verla; se avergonzaba de su estado. Ahora estaba preparado. Buscó ropas mejores, fué a casa de un barbero y le ordenó que lo afeitara; contestó groseramente a la amable charla del hombre que lentamente notó la sordera del cliente. La cara sin barba, con los cabellos bien arreglados, sorprendió al peluquero que miró tímidamente al señor que entró tan desmedrado en su tienda y se marchaba distinguido y soberbio.

Francisco no anunció su visita a la madre; molesto y lleno de emoción fué a verla; sentía la cara extrañamente desnuda y fresca aunque le ardiera. Dió algunos rodeos, llegó, volvió a marcharse, regresó por fin, subió al primer piso, llamó. Se abrió la puerta; apareció su madre. «Entra», dijo doña Engracia. «Siéntate y toma un rosoli». Era la bebida de su infancia, cuando estaba enfermo. «Ya lo sé todo», dijo la mujer, deletreando casi las palabras. «Hubieras podido venir en seguida», le reprochó. Puso luego delante del hijo la botella, las copas y confituras, y se sentó en frente.

Goya olió el perfumado licor, como conocedor, y escanció para ambos. Tomó un sorbo, se relamió, ensopó un bizcocho en el rosoli, se lo puso en la boca. Y la miró atento a la cara. «Eres cabezón y petulante», leyó en los labios. «Sabías que no podía continuar; te dije que el castigo llega siempre. No hay peor sordo que el que no quiere oír. Tú… nunca quisiste oír. Dios misericordioso te impuso un castigo leve. Imagina si en lugar de sordo te hace pobre».

Francisco comprendía estas ideas; doña Engracia tenía razón, se lo había advertido con desdén por su elevación y su gloria. Era hija de un hidalgo, tenía derecho a llamarse doña, pero tuvo una dura existencia campesina al lado del padre, luchando con la estrechez. Goya se la había llevado a Madrid cuando enviudó, pero allí la anciana se cansó y quiso regresar a Zaragoza. Desconfiaba de la buena suerte y no la creyó duradera. Y allí lo tenía ella, sordo, inválido, necesitado de consuelo.

Goya asentía sin hablar y exageró su mal para darle gusto; le dijo que también en la profesión tendría dificultades; los Grandes eran impacientes y con su defecto se alejarían. «¿Quieres ahorrarte mis trescientos

reales?» preguntó maliciosa doña Engracia. «Esa suma la tendrás, aunque tenga que mendigarla», contestó el hijo. «Siempre fanfarrón», replicó la madre. «Ya aprenderás, Paco. Ahora que no puedes oír, verás muchas cosas. Siempre te ufanaste conmigo de tus ilustres amigos; creíste en cualquier amistad. Nadie trata con gusto a un sordo. Aprenderás ahora a conocer a los verdaderos amigos». Pero en esas duras palabras, Goya percibió que estaba orgullosa de él, esperaba que triunfaría también en la desgracia y no quería avergonzarlo con su compasión. Cuando se fué, ella lo invitó a que volviera a comer con ella cuando quisiera. Y en la semana, Goya apareció varias veces. Ella recordaba los gustos de su infancia y le ofreció alimentos simples, muy condimentados, con ajos, cebollas y aceite; a veces también un buen puchero, suerte de olla podrida más sencilla. Y ambos comían con gusto, abundantemente, sin hablar mucho. Una vez él le preguntó si podía retratarla. «Antes de atreverte con clientes que pagan», contestó la madre, «quieres ensayar con un modelo más dócil». Pero se sintió halagada. Le propuso Goya pintarla así como era, en traje de diario. Pero ella quería un retrato en traje dominguero; debía comprarle una mantilla y, para ocultar su calva, un gorro nuevo de encajes. Fueron sesiones silenciosas. Ella se sentó cómoda, los ojos avejentados y hundidos bajo la frente alta, los labios finos apretados, con el abanico cerrado en una mano, el rosario en la otra. Y ambos sentían placer y tenían paciencia. Y el retrato mostró a una anciana que vivió tantas cosas y se volvió sabia por su destino y aprendió a conformarse, pero deseosa de gozar lo que le quedaba de vida. Con mucho amor pintó Francisco las manos viejas, huesudas, fuertes. Doña Engracia estuvo contenta de su retrato. Le dijo a Francho que le agradaba que no hubiese vacilado en gastar tanta tela y tanta labor en una anciana que nada contaba.

Francisco visitó también a su hermano Tomás, el dorador, a quien encontró enojado por la tardanza. Conversando, Tomás le preguntó si después de ese aviso de Dios no comprendía que tenía el deber de hacer algo más por su familia, y le propuso que le facilitara su traslado a Madrid. Francisco aceptó; hablaría con Martín al día siguiente. El cuñado de Goya, el párroco Manuel Bayeu, decía que si Goya tardaba tanto en buscar consuelo espiritual en él, era porque no había entendido la advertencia del Señor. Cuando Francisco lo visitó, hubo de notar que el retrato del pintor de Corte que regaló a Josefa estaba allí colgado en un oscuro rincón. Preguntó al párroco su juicio y éste contestó que era una obra de arte de un corazón endurecido. Lamentaba sinceramente la desgracia de Francisco, pero había en sus palabras un dejo de satisfacción porque la altivez del ateo estaba deshecha.

Las grandes familias zaragozanas, Salvador, Grasa, Aznar y otras, buscaron al pintor, que con amables pretextos rechazó las invitaciones. El conde de Fuendetodos, viendo que Goya se negaba por segunda vez, hizo preguntar por Martín si podía visitarlo; no les costaría conversar porque conocía el lenguaje por señas. Goya se conmovió; recordaba el respeto medroso de su familia hacia el conde, amo de su pueblo natal. Fué a verlo también el arcediano de la iglesia del Pilar. Era aquel Gilberto Alué que le maltrató durante la disputa con Bayeu. Una prueba evidente de su elevación era esta visita del anciano y venerado canónigo. Muy amable, don Gilberto escribió con menuda caligrafía en un papel que el arzobispo lamentaba la desgracia del artista más grande que naciera en Zaragoza. Con rencorosa alegría, Goya advirtió que ya no le hacía sombra el difunto Bayeu. El arcediano le informó también que el arzobispo hubiera deseado que Goya ejecutara algunos trabajos en la catedral, poca cosa que demandaría escaso tiempo. El Capítulo ofrecía un honorario de 25.000 reales.

Por un instante, Goya pensó en un error. Antonio Velázquez, el famoso maestro, había pedido entonces la misma suma por una labor de muchos meses y el Capítulo no aceptó. Ahora le ofrecían a él lo mismo por dos semanas de trabajo. «¡No te envanezcas, alma mía!», pensó el pintor y se propuso trabajar con amor y humildad, sin ahorrar tiempo.

Mas antes de comenzar la obra, recibió un mensaje de Madrid. Con duras palabras le comunicaba don Miguel la muerte de su hijo Mariano. Y le aconsejaba volver a la capital en atención a Josefa. Goya regresó. Y esta vez viajó cómodo en un correo extraordinario. Dejó también que Martín le acompañara.

7

VIÓ QUE JOSEFA movía los labios, pero no comprendió una palabra. Ella trató de reprimir su terror al ver a Francho cambiado.

Mariano había sido sepultado días antes. Se dijeron mutuamente torpes palabras de consuelo; no hacían falta las palabras entre ellos. Se acompañaron largo rato, callados, y el silencio de Josefa y de Francisco fué más elocuente que si hubiesen hablado.

Él se recobró y con una sonrisa contrahecha le mostró su libro de dibujos, que llevaba siempre consigo, para que ella apuntara lo que quisiera decirle. «Tendrás que hacerlo así, porque oigo mal y debo adivinarlo todo; estoy completamente sordo». Ella apenas asintió con la cabeza. No quería preguntarle sobre lo ocurrido. Josefa fué aún más reservada que antes y se encerró en sí totalmente. Pero veía más hondo y más claro. Goya la había aceptado siempre como algo a mano, de lo que no cabía adivinar o interpretar nada. No había pensado qué ideas tendría del tiempo que pasó separado de ella. Un hombre de su rango se daba sólo a mujeres de su gusto. Eso deseaba y eso no se discutía. Por su parte no tomó a mal que creyera que el hermano era más grande que nadie, que no entendiera su arte y se enorgulleciera tranquilamente de los Bayeu, tan respetables como los Goya. Tardó casi toda una vida para que comprendiese qué gran artista era él y cuánto valía. Pero lo había amado siempre, aun sin saber nada de su grandeza; de otra manera una Bayeu no se hubiera casado con él. Él en cambio se casó porque la amaba y porque era una Bayeu. Ella lo sabía y siguió amándolo y soportándolo. Él sabía lo que ella había sufrido y a menudo le tuvo compasión. Le agradó que ahora tuviera motivos para apiadarse de él.

Mas el corazón se le abrió mirando a su hijo Javier, que no era ya un niño, sino un hombre joven a quien las mujeres guiñaban fatalmente el ojo. Javier le confesó que después de larga reflexión estaba resuelto a ser artista: aguardaba que el padre le tomara como discípulo. Goya sintió orgullo por su querido hijo y un gran consuelo después de la muerte de Mariano. Quería que el camino del hijo no fuera tan duro como el suyo; el mozo era un hidalgo de nacimiento: don Javier de Goya y Bayeu. La ley aragonesa le daba derecho a una renta de parte del padre, para que no tuviese que despellejarse las manos trabajando. Vivían en Castilla, ciertamente, pero la ley de Aragón era justa y Francisco la seguiría. Enviaría a Javier al extranjero, a Italia, a Francia. Él mismo se había perfeccionado en Italia, pero tuvo que matarse para asegurar la comida. Javier tendría más fácil la existencia y el estudio.

Cuando Agustín vió al amigo, su hosca cara reflejó una confusión interior; Goya no aceptaría palabras de piedad. Casi groseramente, Francisco preguntó: «¿Se complicaron las cosas durante mi ausencia? ¿Cometiste muchos desaguisados?» y le indicó que revisara las cuentas con Zapater. Luego le pidió que le mostrara lo que había hecho y Esteve le enseñó sus aguafuertes, ejecutados según el sistema de Leprince. Agustín había mejorado el procedimiento y Goya notó asombrado todo lo que se podía lograr. «¡Hombre!», exclamó repetidas veces y, a pesar de ser tan avaro en elogios, ensalzó al amigo y discípulo. «El método debería llamarse ahora método de Esteve», declaró. Volvía su vieja y profunda amistad.

Goya también le mostró sus dibujos de Zaragoza. Agustín se estremeció. Movió los labios, pero Goya ignoraba si hablaba o no. Esteve no se cansó de mirar hasta que Goya retiró suavemente las hojas. «Habla, pues», exigió Francisco, y Agustín contestó: «Éste es tu verdadero arte», y lo apuntó en un papel. Contento, Goya bromeó: «¿Mi pintura no cuenta para nada ya?».

Preocupado, Goya se presentó al día siguiente en la Corte. Lo trataron con extraordinario respeto; hasta el arrogante marqués de Ariza le mostró alguna simpatía. Don Carlos disipó con su jovialidad la cohibición del pintor y le gritó: «No se pinta con los oídos, sino con los ojos». Goya, asustado, no entendió y respetuosamente tendió a Su Majestad libreta de apuntes y lápiz. Satisfecho el rey por comunicarse con su primer pintor, escribió su alentadora frase y agregó por costumbre: «Yo el rey», sin olvidar la rúbrica. Goya leyó y se inclinó ante el monarca. Carlos prosiguió el diálogo semiescrito. «¿Cuántos retratos me hizo usted hasta ahora?», preguntó. Goya no lo sabía, pero contestó: «Sesenta y nueve». «Atiende», escribió Carlos y agregó: «Que la Santa Virgen nos dé vida bastante para que lleguen a ciento».

Don Manuel pidió a Goya que fuera a verlo; sentía el misterioso vínculo que le unía al pintor; debían de haber nacido bajo los mismos signos celestes porque, después de la fabulosa ascensión, el destino los había derribado casi juntos. Goya lo había atado a Pepa con una relación tan cargada de consecuencias y Godoy había favorecido mucho la elevación del amigo. Eran amigos, se comprendían, podían hablarse con toda franqueza. Sorprendió a Manuel ver a Goya envejecido, pero lo trató como en sus mejores días, volvió a

encarecer su mutua amistad y le recordó que lo había previsto todo. «Hay algunas nubes ahora en nuestro cielo», admitió, «pero esto pasará pronto y nuestras estrellas volverán a brillar más luminosas. El que como nosotros tuvo que conquistar el poder y los honores, los aprecia más que aquel que los tuvo por nacimiento, y no suelta presa». «¡Plus ultra!», exclamó, y como Goya no entendiera, lo escribió, agregando el lema que aprendiera en Cádiz. Y le habló de Cádiz, donde le contaron que Francisco había hecho locuras y —guiñándole el ojo con malicia— pintando cierta Venus desnuda. Francisco se sobresaltó: ¿habría dejado ver el cuadro a terceros la de Alba? ¿No temía los chismes? ¿No recelaba de la Inquisición?

Manuel notó la consternación del amigo y lo amenazó con el dedo. «Se trata sólo de rumores», explicó, «y no le pido que los confirme o caballerosamente los desmienta. Yo también quisiera una Venus semejante de su pincel y tendría algunos modelos muy atractivos. Quizás hablemos alguna vez sobre esto más adelante. Por ahora, retrate a mi Infanta; usted ya la pintó, cuando niña, creo». Se le acercó más y le confió cordialmente: «Estoy aprendiendo el lenguaje por señas. Quisiera entretenerme a menudo contigo, Francho; hasta encargué un proyecto para un instituto moderno de sordomudos, según los principios del doctor de L'Epée.
Llevará tu nombre, porque tú me diste la idea. Y no es una locura el que yo disponga así. Creo que mi retiro durará poco más y subiré aún más alto. Los dos subiremos aún más; puedes creerme, Francho».

Al día siguiente, Andrés anunció a una dama. Goya se irritó, pero el lacayo explicó que la dama insistía y además era una gran dama. Goya envió a Agustín, que volvió sorprendido y le anunció que era la condesa de Castillofiel. El pintor no entendía y Esteve tuvo que gritarle: «Es Pepa, ¿no entiendes?». Y Pepa entró. Con el momentáneo eclipse de Manuel, ella había alcanzado aún mayor esplendor. Nadie creía que el período de desgracia sería largo y los prudentes que evitaban al Infante, aparecían por eso más a menudo en casa de la condesa. Además, su patrimonio crecía asombrosamente. Cuando supo de la sordera de Goya, experimentó primero satisfacción; la consideró el castigo por su desprecio hacia ella. Pero la satisfacción no duró mucho; sabía que la desgracia y la pasión del amigo se encadenaban y envidió aquella pasión. Sólo le dolía el no haber inspirado amor tan grande.

Había acudido a verlo para hacerle sentir que todo se paga en la tierra y en el cielo. Mas, al ver a este otro Francho, se estremeció y el antiguo amor le apretó el corazón. Se limitó a ponderarle su propio progreso. «Estoy encinta», le confió orgullosa. «Tendré por hijo a un conde de Castillofiel, nacido en unión legítima». Goya notó que se esforzaba en demostrarle y demostrar a sí misma no sólo su esplendor, sino también su felicidad. Mas no era así, ella sufría por él, como él sufría por la de Alba, y sintió por ella el antiguo cariño, bondadoso, un poco apiadado y cómodo. Conversaron como viejos amigos que saben mucho de sí mismos; ella lo miraba impúdicamente, él leía en sus labios las palabras, sin esfuerzo. Goya había hecho la experiencia de que sólo le resultaba penoso entenderse con los indiferentes; comprendía en cambio sin dificultad a los que le interesaban o a aquellos a quienes odiaba.

«¿Te roba siempre Conchita jugando a las cartas?», preguntó el pintor y agregó: «Si puedo hacerlo, iré pronto a cenar y beber manzanilla contigo». Ella no pudo dejar de hacer ostentación. «Pero antes debes anunciarte», le dijo, «podrías encontrarte con don Carlos». «¿Con don Carlos?», preguntó él. «Don Carlos, el rey de las Españas y ambas Indias», repuso Pepa. «¡Carape!», exclamó el artista. «No hables mal», le reprochó Pepa, «y nunca delante de una dama que dará a luz muy pronto un condesito». Y le contó de don Carlos. «Se presenta como un simple general», explicó, «y no quiere de mí lo que tú piensas. Me muestra sus relojes, quiere que le palpe los bíceps, come nuestra olla podrida, toca para mí el violín y yo le canto un par de mis romances». «Ahora cantarás para mí algunos romances», le impuso Goya. Y como ella se asombrara y le parecieran extrañas esas palabras, el pintor le dijo con rencor y placer: «Tienes razón, estoy sordo como una tapia, pero escucho mejor aún que la mayoría de la gente». Aguardó.

«Canta de una vez», le gritó irritado, «te acompaño». Ella cantó, él tocó y, como en los romances, aquello fué triste, rabioso y dulce y, a veces, hasta coincidieron…

8

MARTÍN ZAPATER se quedó mucho tiempo en Madrid, aparentemente por negocios, en realidad por el amigo. No lo dejaba andar solo por la calle, temía accidentes. Goya odiaba la protección. Martín se las arreglaba para que el pintor fuera vigilado sin que lo notara. Francisco tenía más trabajo que nunca; Martín traía nuevos encargos para que el otro no pensara que su mal alejaba a la gente. Goya postergaba la mayoría de los encargos. Martín le informó también acerca de Cayetana; la de Alba había pedido autorización para viajar por el extranjero; visitaría parientes en Italia y no regresaría antes de que acabara su destierro. «Dondequiera que esté», dijo Goya, «poco le importará de un inválido».

El clima de Madrid le sentaba mal a Martín; estaba desmejorado, tosía mucho y se alegraba de que Francho no oyera esa mala tos. Por fin anunció que regresaría a Zaragoza. Se despidieron ruidosamente, como era su costumbre; trataban de no traicionar sus sentimientos, se dieron palmadas en los hombros, se rieron de su edad y de sus males.

En seguida quiso Francisco ver por sí solo cómo se entendían el sordo Goya y la ciudad de Madrid. Estaba cerca de la Puerta del Sol, donde desembocaban las grandes calles del Arenal, Mayor, Carmen, Alcalá y otras. Allí, en las horas de más movimiento, se colocó Goya, primero en la Red de San Luis, luego en las Gradas, delante de San Felipe El Real, finalmente en la fuente de Mariblanca. Goya *vió* el ruido y el tumulto; lo empujaron, lo insultaron; molestaba en todas partes. No hizo caso; tanto como Zaragoza le parecía apagada, era tan vivo su Madrid para él. «Agua fresca», gritaban los aguadores; «Naranjas» pregonaban las naranjeras; «Coche» ofrecían los cocheros de plaza; «Una limosna» pedía un lisiado. «¿Cómo te va, corazón?», ofrecía preguntando una buena moza. «¿No quieres ver mi cuartito, pequeño? ¿No quieres ver mi camita? ¡Linda, muelle, como no hay otra!». «¡El Diario! ¡La Gaceta!» pregonaba el vendedor de diarios. Los oficiales de la guardia conversaban, los cortejantes leían los pintorescos anuncios, los soldados valones y suizos hacían ruido. Los que necesitaban entregar peticiones a las autoridades dictaban sus deseos a los escribientes; un prestidigitador hacía bailar su mono; los proyectistas discutían sus planes para remediar los males de España y del mundo; los vendedores ambulantes ofrecían sus mercancías.

Goya observaba. Un consejo antiguo decía: «En la Puerta del Sol cuídate de las mujeres delante, de los arrieros detrás, de los coches a tu lado, de los chismosos por todas partes». Goya no se cuidaba; miraba. Oía y no oía, conocía gritos y palabras y no los reconocía y los percibía mejor que nunca. Apareció una cantaora ciega; se desconfiaba de los ciegos en Madrid, porque simulaban su desgracia para robar mejor y despertar más compasión. También se les jugaban bromas, vieran o no vieran. Goya también lo había hecho. Pero ahora esa ciega le dió dolorosa conciencia de su sordera. Cantaba ella acompañándose en la guitarra; sería sin duda lo que cantaba una canción interesante, porque todo el mundo escuchaba atento; Goya no entendía una palabra, aun mirando bien los labios de la ciega. El compañero de la cantaora mostraba entre tanto ilustraciones de la canción, verdaderos mamarrachos que hicieron reír a Goya; pensaba que él no oía a la mujer y la mujer no veía las figuras.

La canción se refería seguramente al Maragato, el bandido capturado por el valiente monje Valdivia. El Maragato, bandido bestial y codicioso, había apresado al monje que para rescatarse sólo pudo ofrecerle sus sandalias. Valdivia le arrancó el fusil, le hirió en el trasero y lo tomó prisionero. El país aclamó al fraile y la muchedumbre en la Puerta del Sol escuchaba con entusiasmo la narración, ciertamente pintoresca. Goya se sintió excluido; compró el texto para leerlo en casa.

Era tarde ya; las campanas tocaban al Angelus, los comerciantes comenzaron a alumbrar sus tiendas, se encendieron las lámparas delante de las casas. Goya regresó a la suya. La gente tomaba el fresco en los balcones. En un balcón de una casa sombría, casi sin ventanas, muy sospechosa, había dos lindas mozas regordetas apoyadas en la baranda; conversaban de algo importante, pero miraban a los hombres que pasaban; detrás de ellas, en la sombra, tan envueltos en sus capas que no se podían ver sus caras, se mantenían inmóviles dos jóvenes. Goya miró, acortó sus pasos, se detuvo. Los embozados se movieron; hicieron apenas un leve ademán, peligroso sin embargo; Goya creyó oportuno seguir su camino. Las mozas eran majas verdaderas con toda su seducción y su brillo, y detrás de ellas —como debía ser—, estaban la sombra y la amenaza.

Agustín le preguntó al día siguiente si no debía comenzar por fin el retrato del marqués de Castrofuerte. Goya meneó la cabeza, tenía otra cosa que hacer: pintó lo que viera la noche anterior. Fueron seis cuadritos con la historia del Maragato; un cuento simple y fresco con la viva alegría con que en la Puerta del Sol se

festejó la canción de la ciega. Recordó luego al otro bandido, ajusticiado en Córdoba y lo pintó en el patíbulo, barbudo, vestido de amarillo, solo, en una violenta luz. El mismo día —tenía prisa— se dedicó a pintar la escena de las majas del balcón y sus amigos en la sombra; pintó la tentación que emanaba de las mozas y la capciosa oscuridad detrás, que robustecía la tentación.

Mostró a Agustín las telas. «¿Hubiese sido mejor un retrato del marqués?», preguntó orgulloso. Agustín hizo unas muecas. «Nunca se acaba de aprender contigo», dijo, porque aquella era otra pintura, distinta de toda composición anterior. Había hecho Goya escenas parecidas de bandidos y majas, pero cosas insignificantes, divertidas y esto era fuerte y nuevo. Agustín las encontró extrañas, inquietantes y admirables. Francisco estaba ufano. Preguntó: «¿No oyes al Maragato amenazar? ¿No oyes el disparo? ¿No oyes el murmullo de las majas? ¿Se nota que el pintor es sordo?». Y antes de que Esteve contestara, exclamó: «¿Ves? ¡Aprendí algo más! Plus ultra».

«¿Qué piensas hacer con esto?», preguntó Agustín. «La de Osuna quería un par de cuadritos. Le agradarían estos del Maragato». «No los vendo», replicó Goya. «Son para mí, pero los regalo. Elige alguno; los demás son para Josefa». Josefa se extrañó, pero enrojeció de alegría. Sonriendo, con su letra juiciosa, aprendida con las monjas, escribió: «Te lo agradezco en el alma» y puso una cruz, como en todo lo que escribía. Goya la miró. Estaba más delgada y reservada. No tenía tema, pero le hubiera gustado charlar con ella ahora. Muchos amigos habían aprendido a hablar por señas; le dolía y le agriaba que ella ni hubiera pensado en ello. De pronto se le ocurrió retratarla. La veía distinta, más claramente que nunca. Pero vió también su desagradable parecido con el difunto hermano y su poca fe en su arte. Y notó lo que no quiso notar antes: su dolor —nacido del amor— por su escasa piedad, su rebeldía, su arrogancia.

Fué ella un paciente modelo. Aparecía erguida en el asiento, con un valioso chal sobre los hombros. Goya recalcó la dureza de Aragón que era el orgullo de ella; la hizo severa, pero amable. La vió con amor; no la embelleció, pero sí la rejuveneció un poco. Puso en los rasgos de su larga cara una ligera agudeza; hizo la piel apenas rosada, apenas marchita; dibujó aflojados ligeramente los hombros caídos. Y los grandes ojos brillantes miraban tristes sobre la cercanía; las manos caían pesadas sobre las rodillas, enfundadas en guantes grises, con los dedos de la izquierda un poco rígidos. Fué un buen retrato, agradable, pero sin alegría, muy distinto del otro de Zaragoza con los dos niños; el Goya de esos días tampoco tenía nada de alegre.

Fué el último retrato de ella. Pocos días después, Josefa se enfermó, cayó en cama, se fué acabando rápidamente. La causa del mortal agotamiento era clara: el clima caprichoso de Madrid, los inviernos helados, los veranos ardientes, los vientos salvajes y sus muchos embarazos. Y ahora que se moría, la mujer silenciosa tenía mucho que decir. Y él vió qué mal le traía el no haber aprendido a hablar por señas. Había aprendido y no había usado el recurso por inflexibilidad. Le habló ahora con sólo dos dedos cansados, dos o tres días, luego las manos se volvieron pesadas. Con enorme esfuerzo movió los labios para el último mensaje y él leyó: «Sé económico, Francho. No gastes y no tires tu dinero». Y murió como había vivido; callada, sin imponerse, con un aviso.

La cara de la muerta bajo la masa de cabello rubio parecía menos cansada ahora. Goya recordó toda su vida con ella, el cuerpo delicado y esbelto de la moza, su valor en los partos, la larga y muda pena a causa de él, su incomprensión artística, su terco amor. Era absurdo que se muriese ahora que se entendían. Pero no sintió el dolor salvaje y desesperado que siempre estallaba en él. Lo aplastaba el triste y sordo desierto, la conciencia de su inevitable soledad.

Encargó para Josefa un entierro sencillo, sin la pompa que ostentó para su Elenita. Luego, de vuelta del cementerio, hosco y sombrío, dijo a los amigos: «El muerto al hoyo y el vivo al bollo».

Y los amigos notaron, aliviados, que Goya aceptaba la nueva desgracia sin accesos de furia. Él mismo creyó que ahora se había liberado del enemigo latente en su propio pecho.

9

DE ZARAGOZA llegó inesperadamente su madre para consolarlo. Tuvo elogios para la difunta; durante una visita anterior, no había hecho buenas migas con Josefa. Había viajado sola, aunque Tomás y el párroco querían acompañarla; había pensado en Francho; ambos hubieran pedido dinero. Le hubiera gustado venir con Zapater, pero éste desgraciadamente estaba enfermo con su vieja tos; escupía sangre. Goya se desesperó; las palabras de la madre le infundían supersticiosa angustia; temía por la vida de Martín. Muchos de sus amigos sobrevivían solamente en sus retratos. ¿No había muerto Josefa después que la retrató? Cuando retrataba a una persona con cariño, le quitaba un poco de vida para colocarla en la tela. Traía desgracia Francisco, lo mismo que Cayetana; tal vez en eso consistía su vínculo con la de Alba.

La presencia de su madre, tan razonable, le ayudó a vencer sus ideas negras. La anciana era fuerte, y tal como él la había retratado, no revelaba el menor signo de decadencia física. Lástima que no le tuviera simpatía a su nieto Javier. «No me gusta este joven», dijo en forma brusca. «Tiene todo lo malo de los Bayeu y los Goya. Narigón, mentiroso y disipado. Debes decirle lo que se merece, Francho». Mas tampoco al elegante y distinguido Javier le gustaba mucho la ruda abuela. En cambio, competían en atenciones para doña Engracia los amigos, Agustín, Miguel, Quintana. Don Miguel quería que Goya la presentara en la Corte, pero la anciana se opuso. «No me corresponde», dijo, «como no te corresponde a ti, Francho. Si se nace patán, no se llega a caballero».

No se quedó mucho tiempo y además insistió en regresar sola. ¿No había viajado solo él también hasta Zaragoza? «Para una vieja será más fácil que para un sordo», explicó. Antes de partir, le dió unos consejos parecidos a las advertencias de Josefa. Tenía que ser prudente, ahorrar, ser parco en dar dinero al hermano y al cuñado, los dos cuervos codiciosos. «Puedes dejarles algo en tu testamento», opinó, «pero mientras vivan, no les aumentes un real del subsidio. Y sobre todo no te hagas el grande, Paco. ¡No vuelvas a ser petulante! Ya ves dónde se llega. Cuanto más lindo es el traje que llevas, tanto más fea la suciedad que lo mancha». La dejó en la diligencia. El mayoral, el primer cochero y los ayudantes arrearon las bestias. «¡Macho, macho!», gritaban y entre los gritos, desde el coche, doña Engracia lo saludó: «¡Que la Virgen te proteja, Paco!». El gran vehículo partió: Goya pensó que no era probable que volviese a ver a la anciana.

Le preocupó a Francisco el que la madre no hubiese podido entenderse con su hijo Javier. Él lo amaba y lo mimaba; le gustaba lo que decía y cómo lo decía. La madre no tenía razón, no podía tenerla; el joven merecía ser mimado. Lo retrató. Esto le ayudó a conocerlo. No dejaba de ver las debilidades percibidas en él por Josefa y su madre, las mismas de aquel petimetre que era el marqués de San Adrián. Pero en el retrato puso todo su amor por el hijo. Hizo un joven fatuo, lleno sin embargo de irónica delicadeza por su porte atrayente y satisfecho de sí. Amplia y elegante chaqueta de color gris perla, suntuoso calzón, altas botas negras, abiertos los pies; guantes amarillos, bastón de paseo, tricornio; dijes colgantes del chaleco, y a los pies del esbelto joven, un grueso perro blanco con una cinta roja. Aparece con cara alargada, rizos rubios en la frente, los ojos de la madre y la gruesa nariz del padre. La figura surge en una oleada de tonos grises, delicados, matizados, mágicamente fundidos.

Concluido el retrato, Goya entendió lo que Josefa y su madre no admiraban en Javier; él lo quería tal como era y le agradaban su afectación y su gusto por la elegancia y el lujo. Y de pronto no le agradó más la casa en que vivía, esa casa magníficamente instalada en la Carrera de San Jerónimo. Elena había muerto, como Mariano; estaba solo con Javier y los pequeños. La casa y los muebles estaban viejos, gastados. Compró otra en las inmediaciones de Madrid, pero ya en el campo, a orillas del Manzanares, cerca de la Puerta de Segovia; una casa vieja, espaciosa, de dos pisos, una verdadera quinta con amplio terreno y una vista magnífica: a un lado la querida pradera de San Isidro; al otro, la sierra de Guadarrama. Arregló la quinta casi pobremente. Sonrió al ver que a Javier esa mezquindad no le gustaba mucho y lo incitó a arreglarse sus cuartos con el lujo que quisiera. Le dejó los valiosos sillones de la casa anterior, y casi todos los cuadros; conservó para sí el retrato de Cayetana, pintado por capricho. En su amplia habitación puso apenas lo necesario y eliminó tapices y telas preciosas dejando las paredes desnudas.

A menudo contempló esas paredes con astuta sonrisa; tenía el plan de pintarlas con escenas de su mundo; guiarían su pincel su propia observación, su propia fantasía; valdrían solamente sus propias reglas, y ese su mundo interior sería, a pesar de todo, el mundo real. Antes de hacerlo, tenía que aprender mucho. Lo alcanzado en su arte era apenas una primera altura. Como aquel que trepado a las primeras estribaciones contempla toda la ancha sierra sin nubes; así él, en estos años de dolor, de delirio, de sordera, de soledad,

de claridad, veía ahora su verdadera meta, lejos, muy alta, La intuyó oscuramente una vez cuando pintó la humillación de Olavide, la Inquisición, la casa de los locos y otros cuadritos. Ahora lo veía más claro: la faz exterior debía completarse con la interior; la desnuda realidad del mundo, con los sueños de su mente. Y sólo cuando pudiera pintar así, decoraría las paredes de su quinta.

Instaló pobremente su casa, pero prestó mucho valor a su vestimenta. Se vistió a la moda aburguesada de París. Con traje de Corte se mostraba sólo cuando estaba prescrito; inauguró el sombrero alto y duro, el bolívar; cubrió con el cabello las orejas. La gente lo vió a menudo en su jardín, robusto, digno, con cara leonina, muy sombrío. Lo llamaron «el sordo de la huerta» y su casa fué «la quinta del sordo». Siempre llevaba papel y lápiz para «conversar» con los demás, y allí muy a menudo echaba dibujitos rápidos, primeros esbozos, escenas instantáneas de su paisaje interno y del otro que lo rodeaba. Aprendió el nuevo procedimiento de Agustín, trabajó mucho con él, le pidió consejo sin reparos.

Compartió el estudio con Esteve, como antes. Mas ahora le molestaba la presencia del ayudante fiel y sensitivo. Alquiló para sí una habitación en una casona llena de inquilinos en el barrio más ruidoso, en una esquina de la calle de San Bernardino. Aquí también colocó los muebles más necesarios y los utensilios para los aguafuertes, planchas de cobre, una prensa y los demás instrumentos. La claridad del amplio cuarto acentuaba su desnudez. El traje cuidado chocaba con la pobreza del taller, y Goya sonrió pensando que ya no estaba Josefa para reprocharle con sus muecas el uso de esas prendas. De al lado, de abajo, de la calle animada, llegaba el ruido; pero Goya nada oía y trabajaba en sus nuevas y audaces intentonas. El desnudo taller se convirtió en su querida ermita.

El nuevo método de Esteve permitía tonalidades nuevas, nunca logradas. Era hermoso. Porque el mundo que llevaba dentro y quería confiar a las planchas, era rico y múltiple. Hombres, cosas y experiencias juveniles, campesinas, pequeño-burguesas, hombres y cosas de su vida en la Corte, el mundo de Madrid y de las residencias del rey. Creyó a veces que el pasado estaba muerto y que sólo quedaba el cortesano Goya. Al ensordecer, en cambio, viajando con el arriero Gil, supo que el pasado vivía, y le agradó. Era ahora un nuevo Goya, más sabio, que aprendió viviendo con campesinos y burgueses, con cortesanos y príncipes, con el hampa y los espectros. Cuando joven, quiso subir y conquistó el mundo. Pero aprendió que, al imponerse a ese mundo, el destino cae sobre uno. Se adaptó y gozó alegremente la vida de la Corte; y el destino siguió colgado de un cabello sobre él; era la ruina personal y artística. No hay que romper los cantos vivos, hay que tratar de redondearlos, y de redondear al mundo y a sí mismo.

Lo vivido estaba destinado sólo a traerlo hasta allí, a ese cuarto desnudo, y todo lo pintado y dibujado había sido solamente ejercicio físico para lo que debía hacer ahora. En la ermita dejó que el mundo se le impusiera y, al mismo tiempo, lo obligó a ser tal como él lo veía. Así lo esbozó en el papel, lo grabó en las planchas. ¡Hombre! Era distinto que pintar retratos de encargo, para que el retratado se reconociera en la tela. Aquí pintaría la verdad real. ¡Hombre! ¡Qué placer! Le gustó la sencillez y la economía impuesta por el material de su nuevo arte. Luz y color eran cosas magníficas, embriagaban; no dejaría de pintar, pero a veces en su soledad maldijo de sus cuadros anteriores, llenos de color como el trasero de un mono. Oh, no; para estas visiones nuevas, punzantes, amargas y divertidas no había más que el blanco y el negro.

Había comunicado a la Academia que con pesar tenía que solicitar el relevo de su cargo a causa de su sordera. La Academia lo nombró presidente honorario y con ocasión de su retiro organizó una buena exposición de sus obras. El rey prestó «La familia de Carlos», acerca de la cual corrían muchos rumores. A la inauguración no concurrieron solamente los miembros de la Corte, para demostrar su mecenismo y su amistad por Goya, sino todos los liberales de Madrid. Y ante la obra gloriosa y discutida, la mayoría de aquellos que la veían por primera vez, se quedaban sin aliento.

Acompañado por el presidente del comité de la Academia, marqués de Santa Cruz, Goya llegó hasta su obra por entre la multitud tensa y respetuosa. Casi modesto en su traje, más viejo que sus años, los ojos apretados, el labio inferior salido, Goya contempló sus Borbones; detrás de él había cortesanos, burgueses y artistas. Estalló una ovación. «¡Viva España!», se gritaba, «¡Viva Goya!». Pero Goya nada percibió. El marqués de Santa Cruz le tiró de la manga y le hizo girar suavemente; Francisco lo vió todo y se inclinó serio.

El Gran Inquisidor don Ramón de Reynoso y Arce contempló el cuadro que le había sido descrito como audaz desafío de lo divino.

Y no encontró exagerado lo que le anticiparan los suyos. «Si yo fuera el rey Carlos», dijo en latín, «no hubiera hecho a Goya primer pintor; hubiera pedido al Santo Oficio que dictaminara si no había allí un crimen de lesa Majestad».

10

DON MANUEL había calculado bien cuando propuso al rey a Urquijo y a Caballero. Mas no contó con que el primero era algo más que el político codicioso para quien las ideas liberales no eran solamente un tema de salón. Los dos ministros se combatían y trataban de anular mutuamente las medidas de gobierno, como esperaba don Manuel. Urquijo fué un ardiente patriota y un estadista vigoroso con quien no podía medirse Caballero, astuto y egoísta pero inhábil. Urquijo, a pesar de todo, logró disminuir la influencia de Roma sobre la Iglesia española y pasar a la Corte el dinero que los ultramontanos enviaban al Vaticano; pudo también limitar la jurisdicción del Santo Oficio. Y sobre todo, tuvo suerte en su política exterior. Impidió que se hiciesen a Francia las concesiones que Manuel consideró inevitables; con hábil juego entre una prudente condescendencia en lo pequeño y cortés resistencia en lo grande, reforzó la situación de España frente a los aliados poderosos, victoriosos y exigentes.

Manuel estaba desengañado. La reina no le tendía los brazos implorando ayuda, lo miraba fríamente y colmaba de pruebas de su favor y su satisfacción al nuevo presidente del consejo de ministros. Públicamente, Manuel era buen amigo de Urquijo, pero tramaba mil intrigas para impedir su obra. Ayudaba como podía al santurrón Caballero, incitaba a los ultramontanos a atacar desde el púlpito y la prensa al ministro ateo; obtuvo que el Consejo de Castilla reclamara al rey Carlos por la suavidad de la censura impuesta por Urquijo. Sobre todo trató de poner obstáculos al ministro en el exterior. El Gobierno francés vió en Urquijo a un adversario hábil y consciente y trabajó para derrocarlo. Manuel se hizo presente en París y brindó al Directorio el pretexto deseado para pedir la eliminación de Urquijo. El hermano de Carlos, Fernando de Nápoles, habíase adherido a la coalición antifrancesa; derrotado rápidamente, había sido depuesto. Manuel aconsejó al rey que pidiera para su segundo hijo la corona de Fernando. Era una exigencia audaz, porque Carlos, como aliado de Francia, hubiera debido imponer la neutralidad a su hermano. Urquijo explicó a Carlos que eso contrastaba con toda la prudencia política y traería dolorosas consecuencias. Carlos se mantuvo firme y Urquijo pidió a París la corona de Nápoles para el príncipe hispano. Sus predicciones se verificaron. El Directorio consideró ridícula y desvergonzada la pretensión, contestó agriamente y pidió al rey la dimisión del Ministro ofensor de la República. Manuel convenció al rey de las culpas del ministro, y éste, por dignidad, mantuvo a Urquijo por el momento en su cargo, pero lo censuró y comunicó la censura a los franceses. «Este zorro acabará pronto en manos del peletero», decía ufano Manuel.

De repente, ocurrió uno de esos hechos felices con que contaba Godoy. Napoleón volvió de Egipto y se convirtió en primer cónsul. El general vencedor no quiso tratar los asuntos españoles con Urquijo; no ocultó que vería con agrado a su amigo el infante don Manuel a la cabeza del gobierno hispano. Napoleón no se conformaba con que sus deseos no pasaran de tales; retiró al embajador Truguet y lo reemplazó con su hermano Luciano; le entregó el proyecto de un nuevo tratado con España, teniendo en cuenta el orgullo familiar de María Luisa, y ordenó a Luciano que discutiera el tratado con don Manuel y no con Urquijo.

Luciano, en una entrevista secreta, informó a Manuel que el Primer Cónsul quería crear un nuevo reino con el gran ducado de Toscana y las posesiones papales, el reino de Etruria, cuya corona destinaba a Luis de Parma, yerno de los reyes de España, para indemnizarlo del ducado de Parma. En trueque, Napoleón pedía la cesión a Francia de la Luisiana, colonia española en América. Manuel entendió que la propuesta agradaría a la reina, aunque fuera desfavorable para el país, y prometió al nuevo embajador que encarecería esa solución a los reyes.

Desde su gran disputa, Manuel no había tenido ocasión de hablar a solas con la reina. Le pidió ahora una entrevista por razones meramente políticas. Le expuso el proyecto. Se confesó feliz por haber suavizado las relaciones con la República, tensas por la incompetencia de Urquijo; la prueba estaba allí en la generosa oferta de Napoleón. Además, cabía agradecer al Primer Cónsul que evitase iniciar negociaciones sobre asuntos delicados con un ministro incapaz. La reina escuchó, atenta, sentimental, burlona. Había reemplazado a Manuel con el teniente primero de la guardia Fernando Mallo, haciéndolo primer ayuda de cámara del príncipe de Parma. Pero Mallo era tonto y brutal, ella estaba harta y, al ver por fin a Manuel de nuevo, sintió cómo lo había extrañado; lo deseaba con toda su sangre. Urquijo era sin duda un estadista hecho y derecho, pero si Napoleón quería tratar solamente con Manuel…

«Si entiendo bien, infante», dijo ella, «usted cree que este tratado puede ser concertado solamente por usted». Manuel sonrió: «El que el embajador me confíe planes secretos de su hermano», contestó, «parece

sin duda una prueba de confianza que no se otorga a cualquiera. De todas maneras, Su Majestad puede preguntarlo al embajador Bonaparte». «Por todos los medios quieres volver a ser primer ministro, Manuelito». dijo romántica y suave la reina; «y quieres volver por el rodeo del general Bonaparte». «Se equivoca, Majestad», declaró amablemente Manuel. «Tal como están las cosas hoy, no podría asumir de nuevo el cargo. Cuando Su Majestad me pidiese consejo, debería recordar la ofensa de su mano». «Yo sé», repuso María Luisa, «que eres muy sensible. ¿Qué quieres arrancarme ahora, chico?». «Su Majestad sabe», explicó Manuel, «que no puedo volver sin pedir satisfacción». «Abre de una vez tu boca de sinvergüenza», contestó la reina, «dime qué quieres para que mi hija sea reina de Etruria». «Pido respetuosamente», repuso Manuel, «que Su Majestad acoja a la condesa de Castillofiel como dama de su Corte». «Eres vulgar y bajo», dijo María Luisa. «Soy ambicioso», corrigió el infante, «por mí y por lo que amo».

Cuando Pepa recibió la invitación del Marqués de Ariza, en nombre de los soberanos, para presentarse al besamanos el día de cumpleaños del rey en el Escorial, se sintió feliz. Su dicha aumentó con el aumento de su embarazo. Y era magnífico ahora ser presentada en la Corte en un día de gran gala. Estaría Manuel, estaría toda la Corte. También Francho; el primer pintor del rey no podía faltar. Y la compararían con la reina, todos, la Corte, Manuel, Francho. Se preparó con esmero. Mandó un correo especial a Málaga, para traer al conde. Complicaría las cosas, pediría unos miles de reales, pero valía la pena. De París acababa de recibir un vestido verde, nuevo, de la Casa Odette, por indicación de Lucía. Haría ensanchar el talle y le sentaría bien con el embarazo. Consultó los cambios con Mademoiselle Lisette. Estudiaría a fondo el «Libro del ceremonial», ochenta y tres páginas de gran tamaño, que la mayordomía de Corte entregaba a los personajes a quienes recibía la realeza.

El día del recibimiento, entró majestuosa en el Escorial al lado de su vacilante esposo y no por la puerta trasera. Pasó por salas y pasillos, sobre las tumbas de los reyes, delante de guardias que presentaban armas y lacayos que hacían profundas reverencias; en las ocho grandes salas todo el personal estaba movilizado, junto con las guardias valona y suiza, un total de 1874 personas. Pepa fué recibida antes por la camarera mayor, la marquesa de Monte Alegre. Había otras diecinueve damas, muy jóvenes casi todas, admitidas al besamanos; parecían nerviosas; la única tranquila y dueña de sí era la condesa de Castillofiel. Había aprendido a estarlo cuando estudió para el teatro. La Camarera Mayor llevó el grupo a la sala del trono, colmada ya de Grandes, prelados y embajadores. A los costados y en las galerías se apiñaba la nobleza menor con los altos funcionarios. La entrada de Pepa causó impresión; ella miraba con desenfado buscando a los conocidos. Muchos la saludaron solemnes; ella contestó amablemente, con inclinaciones de cabeza. En la galería descubrió a Francisco y le hizo señas.

Oyéronse clarines en la antesala, voces de mando, golpes de las alabardas. El mayordomo golpeó tres veces con su bastón y anunció: «Los Reyes Católicos». Y toda la familia real, incluso el infante Manuel, hizo su triunfal entrada. El mayordomo mayor anunció que los Grandes estaban allí para felicitar al rey. «¡Quiera la Santísima Virgen conceder al rey larga vida por bien de España y del mundo!», gritó. Todos repitieron el voto, los clarines resonaron en todo el castillo, tañeron las campanas de la iglesia.

Procedieron al besamanos los doce Grandes de primera clase y sus damas, en primer término. Luego se hizo la presentación de las diecinueve damas, entre las que Pepa era la séptima en rango. Recorría la sala un estremecimiento de curiosidad y expectación, mientras se pronunciaban los nombres de las presentadas. El marqués de Ariza llevó a Pepa a presencia del rey; Carlos no pudo reprimir una leve sonrisa paternal, un poco maliciosa. Luego la condesa de Castillofiel se encontró frente a la reina. Era el momento esperado por todos. Estaba allí don Manuel Godoy, infante, Príncipe de la Paz, de cuya influencia sobre la reina y los destinos de España se ocupaban y preocupaban todas las cancillerías europeas; el hombre cuyas aventuras amorosas contaba todo el mundo con repudio o guiñando el ojo. Y allí estaban también sus dos amantes enfrentadas: la soberana que no podía deshacerse de él, la maja de la que él no podía librarse, y las miraba la legítima esposa de Manuel y las miraba el esposo legítimo de María Luisa, como lo hacía el esposo legítimo de Pepa Tudó.

María Luisa estaba sentada en el trono con su pesado ropaje de damasco, cubierta de joyas, la corona en la cabeza, imagen perfecta de un ídolo. Pepa se la enfrentaba, venusta en su plenitud, joven, floreciente, con su blanco cutis fresco, segura de su belleza. Pepa no dobló la rodilla, como estaba prescrito, a causa de su embarazo; besó la mano de la soberana, volvió a erguirse. Ambas mujeres se miraron a los ojos. Los pequeños, agudos y negros de la reina estudiaron a la presentada, cortés e indiferente. La procesión andaba por dentro. Esa mujer era más linda de lo que había imaginado, más hábil también; resultaba invencible. Los ojos de Pepa brillaban; saboreaba su presencia delante de la poderosa impotente. Dos segundos, como correspondía, la condesa miró a la reina en la cara; luego se dirigió al príncipe de Asturias, el heredero.

Goya desde la galería podía ver los rostros de ambas mujeres. Sonrió. «El gallo no entra en la catedral»,

pero ahora sí, la jamona lo había logrado; era una señora de título y el hijo que llevaba en sus entrañas sería conde de nacimiento.

Después del banquete, Pepa tomó parte en el juego de naipes de la reina, quien dirigía a ésta y a aquélla palabras amables. Pepa esperó que le dijera algo. Esperó mucho. «¿Está ganando, condesa?», preguntó por fin con su voz sonora y agradable la reina. Había resuelto tratarla como amiga; era lo más cuerdo. «No mucho, Majestad», repuso Pepa. «¿Cómo es su nombre de pila, condesa?», preguntó María Luisa. «Josefa», contestó, «María Josefa. El pueblo madrileño me llama condesa Pepa o simplemente Pepa». «Ciertamente», admitió la soberana, «el pueblo de mi capital es amable y lleno de confianza». Pepa se sorprendió de tanta desvergüenza; la extranjera, la italiana, la ramera, la ladrona, era odiada y la policía debía cuidar mucho para que la reina no fuera molestada en sus salidas de palacio. «¿Usted posee bienes en Andalucía, doña Josefa?», volvió a preguntar María Luisa. «Sí, Majestad», contestó Pepa. «¿Usted prefiere residir en Madrid, verdad?», inquirió la reina. «Sí, Majestad», repuso Pepa. «Como dice Su Majestad, el pueblo de Madrid es tan amable y lleno de confianza. Para mí…». «¿Y el conde su esposo?», preguntó María Luisa. «¿Camparte su alegría en Madrid?». «Ciertamente, Majestad», contestó Pepa, «pero su salud exige una residencia prolongada en Andalucía». «Comprendo», confesó la reina. «¿Espera hijos, doña Josefa?» se informó a continuación. «Gracias a la Santísima Virgen», contestó Pepa.

> *«Dígame, doña Josefa, ¿qué edad tiene su señor esposo?», preguntó pensativa la reina. «Tiene sesenta y ocho años. Mas espero», dijo Pepa, «y estoy íntimamente segura que nuestra Virgen de Atocha me concederá un parto feliz y un hijito fuerte y sano». Y miró a la soberana a la cara fijamente con ojos inocentes y luminosos.*

11

POR DIGNIDAD, María Luisa quiso evitar la impresión de que se dejaba imponer ministros por el Cónsul Bonaparte. Postergó el retiro de Urquijo. Manuel lo creyó oportuno. Sabía que el tratado propuesto era desventajoso para España, como Miguel también le había demostrado. Si Francia regalaba el trono de Etruria al yerno de la reina, sería alimento para la vanidad de María Luisa, pero lo pagaba España. Le convenía a Manuel que otro ministro firmara ese tratado. No podía desear nada mejor; él trataría con Bonaparte y merecería el aplauso de la reina; Urquijo se opondría; ella no le escucharía y Urquijo tendría que firmar y cargar con la culpa.

Manuel estaba seguro de poder derrocar a Urquijo cuando quisiera y por eso lo trataba como un amigo, lo que no dejó de hacer aun cuando le refirieron que el ministro lo despreciaba y censuraba. Se limitaba a sonreír diciéndose a sí mismo: «Virgen del Pilar, dame grandes enemigos y luego una larga y dulce venganza». Estaba satisfecho, se sentía feliz y de buen humor y quería que otros también lo fueran. Su vieja y razonable María Luisa se conducía a su gusto y él le demostró gratitud y trató de ocultar un poco su amistad con Pepa. Explicó a ésta que importaba mucho el futuro hijo y que quería evitar hasta la sombra de una sospecha con motivo de la criatura; por eso trataba de que el conde se quedara en Madrid hasta el parto; él mismo, por dignidad, desaparecería un poco en los últimos meses. Pepa estuvo conforme; ella también deseaba que el condesito naciera en circunstancias irreprochables.

Hasta la infanta Teresa estuvo agradecida a Manuel y él le demostró simpatía. Tenía hijos de la reina de España, pero no llevaban su nombre; con la mujer amada ocurría lo mismo. Esta infanta por sangre le daría el vástago con su nombre. En realidad, no esperaba mucho de esta mujer esquelética, pero quiso demostrarle apego. Sabía que ella deseaba alejarse de Madrid, pero por ciertas razones él quería que diera a luz en la capital. Por el momento, podía pasar tranquilamente dos o tres semanas en su castillo de Arenas de San Pedro. Además, Goya tenía que hacerle un retrato que ella apreciaría.

Francisco fué con gusto al palacio, cuyo nombre despertaba en él gratos recuerdos. Por intervención de Jovellanos, cuando era todavía un don nadie, el anciano infante don Luis le había hecho retratar allí a su familia. Y le había impresionado a Goya el que el hermano del rey se diera tan poca importancia como un Juan de los Palotes cualquiera. El pintor se quedó todo un mes en el castillo, tratado como un igual. En esos días felices había conocido a doña Teresa, y la había retratado: era una niñita tímida que con él se confiaba alegremente.

Ahora Goya comprendía mejor toda la sabiduría y cordialidad del difunto infante. Tenía derecho eventualmente a la corona, pero había renunciado ese derecho, para casarse con una dama de casta inferior, de apellido Vallabriga. Había preferido vivir en el castillo con la mujer amada y los hijos de su unión, dedicado a la agricultura y a la caza, a sus cuadros y a sus libros. Goya lo creía medio loco; ahora comprendía que, ahora, él mismo hubiera procedido así.

Había hecho un segundo retrato de doña Teresa cuando tenía diecisiete años y había perdido a sus padres. Estaba contenta con su vida en la sombra, lejos de la grotesca pompa de la Corte. Y la lasciva reina había dado a Manuel esta criatura inocente como precio de sus relaciones. Y Manuel la aceptó como pesado accesorio de un ansiado título que de otra manera no hubiera logrado. Desde que Goya era muy desdichado, comprendía mejor la desgracia ajena. Notó el triste embarazo de la infanta, vió cómo ésta padecía en la absurda y chocante situación que la hería muy hondo. La retrató cuidadosa y delicadamente, poniendo en la obra toda su simpatía por la hija de un viejo protector. Nació así un cuadro finísimo: el cuerpo frágil e infantil viste un traje blanco, vaporoso, cerrado debajo del pecho; el cuello y el busto delicados, y bajo una cascada de rubio cabello, una cara alargada, sin hermosura pero atractiva, que refleja todo el pesar íntimo de la criatura encinta: los ojos grandes, tristes, asustados, contemplan un mundo cuyo horror no comprenden.

Manuel, cuando vió el retrato, quedó turbado, no conocía toda esa emotiva delicadeza de su mujer. Lo invadió una sensación de piedad, de leve culpa, y exclamó ruidosamente: «¡Por vida del demonio! Francho, me pintaste a mi infanta en tal forma que tendré que enamorarme de ella». Pero Manuel no se presentaba para ver el retrato, sino para llevarse a Teresa a Madrid, donde debía nacer el hijo. La reina y él querían mostrar al mundo su reconciliación; la Corte participaría en el bautismo del niño. El 15 de octubre, un correo especial de Manuel llegó al Escorial, anunciando a la reina que la infanta había dado a luz una hijita sana. La reina pidió a Carlos que regresaran en seguida a la capital, para realizar el bautizo en las

habitaciones del rey. Éste se sintió molesto. Se ahorraba la visita a las tumbas de los antepasados, pero el plazo de residencia estaba fijado por el ceremonial. María Luisa declaró que los extraordinarios servicios de Manuel lo exigían y el rey cedió.

Carlos dió las órdenes a su primer maestresala, que opuso sus respetuosos reparos: durante dos siglos y medio el ceremonial había sido respetado. La reina observó fríamente: «Alguna vez ha de ser la primera». «Ya lo oyes, querido», confirmó el rey. Indignado, el marqués de Ariza confesó al marqués de la Vega Inclán y a la marquesa de Monte Alegre: «Estoy por arrancar del Libro del Ceremonial la página 52 y luego dimitir».

Este quebrantamiento de la etiqueta causó sensación. Los embajadores informaron a sus gobiernos que don Manuel volvería a tener en sus manos la dirección omnímoda de los destinos españoles. La permanencia de los reyes en la capital no debía exceder de un día y medio, pero todos los ministros, los funcionarios de la Corte, el personal mayor y menor, la orquesta de palacio y el servicio personal de los reyes y de los infantes tenían que acompañar a los soberanos.

El bautizo revistió la solemnidad que sólo se acostumbraba para el bautismo del heredero del trono. Escoltada por guardias suizos, la Camarera Mayor fué al palacio de Alcudia para traer a la Corte el hijo de Manuel. La siguió un ama en el coche real. Efectuó el rito en las habitaciones del rey el Gran Inquisidor Reynoso y Arce. La recién nacida recibió el nombre de Carlota Luisa. Carlos quiso tener en sus brazos a la criatura, la acunó con cuidado, extendió un dedo casi hasta la pequeña cara y dijo: «Tatata… Una linda criatura… Una princesa robusta y sana, que honrará a la Casa de Borbón». Y la Camarera Mayor devolvió luego la niñita al palacio de Manuel, escoltada esta vez por la guardia valona.

Más tarde, los reyes acudieron al palacio de Alcudia en el coche de gala que les regalara poco antes la República francesa; había pertenecido a las cocheras de Luis XVI. Don Manuel ofreció el banquete de gala, al que asistieron los reyes, casi todos los dignatarios y el embajador francés Luciano Bonaparte. En dos salones se exponían los regalos recibidos; Napoleón había enviado un sonajero de oro. La reina examinó los regalos y los valuó en tres millones. Ella misma otorgó a la recién nacida la Orden por ella fundada, «Nobilitati, virtuti, merito». Manuel hizo lanzar cinco mil reales a la muchedumbre, pero la chusma maldecía.

Pocas semanas después, dió a luz Pepa. El condesito de Castillofiel fué bautizado por el obispo de Cuenca con el nombre de Luis María y, entre otros más, los de Manuel y Francisco. El acto se realizó en el palacio de Bondad Real.

> *Asistió también don Manuel y un maestresala en representación del rey. Éste entregó como regalo del soberano una pieza rara y milagrosa, un diente de San Isidro, montado artísticamente en oro; el poseedor lograba el poder de tornarse simpático y conquistar amistad.*

12

EL DÍA ANTES DEL BAUTISMO de la infanta, Luciano Bonaparte visitó al primer ministro Urquijo por asuntos políticos. Cuando se separaron, el embajador manifestó con indiferencia que volverían a verse al día siguiente en la capital. Urquijo repuso que no se sentía bien y no iría a Madrid. Luciano Bonaparte, sorprendido e irónico, observó: «Es una desgracia, Excelencia, que se enferme justamente mañana». Y esta enfermedad fué la última causa de su caída. Urquijo había emitido en los últimos días muy desdeñosas manifestaciones acerca de Manuel; su ausencia del bautizo fué como un desafío. Manuel lo aceptó y de acuerdo con la reina resolvió pedir a don Carlos la eliminación del atrevido en la primera oportunidad.

Ésta llegó pronto. El Papa se quejó en carta confidencial de algunas expresiones herejes del embajador español ante la Santa Sede, anunciando reformas proyectadas por Urquijo que herían antiguos derechos del Pontífice. El Papa pedía al rey católico que impidiera esas reformas y no se aliara con los perseguidores de la Iglesia amenazada; le correspondía defenderla. El Papa había indicado al Nuncio Apostólico que entregara la carta en manos del rey; el prelado, conocedor de la enemistad de Manuel por Urquijo, se dirigió al Príncipe de la Paz y logró que los reyes lo recibieran a espaldas del primer ministro.

El Nuncio entregó la misiva y rogó al rey que la leyera en seguida. Carlos se turbó durante la lectura; había firmado dos semanas antes las leyes respectivas que según Urquijo liberarían a España de Roma. Había vacilado mucho, pero ante las explicaciones astutas del ministro había cedido. Urquijo le previno que los ultramontanos enloquecerían, pero él le aseguró protección contra los ataques de los frailucos. Y ahora ardía Troya. Carlos balbuceó perplejo algunas disculpas, afirmó su profundo respeto por el Padre Santo. El Nuncio contestó que lo comunicaría al Papa, pero que temía mucho que no se diera por satisfecho. El prelado se fué y la reina y Manuel discutieron con don Carlos. Urquijo lo había engañado, arrancándole con diabólica elocuencia el edicto blasfemo. El remordimiento del rey se convirtió en furor contra Urquijo; la reina y Manuel aprovecharon el momento. Urquijo debía ser llamado inmediatamente a rendir cuentas.

El primer ministro guardaba cama, enfermo. Tuvo que levantarse y, nada preparado, se presentó ante los reyes y don Manuel, su peor enemigo. «¿Qué te permitiste?», le gritó el rey. «Me has engañado como a un niño. Me colocaste en disputa con el Padre Santo y has conjurado la ira de Dios sobre mí. ¡Hereje!». «Expuse a Su Majestad el pro y el contra, como era mi deber», contestó el enfermo. «Su Majestad escuchó mis razones y las aceptó antes de dignarse firmar. Algo más, Señor; Su Majestad me prometió protección, si fuera necesaria». «Es una atrevida mentira», rugió don Carlos. «Te prometí protección contra los frailucos, pero no contra el Nuncio y el Padre Santo. Tú tienes la responsabilidad de que ahora me encuentre casi en guerra con Roma. Y quienes cargarme con el crimen…». Y antes de calmarse, gritó: «¡A Pamplona! ¡A la fortaleza!». Sólo con esfuerzos impidieron María Luisa y Manuel que le pegara.

Después que el ministro se hubo retirado pálido como un cadáver, pero altivo, María Luisa pensó que era una lástima haberlo perdido. Carlos, meneando la cabeza, confesó: «Cosa curiosa; esta mañana le tenía simpatía; ahora es un criminal y tengo que encerrarlo».

Tratando de calmar al rey, Manuel le dijo: «No piense más tiempo en él, Señor. Tranquilícese y deje lo demás a cargo de la Inquisición».

13

POR CONSEJO del infante don Manuel, don Carlos, para demostrar amistad y veneración al Primer Cónsul, encargó al pintor David un cuadro que ensalzara al general Bonaparte. David eligió como tema: «El paso del San Bernardo», exigió doscientos cincuenta mil reales y el derecho de hacer tres copias ligeramente distintas. Importaba mucho mantener buenas relaciones con Napoleón. El cuadro llegó y se envió a Aranjuez; los señores Goya, Bermúdez y Esteve lo examinaron. Un magnífico cuadro de dos metros y medio de alto por otro tanto de ancho. Entre montañas salvajes, Napoleón montaba un caballo encabritado; soldados y cañones, pequeños y en sombra, se movían en su torno; desvaídas letras en las rocas recordaban a los otros dos guerreros que cruzaron los Alpes: Aníbal y Carlomagno.

Después de larga pausa, Miguel habló el primero: «Una glorificación del genio digna como pocas. El mundo alpino gigantesco se torna enano ante la grandeza de Napoleón. Y a pesar de lo monumental del conjunto, hay un retrato del héroe». «Por un cuarto de millón, podría pretenderse un poco más de parecido», opinó objetivamente Goya. «El caballo es un milagro de la naturaleza», observó seco Agustín. «Los traseros de tus caballos son mejores», afirmó Francisco. Miguel discutió con Esteve: «Usted no perdona a David que no se haya dejado guillotinar. Yo me alegro que el gran artista siga viviendo. Y tampoco puede reprochársele que renegara del modelo romano. Como ciudadano de Roma hubiera tomado partido por Augusto, con razón, al ver podrida la República. Cuando supo del golpe de Estado, dijo maravillosamente: "No éramos lo bastante virtuosos para una República"».

Goya no había entendido. «¿Qué dijo el colega David?», preguntó. En el gran salón, Miguel repitió en alta voz: «No somos lo bastante virtuosos para una República». Francisco se limitó a replicar: «Ya lo veo». Veía que David era ahora el pregonero charlatán del joven general, como lo fuera antes de la Revolución. ¡Y esto era virtud! Quizás Miguel era sincero. También él, cuando joven, había pintado en Parma, para una exposición, un «paso de los Alpes», el de Aníbal. En el cuadro puso mucha pompa guerrera, soldados, armas, elefantes, banderas. David era económico y dominaba la técnica; pero la concepción de David maduro era tan superficial como la suya a los veinte años.

Agustín continuó burlándose. «Todo lo que David tiene de maleable en política», opinó, «lo ostenta de rigidez en el arte. Pintor lento, pero estadista veloz». «No se deje arrastrar por su sentimiento, don Agustín», pontificó Miguel. «En las manifestaciones políticas hay que eliminar el odio. Hacer política o juzgarla, implica poseer sentido de la justicia. De todas maneras», concluyó, como indiferente, pero recalcando las palabras, «pronto hemos de saber algo genuino acerca de David. La misión de Lucía en París ha terminado. La espero de regreso dentro de dos semanas».

Goya vió las muecas en la cara de Esteve. Había entendido bien esta vez y también él estaba turbado. Ella volvía a su Miguel, como si nada hubiera pasado, y él la recibiría también como si nada hubiera ocurrido. ¿Y el abate? Lucía abandonaba a uno y luego al otro. Así eran Cayetana y Lucía.

En efecto, doña Lucía apareció a las dos semanas en Madrid. Invitó en seguida a sus íntimos a una tertulia. Y fueron los mismos de la velada en que Manuel conoció a Pepa. Faltaba solamente el abate. Pareció como si Lucía volviese de un descanso en el campo. Goya la observó atentamente. Su retrato había sido exacto; era el retrato de la mujer actual. Estaba un poco disfrazada, extrañamente astuta, con un sosiego inquietante; una dama intachable, pero con un halo más espeso de aventura alrededor. Había algo de común entre ellos, entre Francisco y Lucía. Pertenecían indiscutiblemente a la clase superior, pero vivía en ambos todavía lo inferior de donde procedían.

Lucía habló de París, pero nada dijo de aquello que más esperaban todos: la suerte del abate. Y su amable frialdad de dama impedía preguntas delicadas. Después se reunieron Lucía y Pepa, amigas íntimas como antes, llenas de comprensión mutua. Todos vieron cómo se divertían de la sumisión masculina. Si Lucía podía referir a alguien lo ocurrido entre ella y el abate, era a Pepa. Con Goya habló poco. Ella no solía hablar muy claro, tal vez le pesaba entretenerse con el sordo. Quizá sabía que él la conocía mejor que los demás y era prudente. Goya no se irritó.

Se sorprendió agradablemente, cuando en lo sucesivo ella apareció a menudo en la quinta, para charlar con él y con Esteve en el taller. No hacía caso de la sordera de Goya, ni hablaba claro ni escribía tampoco lo que él no oía. Pero estaba a gusto allí y observaba la labor del artista. A veces acudía con Pepa; charlaban entre sí o descansaban mudas y perezosas. A pesar de su afecto por Francisco, Agustín, al ver a las dos hermosas mujeres, sentía la vieja amargura con una mezcla de envidia. Francisco estaba viejo y sordo y las

mujeres seguían corriendo tras él sin tener una mirada para el desdichado ayudante. Sabía de arte como nadie en España y sin él Goya no sería Goya. Éste no ocultaba lo poco que le importaban ambas mujeres. En el fondo, pensaba siempre en la excelsa aquella que le había hundido en la desdicha; y la de Alba estaba allí en el único cuadro que había conservado. Las dos mujeres admitían todo eso…

Cuando Esteve veía a Lucía sentada debajo del retrato de Cayetana, no comprendía que se pudiera conformar con la duquesa quien podía tener a la otra. Con cualquier disfraz, la de Alba no dejaba de ser una ridícula duquesa; ni siquiera el arte de Goya pudo transformarla en maja; seguramente debió de hacer notar al pobre Francho la fantástica distancia entre un pintor vulgar y una Grande provocando su negra furia. Lucía, en cambio, llegó a verdadera gran dama, sin dejar de ser una verdadera maja; no le importa la opinión pública; se va con el abate a París cuando le place y, cuando siente nostalgia de Madrid, vuelve despreocupada a su sabio borrico de marido.

Una vez, ausente Pepa, dijo Lucía de repente: «Creía que ustedes eran amigos del abate. Me parece muy mal que nunca hayan preguntado por él». Hablaba indiferente, sin dejar entender para quién era el reproche. Goya siguió pintando; no se había fijado en los labios de la mujer. Esteve, turbado por el asombro, ofreció: «Si quiere, Francho, le escribo las palabras de la señora». «¿De qué se trata?», preguntó desde su caballete Goya. «Del abate», deletreó casi Agustín. Goya dejó de pintar y miró a Lucía atentamente. «Regresará muy pronto», informó la mujer con indiferencia. Goya dejó la paleta y los pinceles y comenzó a pasearse de un lado a otro. «¿Cómo pudo lograrlo?», preguntó. Lucía le echó una mirada un poco irónica, casi velada. «Le escribí que debía volver», contestó «Pero ¿y la Inquisición?», exclamó Esteve; «su retorno significa la hoguera. El Santo Oficio no lo aguantará». Con voz ligeramente arrastrada, la mujer explicó: «Pepa y yo hemos hablado con don Manuel, que interesó al Gran Inquisidor. El abate deberá soportar algunas molestias, es cierto, y él está dispuesto a todo; por lo menos estará en su tierra».

Doña Lucía hablaba con indiferencia, sin ufanarse. Goya y Esteve estaban helados. Pensaron rencorosamente en la sensación de triunfo de esta mujer, que había logrado de los superiores de su esposo el retorno del amante. Y éste volvía, dispuesto a enfrentarse al peligro y al sacrificio, para respirar el mismo aire que ella. El Gran Inquisidor Reynoso debía de haber pedido un alto precio seguramente para renunciar a quemar vivo a ese archihereje. Y lo que Manuel había «hablado» con Reynoso pesaría ciertamente en la vida de otros seres. Y la mujer hablaba de esto tranquilamente como una dama en una tertulia o en el salón de la peinadora. Goya tuvo que recordar a la avellanera del Prado, aquella verdadera maja que lo insultó, igual a esta vulgar y pícara Lucía, atrevida y cruel, que se reía del primer ministro, del Gran Inquisidor, del país entero.

Pero, al parecer, ella se había enorgullecido demasiado pronto de su victoria. Pasaron semanas, pasó un mes y pasó otro mes, sin que se oyera hablar del regreso del abate.

14

GOYA ESTABA TRABAJANDO en su estudio de la calle de San Bernardino, en la ermita. Hizo una pausa, empujó plancha y punta hacia adelante y observó con una leve sonrisa las manos sucias. Se levantó para lavárselas. En el cuarto había un hombre, un nuncio, uno de los verdes recaderos de la Inquisición, que hizo una respetuosa reverencia y dijo algo. Goya no entendió; el hombre entregó un papel y señaló la carta sellada que llevaba. Goya entendió que debía firmar, lo hizo mecánicamente; el hombre tomó el recibo, entregó el pliego, hizo una reverencia, dijo algo; Goya repuso: «Alabada sea la Santísima Virgen»; el hombre se fué.

Francisco se sentó en su soledad, ahora mayor todavía, con el pliego en la mano; vacía el alma, contempló fijamente los sellos, la cruz, la espada y la vara. Sabía que la Inquisición poseía buenos documentos contra él. Cayetana, la bruja, la ruin, había mostrado a otros el cuadro de su desnudez; si lo sabía Manuel, no lo ignoraba el Santo Oficio. Muchas de sus palabras podían interpretarse como herejías con un poco de mala voluntad; con muchos de sus cuadros pasaba igual: él mismo conocía manifestaciones de Reynoso que condenaban su persona y su obra. Pero se había creído seguro por la protección del rey y por su gloria. Y ahora allí tenía una invitación del Santo Tribunal…

Respiraba con dificultad y una loca angustia le apretaba el pecho. Ahora que salía del hondo vórtice del aniquilamiento y conocía sus abismos, no quería volver a hundirse. Acababa de aprender lo que son la vida, la pintura, el arte. La Inquisición no podía echarle ahora sus terribles garras. Pero él no se atrevía a abrir el pliego. Estuvo meditando indeciso. Habían tardado mucho, antes de atreverse a proceder: ¿por qué de pronto se resolvían? Recordó a Lucía y a Pepa juntas allí, pícaras, peligrosas, seductoras como las majas del balcón. Quizás era él parte del convenio negociado para el retorno del abate. Su experiencia con la de Alba lo llenaba de sospechas. En nadie podía confiar.

Abrió el pliego. El Tribunal de la Inquisición de Tarragona lo invitaba a un auto particular, contra el hereje Diego Perico, ex abate, ex secretario del Santo Oficio de Madrid. Por un segundo respiró aliviado. Luego se enfureció por la maliciosa invitación. Le obligaban a él, sordo, incapaz de oír la lectura de una sentencia, a someterse a las fatigas de un largo viaje hasta Aragón; era una bajeza y por eso mismo una sombría amenaza. Sin el impedimento de su mal, Goya hubiera hablado con Esteve o con Bermúdez. El peligroso tema podía discutirse con alusiones, con medias palabras solamente; él no entendería las respuestas, y si los amigos las escribían, los demonios las volverían más amenazantes. Pensó en Javier, con quien no se hubiera avergonzado. Pero Javier era demasiado joven.

Guardó su triste secreto, pasando del terror a la esperanza, de la fe a la amargura. Ora estaba seguro de que Reynoso mandaría al abate a la hoguera y lo arrestaría a él, ora confiaba en la astucia de Manuel y de Lucía; tenían ciertamente garantías de que el proceso no sería más que una farsa sombría y su invitación una hueca amenaza.

La Inquisición, entre tanto, a pesar del secreto reglamentario, difundió rumores, señalando como gloriosa victoria el regreso del abate: Dios había despertado la conciencia del hereje que se entregaba voluntariamente al Santo Oficio. Cuando Agustín lo supo, se estremeció. Odiaba, sí, la sabiduría preciosista y el porte de lechuguino del abate; estaba locamente celoso de la pasión de Lucía por este clérigo, pero admiraba a don Diego que por Lucía se entregaba a la venganza de la Inquisición, venganza que le dolía porque reconocía honestamente el idealismo liberal del abate. Atormentado por estos encontrados sentimientos, preguntó a Goya si sabía del regreso y del auto de fe. «Sí», contestó sombrío Goya y le mostró el pliego del Santo Tribunal.

En medio de su terror, Esteve sintió orgullo; los jueces eclesiásticos temían, pues, al sordo solitario, temían su arte. Mas calló esta idea y maldijo, como Goya, la imposición de ese fatigoso viaje. «Es un crimen», dijo, «causarle a usted esta molestia». Y Goya se complació porque los dos coincidían en no renegar ni de la Inquisición ni de Lucía. «Naturalmente, te acompañaré», dijo Esteve. Goya había pensado en pedirle que lo acompañara, pero le costaba mucho; había que ser valiente para eso. Y Agustín se ofrecía voluntariamente. Murmuró un rechazo, le dió las gracias; pero luego aceptó contento.

Reynoso, ciertamente por no aprobar el Gobierno un auto de fe en la capital, había elegido astutamente a Tarragona, ligada en la memoria de todos los españoles a un gran triunfo de la Inquisición. Había sido en 1494. Durante una epidemia de peste, el Inquisidor de Barcelona, Contreras, se había refugiado con sus familiares en Tarragona. Las autoridades comunicaron en la puerta de la ciudad al Inquisidor que si le permitían entrar, también los funcionarios del rey exigirían ser eximidos de la cuarentena. Contreras

contestó que les concedía un plazo de tres Misereres. Después, si no le abrían, pronunciaría la excomunión y el entredicho de la ciudad. Rezó los Misereres y ordenó al notario del Santo Tribunal que llamara a la puerta de la ciudad. No le abrieron y el Inquisidor se retiró al vecino monasterio de los dominicos, donde emitió el decreto de excomunión que hizo clavar en las puertas de Tarragona. Una semana después, Tarragona comunicó a Contreras que la puerta estaba abierta. El prelado ofendido impuso a los dignatarios y a los ciudadanos de pro solemne penitencia. En presencia del virrey de Cataluña, las autoridades y los grandes burgueses de la ciudad se reunieron en la catedral, ante el trono del Inquisidor, con sambenito y cirios encendidos, aceptando para sí y sus descendientes una infamia indeleble. Para recordar a los pecadores este hecho, el Santo Oficio había elegido esta ciudad para el auto de fe del abate.

Al cabo del pesado viaje, Goya y Esteve llegaron oportunamente a Tarragona. Se alojaron en una modesta posada y Francisco se anunció en el arzobispado, en el palacio del Patriarca. Lo recibió un vicario que le informó que el auto se realizaría dos días después en el salón del Consejo del palacio y agregó secamente que la asistencia sería muy útil al señor primer pintor del rey.

Francisco nunca había estado en Tarragona. Con Esteve visitó la ciudad, las enormes murallas ciclópeas, anteriores a la época romana; las innúmeras antigüedades latinas y la catedral, antiquísima y magnífica, con sus claustros y portales, las columnas romanas y las esculturas paganas, adaptadas ingenuamente a la idea cristiana. Goya apreció las bromas dejadas acá y allá por un anónimo escultor. Admiró la historia del gato que se finge muerto y se deja llevar a la tumba por los ratones, para caer sobre ellos, apenas se reúnen todos. Cuando el artista la grabó, seguramente tendría algún sentido alegórico nada ingenuo. Goya sacó su libreta de apuntes y dibujó a su manera el episodio.

Con Esteve, el pintor fué al puerto y visitó los depósitos. Tarragona era famosa por sus vinos, sus nueces, su mazapán. En un enorme cobertizo había muchachas que clasificaban nueces, labor mecánica veloz, entre charlas, risas, cantos. Eran unas doscientas; el lugar, un remolino de vida; Goya olvidó el auto de fe y tomó apuntes.

A la mañana del día siguiente concurrió al palacio del Patriarca. La sala del Consejo era amplia, moderna, desnuda. La mayoría de los invitados eran de la ciudad o de Barcelona. Nada bueno indicaba que hubiesen citado a Goya desde Madrid; todos lo miraban con tímida curiosidad, nadie le dirigía la palabra.

Hizo su entrada el tribunal. El estandarte, la cruz verde, la ropa sombría de los jueces, toda esta pompa tremenda chocaba con la instalación moderna y los trajes contemporáneos de la gente. Trajeron al abate. No llevaba el sambenito —excepción impuesta por el Gobierno—, vestía traje civil de corte francés; don Diego trataba de parecer tranquilo, elegante. Pero ya en el tablado de los reos, encerrado entre barreras de poca altura, frente al sombrío atuendo y a su afrenta, comenzó a temblar, se desmadejó, se disolvió; el cínico señor hizo la misma impresión que si llevara el capotillo de la infamia.

El prior dominico comenzó su sermón. Goya no se esforzó para entender; observaba. Y aunque faltaba aquí la solemnidad y la pompa del juicio de Olavide, el espectáculo no era menos sombrío y aterrador. No importaba ningún convenio previo, no importaba la condena grave o leve, allí se aniquilaba a un hombre y la cara del abate lo revelaba. Nadie podía recobrarse después de una humillación semejante, aunque tuviese el alma acorazada de cinismo y valentía. Y aunque se le dejara algún día en libertad, llevaría la marca del hereje condenado, que los demás rechazaban con horror. Comenzó la lectura de la sentencia, muy larga también esta vez. Goya vió con horror cómo el aspecto del abate decaía, cómo perdía su prestancia mundana y espiritual, cómo detrás aparecían la desesperación, el tormento del hombre. El abate había asistido al anonadamiento de Olavide y ahora le tocaba a él. Goya pensó si alguna vez, tarde o temprano, no le tocaría estar delante de la cruz verde, encerrado y vencido. Sintió que los demonios se acercaban. Los vió casi materializados y leyó en el cerebro del abate. Ningún pensamiento por la mujer amada, por una felicidad posible en lo futuro, por la obra realizada y a realizar, sino solamente la miseria eterna, abismal, dolorosa del instante. No en vano pensó que aquello era teatral necedad, farsa espectral con final clemente ya pactado. Sintió lo que cuando niño angustiaba y oprimía su corazón el anuncio de la llegada del coco, del hombre negro.

El abate abjuró. Y la vista del hombre elegante arrodillado, con la mano sobre los Evangelios, fué más terrible que entonces la de Olavide con el sambenito. El sacerdote leía y el abate repetía la horrenda y humillante fórmula.

Antes de advertirlo Goya, el acto concluyó, el reconciliado fué conducido afuera y los invitados se alejaron. Goya se quedó solo. Con paso vacilante, inseguro por su sordera, extrañamente cohibido, salió de la penumbra del salón y se fué. Agustín estaba en la posada, contra su costumbre, ante una botella de vino. Preguntó por la condena que Goya no conocía. El posadero pudo informar que el abate estaba sentenciado a tres años de encierro en un convento. El fondista parecía liberal, veneraba al primer pintor, era muy atento,

pero extrañamente miedoso. Habló de un vino excelente, de trece años, del que tenía solo siete botellas, reservadas para él y huéspedes de gran rango. Trajo una; Goya y Esteve bebieron en silencio.

En el viaje de regreso los dos amigos hablaron poco. Una sola vez Goya se franqueó de repente, diciendo con rencorosa satisfacción: «Ya ves adónde lleva meterse en política. Si hubiera procedido como tú querías, estaría ya podrido en las prisiones del Santo Oficio».

> *Pero en su corazón hacía planes: ahora pintaría el Santo Tribunal, lo dibujaría en la tranquilidad de la ermita; lo dibujaría tal como es, los frailucos que miran codiciosos al pecador que cae dolorosamente en la trampa. También dibujaría otra vez al ejecutado en el garrote, más sinceramente. Y al coco, terror de chicos, pesadilla, el hombre negro que no existe y sin embargo existe.*

15

CUANDO LLEGÓ A MADRID, Javier le dijo que la duquesa de Alba había mandado por él; vivía en el palacete de Buenavista en la Moncloa, muy cerca de la quinta del pintor. Goya no sabía hasta dónde estaba enterado su hijo de sus relaciones. Se dominó, dijo casi naturalmente: «Gracias, hijo mío». Había creído que el poder fatal de Cayetana sobre él había terminado; que sólo quedaban cuadros, sueños, dulces y amargos, pero dentro de lo razonable. Y así ocurrió mientras ella estaba en Italia, mar de por medio. Ahora que podía alcanzarla con pocos pasos, la razón que regía los sueños estaba muerta. No fué a verla. Se quedó casi siempre en la ermita; trató de trabajar. Los rostros y los actos de Tarragona se diluían, veía sólo los sueños terribles de Sanlúcar. Se sintió desamparado, lleno de miserable deseo, bajo la campana de su sordera.

De repente apareció doña Eufemia, negra, digna, inmutable, llena de odio disimulado, viejísima a pesar de su cara sin edad. «Que la Virgen proteja a Su Excelencia», dijo. «No resulta fácil traerle un mensaje» y miró con desaprobación el estudio miserable y mal amueblado. Goya estaba excitado. «Apunte lo que tiene que decirme, doña Eufemia», contestó roncamente. «Estoy peor que antes, casi sordo del todo». La mujer escribió el mensaje y dijo además: «Siempre le dije, señor, que se termina mal haciendo cosas tan infernales». Goya no contestó. Leyó lo escrito. Dijo que esperaría a doña Cayetana al día siguiente por la noche, a las siete y media. «Aquí en el estudio de la calle San Bernardino», agregó en voz muy alta.

Se vistió con todo esmero y se rió él mismo. Era grotesco en traje elegante allí en el taller lamentable, como cuando era pobre. ¿Por qué citó a Cayetana allí? Era un desafío juvenil, insulso; se lo confirmó la cara de la dueña. Mas ¿vendrá ella? ¿Sabía de su transformación? ¿No le diría la vieja que era un anciano sordo, triste, lleno de rarezas? Las siete y media. Las siete y cuarenta. Ni la sombra de Cayetana. Pensó en la vida de ella en este lapso, con Peral enamorado sin esperanza sitiándola callado, con cortejantes italianos aún más frívolos que los hispanos. Corrió a la puerta; podía haber llamado, olvidando que estaba sordo, porque sólo pensaba en sí misma. Nada. Dejó la puerta entreabierta. Las ocho. Ciertamente, no vendría ya. Cinco minutos después llegó, retrasada como siempre. Se quitó el velo en silencio: nada había cambiado. Su cara ovalada y pura era maravillosamente clara; esbelto el cuerpo pequeño vestido de negro. Se miraron mutuamente y fué como cuando la vió en su estrado; su gran disputa no se había verificado. Y también en los meses siguientes todo fué como antes. Tal vez hablaban menos, pero siempre se habían entendido mejor por señas que con palabras. Las palabras sólo habían hecho daño. Además, la entendía mejor que a otros, leía mejor en sus labios; le parecía recordar más fielmente que ninguna otra su voz dura e infantil; siempre podía evocar dentro de sí el sonido exacto de aquellas palabras que la mujer le dijera sin saber que la escuchaba.

Fueron al teatro, aunque él sólo viera la música y el diálogo; fueron a los mesones de la majería, bienvenidos como antes. Le llamaban *el sordo.* Mas él no fastidiaba a nadie con quejas, reía con todos por algún malentendido y tenía que ser todo un gran tipo, para que la de Alba siguiera a su lado. Recordaba, conocía los abismos de Cayetana, pero los sueños estaban encerrados bajo siete llaves. Después de la tiniebla sofocante, gozaba de la claridad otra vez. Y el placer de ambos era una embriaguez. No deseaba retratarla ya, ni ella se lo pedía. Los retratos eran superficiales; él sabía y había visto lo que había dentro, debajo; la había pintado y dibujado en su miseria y en su soledad, y eso había sido verdad, remedio, curación. Ella le había hecho lo peor con inocente maldad y viciosa ignorancia, pero le había dado un recurso que fué medicina y tónico robustecedor a la vez.

En esta época, Goya ejecutaba muchos retratos, no descuidadamente sino como lo hacía antes, mucho antes; Agustín y él sabían que podía hacerlos mejores. Pintaba bellas mujeres, con una alborozada sensualidad que las embellecía aún más. Pintaba caballeros de la Corte, del ejército, de la alta burguesía, y parecían más importantes, sin que él borrara sus debilidades. Y las pinturas le dieron más dinero y gloria. La Corte y la ciudad sabían que no había en Europa pintor más grande que el sordo Francisco de Goya.

Siguió malcriando a su hijo Javier. Le gustaba lo que hacía. Lo colocó en la escuela de Ramón Bayeu, para que no se amanerara con él. Apreció los juicios de Javier en arte. A menudo lo tenía a su lado en la quinta, cuando Cayetana estaba con él. Ella lo trataba un poco como a un niño, otro poco como a un caballero. Sin hacerlo notar, le enseñaba amablemente lo que debía hacer y lo que no. Refrenó su manía de exagerar en el vestir, le trajo regalos, dijes, guantes, un anillo y le enseñó a reemplazar los objetos llamativos que llevaba y a usar otros más nobles, de mejor gusto. Y Javier gozó la ventaja de ser recibido en el círculo de la primera dama del reino; la estrecha amistad de su padre con la duquesa, públicamente

exhibida, le demostró el gran valor de su padre como artista.

Por esos días llegó a Madrid el armador Sebastián Martínez y visitó a Goya, con quien conversó apuntando por escrito sus palabras. Francisco admiró la rapidez de expresión del mercader y lamentó no haber cuidado más la reproducción de aquellas manos. Por fin, Martínez escribió: «Dicen que en Cádiz y en Sanlúcar usted pintó algo más que los cuadros de la Santa Cueva. Hablan de una Venus. ¿Soy presuntuoso si le pido una copia de aquella Venus?». Sonreía con malicia al escribir. «Lo es usted», contestó Goya. Martínez escribió: «Ofrezco cincuenta mil reales por una *copia*». Había subrayado la palabra copia. «¿Sigo siendo presuntuoso?». «Seguramente, señor», repuso Goya. «Cien mil», escribió, los ceros muy grandes, el uno más grande todavía. «Presuntuoso todavía», dijo Goya netamente. Martínez encogióse de hombros, un poco triste, y ahora hablando observó: «Su Excelencia es muy difícil».

Martínez visitó a la de Alba que lo invitó a una fiesta. Se bailó en ella el «desmayo», la danza de la consunción y la impotencia, donde primero el bailarín y luego la bailarina caen mutuamente sobre el pecho del compañero con abandono, cerrando los ojos. Luego se ejecutó también la «marcha china» en la que los bailarines se arrastran en cuatro patas y luego las bailarinas forman una «muralla china»; apretadas, se inclinan hasta tocar el suelo con las manos y los bailarines pasan entre los brazos de las mujeres, invirtiéndose luego las partes.

Cayetana bailó el desmayo con el marqués de San Adrián, la marcha china con el señor Martínez. Francisco contempló el asqueroso espectáculo, pensó en el aquelarre, en el enorme macho cabrío de su dibujo; la capitana hermosa de la gatería era Cayetana. Pero el turbio enfado de Francisco no era la furia insensata que sintiera por aquel fandango. Viendo arrastrarse bestialmente a Cayetana, al marqués, a Martínez y a los demás, entendió aun más que con la razón, y lo sintió en su ser, cuántas cualidades contradictorias puede haber y hay en un ser humano.

Esta mujer —él lo había vivido— podía ser apasionada y delicadamente altruista como ninguna otra; podía decir: «Te amo sólo a ti», con una voz que hacía perder el sentido y penetraba a través de la sordera, y allí estaba arrastrándose vulgar y grosera, con una risa cuya cosquilleante agudeza veía y penetraba punzante por su oído. Así era ella, así cualquiera, así él mismo. Subía al cielo más puro, se hundía en el abismo más inmundo. Se dejaba seducir por el mágico tono claro y puro de los colores, y tiraba el pincel y se iba sin lavarlo y corría en celo detrás de una ramera. Así está hecho el ser humano. Uno come la olla podrida y se entusiasma por Velázquez y se quema en su arte y rueda en sucia cama con una mujer de cinco reales y dibuja demonios y medita cómo cobrar a Dávila mil reales más por un retrato.

Abandonó la fiesta, fué a la ermita. Allí en la infinita calma, meditó acerca de Cayetana de Alba, una vez más, sabiendo que era la única que amó y que amaría. Las velas arrancaban a la tiniebla trozos del cuarto en su luz vacilante y de las sombras danzantes, crecientes, contraídas, surgieron en las paredes las caras de la de Alba. Vió todos los rostros perversos que descubriera, los irónicos, los de bruja y de simuladora, y los de la entrega amorosa, los de la pasión disolvente. Y se impuso: «¡No olvides los otros!». Trató de hacerle justicia. ¿No podía tener sus demonios? ¿Podía él vivir sin los propios? Sin ella, la vida sería aburrida, como la de Miguel. Cayetana no dominaba los suyos, no podía siquiera describir a su difunta doncella Brígida, menos dibujarla. Y ella debía soltar en palabras y actos su perversidad, hacer lo que le susurraba Brígida. Por eso bailaba el desmayo y la marcha china. A menudo era Cayetana, a menudo Brígida. Cerró los ojos. Las vió fundidas en una sola. Y las dibujó, la última verdad de ambos. Dibujó el ensueño, la mentira, la bacanal. Ella está allí amorosa y él le da dos caras. Una vuelta a un hombre que la abraza perdidamente, y el hombre tiene —irreconocibles— los rasgos de Francisco.

> *La otra cara, bella pero dominadora, mira en otra dirección; guiñando a otros hombres. Y una mano de la mujer de dos caras está abandonada quedamente al enamorado; la otra recibe el mensaje de una Brígida con dos caras también, mientras una segunda Brígida gordinflona tiene astutamente un dedo en los labios. Y delante de la mujer y alrededor de ella se arrastran y giran, en acecho, serpenteando, sapos, víboras y un demonio que ríe malicioso. Lejos, arriba, leve, vaporoso, inalcanzable, resplandece un castillo, construído seguramente con los sueños del loco amante.*

16

EN EL VALLE DEL MANZANARES, en los dominios de la Casa de Campo donde el rey solía cazar, en la Florida, había una capilla de San Antonio de Padua. Se hallaba en el camino de retorno del rey, cuando debía rezar sus oraciones de la noche. La capilla estaba casi en ruinas y don Carlos, que gustaba hacer construir, encargó al arquitecto Ventura Rodríguez que la reedificara. Rodríguez prefería los edificios suntuosos de unos años antes y propuso hacer de la ermita un cofre lujoso; el rey consintió en seguida. Goya, autor de bonitos tapices, era el más indicado para decorar la nueva capilla. Y el pintor se felicitó. Sería un escudo contra ulteriores ataques de Reynoso el encargo del rey, después de la invitación amenazante al auto de fe de Tarragona. Mas cuando debía pintar temas religiosos, no se sentía muy a sus anchas. «Sí, es cierto», dijo a Cayetana, «el que conoce su oficio, pinta cualquier cosa. Pero para pintar santos no valgo mucho. Puedo retratar muy bien al diablo, porque lo vi a menudo. Santos he visto pocos».

Tenía que ilustrar el milagro máximo de San Antonio. Habían acusado a un inocente por asesinato y el Santo resucitó al difunto para que declarara la inocencia del acusado. Francisco acababa de salir de un período de desgracias y ese tema no le atraía. Pero encontró una solución. Pintó el milagro en la cúpula. San Antonio, magro en su hábito de franciscano, en un cielo gris, se inclina con ademán de imperio, y de su rigidez se levanta horrible el cadáver casi infecto y el inocente abre feliz sus brazos. El milagro ocurre ante infinidad de espectadores que Goya pintó —esta era la solución— con particular cariño. El Santo, el muerto y el inocente eran accesorios; lo importante para Goya era la muchedumbre, que ostentaba el estado de ánimo de su vida actual, su nueva juventud, alegre, experta.

Goya no pintó contemporáneos del Santo, sino madrileños del ambiente, hasta de la majería, que contemplan el milagro como una gran corrida o un gran auto sacramental. Se apoyan en una balaustrada, cubierta con magnífico mantón; algunos golfos cabalgan o trepan por ella. Todos charlan entre sí, algunos excitados; miran si el cadáver tiene vida verdaderamente; otros, indiferentes, se cuentan cosas ajenas al milagro. Y del inocente nadie se cuida. En los arcos y lunetas, Goya pintó querubines y otros ángeles; hermosos, casi femeninos, con caras alegres; visten como manda la Inquisición, pero exhibiendo sus dotes físicas. Con excepción de las alas, nada tienen de angelical, pero sí esas caras anónimas, aunque muy conocidas, son de mujeres que él y muchos conocen perfectamente.

Durante esa tarea, Goya volvió a la vida despreocupada de sus primeros años en la Corte. La sordera fué apenas un ligero inconveniente; volvió a ser el majo vestido de cortesano, ruidoso, pintoresco, muy jactancioso. Ardía en él el último resplandor de su pasado más jocundo. Los frescos de la ermita fueron nuevos tapices, pero pintados por quien sabía mucho más de color, de luz y de movimiento. La capilla estaba cerca de la quinta de Goya y del palacete de Buenavista. Cayetana acudía a menudo y asistía a su labor. También Javier iba y Agustín estaba allí casi siempre. No faltaban otros amigos, Grandes y sus damas, y aun gente de los mesones de los majos. Goya trabajaba rápidamente y todos se alegraban sorprendidos, viendo con qué agilidad trepaba por los andamios y aun pintaba echado de espaldas. Era asombroso ver cómo de la nada surgía la pintoresca y bulliciosa multitud, los querubines atrevidos, las figuras fascinantes de los ángeles.

Dos días después de que Goya anunció concluida la obra, el rey fué a ver su nueva capilla en compañía del séquito con que volvía de caza. Se reunieron los caballeros y las damas en traje de caza en la capilla poco iluminada, pero llena de luz por el bullicio de los madrileños de Goya con alas o sin ellas. Había un poco de extrañeza por la interpretación muy mundana de un hecho religioso. Pero otros maestros también —eso sí, extranjeros— ¿no habían presentado así hechos venerables? Los distinguidos espectadores habían tenido muchas preocupaciones en esos últimos meses; les gustaba que este pintor sordo y avejentado cantara con tal ímpetu el placer de vivir. Volvían los años en que ellos también habían procedido como aquella muchedumbre. En el fondo, era bueno que se recordara un caso tan insólito de un milagro salvador, y era bueno poder verlo; tal vez el Señor hacía también para ellos un milagro y los redimía de la guerra, de los franceses y de las eternas necesidades financieras.

Así pensaban y hubieran elogiado mucho los frescos. Pero esperaban una palabra del rey y callaban. Tuvieron que estar callados largo rato; sólo se oía a través de la puerta abierta el ruido apagado de la gente que se reunía y el piafar de los caballos. Carlos demoraba, porque no sabía cómo juzgar. No era un pedante, le gustaba la broma, quería que su piedad y sus oraciones no fuesen sombrías. ¿No había ordenado que su iglesita fuera alegre? ¿Mas no era demasiado frívolo y mundano aquello? Los ángeles no eran muy

angelicales. «Aquella con las alas cerradas la conozco», dijo de pronto. «¡Pero si es Pepa! Y ésta es Rafaela, la que estuvo liada con el de Arcos, luego pasó al joven Colomero y ahora aparece a menudo en los informes de la policía. Querido Francisco, estos ángeles no me gustan. Ya sé, el arte ennoblece. Pero a Rafaela usted no la ennobleció bastante, me parece». La voz sonora llenó la pequeña iglesia y les pareció a todos una tormenta, menos a Francisco que no oía. Tendió su cuaderno al rey y dijo: «Perdone, Majestad, ¿quiere dignarse anotarme sus palabras de graciosa aprobación?».

Mas intervino María Luisa. Era verdad; ese ángel con las alas recogidas se parecía a Pepa, el otro a Rafaela; Goya hubiera podido elegir otros modelos. Pero aquellos no eran retratos; sólo había parecidos, mas esa era la manera de Goya y era una lástima que Goya no la hubiera colocado allí a ella también. Por lo menos Pepa se codeaba con Rafaela, la ramera. Además, la bóveda le recordaba una obra igual de Correggio en Parma, y en su querida Parma ella pensaba complacida. «Aquí creó usted otra obra maestra, don Francisco», dijo muy claramente. «Es cierto, sus ángeles y sus personajes proceden un poco festivamente; entiendo el pensamiento del rey, pero los ángeles y la multitud se han embriagado un poco al ver el milagro».

Ante la aprobación de María Luisa, el rey se suavizó en seguida. Palmeó el hombro a Goya. «Debió costarte mucho», dijo, «trepar y pintar allá arriba. Pero tienes los huesos duros». Y todo el mundo —Grandes y clérigos— alabaron la obra. Afuera entretanto se había reunido la población del valle, para ver el cortejo del rey. Lo saludaron con aclamaciones. Goya fué uno de los últimos en irse, la gente lo reconoció y muchos lo aplaudieron. Goya vió aquello, sabía que en Madrid se le quería y que esos últimos gritos eran para él. Vestido de gala, llevaba el tricornio bajo el brazo; se lo puso, se lo quitó para contestar los saludos y vió que la gente gritaba más fuerte todavía.

Cuando se metió en su coche, preguntó a Andrés qué gritaba la gente. Andrés, más atento y menos hosco desde que Goya había ensordecido, se esforzó en articular bien las palabras: «¡Viva San Antonio! ¡Viva la Virgen y su Corte celestial! ¡Viva Francisco Goya, el pintor de Corte de los Santos!».

Los días siguientes, todo Madrid pasó por la Florida, para ver los frescos de Goya, que se cubrió de gloria. Se habló y se escribió de la nueva creación con fanatismo. El crítico Yriarte publicó: «En la Florida se ven dos milagros, el de San Antonio y el del pintor Francisco Goya».

En cambio, el Gran Inquisidor Reynoso desaprobó severamente la obra de Goya. Habían invitado al hereje a Tarragona y éste se volvía más atrevido que antes. «Cuando pinta Santos», se quejaba el Cardenal inquisidor, «combina los siete pecados capitales también y más seductores que las virtudes». Con placer hubiera detenido al pecador y cerrado la capilla, pero el pintor era astuto; no se veía nada desnudo, nada positivamente inmoral, y el rey y la gente eran desgraciadamente unos ciegos para las sutilezas del vicio y el ateísmo. Y los madrileños se gozaban con esos frescos. Los majos de los mesones, los amigos de Goya, los campesinos y las lavanderas del valle del Manzanares fueron los primeros en verlos y difundieron su asombro, y ahora concurría todo el pueblo de Madrid para contemplar el milagro del Santo popular. Se sentían hermanos de los espectadores pintados; si les hubiera tocado asistir al milagro, hubieran procedido exactamente así. Amaban de esa manera su religión; la querían viva, excitante, espectacular; así la sentían en las procesiones y autos de fe, era una sola cosa con el alegre y colorido alboroto con que el pintor había llenado la iglesia; los había pintado a ellos y le estaban agradecidos.

Días después, al mediodía, cuando en la Florida no había nadie, debido al calor, Goya fué a ver sus frescos tranquilo. Se colocó en un rincón oscuro desde donde veía mejor la parte de la escena que le interesaba. Entró una anciana y no lo vió. Miró los frescos, dobló la cabeza hacia atrás para abarcar la cúpula, aprobó con gestos de la cara, se deslizó aquí y allá devotamente, siempre mirando. Al final volvió al centro de la capilla e hizo profundas reverencias en todas direcciones. El Santo estaba sobre la cabeza de la mujer: las reverencias por tanto estaban dedicadas en máxima parte a los ángeles y a los espectadores de la balaustrada.

> *Goya estaba sorprendido. «¿Qué estás haciendo, madre?», le preguntó. «¿Y por qué lo haces?». Pero no podía calcular el alcance de su voz y ésta llenó la capilla con la intensidad del trueno y asustó mucho a la mujer, que se volvió y vió al desconocido señor. «¿Qué estás haciendo, madre?», repitió Goya. «¿Por qué te inclinas delante del pueblo y los ángeles pintados?». preguntó sonriendo. Seria —y Goya leyó las palabras en sus labios—, la anciana contestó: «Cuando se ve algo tan hermoso, hay que inclinarse».*

17

CON EL DIRECTORIO dominante en Francia, el Gobierno español pudo aplazar indefinidamente la solución del problema portugués. Bonaparte no era hombre para tolerar evasivas promesas. Exigió, pues, que Manuel obligara a Portugal mediante un ultimátum, a romper relaciones con Inglaterra: en caso de fracasar, un ejército aliado de tropas hispanas y galas tomaría a Lisboa. Para respaldar su intimación, mandó a la frontera de España un cuerpo de ejército a las órdenes del general Leclerc, que a los diez días, sin depender de lo que se resolviera y emprendiera en Aranjuez, debía ponerse a disposición del rey Carlos *en suelo español,* para apoyar la empresa contra Portugal.

Luciano Bonaparte se presentó ante Manuel enfurruñado. Explicó que comprendía el dolor de los Reyes Católicos por ese paso contra la Casa real del vecino país, emparentada con ellos. Tenía que someter al primer ministro un proyecto un poco en el aire, pero que su hermano conocía y que seguramente tornaría más llevaderas las medidas de fuerza contra su hija en Lisboa. Como su hermano no esperaba hijos de Josefina, estaba resuelto a un divorcio en plazo prudente para contraer nuevas nupcias. Y él había apreciado los atractivos de la infanta Isabel, una niña aún, pero dentro de poco en condiciones de compromiso matrimonial. Había hecho a su hermano una alusión al respecto y Napoleón la había aceptado con sumo interés.

La hija menor de la reina, la infanta Isabel, era hija de Manuel —el parecido era innegable prueba— y Manuel se sintió halagado. Pero pensó que la idea de Luciano era un espejuelo. El primer ministro sabía leer en las caras. Pero contestó solemne que en este caso podía asumir ante Dios y su conciencia la responsabilidad del ultimátum; recomendaría a los Reyes el procedimiento. Con veladas palabras los dos caballeros convinieron luego la forma en que se repartirían la comisión personal por la indemnización de guerra que se pediría a Portugal.

Las propuestas de Napoleón impresionaron a María Luisa. Le costaba oponerse y amenazar con la guerra a su buena hija Carlota, pero Napoleón había mantenido ya antes su palabra: su hija María Luisa en reina de Etruria. Era posible que deseara emparentarse con los Borbones llevándose a Isabel a Versalles. Convenció a Carlos para que se adaptara a lo inevitable. Éste, apesadumbrado, llamó al embajador francés y le declaró que enviaría el ultimátum a Portugal. «Ya ves, mi querido embajador», dijo casi llorando, «lo que cuesta llevar una corona. Conozco a mi yerno; no cederá, y tendré que enviar mi ejército contra mi hija, que nada me ha hecho. Casi ignoro de qué se trata…».

En efecto, el príncipe regente de Portugal rechazó el ultimátum; un ejército español al mando de don Manuel marchó inmediatamente e invadió el país el 16 de mayo. El 30 de ese mes, desamparado Portugal pidió la paz. Las negociaciones se realizaron en Badajoz, ciudad fronteriza, lugar natal de Manuel. El tratado se concertó rápidamente; Godoy, que había recibido muchos honores y favores de Portugal, concedió al vencido condiciones generosas. Luciano, dueño también de una comisión y de ricos regalos, agregó su firma en nombre de Francia. El Príncipe de la Paz honró su nombre una vez más y, a pesar de la victoria lograda, ostentó magnanimidad con el adversario vencido. La paz de Badajoz fué celebrada en ambos países. Carlos preparó al infante Manuel una triunfal entrada en Madrid.

Pero Napoleón, vencedor de los austríacos en Marengo declaró en una nota violenta que el embajador Luciano había abusado de sus poderes; el Primer Cónsul no reconocía la estúpida paz de Badajoz y se consideraba todavía en guerra con Portugal. Para evitar malas inteligencias, hizo entrar en España otro cuerpo auxiliar francés. El incienso español nubló los ojos de Manuel; en una nota tan enérgica como la de Napoleón exigió el retiro de las fuerzas francesas de España, antes de que se hablara de una revisión de la paz de Badajoz. Bonaparte contestó que debía interpretar la audaz palabra de Manuel como confesión de que los Reyes católicos estaban cansados de su pesada corona y querían compartir la suerte de los demás Borbones.

Manuel había ocultado al pueblo y a los reyes los reparos de Napoleón a la paz de Badajoz; la Corte y la ciudad capital seguían festejándolo. Cegado por el júbilo, se dispuso a rechazar duramente la desvergüenza francesa. Preparó una respuesta que el embajador hispano Azara transmitiría verbalmente a Napoleón. Don Manuel advertía al advenedizo que los destinos de los Estados los rige Dios y no el Primer Cónsul y que un regente joven, apenas llegado al poder, pierde más fácilmente ese poder que un monarca ungido, cuyos antepasados llevaron la corona por más de un milenio.

Miguel se asustó al leer esta respuesta. Enviarla a Napoleón, vencedor en todos los frentes, era una

locura. Explicó a Manuel que Bonaparte contestaría con la invasión. El ministro dió un respingo; se disipó la niebla en su mente y comprendió su error. Miguel propuso una redacción llena de dignidad; pero se indicaría al embajador que la trasmitiese solamente en caso extremo de necesidad. Entre tanto llegaron las condiciones definitivas de Bonaparte para la paz con Portugal. Duras condiciones. Portugal debía ceder a Francia la Guayana, firmar un tratado de comercio con ventajas para Francia, pagar cien millones como indemnización y romper las relaciones con Inglaterra. El ejército francés permanecería en España hasta que se firmara la paz. Lo único que concedía el Primer Cónsul a España era que la nueva paz se firmara también en Badajoz.

Don Manuel replicó quejoso y obstinado. Napoleón ordenó a su hermano que dejara de negociar con él y le envió una nota que debía entregar en seguida a la reina a espaldas del ministro. La orden era tan terminante que Luciano tuvo que obedecer sin reparos. La carta personal de Bonaparte a María Luisa decía: «El señor Primer Ministro de V. M. ha enviado en estos meses una serie de notas ofensivas y ha hablado con atrevimiento de mí. Estoy harto de esta absurda e inconveniente conducta. Ruego a V. M. tomar nota de que si recibo una sola línea del mismo tenor, dejaré caer mi rayo». Asustada la reina llamó a Manuel. «¡Aquí tienes a tu buen amigo Napoleón!», le dijo y le tiró la carta. La redonda cara de este hombre, tan seguro de sí siempre, se contrajo. «¿Su consejo, señor ministro?», preguntó María Luisa sarcásticamente. «Me temo», contestó él aturdido, «que si Napoleón ha de ratificar la paz de Badajoz, tu Carlota tendrá que ceder la Guayana». «Y los cien millones», completó maligna la reina.

Hubo así una segunda paz de Badajoz, firmada esta vez por el Primer Cónsul. Pero ella tenía solamente el nombre en común con el tratado anterior.

Muy poco se informó a los españoles acerca de las nuevas cláusulas, y se siguió ensalzando a Manuel. Pero los soldados de Francia permanecieron en suelo español y a costa del país…

18

EN ARANJUEZ, Goya pintaba un retrato de don Manuel. A pesar de la ruidosa glorificación, muchos, entre ellos seguramente Francisco, habían entendido lo ficticio de la paz de Badajoz. Manuel quería ganárselo. Lo colmaba de atenciones cuidadosamente elegidas, comía con él, lo llevaba de paseo. A menudo empleaba signos, mas a menudo le hablaba tan atropelladamente que Goya entendía muy poco. A veces el pintor se preguntaba si el ministro quería siquiera que lo entendiese. Se veía que le urgía franquearse pero con alguien que no lo percibiera todo. Hablaba capciosamente; se expresaba con amarga violencia sobre el Primer Cónsul y no ahorraba sarcasmo para María Luisa y para el rey.

Manuel había pedido a Goya un retrato imponente con las insignias de generalísimo; le atraía —declaró — algo semejante al cuadro de David: el famoso paso del San Bernardo. Goya, por lo tanto, representó a don Manuel con brillante uniforme en el campo de batalla, sentado en el césped después de la victoria con un pliego en la mano. En las sesiones, el césped era un cómodo sofá donde el infante se hundía charlando. Goya no sentía ya indulgencia para su poderoso protector; veía que también su alma había aflojado como su cuerpo. Pensó en la brutal indiferencia con que Manuel destruyera la vida de doña Teresa, pensó en la baja venganza contra Urquijo porque había resultado mejor que él. Urquijo estaba encerrado en una húmeda y oscura celda de la fortaleza de Pamplona, se le daba escaso alimento, se le negaba papel y tinta… Goya pintó, sí, todo el resplandor del generalísimo, pero también su corrupción y su gordura, su altanería tonta y vulgar. «Cuanto más alto sube el mono, más muestra el trasero», pensó.

A veces Pepa asistía a las sesiones. Se sentía en su casa en Aranjuez, era dama de la reina, estaba en buena relación con ésta y en mejor aún con el rey; no había cumbre que escalar ya para ella. El que Goya la retratara en un ángel de la capilla, demostraba que estaba en el alma de él. Le mostró su hijito. Francisco tenía pasión por los críos; le sonrió y le dió un dedo para que jugara. Pepa observó: «Le tiene confianza, don Francisco. ¿No ve cómo se ríe?». Y luego preguntó de repente: «¿No te parece que es todo tu retrato?».

El retrato concluyó; Manuel y Pepa lo examinaron. Allí estaba Manuel, apoyado en una pequeña elevación, luciendo su traje guerrero, brillando en oro, la Orden de Cristo colgando en el puño de la espada. A la izquierda ondeaba una bandera portuguesa conquistada; en el fondo se movían como sombras caballos y soldados; apenas detrás, pequeñito, el ayudante, conde de Teba. El general aparecía bajo un cielo trágico del color del plomo, visiblemente cansado por la victoria, leyendo un despacho con leve aburrimiento; se veían bien las manos carnosas muy cuidadas.

«La postura no es muy natural», dijo Pepa, «pero está muy parecido. Realmente, has engordado un poco, infante». Manuel disintió, era el cuadro de un hombre y de su triunfo; así se vestía y así miraba solamente un hombre poderoso. «Excelente retrato», exclamó, «un verdadero Goya. Lástima que no puedo disponer de tiempo para otro más, amigo mío. Pero», suspiró, «los asuntos de Estado consumen mi día entero». Tenía realmente mucho que hacer. Si Napoleón le impedía mostrar a Europa su poder, quería que lo sintieran los españoles por lo menos. Quería mostrar que otro era el timonel y no Urquijo, y que no dependía de la atea Francia en política. Gobernó contra los liberales y acarició cada vez más a la nobleza reaccionaria y al clero ultramontano.

Bermúdez, quedamente, trató de suavizar medidas y puso en guardia a Manuel con elogios y argumentos prudentes. Pero Manuel no hacía caso y le dijo por fin que sus consejos le molestaban. Las relaciones entre ambos habían cambiado. El ministro había acudido al secretario en asuntos penosos y no quería recordarlo. El hecho de que Miguel hubiese sido tan poco hombre con Lucía, le autorizaba íntimamente a no estarle agradecido. Pero Miguel sufrió por este alejamiento del ministro, aunque su vida estaba llena de inquietudes. El regreso de Lucía le había traído nuevos sufrimientos. Ella intrigaba hasta con Manuel, sin decirle nada, porque la hubiera censurado. Sin duda, la leve condena del abate se debía a entendimiento del ministro con Reynoso y detrás estaban Lucía y Pepa.

Miguel se vió cada vez más excluido de la confianza de Manuel. A pesar de su consejo, Manuel apretaba más a los liberales y se preparaba para su golpe más duro. Reynoso había pedido a cambio de la clemencia con el abate, libertad para proceder contra Jovellanos. El ministro no quería entregar a un hombre cuya gracia había obtenido. Pero le atraía deshacerse del agrio moralista. Después de un breve regateo, había consentido y parecía llegado el momento de cumplir el pacto.

Se encontró pronto un cómodo pretexto. Jovellanos acababa de publicar un libro audaz. El Santo Oficio exigió que el Gobierno prohibiera la obra y llamara al autor a rendir cuenta. «Tu don Gaspar no aprenderá

nunca», dijo el ministro a Miguel suspirando. «Temo que esta vez tendré que proceder». «No permitirá, supongo, que se prohiba su libro», contestó Miguel. «Deje que esboce una contestación a Reynoso, algo capciosa, evasiva». «Me parece que esta vez no ganaremos», contestó el ministro y miró al secretario, preparado evidentemente a discutir su determinación. Y Miguel, alarmado ahora, preguntó: «¿Piensa usted realmente en censurar a Jovellanos?». «Creo», contestó Manuel, «que esta vez no basta la censura». Levantó una mano en un ademán aburrido y elegante de recusación. «Don Gaspar sigue creándome problemas con la Inquisición y con Roma y no quiere entender razones. Estoy harto de tantas dificultades», y ya sin máscara, maligno, concluyó: «Lo mandaré de vuelta a Asturias. Pediré al rey una orden».

«¡Usted no hará eso!», gritó Miguel. Se había puesto de pie. Recordaba cuánto había costado el perdón de Jovellanos; por eso el destino de Goya, de Pepa, de Manuel, el suyo propio, habían cambiado tanto, y todo en vano. «Perdone, don Manuel», agregó. «Si usted cede así al Gran Inquisidor, en lo sucesivo será peor aún». «No olvides, por favor, Miguel», contestó Manuel suave e irónicamente, «que si me toca, puedo enfrentarme al Papa y al Inquisidor. ¿Ha habido quien haya libertado a un hereje condenado y haya seguido con vida? Y yo lo hice. Y nuestro abate está en España y no le va mal y le irá mejor. Puedes admitir que hemos asestado un buen golpe al Santo Oficio, y es barato el servicio que hacemos». «¡Barato servicio!», exclamó Miguel, dominándose apenas. «El destierro del hombre más grande de España… De esta derrota no nos levantamos más. Piénselo dos veces, don Manuel, antes de dar ese paso». «Tus consejos, querido» contestó con asombrosa calma Manuel, «me resultan un poco cargantes en estos últimos tiempos. Créeme, puedo pensar muy bien por mi cuenta y ustedes, los liberales, comienzan a ensoberbecerse; los mimé demasiado». Se puso de pie. Carnoso, grande, imponente en comparación del flaco Miguel. «Ya está resuelto. Tu amigo don Gaspar recibe la orden real», dijo con voz ruda y triunfal.

«Solicito mi retiro», dijo Miguel. «¡Perro desagradecido!», exclamó el ministro. «¡Perro tonto, ciego, ignorante y desagradecido! ¿No comprendes que todo está combinado? ¿No adivinaste que es el precio por el regreso del abate? ¿No te dijo nada Lucía? Si yo lo discutí con ella y con Pepa… ¡Y un tonto como tú quiere darme consejos!».

Miguel no dejó advertir a Manuel que temblaba de pies a cabeza. Íntimamente lo sabía, lo había sabido; pero no quería saberlo, se lo había ocultado a sí mismo. «Gracias», dijo con la boca seca, «por la explicación». Le costaba hablar. «Eso era todo, pues», agregó. Hizo una rígida reverencia. Se fué.

19

DON MANUEL, influido por la discusión con Miguel, prescindió de un decreto real para desterrar a Jovellanos. En una entrevista personal le comunicó que su presencia en Madrid era un desafío permanente al clero adicto a Roma y a Reynoso; además hacía peligrar la política del rey. Le pedía que se retirara a su Asturias natal; la Corona deseaba que el viaje a Gijón fuera emprendido dentro de los quince días. Miguel, afectado por la culpa de Lucía en la mala suerte de don Gaspar, le aconsejó a éste que fuese a Francia. Él mismo se hubiera refugiado en París, ya que sus disputas con el ministro volvían cada vez más arriesgada su permanencia en Madrid. Pero no quería parecer cobarde a Lucía. Empleó toda su elocuencia para inducir por lo menos al amigo venerado a tomar esa resolución. Pero Jovellanos protestó: «¿Qué se piensa usted de mí? Antes de llegar a los Pirineos sentiría las carcajadas de mis adversarios. Este pillastre de Godoy no se jactará señalando mi fuga. No, don Miguel, me quedo».

La víspera de su segundo destierro, los amigos se reunieron con don Gaspar. Estaban presentes Miguel, Quintana, Goya, Agustín y, cosa extraña, el doctor Peral. El hombre, avejentado ya, mostraba su presencia de ánimo, como era de esperar. Era lógico, decía, que don Manuel tratara de ocultar sus fracasos en el exterior con una violenta política interna. El problema inglés no tardaría en resolverse y el vacilante estadista trataría de reconciliar a la burguesía con los liberales. Su propio destierro sería breve. Los amigos escucharon perplejos esta opinión tan segura de sí. Nadie podía pensar que esa esperanza tenía una base; la crueldad empleada por Manuel con Urquijo hacía temer lo peor para Jovellanos.

Fué el doctor Peral quien tomó la palabra después de embarazoso silencio. Razonando con calma, explicó que, dado el primer paso, Manuel no se asustaría ante otros peores. Por eso los amigos deseaban saber que estaba en París y no en Gijón. Los demás se apresuraron a confirmar las palabras de Peral. Y con más vivacidad Quintana. «Usted no se debe sólo a sí mismo sino a España, don Gaspar», declaró fogosamente; «tiene que ponerse a salvo de este bribón vengativo. Usted es indispensable en la lucha por la libertad y la moralidad».

El consejo unánime de los amigos, y sobre todo el de Quintana, cuya virtud apreciaba mucho, pareció impresionarle. Los miró pensativo y, casi sonriendo, dijo: «Creo que se preocupan demasiado por mí; pero aunque muriera en Asturias, serviría más a la causa del progreso que si estuviese en París, refugiado inactivo y parlanchín. Nadie todavía ha muerto inútilmente en la lucha por el espíritu. Juan Padilla fué vencido, pero vive y lucha aún». Francisco había entendido por lo menos el sentido de las palabras de Jovellanos y no pudo ocultar una triste sonrisa. Sí, Padilla vivía, pero convertido en olvidado bufón de Cayetana, en el fantasmal e inválido Padilla de la Casa de Haro de Cádiz.

Peral habló de Bonaparte, sin duda honestamente dispuesto a fomentar el liberalismo en toda Europa. Por desdicha, la política de don Manuel lo obligaba a tomar seguridades militares en España. Esto provocaba rencores y Bonaparte no trataría de aumentar la desazón del pueblo hispano interviniendo en la península; tal como estaban las cosas, ciertamente no interferiría en la persecución de los liberales. «Por eso», dijo Peral volviendo a su consejo precedente, «si yo estuviera en su lugar, no me quedaría en España».

Los amigos, Miguel sobre todo, temieron que don Gaspar rechazara violentamente el consejo de Peral. Pero Jovellanos se suavizó. «Pienso sin amargura en mi primer destierro», dijo. «El ocio impuesto entonces me sentó bien. Pude cazar, leer, estudiar y escribir algo útil, creo yo. Si la Providencia me devuelve a mis montañas, tendrá sus buenas razones». Todos callaron cortésmente, profundamente escépticos. Si a Urquijo se le negaba papel y tinta, no permitirían que Jovellanos escribiera en Asturias otro «Pan y toros». «Amigos míos», siguió diciendo don Gaspar, «por encima de nuestra derrota, no olviden lo que logró el valiente Urquijo: la independencia de la Iglesia española. Quedan en el país enormes sumas que antes se enviaban a Roma. ¿Qué importa la molestia grande o pequeña frente a esos resultados?». Intervino sombrío Agustín: «Si tienen la audacia de alejarlo de Madrid, don Gaspar, no tendrán reparos en derogar el edicto». «¡Ni lo piense!», exclamó Jovellanos. «No pueden permitir que Roma vuelva a sacarnos la última gota de sangre. Se los digo yo, amigos míos: ¡no se atreverán! No derogarán el edicto».

Los amigos se sintieron preocupados por la ingenuidad de Jovellanos. Hasta Goya, que no se ocupaba de política, veía que resultaba infantil la poca maldad que Jovellanos atribuía al mundo, a pesar de su experiencia. Miró el retrato en la pared, una obra de la juventud de ambos. Un mal retrato. Hoy pintaría el ser íntimo de don Gaspar con más emoción. Se quedaba al alcance del poderoso enemigo, en lugar de poner entre éste y él por lo menos los Pirineos. No había aprendido que para luchar por algo, por de pronto hay

que quedar con vida. Aun así, la tontera de Jovellanos no era despreciable; Goya admiraba casi la rigidez con que el hombre vivía de acuerdo con su moral. Y de repente notó que don Gaspar le hablaba. «Le toca a usted, don Francisco», decía, «ocupar en Madrid mi lugar. Los gobernantes actuales están ciegos ante sus cuadros y no ven todo lo que valen en la lucha contra los oscurantistas y los explotadores. Debe usted aprovechar el ciego favor del rey y de sus Grandes. No debe esquivar el bulto, Goya. Oponga a la época podrida su espejo. Si usted quiere, puede ser el Juvenal de la Corte y de la ciudad».

Nada estaba más lejos del ánimo de Goya. Estuvo por refutar la propuesta desvergonzada con palabras violentas. Pero pensó que el pobre se enfrentaba a un destino incierto y que tiene derecho de exigir algo a los demás quien asume tanta carga para sí. «Temo, don Gaspar», contestó amablemente, «que usted sobreestima el valor y el efecto de mi arte. El gobierno sabe la poca influencia de mis cuadros; por eso deja el agua correr. Y si el rey y los Grandes dejan que los pinte así como son, lo hacen por vanidad. Se creen tan altos que ninguna verdad los puede rebajar, ya sea que se la diga un bufón o se la pinte un artista».

«Usted es injusto consigo mismo, don Francisco», exclamó con ardor Quintana. «Lo que los escritores podemos dar es un castellano pulcro que suena bien a un hombre culto. Pero su “Familia de Carlos”, sus frescos de la Florida, llegan al alma de todo el mundo. Idioma universal». Francisco miró a Quintana amablemente, pero no le contestó. Tampoco se esforzó más para seguir la conversación; contempló su retrato de Jovellanos y lamentó que don Gaspar tuviera que irse y no quedara tiempo para hacerle uno nuevo.

> *Porque sólo ahora comprendía al hombre. No le interesaba la victoria, sino la lucha. Era el eterno combatiente. Había en él algo de don Quijote. Mas ¿en qué español no lo había? Don Gaspar ardía por luchar en defensa de la justicia. Donde hallara la injusticia, tenía que intervenir. No veía que la JUSTICIA era una meta azul, un ideal, inalcanzable como la meta caballeresca de don Quijote. No, no. Jovellanos tenía que cabalgar, don Quijote tenía que cabalgar…*

20

LOS AGUAFUERTES de Francisco en los últimos meses eran retoques de los apuntes de su época feliz en Sanlúcar. Pero esos dibujos inocentes habían tomado otro sentido en la nueva forma, más rico, más agudo, más maligno. Hacía mucho que Cayetana ya no era sólo Cayetana. Detrás de doña Eufemia atisbaba la difunta doncella Brígida. Fruela, la doncella; Serafina, la bailaora; eran ahora majas madrileñas en muchas formas distintas. Él mismo aparecía multiforme: ora galán insulso, ora majo peligroso, pero casi siempre fantaseador, engañado, pelele, loco. Nació así un libro de imágenes, ceñudo, salvaje, con lo que ocurría a las mujeres de Madrid; mucho malo y algún poco bueno. Casaban con hombres ricos pero feísimos, seducían a ingenuos enamorados, les robaban lo que era posible robarles y, a su vez, eran robadas por usureros, abogados, jueces. Amaban y requebraban, lucían buenos vestidos y, aun ya ancianas y con caras de muertas, se miraban al espejo y se hacían acicalar. Llevaban gran tren y se arrodillaban con su sambenito delante del Inquisidor; languidecían desesperadas en la prisión, llegaban a la picota, eran conducidas vergonzosamente medio desnudas al lugar de la ejecución y siempre había alrededor de ellas una bandada de elegantes disolutos, de policías brutales, de majos violentos, de dueñas astutas y de alcahuetas.

También las rodeaban demonios, no sólo la difunta Brígida, sino un ejército de espectros, algunos benignos, otros horrendos, la mayoría extraños, grotescos. Y todo fluía y cambiaba ante quien los miraba. La novia en el cortejo nupcial tenía una segunda cara bestial, la vieja detrás era feísima mona, en la penumbra hacían muecas espectadores con aire de que sabían. Y los hombres, los deseables, los libres, revoloteaban como pájaros, con caras anónimas identificables, caían al suelo, eran desplumados y luego barridos. Y al novio se le mostraba el inmaculado registro de los grandes antepasados muertos de la novia, y él lo estudiaba y no veía la cara de mona de esa novia viva. Ella tampoco la reconocía. Cada uno llevaba una máscara y se parecía también a sí mismo tal como quería ser y no como era. Nadie reconocía a nadie; ni siquiera a sí mismo.

Esto dibujó Goya en esas últimas semanas, con pasión, con rencoroso brío. Pero desde la despedida de don Gaspar su entusiasmo se había desvanecido. Holgazaneaba en la ermita, sin poder olvidar la conversación con don Gaspar; disputaba en su mente con los otros. ¿Qué querían realmente de él? ¿Debía colocarse en la Puerta del Sol y mostrar a la gente dibujos subversivos? ¿No sabían que los mártires son inútiles? Durante tres siglos se habían dejado desollar y atormentar y matar; ¿qué habían logrado? Que el viejo espere tranquilo en Asturias a los enviados verdes del Santo Oficio; él no se dejará trastornar la razón por la falsa valentía. ¡Tú a lo tuyo! Pero no podía liberarse de lo hablado alrededor de Jovellanos. Pensó en don Manuel podrido, saciado y arrogante, repantigado en el sofá que representaba el campo de batalla; pensó en la infanta frágil y delicada asustada ante el mundo inconcebiblemente asqueroso. De pronto, con el labio inferior adelantado, se sentó a la mesa y dibujó. No ya mujeres, ni damas, ni majas, ni alcahuetas, nada tampoco profundo, de múltiple sentido, sino dibujos sencillos que todo el mundo debía entender. Aquí, un viejo borrico enseñaba el abecé a uno pequeño; allí un mono cantaba en la guitarra a una vieja burra embelesada y su séquito aplaudía; más allá un asno distinguido estudiaba su genealogía y había asnos mil años antes; acá un mono pequeñito, diligente y hábil pintaba a un orgulloso y brillante jumento y en la tela había una cabeza con algún parecido, pero más a un león que a un jumento.

Goya examinó su labor; era demasiado valiente, demasiado simple, demasiado fiel a sus amigos. Y dibujó dos grandes burros pesados, que montaban sobre el lomo casi quebrado de dos hombres muy encorvados. Sonrió con malignidad. «Tú que no puedes, llévame a cuestas». Esto era ya mejor. Se veía cómo la nobleza y el clero cabalgaban sobre el lomo de los sufridos españoles. Esperar resultado político de semejantes garrapatos era naturalmente una insensatez. Pero hacía bien dibujar esas cosas, divertía.

En lo sucesivo se quedó mucho en la ermita, trabajando con calmado ardor. No había pensado hasta entonces en un nombre para sus dibujos y sus aguafuertes, los denominaba sátiras. Volvió también a dibujar mujeres, pero ahora con más maldad y menos compasión.

Una pareja de enamoriscados, y a los pies de ella dos minúsculos falderos a la moda, ocupados como la pareja humana. Delante de una enorme roca, un enamorado que se desespera ante la novia muerta. Pero ¿está realmente muerta? ¿No estaba fingiendo para gozar la desesperación del mozo? Cada vez más hondo jugaban ahora los demonios en la vida por él dibujada. Lo humano, lo celeste, lo infernal se entremezclaban y en el extraño fárrago bailaban Francisco, Cayetana, Lucía, y todo se volvía broma audaz y grandiosa.

Pintaba el placer del juego. Dibujó un sátiro sentado en una esfera —el mundo—, un sátiro con piernas de cabra que se divertía haciendo acrobacia. Con cara alborozada de niño, sostiene un hombre de lujoso uniforme y muchas condecoraciones, y éste lleva una peluca enorme que humea y arde, y en las manos también lleva antorchas encendidas. De un lado de la esfera se cae alguien, con quien el diablejo se cansó de jugar, y las piernas y el trasero del caído llegan grotescamente a la nada. Del otro lado cae otro de cabeza, con piernas y brazos extendidos, un juguete desechado.

Francisco se divertía con la ambigüedad de su labor; sonreía ante el humo de la peluca y las antorchas; la palabra humear, figuradamente, significa presumir; le hace gracia, pues, que el jactancioso pelele no sepa cuán pronto el sátiro tira su juguete. Y se preguntaba si don Manuel era el sátiro o el pelele. Lo cierto era que aun el más simplón notaría que la suerte no era una mujer bonita y caprichosa, sino un sátiro jovial, peligroso por su estupidez. También pensaba en sí mismo, en su «subir y bajar»; pero ya no le pesaría como al pelele humeante; ya no se dejaría engañar por ningún sátiro ni por otro demonio. No se burlarían más de él; estaba prevenido.

Muy pronto se demostró que su seguridad era estulta ufanía. El sátiro se reía de él como de los otros. Llegó la noticia de que Martín Zapater acababa de morir. Goya nada dijo a nadie y se refugió en la ermita. Otro pedazo de vida arrancado, perdido. No había ya nadie con quien hablar del pasado, reírse de lo absurdo, mostrarse furioso por naderías molestas, presumir a gusto. ¡Martín muerto! El narigón, su Martín del corazón… «¡Lo que me has hecho, perdulario!». Creyó que estaba pensando, pero había hablado en voz alta. Y de repente comenzó a bailar. Entre el desorden de las planchas, las prensas, los papeles, las puntas, los pinceles, los braseros, bailó alocadamente, pero duro y rígido. Bailó la jota, el baile digno, rabioso, guerrero de Aragón, de su Aragón; bailó la despedida, el funeral de Martín.

Al anochecer recordó que tenía cita con Cayetana. «Los muertos al hoyo, los vivos al bollo», dijo con rencor. Se había vestido mal, no había traído el coche y era largo el camino hasta la Moncloa. Se fué a pie. La de Alba se sorprendió al verlo cubierto de polvo y descuidado, pero nada preguntó; él nada dijo de la muerte de Zapater. Estuvo mucho con ella y se condujo con violencia.

Al día siguiente, en la ermita, se apoderó de él salvajemente el viejo delirio. Él tenía la culpa de la muerte de Zapater y no se atrevió a enfrentarse con los espíritus que reían dentro de él. Se quedó largo tiempo aplastado por el miedo. Luego se enfureció, primero contra sí mismo, luego contra Martín, que se le había metido en el alma de forma tal que él ya no podía prescindir del amigo y, cuando más falta hacía, lo abandonaba, lo traicionaba. Todos eran enemigos suyos y los íntimos eran los peores. ¿Quién era en resumidas cuentas este Martín? Un tonto muy astuto, un banquero, un don *Nadie* que no entendía nada de arte. ¡Y qué feo! ¿Cómo podía meterse en sus cosas con esa nariz y husmearlo todo? Irritado, lo dibujó comiendo un plato de sopa y la nariz del tío que tragaba se convirtió en una enorme obscenidad. La ira y el remordimiento sacudieron a Goya: ¡pecaba contra un muerto! Había dibujado solamente su propia vulgaridad. Porque Martín había sido el mejor amigo; por envidia había dibujado sus propios pensamientos perversos y sucios. Martín era simple por gracia de Dios, y los demonios no pudieron torturarlo. A él sí, porque había sido un demente al pensar que era un señor. Y allí estaban los demonios a su alrededor y en su sordera penetraban sus voces bestiales; sintió su aliento espantoso.

Se dominó con un supremo esfuerzo, apretó los labios, se arregló la chaqueta, el cabello. Francisco Goya, primer pintor del rey, presidente honorario de la Academia, no cierra los ojos, ni ahora que le han matado al Martín de su corazón. Y dibuja. Se dibuja a sí mismo echado sobre la mesa, ocultando la cara con los brazos y alrededor de él, enormes, aplastándolo, rueda la manada de demonios, gatos y pájaros monstruosos, lechuzas y murciélagos. Y sólo pueden acercarse, pero no meterse en él, porque a uno de los horrendos pájaros él mismo le ha puesto en las garras la punta, el estilete. Los espectros deberán servirlo, alcanzarle las herramientas, el arma para exorcizarlos, para confinarlos en el papel, donde ya no pueden causar daño.

Y ya no temió a los espectros. Se impuso el manejarlos, dominarlos y los llamó; ellos, domesticados, obedecieron. En todas partes se le mostraban. La forma cambiante de las nubes por el camino, las ramas de los árboles, las arrugas casuales de arena a orillas del Manzanares, las manchas en las paredes de la ermita y las del sol, todo se convirtió para él en contorno y figura de lo que llevaba dentro. Desde joven se había ocupado de la historia natural de los demonios y conocía de ellos más que los demás artistas y escritores de España, más que los demonólogos, los peritos oficiales de la Inquisición. Ahora, venciendo su miedo, conjuró también a los reacios hasta entonces, y también los conoció a todos. Conoció trasgos, mandragoras, lemures, elfos, hadas, gnomos, endriagos, íncubos, súcubos, monstruos, ogros, basiliscos y quimeras. Conoció también a los soplones, los más repugnantes, que con razón llevan el mismo nombre de los confidentes de la policía y del Santo Oficio. Y finalmente a los duendes y duendecitos, limpios, generosos,

que hacen el trabajo casero de sus huéspedes involuntarios.

Muchos tenían rasgos humanos, de amigos y enemigos. La misma bruja se parecía ahora a Cayetana, a Pepa, a Lucía; un mismo espíritu torpe era para él ora don Manuel, ora don Carlos. A menudo se presentaban con vestimenta eclesiástica, como frailes, como jueces del Santo Tribunal, como prelados. A menudo imitaban los ritos de la Iglesia y administraban los Sacramentos. Una bruja sentada en hombros de un sátiro prestaba el juramento de obediencia; espíritus benditos, vestidos como obispos, revoloteaban en el aire y mantenían delante de ella el libro por el que juraba; del fondo del mar miraban cantando brujas novicias.

Perdió el último residuo de miedo a los espectros. Y sintió irónica y cruel piedad por quienes pasan la vida asustados por los fantasmas o el delirio. Dibujó la muchedumbre que respetuosa invoca al coco; dibujó el pueblo, los explotados, los pobres de espíritu, que alimentaban y cuidaban ciegamente, con infinita paciencia, a sus opresores, las grandes ratas, los Grandes y los frailucos, los pericos ligeros, cuyos ojos cierra, cuyos oídos condena con enormes candados y cuyos miembros viste con trajes duros, antiquísimos, muy largos, que impiden todo movimiento. Dibujó la masa crepuscular e indolente de los subordinados, de los dominados, en cuclillas, tontos, sordos, inmóviles, mientras uno de los extenuados, con sus últimas fuerzas, se apoya en una roca que está por caer y aplastarlos a todos.

Los partos de su fantasía se volvieron cada vez más atrevidos y ambiguos, pero ya no los llamó sátiras, sino «caprichos». Atisbó a los espectros en sus ocupaciones íntimas, cuando se emborrachaban, cuando arreglaban sus personas, cortándose mutuamente el pelo y las uñas. Tuvieron que mostrarle cómo acudían al aquelarre, cómo con el aliento de un lactante avivaban el fuego bajo sus cacerolas; tuvieron que iniciarlo en el ceremonial necesario para el besamanos del gran macho cabrío, y revelarle los medios y conjuros para convertir un hombre en un animal: en un macho cabrío o en un gato.

> *A menudo llevaba consigo a la ermita su almuerzo, pan y queso y un poco de manzanilla. Y así invitaba también a los espectros, les daba de su alimento, se sentaba a la mesa con ellos. Llamaba «mi amigo» al macho cabrío, «chico» a otro demonio gigantesco, y charlaba y se divertía con los monstruos; tocaba sus garras y sus astas, les tiraba de la cola. Observaba atento los trasgos tontos, perversos, groseros, sus caras salvajes y lascivas, y reía a carcajadas en su fuero interno. Se reía de los demonios.*

21

GOYA HABÍA PROHIBIDO que se le visitara en la ermita, aun en casos urgentes. Una sola excepción: Cayetana. Ella nunca preguntaba por su trabajo. Pero un día le dijo: «Ya se te encuentra solamente aquí. ¿Qué estás haciendo?». «Dibujo ocurrencias», contestó, «bromas, fantasías. El nuevo recurso del aguafuerte se presta mucho. Como digo, nada importante, *caprichos*». Le irritaba rebajar su labor. Esperó que no le pediría que le mostrara algo. Y no se lo pidió. Contra su voluntad entonces le dijo: «Si quieres, te muestro algunos». Le enseñó algunas hojas, sin elegir; dejó a un lado aquellas que podían referirse a ella. La de Alba miró rápidamente, callada, como solía. De la anciana muy fea que se acicala ante el espejo, dijo satisfecha: «Esto no se lo puedes mostrar a tu María Luisa». De las demás nada dijo.

Estaba desilusionado. Le tendió las hojas que se referían a ella. Cayetana las miró con el mismo interés amable e impersonal. De la pareja de enamorados —eran ellos mismos—, con los perritos a sus pies, dijo: «Esto no le gustará a Pepa ni a Manuel». Por una fracción de segundo se sorprendió. Mas ¿no había escrito debajo: «Nadie se conoce»? En cambio, la de Alba miró mucho los espectros. «A Brígida la has retratado», confesó, pero permaneció fría delante de la mayor parte de los otros dibujos. «Es notable», opinó finalmente. «Bromas… Tú mismo lo dijiste. A ser franca, me imaginé estas bromas más alegres. *Nous ne sommes pas amusées*», citó con maliciosa sonrisa. Luego tomó la libreta de apuntes y escribió: «A ser franca, lo encuentro todo brutal, bárbaro». «Y carente de buen gusto», agregó en voz alta articulando despacio las palabras.

Goya se quedó perplejo. Creyó que rechazaría los dibujos horrorizada; no le hubiera admirado si se hubiese enfurecido. Mas ¿bárbaro?, ¿carente de gusto? Allí ella tenía la lección y el fruto de esos cinco años felices y desesperados. Allí él había descubierto a su América, después de un viaje muy peligroso. Y todo lo que ella sabía decir al respecto era «carente de buen gusto». El juicio de una Grande. *Ella* podía bailar el desmayo. Si su marido le incomodaba un poco, podía *ella* matarlo. Pero si él conjuraba y vencía a los espectros que querían aniquilarlo, carecía de buen gusto.

Mas pocos segundos después, ya se había tragado su rencor. Hubiera debido prever su reacción y no mostrarle los dibujos. «Idioma universal», pensaba. «El joven Quintana estaba equivocado», pensó también y se sonrió. «¿Por qué sonríes?», preguntó ella. «Por lo que hice con eso», contestó; reunió los «Caprichos» y los colocó en el cajón.

Al día siguiente hizo otro dibujo. Una pareja, atado el hombre a la mujer y ambos a un árbol, esforzándose desesperados por separarse; sobre ellos un búho, con anteojos y alas abiertas, aferrado con una garra a la planta y con la otra al cabello de la mujer. Jovellanos y Quintana dirían que el gran búho representaba la Iglesia y sus leyes de la sagrada indisolubilidad del matrimonio. Y Manuel supondría que significaba la fatalidad que une a Miguel con Lucía, y Miguel a la que ata a Manuel con Pepa; para él, se trataba de todo eso y de su vínculo con la de Alba.

Poco después se presentó de repente el doctor Peral. Desconfiado por naturaleza y aún más por su sordera, Goya pensó que venía por encargo de Cayetana. ¡Ésa era la influencia de su arte nuevo! Estuvo por enfurecerse; luego se divirtió. Ella no había ocultado su modo de pensar acerca de los dibujos y lo creería loco «Diga la verdad, doctor», le espetó forzadamente alegre. «Le envía doña Cayetana. Para examinar mi estado de salud…». Peral en el mismo tono contestó: «Sí y no, don Francisco. Pero no vengo a ver a mi paciente, sino al pintor. Hace mucho que no veo nada nuevo suyo. La señora duquesa me dice que recientemente usted ha preparado muchos aguafuertes. Usted sabe cómo le admiro. Me enorgullecería ver algo de su nueva labor».

«Sea usted franco, don Joaquín», repuso Goya. «Cayetana le dijo que me encierro y hago locuras. Le dijo», y ahora hablaba con enfado, «que estoy loco otra vez, perdido, hipocondríaco; enfermo de la mente, delirante, furioso. Usted tiene para eso muchas clasificaciones científicas». Y pensó para sí: «Debo dominarme, para que no le diga con razón que he enloquecido».

Peral, muy calmoso, repuso: «Doña Cayetana encontró sus dibujos notables. Pero durante el viaje por Italia y aun antes, aprendí que su opinión en arte es antojadiza». «Sí», dijo Goya, «las brujas tienen su propio patrón artístico». Peral continuó como si nada hubiese oído: «Usted sabe los prejuicios con que debe luchar un maestro que crea algo nuevo. No me gustaría insistir. Por favor, créame, no es por tonta curiosidad ni por interés médico si anhelo ver lo que ha hecho». Después de la necia charla de Cayetana, le atraía a Goya oír a este señor comedido y experto; le dijo: «Venga usted mañana por la tarde a mi taller, ya

sabe, en la calle de San Bernardino. Es decir, mañana no, el martes es día aciago. Venga el miércoles, aunque no pueda asegurarle qué estaré allí».

El médico acudió el miércoles. Goya estaba. Le mostró algunos «Caprichos». Le vió examinar las hojas con ávidos ojos de perito, y le mostró más. Sentía que Peral respiraba con verdadero gozo el humo del incienso y del azufre y le mostró las cabezas de los hombres en el aquelarre de Cayetana. Y le complació ver brillar los ojos de Peral.

> *Y preguntó: «¿Estoy loco, doctor? ¿Es locura lo dibujado?». Mas el otro, lleno de respeto, contestó: «Si hay algo que no entiendo bien, se debe a que sé menos que usted, mucho menos. Nos muestra el infierno como si volviera de él y me marea el contemplar todo esto». Goya replicó: «Estuve en el infierno, doctor. Y usted lo sabe. También yo me mareaba. Y quise justamente que otros también se marearan. Así está bien, don Joaquín», y con alegría juvenil le dió unas palmadas en los hombros.*

22

HABÍA DESCUIDADO los retratos; los clientes protestaban. Agustín le recordó que el cuadro del conde de Miranda estaba atrasado en tres semanas; el duque de Montellano también reclamaba. Él había adelantado todo lo posible, pero le tocaba a Goya terminarlos. «Acábalos tú», contestó Goya, indiferente, aburrido. «¿En serio?» preguntó ávido Agustín. «Pues sí», contestó Goya. Desde que Cayetana viera los «Caprichos», poco le importaba la opinión de los nobles.

Agustín trabajó esforzadamente; a los diez días ambos retratos estaban listos. El conde de Miranda estuvo muy satisfecho; el duque de Montellano, no menos. En lo sucesivo, Goya dejó cada vez más a Esteve que hiciera los cuadros en que él apenas había puesto el primer contorno. Nadie lo notó. Y Goya se divirtió por la estupidez de los clientes. Le dijo a Esteve: «La de Alba quiere un nuevo retrato; si lo hago yo, el cuadro resulta demasiado personal. Sabes cómo lo quiero; pon manos a la obra. Hay más estudios y figuras de lo que necesitas. Yo agregaré unas pinceladas y la firma; el decoro estará a salvo». Agustín lo miró perplejo, como sospechando. Goya, desafiante, le dijo: «¿No te animas?». Esteve pensó que la broma era pesada y si terminaba mal, Goya se la haría pagar a él. «Tú sabes que la duquesa conoce demasiado tu arte», opuso Agustín. «Está en idénticas condiciones que los demás», repuso Goya.

Esteve pintó el retrato. Y lo hizo bien. La dama era la duquesa de Alba; aquélla era su cara inmaculadamente hermosa, pura, clara, ovalada, con los ojos enormes, las cejas imponentes, el negro cabello excitante. No acechaba detrás de su frente una Brígida; nadie hubiera imaginado que esa mujer podía haber apresurado la muerte del marido o que cargaba sobre sus amados muchos tormentos infernales, por capricho, altivez, demonismo. Goya observó el cuadro a fondo, agregó dos pinceladas, firmó; echó una última mirada al retrato; era siempre una obra de Esteve. «Excelente», dijo. «Verás cómo se alegra Cayetana».

> *Así ocurrió. Cayetana se complació del aspecto calmado, puro, altivo. «Es posible que hayas hecho mejores retratos míos», le dijo. «Éste me agrada más. ¿No tengo razón, don Joaquín?». Peral extrañado sospechó que Goya se había permitido una broma cruel. «Este retrato enriquece dignamente su colección», contestó. Goya vió y oyó y no hizo una mueca. Estaba a mano con Cayetana.*

23

LA NOCHE AQUELLA en que los amigos estuvieron por última vez con Jovellanos, Agustín predijo sombrío que Manuel derogaría el edicto de Urquijo sobre la independencia de la Iglesia española. Gaspar había gritado: «No se atreverán» o algo parecido. Y ahora, de hecho, el ministro restableció con decreto real la antigua, amarga y cara dependencia de Roma; el hecho, aunque esperado por él, golpeó a Esteve con el peso de una desgracia. Se moría por desahogarse con Francisco. Al dejarle tanta parte en cuadros que él mismo firmaba, Goya le demostraba una amistad más profunda que nunca. Pero su alegría había durado poco. Hacía semanas que Francisco no se prestaba a conversar amigablemente y ahora, que tanto lo necesitaba, Goya no estaba allí. Y su enfado recayó pronto sobre el amigo solamente. Sabía que Francisco se enfurecía sin tasa si se le visitaba en la ermita. Y fué allá.

Cuando Agustín entró, Goya empujó irritado la plancha en que trabajaba, para que el otro no la viese. «¿Te molesto?», preguntó el discípulo en voz muy alta. «¿Qué dijiste?», preguntó rabioso Goya, y le tendió el cuadernillo. «¿Te molesto?», escribió en su cólera creciente Esteve. «¡Sí!», tronó Francisco. «¿Qué pasa?». Indignado Agustín informó: «Manuel acaba de derogar el edicto». «¿Qué edicto?», preguntó Goya. Esteve no pudo contenerse más. «¡Lo sabes perfectamente!», gritó. «¡Y tienes bastante culpa de ello!». «Loco, bobo, borrico elevado al cuadrado», le espetó en voz baja Francisco y luego comenzó a gritar: «¿Y por eso me molestas? ¿No lo hubiera sabido lo mismo esta noche? ¿Qué te crees tú? ¿Piensas que saldré corriendo para matar a don Manuel? ¿O qué?». «No grites así», dijo Agustín con rabia. «¿Y gritas a todo pulmón esas peligrosas estupideces?». Y escribió en el cuadernillo: «Esta casa tiene paredes que oyen. No necesitas aumentar el caudal de denuncias en tu contra». Luego, calmado, dijo amargamente: «Te estás aquí y atiendes a tus tonteras privadas. Si un amigo acude desesperado, le gritas que te deje en paz… ¿Qué hiciste en todo este tiempo en que hundieron a España en la noche maloliente? Retrataste a Manuel, el jefe de los delincuentes, como César y Alejandro y Federico en una sola persona. Eso fué todo lo que tenías que decir. ¡Hombre! ¿Estás ya completamente reblandecido y podrido?».

«No grites así», repuso Goya cansado. «¿No dijiste tú mismo que esta casa tiene paredes que oyen?». Se había tranquilizado totalmente y casi le divertía ver a Esteve que gesticulaba. ¿Había otra persona que en esos amargos meses viera con tal sombría claridad la desgracia de España? ¿Había quien mostrara con tanta evidencia esa situación? Y allí, en el templo de los «Caprichos», Esteve le reprochaba su ceguera, su indolencia, su insensibilidad… «Me estremezco todavía», refunfuñó aún Agustín, «cuando pienso que Jovellanos te incitó a trabajar, a pintar para España. Por tu arte no hubieras debido cerrar los ojos. Pero eres egoísta, sólo piensas en ti. El señor primer pintor tiene que usar consideraciones. Su excelencia no puede arriesgar nada para herir a la canalla bien vestida. ¡Cómo estás domesticado! ¡Cómo estás esclavizado! ¡Qué vergüenza!».

Tranquilo, Francisco sonreía. Y esto irritó aún más a Esteve. «Lógicamente, toda la culpa la tiene la mujer», dijo. «Por ella algo arriesgaste y mostraste tu valentía. Ahora chocheas a su lado. Y te encojes de hombros por lo que te dice Jovellanos. Estás haciendo niñerías, mientras España marcha a la ruina». Goya vió en las acusaciones de Agustín su irremediable furor por doña Lucía. «Hipocondríaco», dijo compasivo, «eterno estudiante, tienes una vislumbre de arte, pero del mundo, de los hombres y de mí no entiendes una higa. Crees que todos estos meses estuve aquí ocioso, incubando mi alma romántica. ¡Oh, no, sabihondo conocedor de almas! Lo que hice aquí es otra cosa distinta». Abrió el cajón, sacó una cantidad de dibujos y aguafuertes y lo amontonó todo delante de Agustín.

La ironía de Goya caló hondo en Esteve, pero la codicia de ver lo que había estado haciendo el amigo fué más fuerte que la irritación. De improviso, salvajemente, el mundo nuevo y monstruoso de los «Caprichos» cayó sobre él con la plenitud de una vivencia inefable, realmente sobrenatural. Miró y miró sin poder quitar los ojos, olvidado de sí, olvidado del edicto. Y entró a vivir en ese nuevo mundo. En algún dibujo visto anteriormente, supo algo de la fatalidad, el desenfado, la brutalidad de esa obra, pero esto era nuevo en su airada belleza; se veía a otro Goya, desconocido, descubridor de un universo más vasto que nunca. Y Agustín miró, saboreó, se estremeció. Goya tuvo paciencia: la forma de mirar era más que un elogio.

Finalmente, vencido, palpitante, hablando con esfuerzo, Agustín dijo: «¡Y nos dejaste hablar tanto! Seguramente te hemos parecido locos y ciegos…». Y viendo que Goya no le entendía bien, comenzó a utilizar el alfabeto de signos, gesticulando violentamente: «Esto tenías en el magín y tal vez ya en el papel,

y nos dejaste hablar…». Incapaz de alejarse de los dibujos, admirado, dichoso, acariciándolos con los ojos y las manos, continuó: «Eres todo un can. Te escondes y haces esto… ¡Hipócrita, emboscado! Sí, los pusiste contra la pared, los actuales y los precedentes». Se rió feliz, abrazó a Goya, se volvió un niño y Goya también se sintió feliz. «Por fin», le dijo, «sabes qué tipo es tu amigo. Sólo sabes injuriar, no me tienes la menor confianza. ¿He decaído? ¿Estoy reblandecido, podrido?». Y ansiosamente preguntó por fin: «¿No son alegres mis dibujos? ¿No son buenos? ¿Logré algo con tu técnica?».

Agustín, fija la mirada en una hoja muy extraña, dijo con leve humillación: «No comprendo bien esto, no lo comprendo aún. El conjunto, sí. Todo el mundo debe entenderlo. *Debe* entenderlo». Sonrió y agregó: «Idioma universal». Goya se quedó perplejo. Se había preguntado qué impresión darían esos dibujos a los demás y si debía mostrarlos; con angustia casi, había desechado esas ideas. Desde que Cayetana se mostrara tan indiferente, había resuelto ocultar para siempre toda esa labor. La tremenda y grotesca lucha con los espectros era sólo un asunto personal. Mostrar los «Caprichos» era lo mismo que correr por Madrid desnudo. Pero Esteve vió la perplejidad del amigo. Tuvo conciencia, como Goya seguramente, de que esas hojas eran peligrosas, mortalmente peligrosas. Quien las mostrara no tenía otra alternativa que entregarse al Santo Oficio como archihereje. Y Agustín sintió en toda su frialdad la soledad de Francisco. Había tenido el valor de arrancar de sí todo eso y de dibujarlo, él solo, sin la esperanza de que alguna vez alguien compartiría sus grandes y tremendas visiones.

Francisco, como leyendo el pensamiento de Agustín, le dijo: «Hubiera debido ser más inteligente. No debí enseñar esta labor a nadie; ni a ti siquiera». Reunió de prisa las hojas; Esteve no se atrevió a ayudarle. Cuando Goya acabó de guardar bruscamente los dibujos, Esteve salió de su perplejidad. No cabía pensar que eso podía quedar oculto por mucho tiempo, para siempre tal vez. «Por lo menos a los amigos deberías mostrarlos», suplicó. «A Quintana, a Miguel. ¡No te encierres tan orgullosamente, Francho! Me obligas casi a considerarte obtuso». Goya puso cara hosca, maldijo, meditó. Pero ardía dentro por mostrar a los amigos su obra.

Invitó a Miguel y a Quintana a la ermita, y también a Javier. Por primera vez hubo más de dos personas allí. A Goya le pareció casi una profanación. Los amigos, exceptuando a Javier, estaban confundidos, desmañados, extrañamente ansiosos. Había vino, pan, queso; Goya los invitó, pero estaba taciturno, arisco. Finalmente, como al acaso, con lentitud, sacó los dibujos del cajón.

Las hojas pasaron de mano en mano. Y de pronto la ermita se colmó con esos seres monstruosos, bestiales, diabólicos. Y los amigos vieron que estas figuras a pesar de sus máscaras y a través de ellas tenían caras más desnudas que hombres de carne y hueso. Eran personas conocidas, cruelmente despojadas de su apariencia y provistas de otra mucho más perversa. Y los demonios horrendos y grotescos eran los monstruos espectrales que, casi inasibles, los amenazaban a ellos mismos, que estaban dentro de ellos, miserables, ignorando y sabiendo, vulgares, tercos, piadosos y lascivos, inocentes y malvados.

Nadie hablaba. Finalmente Goya dijo: «¡Pero beban! ¡Beban y coman! ¡Escancia, Javier!», y como seguían callando, continuó: «Los llamo caprichos». Ellos siguieron en silencio. Solamente el joven Javier contestó: «Yo comprendo». Finalmente se recobró Quintana. «¡Caprichos!», exclamó. «Usted crea un mundo y habla de caprichos»… Goya empujó afuera su labio inferior, contrajo la boca en una leve sonrisa. Pero ya no era posible detener el entusiasmo de Quintana. «Usted me ha superado, Goya», exclamó: «¡Qué chapucero y tonto me veo con mis pobres versos! Ante estas hojas soy un niño que va por primera vez a la escuela y siente que la cabeza le da vueltas por las letras del pizarrón». Miguel dijo: «Es desagradable para un investigador del arte la llegada de algo nuevo que trastorna todas sus teorías. Tengo que volver a aprender. Sin embargo, te felicito, Francisco». Carraspeó y continuó: «Creo que no lo tomarás a mal si en algunos casos descubro influencias de antiguos maestros, por ejemplo de Bosch en el Escorial, o de ciertas tallas de sillones en las catedrales de Ávila y Toledo y, naturalmente, de la iglesia del Pilar en Zaragoza». Javier opinó: «Hasta el más grande artista está sobre los hombros de otro». Esta indiscreción confundió un poco a los amigos, Goya en cambio miró al hijo tan inteligente con una sonrisa de aprobación.

Miguel cavilaba. «El sentido de muchos dibujos me parece claro, pero —perdona, Francho— algunos no los comprendo». «Lo siento», contestó Goya. «Hay cosas que yo mismo no comprendo; esperaba que tú podrías explicármelas». «Yo también lo pensé», dijo contento y discreto Javier. «No se entiende nada y se entiende todo». Agustín en un descuido volcó su vaso de vino, que manchó dos dibujos. Los demás miraron como si hubiese cometido un sacrilegio.

Quintana se dirigió a Miguel un poco excitado. «Aunque una u otra hoja me pareció incomprensible», dijo, «admitirá por lo menos que el sentido del conjunto puede entenderlo todo el mundo. ¡Idioma universal! Ya verá, el pueblo comprenderá todos los dibujos». «Se equivoca usted», contestó Miguel. «El pueblo nada entenderá, ni la mayoría de los hombres cultos. Es una lástima que su tesis no puede ponerse a

prueba». «¿Cómo no?», preguntó Quintana. «¿Piensa usted que esta maravilla puede quedar oculta aquí en la ermita?». «Lógicamente», contestó Miguel. «¿Quiere mandar a Francisco a la hoguera?». Intervino sordamente Agustín: «Si estos dibujos se difunden, la Inquisición enciende un fuego tal que los autos de fe precedentes serán apenas tristes chispas. Usted lo sabe perfectamente». «¡Maldita prudencia!», exclamó amargamente Quintana. «Ustedes acobardan a cualquiera». Esteve señaló algunos aguafuertes. «¿Puede publicarse algo así?», preguntó. «Algunas deberán ocultarse, naturalmente», admitió Quintana. «Pero la mayor parte puede ser publicada. Debe serlo». «La mayoría no puede llegar al público», insistió Miguel. «No se puede omitir tanto que la Inquisición y los tribunales del rey no tengan que intervenir». Y como los demás callaban sombríos irresolutos, agregó conciliadoramente: «Hay que esperar el momento oportuno». «Cuando llegue ese "momento oportuno", será tarde», dijo Quintana. «Entonces los dibujos serán sólo arte y… por eso, inútiles». «Tal es la suerte del artista», observó pensativo Javier. Mas Quintana insistió: «El arte es vano si no ejerce influencia. Don Francisco ha mostrado la angustia secreta y fatal que pesa sobre el país. Basta mostrarla y desaparece. Basta arrancar al coco su ropaje y deja de ser peligroso. ¿Puede haber hecho Goya su obra maestra para nosotros cinco y nadie más?».

Discutieron y polemizaron como si Goya no estuviese allí. Él escuchaba callado, pasando con la mirada de una boca a otra, y aunque no entendía todo, pudo reunir sus argumentos en una forma general. Agotado el tema, estaban ahora mirándolo y aguardando. Astuto y reflexivo, declaró: «Lo que dijiste, Miguel, es justo y también mucho de lo suyo, don José. Mas como por desgracia ambos se contradicen terminantemente, tendré que pensarlo muy bien. Debo pensar también», continuó maliciosamente, «que no puedo permitirme el lujo de haber hecho tanto trabajo para nada. Necesito dinero». Y recogió los dibujos y los encerró en el cajón.

Todos vieron perplejos cómo ese mundo nuevo, embrujado y salvaje, desaparecía. Allí en el deleznable cajón, invisible, estaba lo más grande que mano española creara después de Velázquez. Los demonios de España estaban allí en el cajón, domados, prisioneros.

Mas ¿estaban domados si no se osaba mostrarlos? ¿No se justificaba así su poder? Aquello era sospechoso.

Y las fatales, salvajes, brutales sombras de los espectros y las aún más fatales de los hombres siguieron detrás de los amigos, cuando se marcharon de la ermita, asombrados y llenos de entusiasmo, y a pesar de todo, temerosos y oprimidos.

24

GOYA SE VALIÓ de la impresión de su obra en los demás. Como los amigos, francos y bien dispuestos, no habían comprendido algunos «Caprichos», se dió a separar los más oscuros y personales y a ordenar los restantes. Colocó ante todo aquellos que reproducían casos fácilmente comprensibles. A estas hojas de la «Realidad» hizo seguir los aguafuertes de lo espectral y su influencia. Este orden ayudaba a la interpretación, el mundo de la realidad llevaba al de los demonios, y el segundo grupo, el espectral, explicaba el primero, el humano. Su misma historia, como se la veía allí, el embrollado ensueño de su amor, su ascensión, su dicha, sus desengaños, logró el justo sentido en esta ordenación. Se convirtió en la historia de todos, en la historia de España.

Se dispusó a dar un título a cada dibujo, apenas los hubo ordenado, porque un buen dibujo debía tener su nombre como todo buen cristiano. No era un literato, tuvo que dar con la palabra exacta y esto lo divirtió. Si el nombre resultaba mezquino, agregaba una frase y, al final, cada hoja tuvo nombre y comentario Si el título era suave, el comentario se volvía cáustico; si chocante, la interpretación se tornaba ingenua. Fué una armónica mezcla de formas proverbiales, chistes rencorosos, ingenuas normas campesinas, doctrinas irónicamente piadosas, con sentencias picantes y hondamente sabias.

«Tantalus», escribió debajo del amante desesperado frente a la amada muerta, y comentó: «Si él fuera más caballeresco y menos aburrido, ella resucitaría». Puso «Nadie se conoce» bajo el baile de disfraces; «Hasta la muerte» debajo de la vieja que se hace acicalar para su septuagésimo quinto cumpleaños. El dibujo de la maja en su tocador, mientras Brígida, la alcahueta, reza el Rosario, tuvo como comentario: «Ella reza para sí misma —¿y no tiene razón?— para que Dios le dé felicidad y la libre del mal y de los barberos, médicos y oficiales de justicia, para que sea diestra, astuta y servicial para todos, como su difunta madre». En la hoja de la ramera delante del secretario del Santo Oficio que escucha su condena, escribió Goya: «¡Es feo, muy feo, tratar así a una mujer valiente, que por un panecillo sirvió a todo el mundo con tanta diligencia y sumisión!». Y en la hoja de la bruja acurrucada en hombros del sátiro, prestando juramento: «—¿Juras obedecer y venerar a tus maestros y superiores? ¿Dedicarte a barrer desvanes? ¿A tocar campanillas, a aullar y chillar? ¿A volar, untar, chupar, soplar y asar? ¿A cumplir donde y cuando sea y lo que sea lo que te manden? —Juro. —Bien, hija mía, ahora eres una bruja. ¡Mis mejores votos!».

Mucho meditó en la hoja que debía poner primero. Se decidió por el dibujo de sí mismo, acodado sobre la mesa, cuidando sus ojos de los espectros. Y la llamó: «Idioma universal». Pero el título le pareció demasiado arrogante y puso en su lugar: «El sueño de la razón». Y explicó: «Mientras la razón duerme, la fantasía que sueña produce monstruos. En cambio, unida con la razón, la fantasía se vuelve la madre de las artes y de todos sus milagros». Pero para cerrar los «Caprichos» hizo un nuevo dibujo. Un monje espectral, enorme, horriblemente feo, corre aterrorizado y detrás otro, y delante con la boca abierta de par en par un «chinchilla» y un cuarto espíritu más, otro monje que grita. Y debajo escribió el grito que sale de las tres gargantas enormemente rajadas:

> *«Ya es hora». La hora ha llegado, el tiempo ha corrido. Y todos debían ver que la hora estaba allí. Los demonios estaban liquidados. Fuera, fuera con el Grande autómata, fuera con él y sus compinches, los prelados y los monjes. Ya es hora. Así estaba bien; aquél era el dibujo que debía cerrar los «Caprichos». ¡Ya es hora!*

25

DESDE QUE GOYA mostrara a los amigos los «Caprichos», poco cuidaba el pintor en defender la severa calma de la ermita. Los amigos acudían a menudo y sin reparos. Un día en que estaban allí Agustín, Quintana, y Miguel, este último indicó sonriendo al literato y apuntando a Goya: «Te ha traído algo». Y como Goya mirara inquisitivo a Quintana todo sonrojo, Miguel continuó: «Escribió una oda para ti». Quintana sacó titubeando el manuscrito de la carpeta y quiso entregarlo a Goya. Pero Agustín pidió que lo leyera. Francisco también insistió en ello. «Yo miraré sus labios mientras lea; entiendo casi todo», dijo. Quintana leyó sus versos sonoros. La oda decía que el reino estaba en ruinas, el dominio del mundo, perdido. Sólo sobrevivía —decían los versos— la llama que ardiera en Velázquez y Murillo, ahora en Goya; y la realidad se oscurecía ante la fantasía hechicera del artista.

> … «Sí, vendrá un día,
> Vendrá también, ¡oh Goya!, en que a tu nombre
> El extranjero extático se incline».

De todos los países —proseguían los versos— peregrinarán las gentes a España y se quedarán embelesados ante el arte de Francisco Goya, gloria de su Patria.

Conmovidos, los amigos miraban a Goya, que sonreía un poco confundido y tocado también en el corazón. Repitió parte de los versos, y todos se asombraron de lo bien que había entendido. Quintana enrojeció aún más, y preguntó si no los encontraba exagerados. «Si usted hubiera escrito que soy mejor que David, quizás no exageraba; pero mejor que Rafael, sí me parece excesivo». Pero Quintana contestó fogosamente: «Aun la más alta palabra de loa sería poco para el artista que creó estos dibujos». Goya sabía de la ingenuidad infantil de Quintana y juzgó así sus versos; no necesitaba que nadie dijese que después de Velázquez era el mayor pintor de España. Y era mucho decir. Pero sintió que le invadía una ola de felicidad. Este joven había escrito versos tan soberbios y líricos loando sus dibujos «brutales, bárbaros, sin gusto». Y cuando no habían sido ordenados aún…

Goya tenía prisa por mostrar a los amigos los «Caprichos» como estaban ahora y les dijo con fingida indiferencia: «¿Quieren ver otra vez esos dibujos? Los puse en orden y les di títulos. Además les agregué breves comentarios para los tontos que necesitan una explicación». Los otros estaban sobre ascuas y no se hubieran atrevido a pedírselo. Y nuevamente el mundo que se les abría delante los estremeció. El orden que Goya les diera aclaraba todo su sentido. Hasta Miguel dijo casi con respeto: «Lo que hiciste, Francho, es tu mejor y mayor retrato, la cara de toda España».

Quintana confesó: «Soy libre pensador, pero ahora veré en cada rincón brujas y demonios». Agustín, sombrío y arrogante, declaró: «Y hay gente que considera artista a David…». Cuando llegaron a la última hoja, «¡Ya es hora!», exclamó Quintana: «¡Cierra España!», y bramó entusiasmado, repitiendo el viejo grito de guerra. Pensativo, Miguel opinó: «Los comentarios son notables y aun excelentes. Están para dar impresión de ingenuidad, pero a menudo tornan más aguda la idea». «¿Le parece?», preguntó con fingida inocencia Goya. Y prosiguió a continuación: «Sé bien que mi desmañado castellano no logra interpretar mi pensamiento. Les agradeceré que me aconsejen». Y los amigos se sintieron honrados en poder ayudar al pintor en la gran obra. Miguel tuvo en seguida una frase para el dibujo del viejo avaro que oculta sus tesoros; era una cita de Cervantes, algo como: «Cada cual es como Dios lo hizo y casi siempre aun peor». Los demás también tuvieron sus ocurrencias, para dar a las palabras carácter popular, jugoso y agrio. Todos colaboraron entusiastas y la ermita se llenó de risas y bromas.

Pero Miguel, a pesar de tanta alegría, estaba inquieto. ¿Por qué se habría tomado tanto trabajo Francisco en inventar todo aquello? ¿Acariciaría la idea de publicar los «Caprichos»? Y cuanto más pensaba, más se preocupaba. Este tonto genial de Goya se había dejado contagiar por el fanatismo de Quintana. Y pensó cómo podía impedir al amigo su peligrosa ligereza. Sólo una persona podía lograrlo: Lucía. Las relaciones de Miguel con ella seguían siendo poco claras. Cuando él le contó que había pedido su relevo a Manuel, Lucía lo reconfortó, comprensiva, amable, pero sin calor. Tal vez sabía ya por Pepa o por Manuel algo del asunto. Ella lamentó el distanciamiento del cual era culpable, y pensó en reconciliarlos, pero más tarde. Manuel tenía un consejero de confianza: el abate. El pacto con Reynoso había sido cumplido y don Diego salió del monasterio. La Inquisición, sin perdonarlo, hacía como que lo ignoraba; pero él no debía aparecer cerca de las residencias reales y, mientras la Corte estuviera ausente, podía ir a Madrid secretamente. En ese

momento en que no contaba ya con Miguel, el ministro necesitaba de las dotes del abate.

Miguel, lógicamente, se enteró de todo y le dolió que Lucía y Manuel lo hubiesen eliminado y reemplazado. Preocupado ahora por Goya, tenía un pretexto para conversar en confianza con Lucía. Después de alabarle la novedad y magnificencia de los «Caprichos» y en términos de perito, habló del insensato propósito de Goya de publicar esos dibujos y se quejó de la estupidez de los hombres, sobre todo de los inteligentes. Lucía le hizo coro y le prometió tratar de convencer al amigo.

Lucía fué a verlo. «Sé», le dijo, «que acaba usted de realizar una serie de aguafuertes especiales. No es muy amable de su parte ocultárselos a una vieja amiga». Goya se indignó por la indiscreción de Miguel, mas ¿no se los había mostrado a Cayetana? Lucía le preguntó cuándo podría ver los «Caprichos» en compañía de un amigo común. Goya preguntó a su vez con suspicacia: «¿Quién?». Pensó que se trataría de Pepa a quien no quería enseñar esa obra. Lucía confesó que sería el abate. Asombrado, Goya preguntó: «¿Está don Diego aquí? Tiene pues…». «No», contestó la mujer, «no tiene permiso alguno, pero está aquí».

Goya se quedó consternado; si recibía a un hereje sentenciado, desafiaba audazmente al Santo Oficio. Lucía comprendió y una irónica sonrisa surgió alrededor de sus labios. «¿Cree usted que soy una espía de la Inquisición?», preguntó. Por un instante, Goya sospechó que ella quería entregarlo a Reynoso; ¿no había hecho lo mismo con Jovellanos? No, la suya era una insensatez. Si el abate estaba en Madrid sin que lo detuviesen, nadie le condenaría si no le cerraba la puerta en la cara. Siempre le ocurría así con Lucía; ante ella, por un segundo, dudaba ridículamente de la mujer. Y ahora que había vencido su angustia de español y dibujado los «Caprichos», se había dejado sorprender por ella en un instante de cobardía. «¡Carape!», maldijo en su fuero interno.

Le seducía mostrar su obra a Lucía, que siempre lo había atraído, a pesar de su prudencia; había algo común en ellos: ambos habían llevado consigo lo plebeyo en su ascensión. Ella comprendería mejor que ninguna otra mujer y era casi una venganza contra Cayetana mostrarle los dibujos. «Doña Lucía», dijo secamente, «salude de mi parte a don Diego y hágame el honor de estar con él en mi estudio de San Bernardino el jueves a las tres».

Cuando llegó con Lucía, el abate parecía poco cambiado. Vestía sencillamente a la moda francesa y se esforzaba en mostrarse tranquilo, reposado, espiritual, un poco cínico, como antes. Pero Goya notó el esfuerzo y la inseguridad; se apresuró a abreviar la conversación preliminar y sacar los dibujos del cajón. Lucía y el abate contemplaron los «Caprichos». Sucedió lo previsto por el pintor: Lucía depuso su máscara; en su rostro se dibujó una fanática aprobación. La mujer se embebía de la vida violenta que emanaba de las hojas y se reflejaba luminosa en ella. El abate se mostró buen conocedor, ante los aguafuertes, de la «realidad» y habló con inteligencia de la parte técnica. Luego, a medida que los dibujos se tornaban más audaces y fantásticos, se calló y su cara tomó la misma expresión que la de Lucía.

Estaban inclinados ambos sobre el grabado de la pareja atada, con el búho fatal sobre sus cabezas —«¿No hay quien los desate?», se llamaba la página— y Goya se sintió colmado de gloria al ver cómo miraban el dibujo y su propio destino. Y desde ese momento, mientras pasaban revista al resto de la serie, hubo entre los tres una comunión superior a todas las palabras. Finalmente, disimulando su alegría, dijo Goya rudamente: «Bueno, ya basta», y se dispuso a guardar las hojas. Infantilmente, los dos se resistieron a dejar el dibujo que tenían en las manos. «Creía», dijo ella, «que me sabía al dedillo todo esto. Sólo usted me hace ver ahora el espantoso entrelazamiento de la vulgaridad y la tontería». Se sacudió estremecida y exclamó: «¡Porquería!»; fué una cosa extraña oír surgir la vulgar palabreja de los labios finos y largos de la dama.

Señalando la paginación, el abate dijo: «¿Serían setenta y seis dibujos? ¡Son más de mil! ¡Es el mundo entero! ¡Toda la grandeza y la miseria de España!».

Pero ahora, Goya tomó finalmente los aguafuertes y los guardó. El abate siguió con la mirada fija, salvaje y perdida, puesta en el cajón. Goya supo lo que pasaba en él; lo había visto de rodillas en Tarragona. Los «Caprichos» eran la venganza de todos los pisoteados, la del abate también; en los «Caprichos», don Diego también gritaba su odio y su desprecio a la cara de los audaces dominadores. Y en voz baja, lenta, pero vehemente, el abate dijo: «Es inconcebible que esto exista y nadie conozca su existencia». Goya sintió el cálido anhelo del abate, para que todo el mundo viese la cara desnuda de los infames que regían a España, tal como él los había reflejado en aquellas páginas. Más fuerte que nunca sintió la tentación de lanzar los «Caprichos» al mundo, y con voz ronca resolvió: «Los haré publicar».

Pero el abate se arrancó de su ensueño y volvió a la realidad de ese taller y de Madrid. Y como si conversara, dijo: «Naturalmente, usted bromea, don Francisco». Goya lo miró a la cara y vió detrás de la máscara elegante una cara de muerto, porque ese hombre no era otra cosa que un muerto, que pasaba oculto en ese mismo Madrid donde había brillado, viviendo ahora sólo de la compasión y el favor de la

mujer por quien se había dejado anonadar. Era un muerto empeñado en conversar elegantemente: Goya vió un «capricho», un cadáver apoyado con gracia en un piano y fumando un cigarro… Sintió miedo de este ser que parecía vivo y estaba muerto. «No he comprendido», dijo tontamente.

Lucía lo estaba mirando a la cara sin quererlo, pero también sin reírse de él. «El abate cree», dijo despaciosamente, «que usted debería ser más prudente». De pronto, Goya entendió la combinación: Lucía le mostraba al abate para que viera con sus propios ojos lo que les pasa a los mártires. La advertencia de Lucía era oportuna. Había sido un niño; la «gloria de España», los versos de Quintana, lo habían mareado, la vanidad había vencido a la razón. Quiso asir con la mano su «gloria», se merecía la severa mirada, la reprimenda de la mujer. Había hecho bien en traerle al abate, para que su espectáculo pusiera en su lugar su vieja cabeza todavía tan poco sabia y cuerda.

> *Simplemente dijo: «Tiene usted razón, doña Lucía», y volviéndose a don Diego repitió: «Tiene razón». Pero Lucía, antes de marcharse, señalando al cajón que guardaba su verdadera gloria, le dijo: «Gracias, Goya. Ahora que existen estas páginas, no me avergüenzo de ser española». Y ante los ojos de don Diego besó a Francisco en la boca, ardiente e impúdica.*

26

EL DOCTOR PERAL visitó a Goya en la ermita; el pintor adivinó en seguida que lo traía algo importante. «Debo comunicarle algo», dijo el médico después de los saludos. «Vacilé mucho en hacerlo y quizá me equivoque. Mas usted me permitió ver a la duquesa con los ojos de usted en los "Caprichos" y además ser testigo del juicio de ella sobre aquel retrato. Debo suponer que ambos somos íntimos amigos de la duquesita». Goya guardaba silencio esperando. Peral continuó inseguro; preguntó si Francisco no había notado pequeños cambios en ella en los últimos tiempos. Francisco creyó que ella había descubierto la broma con Agustín; admitió que la mujer le parecía algo cambiada. Peral, con simulada indiferencia, fué al grano: «Es otra. Porque está embarazada».

Goya se preguntó si había entendido bien, pero sabía que sí. «Está embarazada»; había dicho Peral y él pensó que la palabra también estaba «preñada» de sentido. Trató de dominar su reacción. Peral no debió haber hablado, él no quería ser iniciado en las feas intimidades de Cayetana, pero el médico continuó con sus indeseables confidencias; hasta se las escribió en el cuadernillo. «Antes, en estos casos, la duquesa tomó medidas a tiempo. Esta vez», apuntaba Peral, «en las primeras semanas quiso tener un hijo, sólo más tarde cambió de opinión. Demasiado tarde, por cierto, porque la cosa tiene sus riesgos». Goya leyó. «¿Por qué me lo comunica?», preguntó malignamente. Pero el doctor no contestó y lo siguió mirando. Supo Goya así que el niño era suyo, como comprendiera en seguida. Cayetana quiso tener el hijo de él y ahora ya no lo deseaba. Peral volvió a escribir: «Sería conveniente, don Francisco, que la convenciera de evitar la intervención». Roncamente, casi gritando, el pintor dijo: «No me corresponde meterme en lo que resuelva la señora duquesa. Nunca lo hice, nunca lo haré». Pensó casi delirando: «¡Embarazada! Mató a su marido, mató a mi Elenita, me matará a este hijo». Y dijo en voz alta: «No hablaré una palabra de esto con ella». El médico palideció un poco y escribió: «Por favor, comprenda, don Francisco, es peligroso realizar la intervención». Goya leyó y se encogió de hombros: «No puedo hacerlo, doctor», replicó como disculpándose. Peral dejó de escribir; arrancó la hoja del cuaderno y la rompió en trocitos.

Goya habló: «Perdone mi violencia, don Joaquín». Buscó los «Caprichos», sacó dos: el de la asunción de Cayetana al cielo o al infierno y el de la mujer de dos caras y del amante obseso. «¿Quiere estas hojas, doctor?», preguntó. Peral enrojeció: «Gracias, don Francisco», murmuró.

Pocos días después, llegó un mensaje de Peral pidiendo que Goya fuese en seguida a la Moncloa. Y Goya fué, vió la cara del médico y supo que no había ya esperanzas. En la habitación oscurecida donde yacía Cayetana se había pulverizado perfume, sin que pudiera ser vencido un leve mal olor dulzón que procedía de la alcoba. Las cortinas estaban corridas, Peral le indicó a Goya que las apartara y se alejó. Francisco obedeció. Al lado del lecho, seca, dura, petrificada, estaba la dueña. Francisco se colocó al otro lado.

Cayetana yacía con la cara amarilla, casi de cera, los ojos hundidos y cerrados. Goya imaginó a menudo que las altas cejas eran arcos de puertas detrás de las cuales nunca supo lo que pasaba. Deseó ardientemente que los párpados se abriesen; conocía aquellos ojos que no otorgaban la menor seguridad; ahora, esta última vez, si abría los ojos, él vería la verdad. Claras, como si estuviesen allí materializadas, escuchó las últimas palabras que llevó consigo en su sordera: «… Siempre y sólo a ti…». Por lo tanto ella sabía que su amor por él traería la ruina y había aceptado voluntariamente el amor y el peligro. Y él no la había pintado nunca, a pesar de tantos pedidos. No había podido. Tal vez porque no quería ponerla en riesgos. Y allí yacía moribunda, a pesar de todo.

La miraba confundido; no era posible pensar que ese corazón ardiente, caprichoso, arrogante había dejado de latir. Le ordenó que se moviese, que abriese los ojos y aguardó con violenta impaciencia. La insultó porque no obedecía. Pero ella no abrió los ojos, no habló; estaba ocupada con su debilidad, con su muerte. Un sentimiento de monstruosa soledad, de enorme extrañeza lo invadió. Habían estado unidos como nadie quizás y ¡qué extraños habían sido uno al otro! ¡Qué poco conocía ella la realidad y el arte de él! ¡Y qué poco la conoció él mismo! Su «Tantalus» mentía; ella había muerto.

Doña Eufemia se le acercó, dura, hostil; le apuntó: «Váyase usted ahora. Llega la marquesa de Villafranca». Goya comprendió; él había deshonrado a la duquesa de Alba durante tantos años y debía dejarla morir e irse dignamente, por lo menos. Casi se sonrió. Hubiera debido alejarse con una palabra audaz y cínica en los labios. Yacía ella allí quebrada y maloliente y no más digna de la presencia de la familia Villafranca que de la suya. La dueña lo acompañó hasta la puerta. «Usted la mató, señor pintor», le dijo con un odio sin límites en los ojos. Peral estaba en la antecámara; los dos se inclinaron sin decir una

palabra. Por el vestíbulo cruzó el sacerdote con el Santísimo; Goya se arrodilló con los demás; Cayetana poco percibiría de esta visita, como de la de su suegra y de la de él…

El pueblo madrileño, inclinado a los rumores, cuchicheó que también ahora se trataba de un envenenamiento, dispuesto por la italiana, la reina, la rival. La inquina que le tenían desde la muerte del duque, se trasformó en compasión, amor y veneración. Corrieron emotivas anécdotas acerca de su sencillez, de su llaneza, de sus juegos con los pilluelos en la calle, de su generosidad con todos los necesitados.

Todo Madrid participó en los funerales. Los Villafranca exhibieron toda la pompa tradicional, pero no se esforzaron en demostrar pena. Sólo la bondadosa María Tomasa compadeció a Cayetana, tan hermosa y tan prematuramente muerta. La anciana marquesa contempló con desprecio el sincero pesar del pueblo. Cayetana había amado al pueblo y el pueblo la amaba. La marquesa parecía de hielo. La misma mano por la que esta perdida había hecho eliminar a su hijo, la había eliminado a ella. María Antonia apenas movió los labios para rezar una oración por la muerta y lo que decía para sí misma no eran palabras piadosas.

En su testamento, la duquesa de Alba había dejado mandas para doña Eufemia, para la doncella Fruela, la numerosa servidumbre de sus posesiones y hasta para el bufón Padilla. ¡Curioso testamento! Estaban favorecidos con sumas de dinero, a veces muy fuertes, personas apenas conocidas, estudiantes que se le cruzaron por el camino, un monje casi idiota recogido en una de sus casas de campo, un expósito encontrado en uno de sus castillos, varios actores y toreros. A Goya y Lucientes le dejaba un anillo muy modesto y nada más; a Javier, una renta bastante escasa. Peral en cambio recibía medio millón de reales, una de las casas de campo de Andalucía y un grupo de cuadros elegidos.

Le molestó a la reina que joyas por ella envidiadas pasaran a los domésticos y otra gentuza; a despecho de las tradiciones, la de Alba no dejaba una sola propiedad a los Reyes Católicos. Don Manuel también estaba desilusionado; creyó poder cambiar con el heredero cuadros de las galerías de los Alba, que recibía en cambio el antipático doctor Peral. La reina y el primer ministro se felicitaron cuando don Luis María de Villafranca, décimocuarto duque de Alba, impugnó el testamento. Cayetana había sido confiada y además ignorante en cosas de negocios. Se sospechaba que ciertos legados, sobre todo los que favorecían insensatamente a Peral, a la dueña, a Fruela, habían sido logrados con engaños. Hasta la muerte imprevista de Cayetana era sospechosa. Se barruntaba que el codicioso médico, loco por el arte, apenas estuvo seguro del testamento, apresuró la posesión de sus legados, eliminando a la duquesa. La reina pensó que un proceso contra el doctor haría callar los rumores absurdos que ofendían su sagrada persona. Ordenó a Manuel que cuidara personalmente se hiciese luz sobre la muerte de su primera dama de Corte y el testamento.

Se formuló acusación por captación de herencia contra el doctor, la dueña y Fruela; los acusados fueron detenidos, la herencia cayó bajo secuestro. Se demostró rápidamente que la testadora había obrado bajo influencias criminales; se declaró nulo e inválido el testamento. El procedimiento contra los tres arrestados continuó. Las mandas anuladas fueron asignadas a la masa hereditaria, en poder del nuevo duque, quien pidió a don Manuel que seleccionara algunos cuadros, como premio de su intervención en el asunto. Muchas telas, que seguramente interesaban al infante, habían desaparecido misteriosamente. La reina, empeñada con tanta magnanimidad en aclarar la muerte de Cayetana, fué invitada a aceptar graciosamente, como recuerdos, algunas alhajas dejadas por la difunta primera dama.

Y pronto algunos de los cuadros de Cayetana enriquecieron las galerías del infante. Y en el cuello de la reina, en sus brazos y en sus manos resplandecieron collares, pulseras y anillos, que pertenecieron a las famosas joyas de la difunta duquesa de Alba.

27

GOYA NO PUDO inducir a los amigos a sincerarse con él acerca de la muerte de Cayetana; ellos temían la reacción, que no llegó. Sombrío, parco en palabras, se retiró el pintor a la quinta. Trató de evocar a la muerta, pero no pudo. No veía más que la figura de cera encerrada en sí misma y en su mal olor. Le había ordenado en vano abrir los ojos. Su rencor por los abismos de Cayetana se había suavizado antes de esa muerte; ahora lo colmaba con mayor violencia. Paseaba por el amplio jardín, solemne, erguido como un aragonés que era, cavilando. Cayetana había desaparecido. No creía Goya en el paraíso y el infierno de los frailucos; su paraíso y su infierno eran de este mundo. Ni la tierra existía ya sin ella.

No quedaba nada de Cayetana por culpa de él. Sus retratos eran sombras tristes y mezquinas sin pizca de su magnificencia; hasta la pintura de Agustín decía más de ella. Su arte había fracasado. Lo más claro era todavía lo conservado en los «Caprichos». Pero allí estaba retenido solamente lo nigromántico; de su luz, de su hechizo no había nada ni en cuadros ni en aguafuertes. «Los muertos abren los ojos a los vivos», decía la gente. La Cayetana muerta no se le abría; él no la comprendía, nunca la había comprendido. Tan ajena ante sus cuadros y sus grabados, no había estado ninguna otra mujer nunca. «Carentes de gusto, bárbaros»… Quizás fueron los «Caprichos» los que le hicieron cambiar de propósito y matar al hijo de él antes de darlo a luz… Trató de ser justo con ella; sí, desde el primer instante ella lo había odiado, pero él también la había odiado desde el momento en que la vió en el estrado por primera vez. Nunca acabó con ella, nunca acabaría; hasta en los momentos más ardientes, su pasión crecía por el odio. Ella había dicho palabras de amor al ser que creía dormido; él no podía decir, ni a la muerta siquiera, que la había amado. Lloró Goya lágrimas abundantes, desvergonzadas e indignas sobre sí mismo y sobre ella; pero esas lágrimas no se llevaron nada, ni del odio, ni del amor.

Era cosa baja insultar a la muerta indefensa. Se persignó delante de la Virgen de Atocha, a la que la primera noche Cayetana cubriera con la mantilla. Y rezó: «Y perdónanos nuestras deudas, así como nosotros perdonamos a nuestros deudores». Hasta sus oraciones eran viles, porque él no la perdonaba.

Se sintió desnudo como la quinta. Su vida había gozado de plenitud, ahora sentía aburrimiento; nada le atraía, ni placer, ni mujeres, ni manjares o bebidas, ni ambición, ni triunfo. Ni el trabajo; el simple olor de los colores o de la tela lo dejaba vacío. ¡Concluido con todo: con el arte y con Cayetana! Estaba dicho lo que tenía que decir. Los «Caprichos» estaban allí en el cajón, terminados. Mas no, no había concluido con Cayetana. Le dolía la injusticia de la reina y de Manuel con la muerta. Le enfurecía pensar que Peral y la dueña estaban en la prisión y que la memoria de la mujer era pisoteada por tantos rumores. Él solo podía ser injusto con ella; nadie más. Tampoco con los «Caprichos» había concluido. «El arte es vano, si no ejerce alguna influencia», había dicho Quintana. Era cierto. Ocultar una obra creada es como provocar un aborto.

Jugó con la idea de lo que sucedería si publicaba los aguafuertes. A veces, si alguien comete una monstruosa audacia, los que están arriba se quedan paralizados. El joven Goya hubiera sentido la tentación de la gran aventura. Si ahora mostrara a todo el mundo lo que pensaba de los enemigos de Cayetana, ¿no sería una expiación por lo que él mismo le había hecho? ¿Un sacrificio fúnebre? Tal vez ella misma vería lo que representaban los «Caprichos» y junto con Brígida se rompería la cabeza sobre ellos. Ciertamente, publicar eso era irrazonable, mas ¿estaba ya tan envejecido que sólo obraría razonablemente? ¿Se había convertido en un cobarde como Miguel? No era digno de Goya esconderlos en la ermita por pusilanimidad.

Interrumpió la tarea de Esteve. «He pedido el coche», le dijo. «Vendrás conmigo. Llevaremos los “Caprichos” a la quinta». Asombrado, vió Agustín la cara sombría y resuelta y se calló. Fueron en silencio a la ermita y con esfuerzo llevaron hasta el coche las planchas, los dibujos, los grabados, el cajón y la pesada prensa, bajo la mirada sorprendida de los vecinos. Tuvieron que subir y bajar las escaleras infinidad de veces, el lacayo quiso ayudarles, pero Goya lo rechazó hosco. Callados siempre, regresaron con los ojos fijos en el cajón. Y ambos lo llevaron todo al estudio.

Llegaron visitas, la duquesa de Osuna, el marqués de San Adrián, otros más que se creían amigos de Goya, todos acuciados por la curiosidad. «Seguramente quisieran saber lo que hay en la caja», dijo él malicioso. «Tal vez se lo muestre. Valdría la pena». También de Cádiz llegó el armador Martínez. Apuntó en el cuaderno de Goya: «Ambos hemos perdido mucho, Excelencia. Una gran dama, maravillosa y última floración de la vieja España…»; y agregó: «Lástima de cómo se dispersa y se esfuma la herencia. Toda una serie de cuadros ha desaparecido; hasta la misteriosa Venus desnuda; tristemente desaparecida sin dejar huellas. Una propuesta: ¿no sería posible que un conocedor de confianza, que paga bien, tuviese por lo

menos una copia?». Goya leyó y su cara se ensombreció. Martínez dijo en seguida: «No, no, nada he dicho» y rompió la hoja.

Martínez pasó revista al estudio desnudo con interés y curiosidad, pero sus ojos volvían siempre a la caja. Finalmente preguntó si era posible saber lo que el señor primer pintor había producido en esos meses. Goya pensó un momento, sonrió y repuso: «Me honra el interés de un conocedor tan culto y generoso»; sacó algunas hojas: la serie del burro y luego la de las majas. Y cuando notó la reacción del huésped, se decidió y le mostró también la asunción de Cayetana. Martínez resopló, se sonrió, se acaloró. Dijo: «Esto es para mí. Todo lo que tiene en la caja es para mí». Balbuceó, escribió al vuelo, volvió a hablar. «Usted vió mi colección, tiene, pues, que admitir que esta obra maestra corresponde a mi colección. ¡Plus ultra! Fué mi lema siempre el de su arte Francisco. Usted llegó más alto que Murillo. ¡Véndame la caja, Excelencia! No encontrará un comprador y conocedor más digno y devoto». «He bautizado a los aguafuertes con el nombre de “Caprichos”», dijo Francisco. «¡Excelente título!», exclamó entusiasmado el armador. «¡Qué fantásticas ocurrencias! ¡Maravillosas! Bosch y Breughel y Callot en uno, y todo español y aun más salvaje y grandioso». «Pero ¿qué quiere comprar realmente, señor?», preguntó amablemente Goya. «Usted conoce apenas un par de hojas de la colección. Hay cinco o seis veces más; diez veces más». «Lo compro todo» declaró el señor Martínez. «Todo, las planchas, las copias y aun la caja. Mi oferta es terminante. Póngale usted el precio, Excelencia».

«Aumente como quiera ese precio», agregó: «No regatearé tratándose de obras suyas. Nadie más verá nunca esta maravilla…». «Si tuviera que imprimir y publicar los “Caprichos”», dijo Goya, «le enviaré la primera copia». «¡La primera!», suplicó Martínez. «¡Las tres primeras! ¡Y las planchas!». Le costó mucho a Goya alejar de la quinta al armador excitado.

28

ESA PRIMAVERA llegaron malas noticias sobre la suerte de Jovellanos. Manuel había concedido a la Inquisición el permiso para proceder contra él y, una noche, el anciano fué arrestado mientras dormía en su casa cerca de Gijón. El hereje fué llevado por el largo camino hasta Barcelona encadenado, a la vista de todo el mundo, y encerrado en un monasterio de la isla de Mallorca, en una celda sin ventanas. Se le prohibió el uso de libros y papel y todo contacto con el mundo exterior.

«Ya es hora», dijo Goya a Agustín. «Concluiré los "Caprichos". Procúrame el papel. Los imprimiremos juntos. Creo que trescientos ejemplares bastarán para la primera tirada». Esteve había observado con inquietud que Goya solía señalar a sus visitantes el misterioso contenido de la caja. «¿De verdad?», balbució consternado. «¿Te sorprende?», gruñó Francisco. «¿No hubo una vez alguien que vino corriendo a gritarme que me estaba pudriendo? Entonces tu Jovellanos era apenas un desterrado; ahora está encadenado, sin aire ni luz, en un sótano». «¡Estás loco, Francisco!», estalló Agustín. «No puedes hacernos eso. No puedes dar gusto a la Inquisición». «Imprimiremos los trescientos ejemplares», ordenó Goya. «Mis amigos considerarán esto como lo correcto, lo único correcto y posible. Un tal Quintana, por ejemplo». «Lo sabía», lamentó Agustín con amargura. «El incienso de Quintana se te subió a la cabeza, la oda de tu inmortalidad». «Me río de la inmortalidad», dijo Goya tranquilo. «Mientes como un cochino», contestó Esteve irritado. «No me insultes», ordenó Francisco, sorprendentemente tranquilo. «No te faltó ocasión para convencerme de que hiciera política con mi arte. Y ahora que atormentan mortalmente a don Gaspar, tendría que callarme… Así son ustedes los políticos y los proyectistas. La gente culta charla, la valiente obra». «Sería verdadera locura», insistió Esteve, «sacar los "Caprichos" de la caja. Estamos en guerra y el Santo Oficio puede hacer lo que quiera. ¡Entre en razón, Francho! Un hombre puede matar a su padre y salvarse tal vez, pero quien difunda hoy los aguafuertes comete un suicidio». «No te lo consiento», gritó Goya. «Soy español y un español no se suicida». «Es un suicidio», porfió Agustín. «Y tú lo sabes. Y no lo haces por dignidad o por política. Desde que se murió esa mujer, todo te parece vacío. La mujer tiene la culpa. Aun muerta trae desgracia».

Ahora Francisco se enfureció. «¡Cierra el pico!» gritó. «Y si te niegas todavía a ayudarme, me buscaré a otro». «Puedes buscar, no hallarás a nadie», contestó aullando Esteve. «¡Sólo yo estoy loco y te aguanto!». Y salió del cuarto, abandonó la quinta, y aunque Goya no podía oírlo, golpeó violentamente las puertas detrás de sí.

29

VENCIENDO SU MIEDO, corrió a casa de Lucía; había sido la única que lograra sacarle a Francisco esa loca idea de publicar los «Caprichos». Se quejó con ella porque el señor de Goya, a raíz de sus desgracias, se había resuelto a imprimir y difundir los aguafuertes. «¡Por caridad, ayúdelo usted, doña Lucía!», la suplicó. «Por amor del cielo, no lo deje hundirse en la ruina. Es la figura más grande de España». Mientras él, desamparado y aturdido, la hablaba, Lucía lo miró atenta. Y vió dentro de él. La amaba, pero en su corazón la acusaba de haber aniquilado a sus amigos, al abate, a Miguel y, sobre todo, a Jovellanos. Y debía sufrir viéndose obligado a suplicarla. «Es usted un amigo fiel, Agustín», le dijo. «Haré todo lo que pueda».

Lucía creyó comprender lo que impulsaba a Francisco en ese momento. Para salvarse de su pena, necesitaba del peligro. Por otra parte, era un campesino de Aragón, acostumbrado a unir la audacia a la prudencia; aunque se lanzara a una aventura elegida por él, no despreciaría una buena defensa. Ella vió una posibilidad de protegerlo de la Inquisición, pero el plan necesitaba preparación, importaba impedir que Francisco se precipitara en demasía.

Fué a verlo. «Usted sabe lógicamente», le dijo, «cuán peligroso es su propósito». «Lo sé», contestó Goya. «Hay medios para disminuir el riesgo», declaró ella. «Ya no soy un chiquillo», protestó Goya. «Prefiero tomar una brasa con las tenazas y no con la mano desnuda. Pero hay que tener unas tenazas». «Las negociaciones de paz en Amiens», explicó Lucía, «no se desarrollan como desearía don Manuel; necesitaría allí de un agente de fiar. Si Miguel se declara dispuesto a trabajar de nuevo con el ministro, podría lograr algo para la causa liberal y por un hombre que quiere». Goya no perdía de vista los labios de Lucía, que continuó: «Ofreceré pronto una tertulia sólo para mis íntimos. Estarán el infante, Pepa y, espero, Miguel. ¿Puedo contar con usted y con don Agustín?». «Iré», contestó Goya y prosiguió con calor: «Usted se esfuerza mucho, doña Lucía, en cuidarme de las consecuencias de mi necedad. Es capaz todavía de meter en el tratado de paz un par de cláusulas para eso». Y su rostro se ensanchó en una sonrisa. «Ahora tiene usted más de zorro que de león», replicó la mujer sonriendo también.

Los negocios políticos eran familiares para Lucía y las estrellas, favorables. En Amiens, donde Inglaterra, Francia y España discutían la paz de Europa, debían resolverse problemas que, como era claro para Lucía, interesaban personalmente a Manuel, quien deseaba obtener ventajas para el Papa; esperaba de éste grandes honores. Debía, además, demostrar a la reina que era indispensable, y lograr condiciones de favor para las regiones italianas cuyos príncipes estaban emparentados con ella. Sobre todo, debía desear más jurisdicción para el reino de Nápoles y la eliminación de los gabachos: las tropas de Bonaparte. Con eso eliminaría también los obstáculos al casamiento de la hija menor de la reina con el heredero del trono napolitano; la infanta Isabel —Manuel nunca lo ocultó ni a Pepa ni a Lucía— era hija del ministro y le halagaría verla ciñendo corona real. Los intereses de Manuel no coincidían siempre con los de España, y como el embajador Azara, representante del reino en Amiens, no era amigo de él, el infante necesitaba de un agente que estuviera de su parte. Lucía estaba convencida de que Miguel podía pedir un alto precio para representar a Manuel en la conferencia.

Doña Lucía invitó a Manuel a su tertulia y vió con satisfacción cómo se iluminaba la cara del ministro al decirle que contaba con la presencia de Miguel. Éste se hizo de rogar, pero también se alegró visiblemente de la ocasión de encontrarse con Manuel.

Se reunió en torno de Lucía el mismo grupo de la velada en que Pepa conoció a Manuel; sólo debió faltar el abate. Las paredes estaban aún más cubiertas de cuadros, entre ellos el retrato de Lucía hecho por Goya. Hacía poco que Miguel había reconocido dolorosamente toda la mágica fidelidad de esa obra. Francisco había anunciado con escalofriante previsión el verdadero ser y el ulterior destino de Lucía; ahora la Lucía de carne y hueso se fundía con la mujer del retrato. El rostro de Miguel permaneció también esta noche luminoso y amable, aunque en su alma hirviera la tormenta. Se dijo que era afortunado; la gran obra de su vida, el Léxico, había adelantado mucho en esos meses de ocio forzoso, y estaba casi terminado. Allí, entre los tesoros de arte que amaba estaba su Lucía que amaba; los disgustos habían pasado. Y ahora dependería de lo que su ofensor le pidiera, si volvía o no a su gozo de regir el destino de España desde la sombra. Pero en su esperanza había un asomo de perplejidad; su hermosa seguridad había desaparecido; podía decir con firmeza: «Esto es bueno, esto es malo», pero ahora sólo su voz era firme, no su mente.

En cambio, rebosaba de satisfacción como nunca el corazón de Esteve. Nada sabía en detalle, pero sí que la tertulia ocurría porque Lucía quería ayudar a Goya. Mucho importaba por de pronto el encuentro de

Miguel y Manuel, en presencia de Francisco, por añadidura. Agustín se felicitó por haber vencido su timidez con Lucía y dado pasos para evitar a Goya las consecuencias de una locura. Hasta su propio futuro le parecía más claro; quizás llegara a ser algún día pintor de primera fila. Era lerdo y pesado, pero así son aquellos que suelen llegar muy arriba. Y aunque así no fuese, nunca se quejaría; era mucho ser un afortunado ayudante de Goya.

Lucía también se complacía de su velada. Sus invitados habían experimentado muchos cambios, ella había participado en esos cambios y estaba por dirigir destinos aún, de su tierra y de sus íntimos. Lástima que faltara don Diego que saborearía la broma de hacer colaborar a Manuel para que el mundo guardara para siempre en los «Caprichos» la ilustración de su bajeza. El ministro había acudido resuelto a reconquistar a Miguel. Quería hacer honor una vez más a su lema: «Una onza de paz vale más que un quintal de victoria». Volverían a llegar de América sin obstáculos los cargamentos de oro y de plata; España tendría de nuevo dinero y alegría, y eso, gracias a él. En esas circunstancias podía ser magnánimo con Miguel y si éste sacudiese fuerte el árbol de Amiens, caerían seguramente frutos magníficos.

Apenas besó la mano a Lucía, Manuel se acercó ruidosamente a Bermúdez, lo palmoteo, trató de abrazarlo. «Me alegro mucho», exclamó, «volver a verte. Creo que me dijiste algunas groserías y que yo contesté con poco tacto. Ya olvidé ese disparate. ¡Olvídalo tú también!». Miguel había consultado a Maquiavelo, debía dominarse, pero contestó duramente: «Había ciertas razones en el disparate». «Tú sabes», continuó el infante, «en qué situación me hallaba. Pero las cosas han cambiado. Deja que llegue la paz y veras adónde echamos a los frailucos. No pongas esa cara, Miguel. Te necesito en Amiens. No puedes negar ni a España ni a mí este servicio». «No dudo, don Manuel», repuso Bermúdez, «que usted está resuelto a una política liberal, pero a pesar de la paz, temo que al final se aprovecharán de ella sólo el Papa, el Gran Inquisidor y un par de Grandes bestiales».

Manuel se tragó la irritación por la resistencia de Miguel; habló de grandes empresas liberales proyectadas. Llevaría a cabo la regulación fluvial, crearía institutos agrícolas modelo y grandes laboratorios; pensaba fundar tres universidades más; aliviaría la censura, tal vez la suprimiría. «Tráeme una buena paz», exclamó, «y verás a España florecer al sol del iluminismo». Hablaba con toda su voz y nadie dejó de escucharle. «Proyectos maravillosos», dijo Miguel, pero seco, objetivo, disimulando casi del todo la ironía. «Pero, don Manuel, creo que usted subestima las dificultades que encontrará. No tiene tampoco una idea clara de la arrogancia cobrada en estos meses por el Santo Oficio. Todo un Goya debe pensar dos veces si puede publicar ciertos magníficos dibujos». Sorprendido, Manuel se volvió hacia el pintor. «¿Es verdad, Francisco?», preguntó. Y Pepa inquirió: «¿Qué dibujos?». Manuel, gruñendo bondadoso, prosiguió: «¿Por qué no has venido a verme, mal amigo?» y se llevó a Goya hasta una mesa. «Tienes que hablarme de esos dibujos», insistió. Y Pepa se les reunió.

Goya advirtió con qué habilidad Miguel había tendido la trampa al ministro y gozó de ese paso gigantesco que daría la peligrosa aventura. Pero su alegría duró poco. Manuel, golpeándole en las costillas y sonriendo a Pepa, dijo: «Muy bien, querido, ahora confesarás: ¿pintaste otra Venus desnuda?» y lanzó una carcajada. Goya recordó las alusiones de Martínez acerca de los cuadros de Sanlúcar. Ya tenía el cabo del ovillo. En la cara de fauno de Manuel, en la indolente de Pepa pudo leer el final de los cuadros. Hallados al hacer el inventario de la herencia, se había descubierto el doble cuadro, ahora en poder de Manuel, quien interpretaba las palabras de Miguel como que Goya acababa de pintar algo parecido y temía a la Inquisición. Imaginó cómo Manuel y Pepa, delante del cuadro, palpaban casi con sus ojos vulgares el cuerpo de Cayetana, avivando su propia lascivia con la visión. Sintió invadirle el furor y a duras penas se contuvo de gritar.

Pepa vió con angustia y placer, cómo se le ensombrecía la mirada; Manuel interpretó mal esa reacción. «Sí, don Francisco», bromeó con estúpida astucia, «lo hemos pescado. Ni los franceses lo hubiesen hecho mejor. Pero no tema. Las telas están en manos de un conocedor que tiene el poder de reírse de la Inquisición. Las dos damas están ahora en mi colección y colgadas en la misma forma que en la Casa de Haro». Con esfuerzo, Francisco dominó su rencor y casi sonrió maliciosamente. Pensó que tocaba a este tonto exhibirse como protector de los «Caprichos», pero edificando el estrado en que se expondría toda su vulgaridad. Pensó que no se echaría a perder la dulce venganza.

Pepa, bella, blanca e indolente, jugaba a la condesa de Castillofiel. Hasta ese momento se había callado. Pero ya sentía el placer de que Goya tuviese que depender de su favor. «¿Qué dibujos son esos», preguntó, «de qué hablan? Estoy segura de que el infante le protegerá si los publica». «¿Se trata de dibujos del tipo de la Venus?», inquirió curioso Manuel. «No, Alteza», contestó seco Goya. «En la colección hay apenas un par de dibujos eróticos». Manuel, realmente sorprendido, un poco desilusionado, preguntó: «Pero ¿por qué tiene miedo?». «Los amigos», explicó Francisco, «me aconsejan que no publique esas cosas, porque algunos

aguafuertes representan espectros que llevan sotanas de cura. Creo que la colección en general es divertida. La bauticé: “Caprichos”». Pepa aludió a sus notables ocurrencias, pero Goya no le hizo caso y prosiguió: «Reynoso no es muy amigo de mi arte». «A mí tampoco me quiere», dijo gozoso Manuel. «Por su culpa, tuve que postergar muchos de mis proyectos. Pero todo esto acabará pronto, muy pronto». Se levantó, apoyó ambas manos en la mesa, se había excitado. Anunció: «Nuestro amigo Goya no deberá esperar mucho para mostrar al mundo sus espectros vestidos de clérigos. Sólo hace falta que me traigas el tratado de Amiens, Miguel. Y ya será la hora. ¿Has entendido, Francisco?», preguntó gritando al sordo. Goya contestó: «He entendido perfectamente. Ya es hora», y Manuel riendo repitió: «Sí, señor, ya es hora». Agustín, colmado de placer, repitió a su vez muy fuerte: «Ya es hora».

«Pero ahora quisiéramos ver tus peligrosos espectros», pidió Pepa, y Manuel la secundó: «Sí, ahora me ha entrado la curiosidad». Golpeó a Goya en los hombros y declaró: «Es bueno que lo sepas: tus espectros y caprichos serán publicados, aunque estén tirando de la capa roja del Gran Inquisidor. Yo los patrocino y veremos quién se atreve. Debes esperar muy poco más, unos dos meses, quizás apenas semanas, hasta que se haga la paz. Miguel puede apresurarlo todo, si quiere».

> *Se puso de pie, llevó a Goya hasta Miguel, los abrazó a los dos. «Es ésta una noche feliz», exclamó, «brindaremos por la paz. Y tú, Miguel, te irás a Amiens. Y tú, Francisco, mostrarás al mundo tus “Caprichos”, en las mismas barbas de todos los frailucos y de los demonios y para gloria de nuestro arte español. Yo pongo mis manos protectoras sobre ti».*

30

CUANDO PEPA se informó de la muerte de la de Alba y de los rumores que corrían, sintió un doloroso placer y quiso dar su pésame a Goya. Lucía había estado varias veces en la ermita; ella en cambio no había sido invitada nunca a visitarlo. La condesa de Castillofiel no se humilló. Después Manuel le había mostrado las vergonzosas telas: la duquesa en traje de torero y luego desnuda. Le repugnaban las obscenidades de la de Alba y de este Francisco sin Dios; pero Manuel la llevaba a menudo a ver los cuadros y ella había estudiado el cuerpo de su rival. No, ella no se avergonzaba en la comparación; nadie comprendería que Goya hubiese preferido a esta mujer lasciva, desvergonzada y afectada.

En la tertulia de Lucía no había tenido oportunidad de hablar francamente con Goya. Mas ahora él pedía su ayuda y la de Manuel y, como los asuntos de Amiens no dejaban al infante un minuto libre, resolvió ver por su cuenta los famosos «Caprichos».

Fué a la quinta, sin anunciarse, curiosa, un poco cohibida. Explicó la razón de su visita; Goya la escuchó amablemente. Don Agustín no estaba, por suerte. Ella y Francho estuvieron solos, como en días lejanos y, como él pareciera contento de la ausencia del infante, ella aprovechó para hablar claramente. «No tienes el buen aspecto que yo quisiera», comenzó. «Este asunto te ha hecho daño. Sentí mucho cuando supe de tu desgracia. Pero supe siempre que tu duquesa no te traería suerte». Goya se calló. El retrato de la de Alba, el único cuadro de la habitación, la estremeció. «Y no supiste retratarla», continuó Pepa; «está allí sin naturalidad. Y es cómico ese dedo índice tendido. Pero siempre fué así: cuando algo fallaba entre tú y tu modelo, nunca hiciste un buen retrato».

Goya sacó el labio inferior; esta tonta e impúdica ramera veía hondo dentro de él. Recordó que ella había contemplado a su Venus desnuda, junto con su rufián, y sintió deseo de tirarla escalera abajo; buenas razones se lo impidieron. «Si entiendo bien, condesa», le dijo, «usted ha venido para ver mis grabados por encargo del infante». Hablaba con sobrada cortesía. La condesa se sintió regañada, se calló. Goya trajo los «Caprichos». Ella los miró y él supo que ella comprendía. Llegaba la serie de los borricos aristocráticos. Pepa mostró su arrogancia y Goya previó el peligro. Ella tenía influencia sobre Manuel; podía enemistarlo con él; los «Caprichos» no verían nunca la luz. «Eres verdaderamente audaz, Francho», fué todo lo que ella dijo; la arrogancia había desaparecido de su cara; ahora Pepa movía la hermosa cabeza a un lado y otro, casi sonriendo. Goya había intuido bien cuando se vinculó con ella.

Gran placer le causó la hoja «Hasta la muerte», con la vieja que se acicala delante del espejo; reconocía en ella a la reina. Pero no dejó notar si se reconocía a sí misma en alguna de tantas majas. Notó en cambio a la de Alba. «Eres cruel también, Francho», dijo. «Yo lo sabía. Estos dibujos son muy crueles. No tienen suerte las mujeres contigo. Es probable que ella tampoco la tuviera a tu lado». Y lo miró de lleno en la cara con sus ojos verdes, impúdicos, indolentes, y él comprendió que a pesar de lo que decía, ella hubiera deseado intentar otra vez su suerte con él. Le gustaba esta Pepa de magníficas carnes. Y era justo que ella estuviese de parte de él contra Manuel. Sintió algo del cómodo deseo de su relación antigua, sin compromiso. No le sería desagradable volver por una vez a los brazos de esta romántica jamona. Pero él temía los platos recalentados. «Lo que pasó, pasó», dijo vagamente; ella podía referirlo a lo que dijera de su crueldad con Cayetana.

Aparentemente divagando, Pepa preguntó maligna y amable a la vez: «¿Qué harás, Francho? ¿Te meterás en un convento?». «Si me lo permites», contestó Goya, «iré pronto a tu casa para ver a tu pequeño». Ella volvió a los «Caprichos». Contempló como en sueño tantas mozas y mujeres. Estaba la de Alba, estaba ella, estaba Lucía, y había muchas más que Francho conocía mucho o creía conocer. Y él las amaba y odiaba a todas. Y en ellas y alrededor de ellas dejaba surgir los demonios. Era un gran artista, pero nada entendía del mundo y de los hombres y menos de las mujeres. Era extraño lo que no veía, y admirable todo lo que veía y no estaba allí. Era un pobre Francho obsesionado y había que ser amables con él y darle ánimo. «*Trés interesantes, vos Caprices*», murmuró. «Tendrán un gran lugar en tu obra. Quisiera decir que son excelentes, *remarquables.* Un solo reparo haré: exageras, eres demasiado triste y pesimista. Pasé horas muy malas, pero el mundo no es tan negro, en realidad. Puedes creerme, Francho. Tú mismo no lo viste antes así. Y no eras aún primer pintor». «Exagerado, pesimista, bárbaro, carente de gusto», pensó. «Mis dibujos no tienen suerte ni con los vivos ni con los muertos». Ella pensó: «Pero fué feliz solamente a su lado, hasta que estuvo a su lado. En los aguafuertes se percibe lo mal que le fué con las otras…».

En voz alta, Pepa dijo: «Era romántica, debo reconocerlo. Pero se puede ser romántico sin sembrar la

desgracia alrededor». Y como él callara, explicó: «Ella les trajo desgracia a todos. Hasta el dinero que dejó al médico, le trajo mala suerte a éste. Y nunca supo tampoco quién fué amigo, quién enemigo. De otra manera nada le hubiera dejado». Goya escuchó, no entendió todo y no se irritó. Desde su punto de vista, Pepa tenía razón. Pepa le había irritado a menudo con sus necedades, pero no le había traído desgracia y, si podía ayudarlo, lo hacía. «Lo que la gente afirma del doctor Peral», le dijo, «no es exacto. La realidad es a menudo distinta de lo que tu hermosa y sentimental cabecita se imagina». Pepa se picó un poco, porque la trataba todavía como a una chicuela tonta. Pero la lisonjeaba que él le hablara de cosas que le interesaban a él. Era todavía algo de su intimidad precedente.

«¿Qué pasó, pues, con el bendito médico?», preguntó ella «¿La mató o no la mató?». Cálido, convencido, él contestó: «Peral es exactamente tan culpable y tan inocente como yo. Y sería una obra buena si se lo hicieras entender así a cierta gente». Pepa se llenó de orgullo y gozo porque Francisco —era la primera vez — le pidiera francamente un servicio. «¿Te agradaría, Francho?», quiso saber y lo miró atenta. Con alguna sequedad, Goya replicó: «Salvar a un inocente debería ser un orgullo para ti, como lo sería para mí». Ella suspiró. «Nunca quieres confesar que algo te importa de mí», se quejó Pepa. «Mucho me importas», admitió Francisco ligeramente irónico, pero no sin ternura.

Ya en el momento de irse, Pepa dijo: «Montada a caballo, nunca me retrataste». «Lo haré, si quieres», contestó Goya. «Pero no te lo aconsejo». «Hasta la reina se impone, montada», replicó Pepa. «Sí», contestó secamente él, «ELLA se impone». Pero Pepa se quejó: «¡Eres siempre tan condenadamente sincero, Francho!». «¿No es justamente lo mejor de nuestra amistad», repuso Goya, «el que nos digamos siempre la verdad?».

31

MIGUEL BERMÚDEZ fué a despedirse de Goya. «Lo que Manuel y la reina ansían para sí», declaró al amigo, «es posible lograrlo en Amiens. Pero no puedo traerme de vuelta una buena paz. Si alcanzo algo para España, será una redacción amistosa, para salvar por lo menos el prestigio. No tomo parte en estas amargas negociaciones muy a gusto; lo hago solamente porque puedo reforzar mi posición al lado del infante. Los oscurantistas volverán a su oscuridad, pero alguien al menos —y su cara se iluminó— sacará una ventaja de la paz de Amiens: Francisco Goya». «No estoy siempre de acuerdo con tus ideas artísticas, Miguel», dijo Goya, «pero eres un gran amigo». Y se colocó su gran sombrero y se lo quitó delante de él. «¿Cuánto crees que durará la conferencia?», preguntó luego. «Seguramente no más de dos meses», contestó Miguel. «Hasta entonces», reflexionó Goya, «estaré listo. Dos o tres días después de firmada la paz anunciaré los "Caprichos" y una semana más tarde todo Madrid podrá verlos. Y comprarlos, si tiene dinero», concluyó diciendo.

Miguel, con leve titubeo, dijo: «Me gustaría ver los "Caprichos" en su forma definitiva, antes de que los publiques. ¿Quieres aguardar mi regreso de Amiens?». «No», repuso Goya netamente. Miguel suplicó: «Tendrías que volver a mirar por lo menos las hojas con Manuel y con la reina». «Las miré mil veces», replicó el pintor. «También cuando retraté a la familia real, alguien hizo negras profecías. Además», continuó astutamente, «en un detallado prospecto declararé que los "Caprichos" no se refieren a ningún caso individual ni a determinadas personalidades». «Yo eliminaría por lo menos la serie de los borricos», insistió Miguel. Francisco se negó. «Quien mire los "Caprichos" sin malicia», contestó complacido, «los tomará tal como son. Los malévolos interpretarán torcidamente hasta los aguafuertes más inocentes». «No seas demasiado audaz, Francho», rogó una vez más Miguel. «No estires demasiado la cuerda». «Gracias, Miguel», contestó despreocupado Goya, «y no temas nada por mí. Guarda tu mente para ganarle a Francia. Cumple a conciencia tu tarea allá; aquí yo no haré mal la mía».

Durante los días siguientes Goya estudió por última vez qué «Caprichos» conservaría en la serie. Mas no tomó en cuenta lo que pudiera ofender al ministro o a la reina, no se cuidó ni de la Corte ni de la política: sólo se preguntó: «¿No seré injusto con Cayetana?». Conservó, pues, la sacrílega asunción, separó el «Sueño de la mentira». Cada vez más, los «Caprichos» se convirtieron en un asunto personal, en un Diario, la crónica de su vida.

Le chocaba que abriera la colección aquel Goya de «El sueño de la razón». Podía insertarse más adelante, tal vez abriendo la segunda serie, la de los espectros. No era el mejor para prologar toda la obra. Ese Goya estaba idealizado, era demasiado esbelto y joven. Y era indigno, incorrecto que el Goya de la primera página ocultara el rostro. El autor de obra tan discutible *debía* mostrar la cara; estar allí para que todos lo reconocieran. En la hoja número uno de los «Caprichos» debía verse Goya, claramente, el Goya de ahora, a quien la muerte le había quitado a Josefa, a Martín, a Cayetana, y que había descendido hondo en el terrible torbellino y había vuelto a salir. El Goya que había obligado a la fantasía a adaptarse a la razón; a no crear monstruos sino arte.

Había pintado y dibujado muchos autorretratos, un Goya joven que, modesto y seguro, mira desde la sombra a su poderoso Mecenas; un Goya más crecido, audaz, en traje de torero, con el mundo en un puño; luego, un Goya cortesano, elegante, que coquetea con una Cayetana; después otro que desde la sombra, esta vez consciente, mira a la familia real, y finalmente aquel barbudo, desesperado, poseído por todos los demonios malos. Era necesario ahora pintar al Goya que había andado el amargo camino del conocimiento y aprendido a adaptarse al mundo sin doblarse. Se peinó cuidadosamente el pelo sobre las orejas y pensó mucho en cómo se vestiría. Delante de los «Caprichos» debía estar un Goya imponente, digno, no un saltimbanqui o un bromista, sino el primer pintor del rey. Se colocó el corbatín cerrado hasta la barbilla, la gran chaqueta gris de paseo, el sombrero duro, el bolívar de anchas alas.

Se retrató así de perfil, curioso del resultado final.

> *Cuando terminó, miró sorprendido el dibujo. ¿Era él este señor anciano y hosco? ¿Era él? Desde su hoja espiaban ojos malignos y penetrantes. El labio inferior pendía grueso. Duras arrugas corrían desde la nariz a los extremos del labio superior delgado y contraído. Imponente, severa, rechazante, la redonda cabeza leonina parecía aún más imponente debajo del bolívar.*

Confundido, Goya miraba el dibujo. ¿Tenía realmente ese aspecto de viejo y de gruñón? ¿O se anticipaba en esas líneas el porvenir odioso?

Se irritó. Luego escribió su nombre: Francisco Goya y Lucientes, pintor. Y comentó: «¡Vean un poco cuánta gravedad! Pero si le quitan el sombrero y le abren el cráneo, se estremecerán y mirarán asombrados lo que hay debajo, dentro».

32

TODAS LAS CAMPANAS de Madrid habían sido echadas a vuelo. Los plenipontenciarios del rey católico y de Su Majestad británica acababan de firmar el tratado en Amiens; era la paz. Hubo júbilo. La miseria había terminado. Regresarían las naos de los países de ultramar. Sobre la aridez de España fluirían como lluvia fructuosa los tesoros de ambas Indias. La vida volvería a ser magnífica.

Goya no esperaba la paz tan pronto. Pero estaba listo; habían sido impresos los trescientos ejemplares de los «Caprichos», y estaban ya escritos los prospectos que habían de acompañarlos.

Una semana después de anunciada la paz, el «Diario de Madrid» anunció los «Caprichos». El señor Francisco de Goya —decía la noticia-anuncio— había creado una serie de aguafuertes que tenía por tema «asuntos caprichosos». El autor había sacado de muchas extravagancias y muchos despropósitos de la sociedad, de prejuicios y timos consagrados por la costumbre, la ignorancia y el interés, los casos que le parecían mejores para una representación instructiva y fantástica. El señor de Goya no tenía intención de atacar o ridiculizar a determinadas personas o hechos; su finalidad era la de fustigar caracteres típicos, vicios y absurdos vulgares. Los «Caprichos» podían ser vistos y adquiridos en la tienda del señor Frágola, calle del Desengaño 37. La carpeta contenía 76 grabados. El precio sería de una onza de oro, es decir, 288 reales.

La calle del Desengaño era tranquila, distinguida; el comercio íntimo del señor Frágola estaba arreglado con buen gusto. Se podían comprar allí perfumes selectos, finos licores franceses de la época de Luis XV todavía y aun de Luis XIV; encajes de Valenciennes, tabaqueras, libros antiguos, antigüedades, reliquias y cosas parecidas. Esteve y Quintana desecharon ese lugar de lujo, pero Goya insistió en que los Caprichos debían exhibirse como cosas raras entre cosas raras; debían ser considerados de inmediato como obras de arte y no como elementos de propaganda política. Goya recordaba que a menudo estuvo en esa tienda con Cayetana, admirando rarezas preciosas. Mas le había atraído sobre todo el nombre de la calle, porque desengaño no quiere decir solamente desilusión, sino también lección, desencantamiento, verdad, conocimiento. Ésa era la calle adecuada para los «Caprichos»; él había caminado por esa calle amarga; debían caminar por ella los demás ahora.

Pero los demás que fueron a ver la obra, no sacaron de ella lección alguna. Hojearon la carpeta y quedaron perplejos. Tampoco en los juicios de la prensa hubo calor y comprensión. Solamente el crítico Antonio Pons elogió mucho la originalidad y hondura de la obra y escribió: «Cuatro ojos a la vez, dice el refrán, nunca vieron un espectro. Goya desmiente el refrán». Quintana, que había esperado casi una revolución, estaba amargado. Goya no. Sabía que una obra de esta clase necesita tiempo para encontrar los verdaderos destinatarios. Pero muy pronto empezó a despertar interés y cada vez corría más gente a la calle del Desengaño.

> *Y muchos hallaron en los aguafuertes, a pesar del comentario de Goya, caricaturas audaces, alusiones a personajes de mayor rango, ingeniosas befas de usos eclesiásticos. Hubo rumores murmurados, cuchicheos cosquillosamente picarescos. Y también los amos del Santo Oficio fueron apareciendo cada vez más a menudo en la tienda del señor Frágola.*

33

DE PRONTO, MISTERIOSAMENTE, se le apareció a Goya el nuncio verde. Había llegado deslizándose furtivo; del mismo modo se fué. Con las manos temblorosas, Goya abrió la carta. Estaba citado para el día siguiente ante el Santo Oficio. En lo más hondo del alma, siempre pensó que ocurriría así, desde el auto de fe de Olavide. Había sido advertido muchas veces y muy severamente. A pesar le ello, la invitación fué para él un golpe fulminante. Llamó en su ayuda a la razón. Pero el Gran Inquisidor no era un coco que se podía vencer con grabados y cinceles. De cualquier manera, tenía otras armas. Tenía la seguridad de sus amigos; la guerra había terminado, don Manuel podía rechazar sin esfuerzo los ataques de la Inquisición.

A pesar de esta reflexión, la angustia lo sumergía cada vez más en su negro olaje. Estaba hundido en un sillón, abatido, asustado; nadie hubiese reconocido en él al Goya de la primera página de los «Caprichos». Ni uno solo de sus amigos estaba en Madrid. Miguel y Lucía se hallaban aún en Francia, Manuel y Pepa estaban en el Escorial con la Corte, Quintana en Sevilla, en el Consejo de las Indias. Debía hablar por lo menos con Esteve o con Javier. Había penetrado hondamente en sus huesos el miedo por las penas prescritas contra quien quebrantara el secreto; sentía el horror con que en su juventud había oído pregonar todos los años el edicto de la fe. A todos traía él desgracia. ¡Ay de su pobre Javier! Lo desterrarán, lo llevarán a la perdición…

Al día siguiente, modestamente vestido, como debía, se presentó en la Santa Casa. Lo llevaron a un cuartito común. Llegó un juez, un señor tranquilo con traje de clérigo, de gafas, seguido por un secretario. Aparecieron actas en la mesa y una carpeta de sus dibujos, una de las primeras para la prueba de imprenta. Otras dos estaban en poder de Martínez y de la de Osuna; una más en manos de Miguel. No valía la pena cavilar para saber quién lo había traicionado. Allí estaba la carpeta, esto sólo contaba. Había un silencio ominoso que envolvía al pobre sordo. Nadie movía los labios mientras el juez anotaba lo que tenía que preguntar, lo pasaba al secretario para su protocolización; luego lo pasaba a Goya.

El juez tendió a Goya el comentario de algunos «Caprichos» que tenía en sus actas. Era la primera copia, obra de Agustín, corregida por el pintor. El juez preguntó: «¿Expresan los dibujos solamente lo que dice el comentario o algo más?». Francisco parecía aturdido; no lograba pensar. Apenas se preguntaba: ¿De quién tendrán la carpeta? ¿De quién el comentario? Para recobrarse, observó la cara y las manos del juez. Una cara tranquila, alargada, casi morena, con ojos en forma de almendra bajo las gafas; las manos flacas, bien formadas. Ya dueño de sí, contestó prudente: «Soy hombre sencillo, me cuesta trabajo encontrar muchas palabras».

El juez esperó que el secretario escribiera la respuesta. Luego, tendió a Goya uno de los «Caprichos», el número 23: la ramera con sambenito, a quien se lee la condena. Goya miró la hoja: era un buen dibujo; la coroza penetraba aguda en el aire, la cara de la mujer estaba anonadada, el secretario lector se parecía al que estaba allí; la mar de cabezas curiosas, ávidas; estaba bien; no tenía que avergonzarse de su dibujo. El juez dejó la hoja y le tendió a Goya el comentario, que decía: «Una mujer valiente…». El juez preguntó: «¿Qué quiso decir usted? ¿Quién trata mal a la mujer? ¿El Santo Tribunal? ¿O quién si no?». La pregunta estaba materialmente delante de él, en letras claras, bonitas, enormemente peligrosas. Debía cuidar su contestación para no perderse. Y no sólo a él, sino también a su hijo y a los hijos del hijo. Contestó: «El destino». La cara lisa, ovalada, quedó impasible. La delgada mano escribió: «¿Qué entiende usted por destino? ¿La Providencia divina?».

Su respuesta no había sido respuesta; volvía a tener enfrente la pregunta, con otro atuendo, cortés, maliciosa, amenazante. Debía encontrar una contestación perfecta, atendible. Buscó angustiado, no había respuesta. Había caído en la trampa. Las gafas del juez centelleaban. Goya pensó, buscó, buscó, pensó. Nadie se movió. «Santísima Virgen de Atocha», rogó Goya con el alma, «dame una contestación. Haz que se me ocurra responder bien. Si no tienes piedad de mí, tenla de mi hijo».

Con leve movimiento del lápiz, el juez indicó lo escrito. Y Goya contestó: «Los demonios», y sintió que su voz era ronca. El secretario escribió. Y siguió una pregunta, y otra más, y diez aún, y cada una era un tormento, y cada pausa entre pregunta y respuesta, una eternidad. Después de una eternidad, la audiencia llegó a su término. El secretario preparó el acta para la firma. Goya miraba la mano que escribía, hábil, pero vulgar y grosera. El cuarto era común y corriente, la mesa con las actas lo era también; delante de ella estaba sentado un señor bien educado, vestido de clérigo y una mano vulgar escribía tranquila y uniforme. Para Goya en cambio el cuarto se volvía cada vez más oscuro, parecido a una tumba, como si las paredes se

acercaran cada vez más y lo empujaran fuera, y él se cayera a través del tiempo, fuera del mundo.

El secretario era insoportablemente lerdo. Goya aguardaba que terminara y deseaba sin embargo que escribiera cada vez más lentamente, que no acabara nunca. Le harán firmar, tendrá que firmar y, en cuanto lo haya hecho, llegarán los hombres verdes y se lo llevarán: desaparecerá para siempre en los sótanos. Los demás preguntarán dónde está, se reunirán y dirán grandes palabras. Pero no harán nada y él se pudrirá en su calabozo. En la espera, sintió el peso de cada uno de sus miembros; le costaba trabajo mantenerse en la silla; pronto se desmayaría y caería al suelo. Ahora sabía lo que es el infierno.

El escribiente terminó. El juez leyó el protocolo, lentamente, fielmente. Firmó. Pasó el escrito a Goya. «¿Debía firmar?». Miró con terror al juez. «Lea», le dijo éste, y Goya respiró aliviado, porque no debía firmar aún. Leyó; fué una lectura penosa. Allí estaban las preguntas del juez, cruelmente astutas, cada una representando una verdadera trampa; allí estaban sus respuestas tontas, desamparadas. Pero Goya leyó despacio; trató de ganar segundos, por lo menos. Leyó la segunda página, la tercera, la cuarta. La quinta no pasaba de la mitad. Ya estaba al final. El secretario le tendió la pluma y le indicó el lugar para la firma. Los ojos tranquilos le miraban a través del centelleo de las gafas. Firmó con los dedos duros, pesados. Tuvo una feliz ocurrencia. Sonriendo tontamente, con picardía, miró al juez y preguntó: «¿También la rúbrica?». El juez asintió con la cabeza. Había ganado unos segundos más. Goya dibujó la rúbrica, lenta, cuidadosamente. Ya había firmado.

No ocurrió nada. Pudo irse. Descendió las escaleras paso a paso. Salió del edificio. El aire fresco le hizo bien y le dolió al mismo tiempo. Cada paso hacia su casa fué para él una pena y un esfuerzo, como si se hubiese levantado del lecho después de una grave enfermedad, demasiado pronto.

Llegó muy agotado. Pidió a Andrés algo de comer. Cuando el mozo volvió, Goya dormía profundamente.

34

EL JOVEN SEÑOR JAVIER DE GOYA notó sorprendido que sus amigos de la juventud dorada ya no lo invitaban, y rechazaban con pretextos sus invitaciones; seguramente, alguien entre los Grandes y los prelados estaría escandalizado por los «Caprichos». Javier quería hablar con el padre, pero éste estaba ahora tan callado y amargado que, a pesar de su juvenil irreflexión, Javier no osó llevarle también sus penas. Necesitaba alegría y amistad. Madrid le desagradaba ahora y como el padre le prometiera enviarlo al extranjero en viaje de estudio, se lo recordó amablemente. «Haces bien en recordármelo», contestó Goya para su asombro, «lo prepararemos todo».

También Esteve había advertido con creciente dolor el vacío alrededor del amigo. Nobles antes ansiosos de un retrato, retiraban con excusas el encargo; Frágola, de pronto, no pudo vender un ejemplar más de los «Caprichos». El solo nombre de Goya dejaba perpleja a la gente. Se decía que el Santo Oficio preparaba el proceso y los rumores salían de la misma Santa Casa.

Agustín respiró cuando supo que los Bermúdez estaban por llegar. Miguel había cumplido felizmente su misión en Amiens y estaba en viaje de regreso con Lucía. Sabía que la paz lograda no era ventajosa para España, pero por lo menos para Manuel y para la reina había obtenido resultados superiores a toda esperanza. Estaba restablecido el ducado de Parma, Francia se obligaba a retirar sus tropas de ocupación del Estado papal, de Nápoles y Etruria; los representantes españoles pudieron firmar el tratado muchos días antes que los apoderados de Francia. Miguel había ganado la gratitud de Manuel y la utilizaría en favor del progreso, la civilización, la libertad.

Miguel volvió, pues, contento a Madrid. Apenas llegó, Esteve, trastornado, se le presentó y le informó de los asuntos de Goya. Miguel vió en seguida al señor de Linares, jefe de policía, para saber si el pánico de Agustín era fundado. Linares tenía sus espías en la Santa Casa y estaba bien enterado. Y lo que le dijo, le causó suma preocupación. Don Ramón de Reynoso y Arce, Arzobispo de Burgos y Zaragoza, patriarca de las Indias, cuadragésimo cuarto Gran Inquisidor había declarado que la tentación que emanaba del arte infernal de Goya era peor que la de todos los libros y discursos de Jovellanos. Que los «Caprichos» apestaban a azufre del infierno. Reynoso había expresado tales juicios a menudo, ante legos, para difundirlos. Sin duda estaba pronto para proceder contra el pintor. Se decía que Goya había sido ya interrogado.

Miguel consultó con Lucía. Reynoso, buen político, debió entender que la paz lograda amenazaba su poder y quería comprobarlo: los «Caprichos» le ofrecían la mejor ocasión. El peligro era grande, había que darse prisa. Discutir con Goya era inútil. Miguel y Lucía idearon un plan para sofocar en germen el ataque de la Inquisición. Ese mismo día Miguel marchó para el Escorial.

Encontró a Manuel ruidosamente feliz. Había comprobado una vez más que era el preferido de la suerte. Acababa de agregar una dignidad más a las suyas: el Papa, reconocido, lo había nombrado Príncipe de Bassano; el documento había tenido que entregárselo su cuñado, el infante, Primado de España, que hacía tiempo lo había despreciado. Había demostrado también una vez más a la reina que había guiado los destinos de su Casa a nuevas victorias; en tercer lugar, la infanta Isabel, la hija predilecta de la reina y del ministro, sería reina, reina de Nápoles liberada de los gabachos. Y por añadidura —el mayor orgullo de Manuel— sus representantes habían sido los primeros en firmar el tratado. Había hecho honor a su nombre: Europa le debía a él la paz y no al general Bonaparte. El nombre del Príncipe de la Paz sería celebrado en todos los dominios de España con sagrado respeto. Se alegró sinceramente al ver a Miguel; no olvidaba la parte de éste en el triunfo de Amiens y le había preparado algunas sorpresas: una carta autógrafa de agradecimiento del rey, nuevos títulos y dignidades y un buen presente en dinero.

Desgraciadamente, Miguel echó a perder la alegría del encuentro; le habló de las dificultades de Goya. Una leve sombra nubló la cara del ministro. Había perdido el tiempo exhibiendo su nuevo lustre y olvidado a Goya. Sí, le dijeron que Reynoso veía mal los «Caprichos». Lo había previsto. Pero hasta el auto de fe el camino era muy largo. No había que ser pesimista. Reynoso se conformaría con su censura personal. Pero Miguel no se satisfizo. Explicó que podía asegurar que Reynoso haría del caso Goya un segundo caso Jovellanos. Si no se intervenía en seguida, en pocos días más Goya estaría en la cárcel; sacarlo de ella sería mucho más difícil que tomar en el acto medidas claras y eficaces.

Le pesaba al infante meterse en un conflicto con el Santo Oficio en días jubilosos, pero admitió que debía hacer algo. «Tienes razón», declaró. «Debemos comenzar en seguida a interesarnos por nuestro amigo

querido. Las dos bodas de la Casa real deben festejarse con inusitado brillo. Barcelona será un único escenario de fiesta. Y propondré como director a Francisco Goya. ¿No distinguió Felipe el Grande a Velázquez con un encargo parecido?». Se fué animando. «Reconocerás que encontré la solución. De esta manera mostramos al país entero el favor sumo que goza Francisco de Sus Majestades. Mañana mismo hablaré con la reina. Y veremos si Reynoso se atreve a seguir molestando a nuestro Goya».

Miguel elogió la feliz ocurrencia. Sólo temía —agregó— que ni ese honor bastara para asustar a Reynoso. Se necesitaban medidas directamente dedicadas a los «Caprichos»; en torno de ellos era necesario erigir una muralla. Y a pesar de la cara agria de Manuel, Miguel no cejó. «Nuestro amigo podría entregar un presente a Sus Majestades», propuso, «con motivo de la boda. Las planchas de la obra, por ejemplo. En adelante la imprenta de arte del rey realizaría la edición de los "Caprichos"». Manuel, sorprendido, no halló una respuesta en seguida. Había hojeado apenas el ejemplar que Goya le dedicara. Tuvo la vaga sospecha de que la audacia del pintor se dirigía a él mismo, mas antes de cerciorarse, su dicha había barrido con todo. Le había divertido la caricatura de la reina, sin llegar a profundizar. La obra en conjunto le pareció broma de artista muy arrogante, en el fondo inocente. Ante la propuesta audaz de Miguel, sintió renacer aquella leve sospecha; le pesaba que la reina pudiera disgustarse por los «Caprichos». Mas por algo que no veía claro se guardó la objeción. Preguntó en cambio: «La obra apareció ya, perdió su virginidad. ¿Se puede hacer al rey semejante regalo? ¿Valen algo las planchas, desde que los dibujos están ya en el mercado? La reina sabe calcular. ¿No juzgará ofensivo tal presente?».

Miguel estaba preparado. «Frágola», repuso, «suspendió la venta en seguida por miedo a la Inquisición. Por lo que sé, no han llegado al público 200 ejemplares. De las planchas se pueden tirar de cinco a seis mil ejemplares, el interés es enorme, se puede pedir una onza de oro por ejemplar. El regalo no es nada insignificante». Manuel, mentalmente, hizo la cuenta: un millón y medio de reales. Y silbó contento. Mas preguntó en seguida: «¿Y si la reina sospecha que el gran regalo no es más que un escudo protector contra el Santo Oficio?». Miguel explicó que eso aumentaría para ella el valor del presente; le gustaría jugar una mala pasada a Reynoso.

«Tus argumentos son buenos», opinó el infante. «Pero si mal no recuerdo hay páginas que no serán gratas a la reina. A veces es tan sensible…». Miguel contestó sin titubeos: «La reina sabe seguramente que nadie se atrevería a ofrecerle la obra si alguna página la aludiese. Y si la reina misma publica los aguafuertes, nadie puede pensar que ciertas hojas la satirizan». Miguel comprendió. Un gran estadista puede inutilizar un libelo difundiéndolo él mismo. ¿No había procedido de esta manera Bonaparte con un cartel infamante? ¿O fué el rey Federico de Prusia? Quienquiera hubiese sido, él y la reina podían imitarlo. La idea de editar los «Caprichos» en la imprenta real le gustaba cada vez más. «Hablaré con María Luisa», prometió. «Muchas gracias, infante», contestó Miguel.

Contó a Lucía el resultado de su entrevista. Ella fué a ver a Goya. Éste estaba furioso porque Miguel, después de tan larga ausencia, había seguido viaje al Escorial, sin visitarlo. Así eran sus amigos: chusma. Desaparecían porque él estaba en apremios. Se reanimó a la llegada de Lucía. «Me dicen», comenzó ella, «que la Inquisición no está muy contenta de los "Caprichos". ¿Sabe usted algo?». Luchó con la tentación de hablar y volcar toda su desesperación, mas dijo solamente: «Sí». «Usted es bastante raro, don Francisco», dijo ella. «¿Por qué no se dirigió a nosotros? Tenía ciertas promesas…». «Promesas…» repitió Goya y se encogió de hombros.

Lucía le explicó: «Se ha resuelto festejar las dos bodas de los infantes en Barcelona. Le llamarán a usted al Escorial y en audiencia solemne le encargarán el proyecto y la dirección de las fiestas. Como ya le tocó a Velázquez». Goya pensó un poco y preguntó objetivamente: «¿Basta eso?». Y agregó: «Además, me pesa lo mismo organizar fiestas de esa clase que pintar santos». Lucía soltó el resto: «Esperan que usted entregará un presente en esa ocasión. Un presente a la familia real. Los amigos creen que lo más adecuado serían las planchas de los "Caprichos"».

Goya creyó no haber entendido bien. «Tiene que apuntarme eso, doña Lucía», le dijo. Y mientras ella escribía cuidadosa, con la lengua asomando entre los labios, fué otra vez la avellanera del Prado. Goya leyó. «¿No me tirarán por las escaleras del Escorial?», preguntó. «Son muy empinadas». «Sus amigos», replicó doña Lucía, «han calculado que la obra editada por la imprenta real puede dar un millón y medio. Y tratan de explicarlo en la Corte».

Goya comenzó a sentirse complacido. «¿Es suyo el plan, Lucía?», preguntó. Ella calló. Luego dijo: «En su lugar, yo eliminaría una hoja, cuando pase el material a manos reales; la titulada "Hasta la muerte"». «¿La vieja que se acicala?», preguntó Goya. «Sí, las mujeres que van para viejas son muy quisquillosas», repuso Lucía. «No eliminaré nada», declaró alegremente el pintor. «La anciana se queda en la carpeta. Hasta la muerte». Y agregó todavía: «¿Para qué quiere perdigones y pólvora el cobarde?». Lucía pareció divertida.

«Mucho arriesga usted», opinó; «pero usted debe saber cuánto le representa la broma».

Goya, con deliberada equivocación, contestó: «Tiene usted razón. Regalo tan caro no puede hacerlo un simple pintor». Pensó un poco y continuó: «Usted es muy hábil y Miguel todo un diplomático. Hace tiempo que quiero enviar a mi hijo Javier a Italia y Francia en viaje de estudio. ¿No se podría conseguir que el rey pague eso por lo menos?».

Goya la vió reír y eso no ocurría a menudo. «El proyecto no es malo», opinó ella. «Si en la Corte se vacila en aceptar un regalo tan grande, se podía inducir al rey a fijar un estipendio adecuado para su hijo a raíz del viaje. ¿Por qué no demostraría el rey su sentido artístico tanto al padre como al hijo?». Y la avellanera del Prado y el mozo campesino de Aragón se miraron mutuamente y se rieron.

35

CARLOS Y MARÍA LUISA estaban sentados en altas sillas, a modo de trono. Detrás estaban de pie el infante Manuel, la condesa de Castillofiel, otros caballeros y damas. El primer pintor Goya, con una rodilla en la tarima, entregó su presente, los «Caprichos».

Mientras doblaba la rodilla, saboreaba la burla feroz que se consumaba. Era la broma más salvaje de su vida rica en tales befas; un capricho que superaba en tétrica truhanería a todos los de la carpeta. El Escorial, majestuosamente severo; el jovial tonto de monarca y su orgullosa mujer; el primer pintor con sus arrogantes dibujos, sus burros solemnes, sus rameras simiescas, sus viejas exprimidas y sus demonios. Y, por las creaciones de su audaz humorada Sus Majestades le darían las gracias, le asegurarían protección contra el Santo Oficio, le prometerían mostrar al mundo sus sarcásticas figuras. Y eso sobre la tumba del antiguo dominador del mundo… Y a Goya se le ocurrió una escena donde los reyes muertos trataban de levantar la pesada tapa de sus ataúdes de plata, para acabar con el blasfemo alboroto.

Sus Majestades miraron los «Caprichos». Hojearon los dibujos, se los pasaron de mano en mano, observaron todo largo rato y poco a poco se desvaneció del alma de Goya la seguridad. Se sintió incómodo. La reina podía perder la prudencia, tirarle a los pies el regalo, entregarlo a él a la Inquisición. Manuel y Pepa también esperaban tensos la reacción de la reina. Era bastante inteligente para interpretar correctamente ciertos dibujos; ¿lo sería para pasar sobre otros? Don Carlos no dijo mucho. Le divertían los «Caprichos». «Aquí veo a muchos de mis Grandes», dijo complacido al ver la serie de los borricos. «A muchos de estos asnos les diría: “Cubríos”. ¡Y con qué simples recursos logró todo esto, mi querido Goya! Pero es fácil hacer caricaturas. Una nariz más larga, unas pantorrillas más flacas, y ya está el arte. Pronto lo intentaré yo mismo». La reina estaba colmada de felicidad en esos días; había satisfecho sus deseos y entregado tronos a sus hijos, y sus barcos corrían de nuevo por los siete mares, los tesoros de todos los continentes afluían a sus arcas. Y miraba los «Caprichos» en ese estado de ánimo. Sí, su gran pintor tenía ojos alegres e impíos. ¡Con qué insobornable claridad mostraba a uno la gente, después de sondear sus abismos! ¡Y cómo conocía a las mujeres! ¡Cómo las amaba, las odiaba, las despreciaba y admiraba, todo un hombre! Una mujer debía luchar como él mostraba; debía ataviarse y cuidar que la peineta estuviera bien colocada en el pelo y la media bien tendida sobre la pierna; debía calcular cómo engañar a los hombres y defenderse para no ser engañada demasiado; debía tratar de que un Inquisidor hipócrita no predicara en su perjuicio y la echara del trono.

¿No era la de Alba ésta que subía al cielo o bajaba al infierno? Sí que era ella. Y aparecía en otras hojas más, orgullosa y bella, pero toda una bruja. Seguramente había dañado también a Francisco; en los dibujos, a pesar de su belleza, no resultaba simpática. Ahora se pudría en su mausoleo de San Isidro olvidada; los «Caprichos» no le proporcionarían ni alegría ni enfado. La rival, bella, audaz, orgullosa, se había ido en forma vergonzosa y en pleno escándalo. Ella en cambio seguía en plena flor, tenía hambre de vida y haría muchos viajes terrenos antes de su viaje al cielo o al infierno.

Goya miraba fijamente las manos de María Luisa, que hojeaban la carpeta, manos carnosas, deseables, que tantas veces había pintado. Y vió en sus dedos muchos anillos y, entre ellos, el preferido de Cayetana. Él lo había visto muchas veces, lo había sentido y pintado, amado y odiado. Viéndolo en esos dedos, experimentó gran amargura. Había acertado eternizando en los «Caprichos» la salvaje y lasciva fealdad de la reina; ella lo había merecido ya sólo por su grosería para con Cayetana. La cara de la soberana callada era dura, atenta, dueña de sí. Y de pronto, más violento que antes, Goya sintió terror. Entendía en forma cortante la monstruosa audacia de su regalo. Había sido una locura no eliminar la hoja titulada «Hasta la muerte», a pesar del consejo de Lucía. La reina se reconocería. Reconocería a Cayetana. Y comprendería que él continuaba en aquellas páginas la lucha de la odiada rival.

Y ahora había llegado el momento. La reina, avejentada, engalanada, miraba a la anciana que se acicala. María Luisa no era flaca, sino más bien robusta y muchísimo más joven. No lo quería creer, pero lo entendía sin lugar a dudas: la anciana simiesca e insulsa era ella. Perdió el aliento ante el insulto, el más bajo que había sufrido hasta entonces. Con un vacío enorme en la mente, miró el número de la hoja: 55 y se lo imprimió en la memoria. Y allí estaba este hijo de la chusma, este montón de estiércol, este don Nadie, que ella elevara a primer pintor; allí estaba delante de su esposo y de sus amigos y enemigos y le metía bajo la nariz el audaz dibujo. Y todos, Manuel y Pepa también, gozaban de ello. ¿La más orgullosa reina de la tierra carecía de poder sólo porque tenía más de cuarenta años y era fea?

Mecánicamente, para no perder la idea, se repitió: «Hasta la muerte; cincuenta y cinco, *cinquante-cinq*». Recordó todos sus retratos de manos de Goya, que pintó su fealdad, pero también su energía y su dignidad. Ella era un ave de rapiña y fea, pero de ojos agudos y buenas ganas; podía volar aún y espiar su presa y no errarla. En esta página 55 el hombre le había quitado todo lo que ella tenía de bueno; había pintado solamente su fealdad, sin la altivez, sin la energía. Por una fracción de segundo pensó furiosa en aniquilarlo. No necesitaba siquiera levantar la mano, bastaba rechazar los «Caprichos» con un pretexto; la Inquisición se ocuparía de lo demás. Mas sabía que todos esperaban lo que haría. Era necesario enfrentar esta grosera audacia con irónica superioridad. Calló, miró. Manuel y Pepa aguardaban cada vez más tensos. ¿No habrían excedido todo límite? Y la angustia invadió también a Goya quitándole el aliento.

Finalmente, la reina habló. Impasible, sonriendo amable, amenazó astutamente al pintor: «Esta pobre anciana delante del espejo… Mi querido Francisco, ¿no fué usted injusto con la madre de nuestra buena Osuna?». Goya, Manuel y Pepa entendieron: la mujer sabía que la hoja se dirigía a ella. Mas no perdía los estribos, no vacilaba. Era intocable. Hojeó nuevamente, de prisa, las páginas de la carpeta y las dejó. «Muy buenos dibujos», declaró, «atrevidos, locos, hermosos. Algunos de nuestros Grandes se enfurruñarán. En Parma decimos que solamente un loco se enfada con el espejo que reproduce su imagen». Se volvió, subió las gradas del entarimado y se sentó. «España», dijo sin patetismo y con dignidad, «es un viejo país, pero a pesar de ciertos vecinos bien vivo aún. Puede soportar algunas verdades, sobre todo si son presentadas con arte y malicia. Ciertamente, don Francisco, en lo sucesivo tendrá que ser usted un poco más prudente. No siempre domina la razón y podría llegar un momento en que usted, señor, dependa de los locos». Señaló con un dedo la carpeta, como tomando posesión de ella. «Aceptamos su presente, don Francisco», dijo todavía: «Usted cuidará de que los dibujos se difundan en el país y en el extranjero».

Don Carlos bajó del trono, dió vigorosamente unas palmaditas a Goya y le dijo al sordo artista en voz alta, como a un niño: «Excelentes, sus caricaturas. Nos han divertido. Muchas gracias». Pero María Luisa prosiguió: «Además hemos resuelto conceder a su hijo por tres años un estipendio para un largo viaje de estudio. Quería decírselo yo misma. ¿Es hermoso su hijo, Goya, o se parece a usted? Dígale que me vea antes de partir. Y arréglelo todo en Barcelona, como usted sabe hacerlo. Esas jornadas festivas de nuestros hijos y de nuestro reino nos complacen sobremanera».

Los soberanos se retiraron. Goya, Manuel y Pepa se sentían satisfechos, pero tenían la sensación de que había sido la reina la que se había mofado de ellos.

Seguidamente María Luisa fué a su tocador; una dama la siguió con la carpeta. Apenas le quitaron el vestido de fiesta, pidió que la dejaran sola. La mesa del tocador había pertenecido a María Antonieta. Productos selectos se acumulaban sobre ella, cajillas y cofrecitos, potes y frascos, peines, pomadas, polvos y cremas, perfumes muy finos y aguas raras destiladas por médicos y artistas de la cosmética. Impaciente, la reina hizo todo a un lado y tomó la carpeta de los «Caprichos». Se dispuso a mirarlos tranquilamente. Era natural que Goya no le había regalado eso para ofenderla, sino para salvarse de la Inquisición y Reynoso, sin quererlo, le había proporcionado a ella un buen negocio. Divertidos, arrogantes, los «Caprichos» atraerían muchos compradores. Un millón redondo, le había explicado Manuel. Justo castigo del pintor, ella cobraría ese millón. Miró la última hoja: el pánico de monjes y Grandes en fuga. «Ya es hora», decía el título. Y de pronto entendió el cálido sentido revolucionario de la hoja. ¿Creía él que había llegado la hora? Estaba equivocado. No era la hora aún. Y ella no pensaba fugarse, mientras viviera.

Volvió a estudiar la hoja «Hasta la muerte». Era un dibujo vulgar, despreciable. Broma grosera ésta de reírse de una envejecida coqueta. Un pintor de rango no llega tan bajo. Pero a pesar de su bajeza, el dibujo es bueno. La vieja delante del espejo no es ni broma barata ni lección de moral, sino la triste verdad, desnuda, evidente.

Quien ve tan hondo es peligroso. Mas ella no le teme. Los perros ladran, la caravana sigue su camino. Casi la complace a María Luisa la existencia del pintor, porque ella puede permitirse que él eche una mirada en su alma. Ella también conoce los demonios. Todos ellos son iguales y camaradas; son de la misma cepa, la de los temerarios. Aleja la carpeta. Se mira en el espejo. ¡No es vieja, no, no! De ninguna manera se asemeja a la anciana de Goya. ¡Ella es feliz! ¡Ha logrado todo lo que un ser humano puede lograr! Y de pronto comienza a llorar lágrimas amargas, inútilmente rabiosas, cada vez más agrias, hasta que el llanto le estremece espasmódicamente el cuerpo. Con repentino impulso se recobra, se suena, se seca las lágrimas, se empolva la nariz enrojecida. Se sienta erguida. Llama. Y para las damas

del séquito que van entrando la reina es la reina.

36

CUANDO GOYA REGRESÓ de Barcelona, cansado y colmado de honores, encontró sus negocios de Madrid en plena prosperidad. La imprenta real, dirigida por Esteve, había publicado una abultada edición de los «Caprichos» y estaba en curso una segunda. Se podía adquirir la obra en todas las grandes ciudades de Europa. En Madrid se vendía en siete librerías y galerías de arte. A veces, Goya visitaba la librería Durán, para saber lo que se decía de la obra. La hermosa propietaria, la señora Felipa Durán, lo veía con placer y le contaba de todo. Concurría mucha gente a ver los «Caprichos», aun del extranjero, y la carpeta se vendía mucho, a pesar de su precio. Goya notó que la mujer se asombraba porque no entendía la obra y le decía: «¡Qué sueños turbios tiene usted, don Francisco!». Goya sonreía bondadosamente y le devolvía la mirada; ella le gustaba.

La mayoría estaba sorprendida frente a los «Caprichos». Goya juzgó que el clasicismo del colega David había echado a perder el gusto. Si a pesar de eso acudía gente y pagaban los 288 reales, era por el escándalo levantado por él y su labor. Se buscaba el original detrás de cada dibujo y se recordaba su lucha subterránea con la Inquisición. Pero muchos jóvenes sobre todo entendían y admiraban ese arte nuevo, audaz y voluntarioso. Cartas comprensivas y elogiosas llegaban de Francia y de Italia; Quintana, orgulloso, decía que sus versos eran ya realidad: Europa estaba colmada de la gloria de Goya. Muchas visitas llegaban a la quinta; admiradores y curiosos. Goya recibía a muy pocos. De sorpresa, un día apareció el doctor Peral. Le habían libertado, pero tenía que expatriarse y no dejarse ver más en los reinos de Carlos. Visitaba a Goya para despedirse y darle las gracias, porque seguramente había contribuido a obtener su libertad. Le agradó a Goya que Pepa le hubiese hecho ese favor. «No era difícil», dijo, «lograr algo para usted. Repartido el botín, no había interés en tenerlo preso».

Peral dijo: «Con mucho placer le hubiera dejado como recuerdo algún cuadro de mi colección. Pero me lo confiscaron todo». Luego contó sobre la mesa 288 reales. «Tengo que pedirle algo, don Francisco», explicó. «Las copias de los “Caprichos” que están en venta, son pálidas. Le agradecería mucho si me cediera uno de los primeros ejemplares». Sonriendo con malicia, Goya contestó: «Agustín le dará la mejor que tenemos». Peral también sonrió y pareció de pronto rejuvenecido. «Tal vez», dijo, «pueda enviarle del extranjero una prueba de mi gratitud. Con tantas amargas experiencias, estaba yo preparado a cualquier cambio. Voy ahora a San Petersburgo; si nada malo ha sucedido, espero encontrar allí algunas piezas especiales de mi colección. Todos mis Goyas, por ejemplo, y con ellos una hoja de los “Caprichos”, eliminada de la edición definitiva». Aunque estaban solos, se acercó al pintor y lentamente le susurró: «Creo que encontraré allá también un cuadro de Velázquez, un cuadro magnífico aunque poco conocido: la Venus del espejo». «Ha sido usted previsor, don Joaquín», le dijo como elogio Goya. «Con la venta de ese Velázquez podrá usted vivir sin preocupaciones». «Pienso que no tendré que vender el cuadro», contestó Peral; «no me será difícil la vida en la Corte del Zar; tengo buenos amigos y propuestas seductoras. Pero echaré siempre de menos a mi España. Y a usted, don Francisco».

La visita de Peral conmovió a Goya. Había provocado el retorno de recuerdos lejanos, de días más felices y más miserables. Y vió irse con una sensación de sorda oquedad a este hombre que había sabido y comprendido más que nadie su vinculación con la de Alba, feliz y dolorosa a un tiempo.

Muy pronto terminaron también los preparativos para el viaje de Javier. Preveíase una larga residencia en Italia y en Francia. El hijo de Goya —lo quiso el padre— viajaría como un gran señor, con un doméstico y mucho equipaje. Y un buen día, Francisco estaba con Javier al lado del coche, mientras se cargaban los últimos baúles. «Puedes otorgarme toda tu confianza», dijo Javier. «Tu hijo volverá hecho un artista de quien podrás estar orgulloso. Me alienta la esperanza de poder pintar un día como tú, padre. Ciertamente», afirmó con decisión, «los “Caprichos” nadie te los imitará».

Recogió su capa ancha, un poco fuera de moda, sujeta en el cuello por un cierre de plata, regalo de la duquesa de Alba, y subió con ligereza al coche de un salto. Hizo señas con el sombrero desde la ventanilla sonriendo alegremente. El cochero levantó la fusta, los caballos arrancaron, el carruaje se fué. Javier también se había ido.

De él quedó en el alma del padre como última visión una cara joven, hermosa, sin preocupaciones, toda sonrisas, un sombrero que se agitaba y una capa flotante, cerrada en el cuello con un broche de Cayetana.

37

GOYA SIGUIÓ VIVIENDO en la quinta del Sordo, sólo con Agustín y sus cuadros; los pintados y los no pintados. Por sus años no era viejo todavía, pero sí estaba cargado de sabiduría y de rostros. Había obligado a los espectros a servirle, pero eran rebeldes. Lo había visto hacía poco en presencia del juez de la Inquisición, cuando la horrorosa angustia le apretaba la garganta. Pero ya no podían llenar de dolor su vida; la angustia aquella demostraba cómo amaba la vida. Pensó en doña Felipa, la bella librera, que lo veía con placer, no cabía duda, aunque fuera sordo y maduro. Si ella se esforzaba en alabar su obra a los clientes, no era por la obra misma, sino para agradarle a él. «¡Qué turbios sueños tiene usted, don Francisco!». Y ella atisbaba a menudo en sus sueños. La retrataría pronto.

Tomó su bolívar y su bastón de paseo. Salió al aire libre. Subió lentamente la colina que se elevaba detrás de la casa. Arriba había hecho colocar un banco de madera, sin respaldo. Se sentó erguido, como correspondía a un hombre de Aragón. Ante él se tendía ancha y llana la tierra, plateada en la mañana ya avanzada; detrás de las praderas resplandecientes se elevaban los montes de Guadarrama con las cumbres nevadas. Esa visión había ensanchado a menudo su corazón; hoy no la percibía. Mecánicamente dibujó con el bastón en la arena círculos que se convirtieron en un caos de figuras y rostros. Miró sorprendido; allí estaba otra vez la cara de su amigo Martín, el narigón. Muchos muertos llegaban ahora hasta él. Y quería más a los amigos muertos que a los vivos. Los muertos abren los ojos a los vivientes. Ya tendría que tener los ojos muy abiertos. Tenía algunos conocimientos. Sabía, por ejemplo, que la vida, aunque se la esté maldiciendo a menudo, merece la pena de ser vivida. A pesar de todo. Y merecerá la pena vivirla. Seguramente, no podrá gritar tan pronto: «Ya es hora». Mas aunque nunca llegue la hora, él la aguardará y creerá en ella hasta el último suspiro. Con la mirada vacía, dirigía los ojos a la pradera, y a las montañas que se elevaban tras ella. Había alcanzado una cresta muy alta, pero allí veía perplejo qué alta era la siguiente y qué enormemente elevada la última. «*Plus ultra*», era fácil decirlo. El amargo camino se tornaba cada vez más empinado, rocoso, y el aire sutil y frío quitaba el aliento.

Volvió a dibujar en la arena, jugueteando. Una figura familiar esta vez, los contornos de un gigante sentado para descansar, en tontos sueños, y encima una luna magra y ridícula. Con ademán brusco dejó de dibujar; su gesto se endureció tenso. Acababa de ver algo nuevo. Fijar en el papel o en la tela este «algo nuevo» costaría mucho. Será una altura terrible la que habrá que alcanzar. Y deberá encontrar tonos de colores nunca vistos para tornar visible lo que nunca se vió. Algo entre el blanco negruzco y el pardo, un gris verde sucio, algo pálido, sordamente incitante. «¿Es pintura esto todavía?», preguntarán. Será pintura, su pintura; para quien *había pintado* los «Caprichos» sería la única pintura posible. Y frente a los «Caprichos pintados», los grabados serán un juego inocente de niño.

«¡Qué turbios sueños tiene usted, don Francisco!». El muy digno señor sonrió con malicia bajo el muy digno bolívar. Se levantó. Volvió a casa. Fué hasta su dormitorio. Se puso cómodo, vistió la ropa de trabajo, tanto tiempo abandonada, volvió a sonreír; Josefa hubiera sentido gran satisfacción. Bajó al comedor, se colocó entre las paredes desnudas. Para su novedad no servían las telas. No era nada que se pudiera estirar en un marco y llevar de un lado a otro. Era una parte de su mundo y tal debía quedar. Estaría ligada, prendida de una pared. Miró la superficie desnuda, cerró los ojos, los abrió, miró de nuevo agudamente y sin mirar sin embargo. Nuevas fuerzas corrieron por su sangre. Su nuevo gigante era lo adecuado. Pero muy distinto del gigante que viera hasta hoy y ridiculizara y borroneara en la arena. Más ávido y peligroso, tal vez aquel que devoró a los compañeros de Ulises o el otro, Saturno, o como diantre se llamara, el demonio del tiempo, que se come a sus hijos. Sí, allí estaba bien un gigante antropófago. Antes había encontrado a veces al «Yantar» y lo temió y lo evitó, aunque fuese un demonio bueno; ahora estaba tan lejos que ya no temía ni al «Jayán», el asesino tonto y peligroso. Por el contrario, quería acostumbrarse a él, quería tenerlo siempre delante de los ojos, el ogro, el coloso, el gigante que come, mastica, muele y traga, y al final lo comerá a él también. Lo que vive come y es comido. Está bien así, y lo tendría ante la mirada, mientras él mismo pudiera comer todavía.

Y también tendría ante los ojos a los amigos que admitía a su mesa. Quien viera a su gigante, tendría que sentir más fuerte y alegremente que aún vivía. El ogro los tragará a todos, a Miguel y a Lucía y a Agustín y a doña Felipa, la hermosa librera. Por ahora uno come y bebe. Y se robustece. Se siente que uno es mil veces superior al gigante de la pared. Se le ve en toda su omnipotencia y en toda su impotencia, en su peligrosa maldad y en su mísera ridiculez. Y uno puede mofarse de él, de su malicia, atormentarlo,

despreciarlo, mientras se siente a la mesa y coma. Y más allá de la muerte se puede uno reír del ogro tonto gracias a la figura de la pared.

Su coloso, su gigante, es todavía una forma de sombra, de color pardo verdoso y apenas negruzco, pero ya tornasolado, una figura con el minúsculo hombrecillo en la horrenda boca. Sólo que la sombra será cuerpo, vivirá. De la tiniebla, Francisco sacará su gigante a la luz del día, que no podrá ser día en esa pálida luz. ¡En la pared tenía que estar su ogro!

Goya se puso de pie. Se dijo a sí mismo: «Los muertos al hoyo, los vivos al bollo». Y se sentó a la mesa. Tenía en la boca todos sus dientes aún, y su apetito era excelente.

Llegó Agustín. Vió al amigo en ropa de trabajo y se asombró. Goya, con maliciosa sonrisa y salvaje alegría, declaró: «Sí, vuelvo a la pintura. Haré algo nuevo. Ya no puedo ver las paredes desnudas. Me pintaré algo allí. Algo sabroso, que abra el apetito. Mañana comienzo a pintar».

FIN

Notas

[*] El autor ha sustituido en los diálogos el antiguo tratamiento de «vos» por el moderno de «usted», para no volver pesada la lectura. La traducción respeta el original. Por idéntica razón, se dejó de señalar en notas al pie las palabras castellanas del original alemán, empleadas en abundancia, que dan al texto un sabor especial, como *señora, dueña, viudita, maja, torero, jamona, cámara, mantilla, Grande, romance, tonadilla, petimetre, chusma, muchas gracias, ¡qué vergüenza!,* etc., etc.—*N. del T.* < <

[*] Respetuosamente Esteve trata de usted a Goya, pero cuando el trabajo de Goya despierta la admiración o la cólera de Esteve, la amistad entrañable que le profesa hace que lo trate de *tú. N. del T.* < <